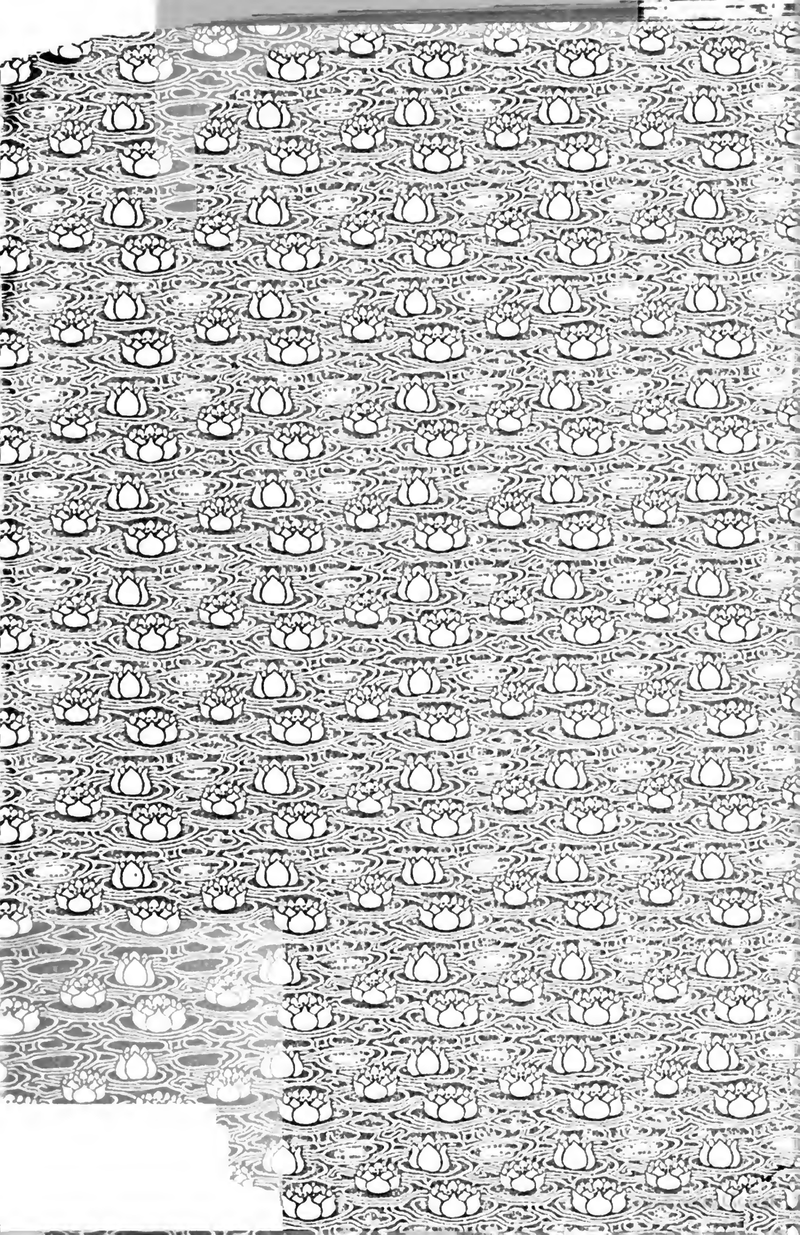


Sozialistische monatshefte







SOZIALISTISCHE MONATSHEFTE

HERAUSGEBER JOSEF BLOCH

1908 / 1. BAND / JANUAR BIS APRIL



VERLAG DER SOZIALISTISCHEN MONATSHEFTE G·M·B·H· IN BERLIN W. 35

12. Jahrgang Des Sozialistischen Akademikers 14. Jahrgang 1. Band

INHALTSVERZEICHNIS

Bo Bergman · Das Blut 419
Eduard Bernstein · Das Werk des Preussentages und der Wahlrechtskampf 10
— Taktik und Agitation im Wahlrechtskampf 142
— Opportunismus 285
— Zur Einleitung des Wahlkampfes 397
— Die Ostern der deutschen Effektenbörse 537
Wilhelm Bölsche · Über Wilhelm Busch 349
Jules Louis Breton · Budgetbewilligung 152
Etienne Buisson · Die direkte Aktion und der Sozialismus 549
Richard Calwer · Arbeitsmarkt und Gewerkschaftstaktik 161
— Die Arbeitslosigkeit in Berlin 227
— Wahlrechtskampf und Wahlkampf 331
— Die wirtschaftliche Hebung der Arbeiterklasse 476
Robert Danneberg · Staatslehrwerkstätten? 433
Eduard David · Wo steht der Feind? 291
Julius Deutsch · Gewerkschaftliche Lohn- und Preispolitik 43
— Österreichs Balkanpolitik 543
Emmy von Egidy · Ein neuer Schauspieler 306
August Erdmann · Zentrum und Wahlrecht 204
Gustav Esmann · Der Arzt 106
Edmund Fischer · Trinken und Arbeiten 360
Henriette Fürth · Der Aufklärungsunterricht · Ein Beitrag zur Sexualpädagogik 243
— Sexualpädagogik und Sexualethik 564
Paul Göhre · Der Modernismus 299
Friedrich Hahn · Das Gesetz der wirtschaftlichen Konzentration in seiner Beziehung zum allgemeinen Weltgesetz 47
Wolfgang Heine · Der Kampf um die preussische Wahlrechtsreform . . 75
— Der Entwurf eines Kurpfuschereigesetzes 294

Wolfgang Heine · Die Aussichten des Reichsvereinsgesetzes 334
— Zur Frage der Machtmittel im Kampf ums Wahlrecht 411
— Die Bedeutung des Reichsvereinsgesetzes 533
Kurt Heinig · Zur Ausgestaltung der Gewerkschaftsbibliotheken . . . 428
Otto Hue · Die christlichnationale Arbeiterbewegung 17
— Zum Wahlrechtskampf in Preussen 137
— Die Sozialpolitik des Reichs 486
Paul Hug · Das oldenburgische Beispiel 482
Paul Kampffmeyer · Die Intellektuellen und die Sozialdemokratie . . 39
Rudolf Kurtz · E. T. A. Hoffmann 27
Carl Legien · Die Taktik der Unternehmerverbände 525
Karl Leuthner · Bilder im Hohlspiegel 201
— Demokratie und Selbstbehauptung der Nation 402
— Deutscher Jammer 461
Heinrich Lux · Die Stellung des Ingenieurs 354
Joseph August Lux · Die moderne Kunstbewegung und die Industrie 231
Rosa Mayreder · Die Wanderer und das Ziel 34
Mathilde Mornay · Der Zeichner Karl Walser 101
— Delacroix 414
Konrad Müller-Kaboth · Lektüre 500
Edward Reynolds Pease · Der Sozialismus und die Mittelklassen . . 91
Heinrich Peus · Die Welthilfssprache Esperanto 366
Gerhart Pusemann · Alkohol, Partei und Gesetzgebung 171
Max Schippel · Kolonialpolitik 3
— Tropenerschliessung und europäische Wirtschaftsentwickelung . . . 81
— Marxismus und koloniale Eingeborenenfrage 273
— Manchestertheorie und englische Kolonialpraxis 468
Conrad Schmidt · Zur Erinnerung an Karl Marx 265
Robert Schmidt · Arbeitskammern 214
— Ein Vorschlag zur Errichtung gesetzlicher Arbeitervertretungen . . 492
Wilhelm Schröder · Politische Gefangene in deutschen Gefängnissen . 218
Sigfrid Siwertz · Der Traum vom Kinde 556
Roman Streltzow · Die politische Lage und die Sozialdemokratie in Russland 408
Albert Südekum · Glossen zum Militäretat 147
Manuel Ugarte · Die Mestizen Amerikas 109
Paul Umbreit · Der gesetzliche Zehnstundentag 164
Willem Hubert Vliegen · Die Verelendung im sozialdemokratischen Programm 341
François Marie Voltaire · Hans und Klaas 176
Beatrice Webb · Der Glaube an den Sozialismus 25
Gustav Wied · Nu geht's wieder gut! 237
August Winnig · Die Demokratie in der Arbeiterbewegung 114
Richard Wolter · Unsere Stellung zur Privatbeamtenbewegung . . . 95

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Wirtschaft / Richard Calwer

1906 und 1907 509
Allgemeine Lage 118
Anleihepolitik 508
Arbeitsmarkt 371
Deutsch-französische Annäherung . 508
Fleischkonsum 311
Frühjahrsaussichten 310
Rückblick auf das Jahr 1907 . . . 117
Vogelstrausspolitik 371
Kurze Chronik . . . 118, 311, 372, 509
Literatur 312

Politik / Max Schippel

Amurbahn 569
Balkanpolitik 247
Beamtengehälter 373
Blockprobe 510
England: Ministerwechsel 510
England und der Kaiserbrief . . . 372
Freisinnige Parteien . . . 119, 247, 568
Japan und Amerika 54
Japan und Kanada 183
Kapland 511
Kolonialdebatten 440
Kongo 313
Marokko 119, 183
Ost- und Nordsee 183
Polenpolitik 312
Portugal 248, 511
Pressestreik 439
Preussisches Wahlrecht 118
Reichsfinanzkrisis 246
Reichsschatzamt 312
Reichstag 53, 182
Russland: Politische Prozesse . . . 54
Sächsische Wahlrechtskrisis . . . 373
Steuervorlagen 54
Türkei und Italien 569
Kurze Chronik . 55, 119, 183, 248, 313, 374, 441, 512, 570
Literatur 184, 249, 570

Sozialpolitik / Robert Schmidt

Arbeiterverhältnisse in Staatsbetrieben 120
Arbeitskammern 512
Ausländische Arbeiter 121
Binnenschiffahrt 315
Handwerksgesetzgebung 374
Invalidenversicherung 122
Konkurrenzklausel 512
Kost- und Logiszwang 314
Pensionskassen 375
Privatangestelltenversicherung . . . 120
Reichsversicherungsamt 513
Schweiz 375
Unfallversicherung 314
Wasch- und Plättanstalten 315
Kurze Chronik . . . 122, 315, 376, 514
Literatur 122

Kommunalpolitik / Hugo Lindemann

Arbeitslosenfürsorge 376
*Betterment*beiträge 379, 515
Polizeikostengesetz 123, 315
Sonntagsruhe 124
Wahlrecht 316
Wasserzins 514
Kurze Chronik . . . 125, 318, 379, 515
Literatur 380, 516

Rechtspraxis / Wolfgang Heine

Boykott 380
Koalitionsrecht und Erpressung . . 381
Prozess Hau 126
Prozess Moltke-Harden 127
Kurze Chronik 128, 383
Literatur 383

Sozialistische Bewegung / Josef Bloch

England 57
England: Parteitag 250
Frankreich: *Fall Breton* 251
Frankreich: Wiederanbahnung des Blocks 443
Holland: Parteitag 572
Italien 58
Italien: Ferris Rücktritt 252
Italien: Gewalttaktik 573
Positive Arbeit 387
Pressestreik und Partei 442
Preussische Landtagswahlen . . . 571
Preussische Wahlrechtsbewegung 249, 384, 441
Rückblick auf das Jahr 1907 . . . 55
Russland: Syndikalismus 253
Kurze Chronik . 59, 254, 387, 443, 573
Literatur 574

Gewerkschaftsbewegung / Ernst Deinhardt

Baugewerbe 185, 575
Belgien 321

Christliche Gewerkschaften . . . 445
Dienstbotenorganisation 187
England 188
Generalkommission der Gewerkschaften 444
Handlungsgehilfen 320
Hirsch-Dunckersche Gewerkvereine . 320
Holzindustrie 186, 576
Italien 188
Kloss † 318
Konferenz der Gewerkschaftsvorstände 185
Lokalisten 319
Malergewerbe 576
Österreich 321
Rückblick auf das Jahr 1907 . . . 184
Ungarn 445
Vereinsgesetz 575
Zweiter deutscher Arbeiterkongress 187
Kurze Chronik . . . 189, 322, 446, 577
Literatur 577

Genossenschaftsbewegung / Gertrud David

Bezirkskonsumvereine 254
Fleischversorgung 446
Gartenstädte 447
Klassenkampf und Genossenschaft . 129
Mülberger † 129
Offenbach 255
Ungarn: *Hangya* 447
Umsatzsteuer 131
Kurze Chronik 131, 256, 448
Literatur 132

Bildungsbewegung / Franz Lindheimer

Bildung und Regierung 517
Breviere 518
Moralunterricht 257
Kurze Chronik 258, 519
Literatur 258

Frauenbewegung / Wally Zepler

Allgemeine Tendenzen 59
Arbeiterinnenorganisationen des Auslands 450
Bildungsorganisation 449
Bildung und Erziehung 60
Gewerkschaftliche Organisation . . 449
Mutterschutz 61
Politische Arbeiterinnenorganisation . 448
Soziale Arbeit 60
Wahlrecht 60
Kurze Chronik 62, 451
Literatur 451

WISSENSCHAFT

Philosophie / Franz Staudinger

Ästhetik 190
Erkenntnistheorie 577
Ethik 578
Pädagogik 191
Weltanschauung 189
Kurze Chronik 191, 578
Literatur 578

Naturwissenschaften / Bruno Borchardt

Andromedanebel 259
Elektronen 260
Ursache und Zweck in der Biologie 579
Kurze Chronik 261, 580
Literatur 581

Psychologie / Otto Lipmann

Kriminalität und Geschlecht . . . 63
Kriminalpsychologie 62
Psychoanalyse 519
Kurze Chronik 64, 521
Literatur 64

Sozialwissenschaften / Conrad Schmidt

Historischer Materialismus 64
Neuausgaben 324
Werttheorie 322
Kurze Chronik 67, 325
Literatur 67, 325

Sozialgeschichte / Paul Kampffmeyer

Allgemeines 132
Klassenkämpfe 133
Monumentale Geschichtsschreibung . 133
Rassenkämpfe 451
Staatsentwickelung 452
Kurze Chronik 134, 453
Literatur 134, 453

Hygiene / Heinrich Grün

Allgemeines 388
Aufgaben der Rubrik 390
Sexualhygiene 581
Kurze Chronik 390, 584
Literatur 584

KUNST

Bildende Kunst / Anna Plehn

Corinth 194
Delacroix 192
Englische Ausstellung 521
Erler 523
Géricault 192
Gogh 522

Greiner . . . 522
Kollwitz . . . 522
Moderne Deutsche . . . 194
Moderne Franzosen . . . 193
Putz . . . 523
Trübner . . . 194
Weiss . . . 523
Kurze Chronik . . . 194, 523
Literatur . . . 524

Dichtkunst / Max Hochdorf

Busch † . . . 326
Dramen . . . 134, 455
Erzählungen . . . 135
Neuausgaben . . . 135
Romane . . . 327
Satirisches . . . 326
Weltanschauungsbücher . . . 453
Zolas Nachlass . . . 585
Kurze Chronik . . . 136, 328, 455, 585
Literatur . . . 136

Musik / Hugo Leichtentritt

Grieg † . . . 68
Instrumentalmusik . . . 390
Joachim † . . . 68
Lieder . . . 70
Nicodé . . . 69
Oper . . . 391
Reger . . . 69
Tappert † . . . 68
Totenliste . . . 391
Kurze Chronik . . . 70, 392
Literatur . . . 392

Bühnenkunst / Rudolf Kurtz

Aristophanesaufführung . . . 457
Berliner Bühnen . . . 263, 457
Berlin: *Hebbeltheater* . . . 456
Kammerspiele . . . 261
*Räuber*aufführung . . . 262
Tanz der Maud Allan . . . 264
Versuche . . . 455
Kurze Chronik . . . 264, 457
Literatur . . . 458

KULTUR

Technik / Heinrich Lux

Einschienenbahnen . . . 588
Elektrische Vollbahnen . . . 586
Fernschreiben und Fernsehen . . . 198
Gichtgase . . . 586
Kraftmaschinen im Schiffsbetrieb . . . 586
Luftschiffahrt . . . 199
Schnellverkehr . . . 195
Stufenbahnen . . . 587
Telegraphie ohne Draht . . . 196
Telephonie ohne Draht . . . 197
Kurze Chronik . . . 200, 588
Literatur . . . 588

Kunstgewerbe / Joseph August Lux

Allgemeine Lage . . . 70
Fall Muthesius . . . 459
Städtebau . . . 71
Strassenbild . . . 458
Studentenkunst . . . 459
Wien . . . 72
Kurze Chronik . . . 73, 460
Literatur . . . 73

DIVERSA

Bücher

Bölsche: *Tierbuch* / Ida Häny-Lux . 392
Fürth: *Ein mittelbürgerliches Budget* / Johannes Heiden . . . 74
Gurlitt: *Der Verkehr mit meinen Kindern* / Lisbeth Stern . . . 328
Haase und Zell: *Der Zoo* / Lisbeth Stern . . . 460
Wigand: *Unkultur* / Ida Häny-Lux . 136

Notizen

Marx und die Sklaverei / Max Schippel . . . 393, 524
Vorwärts und Sachlichkeit / Max Schippel . . . 460

× × ×

ABBILDUNGEN

Wilhelm Busch / Letzte Aufnahme März 1907 . . . 330
Eugène Delacroix / Selbstporträt . . . 396
E. T. A. Hoffmann / Gezeichnet von John Höxter . . . 2
Karl Walser / *Er singt die Dame an* . . . 103

××××××××××××××××××××××××××××××××××××××

VERZEICHNIS DER ABKÜRZUNGEN IN DER RUNDSCHAU

A. E. G.	bedeutet	die *Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft* (Sitz Berlin)
B. E. W.	„	die *Berliner Elektrizitätswerke*
B. G. B.	„	das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch
C. G. T.	„	*Confédération générale du Travail* (die Zentralorganisation der französischen Gewerkschaften, syndikalistischer Prägung)
C. W. S.	„	*Cooperative Wholesale Society* (die englische respektive schottische Grosseinkaufsgesellschaft)
D. G. B. G.	„	die *Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten*
F. S.	„	die englische *Fabian Society*
G. E. G.	„	die *Grosseinkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine*
G. O.	„	die deutsche Gewerbeordnung
I. L. P.	„	*Independent Labour Party* (die englische *Unabhängige Arbeiterpartei*, Richtung Keir Hardie-MacDonald)
L. P.	„	*Labour Party* (die Arbeiterpartei im englischen Parlament)
P. P. S.	„	*Polska Partya Socyalistyczna* (die *Polnische sozialistische Partei*)
S. D.	„	die *Sozialdemokratie des Königreichs Polen und Litauens* (Richtung Rosa Luxemburg)
S. D. F.	„	*Social Democratic Federation* (die englische *Sozialdemokratische Föderation*, Richtung Hyndman)
S. L. P.	„	*Socialist Labor Party* (Vereinigte Staaten von Amerika, Richtung De Leon)
S. P.	„	*Socialist Party* (Vereinigte Staaten von Amerika, Richtung Hillquit)
Str. G. B.	„	das deutsche Strafgesetzbuch
Str. P. O.	„	die deutsche Strafprozessordnung

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

VERZEICHNIS SINNENTSTELLENDER DRUCKFEHLER

BEI den Druckfehlern der Rundschau ist die Spalte durch eine der Seitenzahl angefügte römische Zahl bezeichnet.

Seite	36	Zeile	23 v. u.	statt	wandeln	lies	wandern
„	250 I	„	13 v. o.	„	sie	„	er
„	294	„	20 v. u.	„	die	„	der
„	294	„	13 v. u.	„	allen	„	aller
„	297	„	12 v. o.	„	von	„	durch
„	297	„	17 v. u.	„	approbierter	„	approbierten
„	355	„	21 v. o.	„	materialistischen	„	materiellen
„	454 I	„	2 v. u.	„	Perranus	„	Teranus
„	461	„	6 v. u.	„	Gewerbe	„	Gewebe
„	462	„	18 v. u.	„	wechselnder	„	wachsender
„	520 I	„	3 v. u.	„	Veränderung	„	Verdrängung

DRUCK: VEREINIGTE VERLAGSANSTALTEN GUSTAV BRAUNBECK & GUTENBERG-DRUCKEREI A. G. in BERLIN



E. T. A. HOFFMANN / GEZEICHNET VON JOHN HÖXTER

1. Heft | 9. Januar 1908

MAX SCHIPPEL · KOLONIALPOLITIK

»EH ich's verstand, da sprach ich frei;
Und nun versteh' ich mancherlei –
Warum sollt' ich nun schweigen?«
GOETHE

I

BEIM Blättern in älteren Schriften und Belegen zur Kolonialfrage stosse ich auf folgenden Bericht des *Vorwärts* über die Sitzung der deutschen Delegation am 15. August 1904 in Amsterdam:

»Vor Beginn der heutigen Kongresssitzung trat die deutsche Delegation zu einer Besprechung . . . zusammen. . . . . Zur Frage der Kolonialpolitik bringt Bebel für die Mitglieder der beteffenden Kommission nachstehende Gegenresolution zur van Kolschen ein, um unsere grundsätzliche Stellungnahme schärfer und klarer zum Ausdruck zu bringen. Diese Resolution lautet:
›Die Kolonialpolitik, insofern sie darauf gerichtet ist fremde Länder mit Völkerschaften tieferstehender Kultur die Wohltaten moderner Kultur und Zivilisation teilhaftig werden zu lassen, also die Eingeborenen dieser Länder zu uns emporzuheben und sie zu wahren Kulturmenschen zu erziehen, ist ein Bestreben, dem die Sozialisten nicht nur ihre volle Sympathie entgegenbringen, sondern das zu verwirklichen sie bestrebt sein müssen, wo immer sie die Macht und Gelegenheit dazu haben.‹«

Darauf folgte die übliche, auch 1907 in Stuttgart und bis zur Gegenwart von keiner parteigenössischen Seite angefochtene Verwahrung gegen die bisher vorherrschende *Art* der Kolonialpolitik; »dieser Art der Kolonisation« sei durch Agitation und parlamentarische Rede und Abstimmung auf das schärfste entgegenzutreten.

Diese Erinnerung beweist — neben zahlreichen anderen Kundgebungen, deren Wiederholung mir heute erlassen sein mag — auf das deutlichste, wie wenig im Vorjahre die Mehrheit der deutschen Delegation eine Schwenkung vollzog, als sie in Stuttgart abermals einem sinnesgleichen Satze zustimmte, man verwerfe »nicht prinzipiell und für alle Zeiten jede Kolonialpolitik, die unter sozialistischem Regime zivilisatorisch wird wirken können«. Es gelang schon deshalb unseren privilegierten Parteirettern diesmal so spottschlecht auch nur eine kümmerliche und mehr als papierene Protestbewegung gegen den unheilschwangeren Passus und seine Befürworter in Gang zu bringen.

Mittlerweile haben sich unsere berufenen und unberufenen Tugendwächter selber einer weiteren Einsicht — oder sollen wir mit der *Bremer Bürgerzeitung* lieber sagen: einer eigenen »Verlodderung des theoretischen Denkens«? —

nicht verschliessen können. Noch in Stuttgart behaupteten sie frisch-fromm-fröhlich in einer Minderheitserklärung (Ledebour, Wurm, Henry de la Porte, Bracke, Karski), ganz allgemein und ohne Ausnahmen zuzulassen:

»Die kapitalistische Kolonialpolitik, statt die Produktivkräfte zu steigern, zerstört durch Versklavung und Verelendung der Eingeborenen wie durch mörderische, verwüstende Kriege den natürlichen Reichtum der Länder, in die sie ihre Methoden verpflanzt. Sie verlangsamt oder verhindert dadurch selbst die Entwickelung des Handels und des Absatzes der Industrieprodukte der zivilisierten Staaten.«

Das war ein vernichtendes Urteil über jedwede Kolonialpolitik, ohne auch nur für einen einzigen Fall wenigstens mildernde Umstände als möglich und denkbar zuzulassen. Aber siehe da, das Bild änderte sich, als man ernstlich Rede und Antwort stehen sollte, mit verblüffender Plötzlichkeit. Mit überaus anerkennenswertem Nachdruck wurde uns in den letzten Wochen und Monaten bestimmt und immer bestimmter versichert: die Siedelungskolonisation — wahrhaftig, ein recht umfassendes Stück der modernen Kolonialpolitik! — nehme man von diesem vernichtenden weltgerichtlichen Urteilsspruch aus; das sei von vornherein selbstverständlich gewesen, denn bei dieser »Art der Kolonisation« gewahre selbst ein Blinder die umwälzende, gewaltigste Kulturfortschritte nach sich ziehende Steigerung der Produktionskraft. Hören wir ein solches Bekenntnis zu einem besseren und tröstlicheren Glauben:

»An stelle der rückständigsten Wirtschaft, die kaum schon produziert, sondern vorwiegend nur sammelt, was die Natur frei bietet, setzen sie [die Ansiedler europäischer Zivilisation] die höchsten Produktionsmethoden ihrer Zeit .... Sie setzen nicht bloss ... hohe Produktivkraft in der Kolonie an Stelle der winzigen Produktivkraft der Wilden, sondern können auch ihre eigene Produktivkraft viel rascher als das Mutterland entwickeln und so zu einer der mächtigsten Triebkräfte der Entfaltung der allgemeinen Produktivkraft der Menschheit werden. Das glänzendste Beispiel dieser Art bilden die Vereinigten Staaten.«

Freilich, freilich — fügt unser kolonialbegeisterter prinzipieller Gegner der Kolonialpolitik mit Recht ein wenig kleinlaut hinzu — »freilich haben diese Kolonieen bisher überall zur Zurückdrängung, ja vielfach gänzlichen Vernichtung der Eingeborenen geführt, aber« — hier richtet er sich, innerlich neuberuhigt, wieder auf —:

»Das war nicht eine unerlässliche Folge dieser Methode der Kolonialpolitik .... Wir müssen sicher bedauern, dass in den Arbeitskolonieen [der sehr unglückliche Ausdruck deckt genau das, was man sonst und zwar besser *Siedelungskolonie* nennt] nicht in gleicher Weise die Eingeborenen zivilisiert, erhalten und zu nützlichen Bürgern des Landes gemacht wurden, das darf uns aber nicht veranlassen die ungeheuren Vorteile zu verkennen, die solche Kolonieen für die Entwickelung der menschlichen Produktivkraft bedeuten.«

Und so bleibt es, was die kolonisatorische Erschliessung der Vereinigten Staaten, Kanadas und noch anderer amerikanischer Riesengebiete, ferner des grössten Teils von Australien, von Südafrika, von Nordostasien (Sibirien) und noch anderer Erdstriche anlangt, so ungefähr, ja sogar wörtlich bei dem, was man soeben noch vor der Partei und der ganzen Öffentlichkeit als verdächtige Abirrung vom Pfade der prinzipiellen Unschuld zu denunzieren suchte:

»Für die Arbeits-[Siedelungs]kolonieen gilt also, dass man wohl ihre Methoden der Behandlung der Eingeborenen sehr oft verurteilen muss, die Kolonisation selbst aber nicht prinzipiell [!!] ablehnen darf, sie vielmehr als einen gewaltigen Hebel der menschlichen Entwickelung anzuerkennen hat.«[1])

[1]) Vergl. Karl Kautsky *Sozialismus und Kolonialpolitik* (Berlin 1907), pag. 25-26.

Also nicht erst, wie der Stuttgarter Satz schüchtern meinte, in einer besseren sozialistischen Zukunft lässt sich diese oder jene Art von *zivilisatorischer* Kolonisation denken; nein, schon bisher, sogar bei gänzlicher Vernichtung der ursprünglichen, eingeborenen Landinhaber, muss man die eine, vielleicht noch immer wichtigste Form der Kolonialpolitik, die Siedelungskolonisation, als unvermeidlich, nützlich und gross, als ungeheuren *Vorteil* für die menschliche Entwickelung anerkennen. Das sind die noch gestern darüber Entrüsteten, dass andere Parteigenossen nicht für alle Zeiten jede Kolonialpolitik *prinzipiell* verwerflich fanden.

II

NUNMEHR jedoch wurden, nach alter deutscher Parteierfahrung, die üblichen Verlegenheitsausflüchte fällig. Sie gingen, wie zu erwarten, unverdrossen und im Vertrauen auf die gutgläubige Kritiklosigkeit der näheren Umgebungen dahin: die Zeit der verteidigten und sogar gepriesenen internationalen Siedelungskolonisation sei eben vorüber. Es sei — um die Marxsche Ausdrucksweise anzuwenden[2]) — in der ganzen Welt kein Fussbreit jungfräulichen Boden mehr verfügbar, den man mit freien Einwanderern an stelle der eingeborenen Ur- und Vorbesitzer besiedeln könne und dürfe. Das letzte, das allerletzte, allerdings glänzendste Beispiel »dieser Art« hätten eben, wie gesagt, — die Vereinigten Staaten gebildet.

Mit Verlaub: welche Vereinigten Staaten? Die verhältnismässig verschwindenden Küstenstreifen im Osten, von denen der Unabhängigkeitskrieg gegen England ausging? Die *States* gegen Ende des ersten Drittels im 19. Jahrhundert, als noch immer weiter nichts als die Besiedelung der alten Gemeinwesen am Atlantischen Rand im grossen und ganzen als abgeschlossen gelten konnte? Oder die Union der vierziger und fünfziger Jahre, die ihr Wachstum allmählich bis zum Mississippi und Missouri hin zu erstrecken begann? Oder der junge Riese nach dem Bürgerkrieg, an der Wende der sechziger und siebziger Jahre, dessen stürmische Landbesetzungslaufbahn nach dem weiten Innern und dem fernen Westen des Kontinents jetzt eigentlich erst mit Vollkraft anhob? Der amerikanische Zensus nennt *besiedelte* (*settled*) Gebiete diejenigen, auf denen die minimale Bevölkerungsziffer 2 pro englische Quadratmeile erreicht und überschritten wird, und entwirft bei Anlegung dieses Massstabes folgendes eindrucksvolle Bild der erst im letzten Menschenalter vollanschwellenden Siedelungskolonisation im Bereich des Sternenbanners:

Jahr	Besiedelte Gebietsfläche (Quadratkilometer)	Jahr	Besiedelte Gebietsfläche (Quadratkilometer)
1790	619 431	1850	2 536 255
1800	791 783	1860	3 094 432
1810	1 056 577	1870	3 295 129
1820	1 317 577	1880	4 080 882
1830	1 638 737	1890	5 062 941
1840	2 090 886		

[2]) Marx' grundlegende Definition im Eingang zum Kapitel über die moderne Kolonisationstheorie: »Es handelt sich hier von wirklichen Kolonieen, jungfräulichem Boden, der durch freie Einwanderer kolonisiert wird. Die Vereinigten Staaten sind, ökonomisch gesprochen, immer noch Kolonialland Europas.«

Noch in den zwei Jahrzehnten nach dem Bürgerkrieg hat man demnach der siedelungsleeren Wildnis grössere Gebiete abgerungen wie in der ganzen ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Will man, was ökonomisch vielleicht richtiger wäre, die Kraft der amerikanischen Siedelungskolonisation messen an dem Übergang *öffentlicher*, das heisst den Indianern unwiderruflich entzogener Ländereien in das *Privat*eigentum von Farmern, so würden wir mindestens auf das gleiche Übergewicht der letzten Jahrzehnte stossen, und selbst heute ist die Aufteilung der *public domain* an neue Ansiedler in den Vereinigten Staaten noch lange nicht endgültig abgeschlossen.

Das ist allerdings »das glänzendste Beispiel dieser Art Kolonialpolitik«, um zu unserem prinzipiellen Kolonialgegner zurückzukehren. Aber wenn das durchaus zutreffend und durchaus marxistisch gedacht ist, welche Gedankenlosigkeit gehört alsdann dazu, gleich zwei Seiten darauf zu schreiben, eine »Möglichkeit zu kolonisatorischer Tätigkeit dieser Art« gebe es »kaum noch irgendwo, sicher nirgends mehr in einem auch nur einigermassen ins Gewicht fallenden Masse«, denn . . . alle in Betracht kommenden Gebiete seien »bereits besetzt« und mehr oder weniger »selbständig« geworden!

Abermals mit Verlaub: *selbständiger* als die Union seit dem Ende des 18. Jahrhunderts kann überhaupt wohl niemals ein überseeisches Gemeinwesen werden. Aber gerade innerhalb dieser errungenen und von keiner Seite mehr bestrittenen Selbständigkeit entfaltete die soeben noch bewunderte Union erst »diese Art Kolonialpolitik«, nämlich die Siedelungskolonisation, auf das »glänzendste«. Was soll also der Hinweis auf die Selbständigkeit, um die Unmöglichkeit der Siedelungskolonisation international allgemein darzutun? Und *besetzt* in dem Sinne, dass innerhalb gewisser Breiten- und Längengrade keine fremde Macht in Zukunft noch etwas suchen sollte, war die Union schon lange und von jeher, als sie dennoch erst anfing den ungeheuer weitgespannten, zunächst fast noch europäerleeren Rahmen ihres Hinterlandes auszufüllen und mit Ansiedlern zu — *besetzen*. Handelt es sich bei der wirklichen, lebendigen und schöpferischen Kolonisation um die eine oder die andere Art der Besetzung? *Besetzt* in dem Sinn, dass auf den Landkarten nur noch ein paar völkerrechtlich zweifelhafte Grenzlinien genauer einzuzeichnen bleiben, ist schliesslich ganz Afrika; aber von da bis zu der Zeit, wo die riesenhaft ausgedehnten Innenbezirke und Hinterländer mit tätigen Kolonialgesellschaften, Faktoreien, Produktionsbetrieben oder auch nur mit den aktenschreibenden und verordnungerlassenden Ausläufern einer halbwegs wirksamen Verwaltung *besetzt* sein werden, muss zweifellos noch sehr viel Wasser den Kongo und Niger und den Zambesi hinunterlaufen. Für die *Kolonisation* Afrikas ist die erzielte gegenseitige Grenzabsteckung eher nur die notwendige Vorstufe und sicherlich niemals ein Endstadium, selbst wenn solche Grenzen ewig unverrückbar blieben. Die eine Besetzung steht vor dem Beginn der eigentlichen Kolonisation; die andere erst ist der Verlauf und Abschluss der wirklichen, ökonomischen Kolonisation.

Mit anderen Worten: Nicht die rückwärts, nach Europa und dem Mutterlande, den ersten staatlichen Ausgangspunkten laufenden, bald stärkeren bald schwächeren politischen Verbindungs- und Leitungsfäden und ebensowenig die völkerrechtlich und tatsächlich gesicherten oder nicht gesicherten Grenzen geben oder nehmen einem jüngeren, weissen Pflanzstaat den ökonomisch-historisch besonderen Charakter einer Kolonie, mit all den Begleiterscheinungen,

die für unser sozialistisches, allgemeines Urteil über die Kolonialpolitik, gleichviel welcher Länder, massgebend sind. Sondern vorwiegend und ausschliesslich tut dies die nach vorwärts gerichtete, dem Innern des angebrochenen Erdteils zugekehrte Tätigkeit, gleichviel ob dabei mehr das Mutterland oder vielleicht ganz allein der Pflanzstaat in Aktion tritt. Wenn England den Indianern Landgebiet um Landgebiet rechtlich aberkannte und seinen Untertanen rechtlich zusprach — denn die tatsächliche Expropriation vollzogen auch in der Zeit der britischen Oberherrschaft so gut wie immer, in ganz freiem Entschluss, die Ansiedler an Ort und Stelle —, so trieb England Kolonialpolitik. Wenn die, zu noch selbständigerem Leben erwachten Freistaatler die dünne Nabelschnur zwischen sich und London entschlossen ein für allemal durchschnitten, so braucht man über die nach vielen Seiten hin grossen geschichtlichen und politischen Wirkungen kein Wort zu verlieren. Aber an der Kolonisation Inneramerikas, an der kolonisatorischen Politik — die nur noch weniger als bisher von London und noch mehr von den Küstenstaaten ausstrahlte — wurde trotzdem nicht das geringste geändert, solange die Ansiedler nach wie vor fortfuhren Indianer und deren Lebensquellen, die Büffelherden, zu verdrängen und wie bisher, Schritt für Schritt, Europäer und europäischen Landbau nach dem Inneren vorzuschieben. Die Vereinigten Staaten blieben, »ökonomisch gesprochen, immer noch Kolonialland Europas«. Das ist nicht bloss eine sehr tiefe und treffende Bemerkung unseres Karl Marx', sondern ich kenne keinen Wirtschaftsgeographen und keinen ernstzunehmenden Wirtschaftshistoriker, der die Kolonisation des Unionsgebietes mit dem Friedensschluss von 1783 und die Kolonisation Kanadas etwa mit dem *British North America Act 1867* endgültig aufhören liesse. Theoretiker dieser Art findet man höchstens auf deutschen Bierbänken vor.[3])

Oder wählen wir ein anderes Beispiel. Die erbittert aus dem britischen Kapland fortziehenden, die englische Herrschaft abschwörenden, ihre eigenen Gemeinwesen in der Wildnis gründenden Buren trieben genau die altgewohnte Unterdrückungs- und Vernichtungspolitik weiter gegen die einheimischen Schwarzen und gegen deren Landbesitzrechte. War das gleiche Verfahren in Kapland etwa deshalb *Kolonisation,* weil eine europäische Macht mit einer gewissen Verantwortlichkeit dahinterstand — und war das selbe Verfahren etwa jenseits des Oranje und des Vaal etwas anderes als Kolonisation, weil die Burgher zwar noch immer die gleichen Vorstösse gegen das Innere Südafrikas unternahmen, aber doch als staatlich *selbständiger* Vorposten Europas, als eigenwillige Vertreter europäischer, wenn auch der neuartigen Umgebung angepasster Wirtschaftsweise? In letzterem Sinne ist es nicht einmal richtig, dass solche überseeische Länder mit der gewonnenen Selbständigkeit »aufhören, Objekte einer europäischen Kolonialpolitik zu sein«.[4]) Aber davon ganz abgesehen, wie hätte ein internationales Forum, wie das in Stuttgart, dem nordamerikanische, australische und japanische Delegierte angehörten, England und Europa verurteilen, dagegen Amerika, Australien, Südafrika und Japan freisprechen dürfen, wenn diese Länder ihrerseits die gleichen Bahnen der Kolonisation und der *Vernichtung* der Produktiv-

[3]) Vergl. meinen Artikel *Was ist eigentlich eine Kolonie, und was ist Kolonialpolitik?* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1907, 2. Band, pag. 817 ff., und dazu die *Faulen Spässe* des *Vorwärts* vom 28. September 1907.

[4]) Vergl. Kautsky, loc. cit., pag. 27.

kräfte wandeln? Sind Kanada, Australien, Südafrika bereits so gut wie vollkommen selbständige Staatsgebilde, so folgt daraus lediglich, dass die beabsichtigte Verwahrung gegen eine wirklich oder vermeintlich kulturfeindliche Strömung nicht nur an die Adresse Londons und anderer europäischer Hauptstädte, sondern ebenso nach den überseeischen Kolonisationsherden zu richten war — weiter nichts.

III

OB die kolonisatorischen Vorstösse nach dem Innern fremder Erdteile mehr vom Mutterlande oder von den überseeischen europäischen Vorposten an den Landungsküsten selber ausgehen, ist also für die ökonomisch-historische Würdigung der verschiedenen *Arten* der Kolonisation ganz gleichgültig. Es bliebe deshalb nur noch zu erörtern, ob mit dem allmählichen, aber noch keineswegs vollendeten Ausscheiden der Vereinigten Staaten aus dem Angebotskreise von Neuland, von fast kostenlosem jungfräulichen Boden, in Gegenwart und Zukunft dem ansiedlungsbegehrenden Europäer jeder ähnliche Ausweg, wie bisher nach dem fernen amerikanischen Westen, nach allen Seiten verschlossen ist. Eine solche Erörterung ist eigentlich nur in Deutschland denkbar; in England zum Beispiel würde sich ein Sturm des Gelächters erheben, wenn jemand ernsthaft eine solche Frage als strittig behandeln wollte.

Wie steht es beispielsweise gleich mit dem Nachbarlande der Union, mit Kanada, nachdem die kümmerlichen Überreste des Indianertums auf Reservate beschränkt und alle Ländereien der Krone, dem *Dominion* (Bund) und den Provinzen (Einzelstaaten) juristisch zugesprochen wurden? Genau so oder ganz ähnlich wie in den als Muster der einen Art der Kolonialpolitik gerühmten Vereinigten Staaten, nur dass die Vereinigten Staaten bei ihrer Kolonisierungspolitik — noch selbständiger waren als Kanada. In einem der letzten Berichte des landwirtschaftlichen Sachverständigen beim deutschen Konsulat in Chicago heisst es:

»In Nordontario stehen nach öffentlichen Bekanntmachungen bis zu 25 Millionen Hektar der *Besiedlung* offen, für Britisch Kolumbia werden dafür zwischen 10 Millionen und 24 Millionen Hektar angegeben. Auch in Quebec und New Brunswick harren noch verschiedene Millionen Hektar der Besiedelung, ohne dass es freilich ohne weiteres klar läge, inwieweit sie landwirtschaftlich anbauwürdig sind. So viel steht aber fest, dass die *Dominion* von Kanada noch Hunderttausende von Quadratkilometern [die benutzte und unbenutzte Bodenfläche des ganzen Deutschen Reiches mit seinen 62 Millionen Einwohnern umfasst 540743 Quadratkilometer!] unbenutzten landbaufähigen Landes besitzt, von dem der weitaus grösste Teil mehr oder weniger fruchtbarer Prärieboden ist und das zu besiedeln die Regierung in letzter Zeit besondere Anstrengungen macht. Von dem gesamten Grund und Boden sind erst etwa 30 bis 34 Millionen Hektar oder rund 3,5 % in Privathände übergegangen. Der übrige (940 Millionen Hektar) ist noch im Staatsbesitz.«

So viel, um immer mit Karl Marx zu sprechen, über den verfügbaren Vorrat an »jungfräulichem Boden«, über die materielle Unterlage dieser *Art* der Kolonialpolitik. Und nunmehr, um das Bild einer »wirklichen Kolonie«, eines »Koloniallandes Europas« zu vervollständigen, zur »freien Einwanderung«, zum persönlichen Faktor dieser, die Produktivkräfte des europäischen Kulturkreises gewaltig steigernden Kolonisation:

»Die Zahl der fremden Zuwanderer ist, wohl mit wenigen Unterbrechungen, von Jahr zu Jahr gestiegen und wird aller Voraussicht nach im Jahre 1907 die von 200000

nicht unbeträchtlich übersteigen (1906: 189 000). Dass hiervon die grösste Menge Landsiedler waren, geht schon aus dem Zuge nach den westlichen Ackerbauprovinzen und der Höhe des aufgenommenen öffentlichen und Privatlandes hervor. Es war rund

in den Jahren	Zahl der Einwanderer	Zahl der aufgenommenen öffentlichen Heimstätten	Verkauf von Eisenbahnland (Hektar)
1892 bis 1896	114 000	16 400	300 000
1897 bis 1901	171 000	29 500	1 000 000
1902 bis 1906	662 000	145 000	4 130 000.«

In der Tat, die »Möglichkeit kolonisatorischer Tätigkeit«, ähnlich wie in den gepriesenen Vereinigten Staaten, hat »nur noch akademische Bedeutung«: sie kommt »kaum noch irgendwo, sicher nirgends mehr in einem auch nur einigermassen ins Gewicht fallenden Masse« in Betracht! Der Zufall will, dass ich zur selben Zeit, da ich dies lese, in einem Vortrage Dr. Theodor Barths die Auffassung des jetzigen liberalen Regierungsleiters von Kanada, Sir Wilfrid Lauriers, erwähnt finde: in den nächsten fünfzig Jahren werde Britisch Nordamerika eine Siedelungsentfaltung erleben, wie sie das geschichtlich zunächst begünstigtere Nachbarland, die Vereinigten Staaten, in den letzten hundert Jahren durchgemacht hätte. Beweist alles nichts. »Bereits besetzt« ruft uns Genosse Kautsky von seinem Papststühlchen aus zu.

Aber wenn das alles noch immer nichts beweist, dann bitte ich zuguterletzt endlich einmal bei einer ganz untrüglichen Autorität Rat zu holen. Zum Beispiel in des Genossen Karl Kautsky *Agrarfrage* vom Jahre 1899, seit der sich die Weltgeschichte wohl kaum schon völlig in ihr Gegenteil verkehrt haben kann. Hier wird unserer europäischen Landwirtschaft die fortgesetzte, unerträglich preisdrückende Konkurrenz »der Kolonieen«, nämlich »Amerikas und Australiens«, in düsteren Leichenbitterfarben geschildert:

»Unermessliche Strecken fruchtbaren Landes liegen herrenlos da, denn ihre ursprünglichen Herren, die wenig zahlreichen Ureinwohner, werden ausgerottet oder auf kleine Landstriche zusammengedrängt . . . Das Bild der *kolonialen* Landwirtschaft, das wir eben gezeichnet, gilt für die Vereinigten Staaten nur noch in geringem Masse . . . . . Heute ist aller [?] fruchtbare Boden in den Vereinigten Staaten Privateigentum. Die Zunahme der Zahl der Farmen wird immer langsamer[5]) . . . . Aber diejenigen sind sehr im Irrtum, die daraus schliessen, die Agrarkrisis werde nun bald überwunden sein. Der Prozess, der sie hervorgerufen, geht ununterbrochen weiter und erschliesst immer wieder neue Regionen, sowohl der Kolonieen, wie . . . . . . Noch ist in Kanada, in Australien, in Südamerika unbesiedeltes Land zu finden [folgen Riesenziffern] . . . . . Sibirien mit seinen 160 Millionen Hektar Getreideboden wird dem Weltmarkt durch eine Eisenbahn erschlossen . . . . . Seit 20 Jahren prophezeien uns optimistische, namentlich liberale Ökonomen das baldige Ende der Agrarkrisis; seit 20 Jahren vertieft und verbreitet sie sich von Jahr zu Jahr. Wir haben in ihr nicht mit einer vorübergehenden, sondern einer ständigen Erscheinung zu rechnen . . . . Die Agrarkrisis kann also nur enden in der einen allgemeinen Krisis der gesamten kapitalistischen Gesellschaft. Man mag diesen Termin weiter entfernt oder näher annehmen, gewiss ist, dass die Agrarkrisis in der kapitalistischen Gesellschaft nicht mehr aufhören wird, dass sie zum ehernen Bestand derselben gehört.«[6])

[5]) Vergl. dazu meinen in Note 3 genannten Artikel, pag. 822.

[6]) Vergl. Karl Kautsky *Die Agrarfrage* /Stuttgart 1899/, pag. 241, 244, 246, 247, 248. × Neuerdings hat uns übrigens der Genosse *Parvus* umgekehrt bewiesen, dass die europäische Bauernschaft nicht an dem dauernden krisenhaften Preissturz, sondern an der erst recht dauernden schauderhaften Preishausse zu grunde gehen wird und muss: »Die Brotteuerung wird permanent . . . Wir gehen einer Bauernnot entgegen, hervorgerufen durch eine Teuerung, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat.« Wer sich für die Psychologie dieser *marxistischen* Wissenschaft interessiert, der lese, neben Kautsky, Parvus *Die Kolonialpolitik und der Zusammenbruch* /Leipzig 1907/.

Mit dem Rückschlag des überseeischen Landkolonisationsfortschreitens auf die europäische Agrarproduktion hat unsere heutige Auseinandersetzung nichts zu schaffen. Hierfür genügt uns durchaus das Zugeständnis: Es kann und wird innerhalb der verschiedensten Erdstriche — ähnlich wie seit Jahrzehnten in den Vereinigten Staaten, dem »glänzendsten Beispiel« für »diese Art Kolonialpolitik« — weiter siedelungskolonisiert werden. Und zwar deshalb, weil die beiden Grundvoraussetzungen »wirklicher Kolonieen«: einerseits Verfügung über herrenlos gemachtes oder weiter herrenlos zu machendes Land, über »jungfräulichen Boden«, und andererseits Verfügung über grosse landbegehrende Zuwanderermassen, in den interessierten Gemeinwesen, so bald nicht verschwinden werden.

Die Unterfrage, ob bei dieser unwiderstehlich sich fort und fort vollziehenden Siedelungskolonisation mehr diesem oder jenem europäischen Mutterlande oder, wie bisher schon in Amerika, mehr den selbständiger werdenden und schliesslich ganz unabhängigen, majorenn gewordenen überseeischen Vorposten und Pflanzstaaten europäischer Kultur die bestimmende Führung zufallen wird und soll, ist für die allgemeine *prinzipielle* Beurteilung der Siedelungskolonisation selber, dieser einen, fortgesetzt gleich bedeutungsvollen Art der Kolonialpolitik, durchaus gleichgültig. Sollen und dürfen Völker und Völkersplitter des europäischen Kulturkreises[7]) Indianer, Australneger, Hottentotten und Kaffern von ihrem Jagd- und Weideland verdrängen und an deren Stelle europäische Ackerbauer und Viehzüchter setzen? Hier, ausschliesslich hier, fällt die *prinzipielle* Entscheidung über die Politik der Siedelungskolonisation. Diese *prinzipielle* Entscheidung muss offenbar in ganz der selben Weise für oder gegen lauten, gleichviel, ob das aktive weisse Volks-, Staats- oder auch nur Korporationsgebilde England, Frankreich, Deutschland, amerikanische Union, Kanada, Australien, Transvaal-Oranje- und Kapland oder *South African Company* (Rhodesien) heissen mag.

Und über diese allgemeine und prinzipielle Stellungnahme bedarf es jetzt, nach den eigenen unvorsichtigen und verlegenen Zugeständnissen der *prinzipiellen Kolonialgegner* keines weiteren Wortes mehr: hier handelt es sich, wie Genosse Kautsky so schön sagt, um »eine der mächtigsten Triebkräfte der Entfaltung der allgemeinen Produktivkraft der Menschheit; . . . . . gegen diese Art Kolonialpolitik dürfen wir uns sicher nicht ablehnend verhalten.«

Über die zweite Art seien das nächste Mal gleichfalls ein paar längere Ausführungen gestattet.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

EDUARD BERNSTEIN · DAS WERK DES PREUSSENTAGES UND DER WAHLRECHTSKAMPF

FASST man das Ergebnis der Beratungen und Beschlüsse des Parteitages der Sozialdemokratie Preussens zusammen, der vom 21. bis zum 23. November 1907 in Berlin getagt hat, so kann man sagen, dass er das der Aufklärungsarbeit dienende Arsenal der Partei um einige inhaltreiche Referate bereichert und in der Organisationsfrage die Partei einen guten Schritt vorwärts gebracht hat. Letzteres werden auch

[7]) Ich gebrauche den Ausdruck der Kürze wegen; vergl. meinen oben genannten Artikel, pag. 819, Note 1.

diejenigen zugeben, die der Ansicht sind, dass die jetzt beschlossene Organisation der Sozialdemokratie Preussens noch nicht ganz der Grösse der ihr zufallenden Aufgaben entspricht.

Ein weniger befriedigendes Bild bietet die Debatte über die Frage, von der viele erwartet haben, dass sich der Parteitag ganz besonders eingehend mit ihr beschäftigen werde, nämlich die des Wahlrechtskampfes in Preussen. So vortrefflich sie durch das eindrucksvolle Referat des Genossen Arons eingeleitet wurde, so kraftvolle Reden für den Kampf aus der Mitte des Saales gehalten wurden, so brachten alle diese Reden und die zum Schluss einstimmig angenommene Resolution nur eben den Kampfeswillen der Partei zum Ausdruck, an dem auch vorher niemand gezweifelt hatte, jedoch äusserst wenig über die Form und Organisierung des Kampfes. Die Resolution war ein Rütlischwur der in stattlicher Zahl versammelten Delegierten der Sozialdemokratie Preussens und soll als solcher nicht unterschätzt werden. Auf dem Rütli hat man jedoch noch mehr getan als zu schwören: »Eher den Tod als in der Knechtschaft leben.« Ich gebe ohne weiteres zu, wie ich das auch schon auf dem Parteitag selbst getan habe, dass man in einem grossen Kampf nicht seine Pläne in ihren Einzelheiten von vornherein vor dem Gegner ausbreitet. Die Rütlimänner, um beim Bilde zu bleiben, liessen die Gessler und Genossen nichts von ihren Plänen wissen. Aber der Dichter des *Tell* legt dem bedeutendsten der Verschwörer auf dem Rütli die Worte in den Mund: »Säumt man so lang, so wird der Feind gewarnt; zu viele sind's, die das Geheimnis wissen.« Und die Sozialdemokratie ist keine Verschwörerpartei. Massenaktionen, falls sie nicht spontan aus der Situation heraus von der Masse selbst ins Werk gesetzt werden und dann Freund und Feind gleichmässig überraschen, können nicht so geheim vorbereitet werden, dass nicht die Kunde schon vor der Ausführung an die Gegner gelangt. In der Regel ist hier Geheimniskrämerei nur vom Übel. Indes, es gibt Ausnahmen, und nichts liegt mir ferner als zu verlangen, dass man alle Möglichkeiten, die Gegner durch Wahlrechtsdemonstrationen zu überraschen, auf dem Markt durchhechelt. Gibt es doch auch Methoden ohne Aufgebot besonders grosser Massen wirkungsvoll zu demonstrieren. Mag man also Pläne dieser Art ruhig *in petto* halten, ich habe nichts dagegen, solange es nicht die Pläne des Generals Trochu sind. Die Hauptsache ist, dass man aus der alten Routine heraustritt. Die Protestversammlungen, die aus Anlass des Zusammentritts des preussischen Landtages am 26. November in ganz Preussen stattgefunden haben, waren in ihrer Art sehr schön und gut, sie scheinen grössere Massen in Bewegung gesetzt zu haben als ihre Vorgänger. Ob sie aber auf die Gegner grösseren Eindruck gemacht haben, ist weniger sicher. Und niemand verbürgt uns, dass die nächste Wiederholung noch grössere Massen aufbieten wird. Wir müssen damit rechnen, dass alle Mittel der Demonstration sich abnutzen.

Nun kann man die Frage aufwerfen, ob denn überhaupt im heutigen Preussen daran auch nur gedacht werden kann durch Demonstrationen irgend welcher Art etwas Nennenswertes zu erreichen. Wer zum Beispiel, wie der Genosse Wurm, Preussen für das politische Musterland der Welt hält, die politische Reaktion als einen Beweis von der Stärke der Sozialdemokratie bejubelt und auf jedes Land mitleidig als zurückgeblieben herabblickt, in dem noch politische Fortschritte gemacht werden, dem kann man eine gewisse Logik nicht ab-

sprechen, wenn er zu dem Schluss kommt: Wozu irgend welche neue Form der Demonstration? Bleiben wir beim guten Alten und lassen wir — so lautete es ja wörtlich — »den preussischen Landtag verfaulen«! Die Folgerichtigkeit des Schlusses soll nicht bestritten werden, um so fraglicher steht es aber mit der Weisheit der Ausgangssätze. Ich will nicht davon reden, dass im Ausland selbst in sozialdemokratischen Kreisen das Gegenteil von Bewunderung kundgegeben wird, sobald die Rede auf die drei Millionen sozialdemokratischer Stimmen und die politische Stagnation in Deutschland kommt; denn man hat im Ausland vielfach noch übertriebene Vorstellungen vom Höhegrad der Polizeiherrschaft in Deutschland. Preussen ist so wenig das politische Normalland. dass es sich heute gezwungen sieht den es umgebenden Gross- und Kleinstaaten in der Frage des Wahlrechts, Vereinsrechts usw. einen Schritt nachzumarschieren. Weshalb hat Fürst Bülow die Wahlrechtsreform in Preussen auf die Tagesordnung setzen lassen? Nach Wurm wäre es ein Beweis von der Schwäche der Sozialdemokratie, wenn in Preussen das Wahlrecht irgendwelche Verbesserung erfährt.[1]) Zu solcher Folgerung bin ich nicht kühn genug im Marxismus und war es auch nie. Aber ich gebe zu, dass man auch nicht behaupten kann, wir hätten Bülow durch unsere Versammlungen gezwungen an die Wahlreform in Preussen heranzugehen. Wenn sie heute kommt, so erstens, weil die Blockpolitik eine andere Zusammensetzung des preussischen Landtags erheischt, und zweitens, weil ausser Russland kein nichtdeutscher Staat Europas ein jämmerlicheres Wahlrecht hat als Preussens Erbstück aus der Reaktion von 1849. Ein wenig muss Preussen der allgemeinen Entwickelung folgen.

Wir bekommen also ein anderes Wahlrecht in Preussen, auch wenn wir uns hinter den Ofen setzen und die Hände falten. Es fragt sich nur, wie es aussehen wird, ob uns seine Gestalt gleichgültig sein kann, und ob wir die Möglichkeit haben auf diese einen Einfluss auszuüben. Der Parteitag hat die Forderung des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts aller Erwachsenen ohne Unterschied des Geschlechts und nach Verhältniswahl gefordert. Das ist unsere grundsätzliche Forderung, wir wissen aber alle, dass dafür weder die Regierung noch irgend eine bürgerliche Partei in Preussen zu haben ist. Wir müssten, um sie im heutigen Preussen der Regierung auf- oder abzuzwingen, über eine so starke Macht verfügen, dass sie auch ausreichte an die Stelle der heutigen Minister einen sozialdemokratischen Revolutionsausschuss zu setzen. Selbst die Übertragung des weit weniger tiefgreifenden und die Sozialdemokratie stark benachteiligenden Reichstagswahlrechts auf Preussen, wofür doch Freisinnige und Zentrum sich immerhin platonisch erklärt haben, würde heute nicht ohne Ausübung eines Drucks durchzusetzen sein, der weit über alles hinaus gehen müsste, was die Partei bisher auf diesem Gebiete geleistet hat.

Auf dem Parteitag griff leider bei diesem wichtigen Punkt der Tagesordnung sehr bald eine Hurrastimmung um sich, die eine sachgemässe Erörterung der

[1]) »Die Reaktion schreitet immer weiter fort, je stärker die sozialdemokratische Partei als solche wird. [*Sehr richtig!*] Das ist eine naturnotwendige Entwickelung, und wenn die Reaktion wächst, so ist das ein Zeichen, dass wir stark sind.« So Wurm in der Sitzung vom 22. November 1907. Merkwürdig, dass so viele Staaten mit wachsender Sozialdemokratie trotzdem das Wahlrecht in demokratischer Richtung reformiert haben. Jedenfalls hätten wir der österreichischen, schwedischen etc. Sozialdemokratie zu ihren Erfolgen im Wahlrechtskampfe nicht Glückwunschschreiben, sondern Trauerbriefe mit der Widmung schicken müssen: »Wie schwach muss die Partei dort sein! [Wurm]«

taktischen Fragen des Wahlrechtskampfes gar nicht aufkommen liess. Von den Rednern der Berliner Delegation, die die vorderen Plätze des Saales einnahmen, wurde sie sogar direkt perhorresziert. Die blosse Erwähnung der Tatsache, dass wir in Preussen die am stärksten organisierte politische Zentralgewalt unserer Tage gegen uns haben, ward als eine Beeinträchtigung der Kampfesfreude verfemt. Es war, als ob es sich auf dem Parteitag darum gehandelt hätte erst die Delegierten für den Kampf zu gewinnen, und unter diesem Gesichtspunkt würden die Reden der Genossen Wels, Friedlaender usw. gewiss alles Lob verdienen. Aber darum handelte es sich nicht. Ebensowenig besteht die Masse der sozialistischen deutschen Arbeiter aus Kindern, denen man goldene Berge vorzaubern muss, um ihre Tatkraft zu entflammen. Schon in ihren wirtschaftlichen Kämpfen lernen sie nur zu oft um relativ geringfügiger Verbesserungen willen die höchste Kraft in Bewegung zu setzen. Sie wissen sehr gut, dass nicht jeder Baum auf den ersten Hieb fällt, und darum hat es gar keinen Sinn die Möglichkeit, dass wir das Wahlrecht nicht im Sturm erobern, nur einander heimlich ins Ohr zu tuscheln. Wir müssen, wie die Verhältnisse in Preussen liegen, von vornherein mit ihr rechnen.

Wenn wir das volle demokratische Wahlrecht nicht durch ausserparlamentarischen Kampf erobern, so kommt höchstens eine Partialreform zu stande. Wie die aussehen wird, hängt von dem Machtverhältnis der Parteien im kommenden Landtag ab. Fürst Bülow wird dem Block nicht einen Entwurf mit den Worten *Hier, Vogel, friss oder stirb!* hinwerfen. Er wird sich voraussichtlich mehr negativ als positiv äussern, dass heisst mit mehr Emphase die Punkte bezeichnen, die für die Regierung unannehmbar sind, als die, über die sie mit sich reden lassen will, und jedenfalls wird er dem Geschäftsstreit der Parteien einen gewissen Spielraum lassen. Was dabei herauskommt, ist aber keineswegs für die Sozialdemokratie so ganz und gar gleichgültig. Ihr Interesse erheischt, dass das Schwergewicht der Wage im kommenden Landtag möglichst auf der Seite des demokratischen Wahlrechts liegt.

Wäre die Freisinnsgruppe in Preussen für die Sozialdemokratie bündnisfähig, so wäre das aus dieser Situation sich ergebende Problem leicht gelöst. Kein Prinzip verbietet der Sozialdemokratie Wahlbündnisse zu bestimmten Zwecken einzugehen, keiner ihrer grossen Vorkämpfer hat den Gedanken an solche Bündnisse grundsätzlich verpönt, alle haben vielmehr die Bündnisfrage als Zweckmässigkeitsfrage im grossen Sinne betrachtet. Aber wir haben den Freisinnigen gegenüber gar nicht die Wahl, ob Bündnis mit ihnen oder nicht. Die Sache ist vielmehr die, dass die Freisinnigen u n s nicht wollen. Sie wollten kein Bündnis mit der Sozialdemokratie, als sie noch nicht dem Block angehörten, und jetzt, wo sie ihm beigetreten sind, wollen sie es erst recht nicht; um objektiv zu bleiben, füge ich hinzu: können sie es gar nicht wollen. Das eine schliesst das andere aus. Es ist mir denn auch gar nicht eingefallen der Partei zu empfehlen den Freisinnigen jetzt ein Bündnis anzubieten. Das hätte ja geheissen ihr die unwürdige Rolle des Hausierers zumuten, der, aus dem Lokal herausgeworfen, sich draussen die Knochen reibt und zurückruft: Wollen Sie mir die Ware abkaufen für den halben Preis, ehe ich geh'? Nein, ohne sich wegzuwerfen, kann die Partei gar nicht die Bündnisfrage an die Freisinnigen stellen. Der Parteivorstand hat das in dieser Hinsicht Mögliche und Wünschbare getan, als er durch sein Mitglied Müller die Erklärung Singers wiederholen

liess: »Uns ist im Kampfe um das demokratische Wahlrecht jeder aus dem bürgerlichen Lager willkommen, der uns in diesem Kampf helfen will.« Das sagt, was die Bündnisfrage betrifft, jedem, der hören will, genug.

Aber damit ist die Frage der Wahltaktik nicht erledigt. Als vor jetzt zehn Jahren der Vorschlag der Wahlbeteiligung in Preussen durch Bebel und Auer auf die Tagesordnung gesetzt wurde, schrieb Auer an mich — der ich den Vorschlag etliche Jahre früher propagiert hatte und nun auszurechnen suchte, wieviel Mandate für die Linke des Landtags durch ein Zusammengehen von Freisinn und Sozialdemokratie zu gewinnen seien —, an die Erringung von Mandaten mit Hilfe der Freisinnigen sei für uns beim jetzigen Wahlsystem gar nicht zu denken. Wenn wir mit der Absicht in den Wahlkampf zögen Mandate zu erlangen, dann würde das Ende nicht eine Schwächung, sondern eine Stärkung der Rechten des Landtags sein. Wollten wir die Reaktion im Landtag schwächen, so bliebe uns nur eines: ohne Verlangen einer Wahlgegenleistung für jeden einigermassen zuverlässigen Freisinnigen zu stimmen. Die seither erfolgten Wahlen haben gezeigt, wie sehr Auer damals richtig sah. Und von den geringfügigen Möglichkeiten abgesehen, wo wir infolge der vorjährigen Neueinteilung der Sitze Aussicht haben aus eigener Kraft Mandate zu erobern, stehen die Dinge heute noch ebenso. Die Frage ist nur: Können wir nach allem, was inzwischen geschehen ist, insbesondere nach Eintritt der Freisinnigen in den Block heute noch das tun, was 1897 immerhin möglich war? Empfindlichkeit darf in der Politik keine Rolle spielen, der Verdruss darüber, dass der Freisinn bei der Reichstagswahl mit den Konversativen gegen uns gemeinsame Sache machte, darf unser Urteil über das bei der Landtagswahl Notwendige nicht beeinflussen. Indes kommt hier noch ein anderes Moment in betracht. Das Bewusstsein, dass sie für uns das kleinere Übel sind, hat auf die Freisinnsführer geradezu als ein Freibrief für alle möglichen Preisgebungen gewirkt. Weshalb sich genieren? Die Sozialdemokraten müssen im entscheidenden Moment doch für uns stimmen! Das ist seit Jahren das Leitmotiv bei dem grössten Teil der Freisinnsführer. Schon Eugen Richter hat es in seiner unverblümten Manier seinerzeit offen zum besten gegeben. Des deutschen Freisinns Existenz ist ein beständiges Zusammengedrückt- und Aufgepustetwerden. Von rechts und links bedrängt, würde er parlamentarisch kaum noch zählen, wenn er nicht von den Rechtsparteien als das kleinere Übel gegen die Sozialdemokratie, von der Sozialdemokratie als das kleinere Übel gegen die Rechtsparteien immer wieder Hilfe bekäme. Es ist eine peinliche Situation, dieses Leben auf Krücken. Aber man gewöhnt sich an vieles, und der *homo politicus liberalis* ist merkwürdig anpassungsfähig.

Bisher indes hatte diese Schaukelexistenz das eine, dass die freisinnige Schaukel ziemlich gleichmässig nach rechts und links pendelte. Wenn es darauf ankam, blaffte Eugen Richter auch die Konservativen an. Mit dem Eintritt der Freisinnigen in den Block hört auch das auf. Ich beurteile den Block etwas anders als es in den meisten Parteiblättern geschieht. Ich halte ihn nicht bloss für einen schlechten Witz des Tages und auch nicht für eine reine Prellerei des Freisinns durch Bülow. Er ist ein natürliches Produkt der parlamentarischen Dynamik, ein unfreiwilliges aber unvermeidliches Zugeständnis Bülows an den Parlamentarismus. Tatsächlich hatten wir ja auch vorher einen Block: den Block der Zollmehrheit. Er wirkte sozusagen automatisch, weil er von der äussersten

Rechten bis zu den Nationalliberalen eine ununterbrochene Reihe darstellte. Aber es gab auch in ihm der Gegensätze genug. Der Bruch Bülows mit dem Zentrum hat einen neuen Block notwendig gemacht, der schwieriger arbeitet, weil er in der Mitte durchbrochen ist. Aber er mag darum doch eine Weile arbeiten. Das Gezänk der Blockparteien unter einander beweist in dieser Hinsicht garnichts, daran haben es auch in anderen Ländern die Blockparteien nicht fehlen lassen. Nicht die Liebe hält die Parteien zusammen, sondern der Druck, die Gemeinsamkeit des Interesses gegen dritte. Und der dritte ist in diesem Falle in erster Linie die Sozialdemokratie.

Ob der Freisinn als Teil des Blocks mehr für sich durchsetzt als wenn er draussen geblieben wäre, wird die Zukunft zeigen. Dass garnichts für ihn abfällt, halte ich für unwahrscheinlich. Aber grade darum ist es auch sicher, dass sich seine Qualität für uns verschlechtert hat. Er muss und wird noch mehr Konzessionen nach rechts machen. Je mehr der Block sich befestigt, auf um so mehr Preisgebungen des Freisinns müssen wir vorbereitet sein. In dieser Hinsicht war die famose Reichstagssitzung vom 1. Dezember symptomatisch. Für die Sache selbst hatte es gewiss wenig auf sich, dass man nach den Erklärungen der Vertreter der Blockparteien die Sitzung schloss und die Diskussion auf den nächsten Tag vertagte. Aber die Art, wie man es tat, zeigte doch eine Geneigtheit die Rechte der Minderheit leichtherzig mit Füssen zu treten, die dem Vorgehen der Mehrheit vom Dezember 1902 wenig nachsteht. Geschah es doch auch unter Ausnutzung der damals an der Geschäftsordnung des Reichstags vollzogenen Verstümmelung. Unter all diesen Umständen kann die Partei im bevorstehenden Wahlkampf nicht schlechthin die Parole *Wo kein Sozialdemokrat in Frage ist, für die Freisinnigen gegen die Konservativen!* ausgeben. Und doch muss sie darauf sehen die Wählerkraft, über die sie verfügt, nicht nutzlos sich verflüchtigen zu lassen. Wir müssen suchen diese Kraft in die Wagschale zu werfen, wo es sich um folgenschwere, auf Jahre hinaus Situationen schaffende Entscheidungen für die Arbeiterklasse handelt. Und wir können ein ganz gehöriges Stück solchen Werkes verrichten, wenn rechtzeitig und planmässig darauf hingearbeitet wird.

Die Wählerschaft des Freisinns ist keine einheitliche Masse. Sie setzt sich aus Grosskapitalisten, mittleren und kleinen Geschäftsleuten und Landwirten, Beamten, Lehrern, Handwerkern und hier und da auch Arbeitern zusammen. Sie ist zum Teil rückständiger als die Führerschaft, zum Teil aber wesentlich radikaler; und dieses radikalere Element hat zugleich in Sachen des Wahlrechts sehr bestimmte Interessen. Ähnlich mit grossen Teilen der Wählerschaft anderer Parteien. An eine Vermehrung der sozialdemokratischen Mandate durch diese Elemente ist freilich nicht zu denken, das macht die öffentliche Stimmabgabe unmöglich. Aber nicht undenkbar ist es durch eine Verständigung mit ihnen einen Einfluss auf die Q u a l i t ä t der freisinnigen Kandidaten auszuüben. Dies ist einer der Umstände, die es nötig machen beizeiten die Frage der Wahltaktik zu diskutieren. Was wir da beschliessen, ist nicht nur unsere Privatangelegenheit; es wirkt auch auf die Entschliessungen anderer zurück. Um ein Beispiel zu wählen: Wir werden voraussichtlich bei der kommenden Landtagswahl in einer Anzahl von Wahlkreisen mehr Wahlmänner haben als die Freisinnigen, aber nicht genug, um aus eigener Wahl das oder die Mandate zu erringen, während die Konservativen etc. gleichfalls mehr

Wahlmänner haben werden als die Freisinnigen. Wie nun, wenn dort auf freisinniger Seite Männer des radikaleren Flügels in Frage kommen, die nach ihrem ganzen Verhalten ein energisches Eintreten für das allgemeine Wahlrecht und hartnäckigeren Widerstand gegen die etwaigen Plural- oder Korporationswahlrechtsanträge der Nationalliberalen und Konservativen verbürgen? Stimmen unsere Wahlmänner im ersten Wahlgang für einen Sozialdemokraten, so fällt der Freisinnige aus, und in der Stichwahl zwischen dem Konservativen und dem Sozialdemokraten wird der erstere gewählt. Das ist 1903 geschehen, und zwar, wie das Beispiel Gothein gezeigt hat, selbst dort geschehen, wo es sich um einen Freisinnigen handelte, der bereit gewesen war auf sein Mandat zu gunsten eines sozialdemokratischen Kandidaten zu verzichten, aber bei seinen Leuten keine Mehrheit dafür hatte erzielen können. Wenn sich das nicht wiederholen soll, dann muss zu rechter Zeit eine entsprechende Wahlparole ausgearbeitet werden.

In anderen Ländern hat man, wenn eine grosse Reformfrage fällig geworden war, interparteiliche Vereinigungen, eine sogenannte *Liga* für den bestimmten Zweck ins Leben gerufen dieser Reform eine bestimmte Gestalt zu geben. Ich bestreite nicht, dass die Verhältnisse in Preussen dem Zustandekommen einer solchen Liga nicht sonderlich günstig sind, aber bei der grossen Zahl von Leuten ausserhalb der Sozialdemokratie, die an einer radikalen Wahlrechtsreform interessiert sind, wäre es doch nicht ganz unmöglich. Es müsste nur von einer Seite die Initiative dazu ergriffen werden, die den Verdacht ausschliesst, als sollte die Liga irgend welchen anderen Zwecken dienen als dem Wahlrechtskampf. Irgend welche prinzipiellen Rücksichten, die der Sozialdemokratie verböten solcher Liga beizutreten oder mit ihr ein Kartell einzugehen, gibt es nicht. Wer die Geschichte der Partei kennt, weiss, dass in früheren Jahren sozialdemokratischerseits wiederholt man sich an dergleichen beteiligt oder selbst den Anstoss dazu gegeben hat. Es sei nur an das Berliner Rechtsschutzkomitee von 1867 erinnert. Ist damals, wo die Partei noch schwach war, sie weder an Leib noch an Seele geschwächt aus solchen Verbindungen hervorgegangen, dann ist das heute, wo sie stark und ganz anders gefestigt ist, erst recht nicht zu befürchten. Überhaupt hat man früher sich viel weniger zum Sklaven von Formalitäten gemacht, als heute. Als Genosse Löbe auf dem Parteitag beiläufig den Vorschlag der Entsendung einer Deputation an Bülow zur Sprache brachte, ward sofort das Schlagwort *Bettelgang* laut. Indes kommt es ganz auf die Haltung der Deputation selbst an, ob ihr Besuch beim Minister den Charakter eines Bittgangs erhält oder mehr auf ein *Stellen* hinausläuft. In solcher Weise haben im Sommer 1876 die Sozialdemokraten Berlins unter Führung August Heinsch' den Minister Fritz Eulenburg ob der Polizeiwillkür in Berlin gestellt, und wenn es auch nicht sofort genützt hat, so hat es doch in keiner Weise geschadet. Die Rücken der Heinsch und Genossen waren nach dem Besuch beim Minister noch ebenso gerade wie vorher. Dies ohne zu verschweigen, dass ich im konkreten Fall mir von einer Deputation beim Fürsten Bülow keinerlei Nutzen verspreche. Ganz anders hinsichtlich der vorerwähnten taktischen und agitatorischen Massnahmen. Ich weiss zwar im voraus, dass es nicht an Stimmen fehlen wird, die sie mit Schlagworten wie die *gute alte Taktik der Partei* oder *Der Starke ist am mächtigsten allein* oder dergleichen zu diskreditieren suchen werden. Aber die

gute alte Taktik der Partei sieht in der Nähe betrachtet ganz anders aus, als man sie heute hinstellt, und ohne Mitwirkung anderer haben wir bisher noch keine politische Reform von Bedeutung erzwungen.

Politik ist Einspannung möglichst vieler Kräfte für die Zwecke, die man sich gesetzt hat. Die demokratische Reform des preussischen Wahlrechts und die Verhinderung ihrer ständisch-plutokratischen Verhunzung ist ein Zweck, den wir mit vielen nichtsozialdemokratischen Elementen im Lande gemein haben. Zurzeit sind diese Elemente teils ganz isoliert teils im Bann von Parteien, die das demokratische Wahlrecht im besten Fall platonisch vertreten, aber ernsthaft keine Kraftanstrengungen machen werden es zu erkämpfen. So werden diese Elemente in ihrer Isolierung und Zersplitterung für die Bewegung verloren gehen oder sich womöglich gegenseitig neutralisieren. Das zu verhindern, Vorsorge zu treffen, dass es nicht geschieht, muss die Aufgabe aller derjenigen sein, denen es ernst ist mit dem Wahlrechtskampf. In diesem Sinne möchte ich die hier entwickelten Anregungen der Diskussion übergeben: prüfe man sie ohne Voreingenommenheit auf ihre mögliche Wirkung! Die Hurrastimmung ist gut und recht für den Kampf, und da wollen wir sie gehörig hegen. Aber für die Beratung vor dem Kampf ist nüchterne Abwägung der Kräfte und Wege erste Regel.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

OTTO HUE · DIE CHRISTLICHNATIONALE ARBEITERBEWEGUNG

IN einer aufdringlich-reklamehaften Weise machen sich die Führer und Gönner der christlichnationalen Arbeiterbewegung die Presse zu nutze. Von den Arrangeuren des zweiten christlichnationalen Arbeiterkongresses ist die Tagespresse mit Voranzeigen, ausführlichen Berichten, kurzen Notizen, enthusiastischen Rückblicken und Ausblicken überflutet worden. Das gleiche geschah anlässlich des ersten Kongresses im Jahre 1903. Damals wurde die Zahl der vertretenen Arbeiter auf 600 000 angegeben, diesmal auf über eine Million. Es wären demnach für die Bewegung über 400 000 neue Mitstreiter gewonnen worden. Das wurde auch lautschallend verkündet. Gesetzt den Fall, es seien wirklich 400 000 Mann Zuzug gekommen, was hätte das bei den vielen Millionen Lohnarbeitern in Deutschland zu bedeuten? Die Bevölkerung Deutschlands wächst jährlich um 8- bis 900 000 Köpfe, von 1903 bis 1907 sind mehr als 400 000 Arbeiter neuangelegt worden. Nicht einmal mit der Arbeitervermehrung hätte die Ausbreitung der christlichnationalen Arbeiterbewegung Schritt gehalten, wenn sie auch bei einem ungeheuren Agitationsapparat 400 000 Anhänger gewonnen.

Als Hauptzweck setzen ihre Gönner und Inspiratoren der christlichnationalen Arbeiterbewegung die äussere Zurückdrängung und innere Überwindung der Sozialdemokratie. Zu dieser rechnen sie auch die freien Gewerkschaften. Wie sieht es nun mit der Quantität und der Qualität der interkonfessionell-christlichen Gewerkvereine aus, die man als die beachtenswerteste wirtschaftspolitische Gruppe mit Recht den Kern der christlichnationalen Bewegung nennt? Sind die *sozialdemokratischen* Gewerkschaften überflügelt oder *innerlich überwunden* worden? Vergleichen wir die Mitgliederentwickelung seit dem Jahre des ersten christlichnationalen Arbeiterkongresses: das dürfte zur

Kennzeichnung der äusseren Entwickelung genügen. Wir zählen dabei den christlichen Gewerkvereinen sogar die dem *Gesamtverband* (München-Gladbach) nicht angeschlossenen gewerkschaftsähnlichen christlichen Vereine zu.

Es hatten Mitglieder die

	freien Gewerkschaften	christlichen Gewerkvereine
1903	887 698	192 607
1906	1 689 709	320 248
Zuwachs	802 011	127 641

Wer rechnen kann, wird zugeben, dass die Hoffnungen der Christlichnationalen sich nicht verwirklicht haben. Wir sehen davon ab die Mitgliederangaben der christlichen Gewerkvereine kritisch zu beleuchten. Hätten die München-Gladbacher Gewerkvereine auch wirklich die angegebenen Mitgliederzahlen, so ergibt doch die Statistik, dass unsere Gewerkschaften mehr als 6mal stärkeren Zuwachs haben als die christlichen Gewerkvereine. Danach ist der äussere Erfolg oder Misserfolg der Konkurrenten zu bewerten.

Ist nun die *innere Überwindung* gelungen? Da dürfte es genügen, wenn wir anführen, dass nicht nur von Industriellen, sondern in den letzten Monaten auch von Leuten, wie dem Zentrumsabgeordneten Brust, der 1894 bis 1904 Vorsitzender des *Gewerkvereins christlicher Bergleute Deutschlands* war, von diesem ältesten Mustergewerkverein behauptet worden ist, er sei in das sozialdemokratische Fahrwasser geraten. Darauf entgegnen die Gewerkvereinsführer, sie arbeiteten mit dem *sozialdemokratischen* Verband zusammen, weil die Arbeiterinteressen es erfordern und die Mitglieder verloren gingen, wenn die Gewerkvereinsleitung nach dem Rezept Brust handelte. Brust dagegen erklärt, die betreffenden Gewerkvereinsführer suchten die Sozialdemokratie an Radikalismus zu überbieten; dieses Verhalten widerspreche durchaus dem christlichen Gewerkvereinszweck. Ein christlicher Gewerkvereinsagitator schrieb über die hessischen Holzarbeiter, sie seien durch die sozialdemokratische Erziehung zu — Spiessbürgern geworden; hier hätten »die christlichen Gewerkschaften die Erziehung klassenbewusster [!] Arbeiter in die Hand zu nehmen«! Man vergegenwärtige sich, dass die christlichnationale Arbeiterbewegung gerade den *Klassenkampf* bekämpfen soll. Klassisch kommt die Revolutionierung der christlichen Gewerkvereinsideen in folgenden Sätzen aus dem *Deutschen Holzarbeiter,* dem Organ des christlichen Gewerkvereins der Holzarbeiter, zum Ausdruck:

»Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich es erkämpfen muss. Gewerkschaften müssen Kampfesorganisationen sein . . . Prinzipielle Gegensätze können eben nicht ausgeglichen, sondern müssen ausgekämpft werden. . . . Deshalb werden auch die Erwartungen derjenigen getäuscht werden, die glauben, dass mit der Tarifbewegung und der Anerkennung derselben durch die Unternehmer die wirtschaftlichen Kämpfe beseitigt wären . . .«

Von einer inneren Überwindung der Sozialdemokratie lassen diese Leitartikelsätze nichts merken. Wer, wie ich, häufig Gewerkvereinsversammlungen beiwohnt und mit den in Frage kommenden Arbeitermassen direkt verkehrt, verspürt nichts von innerer Überwindung. Blut ist dicker als Wasser. Wirtschaftliche Tatsachen beeinflussen bestimmend die Richtung der Arbeiterbewegung. Will man die massgebende Strömung in der Arbeiterschaft kennen lernen, dann halte man sich nicht an die Versicherungen der christlichnationalen Inspiratoren, sondern greife hinein ins volle Arbeiterleben. Was ich

zur Zeit der ersten Gewerkvereinsgründung, vor 13 Jahren, über das Verhältnis der Gewerkschaftsgruppen zu einander schrieb, das kann man heute auch in der christlichnationalen Gewerkvereinspresse lesen.

Wäre allein das gelegentliche Zusammentrommeln wer weiss wie vieler Vereinsdelegierter ein Erfolg, dann dürften sich die Arrangeure des christlichnationalen Kongresses gratulieren. Die erste Vorbedingung für die Stosskraft einer Bewegung ist aber die Einheitlichkeit der Auffassung mindestens in den entscheidenden Fragen. In dieser Beziehung stellt der christlichnationale Arbeiterkongress ein noch unhomogeneres Gebilde dar als der konservativ-liberale Reichstagsblock. Gerade was ihre Spezialität sein soll, die *christlichnationale Weltanschauung*, das ist die Achillesferse der christlichnationalen Arbeiterbewegung. Sehen wir uns die Zusammensetzung des Kongresses an. Mehrere Hunderttausend der angegebenen Vereinsmitglieder sind entweder keine Arbeiter im landläufigen Sinne des Wortes, sondern Kleingewerbetreibende, Handwerker, Beamte, Geistliche usw., oder sind doppelt und dreifach gezählt, weil sie zugleich mehreren der in der Kongressliste verzeichneten Vereinigungen angehören. Das letztere trifft vorzüglich die katholischen Arbeiter-, Knappen- und Gesellenvereine. In manchen westdeutschen Orten sind die meisten katholischen Arbeiter- und Knappenvereinler zugleich Gewerkvereinsmitglieder. Man hat sie in der Kongressliste ruhig zweimal oder gar dreimal aufgeführt. Von den evangelischen Jünglings-, Arbeiter- und Gesellenvereinlern ist zwar nur ein geringfügiger Teil auch den Gewerkvereinen angeschlossen. Ein noch viel stärkerer Prozentsatz als von den katholischen ist von den evangelisch-konfessionellen Vereinsmitgliedern nicht zu den Arbeitern zu rechnen. Die Hauptmasse der christlichnational organisierten Arbeiter ist katholischer Konfession. Für 1903 haben Troeltsch-Hirschfeld festgestellt, dass über 70 % aller interkonfessionell-christlichen Gewerkvereinler auf die vorwiegend katholischen westdeutschen Landesteile entfallen. Das Verhältnis wird auch heute noch wesentlich nicht anders sein. Die interkonfessionell-christlichen Gewerkvereine sind ultramontanen Ursprungs. Die wichtigsten Führerstellen sind mit anerkannten Zentrumsparteilern besetzt.

Es waren in Berlin vertreten: konfessionelle Vereine, sodann *deutschnationale* Antisemiten, religiöse Erbauungsvereine, ferner Gruppen, die auch von christlichen Vereinsorganen als *gelbe* bezeichnet werden, schliesslich eine Anzahl Organisationen, die man in Gewerkschaftskreisen nicht einmal dem Namen nach kennt. War dies Konglomerat ein *nationales*? Auf dem Kongress erschienen Delegierte, die bei der letzten Reichstagswahl im Zeichen des Blocks gegen das *vaterlandslose schwarzrote Kartell* gekämpft hatten, während die allermeisten Gewerkvereinsbeamten, weil Zentrumsparteiler, dem *nationalen Block* zu Leibe gingen. In den Organen der evangelischen Arbeitervereine wird dem Volke das Zentrum als der antinationale, römische Feind des Deutschen Reichs vorgestellt. Also hat jede der wichtigsten Kongressgruppen eine eigentümliche *nationale* Auffassung. Kaum waren die Delegierten in ihre Heimat zurückgekehrt, da ging denn auch das gegenseitige Absprechen des Nationalgefühls wieder los. Ein Delegierter der evangelischen Arbeitervereine im Saargebiet nannte in seinem Bericht den Kongress einen *römischen Katholikentag*.

Wie steht es mit der *christlichen Weltanschauung*? Die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine waren, obgleich sie sich neuerdings auch mit Vorliebe *national*

nennen, ausgeschlossen, weil sie die Bezeichnung *christlich* für eine Berufsorganisation ablehnen. Ein Arbeitersekretär, Hartwig, der jetzt Redakteur am Stoeckerschen *Reich* sein soll, hat eigens eine Broschüre geschrieben, in der er von seinem Standpunkt aus den unchristlichen, atheistischen Charakter der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine nachweist.[1]) Hier finden wir sogleich einen diametralen Unterschied in der Auffassung über das Prädikat *christlich*. Der evangelische Arbeitersekretär Fischer-Stuttgart war auch als Delegierter des *Landesverbandes evangelischer Arbeiter Württembergs* auf dem Berliner Kongress. Vergeblich versuchte er und ein evangelischer Saargebietsdelegierter über die Zulassung der Hirsch-Dunckerschen eine Debatte zu inszenieren. Fischer ist nämlich auch Hirsch-Dunckerscher Gewerkvereinler, hat demnach eine ganz andere Meinung als Hartwig über die Hirsch-Dunckersche *Weltanschauung;* er erklärte dies auch später in seinem Kongressbericht. Das veranlasste zwar den Herrn Lic. Mumm, nach Stuttgart zu eilen, um dort die Kaltstellung des Arbeitersekretärs Fischer zu bewerkstelligen — aber der Landesausschuss der evangelischen Arbeitervereine Württembergs hat darauf dem Ketzer Fischer volles Vertrauen ausgesprochen. Desgleichen desavouierte am 15. November der evangelische Arbeiterverein in Leipzig die Richtung Stoecker-Mumm-Hartwig-Behrens, er verlangte die Einladung der Hirsch-Dunckerschen zum christlichnationalen Arbeiterkongress, forderte die Berücksichtigung evangelischer Arbeitervertreter bei der Übertragung von Referaten. Die wichtigsten Kongressreferate sind nämlich von katholischen Gewerkvereinsführern und Zentrumsparteilern gehalten worden. Wir sehen, wer christlich oder unchristlich ist, darüber sind sich die evangelischen Kongressteilnehmer selbst nicht einig.

Es muss ausdrücklich betont werden, dass nicht schlechthin die evangelische Arbeiterschaft sich an den Veranstaltungen der München-Gladbacher Richtung beteiligt, sondern nur der numerisch schwache orthodox-konservative Teil unter dem Einfluss der Herren Stoecker und Mumm. Selbst der Vorsitzende des *Gesamtverbandes evangelischer Arbeiter Deutschlands,* Herr Lic. Weber, obgleich ein Freund Stoeckers, übt Zurückhaltung. Das einflussreichste evangelische Arbeiterblatt, der *Evangelische Arbeiterbote,* ist auch nur mit halbem Herzen dabei. Um hier Wandel zu schaffen, betreiben die Stoeckerschen innerhalb der rheinisch-westfälischen evangelischen Arbeitervereine eine emsige Wühlarbeit gegen die Führung des *Gesamtverbandes.* Teilweise mit Erfolg. Am 24. November beschloss der evangelische Arbeiterverein in Mülheim an der Ruhr: wenn der *Evangelische Arbeiterbote* nicht unzweideutig Stellung für die interkonfessionellen und gegen die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine nähme, dann würde der Verein dieses Blatt vom 1. April 1908 nicht mehr als obligatorisches Organ anerkennen. In der *Evangelischen Arbeiterzeitung,* dem Organ der nach dem Auftreten Naumanns 1902 vom *Gesamtverbande* abgefallenen, unter nationalliberaler Führung stehenden evangelischen Arbeitervereine im Wahlkreise Bochum wird ein wütender Kampf gegen die Wühlarbeit der Christlichsozialen Stoeckerscher Richtung geführt. Ihre Agitation gegen die Unternehmer sei gehässiger, als die der Sozialdemokraten. Die Christlichsozialen leisteten nur dem Zentrum Handlangerdienste. In der Tat ist der Anhang der Richtung Stoecker unter den evangelischen

[1]) Vergl. Emil Hartwig *Kann ein evangelisch-nationaler Arbeiter sich den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen anschliessen?* (Hagen i. W. 1907).

Arbeitervereinlern ein geringer. Sie bringt es bei den Reichstagswahlen in Kreisen mit überwiegend evangelischer Bevölkerung nur auf ein paar Tausend Stimmen. Der einzige christlichsoziale Arbeiterabgeordnete, der auch im Gesamtausschuss der München-Gladbacher Gewerkvereine sitzt, Herr Behrens, der Vorsitzende des christlichnationalen Arbeiterkongresses, konnte sein Reichstagsmandat nur dadurch erhalten, dass das Zentrum zu seinen Gunsten in Altenkirchen-Wetzlar auf eine eigene Kandidatur verzichtete. Diese Tatsache bekräftigt allerdings das Argument der nicht für den Stoeckerschen Antisemitismus schwärmenden evangelischen Arbeiter: Herr Behrens habe sein Mandat nicht ohne Gegenleistung vom Zentrum erhalten, Rom tue nichts umsonst; durch die Unterwühlung der alten evangelischen Organisationen leisteten die Stoeckerschen Christlichsozialen dem Zentrum Vorschub, das sei weder evangelisch, noch national. Der Hirsch-Dunckersche Gewerkvereinsausschuss nannte den Berliner Kongress einen *ultramontan-antisemitisch-konservativen*. Wirklich sind auch nur antisemitische Stoeckerianer von evangelischer Seite an der Agitation für die christlichnationale Arbeiterbewegung beteiligt. Die Richtung Stoecker besitzt im Reichstag ganze 3 Abgeordnete. Ziemlich direkt abweisend steht die um das *Protestantenblatt* gescharte liberalere Theologengruppe den vom Zentrum ausgehenden christlichnationalen Bestrebungen gegenüber. Der *Evangelische Bund*, das Gegenstück zum katholischen *Volksverein*, erhebt auch häufig Warnrufe; seine Wortführer erblicken in den von München-Gladbach beeinflussten Organisationen eine »Gefahr für das reine Evangelium«; die Klarheit der evangelischen Auffassung gehe durch »römische Inspirationen« verloren. So sehen wir im evangelischen Lager ein hartnäckiges Für und Wider, jede Richtung denkt anders über die richtige Förderung des Christentums. Über diese Grundfrage herrscht volle Uneinigkeit.

Wer nun etwa glaubt, im katholischen Lager existiere eine einheitliche Auffassung über das, was christliche Weltanschauung ist, der befindet sich bös auf dem Holzweg. Scharf stehen sich hier gegenüber die sogenannte *Berliner Richtung* und die *München-Gladbacher Richtung*. Die erste propagiert reinkatholische Fachabteilungen, als Anhängsel der katholischen Arbeitervereine, die Gladbacher sind die hauptsächlichsten Befürworter interkonfessionell-christlicher Gewerkvereine. Die Berliner behaupten, zunächst in religiöser Hinsicht, die katholische Lehre werde getrübt, wenn nicht in jeder Beziehung eine konfessionelle Trennung, auch hinsichtlich der wirtschaftlichen Arbeiterorganisation, stattfinde; ferner müsse im Wirtschaftsleben der Arbeiter dem Unternehmer als von Gott eingesetzter Autorität gehorchen. Dagegen machen die Gladbacher geltend, die konfessionellen Unterschiede dürfen die Arbeiter nicht auf dem gewerkschaftlichen Gebiete trennen, ein guter Christ müsse die Gleichberechtigung aller Stände erstreben. Die Berliner verwerfen sozusagen grundsätzlich den Streik, die Gladbacher halten ihn für nötig, als *letztes Mittel*. Kurz gesagt: Die Berliner sind als Katholiken die Konsequenteren und Ehrlicheren, die Gladbacher sind als Proselytenmacher die Klügeren.

Viel wilder als auf der evangelischen Seite tobt im katholischen Lager der Streit um die *richtige Gewerkschaftsauffassung*. Wo Berliner und Gladbacher direkt zusammenstossen, im Saargebiet und Schlesien, da kommt es nicht selten zu tumultuarischen Szenen und beispiellosen Beschimpfungen; auch Tätlich-

keiten blieben nicht aus. Zwischen den Blättern der beiden Richtungen finden nun schon seit Jahren die wüstesten Pressfehden statt, gegenseitig spricht man sich jede Spur von Ehrlichkeit, christlicher Gesinnung und Arbeiterfreundschaft ab. Die katholische Presseorganisation, der *Augustinusverein*, einflussreiche Parteiführer, hohe und niedere Kleriker haben sich wiederholt um Beilegung des Skandals bemüht; vergebens; der Kampf ist immer wilder geworden. Auch die Anhänger der katholischen Fachabteilungen waren auf dem Berliner Kongress vertreten; gleich nach Schluss dieser *einmütigen Demonstration* lagen sich die Leute wieder in den Haaren. Der *Arbeiter*, das Zentralorgan der Berliner, wirft den Gladbachern unwahre Berichterstattung vor. Darauf antwortet die *Christliche Metallarbeiterzeitung* mit der Anschuldigung, die katholischen Fachabteilungen seien — *Gelbe*. Die Organe der Berliner bezeichnen die Gladbacher als Pioniere der Sozialdemokratie, worauf das Hauptorgan der Gladbacher mit Ausdrücken wie *Erbärmlichkeit*, *Niedertracht* usw. zurückschiesst. Von christlicher Brüderlichkeit also keine Spur. Es ist gar nicht zu bestreiten: Die Berliner vertreten die k a t h o l i s c h e Auffassung von der Stellung des Arbeiters im Staats- und Wirtschaftsleben: *Autorität, nicht Majorität!* Was den Kindern in der Religionsstunde von den Geistlichen beider Konfessionen beigebracht wird: sich untertan zu fühlen jeder Obrigkeit, lieber die ganze Welt zu verlieren als Schaden an der Seele zu nehmen, genügsam und gehorsam zu sein, das ist das Leitmotiv der katholischen Fachabteilungsführer. Sie befinden sich in Übereinstimmung mit den höchsten Autoritäten der katholischen Kirche. Meine auch in den *Sozialistischen Monatsheften* vertretene Ansicht, das Fuldaer *Pastorale* der Bischöfe /1900/ und die sozialpolitischen Kundgebungen des vorigen und des jetzigen Papstes seien gegen die interkonfessionellen Gewerkvereine respektive gegen deren 1899-1900 aufgetretene Neutralitätsbestrebungen gerichtet, ist allerdings von den Gladbachern heftig bestritten worden. Es war mir deshalb interessant in einer den interkonfessionellen Gewerkvereinen wohlgesinnten Schrift des Herrn Reichmann zu lesen, dass auch dieser Stoeckerianer die Entstehung der Berliner Richtung auf das genannte *Pastorale* zurückführt und, wie ich, eine Schwenkung der Stellung der Bischöfe gegenüber den interkonfessionellen Gewerkvereinen nach dem radikalen Frankfurter Gewerkvereinskongress 1900 konstatiert.[2]) Nachdem durch eine Indiskretion der *modernistische Kulturbund* hervorragender katholischer Laien Deutschlands dem Papste denunziert worden ist, haben die Berliner ihrem Waffenarsenal gegen die Gladbacher noch die in katholischen Kreisen wirksame Beschuldigung einverleibt, die interkonfessionellen Gewerkvereine seien *Brutstätten des Modernismus.*

Es lässt sich nicht leugnen: Was in Italien der von der Kurie zur Ruhe gebrachte christlichdemokratische Gelehrte Antonio Murri, in Belgien der rührige, von den Bischöfen verfolgte christlichdemokratische Abbé und Abgeordnete Daens versuchten, das tun in Deutschland die interkonfessionellen Gewerkvereinsinspiratoren in der Gladbacher Zentrale des katholischen *Volksvereins*. Die *Germania* teilte ja auch mit, seit Bekanntwerden des *modernistischen Kulturbundes* wohne im Auftrage des Kölner Erzbischofs ein geistlicher Kontrolleur den in München-Gladbach stattfindenden sozialen und apologetischen Kursen bei. Dort muss also die orthodox-katholische Wissen-

[2]) Vergl. M a x R e i c h m a n n *Die christlichen Gewerkschaften* /Stuttgart 1907/.

schaft gelehrt werden. Wie sich die mit der evangelischen *Weltanschauung* verträgt, dazu mögen sich die Theologen auslassen. Wenn der streitbare Domkapitular und Abgeordnete Schaedler auf dem Würzburger Katholikentag ausrief: »Religion ohne Konfession ist Konfusion«, oder wenn sich neuerdings der Pfarrer Schmitz-Wemertsweiler im *Arbeiterpräses* gegen die »verkehrte Weltanschauung« der interkonfessionellen Vereine wendet, oder wenn sich die *Stimmen aus Maria Laach* jetzt noch kategorischer in jeder Beziehung für unbedingten Gehorsam der Katholiken gegenüber der päpstlichen Autorität aussprechen, so sind das alles katholische Zeugnisse für die Berliner gegen die Gladbacher. Von Aussöhnung kann heute weniger als früher die Rede sein. Die Orthodoxen sind oben auf. Wir haben gesehen, wie die münsterischen *Modernisten* vor der Kurie zusammenklappten. Die ausgezeichnete katholische Zeitschrift *Hochland*, herausgegeben von Karl Muth alias *Veremundus*, begann im Jahre 1906 mit dem Abdruck des Romans *Der Heilige* von Fogazzaro, empfahl ihn als einen tiefreligiösen katholischen Schriftsteller. Plötzlich kam der Roman auf den Index — und selbst der freisinnige Katholik Muth wagte es nicht ihn vollends zu publizieren. Der Abdruck wurde eingestellt. Wir erinnern an Schell und Schroers! Ist es da unbegreiflich, dass freigesinnte Katholiken und selbstverständlich erst recht Evangelische dem interkonfessionellen Frieden nicht trauen?

Die innere Entwickelung der christlichen Gewerkvereinsbewegung hat denn auch neue Organisationsprojekte angeregt und ausreifen lassen. Dem einen hat es die wirtschaftspolitische Radikalisierung der eigentlich als Nichtkampfvereine gedachten Gewerkvereine angetan: es werden *gelbe* Gewerkschaften gegründet, von Industriellen und vom *Reichsverband gegen die Sozialdemokratie*. Auch die *Gelben* werden den Weg der christlichen Gewerkvereine gehen, das heisst immer näher den freien Gewerkschaften kommen: man organisiert nicht ungestraft Arbeiter. Den andern stösst die konservativ-klerikal-antisemitische Bevormundung der christlichnationalen Arbeiterbewegung ab: es soll eine separate *fortschrittliche Arbeiterbewegung* inauguriert werden. Der Hirsch-Dunckersche Gewerkvereinssekretär Erkelenz entwickelt diesen Plan in der *Westdeutschen Post* vom 2. und in der *Frankfurter Zeitung* vom 5. November. Also neue Wallungen, neue Versuche zur *inneren Überwindung der Sozialdemokratie*. Darum dreht sich nämlich alles, davon handeln die unzähligen Bücher, Broschüren, Abhandlungen und Zeitungsnotizen, die alle die Arbeiterfrage im nationalen oder christlichnationalen Sinne lösen wollen. Von dem wirtschaftlichen Interessenkampf der Arbeiter gegen ihre Anwender ist nur in letzter Linie die Rede. Die selben Leute, die über die angebliche Knechtung der freien Gewerkschaften durch die Sozialdemokratie lamentieren — gelegentlich aber auch den Sieg des gewerkschaftlichen Revisionismus in der Partei konstatieren — stellen den eigentlichen Beruf der Gewerkschaften als w i r t s c h a f t l i c h e Organisationen weit zurück hinter die Forderung. die Gewerkvereine müssten antisozialdemokratische Vereinigungen sein. Politisch neutral, gewiss, aber nicht neutral gegenüber der Sozialdemokratie. Und so etwas klagt über die parteipolitische Ausnutzung der Gewerkschaften durch die Sozialdemokratie . . .

Nur in einem Punkte herrscht in der Gesamtarbeiterschaft, wie auch der christlichnationale Kongress bewies, volle Übereinstimmung. Mit welchen

Mitteln, auf welchem Wege auch immer, die Arbeiter wollen Verbesserung ihrer staatsbürgerlichen, rechtlichen und wirtschaftlichen Lage. Hier kommt das Verhältnis der christlichnationalen Arbeiterbewegung zur Sozialdemokratie am markantesten zum Ausdruck. Denn sämtliche Beschlüsse des Kongresses richten sich faktisch nur gegen die bürgerlichen Parteien. Was man auch gefordert hat zum Schutze der Arbeiterklasse: alle diese Forderungen hat nur die Sozialdemokratie im Reichstag, zum Teil schon vor Jahrzehnten, vertreten. O Ironie des Schicksals! Und die selben Kreise, aus denen dem Kongress ein *christlichnationales Willkommen* zugerufen wurde, haben hinterher entdeckt, dass er eigentlich der Sozialdemokratie Vorschub leiste durch *unerfüllbare Forderungen*. Als ob sich heutzutage noch Arbeiter dauernd mit Versprechungen auf den Sankt Nimmerleinstag zusammenhalten liessen! Den wirtschaftlichen Tatsachen sich beugend, gingen schon längst in zahlreichen Fällen *sozialdemokratische* und *christliche* Gewerkschaften zusammen. Bergarbeiter machten den Anfang, Maurer, Holzarbeiter, Metallarbeiter, Textilarbeiter usw. folgten. Neuerdings sind die Vorstände der freien, der christlichen und der Hirsch-Dunckerschen Holzarbeiterorganisation zusammengetreten und haben für das Reichsgebiet ein gemeinsames tarifliches Vorgehen vereinbart. Die kürzlich veröffentlichte Kriegserklärung der Bauunternehmerverbände haben die Organe der freien und der christlichen Bauarbeitergewerkschaft in gleicher Weise mit Aufrufen zur Gegenrüstung beantwortet. Vor die vollendeten Tatsachen gestellt, modelten Herr Vicar Brauns in München-Gladbach und Herr Lic. Mumm in Berlin ihre *Gewerkschaftstheorie* um: sie können nichts mehr gegen das Zusammenkämpfen der Gewerkschaftsrichtungen einwenden; besser gesagt: die Arbeitermassen pfeifen schliesslich auf die Zersplitterungs*theoretiker*. Herr Lic. Mumm muss es sich nun gefallen lassen, dass er vom *Reichsverband* als ein *sozialistisch abgefärbter* Komplice der *Umsturzpartei* denunziert wird. Herr Lic. Mumm-Monheim!

Die Ereignisse sind eben jenen *Gewerkschaftstheoretikern* vorausgeeilt. Die Arbeitermasse findet im dumpfen Drange den richtigen Weg, ob mit oder gegen den Willen der Gönner, ist ihr gleichgültig. Wie sollen anders die Forderungen der Arbeiterkongresse, gleichviel welcher Richtung, verwirklicht werden als durch die Solidarität der Fordernden? Ein unstillbares Sehnen nach Licht und Lebensfreude lebt in den Massen, dafür ist auch die christlichnationale Arbeiterbewegung ein Beweis. Unzweifelhaft hat es etwas für sich, wenn christliche Gewerkvereinsagitatoren auf den Vorwurf, sie trieben Zersplitterung, uns antworten, ihre Agitation rüttele vornehmlich die Arbeiter dort auf, wo unsere Agitation noch fruchtlos gewesen sei. Ganz gewiss sind die freien Gewerkschaftler die Lehrer der anderen gewesen, aber es ist gleichfalls richtig, dass vielfach die christliche Gewerkvereinsagitation in den dunkelsten Bezirken Pionierarbeiten für unsere Gewerkschaften geleistet hat. Wie auch die *Gelben* für die gewerkschaftlichen Kampfesorganisationen vorarbeiten werden. Die Massen werden bewegt, aufgerüttelt, in den Zeitstrom hineingerissen. Das ist die Hauptsache. Was daraus werden wird, darüber brauchen wir uns keine grauen Haare wachsen zu lassen. In all dem Wirrwarr schreiten unsere Gewerkschaften unbeirrt vorwärts.

BEATRICE WEBB · DER GLAUBE AN DEN SOZIALISMUS

NICHT von Propagandarücksichten geht das nachfolgende aus, noch soll es eine allgemeine, systematische Darlegung des Sozialismus bieten. Ich will hier nur über die persönlichen Erfahrungen berichten und die besonderen Empfindungen und Beobachtungen wiedergeben, die mich zum Anschluss an den Sozialismus veranlasst haben. Die Bekennerschaft zum Sozialismus beginnt, entwickelt sich und endet nicht mit dem blossen Wissen, sondern mit Empfindungen. Keine Summe von Wissen hat allein schon die Kraft, Beweggründe zu schaffen oder Zwecke zu setzen. Das Wissen kann das Handeln leiten oder anfeuern, kann es auch lähmen; was aber das Handeln erst zu wege bringt, ist immer das Gefühl. Ich fühlte mich zur Annahme des sozialistischen Bekenntnisses gezwungen 1. durch die Entrüstung über die bestehenden Zustände, 2. durch das Verlangen nach deren Besserung, 3. durch die aus der Beobachtung der gesellschaftlichen Verhältnisse gewonnene Hoffnung, dass ein besserer Zustand möglich sei, und 4. durch den auf meine fortschreitende Kenntnis der politischen Ökonomie und des öffentlichen Verwaltungswesens gegründeten Willen diesen bessern Zustand herbeizuführen. Wenn aber auch alles im Gefühl wurzelt, so bleibt dieses doch normalerweise in Perioden des Handelns unter dem Bewusstsein und tritt nur in Zeiten der Ruhe an die Oberfläche. Nur auf Grund von Wissen kann sich das sozialistische Gefühl in fruchtbringendes sozialistisches Handeln umsetzen. Wir Sozialisten in England suchen auf die Politik Einfluss zu gewinnen. Das bedeutet aber wieder, dass man die Gefühle der Beamten, Minister, Gesetzgeber, Räte und Wähler erregt. Gefühle in anderen erregen setzt jedoch einen intellektuellen Vorgang in der eigenen Person voraus, der ohne Wissen und Überzeugungsgabe nicht denkbar ist. So kommen wir schliesslich zum Wissen als Mittel zurück. Sozialwissenschaftliche Kenntnisse können aber nur, wie in anderen Wissenszweigen, durch Beobachtung, Verallgemeinerung und Nachprüfung erworben werden.

Was mich zur Sozialistin machte, war die Beobachtung zweier grosser Klassen von Tatsachen: des Reichtums und seiner Produktion und des Elends und seiner Ursachen. Ich kam her aus einer reichen Familie, deren Haushalt durch grosse geschäftliche Unternehmungen bestritten wurde. Die Faktoren dieser Unternehmungen schienen nach einer bestimmten Wichtigkeitsskala geordnet. Den mit neuen Plänen Beschäftigten erschienen als die Hauptsache 1. die Maschinen aller Art, ob es sich nun um Anlagen, Schiffe, rollendes Material, Fabriken etc. handelte, dann 2. die Mineralschätze, ferner 3. die vegetabilischen Produkte, wie Bauholz, Reis, Baumwolle, und 4. grosse Viehbestände, lebende oder tote, und ihr Transport, endlich, 5. als von noch geringerer Wichtigkeit als die Wasserversorgung, die Arbeitszufuhr, wobei niemand an die Notwendigkeit dachte, diese leistungsfähig herzustellen oder zu erhalten. Der einzige Zweck der Geschäftspläne und der einzige Massstab ihres Erfolges war die Schaffung einer automatischen Einkommensquelle, das heisst eines Stromes von Waren und Dienstleistungen für die Haushaltungen derjenigen, die die Verfügung über die Produktionsmittel hatten. Es lag ein überschäumendes Machtgefühl im Planen neuer Unternehmungen.

Erst in meinem 25. Lebensjahre bekam ich Elend zu Gesicht, als ich nämlich in meiner Eigenschaft als freiwillige Mieteeinsammlerin im Osten Londons die wöchentliche Miete von 600 Tagelöhnern einzuziehen hatte. Aus der Art, wie sie lebten, lernte ich kennen, was es mit der Arbeitszufuhr auf sich hatte, von der die Kapitalisten gesprochen hatten. Ich sah, dass die geschäftlichen Unternehmungen diesen Leuten keinen automatischen Zustrom von Waren und Dienstleistungen brachten, dass sie ihnen nicht einmal die Möglichkeit verschafften fortgesetzt, ohne traurige Unterbrechungen, für ein Existenzminimum zu arbeiten. Das Resultat des Ringens um Arbeit vor den Fabriktoren stand nicht einmal in irgend einer Beziehung zu ihrem Verhalten. In diesem erbarmungslosen Kampfe beobachtete ich seine demoralisierenden Wirkungen auf den Charakter, die Herabwürdigung des vom Lande neu Angekommenen, das stetige Sinken der einst anständigen Frau. Von Menschlichkeit ganz abgesehen war es ganz klar, dass, wenn die Arbeitskraft ein Faktor in der Erzeugung des Reichtums ist, diese Kraft im Gegensatz zu der der Maschinen und Pferde verschlechtert wurde. Und sie wurde verschlechtert, weil sie einmal aller Vorteile besserer Plätze oder besserer Maschinen beraubt war, weil sie immer, um im Sinne von Ricardos Rentengesetz zu sprechen, an der Grenze der Produktivität arbeitete, da das Äquivalent dieses Unterschiedes in den Vorteilen gerade jener automatische Strom von Waren und Diensten war, den ich unter dem Namen *Miete*, *Zins* oder *Profit* in die reichen Haushaltungen hatte fliessen sehen, und dann vor allem, weil die Herren der Industrie es nicht nötig hatten ihre menschlichen Arbeiter zu versorgen oder in stand zu halten, wie sie es bei ihren Pferden und ihren Maschinen tun mussten.

Später liess ich mich bei den Fabrikarbeitern in Lancashire nieder, wo ich im wesentlichen die selben Tatsachen wiederfand, nur mit dem Unterschied, dass die Fabrikgesetzgebung und die Gewerkschaften es ermöglicht hatten jedem Arbeiter wenigstens ein bestimmtes Minimum von Hygiene, Sicherheit, Ruhe und Lohn zu sichern, und kommunale und genossenschaftliche Einrichtungen diesem Minimum einen Teil dessen hinzugefügt hatten, was sonst dem Grundbesitzer und Kapitalisten zugeflossen wäre. Ein ferneres Studium der Volkswirtschaft überzeugte mich, dass zwar das Gesetz der Rente unwiderleglich sei, dass aber die ganze Erfahrung des 19. Jahrhunderts bewies, dass dessen Wirkung, die Schaffung eines automatischen Einkommensstromes für die Reichen und die Reduzierung des einfachen Arbeiters auf ein Existenzminimum, vermieden werden könnte, allein nur vermieden durch beständig gesteigerte Durchführung sozialistischer Massnahmen. So gründete ich meine ganze Hoffnung auf vier Hauptbetätigungen des Sozialismus, die mit dem wachsenden Einfluss der Sozialisten auf die öffentliche Verwaltung ausgeübt werden können.

Für mich bedeutet der Sozialismus eine grosse und unbeschränkte Entwicklung, die folgendes umfasst:

1. Kollektive Regelung in der von der Fabrikgesetzgebung schon eingeschlagenen Richtung, aber dahin ausgedehnt, dass sie jedem Arbeiter ohne Ausnahme das sichert, was die Gesellschaft von Zeit zu Zeit für das zulässige Nationalminimum an Erziehung, Hygiene, Musse und Existenz erklärt. So viel ist meiner Ansicht nach sogar notwendig, um den Bestand einer produktiven Gesellschaft zu gewährleisten, und würde tatsächlich zu vermehrter Reichtumserzeugung führen.
2. Kollektive Versorgung in der bereits von Gemeinden und denjenigen Genossenschaften gezeigten Art, die sozialistische Gestalt haben (Konsum-

genossenschaften), im Gegensatz zu denjenigen Genossenschaften, von denen dies nicht gilt (Produktivgenossenschaften). Diese Kollektivversorgung wird dahin wirken, die Fähigkeiten und das Verlangen des ganzen Volkes zu erweitern und alles das zu liefern, was der einzelne seiner Unfähigkeit, Unwissenheit oder Gleichgültigkeit wegen sich nicht verschaffen kann, angefangen von Pflasterung und Beleuchtung bis herauf zur Wissenschaft und Kunst.
Um diese kollektive Regelung und kollektive Versorgung durchführen zu können, ist Einkommen und Macht nötig. Diese werden beschafft

3. durch kollektive Besteuerung, und man wird so durch Notbehelfe wie Einkommen- und Erbschaftssteuern mehr und mehr den automatischen Renten- und Zinsstrom in den Säckel der Allgemeinheit lenken,

4. dadurch, dass man zum Kollektivbesitz und zur Kollektivverwaltung von immer mehr Formen von Grund, Boden und Kapital übergeht, in dem Masse wie sie zur öffentlichen Verwaltung sich eignen und die Demokratie sich fähig erweist diese Verwaltung zu organisieren und zu kontrollieren.

Das ist es, was der Sozialismus für mich bedeutet. Anstatt also danach zu streben automatische Einkommensquellen für einzelne Haushaltungen zu schaffen, mit dem Endresultat des Elends und der Entwürdigung anderer, werden wir uns bemühen die Produkte der allgemeinen Arbeit in den Haushaltungen derart zu verteilen, dass dadurch eine stetige Hebung der körperlichen und geistigen Fortentwickelung aller Bürger in dem Masse wie jeder sich entwickelungsfähig erweist erfolgen kann. Was wir im Auge haben, ist die Entwickelung des Charakters, die aber ohne wissenschaftliche Kenntnisse nicht zu erlangen ist. Jetzt gelingt es uns hauptsächlich deswegen nicht zu überzeugen, weil wir zwar Gefühl haben, aber die Prozesse des Lebens und des Staatswesens nicht genügend kennen. Unser Wissen ist noch ungenügend. Die Sozialisten müssen herausfinden, durch welche Massregeln man den unheilvollen Folgen der Unterbeschäftigung, der unregelmässigen Beschäftigung steuern kann, ohne die Produktion zu hemmen, auf welche Weise man der Schundbauerei ein Ende machen kann, ohne die Häuser zu verteuern, wie es zu ermöglichen ist vollständige demokratische Kontrolle zu erlangen, ohne die administrative Wirksamkeit zu verringern. Das alles wird nicht vom Gefühl gegeben, es erfordert wissenschaftliches Studium. Und selbst, wenn er alles das weiss, muss der Sozialist lernen seine Kenntnisse so darzustellen, dass sie überzeugen. Das blosse Abfassen von sozialistischen Rezepten kuriert noch nicht. Wir müssen lernen auf die Geister der Stadträte, Parlamentsmitglieder, Beamten, wissenschaftlichen Fachleute, auch der Wähler selber einzuwirken. Unsere Propaganda braucht sorgfältigeres Studium. Wir brauchen Arbeitsteilung. Das letzte Wort aber in unserem wissenschaftlichen Studium und in unserer Propaganda ist vor allem Geduld, Geduld und wieder Geduld.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

RUDOLF KURTZ · E. T. A. HOFFMANN

EINE Zeit der Schwäche und ästhetischen Degeneration. Von den imaginären Prunkfesten der Romantik war nur die Anekdote geblieben. Die Schrecken der Nachromantik überfielen das Land; dumpfe Gehirne webten die Fetzen der Erlebnisse anderer zusammen, um den allegorischen Teppich als romantische Kunst zu verhandeln. In den Salons gähnte der schlaffe Ennui: schmachtendes Lächeln überlief zärtlich

gespitzte Lippen, in leeren Posen erstarrte Hände berührten formlose Gefässe voll dünnen Tees, und dazwischen rieselten schmale Bäche preziöser Gespräche, unterbrochen von Musik und Deklamation stilloser Dilettanten. Sie hatten an der Romantik das Experiment übersehen und sich nur mit dem Stofflichen amalgamiert, die Leerheit des Gehirns mit phantastischen Mohntränken reizend, um sich im Spiegel ihrer Ekstasen zu bewundern. Eine Literatur war gefordert, und sie hatten sie erhalten: neben dem unbegriffenen Jean Paul stand Ludwig Tieck, in dessen Alter die Jugend wie ein Meteor noch leuchtet; und zahllos um sie geschart die kleinen Götter der Fouqué und Freunde, deren fragwürdige Phantasie in ungeistigen Abenteuern spielte. Sicherer Materialismus überall, zwischen seinen Polen Aberglauben und Maschinismus pendelnd. In diesen Karneval wirbelnder Glieder, die sich nie zu einem Körper finden, tritt fremd der Kapellmeister Kreisler, über dessen Antlitz die Träume gleiten, als es schon in der Grimasse erstarrt. Da erkennen ihn alle: es ist E. T. A. Hoffmann.[1])

Die Zeit hatte ihn mit ihren Marken gezeichnet: anekdotischer Reichtum, trübe Magie, Operettenromantik. Der gewandte Novellist fand sich in den Begleiterscheinungen der Romantik: in der Apologie der Kunst und des Künstlers. Die Annäherung bleibt peripherisch, der Stilist Hoffmann ist ungeistig, er weiss gleich alles zu sagen, es prunkvoll und dekoriert zu sagen: er hat keine Hemmungen zu überwinden. Seine Prosa ist den Inhalten um einige Akkorde voraus; sie schwimmt über Dinge, die sich noch bewegen. Aber das Temperament, das diese Sprachfetzen wie Eis auf den Flüssen zusammentreibt, mit unzulänglichen und undurchsichtigen Wortbildern Seelenzustände von reinster Luzidität zeichnet: das ist der Künstler. Sein Ausdrucksmittel ist zu lose in seiner Hand; er dilettierte Jahrzehnte, ehe ihm die Sprache das fügsamste wurde. Noch mit 32 Jahren war er sich im unklaren, ob er zum Musiker, Maler oder Schriftsteller bestimmt sei. Er hatte wenig Gefühl für die Besonderheiten der Künste: seine Zeichnungen sind graphische Darstellungen von Anekdoten; seine Musik hält sich eng an die Illustrierung des Textes, und in der Sprache sucht er die Gefühlsskalen der Musik mit Worten zu imitieren. Diese illustrative Begabung distanziert ihn weit von der zarten Kultur der Romantik; aber er besass, was den anderen fremd blieb und die Romantiker in Formeln und Versen sich immer auszudrücken bemühten: die geheimnisvolle Kraft der künstlerischen Clairvoyance, einer eigentlichen Hellseherei, in der die Dinge in wechselnden Formen schillern; lebendige Masken der ewigen Ideen, Symbole. Die Anekdote des Causeurs wurde dem Dichter zum Problem. Das ist das Land Kreislers, das Hoffmann nur in seinen besten Stunden betritt. Kreisler fühlte in seiner Seele das Spiel der Kontraste, das Hoffmann entsetzte. In den Stunden, in denen er die Leser vergass, in den fliegenden Notizen seines Tagebuchs zittert eine wehrlose und geängstete Seele, steigt auf in tollen Kurven und sinkt in schauerlichen Gesichten: ein vorwegnehmen-

[1]) Zu diesem gleichsam nur diagrammatischen Bericht empfehle ich die Aufsätze Franz Bleis *Prinz Hypolit und andere Essays* /Leipzig 1903/, der Hoffmann auf endgültige Art in die deutsche Kultur einzeichnet, und Felix Poppenbergs *Bibelots* /Leipzig 1904/, der das psychische Erlebnis Hoffmann wundervoll auszudrücken weiss. Beide Aufsätze sind Beispiele für zeitgemässe Prosa. Für das Biographische kommen allein die Veröffentlichungen Hans von Müllers in betracht (*Kreislerbuch* /Leipzig 1903/), in dem sich der Archivar angenehm mit dem Psychologen hoffmannscher Prägung eint. Für die weiteren Kreise empfehle ich R. Schaukals *Kapellmeister Kreisler* /München 1906/, der aus Hofmanns Leben und Werk ein *imaginäres Porträt* destilliert.

der Psychologe erlebt burleske Tragödien, kuppelt Entsetzen und Hochmut, Verzückung und jähen Hohn. Ein Delirant, der seine Fieberkurve zeichnet. Die Psychologie, das war eine Zeitkrankheit und ein Mittel materialistischer Bemühungen das Gehirn als ein Räderwerk von dürrer Selbstverständlichkeit zu zeigen, Grotesken und Visionen als notwendige Folgen gewisser Dispositionen zu erklären: diese »historische Reinlichkeit« war ihm »mehr als alles zuwider«. Er war Psychologe wie es unsere besten Zeitgenossen sind: Analytiker mit bebenden Sinnen, die im Echo ihrer Seele die Welt wiederfinden; begierig jeden Fiebertraum nachzuerleben, ihr Daseinsgefühl durch alle Möglichkeiten zu steigern. Seine Sensibilität sah die Dinge in den Schatten ihrer Entstehung, in der schöpferischen Bewegung ihrer Beziehungen, das Leben schien ein wundervolles Spiel der Motive, nur auf ein Künstlerproblem hinausführend. Sein Gehirn war ihm bis in die verborgensten Windungen zugänglich; und er versenkte sich in das Wunder der Gedankenbildung, in den Kampf der Eindrücke und den Antworten der Seele. Die Wissenschaft dringt nur bis an die Peripherie; die Erkenntnis wird nur der Intuition, die die Erscheinungen von ihren Bedingungen befreit sieht.

Und diese intuitive Seelenanalyse ist Hoffmanns Leidenschaft: seine Berichte über dunkle Kriminalprozesse operieren mit klinischen Hypothesen, alle Raffinements der ihm zugänglichen Mittel bietet der Psychologe auf, um sich dieses Gehirns, dessen Tat er zu beschreiben hat, zu bemächtigen. Das steigt bis zum intellektuellen Hochmut des Puppenspielers, der die Drähte führt: Euphemia in den *Elixieren des Teufels* theoretisiert dieses Gefühl. Es ist eine Leidenschaft, die verwegen mit dem eigenen Gehirn spielt. Auf einem Ball fühlt er sich vervielfacht, die Menschen, die ihn umgeben, sind Splitter seines Ichs, und aller Gehirne sind Teile des seinen, das aller Gedanken und Taten mitfühlen muss. Differenzierungen und Spekulationen, die das Gehirn, sich selbst objektivieren; eine endlose Kette von Spiegelungen, die die Reflexe multiplizieren, durcheinanderschütteln, verwandeln, bis das Bewusstsein ein glühendes Chaos ist, Rausch des Wahnsinns. Dieses Vorgefühl schwächt und reizt seine Nerven; die leiseste Anspannung umgibt ihn mit Erscheinungen, er verliert das Gefühl der Einheit, der Individualität. Und durch das Konzert der Impressionen dringt immer wieder das Motiv des Wahnsinns: »Warum denke ich schlafend und wachend so viel an den Wahnsinn?« Und ein anderes Mal notiert er in sein Tagebuch: »Alle Nerven exzitiert von dem gesüssten Wein. Anwandlung von Todesgedanken. Doppeltgänger.« Er kannte die Psychologenfreude für eine ganz flüchtige, undeutliche Stimmung ein klares durchsichtiges Wort zu finden, und fast minutiös malt er die Dämmerzustände in seinen Werken aus. Die Momente, in denen das Gehirn ein wüster Flammenkreis ist, beherrscht von physischen und psychischen Störungen, Zustände, die an der Grenze des Wahnsinns schwanken: das sind seine *objets d'art*. In den *Elixieren des Teufels* hat kein äusseres Geschehnis die Realität und Deutlichkeit dieser geistigen Zersetzungen. Der Psychologe ist der Visionär und die Vision die Versenkung in die imaginäre Welt, die einzige Realität.

Dieser Weltanschauung korrespondiert die Kunstphilosophie Hoffmanns: die Imagination ist die symbolische Erkenntnis des inneren Lebens. Er ist der begeisterte Apologet des Geistigen, und sein Rigorismus behauptet, dass der Körper nur als Möglichkeit des Geistes Berechtigung habe. Doch diese

Missachtung des Körperlichen entspringt noch einer anderen Quelle: der Inkongruenz des inneren Lebens und der äusseren Erscheinung. Dem Pathos der berauschten Seele war zur Auswirkung ein unscheinbarer Körper gegeben, und diese Gewissheit prägte der Seele Hoffmanns ihr Mal auf. Er, dessen inneres Leben strömender Gesang war, musste unfehlbar lächerlich werden, wenn er seinem Temperament folgte. Wie eine stechende Flamme verbrennt das die leichtbeschwingten Gefühle. Eingestellt auf die Beobachtung jeder Nervenfaser, sah er immer sein Spiegelbild neben sich und fühlte mit bitterem Hass den Kontrast des begeisterten Musikers mit dem hässlichen Menschen, dessen groteske Beweglichkeit ein seltsames Gegenspiel zu den feierlichen Worten seiner Kunst bildete. Dieses Gefühl ist heimisch unter den europäischen Dichtern des 19. Jahrhunderts, und die Erscheinung Stendhals wäre ein Rätsel ohne Beachtung dieser Motive. Um sich vor der eigenen Verachtung zu retten bleibt die einzige Möglichkeit das Körperliche durch überlegene Geistigkeit zu paralysieren, sich durch Ironie über den schmerzhaften Kontrast hinwegzusetzen. Hoffmann hat diese Erkenntnis von Jugend an begleitet. Wie schwer sie war, mögen die Worte bezeugen, die eine frühe schamhafte Liebe begleiten: »Da ich sie einmal nicht durch ein angenehmes Äussere interessieren kann, so wollt' ich, dass ich ein Ausbund von Hässlichkeit wäre, damit ich ihr auffiele, und sie mich wenigstens ansähe.« In den Tagebüchern, die Notizen über seine Bamberger Zeit und seine Liebe zu Julia bringen, knistern tolle Ironieen über blutige Gefühle; man spürt die Scham des alternden Mannes, der ein junges Mädchen anschwärmt und die Lächerlichkeit dieser Situation in allen Nuancen spürt. Er spricht sich Mut zu dieses Leben zu ertragen und spielt den Schwerpunkt auf das Geistige hinaus, seine Unfähigkeit scheu umgehend in der reflexlosen Sinnlichkeit des naiven Menschen zu leben, die ihm roher Stoff scheint, Erscheinungsform für ein Geistiges, das nur durch die Imagination, den Traum erschaut werden kann.

Der geistige Mensch hasst das Anekdotische des Lebens, also im eigentlichen Sinne alle erhebenden Ereignisse des bürgerlichen Daseins, vor allem die Brennpunkte des normalen Vegetierens: die lauten Gefühle. Sie verletzen seine Scham und reizen seinen Intellekt sie durch Ironieen aufzuheben. Zur Zeit der stärksten Gefühlsanspannung notiert er: »Göttliche Ironie, herrliches Mittel Verrücktheiten zu bemänteln, stehe mir bei!« Und wie unerträglich der Druck der Sehnsucht war, deutet die Fortsetzung an: »Jetzt ist es Zeit *in litteris* zu arbeiten.« Geistige Ausleerungen waren für ihn eine körperliche Befreiung: das Ringelspiel der Leiden zerrann in herrlichen Träumen, imaginären Heldenfahrten. Die Sphäre seiner Erlebnisse war das Ausserordentliche; und das ist seine Kunst, dass er es nicht in der Anekdote, sondern in jedem elementaren Lebensvorgang sah. Er schaute an: so definierte er sich. Schaute so rein und unbefangen an wie Goethe: nur wies sein Spiegel eine besondere Krümmung auf. Schopenhauer bezeichnet dieses als die philosophische Stimmung, dass die Dinge ihre absolute Starrheit verlieren; Hoffmann hätte den Moment des Schauens so bezeichnet. Ein Gelehrter, der die Leiter auf und ab steigt, um Bücher zu suchen, wird ihm leicht zum Magier, der in einer ungeheuren Bibliothek von Sprosse zu Sprosse springt: das Beängstigende dieses Auf und Ab und der zahllosen Folianten wird ihm zum Erlebnis. Er empfindet das Grauen an den Dingen, wie Knut Hamsun

oder Arthur Rimbaud, der aus dem Erlebnis eines kleinen verärgerten Schreibers eine grauenvolle Vision formt: *Les assis.*

Die Angst an den Dingen, das ist Hoffmanns Erlebnis. Nicht das physische Erschrecken des Feigen, sondern das Erahnen einer unsichtbaren Welt, deren Erscheinungen die Dinge sind, mit denen wir leben müssen, ohne ihr Wesen und Bedeutung zu kennen. Die Doppelheit der Erscheinung wird sinnfällig in den mechanischen Apparaten. Diese besonders erregten Hoffmanns Einbildungskraft bis zu Orgien des Grauens und der Grausamkeit. Er spürt, dass das Schöpferische dieser toten Dinge die höchste Potenz des Artifiziellen ist. Der Automat ist ungefährlich, ein spielendes Räderwerk: er war ein Freund der Automaten. Aber so einfache Dinge wie Brillen, Ferngläser, Spiegel: in diesem scheinbar Primitiven ist das Entsetzen. Das Erlebnis seiner Menschen ist die Furcht vor den grauenvollen Überraschungen des Lebens. »Etwas Entsetzliches ist in mein Leben getreten. Dunkle Ahnungen eines grässlichen mir drohenden Geschicks breiten sich wie schwarze Wolkenschatten über mich aus, undurchdringlich jedem freundlichen Sonnenstrahl.« Im Gespräch erblickt er Visionen, er zittert vor Aufregung und Angst und spielt in allen Ironieen, um sich vor der Verzweiflung zu schützen. Wie jeder Künstler empfindet er seine Reizbarkeit als Vorzug, glorifiziert sein Leiden, denn »solcher Kopfschmerz gebärt das Exotische«. Der Künstler ist die Blüte der Möglichkeiten, und diese Gewissheit stilisiert seine Gebärde. Es ist in ihm die entmaterialisierte Entzückung Wackenroders und die überzeugte Kunstsentimentalität des *Sternbald,* den er das wahre Künstlerbuch nennt. Er empfindet stärker als die Zeitgenossen die Besonderheit der künstlerischen Tat nur Kunst und nichts anderes zu sein. »Alles soll noch ausser dem, was es ist, was anderes bedeuten, alles soll zu einem ausserhalb liegenden Zweck führen, den man gleich vor Augen hat, ja selbst jede Lust soll zu etwas anderm werden als zur Lust und so noch irgend einem andern leiblichen oder moralischen Nutzen dienen, damit nach der alten Küchenregel immer das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden bleibe.« Kunst ist Moral, weil es ausser ihr nichts gibt, sie ist die wahre Metaphysik des Lebens, und mehr hat Nietzsche damit nicht gemeint als dieses Wort Hoffmanns es sagt: »Der Musiker sieht die ganze Welt im Widerschein seiner Kunst.«

Die Kunstmetaphysik projiziert sich auf ein willfähriges Temperament, das mit ungewöhnlicher Leichtigkeit Stoffliches findet und die Anekdote mit sicherer Virtuosität zu erzählen weiss. Hoffmann schrieb gern und leicht. Aber die wirklichen Kunstwerke entstanden unter der hypnotischen Kraft eines nicht zu ertragenden Schmerzes, sind emporgewirbelt aus Rausch und Qual, Traum und Tod, leuchtende Formen, von hämischer Selbstverachtung verzerrt. Es verlangt Weltfremde oder grosse Schamlosigkeit einen *Zarathustra* zu schreiben: und Hoffmann hatte immer einen Beruf. Das Zeitgemässe in ihm zwang ihn in die Atmosphäre der Geheimräte und Aktuare; er hatte den schlechten Umgang des Schriftstellers, der in seinem Milieu eingeschlossen ist. Ihre Schwächen erfasste sein Blick am sichersten, es gibt keine schärferen Porträts des Salonverkehrs als die Novellen Hoffmanns. Er sah weit genug, um moralische Wertungen zu vermeiden: er sagt nicht *gut* und *böse,* sondern *gute* und *schlechte Musikanten.* Der farblose Bürger ist ihm fremd: er vergröbert, er sieht ihn unter der Optik des Exzentriks. Diese absoluten Kontrastierungen vermindern den Fond seiner Typen; eigentlich sind es nur zwei: Anselmus,

der naive Künstler, und Julia, »die Liebe des Künstlers«. In diesen Situationen fühlte er sich stets: als Anselmus unter den Philistern, und zur Julia wurde ihm jede Geliebte. Er erlebte sie wie ein Kunstwerk: in den Tagebüchern sind tolle Sprünge, Stimmungen sinken in hohen Wellenbergen, schwanken in grossen Kurven, die entlegendsten Punkte der Seele berührend. Die Stunde der Verzweiflung zersplittert in helle Ironieen, die plötzliche Trauer ablöst. Ansätze zu hohen Begeisterungen, die in zuckenden Mundwinkeln untergehen. Die einzige Rettung ist die Musik. Er notiert die seltsamen Stunden vor dem Schaffen, vor den Träumen, wo die Erscheinungen in einander verfliessen: Töne Düfte scheinen und Farben klingen, die Stimmungen in unmessbaren Tempo sich in Landschaften umsetzen und wieder in ein magisches *concert spirituel.*

In diesem Chaos fabelhafter Korrespondenzen vertiefen sich die Gesichte, ein kleines Fräulein Marc aus Bamberg wird Julia, wird Donna Anna, dieser Traum aus Musik und Vision, wird Aurelia, die Gnadenvolle, die den verlorenen Mönch mit ihrer reinen Liebe rettet, wird Julia und Hedwiga, die Schmerzensreiche, unsere liebe Frau mit den sieben Schwertern: Sancta Caecilia in Glorien schwebend über den Passionsweg des kleinen Rates. Sie allein wecken die Kunst im Menschen, und der Künstler ist der Sieger im Leben; wer phantasielos genug ist in jedem Symbol die Allegorie zu suchen, wird diesen Triumph des Musikers leicht aus seinen Werken herauslesen: in einem seiner feinsten und programmatischsten Bücher, *Klein Zaches,* ist es eindeutig gesagt, dass die transzendentale Erkenntnis nur ein Surrogat ist, nur die intuitive, musikalische ist durch keinen Schleier der Maja zu täuschen. Das innere Leben erkennt traumhaft: wenn ein Anselmus eine Serpentina findet, so ist die äussere Welt eine Flut von Metaphern, blüht unter Leuchten und Musik, und in diesem inspirierten Zustande erkennt er das Urbild der Dinge. Hoffmann der Künstler überrascht den Schriftsteller immer: die geschickt gefundene Anekdote vergeistigt sich unbewusst, und endlich sind nur noch ihre Konturen, von einem fremden musikalischen Geist gefüllt. Die Kunst war ihm nur als Symbol denkbar: so zeigt sich ihm Mozarts Don Juan, den er zu dem Typus stilisiert, wie er in unserer Anschauung lebt. Die Vergeistigung der Sinnlichkeit fordert der Künstler von seinen Menschen: Anselmus heiratet die schöne, aber materielle Veronica nicht, und Eduard nicht Michaeline (in der *Brautwahl*).

Das Leben des Künstlers, wie es Hoffmann in der Imagination lebte: das war sein tiefstes Erlebnis. Es ist vielleicht das Grösste an ihm, dass nächst Goethe kein Dichter sein Leben so künstlerisch erlebt hat, sein Werk so kristallisierter Niederschlag der inneren Abenteuer ist. Er stellt den eigenen Schmerz und die Leiden mit der Unmittelbarkeit des grossen Künstlers heraus, und das adelt sein Werk über die Zeiten. Und weil ihn die Welt mit ihren Fremdheiten beunruhigte, rang er mit dem Grauen des Ekstatikers. Seine Menschen kämpften in hohen Spannungen der Lebensangst: alle Dinge erstarren in den farblosen Grimassen des Entsetzens, die Seele taucht von inneren Schauern zu tieferen Gefahren, Visionen gebärden sich wie Philister, und Philister haben die Gebärde schattenhafter Fakire: durch die hohlen Löcher der Masken strahlen immer andersfarbige Lichter; der graue Archivarius Lindhorst wird zum leuchtenden Salamanderkönig, Prosper Alpanus steht im kaiserlichen Mantel des Magiers, und Peregrinus Thyss blüht weiss und herrlich empor, und dunkelrot

blutet sein Rubinherz. In Ekstasen der Angst versinkt das Gefühl der Persönlichkeit, die Glieder funktionieren automatisch, das Gehirn ist sich seiner tötlichen Angst bewusst, und hinter dieser Erkenntnis schielt das träge Auge des Wahnsinns. In diesen Schrecken krümmt sich der fanatische Analytiker. Der Schriftsteller sucht die Qual der Nächte in sichere Metapher aufzufangen, zu verdeutlichen; etwa durch ein Messer, das sich durch Generationen vererbt und immer Unheil anrichtet: ein beliebtes Requisit der Schicksalsdramen. Hoffmann weiss die Atmosphäre seiner Werke so wundervoll abzustimmen, dass Traum in Tat und Tat in Traum verrinnt: es ist nie sicher, ob etwas Wirklichkeit oder Fiebertraum ist. Die kleinen Novellen sind technisch unübertrefflich und enthalten des Köstlichen mehr als die gesamte Nachromantik.[2]) Psychologische Parforceleistungen wie das *Fräulein von Scuderi,* auf deren bunten Grunde die schimmernden Juwelenorgien des Goldschmieds Cardillac kreisen; grauenhafte Landschaften im *Ignaz Denner,* Spätherbstabende über dunklen Fichten und verrufenen Wegen, in denen der rote Mantel wie eine Fahne in einsamen Nächten saust, spielen mit grosser Gewandtheit auf der Bühne seiner Leiden. Glänzend komponierte Detailgemälde wie *Die Brautwahl, Signor Formica, Das Majorat*: das leuchtet in hellen Farben und fabelhafter Bewegtheit. Dann die Offenbarungen seines tiefen Kunstenthusiasmus: *Der goldene Topf, Klein Zaches,* die Musikantenstücke. Und die unvergleichliche *Brambilla,* dieser Traum aus Musik und lichten Wolken, der berauschte Karneval der Mathematik. Oft vernachlässigt stehen die *Elixiere des Teufels* auf dem Gipfel seines Werks: Visionen im rapiden Tempo durch unglaubliche Landschaften wirbelnd, Menschen wie fliegende Nebel skizziert, Genrestücke von präziser Energie, Abende, die Grausen mit Lyrismus mischen, entsetzliche Kommunionen von Purpur und Nacht. Und sein stärkstes Werk, die Kreislerbiographie; die Ausstellung der lebendigen Automaten, der blutende Mechanismus, Seelen so klar wie bläuliches Stahl, über das der Mond fährt; blutige Strudel, in denen Menschen wirbeln; dunkle Gewitternächte, schwarz von goldenem Stahl durchzuckt, und das gelassene Dröhnen einer Wetterharfe. Das sollte noch stärker in den *Lichten Stunden eines wahnsinnigen Musikers* klingen, deren Plan sein ganzes Leben begleitet. Ein *Buch für Kenner* sollte es werden, für alle und keinen, wie der *Zarathustra.* Eine Disposition ist erhalten: »Die Liebe des Künstlers — Der kühle Augenblick — Klang aus dem Norden — Klang aus dem Süden — Mystik der Instrumente — Musikalisches Helldunkel — Tonarten«.

Das ist sein Leben, in Musik umgesetzt.[3]) Die Menschen entmaterialisieren sich,

[2]) Von Gesamtausgaben der Werke Hoffmanns nenne ich zuvörderst die Grisebachsche bei Hesse, die alles Wesentliche in grosser Vollständigkeit bringt und den Vorzug eines sehr geringen Preises hat. Wem es um ein Bild Hoffmanns zu tun ist, greife zum *Kreislerbuch,* das H. von Müller sehr künstlerisch vom Anekdotischen befreit und mit wertvollen Beilagen versehen hat. Die Märchen sind in dem *Hortus Deliciarum* bei Bard erschienen, von H. von Müller mustergültig herausgegeben und vom Verlag ebenso ausgestattet; wer einem Hoffmannfreund eine Freude machen will, wird diese philologisch getreue und stilsichere Ausgabe wohl zuerst zu berücksichtigen haben. Es sei noch auf die eben erscheinende Hoffmannausgabe hingewiesen, die H. von Maassen bei Georg Müller in München erscheinen lässt: sie verspricht die Ausgabe zu werden.

[3]) Das Hoffmannporträt, das diesem Heft vorangesetzt ist, ist der Mappe *Sechs Romantikerporträts* von John Höxter entnommen, die die Buchhandlung Edmund Meyer in Berlin ediert hat. Es ist hier nicht der Ort den Kunstwert dieser Publikation festzustellen: nur so viel möchte ich sagen, dass diese sechs Porträts die vollendetste bildnerische Spiegelung der Romantik ist, die ich kenne. Was der Schriftsteller zu entwirren bestrebt ist, hat der Graphiker in einer erstaunlichen Synthese ausgedrückt. Der zeichnerische Wert entspricht diesem psychologischen.

und die Musik ist eine bessere Moral als die ungewissen Worte. Die Musik ist ohne Maske, und sie ist Kreisler und Julia, Medardus und Aurelie. In ihr darf die Scham deutlich werden, die er im Leben »als Hieroglyphe« geachtet wissen will. Unbewusst erwachen die lichten Stunden, ein hingebendes Phantasieren auf einem imaginären Flügel. Bis die Sehnsucht in toller Ironie stirbt. Dann sinken die Vorhänge, der Musikant unterrichtet, er gehört den anderen. Der kleine Musikmeister begleitet den Gesang seiner Julia, einer hübschen sechzehnjährigen Dame aus guter Familie. Der schon gealterte Herr gefällt sich in den affektiertesten Posen, folgt ihr mit gespitzten Munde und verzücktem Augenaufschlag: ein etwas undeutlicher Ausdruck für eine Inbrunst, die sich im Mittag ihres Glücks fühlt. Mühsam wird ein Gelächter unterdrückt.

ROSA MAYREDER · DIE WANDERER UND DAS ZIEL

SEIT vielen hundert Jahren waren die heiligen drei Könige schon auf der Rückreise. Sie suchten den Weg, der sie wieder nach Hause führen sollte, in das Land ihrer Heimat. Seit vielen hundert Jahren suchten sie ihn. Als sie gekommen waren, hatten sie nicht auf den Weg geachtet, verloren in den Anblick des himmlischen Führers, der ihnen ein seliges Ziel verhiess. Und dort in Bethlehem, auf Knien vor dem Kinde, das sie als den König der Welt grüssten, wie hätten sie an die Zukunft denken sollen? Zukunft und Vergangenheit flossen in einander zu einem einzigen höchsten Augenblick. Nichts Höheres konnte mehr geschehen; Himmel und Erde standen still und knieten mit ihnen vor dem Könige der Welt.

Aber der Augenblick ging vorüber. Die ruhelose Zeit nahm die heiligen drei Könige mit sich fort, weit hinweg von dem göttlichen Kinde, auf den alten Wegen der Hoffnung und der Entbehrung, von denen niemand weiss, wohin sie führen. Sie gingen, gingen, gingen immerzu. An jedem Kreuzweg blieben sie stehen und berieten über die Richtung, die sie einschlagen sollten, um wieder nach Hause zu kommen. Aber welchen Weg sie auch wählten, sie mussten sich doch nach kürzerer oder längerer Zeit eingestehen, dass sie in der Irre gingen. Und immer mehr verloren die heiligen drei Könige ihren guten Mut. Niedergeschlagen schritten sie weiter, müde der endlosen Wanderschaft und heimlich voll Zweifel über ihre Sendung.

Zuweilen, wenn sie während der Mittagsschwüle im Schatten rasteten, weinte der heilige Melchior und sagte gramvoll: »Ach, warum habe ich das Land verlassen, das mich geboren hat? Ihr Gärten meiner Heimat, in denen ich ein glücklicher und geliebter König war, werde ich euch nie wiederfinden? Werde ich ewig in der Fremde irren müssen, ungeehrt und ungekannt, ein Wanderer nach einem Land, von dem niemand Kunde weiss?«

Nachts, wenn die beiden andern schliefen, wachte der heilige Balthasar, der in den Beobachtungen des Himmels gelehrt war, und fragte das Firmament um Rat. Da kniete er, faltete seine Hände in Andacht vor dieser unzugänglichen Sternenwelt, kniete und betete um ein Zeichen. Erst wenn es

Morgen werden wollte, legte er sein Haupt zur Ruhe. Dann seufzte er: »O Gott, warum versagst du mir das Zeichen, auf das ich harre? Warum lässest du die Sterne ihre Bahn wandeln herauf und hinab und führest uns nicht aus der Irre? Oder stehet dein Wille geschrieben in diesen ewigen Zeichen, hast du die Schrift deiner Weisheit leuchtend an den Himmel gemalet, und es sind nur meine Augen blind und mein Verstand reichet nicht, dass er die Sprache deiner Zeichen verstehe?«

Am besten hielt der heilige Kaspar in diesen Wirrnissen sein Gemüt aufrecht. Er war der Jüngste der drei Könige, und seine Einfalt war so gross wie seine Weisheit. Die Sonne hatte ihm das Gesicht verbrannt, dass er aussah wie ein Mohr, weshalb auch der Leumund, der sich immer an den Anschein hält, ihm nachsagte, er sei ein Mohrenfürst. Wohin er kam, pries er die Herrlichkeit der Welt und dankte dem Herrn, der solche Wunder erschaffen hat. Wenn er die beiden anderen so niedergeschlagen sah, sagte er: »Warum doch trauert ihr, meine Brüder? Sehet an die Welt und ihre Herrlichkeit; ist es nicht gut sein allerorten, wo die liebe Sonne scheint und die wunderbaren Werke des Lebens wirkt?« Darüber staunten Melchior und Balthasar; denn es deuchte sie, Kaspar habe der alten Heimat vergessen und vergnüge sich leichtherzig in der Fremde an Dingen, an denen sie vorübergehen sollten, achtlos und ungerührt, ein höheres Ziel treulich vor Augen. Wenn sie ihm das vorhielten, meinte er wohl, die alte Heimat, die sei ein gar wonniges Ziel; aber item, da nun der Weg dahin ihnen noch nicht offenbar, und sie bemüssigt wären zu wandern, zu wandern durch alle Reiche der Welt, vielleicht bis ans Ende ihrer Tage, warum sollten sie sich nicht an dem ergötzen, was ihnen unterwegs Schönes und Holdseliges begegnete?

Und so bildete sich allmählich jeder seinen stillen Glauben für sich: der heilige Balthasar, dass sie in ein neues Reich fern von der alten Heimat berufen seien, der heilige Melchior, dass sie unbeirrt durch alle Hindernisse und Irrwege in die alte Heimat zurückfinden sollten, der heilige Kaspar, dass sie ohne Ziel und Absicht lobpreisend durch die Welt zu ziehen hätten, solange es dem lieben Gott gefiel. Als sie aber dieser Meinungsverschiedenheit inne wurden, erschraken sie in ihren guten, königlichen Herzen gar sehr. Deshalb hielten sie eines Tages noch einmal Rat mit einander, und nach reiflicher Erwägung beschlossen sie wieder nach Bethlehem zurückzukehren, an den heiligen Ort, von dem sie ausgegangen waren, weil es doch wohl möglich wäre, dass sie den Weg von Anbeginn verfehlt und eine falsche Richtung eingeschlagen hätten.

Es war Nacht, als sie in Bethlehem anlangten. Schwarz hing der Himmel von Wolken. Nur zuweilen fuhr ein Blitz grell durch die Finsternis und zerriss für einen Augenblick den undurchdringlichen Schleier. Dann glaubten die heiligen drei Könige die Wunderstätte wieder zu erkennen, an der ihnen einst Heil widerfahren war; und sie erwarteten in ihrer frommen Zuversicht nichts anderes, als dass sich die Türe des gebenedeieten Stalles wie damals öffnen werde, um ihnen den himmlischen Anblick des Kindes zu enthüllen, das lichtumflossen auf dem Schoss der Jungfrau spielte. Und wie damals wollten sie vor dem Kinde knien und von seinem strahlenden Angesicht die Offenbarung empfangen, nach der sie sich sehnten.

Sie warteten freudig in der Finsternis. Aber die Tür öffnete sich nicht.

Beim Grauen des Morgens wagte es der heilige Balthasar mit schüchternem Pochen Einlass zu begehren. Dreimal klopfte er. Da fiel die morsche Tür aus den Angeln und stürzte polternd in den inneren Raum. Und mit Schrecken sahen die heiligen drei Könige, dass er leer war. Kein Dach bedeckte ihn; fahl schien der Himmel herein und warf einen grauen Schein auf die Trümmer, die umherlagen.

Aus dem dunkelsten Winkel aber stieg drohend und furchtbar wie ein Gespenst eine schwarze Gestalt herauf. Es war ein alter Mann mit einem wilden Bart, der ihm bis auf die Lenden fiel. Sein Blick war böse, und sein Mund war bitter. Er wandte sein Angesicht ab, als er an den heiligen drei Königen vorbeischritt.

Der heilige Kaspar hielt ihn an. »Wer du auch seiest, der du hier wohnst«, sagte er gütlich, »vergib, dass wir hier eingedrungen sind, vielleicht kannst du uns Bescheid geben . . . .«

»Ich bin keiner, der Bescheid gibt«, versetzte grollend der Mann aus seinem Barte.

Der heilige Kaspar, also abgewiesen, trat zurück. Da stellte sich der heilige Balthasar dem düsteren Fremdling in den Weg: »Vernimm: Wir sind die heiligen drei Könige. Wir sind gekommen, das Kind anzubeten, das hier geboren ward, das Kind Gottes, das die Welt mit Freude und Frieden erfüllen und uns den Weg und das Ziel weisen wird . . . .«

»Ich weiss von keinem Kinde«, versetzte der Mann und ging vorbei.

Aber getrieben von der Sehnsucht seines Herzens, fasste der heilige Melchior nach dem Zipfel seines Mantels. »O du Unbarmherziger«, rief er schmerzlich siehst du denn nicht, dass wir müde sind von vergeblichem Hoffen und Harren? Seit undenklichen Zeiten wandeln wir durch die Welt, nun hat unser Glaube uns hierher zurückgeführt. Sollen wir wieder unbelehrt von dannen ziehen? Sollen wir wandern in alle Ewigkeit?«

Da blieb der Fremdling auf der Schwelle stehen und wandte sich um. Sein Auge fiel auf die bestaubten Kronen und die abgeschabten Purpurmäntel der heiligen drei Könige. Er sagte mit höhnisch klagvollem Lachen: » Hei, hei! Also wandern auch die, die glauben, ziellos durch die Welt, und nicht nur der, der zweifelt? Wandert nur weiter, Ihr heiligen drei Könige, wandert in alle Ewigkeit! Das ihr suchet, das Ziel, das werdet ihr nimmer finden. Ich, der ich wandere, so lange wie ihr, und kenne die Reiche der Welt von Aufgang bis Untergang, ich weiss es und sag' es euch.«

»Wenn du die Reiche der Welt kennst, Fremdling«, sagte der heilige Melchior, »dann vermöchtest du wohl auch uns den Weg zu weisen, der uns in die alte Heimat zurückführt, wo wir wieder einträchtig neben einander regieren wollen, wie einst in lang vergangenen Tagen.«

Der Fremdling stiess seinen hohnvollen Klagruf aus. »Hei, hei! Ihr törichten Könige, warum habt ihr das Land verlassen, das eure Heimat war? Dieweil ihr nach neuen Zielen in der Welt umherschweifet, sind eure Reiche zerfallen, die alte Ordnung ist umgestürzt, Aufruhr hat die Eurigen ergriffen, und zwischen ihnen wütet der Krieg. Wo du herrschest, Balthasar, ist ein falscher König auf den Thron gestiegen und duldet keinen anderen König neben sich und hat sich angemasst allein zu verrichten, was euch dreien zugehört. Und dein Reich, Melchior, hat er unterjocht und nimmt den Deinen

das Brot und lässt sie darben, und sie müssen ihm dienstbar sein und haben nur Ansehen, soweit sie sich ihm beugen. Die Deinen aber, Kaspar, sind ganz verachtet und in die Sklaverei verkauft; sie werden angespien und mit Füssen getreten von denen Balthasars und sollen ausgetilgt werden mit Feuer und Schwert als Widersacher Gottes und Gehäuse des Teufels. Dafür rotten sie sich bei Nacht zusammen und empören sich heimlich, und wo sie können, rauben und morden sie und brennen nieder die Werke derer von Balthasar und Melchior.«

Als die heiligen drei Könige diese Worte vernahmen, weinten sie bitterlich. Endlich sagte der heilige Balthasar unter Tränen: »Wohl ist es wahr: Unsere Untertanen sind niemals friedfertig gewesen, sondern haben in Hader und Zank gelebt und sich übernommen gegen einander und waren jedes ein zorniges Volk, schwer zu regieren und voller Gebrechen. Deshalb sind wir ausgezogen dem Sterne nach, der uns den neuen König der Welt verhiess. Diesen König haben wir angebetet, in seine Hände haben wir unsere Scepter gelegt. Er sollte herrschen in unseren Reichen und sie erfüllen mit seinem Licht und seiner Gnade. Ja, wir haben ihn gesehen, den König der Welt, das Kind der Verheissung, das Gotteskind! In ewiger Herrlichkeit spielt es auf dem Schosse der Jungfrau, die es geboren hat. Wer vor ihm kniet, von dem wird alle Last und Pein genommen, aller Fragen wird er ledig, aller Unrast wird er frei. Wir wollen in das Reich ziehen, das von ihm gegründet ist, das soll unserer Wanderschaft Ziel sein. Wenn du ein Genosse unseres Schicksals bist und mehr weisst als wir, so gib uns Kunde, wohin das göttliche Kind entschwunden ist, und wo sein Reich sich befindet, das gebenedeiete Reich des Gotteskindes!«

Der Fremdling richtete sich hoch auf. Sein schwarzer Bettlermantel flatterte um ihn wie eine Gewitterwolke. Sein Blick war Unheil, seine Gebärde Verzweiflung.

»Hei, hei! Ihr törichten Könige, das Ziel, das ihr suchet, ihr werdet es nimmer finden. Wandert in alle Ewigkeit, ihr törichten Könige! Das Reich des Gotteskindes ist nicht gegründet, die Erlösung ist nicht gekommen, die Welt läuft ihre Bahn ohne Ende und Ziel, wie vor und eh. Wisset: Das Kind, das hier geboren ward, das ist ein Mann geworden, und der Mann hat der Welt die Erlösung bringen wollen und hat sich um seiner Botschaft willen ans Kreuz schlagen lassen. Ich habe ihn gesehen, als er nach Golgatha geführt ward. Ich stand vor meiner Tür. Da kam er vorbei. Er trug auf der Schulter das Kreuz, an das er geschlagen werden sollte, Henkersknechte und gemeines Volk gingen hinter ihm her. Und er blieb vor mir stehen und sagte: »Siehe, ich bin der Sohn Gottes, der gekommen ist, durch seinen Opfertod die Welt zu erlösen; gewähre, dass ich raste auf der Bank vor Deinem Hause!« Ich aber trieb ihn hinweg und sagte: »Gar viele sind hier den Weg zur Richtstätte gegangen, doch keiner von ihnen hat die Welt erlöst. Und würd' ich so alt wie die Welt, nie würd' ich glauben, dass einer ihr Erlösung brächte.« Da setzte er seufzend seine Schritte weiter fort. Aber schon im Gehen wandte er sich noch einmal nach mir um, und ich hörte die Worte: »So wandre denn durch die Welt, bis du es glaubst!« Ich blieb in meiner Türe stehen und sah von Ferne zu, wie er hingerichtet ward. Und als er am Kreuze hing, verfinsterte sich die Sonne, die Erde wankte unter meinen

Füssen, der Himmel wurde schwarz wie ein Sarg. Da verliess ich mein Haus und ging. Ich ging vom Morgen bis zum Abend, tagaus, tagein, ich ging ohne Rast und Ruh. Ich ging durch alle Reiche der Welt, zu sehen, ob die Erlösung über sie gekommen wäre. Als ein Zuschauer ging ich, der nicht verstrickt ist in ihre Qual und nicht verblendet von ihrer Lust. Ich ging als einer, der prüfen und betrachten kann. Und wohin ich kam, fand ich die alte Qual, die alte Lust, unabänderlich und unerlösbar, das Getriebe wie von Anbeginn. Aller Wandel ist nur Schein. Die Welt, sie bleibt sich ewig gleich, sie läuft in einem Kreise ihre Bahn, und immer wieder muss sie dahin zurückkehren, von wo sie ausgegangen ist.«

Seine harten, verdorrten Hände ballten sich gegen den Himmel.
»Der du dein Leben an eine vergebliche Verheissung gesetzt hast, höre mich, ich schrei' es dir entgegen wie vor tausend Jahren: Die Welt ist nicht erlöst, die Welt wird nie erlöst werden! Wenn du ein Lebendiger bist in den Höhen, wenn der Blitz dir gehorcht und die Gewalt des Donners, wenn du sitzest zur rechten Hand dessen, der die Wege kennt und das Ziel bestimmt, dann zerschmettere mich, zerschmettere mich auf der Schwelle, von wo du ausgegangen bist zu dem vergeblichen Werk! Zerschmettere mich, damit ich nicht länger mitansehen muss, wie die Welt ziellos durch die Nacht der Ewigkeit irrt!«
Er starrte in den Himmel, gleich als erwarte er ein Zeichen. Aber der Himmel blieb grau und stumm.
Da stiess er seinen hohnvollen Klageruf aus und ging davon. Und wie er sich entfernte, schien er zu wachsen; sein schwarzer Bettlermantel verfinsterte die Dämmerung des Morgens, und seine Gestalt glich in der Ferne den zerklüfteten Felsenbergen, die weit draussen die Wolken berührten.

Bebend standen die heiligen drei Könige beisammen, noch lange, nachdem er verschwunden war.
»Wer war das?« murmelte der heilige Kaspar schaudernd.
»Warum wurde uns dies Zeichen gesandt?« fragte der heilige Melchior bange.
Der heilige Balthasar schwieg. Er fühlte, dass er es war, der seinen Gefährten Antwort geben musste, wenn sie nicht in Verzweiflung fallen sollten. Und plötzlich kam die Erleuchtung über ihn.
»Liebe Brüder, erkennt ihr's nicht? Solange dieser unselige Wanderer durch die Welt irrt, sollen auch wir unseren Weg fortsetzen und sollen verkünden, wohin wir kommen, dass das göttliche Kind geboren ist, das Kind, das die Welt erlösen wird. Auf, meine Brüder, und fasset Mut! Das Kind hat uns zu Zeugen erwählt, lasset uns hingehen und der Welt die Botschaft verkünden; das Kind ist geboren, das Kind ist gekommen, das Kind ist der König der Welt!«

So ziehen die heiligen drei Könige durch die Welt, und immer, wenn das Jahr sich erneut, verkünden sie die Geburt des göttlichen Kindes, das in die Welt gekommen ist, um Frieden und Freude zu bringen. Nur wenn jemand sie fragt, woher sie kommen, wohin sie gehen, da schütteln sie die Köpfe, da bleiben sie stumm.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

PAUL KAMPFFMEYER · DIE INTELLEKTUELLEN UND DIE SOZIALDEMOKRATIE

MIT einer ungeheuren Umwälzung in der Welt der Intellektuellen kündigte sich die grosse französische Revolution an. In den französischen Salons machte sich der adlige Schöngeist zum lauten Echo der demokratischen Grundgedanken eines Rousseau, und der elegante Abbé wiederholte die salzigen Religionsspöttereien eines Voltaire und die materialistischen Kraft- und Stofftheorieen eines Holbach. Der Liberalismus hatte die geistige Atmosphäre Frankreichs so mit seinen Gedanken erfüllt, dass selbst die Vertreter des *ancien régime* ganz unter dem Banne dieser Ideen standen. Gewiss, die geistreichen Abbés des alten Frankreichs mischten sich nicht unter das Volk und liessen ihre revolutionären Blitze nicht an kleinbürgerlicher Tafelrunde sprühen, und der französische Edelmann schmiedete aus den neuen revolutionären Prinzipien keine handfesten, derben Waffen für das Volk, sondern nur zierliche Galanteriedegen, die er eitel in den Boudoirs der Damen funkeln liess. Mit einem Wort, das Studium der revolutionären Literatur wandelte durchaus nicht die Intellektuellen Frankreichs in fanatische Schwinger revolutionärer Brandfackeln um — sie brauchten gleichsam nur die neue Helle der Aufklärung zur Steigerung der Lichteffekte ihrer strahlenden Salons —, aber dieses Studium entfremdete sie doch völlig den Traditionen der Feudalzeit und machte sie zur Verteidigung des Bestehenden unfähig. Und so hat denn die revolutionäre Literatur der grossen Staatsumwälzung des 18. Jahrhunderts selbst in den Kreisen des Hochadels und der Geistlichkeit einen geradezu unschätzbaren Dienst geleistet: sie schlug den Vertretern des Alten selbst die geistigen Verteidigungswaffen aus der Hand.

Die ausschlaggebende Bedeutung, die in der grossen Weltwende des 18. Jahrhunderts die Hinneigung der Intellektuellen zu den Prinzipien der Revolution erhielt, ist oft genug in der Geschichtsschreibung dick unterstrichen worden. Wir brauchen daher hier nicht langatmig die Ansichten der Historiker von Schlosser bis Taine über die Rolle der Intellektuellen in der französischen Revolution zu rekapitulieren, uns kann der Hinweis auf die allgemeine Entwaffnung der Intellektuellen der privilegierten Klassen Frankreichs genügen, die notwendig an die Verbreitung der Theorieen der Rousseau, Voltaire, Holbach geknüpft war. Und doch, wie dünn war bei all ihrer Bedeutung für den Fortschritt des revolutionären Geistes in Frankreich die Schicht der Intellektuellen! In den vornehmen Salons einige Gruppen schöngeistiger Edelleute, Schriftsteller und Ärzte, in den Bureaus einige redegewandte Advokaten. Die Schriftstellergruppe zählte nur relativ wenige Köpfe, denn das Zeitungswesen, diese ökonomische Basis unseres modernen Berufsschriftstellertums, steckte noch in den allerersten und allerdürftigsten Anfängen: erschien doch im Jahre 1777 das erste französische Tageblatt, *Le journal de Paris*. Die Klasse der Ärzte war nur stärker in den grösseren Städten vertreten, ebenso die der Advokaten. Wenn nun schon die relativ kleine Gruppe der Intellektuellen Frankreichs zu einem umwälzenden Faktor in der Entwickelungsgeschichte der modernen Gesellschaft wurde, in wieviel höherem Masse kann heute die grosse Welt der Intellektuellen bestimmend auf den Gang der historischen Ereignisse einwirken! Ja, die Intellektuellen umfassen heute schon tatsächlich ihrer Zahl nach eine kleine Welt. Um die Mitte des letzten Dezenniums des 19. Jahr-

hunderts gab es in Deutschland allein über 7200 Zeitungen und Zeitschriften. Die Intellektuellen der Feder füllen heute mit ihren Namen und Werken einen dicken Band. Die Zahl der deutschen Ärzte betrug 1901 27 734. Wahre Riesenarmeen Intellektueller sind in private, kommunale und staatliche Betriebe eingestellt. Am Anfang unseres Jahrhunderts zählte der *Verein deutscher Ingenieure* allein 19 000 Mitglieder.

In behaglicher Musse lebten ihre Tage unter dem alten Regime in Frankreich die Intellektuellen, die so witzig und geistreich parlierenden Marquis und Abbés dahin. Aus der Welt schaffender körperlicher und geistiger Arbeit fielen sie fast völlig heraus. Man kann ohne Übertreibung sagen: Unter dem alten Regime wäre das wirtschaftliche Leben völlig seinen gewohnten Gang gegangen, auch wenn sämtliche Intellektuelle der privilegierten Klassen mit einem Schlage vom Erdboden verschwunden wären. Der moderne Intellektuelle ist kein vornehmer Müssiggänger mehr, er ist ein emsig schaffender Arbeiter geworden. In dem grossen ökonomischen Triebwerk unserer Tage sind ganze Systeme der feinsten, notwendigsten Räder ausschliesslich von Intellektuellen gebildet. Die ganze komplizierte moderne Wirtschaftsmaschine steht still, sobald diese Systeme von Rädern ausgeschaltet werden. Der Intellektuelle ist ein notwendiger Bestandteil der Wirtschaftswelt selbst geworden, und diese Tatsache hat den Intellektuellen des 20. Jahrhunderts weit über die Schultern des Intellektuellen des 18. Jahrhunderts hinauswachsen lassen. Der Intellektuelle des 18. Jahrhunderts gründete seine Existenz zumeist auf feudaler Ausbeutung höriger Arbeitskräfte. Die Einkünfte der Marquis und Abbés flossen aus harter Fronarbeit. Der Intellektuelle war auf das engste an die Erhaltung unfreier Arbeit gebunden. Seine Existenz musste ihm eigentlich zum einseitigen Fürsprecher des Bestehenden, zum ausgesprochenen Verteidiger der Interessen der Besitzenden machen. Der Intellektuelle des 20. Jahrhunderts dagegen schöpft seinen Unterhalt nicht aus unbezahlter Arbeit, er ist kein müssiger Rentenempfänger. In harter Arbeitsfron erwirbt er sich meist nur eine schmale Existenz. Auf die Schultern der Intellektuellen werden ferner zum Teil die ungeheuren Bildungskosten für die Erziehung der kommenden Generation Intellektueller geladen. Kein Pfennig Kapitalgewinn strömt gewöhnlich dem Intellektuellen aus seiner wirtschaftlichen Stellung zu. Seine Existenz ist zumeist vom Kapitalgewinn, vom arbeitslosen, auf Ausbeutung beruhenden Profit abgetrennt. Diese Tatsache findet ihren klarsten Ausdruck in der beginnenden Verselbständigung grosser Gruppen der Intellektuellen, in dem Zusammenschluss dieser Intellektuellen zu sozialen und beruflichen Interessenverbänden.

Zwei Momente beleuchten tageshell die im Wesen der Sache selbst liegende Stellung der Intellektuellen zum Befreiungskampf der arbeitenden Klasse: das Wurzeln der Intellektuellen des 20. Jahrhunderts in der Welt der Arbeit und ihre Loslösung von den Interessen des Kapitals. Beide Momente machen die Intellektuellen zu natürlichen Verbündeten der Sozialdemokratie. Die Sozialdemokratie ist recht eigentlich die Vertreterin des Prinzips der Arbeit gegenüber dem Kapitalprinzip: sie will auf produktivem Gebiete eine genossenschaftliche Organisation der Arbeit unter Leitung der Befähigtesten und auf konsumtivem eine Güterteilung nach den Arbeitsleistungen der Individuen begründen. Sie erklärt der Herrschaft der Kapitalsmonopolisten über die Produktionsmittel den Krieg und stellt in die leitenden Posten der genossenschaftlichen Betriebe die geistig hervorragenden Individuen ein. Die Arbeit gibt in

zweifacher Hinsicht den Massstab für die Bewertung der Menschen ab: sie bestimmt die Stellung der Individuen im Produktions- und im Konsumtionsprozesse. Ein aristokratisches Arbeitsprinzip, eine besondere Wertschätzung der geistig-körperlichen Arbeit hat die Sozialdemokratie auf ihre Fahne geschrieben. Der Kapitalismus verteilt die Rollen im gesellschaftlichen Produktions- und Konsumtionsprozesse nach der Ausrüstung der Individuen mit Kapitaleigentum, mit dem Eigentum an Produktions- und Zirkulationsmitteln etc., und nicht nach den geistig-körperlichen Arbeitsleistungen. Die Sozialdemokratie dagegen ist die Partei des Arbeitsadels, der Neuwertung der Arbeit. Und gerade im Interesse einer wirksamen Propaganda der sozialistischen Ideen in den Kreisen der Intellektuellen hat die Sozialdemokratie das von ihr vertretene Arbeitsprinzip stark zu unterstreichen.

Die ungeheure Bedeutung der Intellektuellen für die Umgestaltung der kapitalistischen Wirtschaft dürfte unsere kurze Betrachtung der quantitativen Ausdehnung der intellektuellen Schicht in der modernen Gesellschaft und ihrer produktiven Arbeit im heutigen ökonomischen und sozialen Leben erschlossen haben. Die Sozialdemokratie ergreift gleichsam ein wichtiges, notwendiges Stück der ganzen sozialwirtschaftlichen Maschinerie, wenn sie die schöpferischen Intellektuellen für sich gewinnt.

Die bisherigen Ausführungen sind zunächst nur von dem Gedanken getragen: wie zieht die Sozialdemokratie die Intellektuellen in den Bannkreis ihrer sozialistischen Prinzipien? Diese Ausführungen erörtern noch gar nicht die wichtige Frage der Einstellung der Intellektuellen in den Parteidienst. Über den Intellektuellen als Parteigenossen, als Parteiagitator, als Parteiorganisator, als Parteitheoretiker haben wir noch mit keinem Wort geredet. Und gerade diese Frage entflammte den grossen Begründer der Sozialdemokratie, Ferdinand Lassalle, zur intensivsten Tätigkeit. Es ist fast rührend zu sehen, wie Lassalle theoretisch in seiner Agitation um jeden einzelnen für seine Prinzipien massgebenden Intellektuellen ringt, wie er sich unausgesetzt bemüht in die Parteipraxis Intellektuelle als Bevollmächtigte seines Vereins einzustellen. Die Lösung der Frage, welche Bedeutung der Intellektuelle für den Parteidienst hat, ist vielfach dadurch erschwert worden, dass in der Parteidiskussion der Intellektuelle stets ohne weiteres mit dem sogenannten *Akademiker* identifiziert wurde, und die Abneigung gegen unsere höheren Lehranstalten verwirrte dann die ruhige Betrachtung. Indes, jene Gleichsetzung ist schon für sich unrichtig. Der Intellektuelle geht über den *Akademiker* hinaus, er ist der Träger wissenschaftlicher und künstlerischer Ideen, und es ist im Prinzip durchaus gleichgültig, ob er diese durch den regelmässigen akademischen Unterricht oder durch das Selbststudium vermittelt erhielt. In der Parteidiskussion suchte man nun vielfach einer vermeintlichen Überschätzung der Intellektuellen, der *Akademiker*, für den Parteidienst mit dem Hinweis auf die stattliche Zahl der *Arbeiter* entgegenzuwirken, die eine geistig führende Stellung in der Partei eingenommen haben oder noch einnehmen. Man zeigte mit dem Finger auf den Drechsler Bebel und auf den Sattler Auer. Nun wohl, diese *Arbeiter* wurden geistige Leuchten, weil sie das Handwerkzeug völlig oder wenigstens während grosser Zeiträume an den Nagel hingen und in jahrzehntelanger geistiger Schulung und im eifrigen Studium der zeitgeschichtlichen und staatswissenschaftlichen Literatur für ihre intellektuelle Ausbildung eine solche Spanne Zeit gewannen, wie sie selbst manche akademisch Gebildeten, die nach schneller Absolvierung

ihrer Studien sofort in anstrengende, sie ganz ausfüllende Brotberufe eintreten müssen, nicht gegeben ward. Es ist daher völlig verkehrt, die *Arbeiter* Bebel und Auer gegen die *Akademiker* alias Intellektuelle auszuspielen. Man zähle nun zu den Marx, Lassalle, Engels, Liebknecht alle die Arbeiterintellektuellen, die seit einigen Dezennien ausschliesslich oder vorwiegend philosophischen, historischen, volkswirtschaftlichen und staatswissenschaftlichen Studien obliegen und ganz in den Dienst der Propaganda des sozialistischen Gedankens und der staatlichen und kommunalen Sozialreform getreten sind, und man wird endlich einmal richtig die Grossmacht des Intellektualismus in der Sozialdemokratie einschätzen. Bei einer richtigen Wertung des Intellektualismus in der Sozialdemokratie wird endlich die scharfe Scheidelinie, die bisher zwischen den akademischen und nichtakademischen Intellektuellen gezogen wurde, in Fortfall kommen. Und damit wird dann auch eine gerechtere Behandlung der akademischen Intellektuellen eintreten.

Man hat mitunter in der Partei den akademisch gebildeten Intellektuellen als einen Sozialdemokraten zweiter Klasse behandelt. Er hat nach Ansicht vieler proletarischer Parteigenossen nicht die erforderlichen sozialdemokratischen Dienstjahre hinter sich, um auf irgend einen führenden Posten hinaufrücken zu können. Seinen ganzen Vorstudien und seinem inneren Berufe nach ist der Intellektuelle nun zum Lehrer und Verfechter der sozialistischen Theorieen bestimmt. Aber gerade diesen Posten behält man dem im praktischen Parteidienst bewährten Genossen vor. Wenn der sozialdemokratische Intellektuelle von seinem wissenschaftlichen Standpunkte aus Menschen und Dinge in der Partei beleuchtet, so gibt man ihm wohl mitunter den ernstgemeinten Rat seine Leuchte vorläufig in die Tasche zu stecken und erst Flugblätter zu verbreiten. Man lässt ihn in verletzender Weise merken, dass er als Nichtproletarier eigentlich kein Verständnis für die Triebkräfte der proletarisch-sozialistischen Bewegung hat. Man vergisst dann urplötzlich, welche akademisch gebildeten Intellektuellen erst den Proletariern die Augen für die bewegenden Kräfte des modernen Sozialismus geöffnet haben. Das rauhe Hervorkehren eines faustproletarischen Standpunktes gegenüber den akademisch Gebildeten stösst entschieden zahlreiche hoffnungsvolle Köpfe in der studierten Welt von der Sozialdemokratie zurück. Nun bedarf aber gerade die Partei bei ihrem Riesenwachstum in die Breite und Tiefe unbedingt jener Kräfte. Die planmässige Erziehung der Arbeiter zu wissenschaftlich unterrichteten, geistigen Führern, zu Intellektuellen, erfordert manches Jahrzehnt. Die Partei kann sich diese Wartezeit nicht auferlegen, sondern sie muss sofort die Posten, deren richtige Ausfüllung langwierige historische und staatswissenschaftliche Studien notwendig macht, mit gut informierten Personen besetzen. Und aus diesem Grunde muss sie vielfach zu den Elementen greifen, deren ganze Jugenderziehung schon einen wissenschaftlichen Zuschnitt erhält: zu den akademischen Kreisen. Fasst man diese Tatsache ins Auge, so begreift man die Schädlichkeit mancher *Akademiker*debatte auf die Entwickelung des sozialistischen Nachwuchses aus den Reihen der Studierten.

Von seinen Kindesbeinen an präsentiert sich der deutsche Sozialismus als eine wissenschaftlich begründete Theorie. In Marx und Lassalle arbeitet gleich stark der Gedanke dem Sozialismus ein tragfähiges, wissenschaftliches Fundament zu geben. Der Sozialismus als eine in der Zukunft liegende Gesellschaftsverfassung kann bei seiner Werbearbeit der wissenschaftlichen Grundlage nicht

entbehren. Der Liberalismus steht mit beiden Füssen in der Welt des Erreichten, und er braucht seine Existenzberechtigung nicht erst wissenschaftlich zu beweisen. Er sagt: ich bin, schaut um euch, das muss euch genügen. Gerade die Notwendigkeit einer streng wissenschaftlichen Basis zwingt den Sozialismus den denkbar engsten Anschluss an die Wissenschaft und an die Träger des wissenschaftlichen Gedankens, an die Intellektuellen zu suchen. Und diesen Anschluss wird er finden, wenn er sich seiner eigenen Theorie gegenüber kritisch unbefangen, frei forschend verhält. Das, was brüchig in seiner Theorie ist, muss er fallen lassen. Wie oft haben wir aber unser wissenschaftlich theoretisches Gebäude, das sich schon ganz bedenklich nach der einen Seite hinüberneigte, künstlich zu stützen gesucht! Wie spät fiel das eherne Lohngesetz, und wie lange wurde noch die bankerotte Verelendungstheorie des *Kommunistischen Manifests* auf dem sozialistischen Kurszettel geführt! Bei den Bildungsbestrebungen, die wir jetzt allenthalben in unserer Bewegung sehen, wird das auch besonders zu beachten sein. Im Interesse einer wirksamen Propaganda seiner Grundgedanken hat der Sozialismus in engster Lebensgemeinschaft mit der Wissenschaft zu stehen. Gerade zum Aufbau seiner Theorie sind die schöpferischen Intellektuellen berufen, und sie werden freudig dem Rufe zur aufbauenden Arbeit folgen, wenn im Sozialismus selbst der Geist freier wissenschaftlicher Forschung waltet.

JULIUS DEUTSCH · GEWERKSCHAFTLICHE LOHN- UND PREISPOLITIK

DIE Formen des gewerkschaftlichen Kampfes unterliegen einer fortwährenden Wandlung. Als die Gewerkschaftsbewegung sich in ihren Anfängen befand, hatte sie im Lohnkampfe ganz andere Aufgaben zu erfüllen als heute, und ihre Taktik war diesen andersgearteten Umständen angepasst. Die Kämpfe mit den Unternehmern waren in der Frühzeit der Arbeiterbewegung nicht wohlvorbereitete Kriege, sondern spontane Empörungsausbrüche der Arbeiter. Vielfach entwickelten sich erst aus diesen unregelmässigen Putschversuchen die regulären Kampfesorganisationen. Die Gewerkschaften waren oft genug selbst das Produkt eines Lohnkampfes und konnten vorerst nicht im stande sein diesen zu meistern. Auch dort, wo bereits Gewerkschaften bestanden, waren sie zu schwach, um einen regulären Krieg vorbereiten zu können. Brach irgendwo ein Streik aus, dann versuchte die Gewerkschaft die Führung an sich zu reissen, in der Hoffnung, dadurch ihren Einfluss zu vergrössern. Von einer gewissenhaften Untersuchung der Kampfeschancen war in der Regel keine Rede. Die Gewerkschaft musste froh sein, dass eine Arbeiterschicht aus ihrer Lethargie erwacht war und sich gewillt zeigte einen Kampf gegen die Unternehmer zu führen. Vorerst galt es überhaupt nur der Arbeiterschaft zu zeigen, d a s s man kämpfen müsse; das Wie und Wann erschien nebensächlich. War einmal die Arbeiterschaft von der Notwendigkeit des Kampfes durchdrungen, so, nahm man an, würde man auch zur richtigen Art des Kampfes kommen.

Von einer Führung des Lohnkampfes durch die Gewerkschaft zu reden musste unter diesen Umständen als eine arge Übertreibung erscheinen. Die Gewerkschaft hatte weniger die Leitung inne, als sie ein Exekutivorgan war. Erst

allmählich entwickelte sich die Gewerkschaft zu einem Machtfaktor mit immer grösserer Beherrschung des Kampffeldes. Der unregelmässige Werkstättenkonflikt, der zuerst die Regel war, machte bald den Lohnkämpfen der Arbeiter eines Gewerbes in einer ganzen Stadt Platz. Die Gewerkschaften, die den einzelnen Unternehmern gegenüber sich als die Stärkeren erwiesen, hatten immer mehr mit dem organisierten Widerstand der Gesamtheit ihrer Gegner zu rechnen. Nun galt es die eigene Organisation straffer zu gestalten, grössere Kriegsfonds anzusammeln, die Kampfeschancen vorsichtiger abzuwägen, denn eine Niederlage musste bei der wachsenden Macht der Unternehmervereinigungen doppelt so teuer bezahlt werden. Die jugendliche Überschätzung der eigenen Kraft musste dem vorsichtigen Abwägen des Kräfteverhältnisses und der Konjunktur, das planlose Losschlagen der sorgsam berechnenden Taktik weichen. Auf beiden Seiten wuchsen wohlgerüstete Armeen heran, deren Kriegsbereitschaft den Beteiligten Unsummen von idealen und materiellen Opfern auferlegte. Die primitive Fehde wurde durch den regulären Krieg, die einfache persönliche Rüstung durch ein wohlgeordnetes, kostspieliges Arsenal ersetzt. Mit dieser permanenten, durch grosse Opfer erhaltenen Kriegsbereitschaft war aber auch die Notwendigkeit der Unterhandlung gegeben. Die Unternehmer mussten sich bequemen die Gewerkschaften nicht als illegale Revolutions-, sondern als legale, gleichberechtigte Kriegspartei zu betrachten. Der Krieg oder die Empörung ohne Ende war zur Unmöglichkeit geworden. Um den Krieg führen zu können, mussten Pausen eintreten, Waffenstillstände geschlossen werden. Man brauchte auf beiden Seiten den zeitweiligen Frieden, um sich für den Krieg vorbereiten zu können. So kamen Abmachungen zu stande, die für eine bestimmte Zeit die Arbeitsbedingungen festlegten, die Waffenstillstandsdauer vertraglich bestimmten. Das waren die Tarifverträge. Die Tarifverträge waren keine *gewerblichen Friedensdokumente* in dem Sinne, dass sie im stande gewesen wären den Klassenkampf aus der Welt zu schaffen, sondern Dokumente des modernen gewerblichen Krieges, in denen zwei ebenbürtige Gegner die Resultante ihrer Macht festzulegen suchten. Sie sind keine Friedensdokumente, sondern Friedensbedingungen.

Rein formal betrachtet bedeutet jeder Tarifvertrag einen Vorteil für die ihn abschliessende Gewerkschaft, da die Unternehmer damit den Standpunkt des *Herrn im eigenen Hause* aufgeben und die Arbeitsbedingungen nicht mehr aus eigener Machtvollkommenheit, sondern in Gemeinschaft mit der Arbeiterorganisation festsetzen. Die Gewerkschaft beschränkt so die Macht des Unternehmers, unter dessen Diktatur sich sonst der einzelne Arbeiter in der Regel beugen musste, wollte er nicht seine Arbeitsstelle verlieren. Aber auch nach der materiellen Seite hin wird der Tarifvertrag in der Regel eine Verbesserung der Lage der Arbeiter und damit eine Stärkung der Gewerkschaft bedeuten, da man annehmen kann, dass nur diejenige Gewerkschaft in die Lage kommt einen Tarifvertrag abschliessen zu können, deren Macht bereits so gross ist, dass sie auch den Inhalt des Tarifvertrages nicht unerheblich beeinflusst. Eine interessante Frage erhebt sich aber hier: nämlich die, nach welcher Richtung dieser Einfluss heute bereits ausgeübt wird, und inwieweit in der Zukunft eine Änderung dieser Richtung möglich wäre.

Der gesamte Inhalt der heute üblichen Tarifverträge lässt sich nicht leicht in einigen Sätzen zusammenfassen. Sie regeln die Arbeitszeit, setzen die Zahl

der Lehrlinge im Verhältnisse zu der der Arbeiter fest, bestimmen die Lohnhöhe, treffen Vereinbarungen über die Akkordarbeit usw. usw. Je nach dem Kräfteverhältnis der Vertragsschliessenden, der gerade herrschenden geschäftlichen Konjunktur und den jeweiligen Zuständen in den betreffenden Gewerben ist der Inhalt der Tarifverträge ein verschiedener. Ein Gemeinsames haben sie nur insofern, als sie sich sämtlich die Aufgabe stellen die Arbeitsbedingungen zu regeln. Das wäre, so sollte man meinen, eine sehr allgemeine Aussage, die sehr wenig besagt. Und doch ist dem nicht so. Wir haben hier ein Charakteristikum vor uns, das den Inhalt der Tarifverträge wie die Haupttätigkeit der Gewerkschaften scharf umschreibt. Die Gewerkschaften streben danach die Gesamtheit der Arbeitsverhältnisse zu regeln, sie gehen aber vorläufig auch nicht weiter. Es wäre nun zu untersuchen, ob die Gewerkschaften nicht weiter gehen können oder sollen. Wir können die Frage aber auch so stellen, dass wir untersuchen, ob der bestehende Zustand nicht selbst allmählich zu einer Änderung drängt.

Die Aufgabe der Gewerkschaften ist es, den Arbeitern einen grösseren Anteil an dem Ertrage ihrer Arbeit zu erkämpfen. Das geschieht durch die Verbesserung der Arbeitsbedingungen nicht immer, denn die Unternehmer nehmen vielfach die Mehrausgaben an den Arbeitskosten zum Vorwande, um die Preise zu erhöhen. Sie überwälzen ihre Mehrkosten auf die Konsumenten. In vielen Fällen ist sogar die Preiserhöhung viel grösser als die Mehrausgabe für die Verbesserung der Arbeitsbedingungen. Die Arbeiter tragen dann als Konsumenten die Last, die sie als Produzenten abzuschütteln geglaubt hatten. Natürlich sind die Unternehmer nicht immer und nicht in gleicher Weise im stande ihre Mehrkosten auf die Konsumenten überzuwälzen, andererseits sind die Konsumenten nicht allein die Arbeiter, so dass auch andere Bevölkerungskreise ebenfalls einen Teil der entstehenden Mehrkosten tragen müssen. Aber auf jeden Fall bleibt die Tatsache bestehen, dass die Arbeiter eine Verbesserung der Arbeitsbedingungen nicht als eine absolute Verbesserung ihrer Lage betrachten können, sondern einen guten Teil ihrer Errungenschaften als Konsumenten wieder verlieren. Und diese Verluste werden mit der wachsenden Macht der Unternehmervereinigungen, der Kartelle und Trusts, immer grösser. Daraus resultiert für die Gewerkschaft die Notwendigkeit ihren bisherigen Aufgabenkreis zu erweitern, sie muss einer Überwälzung der Mehrkosten entgegenzuwirken suchen, soll ihr Werk nicht als eine Sisyphusarbeit erscheinen. Die Gewerkschaften können innerhalb der kapitalistischen Produktionsordnung den Arbeitern nie ein volles Äquivalent ihrer Arbeitsleistung erringen; das ist eine Selbstverständlichkeit. Sie müssen aber für eine Vergrösserung dieses Äquivalentes sorgen, denn das können sie, und müssen darauf bedacht sein, dass ihre Erfolge nicht Scheinerfolgen gleichkommen.

In welcher Weise ist nun eine Einwirkung der Gewerkschaften auf die Warenpreise — denn darauf läuft die Abwehr der Mehrkostenabwälzung hinaus — möglich? Es sind hier zwei Arten zu unterscheiden: Entweder die Gewerkschaft verbindet sich mit den Unternehmern gegen die übrige konsumierende Bevölkerung, auf die sie die Mehrkosten der besseren Arbeitsbedingungen zu überwälzen sucht, oder die Gewerkschaft richtet ihre Aktion in erster Linie gegen die Unternehmer, um diesen den Profit zu kürzen, das heisst sie wendet sich dann gegen jede Überwälzung. Der ersterwähnte Fall hat für die englische

und amerikanische Gewerkschaftsbewegung eine praktische Bedeutung gewonnen; er steht dem zünftigen Gedankenkreis nahe. Der zweite Fall ist den modernen Anschauungen vom Klassenkampfstandpunkte der Arbeiterbewegung angepasst.

Die deutsche und österreichische Gewerkschaftsbewegung hat sich in ihrer Majorität weder für den einen noch den anderen Standpunkt prinzipiell entschieden, sie überliess in der Regel die Frage der Überwälzung der Kraft und dem Gutdünken des Unternehmertums. Wie sollten sich aber unsere Gewerkschaften zu diesem Problem stellen? Leichter und angenehmer für die einzelne Gewerkschaft erschien es wohl, wenn sie mit den Unternehmern gemeinsame Sache machte und das Publikum durch erhöhte Preise die besseren Arbeitsbedingungen bezahlen liesse. In Gewerben, deren Produkte nur von den Wohlhabenden gekauft werden, wäre dieses Vorgehen auch ziemlich einwandfrei. Man wird schwerlich etwas dagegen haben können, wenn zum Beispiel die Diamantschleifer einer Preiserhöhung ihrer Waren sympathisch gegenüberstehen. Anders liegt es jedoch in Gewerben, deren Produkte für den Konsum des Volkes in Betracht kommen oder, wie zum Beispiel Roheisen, Kohle und dergleichen, für die gesamte Volkswirtschaft von einschneidender Bedeutung sind. Hier würden sich einer Überwälzungspolitik der Gewerkschaften schwere Bedenken entgegenstellen. Es würde damit eine Gewerkschaft der anderen Schaden zufügen, denn die erhöhten Preise machen die früheren Errungenschaften illusorisch und führen zu neuen Kämpfen zur Erhaltung des *standard of life*. Die öffentliche Meinung, die in Kampfzeiten von grossem Einfluss ist, würde in der Überwälzung ganz richtig ein Komplott gegen das konsumierende Publikum sehen und der Verbesserung der Arbeitsbedingungen, die nun ausschliesslich auf ihre Kosten geht, feindselig gegenübertreten. Der unmittelbare Vorteil, der einer Gewerkschaft aus einer solchen Taktik erwüchse, erschiene so reichlich aufgewogen durch die Schädigungen, die die gesamte Gewerkschaftsbewegung erfahren würde. Deshalb erfreuten sich die dahingehenden Abmachungen einer Anzahl englischer Gewerkschaften so wenig der allgemeinen Sympathieen.

Wie steht es nun mit der Taktik, die ihre Spitze in erster Linie gegen die Unternehmer richtet, also Preisfestsetzungen herbeizuführen sucht, bei denen die Unternehmer allein die Kosten der verbesserten Arbeitsbedingungen zu tragen hätten. Man kann füglich sagen, dass im Prinzip sich ein solches Vorgehen ohne weiteres der Sympathieen aller Arbeiterschichten erfreuen würde. Das wäre, wie man mit Recht sagen könnte, erst der wirkliche Kampf gegen die Mehrwertrate der Kapitalisten, ein Krieg mit blanken Waffen für ein klar erschautes Ziel. Wie alles, was in der Theorie so prächtig gleisst und glitzert, sieht es aber auch mit dieser Taktik in der Welt der realen Wirklichkeit, in der Praxis, viel weniger glänzend aus. Eben weil das Ziel so verführerisch, ist der Weg dazu von Hindernissen gesperrt, deren Überwindung fast unmöglich erscheint. In einzelnen Fällen sehen sich aber auch heute schon Gewerkschaften genötigt trotz der Schwierigkeiten, die sich ihnen entgegenstellen, von den Unternehmern das Versprechen einer Nichtüberwälzung der Mehrkosten verbesserter Arbeitsbedingungen zu fordern. Um ein Beispiel anzuführen: Als vor einigen Monaten die Wiener Bäcker einen hartnäckigen Lohnkampf zu führen hatten, war es eine ihrer Hauptsorgen die öffentliche

Meinung und die Arbeiterschaft dahin zu beruhigen, dass ihr Kampf unter keinen Umständen zu einer Erhöhung der Brotpreise führen werde. Sie verlangten demgemäss von den Unternehmern eine Verbesserung ihrer Arbeitsbedingungen unter Beibehaltung der bestehenden Brotpreise. Ich will keineswegs sagen, dass diese *direkte Aktion* gegen die Unternehmer heute schon allerorten geboten oder auch nur möglich ist. Wir wollen nur darauf hinweisen, dass bei den auf den Boden des Klassenkampfes stehenden Gewerkschaften die Lohnpolitik allmählich dahin führen wird auch eine Preispolitik sein zu wollen. Vorerst wird es sich ja wohl nur darum handeln den Unternehmern die Möglichkeit zu wehren einen Streik oder eine Lohnbewegung zum Vorwande einer derartigen Preiserhöhung zu machen, dass für sie noch ein Extraprofit dabei herausschaut. Wir können nämlich bei vielen Lohnbewegungen beobachten, wie die durch die verminderte Produktion während des Kampfes gesteigerten Warenpreise auch nach dem Kampfe beibehalten werden, oder dass die Unternehmer das Kampfesende mit einer übermässigen, ziemlich willkürlich festgesetzten Preiserhöhung beschliessen. Die Gewerkschaften haben, wie wir glauben, ein eminentes Interesse daran dem entgegenzutreten. Mit einer Taktik, die darauf hinausläuft, auch die Folgen einer Lohnerhöhung in den Kreis ihrer Berechnungen zu ziehen, werden sich die Gewerkschaften ein neues, fruchtbares Tätigkeitsfeld erschliessen.

Und wenn wir die Folgen dieses Kampfes gegen die Überwälzung noch um einen Schritt weiter verfolgen, so werden wir uns seiner grossen prinzipiellen Bedeutung für die Arbeiterklasse klar. Erst wenn die Gewerkschaften sich allgemein dazu entschlossen haben den Kampf um die Verbesserung der Arbeitsbedingungen nicht auf den Rücken der Konsumenten führen zu lassen und die Preisfestsetzung nicht als eine Privatangelegenheit der Unternehmer behandelt wissen wollen, wird ihr Kampf gegen die Unternehmer im vollsten Sinne des Wortes ein Kampf gegen die Mehrwertrate werden. Aber davon sind wir, wie gesagt, noch ziemlich weit entfernt. Vorläufig genügt es, wenn die Gewerkschaften ihre Taktik danach einrichten, dass sie den Unternehmern die Ausplünderung der Konsumenten unter dem Vorwande durch die Verbesserung der Arbeitsbedingungen dazu gezwungen zu sein zu erschweren versuchen. Tatsächlich verfolgen bereits viele Gewerkschaften — allerdings in bescheidenem Rahmen — eine solche Taktik. Und aus der Abwehr wird, so ist zu hoffen, allmählich der Angriff werden.

FRIEDRICH HAHN · DAS GESETZ DER WIRTSCHAFTLICHEN KONZENTRATION IN SEINER BEZIEHUNG ZUM ALLGEMEINEN WELTGESETZ

DAS Gesetz der wirtschaftlichen Konzentration ist das Gesetz der Zusammenfassung der wirtschaftlichen Tätigkeit vieler kleiner Betriebe in einen grossen Betrieb. Es hat sonach zwei Pole, auf der einen Seite die immer stärkere Ausdehnung und Macht der Grossbetriebe, auf der anderen Seite die Auflösung, Zerstörung seither bestehender kleiner Betriebe. Für Industrie und Handel ist das Gesetz im allgemeinen

anerkannt. Darüber, dass die sachliche Konzentration der Betriebe auf diesen Gebieten immer noch grosse Fortschritte macht, ist nur eine Stimme. Man streitet aber darüber, ob das Gesetz auch in der Landwirtschaft noch tätig ist[1]), ob innerhalb der Industrie und des Handels in persönlicher Beziehung die Kluft zwischen Arm und Reich absolut und relativ immer mehr erweitert wird. Zu diesem Streit wollen wir keine Stellung nehmen, vielmehr das Gesetz in seiner anerkannten Wirkung als Ausfluss eines noch allgemeineren Gesetzes, ja des Weltgesetzes überhaupt, begreifen.

Das Gesetz von der Erhaltung des Stoffes und der Kraft ist jedermann bekannt. Obwohl das Gesetz von der Erhaltung der Kraft nur die notwendige Ergänzung zum Gesetz von der Erhaltung des Stoffes ist, dauerte es doch mehr als fünfzig Jahre, bis man auch diesen zweiten Teil des Gesetzes aussprach und anerkannte. Man kann beide aus einer Quelle stammenden Gesetze zusammenfassen unter einem Namen: *Gesetz von der Erhaltung der Substanz* oder *des Seins.* So ist es schon mehrfach geschehen. Wenn dieses Gesetz von der Erhaltung der Substanz wahr ist, so kann alle Weltentwickelung (oder Weltveränderung) nichts anderes als Konzentrierung und Auflösung sein. Eine dritte Möglichkeit gibt es nicht. Denn sobald vom Gegebenen nichts weg, aber auch nichts dazu kommen kann, ist alle Veränderung niemals etwas anderes als Konzentrierung (Zusammenfassen, Zusammenwirken) und Auflösung (Zerstreuung. Auseinanderstreben). Eine dritte denkbare Möglichkeit, das Beharren im gleichen Zustande, ist keine Veränderung, keine Entwickelung mehr. Was ferner an dem einen Orte durch stattfindende Konzentrierung gewonnen wird, muss an einer anderen Stelle eine bestehende Konzentrierung durch das Wegholen von Stofflichkeit stören oder zerstören. Die Formel, dass Weltentwickelung Konzentrierung und Auflösung sei, ist schon in verschiedenen Wendungen aufgestellt worden. Die alten Griechen kannten sie schon; sie sprachen, wie noch die heutige Naturwissenschaft, von der Anziehung und Abstossung der Atome[2]). Was bei den Griechen mehr Ahnung war, das sollte die neuzeitliche Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung des Stoffes und der Kraft zur Gewissheit machen. Von den neueren Philosophen hat in einer allgemein bekannten Weise Herbert Spencer das Gesetz der Konzentrierung und Auflösung zur Grundlage seines Systems gemacht[3]).

Nur in ganz wenigen Worten können wir hier von den Resultaten einer auf das angeführte Weltgesetz gegründeten Betrachtung sprechen. In der Formel *Werden und Vergehen* sucht man das ganze Geschehen im Universum zu umfassen. Was ist diese Formel anders als eine ungenaue Fassung dessen, was wir Konzentrierung und Auflösung nennen? Das Leben der Pflanzen, Tiere und Menschen ist in seiner aufsteigenden Linie nichts anderes als eine immer vollkommenere Konzentration von Stoffen und im Abstieg eine langsame, im Untergang (Tod) eine gänzliche Auflösung von Stoffen, die ihre Konzentration (Zusammenwirken) nicht mehr aufrecht erhalten können. Das tägliche Tun und Treiben des Menschen ist wiederum nur eine Konzentrierung und Auf-

[1]) In diesem Streit übersicht man zuweilen infolge der langen Gewöhnung die gewaltige Konzentration des Grundbesitzes in der Hand des englischen und preussischen Adels.

[2]) Empedokles nannte sie *Liebe* und *Hass* der *Atome*. Wie sehr die griechische Philosophie von diesem Gesetze beeinflusst war, das lehrt ihre Geschichte.

[3]) Vergl. Herbert Spencer *System der synthetischen Philosophie*, 2. deutsche Auflage, 1. Band /Stuttgart 1901/.

lösung: seine körperliche Arbeit schafft bestenfalls neue Zusammensetzungen und zerstört schlimmstenfalls vorhandene Verbindungen. Die Nahrungszufuhr ist die Konzentrierung von Stoffen mit dem eigenen Körper, der Abgang der verbrauchten Stoffe die Auflösung unmöglich gewordener Verbindungen. Die Chemie wird überall definiert als die Lehre von der Verbindung und Trennung der Stoffe. Also auch da wieder das Gesetz. Die Entstehung und der Zerfall grosser Reiche ist Konzentration und Auflösung. Die Gottes- und Teufelsidee ist die Personifikation der konzentrierenden (schaffenden) und zerstörenden Grundkräfte in der Natur. Die gesamte Denkarbeit ist ein innerliches Verbinden und Trennen des äusserlich Verbundenen und Getrennten. »Ist das ganze Dasein ein ewiges Trennen und Verbinden, so folgt auch, dass die Menschen im Betrachten des ungeheuren Zustands auch bald trennen bald verbinden werden.«[4])

Wir kehren nach diesem Blick auf das allgemeine Gesetz zurück zu dem besonderen Gesetz der wirtschaftlichen Konzentration und Auflösung. Den Charakter dieses Gesetzes haben wir so formuliert: Es schafft wenige grosse Betriebe und zerstört dagegen viele kleine. Neben dieser sachlichen Konzentration und Auflösung sammelt es in wenigen persönlichen Zentren Reichtümer, die es bei vielen einzelnen Personen holt. Diese doppelte, sachliche und persönliche Konzentration auf der einen Seite bedeutet immer auf der anderen Seite Auflösung, Zerstörung. Die sozialistische Literatur heisst dieses Verhältnis nach der mehr sachlichen Seite Konzentration des Kapitals, nach der mehr persönlichen und moralischen Seite Ausbeutung. Wenn das Gesetz der wirtschaftlichen Konzentration und Zerstörung nur ein Teil des allgemeinen Weltgesetzes ist, so muss es auch in der menschlichen Geschichte stets wiederkehren. Dass dem so ist, hat schon das *Kommunistische Manifest* unter dem eben genannten Titel *Ausbeutung* ausgesprochen. »Welche Form sie auch immer angenommen, die Ausbeutung des einen Teils der Gesellschaft durch einen anderen ist eine allen Jahrhunderten gemeinsame Tatsache.«[5]) Das *Kommunistische Manifest* legt diese Wahrheit an einer Reihe von geschichtlichen Beispielen dar. Die selbe Tatsache möchte die nachstehende Ausführung zeigen, aber nicht mittels eines historischen Rückblicks, sondern teils an der Hand der täglichen Erfahrung teils an der Hand des allgemeinen Weltgesetzes.

Die Frage, wie die Konzentration des Kapitals zu stande kommt, lässt sich allgemeiner und in populärer Weise so fassen: Wie entsteht Reichtum? Wenn wir den satten Bürger danach fragen, so bekommen wir etwa die Antwort: durch Fleiss, Sparsamkeit und Umsicht. Fleiss? Wenn es der blosse Fleiss wäre, dann müssten die vielen Proletarier, die jahraus jahrein täglich zehn und mehr Stunden schanzen müssen, längst reich geworden sein. Sparsamkeit? Das Sparen am eigenen Verbrauch hat es zwar schon manchem ermöglicht ein kleines Vermögen anzusammeln, reich ist er aber erst dann geworden, wenn er Gelegenheit hatte den ersparten Notpfennig zum kapitalistischen Heckpfennig umzuwandeln, das heisst mit ihm Ausbeutung zu treiben, an anderen Leuten zu sparen. Umsicht? Ach, die grösste Umsicht nützt uns nichts, wenn wir nicht umschauen nach Menschen, die wir mit dem Kapital uns dienstbar machen, ausbeuten können.

[4]) Vergl. Goethe *Über Naturwissenschaft* in den *Sämtlichen Werken* /Stuttgart 1853/, 3. Band, pag. 304

[5]) Vergl. Karl Marx und Friedrich Engels *Das Kommunistische Manifest* /Berlin 1904/, pag. 23.

Es gibt zwei Grundarten der Ausbeutung: die der Natur und die der menschlichen Gesellschaft. Die Natur beuten wir aus, soweit wir ihre Produkte und Kräfte uns nutzbar machen, die Tierwelt, Metalle, Kohlen, Früchte usw. Die Menschen können wir ausbeuten, sobald wir zu einem oder mehreren in geschäftliche Beziehungen treten. Beide Grundarten sind in Wirklichkeit eng verschlungen. Sowenig man eine gesellschaftliche Ausbeutung findet, bei der nicht, wenn auch erst am letzten Ende, die natürliche Ausbeutung mitspielt, so wenig findet man eine natürliche Ausbeutung, bei der nicht die Arbeit von Menschen und damit die Möglichkeit der gesellschaftlichen Ausbeutung hinzutritt. Die Natur ist eben ein Ganzes, von dem wir die Menschheit (die Gesellschaft) nur in Gedanken, aber nicht in der Tat trennen können. Die gesellschaftliche Ausbeutung teilt sich wieder in eine solche der Mitmenschen als Produzenten (Arbeiter) und als Konsumenten. Art und Umfang der Ausbeutung hängt auch da ganz von den Umständen ab. Sie kann wohl unter allgemeine Gesichtspunkte, aber nicht in ein für allemal quantitativ feststehende Untergesetze (Formeln) gebracht werden. Die Verhältnisse können die Ausbeutungsmöglichkeit jedes Jahr anders gestalten. Das kümmert uns aber wenig, ob wir sagen können: so viel Prozent Ausbeutung der Natur, so viel Prozent Ausbeutung der Arbeiter und so viel Prozent Ausbeutung der Konsumenten[6]). Der Sozialismus, der das historische *Recht* nicht als heilig anerkennt, der ihm gegenüber mit dem Prinzip des Kollektiveigentums das *unveränderliche und unzerbrechliche* Naturrecht geltend macht, kraft dessen ein jeder Mensch das gleiche Recht an die Erde und ihre Erzeugnisse hat, kann sich damit begnügen, wenn überhaupt festgestellt wird, dass aller Reichtum nur möglich ist durch Ausbeutung, sei sie nun eine solche der Natur oder der Gesellschaft[7]).

Die Ausbeutung der Natur ist verhältnismässig am meisten in den erst frisch der Kultur zugänglich gemachten Gegenden heimisch. Diese einfachste und klarste Ausbeutung bedarf hier nicht der Erörterung. In der Ausbeutung der Gesellschaft tritt uns am auffälligsten die grossstädtische Wertsteigerung des Bodens entgegen. Sie hat ihren Grund lediglich im Zusammenströmen vieler Menschen, also in der Gesellschaft. In der selben Hand und in ganz kurzer Zeit hat man da schon oft unglaubliche Werterhöhungen erlebt. Die Ausbeutung der Allgemeinheit ist hier kaum mehr durch ein Mitarbeiten des Eigentümers verhüllt. Er erwirbt Reichtümer mit dem blossen Abwarten. Dieses Wachsen auf Kosten der Gesellschaft liegt so klar am Tage, dass es die bürgerliche Bodenreformbewegung ins Leben gerufen hat.

Die nächst bekannte, noch jedermann verständliche Ansammlung von Reichtum kommt dadurch zu stande, dass eine Reihe von Personen für einen einheitlichen Zweck (in der Fabrik usw.) zusammengefasst wird, und das persönliche Zentrum sich einen Teil der von der Arbeitsgenossenschaft erzeugten Werte aneignet. Denn nicht das Geld für sich erzeugt neues Geld, sondern nur das fremde Arbeit in Dienst stellende und sie dabei ausbeutende Geld (= Kapital). Man zeige den Menschen, der — die Unmöglichkeit der Ausbeutung der Natur und der Konsumenten vorausgesetzt — reich geworden

[6]) In der hin und her flutenden Mannigfaltigkeit der Ausbeutung bleibt aber die ewige Grundbewegung: Aneignung (Konzentration) auf Kosten Fremder (Auflösung).

[7]) Je mehr der organisierte Widerstand der Arbeiter als Produzenten an Kraft wächst, desto mehr sucht sich der Kapitalismus an die Konsumenten zu halten. Diese Tendenz zeigt sich neuerdings vor allem bei den Ringen, Syndikaten.

wäre, ohne dass er viele Hände für sich beschäftigt hätte, sei dies in einem grösseren Kreis (Beispiel: die Fabrik), oder sei es in zahlreichen kleinen Mittelpunkten (Hauptbeispiel: die Hausindustrie). Die nicht unmittelbar bei der Natur geholten Reichtümer können niemals bloss im Arbeitsraum des einzelnen, sondern nur da gewonnen werden, wo die Resultate der einheitlich tätigen Beziehungen einer Gesamtheit von Menschen in einem Zentrum zusammenfliessen. Dass Glückszufälle (Lotteriegewinn, Schatzfund und Ähnliches) oder die Gewinne der Spekulation im Grunde nichts anderes als Ausbeutung sind, wird wohl keiner Ausführung bedürfen; bei ersteren liegt die Ausbeutung direkt vor Augen[8]), bei letzteren ist sie manchmal durch die weite Entfernung vom unmittelbar natürlichen Boden der Gesellschaft etwas verschleiert. Zwei andere Arten der Ausbeutung, die man vielfach als alleiniges Resultat der Arbeit des einzelnen ansieht: Ein Mensch macht eine Erfindung oder schreibt ein Buch. Die Erfindung oder das Buch nützt dem Urheber gar nichts, wenn er nicht die seinem Erzeugnis geneigte Gesellschaft findet. Genau so lange schafft eine Erfindung für ihren Urheber keine Werte, als er sie nicht in irgend einer Weise gesellschaftlich verwerten, das heisst mit ihr die Bedürfnisse der Gesellschaft ausnützen kann. Der Mangel an Geld, dem gewöhnlichen Mittel, um die ausbeutende Tätigkeit beginnen zu können, hat schon manchen Erfinder um seinen *Lohn* gebracht. Ein noch so wertvolles und tief gedachtes Buch wird so lange, als die Gesellschaft sich nicht darum bekümmert, seinem Urheber keine Früchte tragen, während das oberflächlichste literarische Produkt grosse Werte für den Autor erzeugen kann, wenn er es nur versteht auf die Masse, also die Gesellschaft, zu wirken, ihr Interesse zu erregen. Es ist nicht die Güte der Arbeit an sich Werterzeugerin; denn die in hohem und höchstem Masse vergeistigte Arbeit des genialen Erfinders, des grossen Denkers, hat nur dann äusseren Erfolg (gleichgültig, ob dies bestimmendes Motiv war), wenn sie die Gesellschaft in Bewegung zu bringen und so tributpflichtig[9]) zu machen versteht.

Wegen der grossen Komplikation und Feinheit des modernen wirtschaftlichen Lebens gibt es Fälle, in denen die gesellschaftliche[10]) Ausbeutung weniger klar ersichtlich ist, zum Beispiel beim Handel, dessen notwendige Ausbeutungsobjekte[11]) nicht so sichtbar auf e i n Häuflein zusammengezogen sind, wie beispielweise beim Fabrikbetrieb. Wenn aber die Zuschauer die im Wirtschaftsleben sich verlierenden Ausbeutungsfäden nicht sehen, diejenigen Personen, die den zirkulierenden Strom der Werte konzentrieren und davon für sich zurückbehalten, wissen die Quelle stets genau anzugeben.

Wer einen prinzipiell anderen Grund der Ansammlung von Reichtum für

[8]) Die Gewinne der Lotterie sind ja nur möglich durch die Verluste der vielen Verlierenden.

[9]) Das Gesetz schützt im Patent des Erfinders und im geistigen Eigentum des Schriftstellers die Ausbeutungsmöglichkeit.

[10]) Die Ausbeutung der Natur bleibt vermöge der ihr regelmässig deutlich anhaftenden Unmittelbarkeit oder Brutalität beinahe immer sichtbar.

[11]) Das Wort *Ausbeutung* hat für diesen Aufsatz einen zu subjektiv, leidenschaftlich gefärbten Klang. Es gibt eine Ausbeutung der Mitmenschen, für welche diese Bezeichnung sicher nicht zu scharf ist. Es gibt aber auch Ausbeutung, die vom allgemeinen Bewusstsein noch gebilligt wird, zum Beispiel die erwähnte Ausbeutung durch den Erfinder oder Schriftsteller. Hier könnten wir wohl auch von *Ausnutzung* reden, wäre nicht dieser Ausdruck meist zu farblos. Zudem handelt es sich hier nicht um unterscheidende moralische Wertung der Ausbeutung, sondern um Aufdeckung ihrer Beziehung zum allgemeinen Weltgesetz.

möglich hält, möge ihn zeigen[12]). Wir sind begierig zu hören, aus welchen geheimnisvollen, unstofflichen Quellen er die wirtschaftlichen Werte sich zum Reichtum konzentrieren lässt. Auch das wirtschaftliche Leben ist fortgesetzte Veränderung, Bewegung. Es ist aber, wie die Tatsachen deutlich genug zeigen, nicht bloss ein Beharren, ein in der Hauptsache gleichmässiger Stoffwechsel durch die einzelnen Personen hindurch, sondern eine riesige Stoffansammlung in wenigen Zentren. Woher soll diese mit der Zunahme des Reichtums identische *Konzentration der wirtschaftlichen Werte* ihr Material nehmen, wenn nicht von der Erde mit ihren unmittelbaren Erzeugnissen, dann von der Tierwelt, zuletzt, aber nicht am wenigsten, von den Menschen? Der Reichtum des einzelnen kann nichts anderes sein als unverhältnismässige Konzentration wirtschaftlicher Werte (oder ihrer gesetzlichen Symbole: Papiergeld usw.) in einem persönlichen Zentrum auf Kosten der Aussenwelt. Das ist er in seinem Entstehen, das ist er auch als fertige Erscheinung. Wenn das Gesetz von der Erhaltung der Substanz für das wirtschaftliche Leben seine Gültigkeit behalten soll, so kann ja auch auf diesem Gebiete die Stoffansammlung immer nur Konzentration auf der einen, gewinnenden, Seite auf Kosten der anderen, verlierenden, Seite sein. Je grösser hier die Konzentration ist, desto grösser ist dort die Auflösung (Zerstörung, Ausbeutung). Diese ihrem allgemeinen Inhalte nach schon oben ausgesprochene Wahrheit zeigt die Geschichte des Kapitalismus deutlich genug. Für wenige hat er riesige Reichtümer geschaffen. Das ist seine konzentrierende (positive) Wirkung. Zerstörend und hemmend hat er in das Eigentum, in die Familien vieler Millionen zu gunsten eben dieser Minderheit eingegriffen, Tausende und Abertausende kleiner gewerblicher Betriebe vernichtet. Das ist seine auflösende (negative) Wirkung. Und vergessen wir über der industriellen Konzentration nicht die riesige Konzentration des Grundbesitzes, die sich zu gunsten preussischer Junker in Ostelbien während der vergangenen Jahrhunderte vorwiegend im Wege der *ursprünglichen Akkumulation*[13]) vollzogen hat. Auch diese Konzentration hat ihr notwendiges (negatives) Gegenstück: sie hat auf der anderen Seite zur Voraussetzung ein versklavtes und elendes Landproletariat.

Das allgemeine Weltentwickelungsgesetz ist Konzentrierung und Auflösung. Das von Marx aufgedeckte Gesetz der wirtschaftlichen Konzentration und Auflösung ist nichts anderes als eine Wiederkehr dieses alles beherrschenden Weltgesetzes. Das möchten wir im Umriss gezeigt haben.

Wenn die wirtschaftliche Konzentrierung und Auflösung Ausfluss eines unabänderlichen Gesetzes ist, bleibt dann nicht aller Sozialismus ohnmächtig? Dem wäre so, wenn das Weltgesetz nicht verschiedene Entwickelungsgrade durchliefe. Aller Fortschritt ist nur möglich in der besseren Konzentrierung. Positive Entwickelung bedeutet immer umfassendere und tiefere Konzentrierung, wie umgekehrt die negative Entwickelung identisch ist mit Auflösung, Zerstörung. Heute kommt die Konzentration der wirtschaftlichen Stoffe und Kräfte nur wenigen zu gute, später wird sie der ganzen Kultur-

[12]) Der Untergang neuer oder einst blühender gewerblicher Betriebe lehrt in negativer Beziehung, dass die Betriebsleiter überhaupt nie im stande gewesen oder jetzt nicht mehr fähig sind den Markt (also die Gesellschaft) auszubeuten.

[13]) Vergl. Karl Marx *Das Kapital*, 1. Band, 4. Auflage /Hamburg 1890/, 24. Kapitel. *Akkumulation* bedeutet dort sachlich nichts anderes als unser Begriff *Konzentration*, sondern stellt nur das subjektive Moment mehr in den Vordergrund.

menschheit und noch später der Menschheit überhaupt zu gute kommen. Konkreter gesprochen: Heute wird nicht nur die Natur ausgebeutet. Es beutet auch noch innerhalb des menschlichen Kreises eine kleine Minderheit die grosse Mehrheit aus. Darüber wird die Menschheit hinauswachsen; die Ausbeutung der Mehrheit durch eine Minderheit wird aufhören[14]). Mit vervielfachter Energie kann sich dann die Menschheit auf die Ausbeutung der Natur werfen und in selbstverwaltendem, freiem und genossenschaftlichem Zusammenwirken[15]) weit mehr Reichtümer schaffen als der Kapitalismus mit seiner verhältnismässig zerfahrenen und regellosen Produktion. Wir glauben an diesen Fortschritt, weil er die einzige Möglichkeit ist, nach der die Menschheit als Ganzes wirtschaftlich sich höher entwickeln kann. Entweder zurück zur Barbarei oder vorwärts zum Sozialismus, das heisst zu einer bewussten Konzentration aller wirtschaftlichen Kräfte für die Zwecke der Gesamtheit! Wenn wir nicht an diesen Fortschritt glaubten, so müssten wir der Meinung sein, die Kulturmenschheit sei ihrem Untergang, ihrer Auflösung nahe. So weit ist es aber noch lange nicht. Die oberen Zehntausend mögen sich ausgelebt haben. Die vielen Millionen Proletarier unten haben aber noch nicht einmal angefangen ihre Kräfte für die eigenen Zwecke zu entfalten. Stürmisch und jauchzend drängen sie erst danach eine eigene und bessere Welt zu bauen.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Politik / Max Schippel

Reichstag Da das ziellose, nur von der Hand in den Mund lebende Gegeneinanderreden der Blockparteien, gerade auch in kleinlichen, aber persönlich erbitternden Tagesfragen, nicht aufhörte, so stellte Fürst Bülow Anfang Dezember mit einem Male, mitten in der ersten Etatsberatung, die Vertrauensfrage: entweder die Blockbeteiligten hielten die notwendige Mittellinie allseits für verbindlich und täten nichts, was für ein leidliches dauerndes Zusammenwirken verhängnisvoll sein könne und müsse, oder der Reichskanzler verzichte darauf sich auf ein solches unberechenbares, unzuverlässiges neues Kartell zu stützen; denn mehr sollte die Drohung mit dem Entlassungsgesuch kaum bedeuten. Zweifellos hatte der Kanzler bei diesem Eingreifen die politische Logik auf seiner Seite, und die Lektion, die den grösseren und kleineren Parteihäuptlingen in den Anfangsgründen jeder Koalitionstaktik erteilt wurde, schlug schon deshalb ausserordentlich an. In lachenreizender Übereinstimmung schnurrten tags darauf die Vertrauenserklärungen herunter, bei Herrn von Normann auf der äussersten Rechten beginnend und bei Dr. Wiemer links endend — mit Überspringung des Zentrums natürlich, das halb schadenfroh halb ärgerlich, aber vorläufig noch ohnmächtig dieser Krisis und ihrer Beendigung gegenüberstand. Die erste Lesung des Etats war darauf im Handumdrehen erledigt. Ebenso die Verlängerung des deutsch-englischen Handelsprovisoriums, das sonst gewöhnlich längere Verwahrungen gegen die Differential- und Vorzugszölle der britischen Kolonieen zu entfesseln pflegt, und das diesmal ohne Sang und Klang, sogar ohne vorherige Überweisung an eine Kommission, selbst auf der Rechten Zustimmung fand. Das vielumstrittene Börsengesetz, das einer Kommissionsberatung unterzogen werden soll, wurde gleichfalls überaus ruhig erörtert. Nur bei der Interpellation über die Lebensmittelverteuerung und bei

[14]) Nicht deshalb, weil die ausbeutende Minderheit, überzeugt vom Unrecht der Ausbeutung, sich freiwillig ihrer Vorrechte begeben, sondern weil die immer mehr an Einsicht wachsende Mehrheit sich die Ausbeutung nicht mehr gefallen lassen wird.

[15]) Vergl. meinen Artikel *Die genossenschaftliche Entwickelung und das sozialdemokratische Programm* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1907, 1. Band, pag. 224 ff.

den Gesetzentwürfen über das Reichsvereinsrecht und die Majestätsbeleidigungen brachte die Sozialdemokratie wieder grösseres Leben in den schläfrigen Gang der Verhandlungen. Am 13. Dezember ging das Parlament in die Ferien, am selben Tage, an dem es sich im Vorjahr aufgelöst und vor Neuwahlen gestellt sah.

× ×

Steuervorlagen Doch ist die dunkle Wolke am Horizont nunmehr nähergerückt. Dem Bundesrat sind bestimmte Steuervorlagen unterbreitet: die eine für das Spiritushandelsmonopol, die andere für die Zigarrenbanderolensteuer, nachdem bisher die Zigaretten das Versuchskarnickel für diese Art der Abgabenerhebung gebildet hatten, die dritte für die *Veredelung* der einzelstaatlichen Matrikularbeiträge; die Umlegung soll hier nicht mehr nach dem rohen Massstab der Bevölkerungskopfzahl, sondern zugleich nach einem gewissen Wohlstandsschlüssel, über den man noch nichts Genaues erfährt, in Zukunft erfolgen. Wenn man aus der Lauheit der von der bürgerlichen Linken geübten Kritik Schlüsse ziehen darf, so scheint ein Erfolg dieses Steuerfischzuges, selbst noch in der laufenden Session, durchaus nicht vollkommen ausgeschlossen. Die ruhige Parlamentszeit dürfte allerdings alsdann zu Ende gehen, und gespannt darf man vor allem auf die Haltung des Zentrums sein, mit dem bisher die Steuervermehrungen gemacht wurden, und das sich auch ferner die regierungsfähige Zukunft offenzuhalten suchen wird, während es doch dem Block nach Kräften Steine in den Weg legen muss.

× ×

Japan und Amerika Zunächst kaum von praktischer Bedeutung, aber tiefe Einblicke in die letztjährigen weltpolitischen Umwälzungen und weite Ausblicke in die Zukunft eröffnend ist die Mitte Dezember ernstlich und unwiderruflich begonnene Verlegung der gesamten aktionsfähigen amerikanischen Kriegsflotte vom Atlantischen nach dem Stillen Ozean. Wenn überhaupt, so soll die Rückkehr der Flotte durch den Panamakanal erfolgen, der den alten Osten und den jüngeren Westen der Union kommerziell und militärisch enger als je verbinden würde. Im Stillen Ozean hat heute die Union nicht nur ihre mannigfaltigen, schwerwiegenden Küstenstaatsinteressen zu wahren, die vor einem halben Jahrhundert kaum noch bestanden, sondern es hat hier auch seine grossen Kolonialgebiete, die Sandwichinseln, die Philippinen, zu schützen, die noch viel später, zum Teil erst in den allerletzten Jahren dem Sternenbanner unterworfen wurden. Und ähnlich jung in seiner Weltmachtsstellung ist der einzige Rivale, den man gegenwärtig in diesen Meeren zu fürchten hat: Japan, dessen Einwanderung nach Kalifornien so viele bittere Klagen und erregte Agitationen in Amerika nach sich zog, so dass heute, in Japan wie in der Union, eine unverkennbare Erregung der Volksmassen über das gegenseitige Verhalten vorhanden ist. Bezeichnend ist dabei, wie die englischen Staatsmänner nach beiden streitenden Seiten zur Besonnenheit zu mahnen suchen. Sie sind mit Japan durch Bundesgenossenschaft verbunden; andrerseits wissen sie jedoch, dass in der grossen kanadischen Siedelungskolonie, und ebenso in Australien, die Massensympathieen durchaus nach der Richtung der kalifornischen Antiasiatenbewegung neigen. Obwohl auf absehbare Zeit noch lange keine Kriegsgefahr vorliegt, so rät die englische Presse dennoch der japanischen Regierung zur Nachgiebigkeit in der Auswanderungsfrage und — was angesichts früherer, auch kanadischer, Erfahrungen sehr erklärlich ist — zur strengen Einhaltung jedes abgeschlossenen Kompromisses. Denn sowohl die Vereinigten Staaten wie Kanada verhandeln augenblicklich mit und in Tokio; früher ist jedoch, unter der mitwirkenden Nachlässigkeit der japanischen Behörden, vielfach nur die direkte Einwanderung aus Japan durch die indirekte aus Zwischenländern und Zwischenstationen ersetzt worden.

Die amerikanischen Kriegsschiffe, mit insgesamt 16000 Mann Besatzung werden übrigens kaum vor Mai in San Francisco eintreffen. Sie haben nicht weniger als 14000 Seemeilen zurückzulegen und sollen in einer ganzen Reihe von südamerikanischen Häfen um Freundschaft und Ansehen werben.

× ×

Russland: Politische Prozesse Am 14. Dezember endete der Prozess gegen die sozialdemokratischen Abgeordneten der zweiten *Duma*. Am 31. endeten die Gerichtsverhandlungen gegen die 169 Abgeordneten der ersten *Duma*, die am 10./23. Juli in Wyborg den bekannten Aufruf an das Volk unterzeichnet hatten. Der erste Prozess vollzog sich hinter verschlossenen Türen und in

Abwesenheit der Angeklagten. Der zweite dagegen tagte in voller Öffentlichkeit, und mehrere Angeklagte hielten grosse und wirkungsvolle Reden, die ihr Vorgehen rechtfertigten. Entsprechend der besonderen Stellung der ersten *Duma* und der Öffentlichkeit der Gerichtsverhandlung fand der zweite Prozess auch weitaus mehr Interesse.

Es war ein eigenartiges Bild, diese Gerichtsverhandlung gegen das führende Drittel des ersten russischen Parlaments. Die Elite der russischen Gesellschaft sass auf der Anklagebank, und ein paar subalterne Geister aus dem russischen Richterstand durften diesen *besten Männern*, wie Nikolaus II. sie einstmals nannte, den Prozess machen. Das neue Russland stand Rede dem alten, und ein besonderes Gefühl musste die Zuschauer ergreifen, als sie die Antwort aus dem Munde der ersten Volksvertreter Russlands hörten. Zeitweilig schienen die Rollen vertauscht. Die Angeklagten wurden zu Anklägern. Doch am Ende siegte natürlich die Macht, und die 169 früheren Abgeordneten müssen ihre patriotische Tat mit 3 Monaten Gefängnis büssen. Die Strafe ist zwar nicht hoch — wenigstens nach russischen Begriffen nicht —, und die Angeklagten werden sie, falls ihre Revision zurückgewiesen wird, nicht besonders schwer überwinden. Aber dass die Reaktion den Prozess überhaupt zu stande zu bringen vermochte und dass die Blüte der russischen Intelligenz auf die Anklagebank gebracht werden konnte, das wirkte besonders erbitternd. Die Regierung, die den ganzen Prozess inspirierte, wird es vielleicht stark bereuen, dass sie diesen unklugen und unpolitischen, nur aus Rachedurst entstandenen Prozess heraufbeschwor. Er wird wahrscheinlich einen grossen Einfluss auf die Zusammenschliessung der jetzt differenzierten Opposition ausüben.

× ×

Kurze Chronik Der österreichisch-ungarische Ausgleich ist endgültig zu stande gekommen. × Die mühsam erreichte, aber immer noch skandalöse Verständigung zwischen der belgischen Regierung und dem König Leopold wegen der Übernahme des Kongostaates erscheint selbst der liberalen Linken, neben manchen Mitgliedern der katholischen Rechten, unannehmbar wegen der Behandlung der Krondomäne, die bisher der Zivilliste 3 bis 5 Mill. fr. jährlichen Reinertrag brachte, und deren Anerkennung als erworbenes Recht der König verlangt. × Zwei bekannte Führer der mazedonischen Bewegung, Boris Sarafow und Iwan Garwanow, wurden am 11. Dezember in Sofia ermordet. × Der neue Prozess Moltke-Harden brachte dem zu Unrecht angegriffenen Grafen Moltke die öffentliche Rehabilitierung.

Sozialistische Bewegung / Josef Bloch

Rückblick auf das Jahr 1907 Das Jahr 1907 brachte der deutschen Sozialdemokratie bei seinem Beginn den grossen Schlag der Reichstagswahlen, dem später noch kleinere bei Kommunalwahlen folgten; aber nur sehr wenige, und diesen standen auf der anderen Seite auch wieder Erfolge gegenüber. Wie der Sozialdemokratie so manches Ungünstige schliesslich zum Guten wurde, so schien es auch mit der Wahlniederlage werden zu wollen. Das allzu grosse Selbstbewusstsein, das schliesslich nur auf die wachsende Wählerzahl pochte, geriet ins Wanken, und damit war der Weg zur Selbstbesinnung und inneren Reformierung frei. Zunächst erkannte man die Mängel der Organisation und Agitation, und die tätigen Parteigenossen gingen in ihrer gewohnten, oft allzu laut gepriesenen Disziplin sofort daran sie zu beseitigen. Man hatte jetzt einen gefährlichen organisatorischen Konkurrenten, den *Reichsverband*. Die Arbeit wurde dadurch schwierig, aber ihre Erfolge versprechen auch dauernde zu werden.

Indes, nur mit Disziplin wird eine grosse Partei nicht zusammengehalten. Man kann durch Appell an die Parteipflicht der Parteipresse eine grosse Menge Leser zuführen, erhalten kann man sie nur durch die Güte und Überzeugungskraft des Gebotenen, und daher muss es das Bestreben sein die Presse auch inhaltlich zu verbessern. In den letzten Jahren hatte man bei der Besetzung der Redaktionsstellen zuweilen, und gerade auch an besonders auffälliger Stelle, der loyalen Parteigesinnung den Vorzug vor der Befähigung gegeben. Davor wird man sich jetzt in acht nehmen. Die Ausgestaltung der Parteipresse war eine der wichtigsten Aufgaben dieses Jahres; daher die Bestrebungen auf Einrichtung eines Pressebureaus, das die geistige Konkurrenz mit der bürgerlichen Presse erleichtern sollte. Es scheint auch, dass es gelungen ist einen fähigen Leiter für diese Institution zu gewinnen, und so wird diese vielleicht mehr halten als sie anfangs versprach.

Die Tagespresse kann freilich eine mehr in die Tiefe gehende sozialistische Bildung nicht vermitteln. Da wäre schon erheblich mehr von den verschiedenen Unterrichtskursen etc. zu erwarten, die die Partei jetzt allenthalben veranstaltet. Freilich, gerade das Hauptinstitut, die Parteischule, gibt durch die Auswahl ihrer Lehrer zu grossen Bedenken Anlass. Auch hier scheint nicht durchweg die Qualifikation, sondern auch das ausserdienstliche Verhalten massgebend gewesen zu sein. Sonst ist es schwer begreiflich, warum gerade die ersten Wissenschaftler unserer Partei, die gleichzeitig auch ihre Lehrbefähigung schon an anderen Stellen erwiesen haben, bei der Besetzung der Lehrstühle übergangen worden sind. Die Gestaltung der Parteischule kann ja allzu verhängnisvolle Folgen vermutlich überhaupt nicht haben, weil neben ihr gleichzeitig die gewerkschaftlichen Unterrichtskurse bestehen, die, wenn auch in einem anderen Zweige der Arbeiterbewegung, doch für die Schulung des geistigen Nachwuchses sorgen. In anderen Städten, so zum Beispiel in München, scheint man mit grosser Sachlichkeit ans Werk zu gehen, und die Vortragszyklen, die dort angekündigt sind, werden sicherlich das sozialistische Niveau in Süddeutschland heben. Es wäre zu wünschen, dass auch die Disziplinen, die zur allgemeinen Bildung gehören, mehr Berücksichtigung fänden, namentlich sollte eine Einführung in das philospohische Denken stattfinden: ist es doch auch eine der Vorbedingungen für das Erfassen sozialer Zusammenhänge. Die sozialistische Theorie kann nur dann in einzelnen Parteigenossen fruchtbar wirken, wenn der wissenschaftliche Geist überhaupt wachgerufen ist, andernfalls besteht die Gefahr, dass die eingelernten Theorieen leere Formeln bleiben und sich, wenn die also Angelernten in führende Stellen kommen, dem allgemeinen geistigen Fortschritt in den Weg stellen. Die Ansichten, die ein *Vorwärts*kritiker neulich bei der Besprechung des Davidschen *Referentenführers* über die Bedeutung des philosophischen Denkens und die Durchleuchtung der Geschichte der Philosophie vermittelst der materialistischen Geschichtsauffassung zum besten gab, lassen ein übermässiges Vertrauen nach dieser Richtung vorläufig noch nicht gerechtfertigt erscheinen. Nur wenn unsere Lehranstalten und die Erzeugnisse der literarischen Produktion der Fortbildung der wissenschaftlichen Erkenntnis dienen, und nicht der Konservierung des Überlebten, werden sie vor dem Schicksal bewahrt geistige Drillstätten zu werden und die Geister zu verbilden, die sie bilden sollen. Schon aus rein wahltechnischen Rücksichten muss die Partei die freie Forschung pflegen. Es steht kein Zuzug aus den Kreisen der geistigen Arbeiter zu erwarten, wenn diese, die der offiziellen Gesellschaft wegen ihrer geistigen Enge den Rücken kehren wollen, die selbe Unfreiheit in der Sozialdemokratie wiederzufinden glauben. Die Missachtung der Theorie — und nicht nur die, die die *Nurpraktiker* offen zur Schau tragen, sondern auch die, die von manchen *Theoretikern* geübt wird, indem auf ungenügend fundierten Grundlagen Doktrinen aufgebaut und dann ohne Aufzeigung der Fehlerquellen auf die komplizierte Praxis übertragen werden — hat auch den wissenschaftlichen Kredit der Partei, die vor einem Jahrzehnt noch den akademisch gebildeten Kreisen einen grossen Respekt einflösste, bedenklach erschüttert. Dieses verlorene Terrain muss wieder gewonnen werden.

Namentlich aber auf rein politischem Gebiet hat die Wahlniederlage auf die Partei eine günstige Wirkung auszuüben begonnen. Mit der trägen Ruhe des *Ich lieg' und besitz'* ist es nun vorbei. Man bemüht sich den neu auftauchenden politischen Problemen Verständnis entgegenzubringen und wendet nicht mehr unbedenklich alte Parteischablonen an. Der dröhnende Hinweis auf die *gute alte Taktik* hat nicht mehr die faszinierend einschläfernde Wirkung wie in früheren Jahren, man bleibt unzufrieden und sucht nach neuen Wegen. In der Frage der Kolonialpolitik, die den direkten Anlass zur Reichstagsauflösung gab, hat sich eine gewisse Wandlung bereits insofern bemerkbar gemacht, als man die Schwierigkeiten der Frage mehr erkennt und die allzu einfachen Lösungen vergangener Jahre skeptisch zu betrachten beginnt. Das gleiche gilt für die nationalen Fragen überhaupt; man betont eifriger als früher, dass die Sozialdemokratie nicht die Zerstörerin, sondern die Förderin der wahren Nationalität sei. Doch Selbstkritik allein schafft noch keine Politik, dazu gehört die Anspannung der Kräfte und ihre Richtung auf ein positives, in absehbarer Zeit erreichbares Ziel. Preussen ist das Feld, auf das die deutsche Sozialdemokratie ihre politische

Kraft jetzt zu richten hat. Durch die Erkenntnis dessen, was jetzt möglich ist, dann durch die weise Wahl der Mittel, die unabhängig von jedem bequemen Schema geeignet sind dies Mögliche zu erreichen, und endlich durch die Energie, mit der diese Mittel angewandt werden, kann die deutsche Sozialdemokratie nicht nur den bürgerlichen Parteien, sondern auch den Bruderparteien des Auslandes, die manchmal ironisch von unseren drei Millionen sprechen, ihre politische Fruchtbarkeit erweisen. Wenn sie zur kulturellen Tat der Erringung eines wirklichen Wahlrechts für Preussen ein Erhebliches beigetragen hat, hat sie die Scharte des 25. Januar 1907 vollständig ausgewetzt. Die Homogenität der Politik in Preussen und im Reich ist viel wichtiger als die Anzahl der sozialdemokratischen Abgeordneten im Reichstag. Erst wenn wir ein Wahlrecht in Preussen haben, und wenn Sozialdemokraten im preussischen Landtag sitzen, ist die Politik der Partei auf ihre eigentliche Bahn gekommen, die ihr Begründer Ferdinand Lassalle ihr wies, von der sie aber durch das Bismarcksche Geschenk des allgemeinen Wahlrechts im Reich abkam. Das Jahr 1908 wird hoffentlich den Beginn der Umwälzung der Dinge in Preussen und den Beginn der preussischen Politik der Sozialdemokratie bringen.

× ×

England Das politische Musterland England ist im Begriff, auch das Musterland speziell sozialistischer Politik zu werden. Hier kann man die normale Politik der Arbeiterklasse studieren, die aus ihrem ökonomischen Boden herauswächst ohne die Treibhausglut absolutistischer Unterdrückung auf der einen, des allgemeinen Wahlrechts auf der andern Seite. Die englische sozialistische Bewegung spielte Jahrzehnte hindurch in der internationalen nur eine geringe Rolle, die eigentliche Kraft der englischen Arbeiterklasse wurzelte in den Gewerkschaften, die sich absichtlich vom Sozialismus fernzuhalten schienen. Erst mit der Gründung der *I. L. P.* beginnt die neuere sozialistische Geschichte Englands — die sektenhafte *S. D. F.* blieb zur Untätigkeit verurteilt —, und mit der *L. P.* hat die Arbeiterklasse ihren Einzug ins Parlament gehalten. Seit den letzten Wahlen ist die Entwickelung der Partei mit Riesenschritten vor sich gegangen, da sie ja bestellten Boden fand, und es zeigt sich, wie unwiderstehlich eine Arbeiterpartei ist, die ihren Kern in den wirtschaftlichen Klassenorganisationen und nicht in einem geschriebenen Programm hat. An ihren parlamentarischen Erfolgen gemessen, ist die englische Arbeiterpartei schon jetzt die weitaus mächtigste in Europa, und obgleich sie es ablehnt sich sozialistisch zu nennen, so hat sie in der kurzen Zeit ihres Bestehens doch weit mehr sozialistisch gewirkt als irgend eine der alten Bruderparteien. Aber auch in der Agitation und Organisation — die den deutschen Genossen oft als das Wesen der Sozialdemokratie erscheint — hat der englische Sozialismus im abgelaufenen Jahr ganz enorme Fortschritte gemacht. Seine werbende Kraft kam aus dem Auftreten seiner Vertreter im Parlament, die die Aufmerksamkeit auf alle Lebensbedingungen der arbeitenden Klasse gelenkt haben. Die Öffentlichkeit beschäftigt sich jetzt mit dem Sozialismus, den man noch vor wenigen Jahren in England als ein importiertes Produkt *made in Germany* gering schätzte, dessen Strasseneckenpropaganda man verlachte. Jetzt behandelt jede Tageszeitung, jedes Wochenblatt, jede Zeitschrift das sozialistische Problem. Namentlich in den grossen Industriezentren merkt man die Veränderung. Allwöchentlich wurden dorther Beitrittserklärungen zu den lokalen sozialistischen Organisationen gemeldet. Die *I. L. P.* zählte Ostern noch 543 solcher Filialen, während sie Ende November schon deren 720 hatte. Der Absatz der Druckschriften brachte im Jahre 1906 2626 Lstrl.; schon in den ersten 8 Monaten des neuen Jahres ist dieser Beitrag überschritten worden. Die Anzahl der Versammlungen beträgt im Durchschnitt pro Woche 2000, und niemals hat es in den dichtbevölkerten Arbeiterdistrikten Veranstaltungen gegeben, die populärer gewesen wären. Natürlich erkennen die bürgerlichen Parteien die Gefahr, die ihrer Herrschaft von seiten der Arbeiterklasse droht. Die konservative Partei hat bereits eine besondere antisozialistische Kampagne eröffnet. Es finden nun an allen Ecken des Vereinigten Königreichs Debatten zwischen führenden Sozialisten und Mitgliedern anderer politischer Parteien statt, was nicht wenig zur Propaganda des Sozialismus beiträgt. Einen nicht unwesentlichen Teil der sozialistischen Agitation liefert während der Sommermonate eine Anzahl leicht bedeckter Wagen, als Wohnstätten für Wanderredner eingerichtet, die auf Dorfwiesen und in den Kohlenbezirken Ver-

sammlungen abhalten. Die konservative Partei stattete auch 18 solcher Wagen aus, und sie vermehrten ihre Agitationsmittel noch um eine Laterna magica und um ein Grammophon, das die Reden verschiedener hervorragender Toryführer wiedergab. Diese malerische und musikalische Politik wirkte allerdings mehr erheiternd als überzeugend.

Das ganze Jahr 1907 war ein Jahr der Ernte für den Sozialismus. Die einzige grosse Arbeiterorganisation, die noch ausserhalb seiner Reihen steht, ist der Bergarbeiterverband. Doch ist sein Anschluss nur noch eine Frage der nächsten Zeit. Es wird jetzt eine Urabstimmung veranstaltet, die über seinen Beitritt zur *L. P.* entscheiden soll. Wird er vollzogen, dann wird die parlamentarische Fraktion um 13 Bergarbeiterführer verstärkt, die bereits im Parlament sitzen, und ihr bisheriger Einfluss wird noch vergrössert. So kommt der britische Sozialismus dem kontinentalen nach, aber besser ausgerüstet und durch seine praktische Politik vor jeder Stagnation geschützt.

× ×

Italien Auch für die italienische Sozialdemokratie ist das Jahr 1907 von grosser Bedeutung gewesen: es hat die langanhaltende theoretische und taktische Krisis, die ihre Aktivität stark beeinträchtigt, ihrer Lösung entgegengeführt. Obwohl die Integralisten noch immer die Einigkeit aller Sozialdemokraten predigten und die Syndikalisten dabei nicht ausnahmen, hat deren Vorgehen doch zu einer immer tiefer gehenden Trennung der beiden einander widerstreitenden Auffassungen in der Partei geführt. Endgültig überwunden ist die Krise freilich noch nicht. Die allgemeine politische Tätigkeit der Partei konnte nicht sehr rege sein. Eine Propaganda von Bedeutung wurde nur gegen den Klerikalismus geführt. Ausserdem setzte sich die Partei für die Beseitigung der Missstände in den Staatsbahnen ein; sie unterstützte ferner den Antrag auf Gewährung von Diäten an die Abgeordneten, um den Eintritt von Arbeitern in das Parlament zu ermöglichen, und agitierte für die Verstaatlichung der Volksschulen, die jetzt in den Händen der Gemeinden sind und leicht unter die Leitung der Priester kommen. Durchsetzen hat sie freilich diese ihre Forderungen nicht können. Grössere Erfolge hat sie auf dem Gebiete der sozialen Gesetzgebung zu verzeichnen. Die Post- und Telegraphenbeamten haben durch die Tätigkeit ihres Verbandes und das parlamentarische Auftreten ihres Ehrenvorsitzenden, des Genossen Turati, eine bedeutende Aufbesserung ihrer Lage erreicht, auch wurde die Übernahme des Telephonnetzes in staatliche Regie durchgesetzt. In das Gesetz über die Regelung der Arbeit in den Reisfeldern hat die Partei bedeutende Verbesserungen hineingebracht. Die Sonntagsruhe der Beamten ist gesetzlich festgelegt worden. Ein Initiativantrag des Genossen Bertesi auf Verbot der Nachtarbeit für Bäcker wird demnächst das Parlament beschäftigen. Durch die Agitation der Gewerkschaft und der Partei ist bereits in vielen Städten die Tagesarbeit in den Bäckereien eingeführt, auch die Regierung hat sich für die Abschaffung der Nachtarbeit erklärt. Eine Reihe weiterer sozialpolitischer Massnahmen ist vorbereitet und demnächst spruchreif.

Eine nicht einwandfreie Haltung hat aber die Partei anfangs gegenüber den Gewerkschaften eingenommen. Durch ihre Nachgiebigkeit gegenüber den Syndikalisten brachten sie den Zentralausschuss der Gewerkschaften, die seit einem Jahr bestehende *Confederazione del Lavoro,* die sich in den Händen der reformistischen und integralistischen Elemente befindet, in eine üble Lage. Die *Confederazione,* die unter der desorganisierenden Tätigkeit der Syndikalisten am meisten zu leiden hatte, lud daher die Parteileitung zu einer Konferenz ein, die am 7. Oktober in Florenz stattfand. Nach dreitägiger Beratung wurde ein Zusammengehen der Partei und der *Confederazione* in allen Fragen von allgemeiner Bedeutung beschlossen, bei vollster Aufrechterhaltung der Neutralität jeder der beiden Körperschaften auf ihrem Gebiete. Die Partei erkannte die Notwendigkeit einer evolutionistischen, antirevolutionären Politik der Gewerkschaften an und verpflichtete sich für deren Zentralisierung und Anschluss an die *Confederazione* zu wirken. Die Solidarität der Parteileitung und der *Confederazione* bewährte sich auch bald darauf in einem kritischen Moment. In Mailand brach ein neuer Generalstreik aus, als Protest gegen die verbrecherische Ermordung einiger Arbeiter durch Polizeisoldaten. Parteileitung und *Confederazione* rieten von einem Sympathiestreik in anderen Städten ab. Die Syndikalisten versuchten als Antwort darauf einen Generalstreik der Eisenbahner zu inszenieren.

Das wäre Wasser auf die Mühle der Reaktion gewesen, da es sich hier um Beamte handelte, denen das Streikrecht nicht zustand, man also von einem Kampf gegen das Gesetz sprechen konnte. Auch diesmal fanden die *Confederazione* und die Parteileitung den Mut dem beabsichtigten Generalstreik entgegenzutreten. Die Eisenbahner nahmen auch angesichts der Ungewissheit der Situation davon Abstand. Der Vorstand, der sich in den Händen der Syndikalisten befand, benutzte aber die Gelegenheit, um die Massen gegen den Zentralausschuss der Gewerkschaften aufzustacheln und womöglich die Reformisten der *Confederazione* niederzuwerfen. Im November wurde ein Kongress der syndikalistischen Gewerkschaften in Parma veranstaltet, der zur Gründung eines Gegenausschusses mit dem Sitz in Bologna führte; dessen Aufgabe besteht darin die Zentralverbände zu Lokalverbänden zu machen und für den Generalstreik zu agitieren. Die Sache ist für die Gewerkschaft nicht so gefährlich wie sie aussieht, denn die Syndikalisten verfügen mehr über grosse Worte als über grosse Anhängerzahlen. Diese neueste Tat der Syndikalisten wird aber zur Aufklärung der Partei selber über ihr Wesen und zur endgültigen Trennung der Sozialdemokratie vom Syndikalismus beitragen. In welchem Tempo sich diese Entwickelung vollziehen wird, dürfte das Jahr 1908 zeigen.

× ×

Kurze Chronik Am 17. Dezember wurde Genosse Ignacy Daszynski, der bei der Hauptwahl in Galizien den unglaublichen Wahlpraktiken der Schlachta unterlegen war, in einer Nachwahl, die durch den Verzicht des Genossen Reger auf sein Mandat ermöglicht wurde, in den österreichischen Reichsrat gewählt. × Die norwegischen Kommunalwahlen brachten eine gewaltige Zunahme unserer Partei; gewählt sind zirka 1100 Sozialdemokraten gegen 330 im Jahre 1904 und 147 im Jahre 1901. × Auf Island ist von einigen Handwerker- und Arbeitervereinen eine Arbeiterpartei gegründet worden, deren Programm im wesentlichen sozialdemokratische Forderungen enthält. × Die *Demokratische Partei* Chiles hat bei dem internationalen sozialistischen Bureau offiziell ihren Anschluss an die sozialistische Internationale beantragt. × In Paris ist von einigen Genossen eine Parteischule gegründet worden. × Das Palais des Grafen Kinsky in Prag ist in den Besitz der sozialdemokratischen Partei übergegangen. Der frühere Herrensitz wird jetzt den *Pravo Lidu* und die grösseren Parteiorganisationen beherbergen. × In einigen Gegenden Süd- und Westdeutschlands, im Elsass, in Frankfurt a. M. und anderen Orten, sind jetzt wieder mehrere Sozialdemokraten als Schöffen und Geschworene berufen worden. Diejenigen Kreise des Bürgertums, denen das Wort von der *Klassenjustiz* nicht passt, hätten alle Ursache dafür zu sorgen, dass diese Praxis für Deutschland verallgemeinert wird.

Frauenbewegung / Wally Zepler

Allgemeine Tendenzen Bei Gelegenheit seiner Septemberversammlung in Frankfurt a. M. gliederte sich der *Verband fortschrittlicher Frauenvereine*, die Organisation der radikalen Frauenrechtlerinnen, wieder dem *Bund deutscher Frauenvereine* an. Er hatte sich, wie in seinem Organ, der *Frauenbewegung*, betont wurde, 1899 nach der Hamburger Tagung des Bundes als selbständiger Verein konstituiert, »da diese Tagung einen solchen Tiefstand der Ansichten und der Verhandlungen aufwies, dass die Minorität die Pflicht empfand sich zusammenzuschliessen, um den Fortschritt in der Frauenbewegung ausserhalb des Bundes mit Kraft zu vertreten«. Der Wiederanschluss beweist, dass nach Ansicht der Radikalen der Bund sich in diesen 8 Jahren ebenfalls in der Linie des Fortschritts bewegt hat. Dennoch existieren nach wie vor die zwei Richtungen, die Radikalen und die Gemässigten, als gesonderte Vereinigungen weiter. Worin bestehen ihre Meinungsdifferenzen, und worin haben sie sich genähert?

Es ist ganz interessant einmal einen orientierenden Rundblick auf die Gesamtentwickelung dieser Bewegung zu werfen, die in ihrem Vor und Zurück, in ihren Fortschritten wie in ihren Hemmungen eine so vorzügliche Widerspiegelung der sozialen Strömungen überhaupt ist. Gertrud Bäumer, eine der Führerinnen der Gemässigten, setzt in einem ihrer letzten Artikel den Unterschied der beiden Richtungen so auseinander, dass die einen mehr auf Menschenrechte und dergleichen zu pochen pflegen, während die anderen zunächst die Menschen selbst zur Tat zu wecken suchen, dass die Radikalen über dem Kultus der »Worte und Gedanken« den Kultus der Sachen vergässen.

Nur widerspricht sie sich selbst, wenn sie bald darauf meint, die Grundauffassung der Frauen von Familie und Ehe bestimme naturgemäss ihre Stellungnahme zu den verschiedensten wichtigen Fragen. Also doch nicht Praxis allein, sondern Kultus der Gedanken, der Theorie? Gewisse Theorieen sind denn auch wirklich heute die deutlichst erkennbare Grenzscheide zwischen den beiden Richtungen, wie sie ebenso in zahlreichen Fällen eine Trennungslinie zwischen der bürgerlichen und proletarischen Frauenbewegung bilden und — bis auf wenige Ausnahmen — ihr praktisches Zusammengehen hemmen.

×   ×

Bildung und Erziehung Die Bildungs- und Berufsfrage — einzelne Führerinnen der Gemässigten haben sich gerade auf diesem Gebiete ihr grösstes Verdienst erworben — scheidet heute natürlich längst als Streitobjekt aus. Für die gemeinsame Erziehung der Geschlechter erklärten sich erfreulicherweise auf dem Kasseler Frauenbildungskongress auch die Gemässigten. Dagegen glitt man dort von allen Seiten hinweg über die grundlegendste moderne Bildungsforderung, die der Einheitsschule, in deren Rahmen auch das Prinzip der Koedukation erst seine volle pädagogische Wirksamkeit entfalten könnte. Einige Radikale sind allerdings wiederholt für die Einheitsschule eingetreten. Soweit mir bekannt ist, steht sie auch auf dem Programm der sogenannten *liberalen Frauenpartei*, einer von Marie Lischnewska jüngst ins Leben gerufenen Organisation, der der geistige Stempel ihrer Gründerin deutlich genug aufgeprägt ist. Denn sie vereint weitgehende demokratisch-soziale Forderungen mit Marie Lischnewskas bekannten konservativ-nationalistischen Bestrebungen auf rein politischem Gebiete.

×   ×

Wahlrecht In der Frauenstimmrechtsfrage ist jetzt in der gesamten deutschen Frauenbewegung ebenfalls volle Übereinstimmung erzielt. Der Stimmrechtsverband, dem sämtliche Gruppen angehören, erklärte sich ohne jeden Vorbehalt für das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht für alle Körperschaften. Hier ist das Feld, auf dem ein Zusammenarbeiten der bürgerlichen und der proletarischen Frauen wohl am nächsten läge. Das Ziel ist ja das gleiche, auch sind in anderen Ländern tatsächlich durch ein Zusammengehen aller Frauen Erfolge gerade im Stimmrechtskampfe errungen worden. Aber wie liegen die Verhältnisse bei uns? So sehr der Stimmrechtbund immer wieder seine absolute politische Parteilosigkeit betont, so führt doch jeder praktische Propaganda- und Agitationsversuch ganz unwillkürlich zur Aussprache und politischen Stellungnahme, und die Partei, zu der es unsere Frauenrechtlerinnen durch gesellschaftliche Sympathieen, durch den Einfluss männlicher Familiengenossen wie durch eigene geistige Neigung ihrer Mehrzahl nach immer wieder zieht, ist der Liberalismus. Der deutsche Liberalismus ist aber im Kampfe um das Frauenstimmrecht ein gerade so unzuverlässiger Bundesgenosse wie im Wahlrechtskampf überhaupt, so dass im Reichstag wie in den kommunalen und Einzelparlamenten *de facto* wieder nur die Sozialdemokraten die Stimmführer der Frauen sind. Für den parlamentarischen Kampf würden demnach die Proletarierinnen durch die bürgerliche Bundesgenossenschaft wenig gewinnen. Bedeutungsvoll könnte diese erst werden, wenn es den Stimmrechtlerinnen gelänge die bürgerlichen Frauen in Massen oder wenigstens weite Kreise der weiblichen Intelligenz so für ihre Forderung zu entflammen, dass sie einen Druck auf die öffentliche Meinung zu üben vermöchten. Hoffen wir, dass die Erfüllung dieser Möglichkeit nicht noch allzufern liegt. Haben doch in der Stimmrechtsfrage die Führerinnen in bürgerlichen Frauenkreisen nicht gegen prinzipielle Gegnerschaft, sondern höchstens gegen geistige Indifferenz zu kämpfen.

×   ×

Soziale Arbeit Komplizierter dagegen und deshalb sehr viel schwieriger liegen die Dinge in der bürgerlichen Bewegung, sobald es sich um soziale Bestrebungen handelt. Also um dasjenige Arbeitsgebiet, das schliesslich heute bereits auch für diese Frauen das grösste und ernsteste ist. Hier — vorwiegend natürlich an ganz bestimmten Punkten — entbrennt plötzlich lichterloh ein Kampf der Prinzipien. Hier stehen sich in heftigen Gegensätzen und wiederum in beiden Lagern auch unter einander oft wenig einig Gemässigte und Radikale gegenüber, hier gewinnt die Frauenemanzipationsbewegung auch für den sozialen Beobachter eigentlich erst das höchste Interesse.

Auch die Gemässigten haben sich neben den Bildungsfragen der sogenannten *sozialen Hilfstätigkeit* schon sehr früh

zugewandt. Einige ihrer tüchtigsten und sachkundigsten Führerinnen, wie Alice Salomon, arbeiten sogar nur auf sozialem Gebiet teils durch wissenschaftliche Untersuchungen teils durch öffentliche Agitation für erhöhten Arbeiterinnenschutz und dergleichen. Hier liegt die Differenz der Richtungen zunächst in einem Mehr auf der radikalen Seite. Die Gemässigten halten ihre Forderungen oft absichtlich in den Grenzen, die sie den bürgerlichen Begriffen von Sozialreform angepasst erscheinen lassen, und stehen jedenfalls auf dem Standpunkt den wirtschaftlichen Frieden durch Erweckung sozialer Einsicht und mitfühlender Teilnahme unter den Besitzenden miterringen zu können. Deshalb machen sie auch willkürlich oder unwillkürlich einen weiten Bogen, wo sie einem der Probleme begegnen — wie etwa der Prostitutionsfrage —, deren gefährliche Tiefen sie ihrem wirtschaftlichen Friedensideal entfremden könnte. Im allgemeinen dürfte dieses Friedens- und Harmonieideal gewiss auch der Auffassung der Radikalen entsprechen. Wenden sie sich doch oft genug gegen den Klassenkampffanatismus der Sozialdemokratinnen. Aber die Logik der Tatsachen hat hier in der Arbeit selbst einen langsamen Aufklärungsdienst geleistet. Ganz besonders war wohl in dieser Hinsicht die langjährige Leitung des grossen kaufmännischen Verbandes durch Frau Cauer von Bedeutung. Für die wirtschaftliche Hebung der Arbeiterinnenklasse genügte jedenfalls den Radikalen die blosse Sozialreform von oben her bald nicht mehr. Sie wollten Einfluss unter den Proletarierinnen selbst gewinnen; sie suchten Mitarbeit und Teilnahme bei den gewerkschaftlichen Organisationen: sie drangen schon vor Jahren auf ein Zusammenwirken mit den Sozialdemokraten. Ein kurzer Versuch nach dieser Richtung hin misslang. Die bürgerlichen Frauen glauben nun einmal auch dort die Leitenden und Schiebenden sein zu können, sie wollen ihren Geist und ihre Auffassung auch bei der Arbeiterinnenorganisation bewahren, und sie vergessen, dass unsere Gewerkschaften schon aus sich selbst heraus ihr festes Richtungsziel entwickelt haben. Bei ihrer neuesten Vereinsgründung, der *Zentralstelle für Arbeiterinneninteressen*, werden sie deshalb vermutlich wohl keine bessere Erfahrung machen. Dieser Verein nennt als sein Hauptziel »die Förderung der wirtschaftlichen, rechtlichen und geistigen Interessen der Arbeiterinnen«, er will unter anderem auch »ein besseres Verständnis zwischen den bürgerlichen und den proletarischen Frauen anbahnen«. Er würde die bürgerlichen Frauen sozial weiterbilden, und damit dieses letztgenannte Ziel vielleicht erreichen können, wenn seine Mitglieder vor allem lernten sich in Fragen, die nur das Proletariat betreffen, jenem eignen Geist der Arbeiterschaft sich zu fügen: auch wo dieser Geist sie zu Erkenntnissen führen sollte, die sie selber nicht ersehnen.

× ×

Mutterschutz Das ist das Interessante bei dem Flügel der Radikalen, der am weitesten nach links steht, den Frauen, die sich den Mutterschutzbestrebungen widmen. An ihnen lässt sich verfolgen, wie sich dem, der einem sozialen Problem vorurteilslos und mit wirklichem Ernst gegenübertritt, auch ohne ein vorgefasstes Ziel bestimmte Gedankenfolgen einfach aus der wirtschaftlichen Notwendigkeit heraus erschliessen. Auf der letzten Generalversammlung des *Bundes für Mutterschutz* erklärte Marie Lischnewska wiederholt, ein wirklicher Mutterschutz, das heisst eine zweckentsprechende Fürsorge für Mutter und Kind während der letzten Schwangerschafts- und während der Säuglingsperiode, könne sich niemals auf individualistischen, sondern nur auf sozialistischen Wirtschaftsprinzipien aufbauen; hier müsse der Staatssozialismus eintreten. Das Wort *Staatssozialismus* ist nichts weiter als ein Selbstrettungsversuch gegenüber der hereinbrechenden sozialistischen Gedankenwelt, die Marie Lischnewskas politisch reaktionäres Denken zu überfluten droht. Jedenfalls also kann nur der Sozialismus wirklichen Mutterschutz leisten: das bekennt heute der Bund, der ursprünglich auf privatem Wege Mütterheime gründen wollte. Heute fordert er vor allem eine staatliche Mutterschaftsversicherung und staatliche Mütterheime auf dem Lande in genügender Zahl, die gleichzeitig Erziehungsheime für alle unehelichen Kinder darstellen sollen, da sich der frühere Gedanke des Bundes der unehelichen Mutter die Möglichkeit des Zusammenlebens mit ihrem Kinde zu verschaffen als eine Illusion innerhalb unseres Wirtschaftslebens erwiesen habe. Den Erziehungsheimen für uneheliche und schlecht versorgte eheliche Kinder dürften sich wohl im Sinne Marie Lischnewskas und ihrer Anhänger sehr bald auch solche für alle Kinder angliedern. Sie stehen ja auf dem Boden der Einheitsschule,und zwar

einer auf modernen Erziehungsgrundsätzen aufgebauten Einheitsschule, und sie propagieren eifrig hauswirtschaftliche Genossenschaften und allgemeine berufliche Tätigkeit der Frauen. In gleicher Linie gehen die Ziele des Bundes beim Familenrecht und bei der Bewertung der Liebesbeziehungen. Zwar erstrebt der Bund nicht, wie ihm seine Gegner törichterweise vorwerfen, eine *neue Ethik*; aber er erkennt die vorhandenen Umgestaltungstendenzen im Liebesleben von Mann und Weib und spricht sie rückhaltlos aus. Gerade darum setzt ihm gegenüber die Feindschaft der Gemässigten unter den bürgerlichen Frauen ein. Sie, die bewusst auf dem Boden unserer heutigen Gesellschaftsordnung stehen, werten die Bestrebungen des Bundes als ein revolutionierendes Element in der bürgerlichen Emanzipationsbewegung und suchen sich von der Verantwortung für dessen Tun zu lösen. Dieser Streit lässt uns erkennen, dass auch die Frauenemanzipation eins der Mittel ist, deren sich die Gesellschaft zum allmählichen Ausbau einer sozialistischen Wirtschaftsform bedient, und er beweist uns, dass auch der schönste Schutzwall festgefügter Prinzipien eine Bewegung nicht im ruhigen Fahrwasser zu halten vermag, wenn die allgemeinen sozialen Kräfte sie nach stürmischeren Tiefen drängen.

× ×

Kurze Chronik Die Frankfurter Ortsgruppe des *Allgemeinen deutschen Frauenvereins* hat eine Auskunftsstelle für das Gemeindewahlrecht der Frau ins Leben gerufen, die sich die Aufgabe stellt einen Überblick über die kommunale Tätigkeit der Frau zu gewinnen. × In England ist durch Beschluss beider Häuser den Frauen die Wählbarkeit für Grafschaftsräte und Stadtverwaltungen zuerkannt worden, auch für die höchsten in Frage kommenden Posten. × Vor dem letzten Preussentag hatten die sozialdemokratischen Frauen Deutschlands eine ausserordentliche Frauenkonferenz zur Erörterung der Dienstbotenfrage berufen. Beschlossen wurde nach eingehenden Debatten möglichst überall an die Dienstbotenorganisationen eine eigene Stellenvermittelung anzugliedern, den freien Dienstvertrag nach Kräften zu propagieren und endlich ein einheitliches Organ für die Dienstboten zu schaffen. Der der Dienstbotenbewegung gewidmete Teil der *Gleichheit* soll zu diesem Zwecke weiter ausgestaltet werden. × Auf der Generalversammlung des *Bundes für Mutterschutz* am 14. Dezember kam ein Konflikt in der innern Leitung zum Austrag. Die Zeitschrift *Mutterschutz* geht in ihrer bisherigen Form ein; die Tendenzen des Bundes werden in der neuen, von Dr. Helene Stöcker redigierten Zeitschrift *Die neue Generation* ihre Vertretung finden.

WISSENSCHAFT

Psychologie / Otto Lipmann

Kriminalpsychologie Innerhalb der gerichtlichen Psychologie kann man zwei Hauptabteilungen unterscheiden: 1. die Psychologie des Verbrechers, die Kriminalpsychologie, 2. die Psychologie der am gerichtlichen Verfahren beteiligten Personen als solcher, das heisst die Psychologie des Angeklagten, des Richters, des Zeugen. Der Kriminalpsychologie, die es also mit der Seele des Verbrechers zu tun hat, stellt sich die Aufgabe, die Motive aufzudecken, die zum Verbrechen führen können, zu zeigen, weshalb dann — gleiche Motive vorausgesetzt — der eine zum Verbrecher wird, der andere nicht. Bei der Untersuchung ergibt sich gar bald, dass das Verbrechen als eine Resultante zweier Komponenten aufzufassen ist, der einen, die in der Person des Verbrechers liegt, der andern, die in sozialen Umständen, Armut und dergleichen, beruht. In der Bedeutung, die jeder dieser beiden Komponenten zugemessen wird, stehen sich ziemlich scharf zwei Schulen gegenüber, die eine, vertreten zum Beispiel durch Liszt, die so gut wie ausschliesslich die sozialen Verhältnisse für das Verbrechen verantwortlich macht, und die sogenannte *italienische kriminalistische Schule* Lombrosos, die wenigstens einen grossen Prozentsatz der Verbrechen auf eine besondere angeborene Anlage des Verbrechers zurückführen zu können glaubt. In Deutschland hat Lombroso sich nicht viele Anhänger zu erwerben vermocht, und es ist auch zweifellos, dass das Richtige, das an ihr ist, masslos einseitig übertrieben ist. Immerhin dürfte es sich verlohnen diese Lehre mit wenigen Worten noch etwas näher zu charakterisieren, zumal Lombroso selbst eben erst wieder das Wort dazu ergriffen hat. Einer seiner wenigen Anhänger in Deutschland, Dr. Ernst Jentsch, hat soeben eine Übersetzung mehrerer Aufsätze Lombrosos unter dem Titel *Neue Verbrecherstudien* /Halle, Marhold/ erscheinen lassen.

Lombroso geht von der Ansicht aus, dass das Verbrechen oder die verbrecherische Anlage eines Menschen ein atavistisches Merkmal sei, das heisst, dass es einen Rückschlag in eine Zeit darstelle, in der die heutige menschliche Kultur noch nicht existierte, in der das Verbrechen noch an der Tagesordnung, ja geradezu für die Erhaltung der Existenz notwendig war. Die geborenen Verbrecher zeigen uns also eine Entwickelungsstufe des Menschen, die dem Urzustande der menschlichen Gesellschaft noch bedeutend ähnlicher ist als die heutige; sie müssen daher physisch und psychisch dem affenartigen Urmenschen näher stehen als wir. In der Tat glauben nun Lombroso und seine Schüler an Verbrechern eine ganze Reihe von Degenerationsmerkmalen entdeckt zu haben, die den Verbrecher teils als affenähnlicher teils als wenigstens auf eine primitivere Stufe der menschlichen Entwickelung hindeutend erscheinen lassen. Zu den ersteren Eigentümlichkeiten gehören unter anderm die grosse Länge der Arme, die Art der Falten der Handfläche, die der Behaarung, Ambidextrismus (rechte und linke Hand sind gleich geschickt), gewisse Anomalieen der Ohren-, Schädel- und Gehirnbildung und dergleichen. Als einer primitiveren Entwickelungsstufe angehörig bekunden die geborenen Verbrecher sich durch gewisse biologische Eigentümlichkeiten: sie zeigen eine Vorliebe für Tätowierungen, ersetzen gern das geschriebene Wort durch eine Art Bildersprache, auch wenn ein berechtigter Grund — zum Beispiel Geheimhaltung — hierfür nicht einzusehen ist. Für alle diese Dinge bringt das genannte Buch an der Hand der Verarbeitung einer ausserordentlich grossen Literatur neue Belege. Aber ein Beweis ist auch dadurch nicht für die Behauptung erbracht, dass der geborene Verbrecher wirklich, wie Lombroso behauptet, einen besonderen anthropologischen Typus darstellt. Eine gerechte Beurteilung von Lombrosos Lehre wird nur dies zugeben müssen, dass in der Tat beim Verbrecher — ähnlich wie beim Epileptiker — verhältnismässig häufig Degenerationszeichen vorkommen, die sich noch häufiger beim Geisteskranken, seltener dagegen beim normalen Individuum finden. Der geborene Verbrecher stellt also wie der Geisteskranke eine Abweichung vom Normalen dar, ohne dass er aber als besonderer anthropologischer Typus bezeichnet werden könnte. Was auch den geborenen Verbrecher wirklich zum Verbrechen führt, werden im allgemeinen irgendwelche solchen sozialen etc. Motive sein, die auch den Normalen zum Verbrechen veranlassen könnten; der Verbrecher aber ist eben infolge seiner Degeneration hemmenden Vorstellungen, die für den Normalen noch ausschlaggebend sind, weniger zugänglich. Dass wenigstens eine grosse Klasse von Verbrechern, die Gelegenheitsverbrecher, durch die sozialen Verhältnisse zum Verbrechen geführt werden, gibt übrigens auch Lombroso zu. Er empfindet es als auffallend, dass in Amerika, wo die Kultur doch bereits eine höhere sei, und wo die politischen und sozialen Verhältnisse viel besser seien als bei uns, dennoch die Zahl der Verbrechen nicht in der Abnahme begriffen sei, und führt dies auf das niedrige Kulturniveau der Negerbevölkerung und ihren relativ grossen Anteil an der Zahl der Verbrechen zurück. Australien dagegen zeige auch an der geringen Zahl der Verbrechen seinen hohen Kulturstandpunkt.

✕ ✕

Kriminalität und Geschlecht Dass neben den sozialen und anthropologischen Ursachen auch andere zum Verbrechen führen können, dass gewissermassen jeder Mensch eine Anlage zum Verbrechen mit auf die Welt bringt, die nur im allgemeinen unterdrückt wird, lässt sich aus einer sehr interessanten Studie Weinbergs *Über den Einfluss der Geschlechtsfunktionen auf die weibliche Kriminalität* /Halle, Marhold/ ableiten: Die gleichen sozialen und anthropologischen Ursachen führen bei denjenigen Individuen häufiger zum Verbrechen, bei denen infolge bestimmter körperlicher Zustände Hemmungen, die normalerweise vorhanden sind, versagen. Unter sehr geschickter Benutzung der Kriminalstatistik, besonders der deutschen, weist Weinberg nach, dass in der Pubertätszeit, also der Zeit der ersten Menstruationen, »die relative Straffälligkeit der weiblichen Bevölkerung um mehr als 65 % grösser ist, als in den folgenden Lebensjahren«. Insbesondere ist die Brandstiftung geradezu als das Verbrechen der Pubertätszeit zu bezeichnen. Ebenso wie dies darauf zurückzuführen ist, dass die im Pubertätsalter besonders lebhafte Phantasie eben am liebsten zu Brandstiftungen führen muss, wird die grosse Zahl der Bestrafungen wegen Meineides und wegen falscher Anschuldigung auf die grosse Suggestibilität der 16- bis 18jährigen Mädchen zurückge-

führt. Auf ein Versagen der normalen Hemmungen ist es auch zurückzuführen, dass während der Menstruationen die Verbrechen sich ausserordentlich vermehren. Das typische Verbrechen der Menstruierenden ist der Warenhausdiebstahl; auch dies wird an der Hand einer Zusammenstellung der einschlägigen Literatur — die Kriminalstatistik versagt hier natürlich — einwandsfrei nachgewiesen. Auch die Aussagen einer Menstruierenden oder Aussagen von Frauen, die sich auf ein Erlebnis während einer Menstruationsperiode beziehen, sind kritisch zu betrachten. Ähnliches gilt für Schwangere. Von besonderer krimineller und überhaupt forensischer Bedeutung sind — und dies dürfte nicht so allgemein bekannt sein, wie vielleicht das vorherige — die supponierten Menstrualtermine während der Schwangerschaft, das heisst diejenigen Zeitpunkte, zu denen, wenn keine Schwangerschaft eingetreten wäre, die Menstruationen stattgefunden hätten. Die durch die Schwangerschaft bewirkte Steigerung der Kriminalität des Weibes erfährt an diesen Zeitpunkten eine weitere Erhöhung. Besondere Beachtung vom kriminalpsychologischen Standpunkte aus verdienen die sogenannten *Schwangerschaftsgelüste* und die auch während einer sonst normalen Schwangerschaft unter Umständen auftretenden Dämmerzustände oder Bewusstseinstrübungen. Sie führen relativ häufig zu Diebstahl, besonders wiederum zu Warenhausdiebstahl, und Gewalttätigkeitsverbrechen, insbesondere Kindesmord. Ob die mehr oder weniger immer vorhandenen Schwangerschaftsgelüste zu Diebstählen führen oder nicht, dafür werden freilich meist wieder soziale Umstände, die Vermögensverhältnisse der betreffenden Frau, massgebend sein. Ebenso wie die Zurechnungsfähigkeit der Schwangeren ist auch die der Wöchnerin oft sehr stark herabgesetzt, wie schon daraus ersichtlich, dass beide Zustände relativ oft zu wirklichen Psychosen führen. Das typische Verbrechen der Wöchnerin ist naturgemäss der Kindesmord, und auch hier werden wir wieder zur näheren Erklärung auf soziale Motive — zum Beispiel die gesellschaftliche Achtung lediger Mütter — zurückgreifen müssen. Endlich weist auch die Periode des Aufhörens der weiblichen Geschlechtsfunktionen eine Steigerung der Kriminalität auf, wie wiederum aus der Kriminalstatistik hervorgeht. Das typische Delikt des Klimakteriums ist die Beleidigung, eine Folge der in dieser Zeit vorherrschenden physischen und psychischen übergrossen Reizbarkeit. Zum Schlusse seiner Arbeit beklagt es Weinberg, dass alle diese Dinge in der heutigen Rechtsprechung noch viel zu wenig zur Geltung kämen. Er verlangt dementsprechend eine grössere psychologische und psychiatrische Vorbildung der Juristen und Zulassung von weiblichen Personen zum Richteramte: zwei Forderungen, denen man sich von ganzem Herzen anschliessen kann.

× ×

Kurze Chronik Seit dem April 1907 vollzogen sich innerhalb des Lehrkörpers der Psychologen folgende erwähnenswerte Veränderungen: Professor Meumann wurde nach Münster, Professor Ach nach Königsberg berufen. Krüger-Leipzig wurde Professor in Buenos Aires, Höfler-Prag Professor für Pädagogik in Wien. × Die philosophische Fakultät der Universität Berlin erliess für das Jahr 1908 eine Preisaufgabe, die eine kritische Übersicht der bisherigen Untersuchungen zur Psychologie der Aussage verlangt. × Vom 22. bis zum 25. April wird in Frankfurt a. M. der 3. Kongress für experimentelle Psychologie stattfinden. Er wird von der *Gesellschaft für experimentelle Psychologie* veranstaltet, doch werden auch Nichtmitglieder zugelassen. × Die *Gesellschaft für experimentelle Psychologie* errichtete in Berlin ein *Institut für angewandte Psychologie und psychologische Sammelforschung.*

× ×

Literatur Von neuen Zeitschriften sind zu verzeichnen: *Zeitschrift für angewandte Psychologie und psychologische Sammelforschung* (Organ des obengenannten Institutes), herausgegeben von Stern und dem Schreiber dieses /Leipzig, Barth/; *Zeitschrift für Religionspsychologie*, herausgegeben von Bresler /Halle, Marhold/; *Revue de Psychologie sociale*, herausgegeben von Tarde und Teutsch /Paris, Alcan/.

Sozialwissenschaften / Conrad Schmidt

Historischer Materialismus Der durch die von ihm herausgegebenen *Marxstudien* auch in Deutschland bekannt gewordene Wiener sozialistische Schriftsteller Max Adler hat in der *Neuen Zeit* eine Abhandlung *Das Formalpsychische im historischen Materialismus* veröffentlicht, die seine in den

Marxstudien entwickelten Gedankenreihen fortsetzt und, unbeschadet aller Anerkennung des formalen Scharfsinns, in noch höherem Grad zum Widerspruch herausfordert.

Adler ist Kantianer. Er legt sich in dieser Eigenschaft die Frage vor, was wohl vom Standpunkte der Kantischen Erkenntnistheorie aus allgemeines über den Artcharakter soziologischer Wissenschaft zu sagen sei. Das von Kant analysierte Erkenntnisvermögen ist — oder soll doch sein — der der Gattung *Mensch* als solcher gemeinsame Verstand, der in Verarbeitung der sinnlichen Eindrücke nach dem System der Kategorieen zu einem für alle Gattungsexemplare übereinstimmend gültigen, von der Wissenschaft dann weiter ausgebauten Weltbilde gelangt. Auch in dem einfachsten Urteil, das irgend einen Tatbestand konstatieren will, liegt näher zugesehen schon immer der Gedanke, dass jeder andere in dem gegebenen Fall das gleiche hätte konstatieren müssen, und dass die Konstatierung eben durch diese notwendige Übereinstimmung sich als wahr erweise. Etwas als wahr bezeichnen schliesst also den Anspruch auf Zustimmung anderer denkenden Individuen, eine Beziehung zu dem Denken anderer menschlichen Gattungsexemplare in sich. Das ist der gegebene Kern, um den sich Adlers theoretische Deduktionen bewegen. Was er hinzufügt, ist, dass er diese, dem individuellen Denken immanent notwendige Beziehung auf andere Ichs als *ideelles Vergesellschaftetsein* der Individuen im individuellen Einzelbewusstsein bezeichnet, als ein Vergesellschaftetsein, das als fundamentale Voraussetzung alle weiteren Arten spezifisch menschlicher Vergesellschaftung erst möglich mache. Die menschliche Gesellschaft sei nur als eine Gesellschaft der durch ihr gattungsmässiges Denken auf einander bezogenen Menschen zu begreifen; erst dieser Modus des geistigen Aufeinanderbezogenseins ermögliche das Sichverständigenkönnen und damit die Ausbildung der Sprache als des allgemeinen Mittels spezifisch menschlichen Verkehrs.

Man wird das vielleicht gelten lassen können, doch gleichzeitig verwundert fragen, ob es denn jemals eine Soziologie gegeben, die etwa die menschliche Gesellschaft abgelöst von den Beziehungen zur allgemein menschlichen Natur betrachtet oder bei solcher Betrachtung vergessen hätte, dass zu dieser gemeinsam menschlichen Natur, und wahrlich nicht in letzter Reihe, auch der Verstand, die Vorbedingung der Sprache, gehöre. Was soll dann aber jenes aus der Erkenntniskritik hergeholte Argument, dass das Urteil eine Beziehung auf andere Urteilende und in diesem Sinne sozusagen ein ideelles gesellschaftliches Verhältnis einschliesst, hinsichtlich der speziellen Probleme und Methoden soziologischer Forschung für eine Bedeutung haben? Wird durch Hervorhebung dieses dem Urteilen innewohnenden Momentes etwa im Wesen der menschlichen Natur, das die Gesellschaftswissenschaft als gegeben voraussetzt, irgend ein Zug aufgedeckt, der für den Modus der wirklichen gesellschaftlichen Entwickelung neue fruchtbare Erklärungsweisen oder auch nur neue Perspektiven der Betrachtung böte? Solange Adler einen Nachweis dafür nicht erbracht hat, fehlt diesen Überlegungen doch offenkundig jede innere Beziehung zu den Fragen, um deren Lösung Marx' ökonomistische Geschichtsauffassung sich bemüht. Es sind das Reflexionen, die die Kantische Erkenntnistheorie vielleicht nach einer gewissen Seite hin verdeutlichen und eventuell ergänzen mögen, die aber durch das Vorgeben, dass erst durch sie die soziologischen Methoden das ihnen bisher fehlende sichere Fundament erhalten — während in Wahrheit keine einzige der zahlreichen in jener Marxschen Auffassung vorhandenen methodologischen Schwierigkeiten auch nur berührt wird —, nur verwirrend wirken können. Die durch dies Philosophieren Abgestossenen können auf den Einfall kommen, dass eine mit solchen metaphysischen Argumenten verteidigte geschichtliche Doktrin letzten Endes selbst Metaphysik sei, während die davon Angezogenen über den von aussen her willkürlich importierten Problemen die in der Sache selbst gelegenen zu übersehen Gefahr laufen.

Eher als die theoretische, das Erkenntnisvermögen zergliedernde könnte vielleicht die sogenannte *praktische Philosophie,* sofern sie die Geltung irgend eines höchsten sozialethischen Prinzips als in der Struktur des menschlichen Geistes und Willens begründet nachzuweisen sucht, gewisse für ein tieferes Verständnis der Marxschen Geschichtsauffassung fruchtbare Ausblicke erschliessen. Der sogenannte *historische Materialismus,* der aus dem Komplex des gesamten gesellschaftlichen Lebensprozesses den ökonomischen Prozess, den Modus, nach dem die Gesellschaftsglieder die Gegenstände ihres materiellen Ge-

und Verbrauchs gewinnen, hervorhebt, um alle übrigen Lebensäusserungen, den ganzen Komplex der sozialen Erscheinungen in ihrem Zusammenhange mit diesem Teilprozess zu betrachten, will ja nicht nur eine neue Gesichtspunkte und Fragestellungen in die historisch-soziale Forschung einführende heuristische Methode sein, sondern ebensowohl auch den grossartigen, in der Philosophie des Aufklärungszeitalters bereits aufdämmernden Gedanken einer aufsteigenden Entwickelung des Menschengeschlechtes erstmalig auf ein historisch wirklich tragfähiges Fundament stellen. Kant hat in seinem kleinen Aufsatz *Idee einer Philosophie der Geschichte in weltbürgerlicher Absicht* die allgemeinsten Grundgedanken, auf die eine philosophische Betrachtung der Geschichte zurückgreifen muss, vom Standpunkt seines Zeitalters, das in dem bürgerlichen Recht und in der politischen Verfassung, nicht in der Ökonomie den ausschlaggebenden Faktor gesellschaftlicher Ordnung sah, mit weit vorausschauender Genialität skizziert. Geschichte unter dem Gesichtspunkt betrachten, ob und wie in ihr sich eine Entwickelung zum Höheren vollziehe, heisst sie daraufhin betrachten, ob und wie sich in ihr die Realisierung gewisser allgemeiner, dem unbestochenen Denken notwendig wertvoll erscheinender Ziele durchsetzt, heisst also den Gedanken eines Zweckes, einen teleologischen Gesichtspunkt als Leitfaden für die Durchforschung des selbstverständlich in seinem ganzen Umfange kausal bedingten historischen Ablaufes wählen, heisst dem Modus nachspüren, nach dem das im grossen und ganzen durch partikular-egoistische Zwecke bedingte und bestimmte Handeln der Individuen, dies mechanische Kräftespiel, ohne Wissen und Willen dennoch die Gesellschaft in die Bahnen aufsteigender Entwickelungsrichtung hineinzwingt. Als dieses Endziel aber erscheint Kant eine »allgemein das Recht verwaltende bürgerliche Gesellschaft«, die einst den Kriegszustand der Nationen beseitigen und der Gesamtheit ihrer Mitglieder die freieste Entfaltung all ihrer Naturanlagen und Kräfte garantieren wird. Die Marxsche ökonomisch-sozialistische Entwickelungsauffassung charakterisiert sich diesem Gedankenkomplexe gegenüber vor allen Dingen dadurch, dass sie, den ökonomischen Prozess ins Zentrum der Betrachtung rückend, hiermit einen unendlich fruchtbareren Standpunkt für die Aufdeckung des kausal Bedingten und dabei vorwärtstreibenden Kräftespiels und Hand in Hand damit eine ökonomische Bestimmung des als Entwickelungsziel zu denkenden sozialen Idealzustandes gewinnt. Auch der Sozialismus will ja eine Gesellschaftsordnung, die den Naturanlagen aller freieste Entwickelungsmöglichkeiten sichert, aber er weiss, dass die Realisierung einer solchen Ordnung nicht etwa nur im Kantischen bürgerlichen Sinne die Aufhebung aller formal rechtlichen, sondern tiefer greifend vor allem der ökonomisch faktischen Privilegien als des Springquells der Ausbeutung in sich schliesst.

Auf diese so nahe liegenden ideellen Beziehungen, die, wenn nicht zwischen der Kantischen Ethik, so doch der ihr im Kantischen System lose angegliederten Geschichtsphilosophie und der Marxschen Entwickelungslehre bestehen, geht aber Adler gar nicht ein. Er sucht die Beziehungen des historischen Materialismus zu der praktischen Philosophie in einer Linie, die von der Erfassung des dem Marxismus wirklich Charakteristischen eben so weit ablenkt, wie jene Spekulationen über das ideelle Vergesellschaftetsein der Menschen im Denken. Die Ausführungen verlieren sich in völlig unkontrollierbare metaphysische Interpretation. Dass die Menschen in der Gesellschaft ihr Glück und Wohlsein, ihr Streben nach Macht, in einer ihnen durch die Verhältnisse vorgezeichneten Weise verfolgen, dass die in diesem Sinne zwecksetzenden Verhältnisse, solange die Gesellschaft den Gegensatz von Ausbeutern und Ausgebeuteten, Herrschern und Beherrschten einschliesst, den Antagonismus der Interessen, den Klassenkampf, aus sich erzeugen, bis dieser als Kampf der grossen arbeitenden Majorität gegen eine privilegierte Minderheit bei gewissem Entwickelungsgrad der produktiven Kräfte Formen annimmt, die eine Beseitigung der Klassenherrschaft selbst erhoffen lassen: diese allgemeinsten in jeder Formulierung der ökonomischen Geschichtsauffassung enthaltenen Vorstellungen sagen doch, sollte man meinen, mit genügender Deutlichkeit, in welcher Richtung der Marxismus die psychologische Begründung und Bedingtheit der stufenweis fortschreitenden geschichtlichen Bewegung sucht. Als das die Aktion Leitende gelten ihm die Zwecke der einzelnen und der Gruppen. Aber diese Zwecke nicht als in freier Willkür gewählt, sondern als Zwecke, die diesen (in erster Reihe) egoistisch empfindenden Individuen und Gruppen durch ihr je-

weiliges Eingegliedertsein in die soziale, letzthin ökonomische Struktur aufgenötigt sind. Aber dieses sozialpsychologische, oder, um den Adlerschen Ausdruck darauf anzuwenden, formalpsychische Schema der sozialen Willensbestimmung, das die ökonomische Entwickelungstheorie in sich schliesst, und das ganz abstrakt, losgelöst von der Beziehung zum spezifisch Wirtschaftlichen, schon in den Kantischen Ausführungen vorgebildet ist, scheint Adler als ungenügend zu erachten. Als ungenügend, nicht weil es näherer Präzisierung, sondern weil es, wie der Begriff des *Vergesellschaftetseins*, einer philosophischen Umtaufung bedarf.

»Die fundamentale Gesetzlichkeit des menschlichen Lebens«, heisst es in dem Artikel, ist »seine Ausrichtung auf oberste Einheitsziele nach jeglicher Richtung seiner Aktualität«; und diese kündigen sich in den »Richtmassen der Logik, Ethik und Ästhetik« an, durch die sich das Individuum stets auf das Gattungsmässige beziehe. Da aber diese, die Individuen an die Gattung bindende Normmässigkeit nur im individuellen Bewusstsein existiere, so gelange sie »in diesem, also empirisch, auch nicht anders wie auf das Individuum bezogen zum Ausdruck«. Ein Satz, der sich bei Adler mit einem Riesensprung zu einer ganzen Metaphysik des Egoismus verwandelt. »Die allem Menschlichen innewohnende Sucht nach dem Glücke, die Vorstellung der möglichst besten Lebensgestaltung«, deduziert er, ist im Grunde nichts als der »empirische Ausdruck für das normmässige Einheitsstreben« selbst. In der geschichtlichen Erscheinung wird darum die soziale Welt, »die erst der Idee als eine grosse Harmonie erschien«, ein »rücksichtsloser Kampf«. Indessen führe eine immanente Dialektik das metaphysich Angelegte (das Hegelsche *Ansichsein*) in stufenweisem Fortschritt der Verwirklichung (dem Hegelschen *An- und Fürsichsein*), entgegen, eine Bewegung, die in der allen Widerstreit aufhebenden Interessenharmonie der sozialistischen Gesellschaft ihr Ziel erreiche. Die Verwirrung kulminiert darin, dass diese Konstruktion nicht als eine Betrachtungsweise auftritt, die das oben entwickelte, so offenkundig in der Marxschen Geschichtsauffassung vorhandene sozialpsychologische Schema der Willensbestimmung zu gewissen philosophischen Gedankenreihen in irgend eine Beziehung bringen möchte, sondern anscheinend die Prätention erhebt, selbst zu allererst ein Schema der Willensbestimmung, das der Tendenz und dem Bedürfnisse des historischen Materialismus entspreche, zu schaffen. Es stünde übel, übler jedenfalls als alle revisionistischen Kritiker gemeint haben, um den Marxismus, wenn er in letzter Instanz auf solche verschwimmend luftigen Deduktionen zur Begründung angewiesen wäre.

× ×

Kurze Chronik Professor Dr. Richard Böckh, der langjährige Leiter des Berliner statistischen Amtes, der Herausgeber zahlreicher wissenschaftlichen Arbeiten und liebenswürdige Dozent, starb im Dezember, 83 Jahre alt. × Mit der Vorbildung der volkswirtschaftlichen Fachbeamten beschäftigt sich Dr. Wilhelm Feld in der *Zeitschrift für Sozialwissenschaft*. Er verlangt eine Denkschrift, die die aufgetauchten Streitpunkte systematisch darstellt, und betont, dass man an der Freiheit der Berufsvorbildung der ausübenden Volkswirte festhalten müsse. × Die neuerdings wieder mehrfach behandelten Zusammenhänge zwischen Ethik und Sozialismus hat jetzt Professor Tönnies zum Gegenstand eingehender Untersuchungen im *Archiv für Sozialwissenschaft* gemacht.

× ×

Literatur Den letzten der berühmten französischen Utopisten Etienne Cabet behandelt Jules Prudhommeaux in einem starken Bande *Icarie et son fondateur Etienne Cabet* /Paris, Cornély/. Der Verfasser scheint frei von jeder Voreingenommenheit gegen Cabet, dennoch treten die Schattenseiten, die Neigung zur Pose und Selbstüberschätzung in dem Charakterbilde hervor. Vor allem dürfte im ersten Teil die Darstellung der revolutionären Vereine und der Beziehungen Cabets zu dem Babeufschen Gleichheitskommunismus interessieren; der zweite bringt eine sehr ausführliche Schilderung von Cabets in Amerika gegründeter Kolonie. × In den von Jellinek und Anschütz herausgegebenen *Staats- und völkerrechtlichen Abhandlungen* /Leipzig, Duncker & Humblot/, ist eine Monographie *Die Gesellschafts- und Staatslehre der Physiokraten* von Benedikt Günzberg erschienen, die über die naturrechtliche Seite der physiokratischen Doktrin manches Lehrreiche enthält, was den komplexen, anscheinend so widerspruchsvolle Charakter dieser Ökonomistengruppe im vorrevolutionären Frankreich verständlicher macht. × Weit lebhafter interessiert durch die

grössere Aktualität ihres Stoffes eine andere, in Schmollers *Staats- und sozialwissenschaftlichen Forschungen* /Leipzig, Duncker & Humblot/ publizierte Dissertation *Soziale und individualistische Auffassung im 18. Jahrhundert, vornehmlich bei Adam Smith und Adam Ferguson* von Hermann Huth. Die Zusammenstellung der Zitate schöpft aus grosser Belesenheit und gruppiert lichtvoll nach allgemeinen Gesichtspunkten. Sie zeigt zur Evidenz, wie falsch die weit verbreitete Ansicht ist, die sich die Wissenschaft des 18. Jahrhunderts noch ganz im Banne rationalistischer Gesellschaftskonstruktionen befangen vorstellt und die Entstehung evolutionistischer Betrachtungsweise erst in das 19. Jahrhundert verlegt. Viele Zitate, namentlich solche aus Smith vielgenanntem und heute so wenig gelesenem *Reichtum der Nationen* frappieren durch den Scharfblick, mit dem ökonomische Momente zur Erklärung allgemeiner sozialer Erscheinungen herangezogen sind. Wer auf Vorläufer des historischen Materialismus fahndet, findet in dieser Arbeit reiche Ausbeute. ╳ Eine *Kritische Dogmengeschichte der Geldwerttheorieen* von Dr. Friedrich Hoffmann /Leipzig, Hirschfeld/ bringt, freilich ohne jede tiefer grabende Kritik, eine beträchtliche Menge Material und mag zur ersten Orientierung über die zur Erklärung der wechselnden Kaufkraft des Geldes aufgestellten Theorieen brauchbar sein. ╳ Der namentlich durch seine im Sombartschen *Archiv* veröffentlichten Angriffe auf die Taktik der deutschen Sozialdemokratie (vergl. die Rubrik *Sozialistische Bewegung* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1907, 2. Band, pag. 793) bekannte Genosse Dr. Robert Michels gibt in dieser Zeitschrift eine Bibliographie der italienischen sozialistischen Literatur. Die Masse der publizierten Aufsätze, Broschüren, Bücher, setzt in Erstaunen. Die Aufzählung der Titel füllt 33 grosse Seiten; an 160 Arbeiten zur marxistischen Geschichtsphilosophie, an 100 über die Marxsche Werttheorie werden namhaft gemacht.

KUNST

Musik / Hugo Leichtentritt

Joachim † Der Beginn dieser Saison stand unter dem Eindruck des Todes Joseph Joachims. Was dieser grosse Künstler für die musikalische Welt bedeutet hat, bedarf keiner Auseinandersetzung. Insbesondere Berlin, wo er seit fast 40 Jahren ununterbrochen wirkte, wird den Verlust am meisten fühlen. Nur ein Punkt sei hier berührt. Mit Wehmut muss eingestanden werden, dass Geheimnisse der Vortragskunst mit ihm begraben sind, die unersetzlich erscheinen, weil sie unlösbar verbunden waren mit seiner grossen Persönlichkeit. Es gibt gewisse Beethovensche Quartettsätze, deren Eigenstes und Tiefstes der kommenden Generation vielleicht unzugänglich sein wird, weil jetzt niemand da ist, der sie in dem Masse bewältigt wie Joachim es vermochte. Niemand von der jüngeren Generation wird wissen, was etwa die Kavatine aus dem grossen B-dur-Quartett bedeutet. Und wer versteht die warme Herzlichkeit und die Süsse Mozarts, die urwüchsige Frische und schlichte Grösse Haydns so darzustellen, wie es ihm gegeben war? Dass die Seele einer ganzen Epoche so sehr an einem Künstler hing, dass zugleich mit ihm so viel von ihr verschwindet, dass gerade von dem köstlichsten Teil seines Besitzes niemand die Erbschaft antreten kann, das deucht mir das Beklagenswerteste an Joachims Heimgang.

╳ ╳

Grieg † Ein anderer berühmter Künstler starb bald darauf: Edvard Grieg. Er war für uns ein interessanter Komponist, ein feinsinniger Lyriker, ein Klavierpoet, dessen phantasievolle, feingestaltete, bisweilen bis zum Bizarren seltsamen Tongebilde sich in der Klavierliteratur einen gesicherten Platz erworben haben. Viel mehr bedeutete er den nordischen Völkern, war er für diese doch beinahe der Inbegriff ihrer musikalischen Kunst, der erste, der aus der reichen norwegischen Volksmusik die Elemente einer wirklichen Kunst herauszuschöpfen verstand. Erst mit Grieg trat Norwegen in den Kreis der Länder, bei denen man von einer eigenen Musik überhaupt reden kann. Und dies Verdienst wird vielleicht noch langlebiger sich erweisen als seine Kompositionen selbst kraft ihres positiven musikalischen Wertes. So war denn auch Griegs Tod in den skandinavischen Ländern ein Ereignis von nationaler Bedeutung.

╳ ╳

Tappert † Auch Wilhelm Tappert ist in diesem Herbst gestorben. Jahrzehnte hindurch war er eine der bekanntesten und markantesten Persönlichkeiten der Berliner Musikkreise. Wie er mit den Waffen des Witzes, der Ironie rücksichtslos für die

Wagnersche Sache gefochten hat, zu einer Zeit, als solch ein Kampf noch nötig war, das sichert ihm einen Platz in der Geschichte der Wagnerbewegung. Ein ergötzliches Denkmal dieser Tätigkeit hat er hinterlassen in seinem *Wagnerlexikon, Wörterbuch der Unhöflichkeit, enthaltend grobe, höhnende, gehässige und verleumderische Ausdrücke, welche gegen den Meister Rich. Wagner, seine Werke und seine Anhänger von den Feinden und Spöttern gebraucht worden sind.* Hauptsächlich hat er sich als Rezensent betätigt. Als solcher vereinte er die Talente eines glänzenden Feuilletonisten, eines temperamentvollen, immer schlagfertigen Kämpen mit einer bedeutenden Kennerschaft in musikalischen Dingen, einem reifen, sicheren Urteil. Wie intensiv ihn geschichtliche Studien beschäftigten, das beweist die von ihm hinterlassene Sammlung von Material zu einer Geschichte der Notenschriften, die einer emsigen Arbeit von annähernd 50 Jahren zu danken ist. Für dies Sorgenkind die daran interessierten Kreise genügend zu gewinnen gelang ihm leider nie. Noch gegenwärtig ist der bei weitem grösste Teil dieses Werkes Manuskript geblieben, und es droht sogar die Gefahr, dass es ins Ausland geht und so der deutschen Forschung ganz unzugänglich bleiben wird. Tapperts letzte Jahre waren getrübt durch freilich nicht ganz unberechtigte Anfeindungen, die ihn schliesslich zwangen sich ganz aus der Öffentlichkeit zurückzuziehen.

× ×

Nicodé

Nun zu den Lebenden. Von neuen Kompositionen sei an erster Stelle genannt das *Gloria* des Dresdener Tonkünstlers J. L. Nicodé. Ein *Sturm- und Sonnenlied* ist diese Symphonie etwas überschwänglich betitelt. Und massloser Überschwang ist auch dasjenige, was zuerst an ihr auffällt, in den Dimensionen (sie dauert 2½ Stunden), in der Verwendung der Mittel (kaum ein zweites Werk der Literatur, nicht einmal Strauss' *Salome*, stellt solche Ansprüche an das Orchester) und in der Art des Ausdrucks, der zwischen den äussersten Grenzen hin und her pendelt, von fast burleskem Naturalismus zum ekstatischsten Dithyrambus springt. Für einen Vorwurf von so gewaltiger Grösse genügt die Erfindungskraft Nicodés nicht. Es zeigt sich in ihr keine urwüchsige Schöpferkraft, keine eigentliche Originalität, nur ein Widerschein dessen, was unsere Zeit bewegt, der Wagnerschen Kunst und der neueren programmatischen Richtung, wie sie in Richard Strauss ihre Spitze findet. Dieser Widerschein ist freilich im einzelnen unendlich reizvoll. An Meisterschaft der Faktur, blendendem Raffinement findet Nicodés Partitur kaum ihres gleichen. Sie ist gleichsam ein Musterbuch der technischen Errungenschaften unseres Zeitalters. Man wird einst auf sie weisen können, wenn es gilt an einem Beispiel das Wollen und Können unserer Zeit zu zeigen; es ist ein Werk, das den Stand der Musik in Deutschland um 1900 so erschöpfend aufweist wie sonst kaum irgend ein anderes, ein historisches Dokument. Hat aber darüber hinaus an sich doch einen erheblichen künstlerischen Wert, wenn man eben vom allerhöchsten Massstab absieht, zumal in den rein symphonischen Teilen, dem Einleitungssatz, den beiden Scherzi, dem breiten Chorsatz gegen das Ende und der *Die stillste Stunde* betitelten Fuge, die meines Erachtens das wertvollste Stück des ganzen Werkes ist. Die Berliner Aufführung unter Oskar Frieds Leitung konnte den höchsten Ansprüchen genügen.

× ×

Reger

Ein anderes neues Orchesterwerk von Bedeutung führte Weingartner in einem Symphoniekonzert der Berliner königlichen Kapelle zum erstenmal in Berlin auf: Variationen von Max Reger über ein heiteres Thema von Joh. Ad. Hiller. Reger, vor wenigen Jahren noch einer der am heftigsten bekämpften Musiker, hat sich jetzt in ganz Deutschland durchgerungen. Dass er ein wirklicher Meister, ein enormer Könner, eine musikalische Vollnatur ist, darüber ist man sich jetzt klar. Ebenso deutlich wird es aber auch, dass sein erstaunlich fruchtbares Schaffen gegenwärtig zu einem Stillstand gekommen ist, was den künstlerischen Wert angeht. Er wiederholt sich selbst viel zu viel, ruht auf dem in harter Arbeit Erworbenen aus; ein Stück ist wie das andere. Er fängt also an als Persönlichkeit weniger interessant zu werden. Überraschungen — um mich zwar plump, aber kurz auszudrücken — erscheinen ausgeschlossen. So war mir auch der Ton dieser Variationen durchaus nicht neu. Sieht man die Stücke einzeln an, so ist des Staunens kein Ende über die geistreiche Arbeit, die Fülle der Einfälle, aber das Ganze wirkt wie eine Aneinanderreihung von lauter Einzelheiten, nicht wie ein einheitliches Ganzes. Die Freude am rein Ar-

tistischen tritt darin für mein Gefühl viel zu stark hervor. Ich habe den Eindruck, als ob Reger ohne Mühe noch 30 Variationen zu den schon vorhandenen 30 — so viele mögen es wohl sein — hinzukomponieren könnte, von denen jede einzelne ihr gutes Gewicht hätte. Noch grössere Kunst wäre es aber gewesen aus dieser endlosen Reihe von Möglichkeiten nun eine solche Auswahl zu treffen, die das Wesentliche betont. Die starke Selbstzucht, die für die Kunst so wichtig ist, vermisse ich hier. All dies ausgesprochen mit der schuldigen Hochachtung vor dem Meister Reger. Die Variationen sind natürlich trotz aller Bedenken den besten Orchesterstücken der letzten Jahre hinzuzurechnen.

✕ ✕

Lieder Im Verlag von Fritz Bauer in Berlin erschienen *Neue Volkslieder auf alte Texte* (aus *Des Knaben Wunderhorn*), drei Hefte zumeist einstimmiger Gesänge mit Klavierbegleitung von James Rothstein. Über *Des Knaben Wunderhorn* in der neueren Musik liesse sich wohl manches sagen. In aller Kürze hier ein paar Andeutungen, um Rothsteins Stellung den Gedichten gegenüber klar zu machen. Mit Johannes Brahms beginnt in der deutschen Musik die Vorliebe für das altdeutsche Volkslied ein wesentlicher Charakterzug zu werden. Mendelssohn und Schumann, die ihm vorarbeiteten, haben sich gleichwohl auf diesem Felde nur nebenbei betätigt. Brahms will durch einen bewusst archaistischen Ton sich den Gedichten nähern; er lässt Einflüsse der Musik des 16. Jahrhunderts auf sich wirken. Max Reger folgt auf diesem Wege nach, bringt aber durch einen Einschlag ganz neuzeitlicher Harmonik eine Mischung von feinem Geschmack und ganz eigentümlichem Reiz zu stande. Theodor Streicher, der durch seine *Wunderhorn*lieder zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat, versucht auf der Basis der Wolfschen (schliesslich auf Wagner zurückgehenden) Schreibweise das Problem zu lösen und lässt, umgekehrt wie Reger, in ein, was Deklamatiion, Harmonik, Melodik angeht, ganz neuzeitliches Gebilde einen leisen archaistischen Ton hineinklingen. Ähnliche Ziele verfolgt Gustav Mahler, der alle Mittel der modernen Technik anwendet, um gerade durch die raffinierte Benutzung dieser reichen Mittel die altertümliche Stimmung auszulösen. Rothstein versucht's auf ganz andere Art. Er hält sich an den Ton des volkstümlichen Liedes der Gegenwart. Auf diese Weise bringt er zwar nichts, was den musikalischen Feinschmecker besonders reizen kann, aber er bietet hübsch erfundene, frische, recht wirksame Musik, die sich bei aller Einfachheit vom Gewöhnlichen fernhält und feine Züge genug aufweist. Die Lieder seien darum empfohlen.

✕ ✕

Kurze Chronik In Wien starb Ignaz Brüll, einst ein weitbekannter Komponist. Seine Oper *Das goldene Kreuz* ging über alle Bühnen und hat sich lange in der Gunst des Publikums erhalten. Sie ist jetzt noch nicht vom Spielplan der Theater verschwunden. Von seinen vielen anderen Opern und Kammermusikstücken hört man jetzt kaum etwas mehr. ✕ Von Novitäten seien in Kürze noch angeführt: vortreffliche Variationen des französischen Komponisten Paul Dukas über ein Thema von Rameau für Klavier (in Berlin gespielt von Professor Schmidt-Lindner aus München), ein Werk, das seit Brahms' Zeiten seinesgleichen sucht — Regers grosse Beethoven- und Bachvariationen ausgenommen — und ein Streichquartett in Desdur des bekannten Pianisten E. von Dohnányi, das wenigstens in einigen Teilen von hohem Wert ist und Hoffnungen für die Zukunft weckt. ✕ Einige neue Konzertsäle sind im Herbst in Berlin eröffnet worden. ✕ Die Berliner *Komische Oper* hat mit der Neueinstudierung von Smetanas *Verkaufter Braut* — die leider mit den vielen, musikalisch sinnlosen Streichungen gegeben wurde, die auch auf anderen deutschen Bühnen dieses herrliche Kunstwerk entstellen — und mit Eugen d'Alberts *Tiefland* zwei Zugstücke gefunden, die den Spielplan dauernd beherrschen. Im königlichen Opernhaus ist Peter Cornelius' musikalisches Lustspiel *Der Barbier von Bagdad* neu einstudiert worden. Das von den Kennern immer bewunderte Werk teilt leider mit manchem anderen meisterlichen Stück, namentlich mit dem *Falstaff*, das Schicksal vom grossen Publikum als nicht interessant genug betrachtet zu werden.

KULTUR

Kunstgewerbe / Joseph August Lux

Allgemeine Lage Zehn Jahre des angestrengten Suchens und Findens haben eine solche Fülle von revolutionierenden Ideen und Kräften ans

Licht gezogen, dass wahrscheinlich die nächsten hundert Jahre vollauf damit zu tun haben diese künstlerische Gedankenarbeit ins Leben umzusetzen und der Welt ein neues Antlitz zu geben. Wer den Quellpunkt kennen will, der studiere Ruskin oder die Schriften seiner Jünger, vor allem des William Morris, die *Arts and Crafts-Essays*, die jetzt in einem schönen Band bei Klinckhardt & Biermann in Leipzig erschienen sind, ferner die Werke der neuen englischen Architekten und vergleiche damit die Leistungen auf dem Kontinent, die in dieser Folge hervorgebracht und der deutschen kunstgewerblichen Produktion bis zu einem gewissen Teil die Qualitätsmarke verliehen haben. Die Sache wird für die grosse Allgemeinheit erst belangreich, wenn die Industrie sich entschliesst ihre Herstellungen auf die Höhe des guten Geschmackes zu bringen. Es ist ja bekannt, dass die Industrie nicht Kunst fabrizieren kann. Der Begriff *Kunstindustrie* ist ein Unding. Dagegen ist zu verlangen, dass die Erzeugungen der Industrie in formeller Hinsicht geschmackvoll sind, in dem Sinn etwa wie der Salonrock, das Automobil, ein Ruderboot, ein Luxusfuhrwerk, ein Wiener Fiaker usw. geschmackvoll ist. Wir dürfen nicht glauben, dass Peter Behrens bei der Berliner *A. E. G.* individuelle Kunstwerke zu schaffen hat. Er hat vielmehr die Aufgabe der maschinellen Herstellung auch die geschmackvolle, das heisst die sachliche und gefällige Form zu geben, die wir an den Bogenlampen, an den Ventilatoren, an den Schalttafeln, Öfen, Ausschaltern, Kontakten usw. finden wollen, und die dieses technische Um und Auf zu freundlichen Helfern und Dienern der auf die edle Einfachheit gerichteten Architektur machen sollen, während es sich bisher geradezu feindselig gegen die Architekturabsichten benommen und im Geschmack der Werkmeister entweder schauderhaft verziert oder unsäglich roh und mangelhaft in die Erscheinung getreten ist. Wir dürfen nur einen Blick auf die Beleuchtungsmaste in den Strassen werfen, um zu sehen, wieviel es da noch zu reformieren gibt. Behrens wird in Berlin die Architekturaufgaben finden, die dieser ernste und durchaus vornehm gesinnte Künstler braucht. Berlin ist auf dem Wege Kultur zu bekommen. Die einzige Grossstadt Deutschlands hat die Anwartschaft für den guten Geschmack den Ton anzugeben, sobald sie den Schund überwunden haben wird. Während Behrens als Architekt berufen ist das Geheimnis der schlicht, fast geometrisch betonten schönen Proportion, die man nicht messen kann, sondern fühlen muss, baukünstlerisch zu verkörpern, steht Bruno Paul, der neue Direktor des Kunstgewerbemuseums im Begriff den Grundsatz des eleganten Wohnens zu erneuern und zu befestigen. Dem Publikum sind seine Sachen durch die *Vereinigten Werkstätten* zugänglich, die in Verbindung mit den *Deutschen Werkstätten* in Berlin eine Verkaufsstelle errichtet haben. Auch Paul Schultze-Naumburg, Künstler und unternehmender Organisator, hat in Berlin für seine *Saalecker Werkstätten* eine Verkaufsstelle in Verbindung mit Musterräumen eingerichtet. Romantik und Amerikanismus: diese Verbindung ist unsere Zeitmarke. Berlin, das sich unter dem Einfluss Messels baulich glücklich zu reformieren beginnt, will in seinem Gesamtplan ein künstlerisches Gepräge empfangen und denkt an einen Generalregulierungsplan, der nicht nur nach den einseitigen Gesichtspunkten des Verkehrs, der Hygiene und der wirtschaftlichen Interessen, sondern in erster Linie nach den alles umfassenden künstlerischen Grundsätzen des Städtebaus angelegt ist. Noch sind die ausgezeichneten Architekturen, wie Messels Wertheimbau und in gemessener Entfernung Schaudts *Kaufhaus des Westens* zu sehr mit Schundware angefüllt, um auf eine allgemeine und entscheidende Neigung zur Qualität schliessen zu lassen. Romantik und Amerikanismus und allzuviel von diesem letzten! Trotzdem, Berlin vollendet sich in Riesensprüngen, und jede Kleinigkeit, wie Grenanders schlicht vornehmes Entree zur Untergrundbahn am Leipziger Platz wirkt bedeutsam und erzieherisch. So gibt es an allen Ecken und Enden Ansätze, die zum Ganzen wollen.

× ×

Städtebau Da ich von Berlin und seinen städtebaukünsterischen Absichten sprach, fällt mir München ein. München tut ein gleiches wie Berlin und richtet eine Lehrkanzel für Städtebau ein, denn der Städtebau ist neuerdings eine werdende und populäre Kunst und Wissenschaft geworden. Ach ja, Wissenschaft. Heimatschutz, Gartenstadtbewegung und Denkmalpflege, in England Praxis, sind bei uns in Deutschland, ach ja, auch Wissenschaft. Aber es wird schon werden. Was München betrifft,

dort ist es auch Praxis. München hat in seiner Bauentwickelung stets auf seine gute volkstümliche Tradition Obacht gegeben, und bei dem Ausbau und der Regulierung der Stadt sind lauter gute Leute dabei gewesen, die fest auf ihren eigenen Füssen stehen, im künstlerischen Betracht nämlich, und darum ist es nicht schief gegangen, und es ist eine Stadt geworden, die fein herangewachsen ist. Dort gehört es zu den selbstverständlichen Voraussetzungen, auch bei der Regierung, dass die Zukunft der Stadt baukünstlerisch bei dem Künstler steht. Das haben sich auch die Düsseldorfer gedacht, wenigstens was die dortige Kunstgewerbeakademie betrifft, die verwaist ist, seit Peter Behrens nach Berlin gegangen, und die nach dem Wunsch der Düsseldorfer Stadtgemeinde ferner von Professor Olbrich geleitet werden soll. Die Initiative der Stadtverwaltung beweist, dass in Düsseldorf klar erkannt wurde, welchen Wert es für die Kunstgewerbeakademie hat, wenn an der Spitze ein so viel beschäftigter, hervorragender Künstler wie Olbrich steht. Die künstlerische Bedeutung des früheren Direktors Peter Behrenst ist unbestritten, und sie kann nicht besser gewürdigt werden, als wenn diesem ein Nachfolger gegeben wird, der an künstlerischer Kraft und Eigenart nicht zurücksteht. Dazu kommt noch, dass Olbrich mit seinen hervorragenden Gaben den Vorzug der ausserordentlichen Weltgewandtheit, der zupackenden Lebensfrische und einer mitreissenden Begeisterungsfähigkeit verbindet, die dem Rheinländer als ein Wahlverwandtes sympathisch ist. Kurzum, die Düsseldorfer Stadtverwaltung hat den enormen Gewinn erkannt, den dieser Künstler für die Schule bedeutet, die mit neuem Leben erfüllt werden soll. Denn es ist kein Geheimnis, dass die Düsseldofer Kunstgewerbeakademie bisher vollständig isoliert dastand und zu den praktischen Aufgaben der Stadt und des Landes keine Beziehung hatte, obgleich die Leitung über allem Zweifel stand. Das kann sich aber mit einem Schlage ändern, wenn eine Persönlichkeit an die Spitze der Anstalt tritt, die alle jene notwendigen Verbindungen in der Hand hat.

Der Mitteilung von der Ernennung Olbrichs, die durch die Presse ging, folgte aus Berlin die überraschende Meldung, dass sich die Absichten der Regierung — der Düsseldorfer Stadtbeschluss bedarf der ministeriellen Bestätigung, denn die Kunstgewerbeakademie untersteht dem Dezernat des preussischen Handelsministeriums — in einer anderen Richtung bewegen als die Düsseldorfer Wünsche; die Meldung von der Ernennung sei demnach nicht nur verfrüht, sondern es könne vielleicht auch schon gesagt werden: unrichtig, die Regierung wünsche andere Namen auf der Kandidatenliste zu sehen. Sicherem Vernehmen nach soll die Düsseldorfer Stelle einem anderen Architekten angeboten, von diesem aber abgelehnt worden sein. Die Haltung der Regierung in der Olbrich-Angelegenheit wird nicht verfehlen in den fortschrittlich gesinnten kunstgewerblichen Kreisen ein Befremden hervorzurufen. Man darf mit Recht fragen, ob die Regierung eine andere Kunstpolitik treiben darf als jene, die sich mit den künstlerischen Interessen und mit der gedeihlichen Entwickelung der Kunstschule deckt. Die Regierung hat die Pflicht nicht nach persönlichen, sondern nach sachlichen Motiven vorzugehen. Für sie kann nur die Frage gelten, ob die Person des künftigen Direktors die Eignung und die Fähigkeit besitzt die Anstalt auf die Höhe der zeitgemässen Anforderungen zu bringen. Das ist eine Frage, die im Hinblick auf Olbrich auch vom Standpunkt der Reaktion oder der Animosität nicht verneint werden kann.

× ×

Wien Verrückt geht es auch in Wien zu, wo sie dem alten Wagner den Bau des Stadtmuseums an der Karlskirche und die Regulierung des einstens so entzückenden Karlsplatzes streitig machen wollen. Es ist kein Streit um die Sache, sondern ein Streit um die Person. Denn dass der alte und ewig jungfrische Oberbaurat Wagner der einzig Berufene ist, bezweifelt im Ernste niemand. Aber Partei, Partei, Künstlerneid und Brotneid! Wien, das jetzt den 50. Gedenktag feierte, seitdem mit der Auflassung der inneren Wälle und Gräben aus einer alten Festungsstadt eine moderne Grossstadt geworden ist, und das in diesen 50 Jahren Stadterweiterungsepoche viele Bauverbrechen zum Schaden seines entzückenden Kunstbildes ansehen musste, sollte doch froh sein solche Kräfte wie Wagner und seine durchaus eigenartigen Jünger zu besitzen, die im stande sind Wien eine anziehungsreiche künstlerische Note zu geben. Der Städtebau als Wissenschaft wird in 50 Jahren beweisen, wie recht Wagner hatte, wenn er den Vertikalismus der barocken Karlskirche, ein Werk Fischers von Erlach, durch die auf horizontale Entwickelung berechnete Flanke

seines beabsichtigten Museumsbaues zu steigern sucht, wie es auf der anderen Flanke die ebenfalls ausgesprochene Horizontale der Technik tut, nach dem baukünstlerischen Gesetz der Kontrastwirkung, die durch diesen Kontrast erst die volle Harmonie erlangt. Aber die Wiener! Sie sind nicht gesund, wenn sie nicht schimpfen können. Indes, ich denke, die Stadtväter, unter denen der Professor Sturm um die gute Sache vieles Verdienst hat, werden's schon machen.

Dann, weil wir schon in Wien sind, einen Sprung in die *Wiener Werkstätte*, die einzige Werkstätte auf dem Kontinent, wo wirklich künstlerische Qualität gemacht wird, von einem ausserordentlich qualifizierten Arbeiterstand unter der Leitung des einzigen, unvergleichlichen, alles beherrschenden Professors Joseph Hoffmann. Und dann noch in die neue Verkaufsstelle der *Wiener Werkstätte* am Graben, wo alle diese köstlichen Dinge leicht zugänglich sind. Etwas Kleingeld ist dazu nötig; aber es ist nicht schlimm. Und dann haben Sie das Schönste von Schön Wien gesehen. Aber halt! Ins Kabarett müssen Sie noch gehen, ins Kabarett *Fledermaus*, das ebenfalls von Professor Hoffmann gebaut und von der *Wiener Werkstätte* und ihrem Kreis eingerichtet ist. Hier ist das künstlerische Jung Wien zu finden.

× ×

Kurze Chronik In Wien findet im Frühjahr der internationale A r c h i t e k t e n k o n g r e s s unter dem Vorsitz des Oberbaurats Otto Wagner statt. — Die sogenannte *Klimtgruppe* in Wien veranstaltete eine A u s s t e l l u n g für Architektur und angewandte Kunst, die vom Frühjahr bis zum Herbst dauern wird. Von ausländischen Werken wird nur eine Auslese der besten zugelassen. × Van de Velde in Weimar sucht die thüringische H o l z s c h n i t z e r e i neu zu beleben und hat zu diesem Zweck jene Künstler eingeladen, die in den letzten Jahren mit originellen Spielzeugideen hervorgetreten sind.

× ×

Literatur Im Verlag von Klinckhardt & Biermann in Leipzig ist eine illustrierte Biographie Giovanni Segnatinis von F r a n z S e r v a e s erschienen. Es ist die Volksausgabe des kostspieligen Prachtwerkes, das vor wenigen Jahren von der österreichischen Unterrichtsbehörde herausgegeben wurde. Wir können dem Autor und dem Verlag für die Veranstaltung einer wohlfeilen Ausgabe dieser liebevoll geschriebenen Lebensschilderung nur danken. Dem Buch, das in kürzester Frist schon die 2. Auflage erlebt, kann ich die besten Empfehlungen auf den Weg geben. Der Maler des Lebens an der Grenze des ewigen Schnees hat monumentale Werke geschaffen, die in den Zusammenhang mit der Architektur gehören, zum Beispiel sein Triptychon über die Alpenwelt. Als er das dritte Bild malte, den Tod in der eisigen Schneelandschaft, mit ein paar Hütten, einem Wäglein und einem Sarg, starb der Künstler an den akuten Folgen einer Erkältung im Alter von 41 Jahren. Am 15. Januar wäre sein 50. Geburtstag. Wer sich für das Leben und Schaffen dieses ausserordentlichen Künstlers interessiert — und wer sollte es nicht! — muss nach Servaes' Buch greifen. Es ist das beste, was über den Künstler geschrieben wurde. × Da eben Berliner Städtebaufragen im Vordergrund des Interesses stehen, mag es passend erscheinen, auf die *Stätten der Kultur* hinzuweisen, eine Sammlung von S t a d t b i l d e r n, die im gleichen Verlag erscheint. In dem Bändchen über Berlin von Wolfgang von Oettinger ist das Kulturbild der Stadt in ihren verschiedenen Jahrhunderten bis heute mit knappen und klaren Strichen gezeichnet. Das gleiche ist von dem Bändchen über Frankfurt a. M. von Paul Ferdinand Schmidt zu sagen, sowie von dem über Bremen von Karl Schäfer, während ein bis in unsere Gegenwart überliefertes, altes, schier unberührtes Städtebild in dem Bändchen über Rothenburg ob der Tauber von Hermann Uhde-Bernays gar anziehend geschildert ist. In unserer baukünstlerisch bestimmten Zeit sind Städte- und Reisecharakteristiken dieser Art sehr willkommen; sie stellen den Blick auf die Hauptsache ein und befähigen aus der Anschauung und aus dem gegebenen Zustand den künstlerischen *genius loci* zu erkennen. In diesem Sinne steht ein Bändchen über Altholland und über eine Reihe anderer Kulturstätten zu erwarten. × *Das Buchgewerbe und die Kultur* (in der Sammlung *Aus Natur und Geisteswelt* /Leipzig, Teubner/) behandelt die Beziehung des B u c h g e w e r b e s zur Wissenschaft, zur Literatur, zur Kunst, zur Religion, zum Staat, zur Volkswirtschaft. Es ist aus Vorträgen entstanden, die nur sehr äusserlich zusammenhängen. Das Zusammentragen von blossem Wissenskram um eine Sache gibt wenig Befriedigung.

Am oberflächlichsten ist die Beziehung des Buchgewerbes zur Kunst dargestellt. Von den künstlerischen Erneuerern des Buchgewerbes ist keine Rede, ebensowenig von jenen Grundlagen, die für die neue Buchkunst der Ausgangspunkt waren. In einem Werk über die Buchkunst darf eine eingehende Charakteristik der neuen englischen Bewegung auf diesem Gebiet nicht fehlen.

DIVERSA

Bücher

Fürth: *Ein mittelbürgerliches Budget* Es ist schwer, diesem bei Gustav Fischer in Jena erschienenen Buch in einer kurzen Besprechung gerecht zu werden. Nicht nur, dass Henriette Fürth die Pflugschar wissenschaftlicher Forschung in ein bisher nicht bebautes Gebiet gestellt hat, sondern auch der Umstand, dass sie in der Darstellung der Ergebnisse ihrer Untersuchungen von den bei verwandten Publikationen bisher üblichen Wegen abweicht und jedenfalls neben ihnen neue Pfade geht, erhöht die Schwierigkeit.

Das Material, das dem Fürthschen Buche zu grunde liegt, ist ein während 10 Jahre sorgfältig geführtes Haushaltungsbuch, das für den ganzen Zeitraum über jeden Verbrauch der anfangs aus 8, später aus 10 Köpfen bestehenden Familie genaue Auskunft gibt. Die beobachtete Familie präsentiert, wie die Verfasserin mit Recht bemerkt, insofern einen neuen Typ, als nicht der Familienvater der einzige Erwerbende ist, vielmehr von der Frau und den erwachsenen Kindern erheblich unterstützt wird. Das Gesamteinkommen der Familie wurde in den letzten 5 Jahren nur zu 46,81 % aus dem Arbeitseinkommen des Mannes gebildet. Bei der Darstellung des Verbrauchs war der Verfasserin es darum zu tun, die Summe zu ermitteln, die die Verpflegung eines Erwachsenen im Haushalt ihrer Gewährsleute erfordert hat. Auf Grund des Materials, das für jeden Monat genau die Zahl der anwesenden Familienmitglieder, wie auch die Zahl der im Hause verpflegten Gäste und Tagearbeiter angibt, war dies möglich. Dieser Aufwand betrug im Durchschnitt der 10 Jahre 90 Pf. Im ersten Berichtsjahre, 1896-1897, war er 88 Pf., sank 1899-1900 auf 81 Pf. und stieg von da an regelmässig bis auf 99 Pf. im Jahre 1905-1906. Der Tiefstand im Jahre 1899-1900 ist nicht durch eine Verbilligung der Lebensmittel herbeigeführt, sondern durch die Einkommensverhältnisse der beobachteten Familie. Die von diesem Jahre an folgende regelmässige Steigerung des Tagesaufwandes für die Ernährung bis zu 99 Pf., also um 22 %, ist aber nicht der Ausdruck einer gleich hohen oder überhaupt einer Verbesserung der Lebenshaltung, sondern sie ist verursacht, wie in dem Kapitel *Das physiologische Budget* nachgewiesen werden soll, durch die Verteuerung der Lebensmittel. In drei physiologischen Bugdets wird dann versucht, unter Zuhilfenahme der Aufstellungen von König und Voit über Nährwert der Nahrungsmittel und Menge der für den Menschen erforderlichen Nährstoffe festzustellen, ob die Ernährung der untersuchten Familie den von der Wissenschaft gestellten Ansprüchen genügt. Wir können hier nicht auf die Zuverlässigkeit der von der Verfasserin in diesem Punkte geübten Methode eingehen. Es sei nur bemerkt, dass sie uns nicht ganz stichhaltig erscheint. Der Hauptwert der physiologischen Budgets liegt aber, um mit der Verfasserin zu reden, darin, dass sie »die zuverlässige und einwandsfreie Grundlage abgeben für einige Betrachtungen, die, die Enge des Einzelfalles verlassend, sich allgemeinen Zuständen und daraus folgenden Erwägungen zuwenden«. Den für allgemeine Zustände gezogenen Schlussfolgerungen der Verfasserin können wir zustimmen.

Als Anhang ist der Schrift ein Abschnitt über die Verteuerung der Lebensmittel im Lichte des Massenkonsums beigegeben, der durch Vergleichung der Preise für Lebensmittel mit den Löhnen der städtischen Arbeiter von Frankfurt a. M. und mit der Zahl der von niedrigeren Lohnklassen der Ortskrankenkasse in höhere Lohnklassen aufgerückten Arbeiter den Nachweis erbringen soll, dass durch die in den letzten Jahren eingetretene Steigerung der Preise für Lebensmittel die Lebenshaltung der Arbeiter sich verschlechtert haben muss, weil die Löhne nicht in gleichem Masse gestiegen sind.

Möge das Buch, das die erste Frucht einer neuen Arbeitsmethode auf einem noch nicht bearbeiteten Gebiet und eine wertvolle Bereicherung unserer sozialstatistischen Literatur ist, nicht nur die Beachtung finden, die es wegen seines reichen Inhalts und auch ganz besonders wegen der hier zum erstenmal angewendeten Methode verdient, sondern möge es auch als Vorbild für weitere Untersuchungen dienen. JOHANNES HEIDEN

VERANTWORTLICH FÜR DIE REDAKTION HERMANN REHLÄNDER IN REHFELDE · VERLAG DER SOZIALISTISCHEN MONATSHEFTE G. M. B. H. IN BERLIN · DRUCK: VEREINIGTE VERLAGSANSTALTEN GUSTAV BRAUNBECK & GUTENBERG-DRUCKEREI A. G. IN BERLIN

2. Heft / 23. Januar 1908

WOLFGANG HEINE · DER KAMPF UM DIE PREUSSISCHE WAHLRECHTSREFORM

FÜRST Bülow hat am 10. Januar im preussischen Landtage die Erklärung der preussischen Regierung auf die Wahlrechtsanträge der freisinnigen Parteien abgegeben. Kurz und klar, das muss man zugestehen. Wir geben sie im nachfolgenden wieder nach dem Bericht des *Reichsanzeigers* mit den charakteristischen Zwischenrufen aus dem Hause:

»Meine Herren, die Königliche Staatsregierung hat sich schon bisher bemüht Vorschriften des preussischen Wahlrechts zu verbessern, bei denen das Bedürfnis hierzu besonders dringend hervortrat. Sie erkennt an, dass das geltende Wahlsystem auch jetzt noch Mängel aufweist, und hat seit längerer Zeit in eingehenden Arbeiten erwogen, wie auch diesen Mängeln abgeholfen werden kann. Ob dies im Rahmen des bestehenden Wahlrechts oder nur durch seine grundsätzliche Änderung möglich sein wird, lässt sich noch nicht übersehen. Wie indes schon jetzt erklärt werden muss, steht es für die Königliche Staatsregierung nach wie vor fest, dass die Übertragung des Reichstagswahlrechts auf Preussen dem Staatswohl nicht entsprechen würde [*Bravo!* rechts] und deshalb abzulehnen ist [Erneutes *Bravo!* rechts]. Auch kann die Königliche Staatsregierung die Ersetzung der öffentlichen Stimmabgabe durch die geheime nicht in Aussicht stellen [*Bravo!* rechts, Zurufe]. Jede gesunde Reform des preussischen Wahlrechts wird den Einfluss der breiten Schichten des Mittelstandes auf das Wahlergebnis aufrecht erhalten und sichern, sowie auf eine gerechte Abstufung des Gewichts der Wahlstimmen Bedacht nehmen müssen [*Bravo!* rechts]. Deshalb wird geprüft, ob dieses Ziel erreicht werden kann lediglich unter Zugrundelegung von Steuerleistungen oder ob und inwieweit das Stimmrecht auch nach anderen Merkmalen, wie Alter, Besitz, Bildung und dergleichen, zweckmässig abgestuft werden kann [*Bravo!* rechts und bei den Nationalliberalen]. Sobald die Königliche Staatsregierung für ihre Entschliessung eine feste Unterlage gewonnen haben wird, was indessen für die laufende Tagung nicht mehr in Aussicht gestellt werden kann [*Hört! hört!* links], wird sie mit einer entsprechenden Vorlage an den Landtag herantreten [Lebhafter Beifall rechts und bei den Nationalliberalen, Unruhe links und bei den Polen].«

Überraschen kann an dieser Erklärung höchstens die beim Fürsten Bülow ungewohnte knappe, fast schroffe Form der Ablehnung, nicht ihr Inhalt. Wer niemals an die *liberalen* Anwandlungen des Kanzlers geglaubt hatte, kann jetzt nicht enttäuscht werden. Der Streich vom 13. Dezember 1906 war nicht ein Versuch der deutschen Regierungspolitik eine neue freiere Richtung zu geben, sondern ein *Va banque*-Spiel, das allein den Kanzler vor den Verfolgungen

seiner persönlichen Widersacher in der Kamarilla und der Bureaukratie retten konnte. Was in diesen Kreisen der Zentrumsherrschaft zum Vorwurf gemacht wurde, war nicht die Beschränktheit der klerikalen Politik in Fragen geistiger Freiheit, sondern das winzige Fünkchen von Demokratie, das in der Zentrumspolitik hie und da aufgeleuchtet hatte. Was man als *Nebenregierung* brandmarkte, war der Versuch des Zentrums auf die Verwaltung parlamentarischen Einfluss auszuüben. Man fürchtete nicht den reaktionären Charakter der Klerikalen, sondern dass die Wahlreform in Bayern, die minder gehässige Behandlung der Sozialdemokratie und mancher kleine sozialpolitische Fortschritt in süddeutschen Staaten, wozu das Zentrum seine Hand geboten hatte, über die Mainlinie hinüberwirken könnten. Der Liberalismus wurde zum Helfer der Regierung berufen, nicht um liberale Ideen zu verwirklichen, sondern um sogar diese schwächlichen demokratischen Anwandlungen unterdrücken zu helfen.

Dass Fürst Bülow keine wahrhaft liberale Politik treiben wollte, bewies seine Proklamierung des Kampfes gegen die Sozialdemokratie, denn liberale Politik kann man in Deutschland nur mit der Partei betreiben, die in wirklich liberalem Denken und Handeln die bürgerlichen freisinnigen Parteien nicht nur erreicht sondern übertrifft; niemals gegen sie. Selbst wenn Fürst Bülow aber liberal hätte regieren wollen, er würde es nicht gekonnt haben, angesichts der Widerstände, die die Macht des Junkertums und die preussischen Überlieferungen am Hofe und in der Verwaltung ihm entgegengesetzt haben würden. Man muss jedoch auch zugestehen, dass er im Grunde nie versprochen hat liberal zu sein. In seinem Sylvesterbrief und seiner Dinerrede in der Wahlzeit hat er deutlich genug gesagt, dass die Freisinnigen die Regierung wohl unterstützen dürften, dass sie aber nichts zu erwarten hätten. Deshalb darf sich niemand beklagen, wenn Bülow, der die ganze Schwenkung nach links gemacht hat, um im Amte zu bleiben, sich jetzt auf die Seite stützt, die ihn im Amte halten kann. Wäre er heut für eine liberale Wahlrechtsreform eingetreten, so wäre er morgen nicht mehr Kanzler; die Konservativen würden sich nicht einen Augenblick bedacht haben ihn zu beseitigen. Von den freisinnigen Parlamentariern weiss er, dass sie ihn trotz seiner Ablehnung weder stürzen können noch wollen.

Die Sozialdemokratie hat gar keinen Anlass sich darüber zu entrüsten. Wie könnte man sich aufregen über etwas, das man seit Jahren weiss? Eher könnte es uns eine kleine Befriedigung gewähren, dass unsere Voraussagen so schnell und sicher eingetroffen sind, obgleich eigentlich nicht viel Prophetengabe dazu gehörte. Betrachtete die Sozialdemokratie die ganze Frage lediglich vom Standpunkt ihrer Parteiinteressen, so könnte sie sich sogar über Bülows Erklärung freuen. Das ist Wind in die Segel der Sozialdemokratie und wird ihr Schiff tüchtig vorwärts treiben. Die Führer der Fraktionen des Landtags haben ihrerseits alles getan und werden auch ferner kaum etwas unterlassen, was diesen Erfolg der Sozialdemokratie verkümmern könnte.

Die konservativen Landtagsfraktionen haben sich als unbelehrbare hartnäckige Feinde jeder ernsthaften Wahlrechtsreform öffentlich festgelegt. Die überaus jammervolle Rede des freisinnigen Abgeordneten Fischbeck, der auf die Ohrfeige, die Bülow ihm und seinen Parteigenossen verabreicht hatte, kein kräftiges Wort der Erwiderung fand, sondern wer weiss wie schlau und mutig zu sein

glaubte, als er einige Pfeile gegen die *Kreuzzeitung* verschoss, zeigt uns, was die tonangebenden Blockfreisinnigen tun oder vielmehr nicht tun werden. Wollte man auf eine Replik dieser Art hinaus, so war es eine schmähliche Komödie den alten ehrenfesten Parteisenior Traeger mit einer prinzipiellen Begründung der Wahlrechtsforderung voranzuschicken. Im Herbst haben die selben Führer des Blocks den Vorschlag Barths sofort in eine Agitation wenigstens für die g e h e i m e Wahl einzutreten abgelehnt, weil dies »den grossen Kampf für das ganze ungeteilte allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht abschwächen« würde; soll das der Kampf sein, den Herr Fischbeck neulich im Landtag begonnen hat? Schon muss das *Berliner Tageblatt* resigniert melden, dass die Mehrheit der Blockpolitiker fest an Bülow halten werde, und die *Vossische Zeitung* sucht mit juristischer Silbenstecherei aus Bülows Erklärung eine verborgene Neigung für die geheime Abstimmung herauszuspintisieren. Täuschen wird sie dadurch niemand als die Philister, die sich täuschen lassen wollen, und denen überhaupt nicht mehr zu helfen ist.

Es kann der Sozialdemokratie auch völlig gleichgültig sein, ob der Block jetzt zerfällt oder nicht. Unseretwegen mögen die *Diplomaten* des Blocks mit Bülow weiter wursteln, solange es geht. Wir wollen ihnen jedenfalls nicht erlassen in Sachen des Vereinsrechts Rede und Antwort zu stehen, wenn sie der Reichsregierung deren reaktionäre Vorschläge apportieren wollen, und wenn es gilt, die militaristischen Riesenausgaben durch neue das Volk drückende Steuern zu decken. Wir haben nichts dagegen, dass diese Männer sich durch Unterstützung einer reaktionären Politik immer noch unmöglicher machen. Ehe sie von der Bildfläche veschwunden sind, ist ohnehin auf eine wirkliche liberale Erneuerung nicht zu hoffen.

Aber noch ärger als die freisinnigen Führer des Blocks haben sich die Zentrumspolitiker bei dieser Gelegenheit blossgestellt, ärger, weil sie die Macht und darum die Pflicht hatten nicht nur zu reden sondern zu handeln. Jetzt oder nie war für das Zentrum der Augenblick gekommen zu gunsten des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts in Preussen den Ausschlag zu geben. In seiner unerschütterlichen Position bei den Wahlen, kaum nennenswert auf die Unterstützung anderer angewiesen, konnte es aussprechen, dass es dies Wahlrecht zur Parole des nächsten Wahlkampfs machen und rücksichtslos jedes Ministerium bekämpfen würde, das sich der Reform widersetzte. Statt dessen die halbe Erklärung des Abgeordneten Dr. Porsch, aus der nur das eine zu entnehmen war, dass das Zentrum nichts für die Einführung des Reichtagswahlrechts in Preussen, jedoch alles gegen die ebenso dringliche Neueinteilung der Wahlkreise tun will. Diese unwahrhaftige Halbheit, die bei den Freisinnigen durch taktische Rücksichten auf ihre Stellung als Mehrheitspartei erklärt, wenn auch nicht gerechtfertigt werden kann, wäre sinnlos und unverständlich beim Zentrum, dem keine günstigere Gelegenheit kommen könnte den Block zu sprengen und sich wieder zur ausschlaggebenden Partei zu machen, wenn man nicht wüsste, dass die p r e u s s i s c h e n Zentrumsabgeordneten zum grossen, vielleicht überwiegenden, Teil zu den G e g n e r n des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts gehören. Dies offenkundig gemacht und die preussischen Zentrumsführer als W a h l r e c h t s f e i n d e blossgestellt zu haben ist ein wirkliches Verdienst des 10. Januar 1908.

Was aber hat die Sozialdemokratie zu tun? Wenn sie nur daran dächte neue

Wahlstimmen zu bekommen, so brauchte sie sich das gar nicht zu überlegen. Die erbärmliche Haltung der bürgerlichen Parteiführer, die schroffe Ablehnung der Regierung, die schreiende Ungerechtigkeit des Landtagswahlsystems arbeiten von allein für die Sozialdemokatie. Uns ist aber die Partei nicht Selbstzweck. Wir wollen das deutsche Volk vorwärts bringen, es von dem Bleigewicht befreien, das in Gestalt der reaktionären Herrschaft in Preussen seinen geistigen und materiellen Aufschwung hemmt. Deshalb kann es uns nicht genügen den agitatorischen Gewinn einzuheimsen, der uns als Partei dank dem Verhalten der anderen in der Wahlreformfrage zufallen muss. Wir werden also an der Reform selbst weiter arbeiten müssen.

Freilich wäre es sehr töricht, wenn die Sozialdemokratie sich darüber täuschen wollte, dass ihre materiellen Machtmittel sehr gering sind, und dass namentlich keine Rede davon sein kann durch eine kurze revolutionäre Aktion für Preussen das im Reiche geltende Wahlrecht zu erringen. Versuche dieser Art würden lediglich der preussischen Reaktion zugute kommen. Diese würde sie nur zu gern sehen, weil sie sie leicht niederschlagen und dann ihre Herrschaft um so mehr befestigen könnte. Die Sozialdemokratie weiss das viel zu gut und wird sich hüten Wasser auf die Mühle der Scharfmacher zu liefern. Selbst blosse revolutionäre Träumereien und Redensarten, die sie nähren könnten, sind vom Übel, wie alles in der Politik, das verschleiern kann, was ist. Ebensowenig darf die Sozialdemokratie darauf hoffen durch geistige Mittel auf die preussische Regierung und ihre Hintermänner direkt einen erheblichen Eindruck zu machen. Wer sich so der Stimme der Wahrheit und Gerechtigkeit verschliesst wie die preussische Junkerkaste, der ist unbelehrbar. Versammlungen, Resolutionen, selbst Strassendemonstrationen mögen den Beteiligten für den Augenblick Lust und Mut erhöhen; die Herrschenden, die sich im Besitze unüberwindlicher materieller Machtmittel wissen, werden sich dadurch nicht um einen Zoll von ihrem Standpunkt abbringen lassen. Nicht auf die Herzen der Regierenden müssen wir zu wirken suchen, sondern auf die des Volks, und zwar aller Klassen des Volks.

Die Ungerechtigkeit des Dreiklassenwahlrechts, der Schwindel der öffentlichen Wahl treffen ohne Unterschied der Parteistellung den grössten Teil des ganzen preussischen Volkes, alle, die nicht in den ersten Klassen wählen, alle, die sich in nicht völlig unabhängiger Stellung befinden. Es ist gröblichste Täuschung, wenn behauptet wird, die preussische Wahlverfassung stütze den Mittelstand. Der grösste Teil des sogenannten *Mittelstands*, Handwerker, mittlere Kaufleute, Beamte, Studierte aller Art, wählt in der dritten Klasse mit den Proletariern. Das Wahlrecht ist lediglich plutokratisch und macht auf dem Lande die Grossgrundbesitzer, in den Städten die Kapitalisten zu Herren über die Geschicke Preussens. Demgemäss ist denn auch die preussische Politik ausgefallen, lediglich im Interesse von Junkern und Grossindustriellen und für die Allmacht der Bureaukratie. Die Bauerngemeinden, die konservativ gesonnenen Kossäten und Häusler werden im selben Masse, wenn auch mittels anderer Methoden, geschädigt wie die gesamte städtische Bevölkerung vom Börsianer bis zum Kleinbürger hinunter. Dass der Staat ländlichen und städtischen Arbeitgebern gegen ihre Arbeiter beisteht, ist eine Scheinentschädigung, ebenso wie das allgemeine Ehrenzeichen und der *rote Adler vierter* für die schlecht bezahlten und in ihrer Überzeugungsfreiheit unterdrückten Beamten.

Was die Angehörigen der sogenannten *liberalen Berufe* durch das Dreiklassenwahlrecht an Einfluss und Ansehen gewinnen sollen, wird niemand nachweisen können. Lehrer, Geistliche, Universitätsgelehrte spüren fortwährend den preussischen Büttel im Nacken. Allgemein ist die Klage über die geistige Stagnation in Preussen, über die Unfähigkeit der Bureaukratie aller Art den Anforderungen der Gegenwart gerecht zu werden, über geistige Enge, Anmassung und Willkür in der Verwaltung. Man empfindet dies auch ausserhalb der Sozialdemokratie aufs lebhafteste. Dies ist der wahre und bis zu einem gewissen Grade verständliche Grund, weshalb die *Gebildeten* sich von der Politik angeekelt fühlen und vor ihr fliehen. Nirgends ist ein frisches fröhliches Vorwärts bemerkbar, überall Stillstand oder Rückschritt, während in anderen deutschen Bundesstaaten doch kleine Fortschritte zu verzeichnen sind.

Das alles wird empfunden. Noch aber ist man sich ausserhalb der Sozialdemokratie wenig klar darüber, dass diese geistige Öde und Rückständigkeit, diese Tradition in Verwaltung, Kirche, Schule, Universität, überhaupt auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens in Preussen zum guten Teil durch das Dreiklassenwahlsystem aufrechterhalten und gefördert werden. Die Erkenntnis von der Unleidlichkeit dieser Zustände muss sich aber allmählich auch unter den Anhängern anderer politischer Überzeugungen durchsetzen, denn in Wahrheit haben diese ebensoviel Interesse an ihrer Beseitigung wie die Sozialdemokratie. Diese Volkskreise können sich auf die Dauer nicht dadurch täuschen lassen und dabei beruhigen, dass konservative, klerikale und liberale Politiker die Plätze des Abgeordnetenhauses einnehmen. Denn schliesslich kommt es doch nicht darauf an, d a s s man vertreten wird, sondern w i e es geschieht. Bei der Dreiklassenwahl kommen weder die materiellen I n t e r e s s e n der verschiedenen bürgerlichen Volksschichten — seien sie nun konservativ, liberal oder katholisch-klerikal — zu ihrem Rechte noch ihre politischen Ideale und Ziele. Der Boden des Dreiklassenwahlrechts mit öffentlicher Stimmabgabe und veralteter Wahlkreiseinteilung ist kein Kampfesfeld, auf dem die politischen Ideen ihre Kräfte messen, in positiven Leistungen mit einander wetteifern könnten.

Das Dreiklassenwahlrecht nützt lediglich der Bureaukratie und den engen Kreisen, deren gehorsamer Diener sie ist; daneben noch den Drahtziehern der bürgerlichen politischen Fraktionen. Den Staatsbürgern selbst, die politische Interessen zu verfechten haben oder politische Begeisterung besitzen, welcher Richtung sie auch angehören mögen, ist es nachteilig. Es wird weggefegt werden, sobald die Wähler auch ausserhalb der Sozialdemokratie anfangen das politische Handeln der Parteien und ihrer Führer schärfer zu kontrollieren, diese nicht als Selbstzweck sondern als Mittel zur Durchführung bestimmter Aufgaben zu betrachten; oder mit anderen Worten: sobald dort die autoritäre Politik durch eine konservative, klerikale oder liberale Volkspolitik ersetzt sein wird. Dass dies eintreten muss, ist unzweifelhaft, wenn auch bisher in den Massen der nichtsozialdemokratischen Wähler noch nicht allzuviel Verständnis dafür vorhanden sein mag. Solche Erkenntnis entwickelt sich latent und kann einmal sehr schnell durchbrechen und allgemein zum Bewusstsein gelangen.

Die Agitation für eine Änderung des preussischen Wahlrechts ist noch viel zu jung, erscheint auch Aussenstehenden noch viel zu einseitig als sozial-

demokratische Parteisache, um schon in allen Kreisen das nötige Verständnis gefunden zu haben.

Wie lange hat es doch gedauert, bis selbst in der Sozialdemokratie die Bedeutung des preussischen Landtags für das kulturelle Leben des deutschen Volks erkannt wurde! Wie isoliert standen noch 1898 die wenigen, die damals verlangten, dass die Partei durch eine dem Zweck angepasste Beteiligung an den Landtagswahlen Einfluss auf die Zusammensetzung und die Politik der liberalen Landtagsfraktionen und damit auf den Landtag selbst gewinnen, wenn möglich auch einige sozialdemokratische Abgeordnete hineinbringen sollte! Wäre dies damals geschehen, wäre in diesen 10 Jahren im Landtage selbst unaufhörlich und energisch auf eine Reform gedrängt worden, so wären heute weder Bülows Erklärung noch Fischbecks Antwort möglich gewesen. Selbst die Sozialdemokratie beschäftigt sich erst seit kurzem kräftiger mit den preussischen Fragen und, wie alle zugestehen, noch lange nicht kräftig genug. Also müssen wir Geduld haben mit den anderen Teilen der Bevölkerung und vor allem ihr Interesse zu erwecken suchen. Betreiben wir die Erörterung der preussischen Politik unermüdlich und geschickt, benutzen wir die bevorstehenden Landtagswahlen klug zur Förderung der Wahlreform in Preussen, und lassen wir keinen Zweifel darüber, dass es uns dabei nicht darauf ankommt Stimmenfang zu treiben, sondern das preussische Volk vom Joch des Dreiklassenwahlrechts zu befreien, so können wir es vielleicht sehr bald erleben, dass man auch in nichtsozialdemokratischen Volkskreisen sich für das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht zum preussischen Landtag erwärmt und die Parteiführer zwingt dafür einzutreten.

Die Sozialdemokratie kann weder erwarten noch auch wünschen, dass alle, die von dem erstrebten Wahlrecht einen Vorteil haben würden, der sozialdemokratischen Partei beitreten; das wird denn doch noch durch andere Gegensätze materieller und idealer Art ausgeschlossen. Es könnte der Sozialdemokratie sogar gleichgültig sein, wenn etwa — was nicht wahrscheinlich ist — eine kraftvolle Agitation anderer Parteien für die Wahlreform den Zustrom mancher Volksteile zur Sozialdemokratie etwas ablenkte oder aufhielte. Was die Partei dadurch an Anhängern verlieren könnte, gewänne sie zehnfach an der Auffrischung des gesamten politischen Lebens in Deutschland. Übrigens kommt es, wie schon bemerkt, der Sozialdemokratie auf die Sache an, und nicht auf ihr Parteiinteresse. Die preussische Wahlreform ist etwas, das ausserhalb und über den Einzelinteressen der Parteien steht.

Diese Frage greift aber auch über die Grenzen Preussens hinaus, es ist eine deutsche Frage. Darüber ist man sich freilich ausserhalb Preussens längst klar. Man fühlt dort schmerzlich, wie das gesamte geistige und politische Leben Deutschlands durch die Rückständigkeit Preussens zurückgehalten wird. Aber man fühlt es nicht selten mit einer gewissen heimlichen Freude, dass man selbst wenigstens ein Stück weiter ist. Auch das sollte ein Grund für das preussische Volk sein die Fesseln des veralteten Wahlrechts abzuschütteln. Jedes Wahlrecht ist besser als das preussische Dreiklassenwahlrecht. Kindisch sich darauf zu berufen, das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht, wie es im Reiche gilt, hätte auch seine Mängel. Gibt es etwas in der Welt, das keine Mängel hätte? Jedes Mittel, wodurch in der Gesellschaft Ideen verwirklicht werden sollen, ist vom Standpunkte der Idee aus

unzulänglich. Aber man zeige ein Wahlrecht, das Besseres leistet als das Reichstagswahlrecht! Es trägt politisches Interesse bis in die letzte Hütte hinein und, was schwieriger ist, bis auf den Frühstückstisch des Satten und Reichen, bis an den Schreibtisch des Studierten. Der törichte Gedanke durch Pluralstimmen für erfolgreiche Examen den berechtigten Einfluss der *Bildung* zu sichern, sollte gerade von den Gebildeten mit Hohngelächter abgewiesen werden, denn er zeigt einen unglaublichen Mangel an Verständnis für das, was wirklich Bildung genannt zu werden verdient. Als ob Bildung etwas mit Staatsprüfungen, etwa mit dem Einjährigenzeugnis, zu tun hätte! Als ob nicht gerade das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht wahrer Bildung, wirklichen Leistungen das günstigste Feld zur Betätigung böten! Und dies Recht sich durch eigene Leistungen Einfluss zu verschaffen ist doch wohl das wahrhaft begründete Recht der Bildung.

Reges politisches Leben, politisches Interesse sind die unerlässlichen Voraussetzungen für politische Leistungen eines Volkes. Man berufe sich nicht darauf, dass der auf Grund des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts gewählte Reichstag als solcher auch nicht so viel leistet wie idealen Anforderungen entspricht. Dies liegt einmal daran, dass im Kampfe der Interessen und Parteien gegen einander positive Ziele sich nur schrittweis durchsetzen; ausserdem aber würde auch der Reichstag mehr leisten können, wenn nicht der rückständige Einfluss Preussens im Bundesrate ihn so oft zur Unfruchtbarkeit verurteilte. Dies dem ganzen Volke ohne Rücksicht der Parteistellung klarzumachen, das Bewusstsein von der Unerträglichkeit der preussischen Wahlrechtszustände überall zu erwecken, ohne Rücksicht auf die Parteiinteressen und die Parteistellung: das ist der einzige Weg, auf dem das preussische Dreiklassenwahlrecht überwunden werden kann. Die Sozialdemokratie tritt schon heute ungeteilt dafür ein. Ausserhalb der der Sozialdemokratie zugänglichen Schichten fängt diese Erkenntnis erst an sich durchzuringen. Die Sozialdemokratie muss alles tun, um sie zu fördern, und alles vermeiden, was den Kampf für die preussische Wahlreform als eine reine Parteisache der Sozialdemokratie erscheinen lassen könnte. Das ist die Forderung des Tages.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

MAX SCHIPPEL · TROPENERSCHLIESSUNG UND EUROPÄISCHE WIRTSCHAFTSENTWICKELUNG

I

DIE altliberale, wesentlich kolonialfeindliche Weltwirtschaftsauffassung, die heute noch in manchen, vermeintlich sogar radikalen Parteiköpfen bedenklich herumspukt, spiegelt, trotz ihrer bestechenden inneren Logik, schliesslich weiter nichts als sehr unentwickelte Beziehungen zwischen den verschiedenen internationalen Wirtschaftszonen wieder. Wie hätte sie auch, als Kind ihrer Entstehungszeit, die gewaltigen Umwälzungen voraussehen sollen, die erst in späteren Jahrzehnten allen Grundlagen der europäischen Produktion — genauer: allen Produktionsgrundlagen des europäisch-amerikanischen Kulturkreises, und zwar zuletzt mit immer zunehmender Wucht und Beschleunigung — ein vollkommen verändertes Gepräge verliehen haben?

Diese bürgerliche Theorie, die sich sehr bald, vor allem in England, auch in kolonialpolitische Praxis umzusetzen suchte, durfte noch mit verhältnismässig sehr geringen Bedarfen rechnen, zu deren Deckung man notgedrungen in überseeische, kulturrückständige oder ganz kulturleere Gebiete hätte übergreifen müssen. Freier Tausch und freier Kauf und allenfalls noch ein paar geschäftlich aufklärende und zugleich religiös erbauliche Ermahnungen und Traktätchen schienen, der ganzen sonstigen Anschauungswelt der damals massgebenden Kreise entsprechend, jederzeit durchaus zu genügen, um aus fernen Landstrichen das Wenige herbeizuschaffen, das für die Produktion und den Konsum Europas etwa noch als unentbehrlich in Frage kam. Die in betracht zu ziehenden Länder hielt man, soweit man sich um sie wirklich bekümmerte, folgerichtig als Absatzfelder für bedeutend wichtiger denn als Lieferungsquellen. Und für die wünschenswerte Erweiterung dieses Fernabsatzes erblickte man abermals und ausschliesslich im freien Verkehr, im internationalen Wegfall von Sperren, Zöllen und sonstigen Hindernissen die wirkungsvollste, auf die Dauer nie versagende Triebkraft.

Man sieht, unter den damals (allerdings vor manchem Jahrzehnt!) gegebenen tatsächlichen Voraussetzungen und nach den bis dahin (vor zwei, drei Menschenaltern!) gemachten Erfahrungen war das Emporkommen und die rasche Ausbreitung einer solchen geistigen und politischen Strömung bis zu einem gewissen Grade naturgemäss und deshalb unaufhaltsam. Was freilich von Anfang an keineswegs verhinderte, dass die welt- und kolonialpolitische Praxis, und zwar diejenige Englands gerade in erster Linie, unter dem Eindruck unvorhergesehener Interessen und Interessenkonflikte, scharf abbog von der theoretisch vorgezeichneten Richtschnur der friedlichen Verständigung, der *Nichtintervention*, des *laisser aller*, des freien Verkehrs und Austausches. Heute klingt uns das alles wie eine abgeblasste Sage aus längst verschollenen Zeiten: zwar immer noch halbwegs begreiflich, aber bestenfalls durchaus nicht mehr ohne weiteres einleuchtend oder gar unbedingt überzeugend. Ja man läuft in der grossen Öffentlichkeit bereits Gefahr zu den unverbesserlichen politischen Kindsköpfen gezählt zu werden, wenn man die *holde Botschaft* der kapitalistischen Jugendzeit in gutem Glauben wiederholt. Harte, schlagende Erfahrungstatsachen haben uns, soweit wir überhaupt der Belehrung zugänglich sind, ein für allemal so weit gebracht, die weltwirtschaftlichen Zusammenhänge zwischen europäischen und überseeischen Produktionsgebieten[1]) mit ganz anderen Augen anzusehen. Kein Kundiger spricht heute noch mit der alten Seelenruhe von der verhältnismässigen Geringfügigkeit und Leichtentbehrlichkeit der tropisch-überseeischen Zufuhren. Heute fragen und sorgen wir uns, im Gegenteil, was aus unserer ganzen europäischen Produktionsherrlichkeit werden sollte, wenn sie nicht immer und immer wieder aus den Tiefen überseeischer Lieferquellen gespeist und getränkt würde. Und wie

[1]) Ich gebrauche diesmal, lediglich um die endlose Wiederholung weitschweifiger Ausdrücke zu vermeiden, mehrfach kürzere, freilich ungenauere Bezeichnungen wie *tropisch*, *überseeisch*, *exotisch*, *aussereuropäische* und *europäische Wirtschaftszone* (zu letzterer vor allem die Vereinigten Staaten mitgerechnet), soweit der sonstige sachliche Zusammenhang keine Nachteile befürchten lässt. Ferner waren es nur Rücksichten auf den Raum, die zur späteren Behandlung der *Tropen*frage nötigten. Da jedoch das allgemeine, prinzipielle Kolonialproblem im Vordergrund bleiben soll, so greife ich heute öfter, aus guten sachlichen Gründen, auf die bereits gesondert behandelte Siedelungskolonisation mit zurück. Überhaupt ist die Grenze zwischen Siedelungs- und Tropenkolonisation gar nicht so glatt wie viele glauben zu ziehen; viel Treffendes hierüber sagt Genosse G. Hildebrand in der *Bergischen Arbeiterstimme* vom 14. November 1907 ff.

so oft sehen wir von dem neugewonnenen Standpunkt aus sogar manche Tatsachen der Vergangenheit zum erstenmal oder doch in schärferem Lichte, an denen die Zeitgenossen der früheren Periode infolge ihrer vorgefassten Meinungen noch achtlos vorübergingen.

Wo bliebe — um zunächst nur einmal unsere hervorragendsten Textilgewerbe herauszugreifen — unsere Baumwollindustrie, wenn dereinst nicht durch ein weisses Pflanzertum, Territorium um Territorium, Staat um Staat, die Jagdnomadenwirtschaft rothäutiger Eingeborener durch den kulturell viel höher stehenden Baumwollanbau ersetzt und verdrängt worden wäre? Musste nicht jedem Emporwachsen eines neuen Textilfabrik- und Hausindustriereviers in Lancashire, in Sachsen, Württemberg, Baden, in Elsass-Lothringen, in Böhmen-Mähren jedesmal eine Neuausdehnung und Höherentfaltung dieser kolonialen Rohstoffplantagen jenseits des Weltmeeres parallel laufen? Und wenn die amerikanischen Südstaaten dem unablässig rapid weiter sich steigernden Rohstoffbedarf unserer Baumwollindustrieen quantitativ und kommerziell (in Preisstand und Preisbewegung) nicht mehr hinreichend nachzukommen vermögen, müssen wir nicht, um unserer Gegenwart und unserer nächsten und ferneren Zukunft willen, die Lieferfähigkeit Westafrikas, Ostafrikas, Indiens, Ägyptens, Russich Zentralasiens nach Kräften zu entwickeln suchen? Zu welchen relativ zwerghaften Gebilden würden unsere glänzend gediehenen Wollgewerbe zusammenschrumpfen, wenn wir nicht endlose Strecken Australiens, Südamerikas, Südafrikas aus wilden Jagdgründen und barbarischer Einöde in reiche Schaftriften umgewandelt hätten? Wie wollten unser Gross- und Kleinhandel, unsere kleinen und grossen Verkehrsunternehmungen die Riesenmassen der Waren packen und schnüren, lagern und transportieren, wenn nicht immer umfassendere Landflächen Indiens, der Philippinen der Jute- und Hanferzeugung unterworfen würden? Oder — um noch ein paar andere Beispiele, nur zur vorläufigen Orientierung, zu wählen —: ist es nicht der stolze Aufschwung unserer europäischen und nordamerikanischen Elektrotechnik, der uns ruhelos in alle Winkel des Erdballes jagt, um verborgene urwüchsige Kautschukwälder am Amazonenstrom, am Kongo und sonst in Innerafrika, in Hinterindien und Polynesien zu entdecken und auszubeuten; um, unseres stetig anschwellenden Zukunftsbedarfes eingedenk, eine zielbewusste Kautschukplantagenwirtschaft in West- und Ostafrika, auf Ceylon, Borneo und Inselindien, in Zentral- und Südamerika und in noch anderen, bisher weltabgeschiedenen Erdstrichen zu begründen; um, bei der ständig drohenden und immer näherrückenden Kupfernot, rastlos auf Kupfererze in Zentral- und Südamerika, in Ostasien, in Australien, in Südafrika zu schürfen? Was wären wir ohne die Zinngruben und Zinnwäschen in den Malayenstaaten und in Holländisch Indien? Wie stände es um unser ganzes modernes Wirtschaftsgetriebe, wenn nicht weisse handarbeitende Goldgräber und bald darauf technisch hochausgerüstete europäische Grubenbetriebe sich mitten unter Rothäuten, Australnegern und südafrikanischen Schwarzen eingenistet und festgesetzt hätten? Von dem Millionen- und Milliardenbegehr unserer konsumierenden Massen nach nichteuropäischen Lebens- und Genussmitteln, nach Tee, Kaffee, Kakao, Rohrzucker (für England, Amerika), Reis, Tabak, Gewürzen zunächst noch ganz zu schweigen . . .

Überlieferte, altgewordene und liebgewordene Vorstellungen haben, zuweilen

noch jahrzehntelang nach ihrer innerlichen Entwurzelung, ein erstaunlich widerstandsfähiges Leben. Aber unter der Wucht der geschilderten neuartigen Entwickelungstatsachen dämmert heute selbst dem kleinen, vorurteilszäh kannegiessernden Spiessbürger Kleindeutschlands eine Ahnung davon auf, wie eng und unlösbar sein eigenes Dasein, die ganze gegenwärtige und zukünftige Kraft unserer Produktion und die ganze gegenwärtige und zukünftige Kulturhöhe unseres Konsums verbunden ist mit dem vollströmenden oder stockenden Zufluss aus immer zahlreicher zu eröffnenden, immer reicher zu erschliessenden überseeischen Lieferquellen. Sein geistiger und politischer Horizont fängt wohl oder übel an sich zu erweitern, über die eigene Küste und sogar über die Küsten Europas hinaus . . . ins Uferlose, wie er im ersten fassungslosen Schrecken über seine neumodisch-tollkühne Freigeisterei meint.

Je mehr sich jedoch in den letzten Jahren und Jahrzehnten diese eine, früher geringgeschätzte Seite der weltwirtschaftlichen Entwickelung (die wachsende Unentbehrlichkeit und Entfaltung der kolonialen Erzeugungs- und Lieferfähigkeit) der allgemeinen Beachtung in steigendem Masse aufgezwungen hat, desto unverkennbarer ist umgekehrt die, früher fast ausschliesslich und jedenfalls mit besonderer Vorliebe betonte zweite Seite der weltwirtschaftlichen Beziehungen mehr und mehr in den Hintergrund gerückt worden: der europäische Absatz nach den überseeischen, anderen Wirtschaftszonen angehörigen Ländern. Nicht deshalb, weil man diesen Absatz heute, im Gegensatz zu früher, etwa leichter oder ganz und gar entbehren könnte und wollte. Sondern einfach aus der, nunmehr und zwar mit Recht zur Vorherrschaft gelangenden Erwängung heraus: dass die Absatzerweiterung, unter den immer stärker sich ausprägenden neuartigen Voraussetzungen, mehr und mehr, fast automatisch, sich als eine Folge des grundlegenden Fortschreitens der überseeischen Produktivkräfte herausstellen müsse, dass also mit dem ersten, früher unterschätzten kolonialen Produktionsproblem sich das zweite, früher einseitig überschätzte Problem, die Absatzfrage, im wesentlichen von selber lösen werde. Die Stellung Südafrikas als Absatzmarkt sieht man jetzt vor allem bedingt durch die Aussichten der südafrikanischen Produktion von Gold, Diamanten, Kupfer, Wolle, Häuten und Fellen, Tabak, Straussenfedern. Die Vermehrung der Exporte nach Indien und Ceylon sieht man in erster Linie abhängig von den Schicksalen der indisch-ceylonesischen Jute-, Baumwoll-, Tee-, Reis-, Opium-, Kaffee-, Ölsaaten-, Färbstoffgewinnung. Was China der europäischen Ausfuhr sein kann, schätzen weiterblickende Wirtschaftstheoretiker und Handelspolitiker heute einfach danach ein, wie rasch China lernen wird seine Kohlen- und Erzschätze zu heben, seine Seidenzucht, seinen Teebau und noch viele andere Produktionszweige zu steigern und zu vervollkommnen. Neue überseeische Kaufkraft wächst erst aus neuer überseeischer Produktions- und Lieferfähigkeit empor. Das zweite Interesse, das Interesse am Absatz, führt somit abermals auf das erste zurück und verdoppelt dadurch dessen fundamentale Bedeutung.

Einerseits um nicht in der eigenen heimischen Produktion und Konsumtion zu verkümmern, andererseits um kaufkräftigere Abnehmer in anderen Erdstrichen zu schaffen, heisst in der Gegenwart, in denkbar schärfster Abweichung von der überlebten altliberalen Auffassung, die Losung der ausgereifteren kapitalistischen Weltwirtschaftspolitik: fortgesetzte Umgestaltung, Ausweitung und

Höherführung nicht nur der heimischen Produktionsgrundlagen sondern mehr und mehr auch unablässige Umwälzung der Produktionsgrundlagen übersee. Jede grosse ökonomische Umwälzung in der europäischen Wirtschaftszone muss, wie mit eherner Notwendigkeit, eine wirtschaftliche Revolutionierung der überseeischen Liefergebiete nach sich ziehen: so sehen heute die massgebenden weltwirtschaftlichen Zusammenhänge aus, von denen allerdings die altliberalen, kolonialfeindlichen Theoretiker in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, die damaligen Vertreter der *neuen Kolonialpolitik* gegenüber dem alten verrotteten merkantilistischen Kolonialsystem, kaum etwas ahnen konnten.

II

VERSUCHEN wir nun in statistisch bestimmteren Umrissen festzustellen, in welchem Grade heute schon der Bestand und das Wachstum unserer Produktion und unseres Konsums bedingt ist von den Ergebnissen und der Weiterentfaltung derjenigen überseeischen Produktionen, die vor allem Gegenstand des kolonialen Wettlaufes der europäischen Völker und Kapitalien geworden sind.

Was die Vereinigten Staaten anlangt, die in ihrem Süden eigentlich selber schon über grosse historische Errungenschaften subtropischer Kolonisation, in erster Linie über einen riesenhaften, kolonial entstandenen Baumwollanbau verfügen, so besitzen wir für das Jahr 1901 eine ausgezeichnete Darstellung des Washingtoner Bundesstatistikers O. P. Austin[2]). Austin weist zunächst darauf hin, wie sehr viele Tropenerzeugnisse schon dadurch eine ganz andere Weltmarktsbedeutung erlangten, dass sie innerhalb der europäischen Wirtschaftszone aus ehemaligen Luxusgenüssen kleinerer Kreise mehr und mehr zu grossen, gigantischen Massenbedarfen wurden. Gehen wir mit Austin nur bis auf das Jahr 1870 zurück, so schwoll, immer bis 1901. in den Vereinigten Staaten der Zuckerverbrauch an von 33 auf 68 Pfund (*pounds*) pro Kopf, bei einer gleichzeitigen absoluten Vermehrung der amerikanischen Bevölkerung von 38½ auf über 77½ Millionen Köpfe! Der Rübenzucker war dabei niemals von ausschlaggebendem Gewicht, und er ist neuerdings, dank der Hebung Kubas und anderer Gebiete des Zuckerrohres, in der Union verhältnismässig noch mehr vor seinem kolonialen Rivalen zurückgewichen. Der Kaffeekonsum steigerte sich, in dem selben einen Menschenalter, von 6 Pfund pro Kopf auf nahezu 12 Pfund. Der Kakaoverbrauch stand 1901 6mal so hoch wie 1870, ohne dass der Teekonsum, immer pro Kopf, deshalb zurückgegangen wäre. Seiden- und Satinerzeugnisse sind immer grösseren Bevölkerungsschichten zugänglich geworden. Kautschuk war Anfang der siebziger Jahre kaum besonders bekannt und gesucht; er ist längst einer der wertvollsten industriellen Roh- und Hilfsstoffe geworden. Daran reiht Austin wichtige Faserstoffe, wie Jute und Hanf, Farbhölzer und andere Färbematerialien, Gummi und Harze, Drogen und Spezereien, Früchte, Rinden und Wurzeln, Felle und Häute, lauter Einfuhrwaren, die bald in ursprünglicher Naturgestalt, bald weiterverarbeitet, immer unaufhaltsamer in alle Produktions- und Konsumkreise des amerikanischen Wirtschaftslebens vordringen. Die Gesamtmengen statt der Kopfbeträge herangezogen, wuchs, um nur ein paar Tatsachen her-

[2]) Vergl. O. P. Austin *Unsere wachsende Abhängigkeit von den Tropen* im *Forum* vom Juni 1902, pag. 400 ff.

vorzuheben: der amerikanische Zuckerimport zwischen 1870 und 1901 von 1196 Millionen Pfund auf 4569 Millionen, also in einem Menschenalter um das 3-fache; der Kaffeimport von 235 auf 1074 Millionen Pfund, also um mehr als das 3fache; die Seideneinfuhr von ½ auf über 12 Millionen Pfund; die Kautschukeinfuhr von weniger als 10 auf 55 Millionen Pfund; die Tabakeinfuhr von 6¼ auf nahezu 29 Millionen Pfund; die Baumwolleinfuhr von weniger als 2 auf über 68 Millionen Pfund (hauptsächlich aus Ägypten); die Faserstoffeinfuhr (Jute, Manilahanf, Sisalgras) von 43 533 auf 256 771 Tonnen; die Kakaoeinfuhr von weniger als 4 auf über 50 Millionen Pfund; die Teezufuhr (Import minus Export) nahm der Menge nach, der Bevölkerungsvermehrung entsprechend, noch immer um 100 % zu. Insgesamt ergibt sich, dass der Bedarf und Verbrauch von tropischen und subtropischen Produkten viel rascher sich gesteigert hat und sich weiter viel rascher steigert als die Bevölkerung der Vereinigten Staaten selber, und dass dieses verblüffende Anschwellen sich gerade bei den industriellen produktiven Bedarfen am allerraschesten vollzieht:

›Während diese Lebensmitteleinfuhren nur um 200 bis 300 % angeschwollen sind, haben sich die Rohmaterialien für die Industrie, wie Seide, Faserstoffe, Baumwolle, Kautschuk usw., um 300 bis 3000 % gesteigert, in einem Zeitraum, in dem die Bevölkerung nur um 100 % sich vergrösserte . . . In dem eben beendeten Jahre [1901] belief sich die Einfuhr solcher Waren, die man gewöhnlich als tropische und subtropische Erzeugnisse bezeichnet, auf 400 Millionen Dollar — oder pro Tag, Sonn- und Feiertage mitgerechnet, auf über 1 Million Dollar [weit über 4 Millionen Mark], während sie doch vor 30 Jahren 143 Millionen pro Jahr, oder 400 000 Dollar pro Tag, nicht überstieg.‹

Aber selbst in solchen, früheren Generationen ganz unfassbaren Wertsummen spiegelt sich dieser Aufschwung der tropisch-überseeischen Lieferkraft, wie schon einmal nebenher erwähnt, nur verkürzt und verkleinert ab. Denn eine der Hauptwirkungen der wirtschaftlichen Erschliessung und Revolutionierung der Tropenwelt durch das europäische Kapital ist selbstverständlich gerade die Preisermässigung der Waren, die für unseren industriellen oder persönlichen Verbrauch beansprucht werden. Der Rohrzucker fiel nach Austin in dem bezeichneten Zeitraum von 5 auf 2,3 Cents pro Pfund, der Kaffee von 12 bis 18 Cents in den siebziger Jahren auf 6,5 und 7,3 Cents am Anfang des neuen Jahrhunderts. Der Tee brachte am Verschiffungshafen zwischen 1870 und 1880 durchschnittlich 24 bis 37 Cents, 1901 nur noch 12,3 Cents; die Rohseide fiel von 5 Dollar auf wenig mehr als 3 Dollar. In der Tat, um mit der Stuttgarter Minderheitserklärung[1]) und sonstigen Kundgebungen aus ihr nahestehenden Kreisen zu reden: wie grauenhaft hat der *Aberwitz* des kapitalistischen überseeischen Expansionsdranges die Produktivkräfte »zerstört«, statt sie »zu steigern« und damit den Handel »verlangsamt oder verhindert«! Immer langsam voran . . . .

Oder halten wir uns an die Erfahrungen Englands! In der bekannten Fiskaldenkschrift der englischen Regierung vom Jahre 1903 wird die Einfuhr einiger *hauptsächlicher* Rohstoffe und Genussmittel nach den Ursprungsländern verglichen. Unter Miterwähnung einiger Stapelartikel der Siedelungskolonisation finden wir da als Einfuhr nach England im Jahre 1902 verzeichnet (in Pfund Sterling): Rohbaumwolle 41,15 Millionen (davon über 9,9 Millionen aus Ägypten, über 1½ Million aus Brasilien und Indien), Rohwolle 20,24 Millio-

[1]) Vergl. meinen Artikel *Kolonialpolitik* in diesem Bande der *Sozialistischen Monatshefte*, pag. 4.

nen (der Wertreihenfolge nach aus Australien, Neuseeland, Südafrika, Indien), Hanf und Flachs 4,26 Millionen (davon über 2 Millionen von den Philippinen und Ladronen, ½ Million aus Neuseeland), Jute 5,3 Millionen (fast ausschliesslich aus Indien), Öle und Ölsaaten, Nüsse 14,9 Millionen (davon 1,55 Millionen aus Britisch Westafrika, fast 3 Millionen aus Indien-Ceylon, fast 2½ Millionen aus Ägypten), Kautschuk 5,18 Milionen, Zinn 4,8 Millionen (aus den *Straits Settlements*, dann aus Chile und Australien), Gerb- und Farbstoffe für fast 1 Million allein aus Indien, Rohhäute 103 000 aus Bengalen, 160 000 aus Argentinien. Und nun zu den überseeischen Lebens- und Genussmitteln, vom siedelungskolonialen Getreide, Fleisch, von Obst, Butter und Käse ganz abgesehen: fast 2 Millionen Reis und Reismehl (wesentlich aus Indien und Birma), Rohkakao für 586 000 aus Westindien, für 215 000 aus Ecuador, für 357 000 über Portugal, dazu ähnliche Beträge in der Form von fertiger Schokolade über Frankreich und Holland; 8,79 Millionen Tee, ganz überwiegend aus Indien und Ceylon . . . Wahrhaftig, es ist höchste Zeit dem kapitalistischen Ausdehnungs- und Umgestaltungsdrang übersee einen festen Riegel vorzuschieben; sonst . . . dringen noch grössere und noch billigere Mengen von Kaffee, Tee, Kakao, Reis, Tabak, Baumwolle, Wolle, Jute, Kautschuk, Kupfer, Zinn zu uns herein! »Der Import«, tröstet uns dafür Genosse Kautsky, der Import brauche »in einer sozialistischen Gesellschaft ein sehr bescheidenes Mass nicht zu überschreiten«.[4]) Vorausgesetzt natürlich, dass wir im Sozialstaate auf Produzieren, Essen und Trinken und sogar auf die fröhliche Kunst der Volksvermehrung möglichst bescheiden verzichten . . .

Zuletzt ein paar statistische Angaben über Deutschland, gleichfalls unter Weglassung der siedelungskolonialen Korn-, Fleisch-, Talg-, Obstzufuhren, aber unter Mitaufführung mancher anderer Produkte, deren Erzeugung mehr oder weniger in die siedelungskoloniale Sphäre fällt. Da unsere Ausführungen schliesslich immer der kapitalistischen Expansion und Kolonisation im allgemeinen gelten, so ist die gelegentliche Überschreitung der in der heutigen Überschrift gezogenen Grenzen unvermeidlich. Wir gehen dabei vom Jahre 1905 aus, weil für 1906, wegen des Inkrafttretens des neuen Zolltarifes am 1. März, die Statistik keine einheitliche mehr ist. Deutschland führte also 1905 ein (in Millionen Mark): Rohbaumwolle 398,22, Rohwolle 273,25, Jute 47,75, Manilahanf 3,23, rohes Gold und Bruchgold 146,71, Zinn (hauptsächlich aus Holländisch Indien, Malakka und den Niederlanden als Zwischenhandelsplatz) 38,47, Bleierze (ganz überwiegend aus Australien) 17,95, Manganerze aus Brasilien und Indien 2,45, Silbererze 6,24 (davon 4,4 aus Peru-Bolivien), Zinkerze aus Australien 4,51, Graphit aus Ceylon 2,78, Kautschuk 142,29, Gummi 3,92, Schellack 15,60, Kampfer 6,5, Jod aus Chile 9,19, Salpeter aus Chile 110,89, Sesam 12,09, Raps, Rübsaat aus Indien 14,33, Leinsaat (vor allem aus Britisch Indien und Argentinien) 69,69, Mohn aus Britisch Indien 6,62, Palmkerne-Kopra 61,52, Palm- und Kokosnussöl 5,60, Erdnüsse 4,55, Insekten- und Pflanzenwachs aus Brasilien und Kuba 1,39, Elfenbein 4,61, Buchsbaum-, Zedern-, Mahagoniholz 9,12, Quebrachoholz aus Argentinien 11,45, Gerbstoffauszüge aus Argentinien 3,28, Chinarinde (fast alles aus Nieder-

[4]) Vergl. Karl Kautsky Vorrede zu *Atlanticus' Produktion und Konsum im Sozialstaat* /Stuttgart 1898/, pag. XXIII. Ich kann denjenigen Genossen, die jetzt, zu ihrer nicht geringen Entrüstung, plötzlich zum erstenmal ein sozialistisches Kolonialproblem auftauchen sehen, die *Atlanticus*schrift sehr zur Erinnerungsauffrischung empfehlen.

ländisch Indien) 3,37, Stuhlrohr (wesentlich aus Malakka) 5,63, Strohbänder aus China 3,29; Federn aus Südafrika 3,42, grüne, gesalzene Rindshäute aus Südamerika 52,24, getrocknete Rindshäute aus Afrika, Asien, Südamerika 49,64, Schaf- und Ziegenfelle aus Asien, Nordafrika, Südamerika 12,80, Guano 8,29. Und nun erst kommen wir zu der langen Liste der exotischen Lebens- und Genussmittel: Kaffee 170,31, Kakaobohnen 33,02, Tee 5,04, Reis 44,06, Pfeffer 6,18, asiatische Rosinen 7,77, Rohtabak 122,14, Zigaretten aus Ägypten 8 usw. Das allein schon sind für Deutschland 1800 bis 1900 Millionen Mark exotischer Einfuhren in einem Jahre oder für jeden Wochentag über 6 Millionen Mark. Wir könnten aber noch eine Menge Ziffern anreihen für Rohseide, Edelsteine und Halbedelsteine, für Korkholz, für Kupfer und ähnliche Waren, die ganz oder zum Teil der aussereuropäischen Wirtschaftszone entstammen. Doch liesse sich ebenso über manche Aufnahme in die mitgeteilte Liste streiten, und wir bezwecken hier weiter nichts als eine annähernde Grössenvorstellung der durch das moderne Weltwirtschaftsgetriebe neugeschaffenen Interessen[5]) zu geben: der Lebensinteressen Europas und der europäischen Wirtschaftszone an der Lieferkraft der tropischen und subtropischen Erdstriche, an der ununterbrochenen ökonomischen Revolutionierung und Vervollkommnung auch der aussereuropäischen Wirtschaftszonen, Lebensinteressen, die früher allerdings kaum in ähnlichem Masse vorhanden waren, die heute aber keine weitblickende Theorie und Politik mehr leugnen und vernachlässigen kann, es sei denn, man wolle lieber die eigene Produktions- und Lebensverkümmerung, den eigenen sozialen Stillstand und Rückgang, ehe man hinfällig gewordene Anschauungen preisgibt und alte Bahnen verlässt.

III

UND gilt das, was für die moderne Produktion im allgemeinen zutrifft, etwa nicht für die moderne Arbeiterklasse im besonderen? Man hat es als industriellen Selbstmord und als gewissenloseste Gefährdung der Arbeiterinteressen gebrandmarkt, wenn — wohl nur in der Phantasie in solcher Weise lebende — zollkriegslustige Draufgänger der agrarischen Rechten die Baumwolle mit einem Kampfzoll belegen wollten. Aber wenn eine ungenügende und wegen ihres monopolistischen Übergewichtes allzu leicht von Spekulantenringen beherrschbare Baumwollproduktion, wie die in den amerikanischen Südstaaten, noch ganz andere Gefahren der Verteuerung und der Preisschwankung, nicht nur für Deutschland, sondern für ganz Europa heraufbeschwört, soll es uns als zielbewussten Arbeitervertretern alsdann gleichgültig sein, ob es gelingt den Westen, Osten und Norden Afrikas, den Süden und das Innere Asiens und noch andere Kolonialländer zu Liefergebieten unseres wichtigsten Gespinststoffes emporzuheben? Und kann es uns alsdann weiter gleichgültig sein, ob

[5]) Unsere Reichsstatistik gibt für Deutschland (Zollgebiet) folgende Verbrauchsberechnungen pro Jahr: Rohbaumwolle 1836 bis 1840 durchschnittlich 8917 Tonnen, 1905 394 313 Tonnen (oder pro Kopf 0,34 und 6,52 Kilo), also mehr als das 44fache; Jute 1866 bis 1870 2126 und 1906 141 391 Tonnen (pro Kopf 0,06 und 2,30 Kilo), also mehr als das 66fache; Kupfer 1876 bis 1880 16 132 Tonnen und 1904 136 274 Tonnen (pro Kopf 0,4 und 2,3 Kilo), also weit mehr als das 8fache, fast das 9fache; Kakao in Bohnen 1836 bis 1840 371 1906 34 018 Tonnen (pro Kopf 0,01 und 0,55 Kilo); Rohkaffee 1836 bis 1840 26 600 und 1906 185 334 Tonnen (pro Kopf 1,01 und 3,02 Kilo); Tee 1836 bis 1840 122 und 3887 Tonnen (0,004 und 0,06 Kilo); Rohtabak 1861 bis 1865 46 549 und 1905 102 058 Tonnen (1,3 und 1,7 Kilo); ausländische Gewürze 1836 bis 1840 1401 und 1906 10 154 Tonnen (0,05 und 0,17 Kilo); Reis 1836 bis 1840 4669 und 1906 167 224 Tonnen (0,18 und 2,73 Kilo) also das 36fache usw.

die dortigen Eingeborenen die Baumwolle ursprünglich-roh wie seit Jahrhunderten und Jahrtausenden, also unerträglich teuer produzieren und liefern, oder ob sie den Anbau des Strauches und die erste Zurichtung der Faser und des Samens in modern vervollkommneter Weise, also billig, vollführen lernen? Als vor drei und vier Jahren die Baumwollpreise in New Orleans und New York in die Höhe schnellten, da blieb monatelang den Textilfabriken Lancashires weiter nichs übrig als den Betrieb einzuschränken, zeitweise bis auf die Hälfte der normalen Produktion. Der *Statist* fasste damals sein Urteil dahin zusammen, der ganze enorme Export von Textilfabrikaten nach Ostasien ruhe, bei der geringen Zahlkraft der dortigen Abnehmer, auf der Voraussetzung, dass die Rohbaumwolle in Liverpool 5 Pence pro Pfund nicht wesentlich überschreite; bei mehr als 6 Pence versagten die Käufer Indiens und Ostasiens bereits; bei 6½ bis 7 Pence müsse man auf 30 bis 40 % der Lancashirer Textilfabrikation und auf entsprechende Aufträge für die schottischen Druckereien und Färbereien verzichten. Die näher beteiligten englischen Gewerkschaften steuerten, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, namhafte Beträge aus ihren Kassen bei, um die Fabrikantenbemühungen zur Ausbreitung der kolonialen Baumwollkultur zu unterstützen. War das Kurzsichtigkeit, oder war das freierer und weiterer Blick als wir ihn leider unter uns noch gewöhnt sind?*)

*) Vermeintlich mit dem denkbar tiefsten Einblick und mit den fortgeschrittensten Anschauungen ausgerüstet, schreibt ein angesehenes deutsches Parteiblatt am 10. Oktober 1905: »Heute betrachtet man die Kolonieen als Absatzmärkte, auf die man mit Profit den Warenüberschuss des Mutterlandes werfen könne. Man will exportieren. Für eine sozialistische Gesellschaft jedoch existiert dieser Gesichtspunkt nicht. Sie beruht nicht auf dem Export, weil sie nicht mehr auf dem Profit beruht. Für sie ist nur noch das Konsumbedürfnis ihrer Mitglieder ausschlaggebend. Import wie Export werden daher bescheidene Grenzen nicht überschreiten, die genau von den materiellen Bedürfnissen nach den Gebrauchswerten der Waren, nicht mehr wie heute nach ihren Tauschwerten, diktiert sein werden. Um ein praktisches Beispiel zu nehmen: Fast den gesamten Bedarf an Baumwolle deckt zurzeit Amerika. Unsere Kolonialfexe scheuen nun weder Mühe noch Kosten, um in den deutschen Kolonieen Afrikas auch Baumwolle zu produzieren. Warum? Nicht etwa deshalb, weil die amerikanische Baumwolle nicht gut genug ist oder den Bedarf nicht decken könne — die beste deutsche Baumwolle aus Togo erreicht die Güte der amerikanischen nicht —, sondern nur, um *unabhängig* vom amerikanischen Markte zu sein, das heisst, weil sie das Geld reut das sie den Baumwollpflanzern Südkarolinas und New Orleans in die Taschen stecken müssen. Eine sozialistische Gesellschaftsordnung wird diesen Wahnsinn natürlich nicht mitmachen. Sie wird die Baumwolle von dort nehmen, von wo sie sie am besten und billigsten erhalten kann, und sich nicht aus Marotten, die nur auf dem Sumpfboden des Kapitalismus gedeihen können, darauf versteifen, in irgendwelchen Kolonieen schlechte und teure Baumwolle zu pflanzen.« × Entweder sind diese *wahnsinns-, marotten*tollen deutschen Kapitalisten seltsame Gemütsmenschen: weil »sie das Geld reut«, das sie Amerikanern für treffliche und billige Baumwolle hingeben müssen, zahlen sie lieber für »schlechte und teure« Baumwolle .... noch mehr. Oder, was wahrscheinlicher ist, der Zukunftsstaatskundige ist doch wohl in der Gegenwart nicht genügend zu Hause. × Wie es dann aber so geht: In einem anderen Parteiblatt schreibt am 7. März 1907 ein Mitglied der Budgetkommission des Reichstags: »Die Beschaffung von Baumwolle für die deutsche Textilindustrie ist eine Frage von ausserordentlicher Wichtigkeit, an der natürlich besonders auch die Textilarbeiter interessiert sind. Deutschland ist jetzt bei dem Bezug seiner Rohbaumwolle fast ausschliesslich auf die amerikanische Produktion angewiesen. Im Etat des Reichsamtes des Innern werden zu Aufwendungen für Einrichtungen und Veranstaltungen, welche allgemeinen Interessen des deutschen Handels dienen, 100000 Mark gefordert; das sind 50000 Mark mehr als im Vorjahre. Die Erhöhung von 50000 auf 100000 Mark wird beantragt, um Mittel zu gewinnen zur Unterstützung der Bestrebungen, welche darauf gerichtet sind der deutschen Baumwollindustrie die Beschaffung des Rohmaterials zu erleichtern. Die Einstellung der Mittel in den Etat erfolgte in der Voraussetzung, dass die deutschen Baumwollindustriellen auch ihrerseits erhebliche Beträge aufbringen, um die Ausbreitung der Baumwollkultur, insbesondere in den deutschen Kolonieen, zu fördern. Ein Regierungskommissar versicherte am Mittwoch in der Budgetkommission des Reichstags, dass solche Mittel aus industriellen Kreisen bestimmt zu erwarten seien. Die geforderten 100000 Mark wurden einstimmig bewilligt.« Also doch wohl auch von unseren eigenen Parteivertretern. »Marotten, die nur auf dem Sumpfboden des Kapitalismus gedeihen können ...«

Wir verwahren uns auf das heftigste gegen jeden Tabakzoll und gegen jede Tabaksteuer wegen der vernichtenden Rückwirkungen jeder Zigarren- und Zigarettenverteuerung auf den ganzen Tabakarbeiterberuf. Wenn jedoch, wie in den letzten Jahren, die Weltproduktion des Tabaks weniger und weniger der starken internationalen Nachfrage genügt und wenn lediglich deshalb die Preise auf dem Weltmarkt und bei uns emporklimmen, so ist selbstverständlich der Schaden genau der gleiche, für den Raucher wie für den Tabakarbeiter. Kann es uns, als Vertreter der Konsumenten- und Arbeiterinteressen, also ganz kühl und unberührt lassen, wenn unter der internationalen Rohstoffknappheit zum Beispiel die niederländische Statistik folgende Ergebnisse des Handels in Sumatratabak[7]) kundgibt?

im Jahre	Pack	Durchschnittspreis (Cents)	Also gesamte Rohstoffkosten (Gulden)
1903	246 867	93½	35 490 000
1904	233 677	99	35 675 000
1905	225 370	155	53 845 000

Ist es unter solchen Umständen eine blosse *Marotte*, wenn die englischen Tabakinteressenten darauf hinzuwirken suchen, dass neben den Pflanzungen in Amerika und Kuba, in Holländisch Indien auch neue Pflanzgebiete in Nyasaland und Ostafrika, in Transvaal, auf Ceylon, Westindien, in Australien eröffnet werden?[8]) Soll es etwa gar Aufgabe der Arbeiter sein diesem Streben nach Erhöhung des Angebotes, nach Ausdehnung der kolonialen Lieferungen und damit nach Ermässigung der europäischen Preise Steine in den Weg zu werfen? Das Licht des armen Mannes soll nicht verteuert werden, deshalb haben wir stets gegen Petroleumauflagen wie die Löwen gekämpft. Aber wie anders wird denn der erdrückenden Wucht eines ausschliesslichen amerikanischen Weltmonopols entgegengewirkt als dadurch, dass — neben der russisch-asiatischen, galizischen und rumänischen Gewinnung — auch die Ölquellen auf Sumatra, in Indien, in Japan, in Türkisch Asien und Turkestan, in Portugiesich Ostafrika, in Burma in Angriff genommen oder weiter entwickelt werden? Wir wollen durch Verbilligung den Konsum aller Lebens- und Genussmittel nach Möglichkeit unter den Massen erweitern. Aber die Billigkeit von Kaffee, Tee, Kakao, Reis beruht in erster Linie auf den erzielbaren Produktions- und Transportverbesserungen auf Ceylon, in Indien, auf Portoriko, Jamaica, Trinidad und den Philippinen, in Holländisch Indien, in Zentral- und Südamerika.

Wir feiern jede kostensparende Erfindung bei uns als einen Kulturtriumph, der uns zugleich unseren Zukunftszielen rascher nahebringen muss. Und wir sollten uns nicht rühren dürfen, wenn unsere wichtigsten industriellen Rohstoffe in barbarischer Unbeholfenheit, mit ungenügendstem Ertrag und deshalb zu abnormsten Hochpreisen hergestellt und geliefert werden — nur weil wir von altersher gewöhnt sind die Wirtschaftswelten jenseits der grossen Wasser nicht in ihrem, immer unlösbarer gewordenen Zusammenhang mit unserem eigenen Schicksal zu sehen? Nein, wir sollten sogar *prinzipiell* diesen ökonomischen Revolutionen übersee, die unseren eigenen Wirtschaftsumwälzungen und industriellen und persönlichen Massenbedarfszunahmen parallel

[7]) Vergl. die Nachrichten des Reichsamts des Innern vom 1. August 1907.

[8]) Vergl. *The Tobacco Trade* in den *Times* vom 20. Mai 1907.

laufen müssen*), widerstehen, weil . . . das Kapital dabei nicht unbereichert bleibt? Ja, wenn wir die gleiche Höhe der Auffassung auf alle produktiven Fortschritte bei uns daheim übertragen wollten, würde es dann noch denkende Arbeiter geben, die uns für fähig hielten Wortführer ihrer Interessen zu sein?

Aber wenn man die Notwendigkeit fortschreitender Erschliessung und Entfaltung der tropischen und subtropischen Erdstriche zugibt, bedarf es dazu derjenigen Form des Vorgehens, die wir speziell als Kolonisation und Kolonialpolitik bezeichnen? Und zeigt *die* Kolonialpolitik des kapitalistischen Zeitalters nicht in sich selbst grosse stufenweise Fortschritte?

Dies führt uns zu einer Schlussbetrachtung, die in einem der nächsten Hefte folgen soll.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

EDWARD REYNOLDS PEASE · DER SOZIALISMUS UND DIE MITTELKLASSEN

LIEBKNECHT, der ein bewunderungswerter Volksredner in der englischen Sprache wie in seiner deutschen Muttersprache war, pflegte gelegentlich nach London zu kommen und dort in grossen Versammlungen zu reden, die von der *Social Democratic Federation* einberufen wurden, um den Engländern Gelegenheit zu geben den Führer der grössten sozialdemokratischen Partei der Welt zu hören. Die englischen *Social Democrats* brüsten sich gerne mit ihrem Klassenbewusstsein und sind nie glücklicher, als wenn sie gegen die Laster und die Heuchelei der ausschweifenden Bourgeoisie losziehen können. Aber der alte Liebknecht — sei es nun, dass er boshafterweise seinen Zuhörern eine ihm nötig erscheinende Lektion geben wollte, sei es, was wohl wahrscheinlicher ist, dass er bei seinem früheren langjährigen Aufenthalt in England die Überzeugung von der Wahrheit und Wichtigkeit seines Satzes gewonnen hatte — widmete bei jeder Gelegenheit, bei der ich das Vergnügen hatte ihn sprechen zu hören, den grössten Teil seiner Rede einem nachdrücklichen Lob der englischen

*) Das Tollste und trotz alles Scheinradikalismus Zipfelmützig-Reaktionärste ist es wohl, dass einzelne Parteigenossen hier und da rundweg die heutige Kapitalsanlage übersee als greulichste Vergeudung verfemen und dafür die innere Kolonisation, womöglich die Aufschliessung der Lüneburger Heide und ähnliches begeistert empfehlen. Gewiss. Wir brauchen, sagen wir, Kautschuk: und das Kapital in seiner *Verblendung*, in seiner *Angst* vor dem letzten Stündlein, in seiner *Furcht vor dem Proletariat* flieht in die Urwälder am Äquator, gründet Plantagen in West- und Ostafrika, auf Ceylon und Inselindien, in Zentral- und Südamerika! Können wir in Deutschland nicht noch eine ganze Menge Bäume pflanzen und diese gleichfalls anritzen und anzapfen, bis etwas dabei herauskommt? Die Kupfernot für Elektrotechnik, Lokomotiven- und Schiffsbau, Bronze- und Messingindustrieen lässt uns nicht mehr los; und diese *wahnsinns-*, *marotten*tollen Überkapitalisten des *Zusammenbruchs*zeitalters werfen das schöne deutsche Geld an überseeische — wahrhaftig: an überseeische — Kupferberg- und Schmelzwerke weg, wo wir doch in Deutschland noch über weite Bodenflächen verfügen, auf denen man die grössten Löcher nach dem Erdinnern bohren könnte! Wir brauchen Gold; und das für eine bessere Wirtschaftsordnung verständnislose Kapital geht nach Transvaal, nach Klondyke, nach Australien, nach Westafrika, Schächte, Wäschereien und Stampfen zu errichten! Haben wir in der Mark und anderwärts in Preussen-Deutschland nicht eine Menge Sand, der noch ungewaschen, und Quarz, der noch unzerstampft ist? Und so fort . . . Meist wird umgekehrt ein Schuh daraus. Solange bei jedem Wirtschaftsaufschwung die Preise von Kautschuk, Kupfer, Zinn, Baumwolle, Jute, Wolle, Tabak usw. unverhältnismässig steigen, darf man das als Beweis dafür ansehen, dass in der Okkupation (Urwald, Waschgold) und Produktion (Plantage, Bergwerk) sowie im Transport (Eisenbahn, Flussschiffahrt) von Kautschuk, Kupfer, Zinn, Baumwolle, Jute, Wolle, Tabak usw. übersee noch nicht genug europäisches Kapital angelegt ist.

Mittelklassen und pflegte auseinanderzusetzen, wie glücklich England in dem Besitze einer so klugen wie mächtigen Klasse wäre, die das Land ohne vollständige Missachtung der Arbeiterinteressen regierte, wie sehr dagegen Deutschland an dem Mangel einer Klasse mit auch nur annähernd ähnlicher politischer Stellung litte. Es hat mich immer amüsiert, wie aufmerksam meine Freunde von der *Social Democratic Federation* einen so hervorragenden Propheten ihres Glaubens anhörten, und wie begeistert sie ihm Beifall spendeten, wie wenn sie zum Applaus verpflichtet gewesen wären, obschon er Ansichten und Gefühlen Ausdruck gab, die sie, hätte ein Engländer sie geäussert, mit grollendem Lärm und einem Sturm von Gezisch aufgenommen haben würden. Liebknecht hat aber in der Tat eine Wahrheit ausgesprochen, die von den Sozialisten oft übersehen wird.

In allen Ländern gehörten die meisten Führer des Sozialismus den Mittelklassen an, und es ist keineswegs eine Eigentümlichkeit Englands, dass die Begründer und die meisten der hervorragenden Vertreter seines Sozialismus eine gediegene Erziehung genossen haben und zum Teil reich sind. Nichts erleichterte so sehr das Aufkommen des Sozialismus in England wie der frühe Übertritt von William Morris. Er allein von allen sozialistischen Führern konnte, ohne dass ein Widerspruch zu fürchten gewesen wäre, als über jeder Möglichkeit unlauterer Motive stehend angesprochen werden. Popularität und Ruhm konnten für den Verfasser des *Paradieses auf Erden* und den Führer der Kunst- und Kunstgewerbebewegung keinen Reiz mehr haben. Er besass alles, was Reichtum und Genie zu gewähren vermögen, war eines Denkmals im Ruhmestempel seines Volkes sicher, lang ehe er als Sozialist bekannt wurde. Sein Übertritt zu unserer Sache war die beste und bündigste Antwort auf die Verleumdung, dass die Sozialisten gewissenlose Friedensstörer, rücksichtslose Ruhmesjäger, *Macher* seien, die darauf abzielten als *bezahlte Agitatoren* von Arbeitergroschen zu leben.

Es war ganz natürlich, dass der Sozialismus in England in der Mittelklasse Wurzel schlug, weil diese Klasse mehr ausgesprochene politische Instinkte hat als irgendwo anders in Europa. Die Mittelklassen haben England mehr als sieben Jahrzehnte beherrscht und auch schon früher einen nicht geringen Einfluss auf seine Politik ausgeübt, hauptsächlich deshalb, weil sie, wie hinlänglich bekannt ist, nicht durch eine starre und feste Grenze von der Aristokratie geschieden sind. Der Sohn, sogar der älteste Sohn, eines Peers ist nach dem Gesetz ein Bürgerlicher, auch wenn er seines Vaters zweiten Titel führt. Die Grosskinder des vornehmsten Aristokraten, mit Ausnahme der Kinder seines ältesten Sohnes, sind Bürgerliche und unterscheiden sich in keiner Hinsicht von der Masse des Volkes. John Russell, der Dockarbeiter, kann offiziell gar nicht von dem Grosssohn des Herzogs von Bedford unterschieden werden, wenn es zufälligerweise einen dieses Namens gibt. Auf der anderen Seite besteht ein grosser Teil der heutigen Peerschaft aus Söhnen oder Grosssöhnen von erfolgreichen Rechtsanwälten, Bankiers, Kaufleuten, Bierbrauern und gelegentlich sogar Dichtern und Männern der Wissenschaft. So ist die englische Aristokratie seit Jahrhunderten mit den Mittelklassen eng verbunden gewesen, beide miteinander haben, geschieden in die beiden Parteien der Whigs und der Tories, abwechselnd die Zügel der Regierung in der Hand gehabt und die Unterstützung des Volkes zu erringen gesucht.

In dieser grossen Mittelklasse hat nunmehr der Sozialismus eine feste Stellung erobert. Das geht auf verschiedene Ursachen zurück, deren wichtigste vielleicht die Haltung der Kirche ist. Um das vollständig auseinandersetzen zu können, wäre eine eigene Abhandlung nötig, und ich fürchte, dass die kurze Feststellung, die ich hier nur geben kann, für jemanden, der mit dem Gegenstande nicht vertraut ist, ohne Überzeugungskraft bleiben wird. Aber ich spreche aus einer Kenntnis der Dinge und ohne jedes Vorurteil, denn ich bin von Geburt und Erziehung ein Dissenter der schärfsten Art und während meines ganzen reiferen Lebens ein *Ungläubiger* gewesen.

Die englische Kirche zerfällt in drei Schulen, die (evangelische) niedrige Kirche, die bis vor dreissig Jahren die herrschende war; die (philosophische) breite Kirche, die einstmals stark war, es heute aber nicht mehr ist, und die Hochkirche, die dem römischen Katholizismus zuneigt und während der letzten zwanzig Jahre die anderen beiden weit übertroffen hat. Nun ist es eine merkwürdige Tatsache, dass die *Priester* — wie sie sich selbst nennen — der Hochkirche zu drei Vierteln mehr oder weniger entschiedene Sozialisten sind. Sie versuchen damit keineswegs die Politik jener deutschen Geistlichen nachzuahmen, die, wenn ich recht unterrichtet bin, einen Pseudosozialismus predigen, um die Arbeiter der Sozialdemokratie abspenstig zu machen. Die englischen geistlichen Sozialisten haben niemals versucht eine politische Partei oder eine Gewerkschaft oder irgend eine andere Arbeiterorganisation zu gründen. Wenn sie am politischen Leben teilnehmen, dann unterstützen sie öffentlich die Kandidaten der Arbeiterpartei oder einen unabhängigen Sozialisten. Wenn sie in einen gewerkschaftlichen Kampf eingreifen, so geschieht es, um der Kasse einer richtigen Gewerkschaft, die durch einen Streik hart mitgenommen ist, Mittel zuzuführen. Sie gehören den verschiedenen sozialistischen Vereinigungen an, haben aber auch in ihrer *Christian Social Union* eine eigene starke und einflussreiche Vereinigung; diese ist in ihrer Betätigung streng sozialistisch, obschon die Mitgliedschaft nicht ausschliesslich aus Sozialisten besteht. Ausserdem gibt es noch ein oder zwei extremere kirchliche sozialistische Gesellschaften. Da nun die Hochkirche die Kirche der vornehmen Gesellschaft ist, so müssen die religiös gesinnten Angehörigen der oberen und Mittelklassen jeden Sonntag Predigten anhören, die, wenn sie überhaupt das politische Gebiet berühren, den Lehren des Sozialismus eher günstig als feindlich gestimmt sind. Es mag schwer sein einen deutschen Sozialdemokraten davon zu überzeugen, dass der extremklerikale Flügel der englischen Kirche den Sozialismus in England ohne Hintergedanken, ohne Rücksicht auf Privatinteressen unterstützen kann. Aber das ist in der Tat unzweifelhaft der Fall und erklärt nicht zum wenigsten den stillen Fortschritt des Sozialismus in England.

In alten Tagen war es wahrscheinlich richtig, dass das Blut der Märtyrer der Same der Kirche war; ob aber das mildere politische Märtyrertum unserer Tage ähnlich fruchtbringend ist, darf bezweifelt werden. Ein Autodafé ist eindrucksvoll und lehrt den grossen Haufen denken; die Entlassung eines kleinen Beamten, die Nichtbeförderung einer verdächtigen Persönlichkeit führen nicht so leicht zum Übertritt neuer Rekruten. Im ganzen haben wir in England vermutlich aus dem völligen Mangel eines offiziellen Boykotts unserer Ansichten Vorteil gezogen. Vor mehr als zwanzig Jahren haben die Behörden einmal drei Sozialisten wegen aufrührerischer Reden angeklagt; die Geschworenen

haben sie freigesprochen. Einer dieser drei, der Right Honourable John Burns, ist jetzt Minister und vielleicht der populärste Mann in England. Seit jener Zeit hat die offizielle Welt keinen irgendwie gearteten Versuch mehr gemacht zu behaupten, Sozialisten seien andere Menschen als die übrigen. Die höheren Zweige des Zivildienstes stecken voller Sozialisten, deren amtliche Laufbahn in keiner Weise durch ihre Überzeugung gefährdet ist. Ein beweiskräftiges Beispiel ist Sir Sydney Olivier, Geheimer Rat und Ritter des Sankt Michael- und Georgsordens, der unlängst in ungewöhnlich frühem Alter auf den hoch bezahlten Posten eines Gouverneurs von Jamaica berufen wurde. Olivier wurde vor ungefähr zwanzig Jahren zuerst bekannt als einer von den sieben Verfassern der *Fabian Essays* über den Sozialismus und ist seitdem die ganze Zeit über in der sozialistischen Bewegung eifrig tätig gewesen.

Diese vollständige Duldsamkeit gegen den Sozialismus erstreckt sich sogar auf die Armee. Ich weiss zum Beispiel zufällig, dass vor ein oder zwei Jahren ein Infanterieoffizier, von Geburt ein schottischer Adliger, zum Sozialismus übertrat und so weit ging in öffentlicher Wahlversammlung rednerisch für einen sozialistischen Parlamentskandidaten einzutreten. Sein General legte ihm nahe um seinen Abschied einzukommen, der Kriegsminister dachte über die Sache aber ganz anders, und nach ein paar Stunden, nicht erst nach langen Tagen, wurde dem General bedeutet, er habe seine Aufmerksamkeit auf die militärische Fähigkeit seiner Offiziere zu beschränken und möge sich nicht um deren politische Ansichten kümmern; ein paar Tage später wurde der Offizier auf einen Posten in Südafrika befördert, um ihn aus einer vielleicht feindlich gesinnten Umgebung zu befreien. Die gegnerische Presse ist kein ernsthaftes Hindernis für den Sozialismus, und vielleicht finden wir unter den Journalisten eine grössere Menge der Mittelklasse entstammende Sozialisten als in irgend einem anderen Zweige dieser Klasse.

Der wichtigste Umstand, der zur Verbreitung des Sozialismus in der englischen Mittelklasse beigetragen hat, ist wohl die Existenz einer Gesellschaft für die Mittelklassen, der *Fabian Society*, die seit dem Anfang der sozialistischen Bewegung besteht. Denn so klassenbewusst im Sinne einer Klasse, der er nicht selbst angehört, der Angehörige der Mittelklasse auch sein mag, wie eifrig er auch danach streben mag sich mit den Arbeitern zu identifizieren, es ist doch nicht jedem Gebildeten gegeben sich leicht und bequem mit Menschen von anderer intellektueller und gesellschaftlicher Eigenheit zusammen zu tun. Die verschiedenen Klassen sprechen nicht die selbe Sprache; die Art ihres Denkens ist verschieden; die Methoden ihrer Geschäftsführung sind nicht die selben. Die Erziehung durch das Leben ist vielleicht wertvoller als die durch Bücher, aber doch nicht ganz das selbe. Daher war es ein Vorteil für den Mittelklassensozialismus, dass eine Mittelklassenvereinigung gegründet wurde, die unter der Leitung literarisch tätiger Männer mit zumeist akademischer Bildung steht und alle die Hilfsmittel der Wissenschaft zu der Praxis der Redner und Organisatoren aus dem Arbeiterstande hinzufügt. Diese Körperschaft, die vor 25 Jahren durch damals junge und unbekannte Männer gegründet wurde, von denen heute einige Weltruhm errungen haben, hat eine Theorie des Sozialismus für England ausgebildet, die sich erheblich von den Lehren der ursprünglichen deutschen Apostel unterscheidet. Die englische Schule des Sozialismus, opportunistisch in der Politik, praktisch in ihrer An-

wendung auf die Verwaltung, experimentell in ihrer Methode und empirisch in ihrer Doktrin, ist den englischen Mittelklassen und auch der Arbeiterschaft annehmbarer als die scharf geschnittenen Dogmen der marxistischen Schule; diese englische Schule des Sozialismus ist durch die neue Arbeiterpartei und durch die *Independent Labour Party* zu einem machtvollen Faktor der englischen Politik geworden.

Zusammenfassend mag gesagt werden, dass der Sozialismus in der Mittelklasse in England stark genug geworden ist, um den Arbeitern eine friedliche Anerkennung ihrer Forderung nach vollem Anteil an den Produkten und der Kontrolle der Industrie zu sichern. In nicht allzuferner Zeit werden die Arbeiter, wie ich überzeugt bin, geeint sein, während die besitzenden Klassen auseinanderfallen werden. Die Festung des Reichtums wird durch Truppen verteidigt, die nur mit halben Herzen bei ihrer Aufgabe sind, ja sogar zum Übertritt neigen. Aussenwerke werden eins nach dem anderen preisgegeben werden, die Zahl derjenigen, die eine Kapitulation wünschen, wird wachsen, und der Kampf wird schliesslich weniger durch die Kraft der Belagerer als durch die Schwäche der Verteidigung gewonnen.

RICHARD WOLTER · UNSERE STELLUNG ZUR PRIVATBEAMTENBEWEGUNG

ZWEIFELLOS bildet die Mittelstandsbewegung eine sehr wichtige Frage der Tagespolitik. Die industrielle Entwickelung der letzten Jahrzehnte hat Schichten entstehen lassen, die mit ihren Anschauungen noch dem Bürgertum angehören, obwohl sie ihrer wirtschaftlichen Stellung nach proletarisiert sind. Auch in unserer Partei ist die Mittelstandsbewegung erörtert worden; es wäre töricht, wollten wir an diesen Erscheinungen achtlos vorübergehen. Wenn vom Genossen Fischer in dieser Zeitschrift eine sozialdemokratische Mittelstandspolitik empfohlen wurde,[1]) so kann ich mich mit seinen Ausführungen in vollem Umfange nicht einverstanden erklären, weil er den Begriff einer *Mittelstandspolitik* für uns zu weit fasst, weil er in seiner Betrachtung Schichten mit einschliesst, die wir schwerlich gewinnen können. Ich will deshalb das Thema bestimmt abgrenzen, und meine Untersuchung wird sich nur auf die Berufsschichten beschränken, die als Ingenieure oder Techniker, als Chemiker, Grubenbeamte, Betriebsbeamte, Werkmeister, Kaufleute usw. in der Grossindustrie leben und schaffen müssen. Es ist nun interessant das Organisationsleben dieser Schichten zu betrachten.

Freilich bestehen hier schon längst Verbände, die die Berufsmitglieder der einzelnen Kategorieen hinter sich sammeln. Aber diese Vereinigungen sind doch bis jetzt mehr oder weniger nur Fachverbände und Unterstützungsvereine geblieben. In dieser Beziehung haben sie beachtenswerte Arbeit geleistet. Der *Verein deutscher Ingenieure* hat in gemeinsamer, gründlicher Arbeit die Fortschritte der Ingenieurwissenschaft beobachtet und für eine stete Weiterbildung der in der Praxis stehenden Berufskollegen gesorgt. Der *Verband*

[1]) Vergl. Edmund Fischer *Sozialdemokratische Mittelstandspolitik* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1907, 1. Band, pag. 451 ff.

deutscher Elektrotechniker hat die Sicherheitsvorschriften und Normalien geschaffen, ein Werk mustergültiger Kommissionsarbeit, wodurch erst Regel und Ordnung in der Produktion auf dem Gebiet der Elektrotechnik geschaffen wurde. Der *Deutsche Werkmeisterverband* und die verschiedenen kaufmännischen Organisationen haben durch ihr sorgfältig aufgebautes Unterstützungswesen eine verhältnismässig grosse Zahl von Mitgliedern hinter sich zu halten verstanden. Aber allen diesen Verbänden ist gemeinsam der Vorwurf zu machen, dass sie in sozialpolitischer Beziehung für die Interessenvertretung ihrer Berufsmitglieder absolut nichts geleistet haben. So haben in den letzten Jahrzehnten besonders die technischen Verbände ihre Hauptaufgabe darin gesehen ihre in der Praxis stehenden Mitglieder rein fachlich immer auf dem laufenden zu erhalten und für einen fachlich tüchtigen Nachwuchs zu sorgen. So wurden immer neue Schulen ins Leben gerufen, ein immer grösseres Angebot wandte sich diesem Berufe zu. Ein Missverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage entstand, wodurch der Wert der technischen Arbeit ungeheuer sinken musste. Und die Vorstände des *Deutschen Werkmeisterverbandes* und der kaufmännischen Unterstützungsvereine waren zufrieden, wenn sie am Jahresschluss in ihren Geldschränken die angesammelten toten Kapitalien, die Unterstützungsgelder und Pensionsfonds, revidieren konnten. Von der Arbeiterbewegung hatte man nichts gelernt.

Zurzeit geht nun hier ein geistiger Umwälzungsprozess vor sich. Die alten Verbände müssen dem Drängen ihrer Mitglieder nachgeben und sich auch mit den sozialpolitischen Fragen ihres Berufes beschäftigen. Sonst laufen sie Gefahr, dass wieder neue Verbände entstehen, die sich den alten als sehr gefährliche Konkurrenten erweisen. Der in seiner Verfassung recht konservative *Deutsche Werkmeisterverband* hat sich den Reichstagsabgeordneten Dr. Potthoff als Syndikus engagiert, dessen Aufgabe es ist sozialpolitisch das Problem der Werkmeisterfrage zu erörtern. Den alten kaufmännischen Verbänden ist als Gegenströmung der *Zentralverband der Handlungsgehilfen* erstanden. Wenn auch dieser Verband eine verhältnismässig geringe Mitgliederzahl aufweist im Hinblick auf die anderen Verbände und auf die Zahl der Angestellten im kaufmännischen Beruf überhaupt, so hat er doch durch seine Agitation zweifellos als treibende Kraft gewirkt. In Ingenieurkreisen wurde der *Bund der technisch-industriellen Beamten* gegründet, jene Organisation, der fast alles zu verdanken ist, was bisher an Aufklärung über die Technikerfrage gegeben wurde.

Betrachten wir die Grundforderungen, die Angestelltenorganisationen überhaupt aufstellen müssen, so erkennen wir ohne weiteres einen bestimmten Zusammenhang mit den Arbeiterforderungen. Der Angestellte fordert ungehinderte Koalitionsfreiheit. Als einzelner steht er den grossen Firmen ebenso machtlos gegenüber wie der Arbeiter. Er kann sich nur durchsetzen, wenn er seine Forderungen mit denen seiner Kollegen vereinigt, wenn er die Möglichkeit findet sich organisatorisch zusammenzuschliessen. So hat die unbedingte Koalitionsfreiheit für den Angestellten die gleiche grundlegende Bedeutung wie für den Arbeiter. Weiter handelt es sich um die Forderung des freien Dienstvertrages. Der Arbeitsvertrag zwischen dem einzelnen Unternehmer und dem einzelnen Arbeiter ist für den Grossbetrieb längst überwunden; der Kollektivvertrag musste dafür an seine Stelle treten. Ebenso sind

die jetzt einzig möglichen Formen des Arbeitsvertrags zwischen Angestellten und Unternehmern kollektiv vertragliche Vereinbarungen, die von der Gesamtheit der Angestellten der Gesamtheit der Unternehmer gegenüber eingehalten werden müssen. In richtiger Erkenntnis dieser Situation geht man zum Beispiel in fortschrittlich denkenden Ingenieurkreisen an die Aufstellung von Minimalgehaltsskalen. Man fordert die Kollegen auf sich unter jeweilig bestimmten Gehaltsgrenzen nicht anzubieten. Der Gedanke an Minimalgehaltsskalen ist durch die vorbildliche Schaffung von Tarifverträgen in der Gewerkschaftsbewegung der Arbeiter entstanden. Wenn weiter der Angestellte Beamtenausschüsse fordert, so leiten ihn die selben Gründe wie die Arbeiterschaft bei dem Ringen um Arbeiterausschüsse. Es lässt sich gegen unbrauchbare Beamtenausschüsse all das einwenden, was uns die Erfahrungen mit verfehlten Arbeiterausschüssen gelehrt haben. Hier wie dort ist nur eine wirklich *konstitutionelle* Vertretung der Arbeitnehmer im Fabrikbetrieb möglich, wenn dahinter von einheitlichem Geist geleitete Organisationen stehen. Nur dann können dem Unternehmer in seinen eigenen vier Wänden durch zähen Kleinkampf wirkliche Zugeständnisse abgetrotzt und abgerungen werden.

Nun sind allerdings Fragen wie Erfinderschutz, Konkurrenzklausel, Abnahme des Ehrenworts im Dienstvertrage, Achtuhrladenschluss, Verbot der Sonntagsarbeit usw. Sonderverhältnisse, die für den Arbeiter in dem Masse nicht existieren. Aber damit wird nichts an dem gemeinsamen Grundcharakter der Angestelltenforderungen und der Arbeiterforderungen geändert. Beide Schichten haben den gleichen Gegner, den Kapitalismus, und zwar den Kapitalismus in seiner Reifekultur. Das ist eben das Gewaltige in diesen Verhältnissen, dass jede Spur kleinbürgerlicher Betriebsformen hier verschwunden ist: da gibt es nur ein klares Hüben oder Drüben. In den gewaltigen Riesenbetrieben wie Krupp, Borsig, Schwartzkopff, Siemens-Schuckert, *Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft* arbeiten gemeinsam Tausende von geistigen Arbeitern mit Zehntausenden von Handarbeitern für eine anonyme Gesellschaft von Aktionären, die niemals die Etablissements betreten, die niemals durch eigene Tätigkeit in den Produktionsprozess eingreifen. Für die Generalversammlung der Aktionäre ist der geistige Arbeiter ebenso Ausbeutungsobjekt wie der Handarbeiter.

Wenn die politische Anschauungsweise einer Klasse lediglich der Gedankenreflex der bestehenden rein realen Verhältnisse ist, so müsste auch die politische Gedankenwelt der grossindustriellen Kopfarbeiter auf dem selben Boden stehen wie die der Handarbeiter. In Wirklichkeit ist das nicht der Fall. Genosse Lange hat in einer Arbeit diese Tatsache untersucht.[2]) Er hat in seinen Feststellungen zweifellos recht, dass selbst verhältnismässig fortgeschrittene Angestelltenorganisationen den klaren Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit nicht erkennen, dass sie nicht im stande sind aus den vorhandenen Verhältnissen die richtigen Konsequenzen zu ziehen. Wie haben wir uns diese Erscheinung zu erklären? Wie ist es möglich, dass wir in fast allen Kreisen der Industriebeamten auf Verständnislosigkeit und instinktive Abneigung gegen unsere Ideen stossen, da doch gerade die Sozialdemokratie diejenige Partei ist, welche die Interessen der Angestellten immer vertreten hat und ihrer inneren Wesensart nach auch immer vertreten kann?

[2]) Vergl. Paul Lange *Der neue Mittelstand* in der *Neuen Zeit*, 1906-1907, 2. Band, pag. 314 ff.

Suchen wir nach den Gründen dieser Abneigung, so liegt die Schuld zunächst an uns selbst. Von einsichtigen Parteikreisen ist das auch zugegeben worden. Bei den überraschenden Wahlresultaten von 1903 hat vor allen Dingen die Zustimmung der Intellektuellen und Mitläufer aus bürgerlichem Lager für uns eine wichtige Rolle gespielt. Aus diesen gewiss doch unentwickelten Schichten wurde uns damals ein grosses Vertrauen entgegengebracht, instinktiv fühlte man, dass hier politisch eine neue Kulturmacht mit frischem geistigen Leben und grossen Zielen heranwachse. Wir galten den alten bürgerlichen Parteien gegenüber als eine junge, vielversprechende Bewegung. So hat mancher aus diesen Kreisen mehr aus instinktivem Gefühl als aus klarer politischer Erkenntnis heraus bei den Wahlen unseren Kandidaten seine Stimme gegeben. Dann aber kam der Komplex all der Erscheinungen, die man mit dem Sammelnamen *Dresden* bezeichnet, dann kamen die erbitterten Kämpfe in unseren eigenen Reihen, jene unerfreulichen Zänkereien, durch die unsere überzeugten Anhänger vielleicht nicht beirrt, wohl aber jene Kreise abgestossen wurden, die erst auf dem Wege zu uns waren. Wir selbst sind schuld daran, dass mittelmässige Staatsmänner und Politiker, bürgerliche Agitatoren mit recht zweifelhaften Handwerkskniffen uns beikommen konnten, um uns jene Schichten zu entziehen. Erfreulicherweise hat sich die Partei seit Essen offiziell entschlossen die Scharte auszuwetzen.

Eine andere Ursache dieser politischen Teilnahmlosigkeit liegt ausser uns, in der Psyche der Privatbeamten. Darin aber hat Genosse Lange in seiner oben zitierten Arbeit wohl unrecht, dass er den Einschlag proletarischer Herkunft in den Industriebeamtenschichten besonders hoch anschlägt. Gewiss ist ein Zustrom aus Arbeiterkreisen zu diesen Berufen vorhanden, in den weitaus meisten Fällen entstammen jedoch die Angestellten dem Bürgertum und nicht dem Proletariat. Leider lässt sich diese Behauptung durch einwandfreies Zahlenmaterial nicht belegen, leider versagen alle berufsstatistischen Angaben, wenn wir das Gebiet der Privatbeamten betreten. Wir sind deshalb bei unserer Feststellung auf die Praxis angewiesen. Betrachten wir da zum Beispiel die Verhältnisse im Ingenieurberuf, so lässt uns die Lektüre der Jahresberichte der Hoch- und Mittelschulen die Zahlen erkennen, die dem technischen Berufe als Arbeitskräfte sich zuwenden, gleichzeitig aber auch, dass zu diesem Studium ein Anlagekapital gehört, wie es nur ein Mann aus gut situierten Kreisen für die Ausbildung seines Sohnes übrig hat. Ein Zustrom von Arbeitskräften proletarischer Herkunft ist hier wohl vorhanden, begünstigt durch die fortschreitende Schematisierung und Arbeitsteilung in der Berufstätigkeit; vorläufig muss erst die Generation der Akademiker und Mittelschüler verbraucht werden, vorausgesetzt, dass auch hier die Produktion endlich abflaut. Der Typus des Autodidakten, der sich die paar Mark zu einer billigen Fachschule als Schlosser oder Mechanikergehilfe selbst erst ersparen musste, ist wohl vorhanden, wird vielleicht in Zukunft immer zahlreicher vertreten sein, vorläufig aber entstammt der grösste Teil dieses Berufes gut situierten Ständen. Es sind die Söhne mittlerer Beamten, kleinerer Fabrikanten usw.

Ähnlich liegt es auch bei den Handlungsgehilfen. Gewiss werden die Funktionen durch die Arbeitsteilung hier mehr und mehr elementare Schreiberdienste und eine gute Schulbildung immer mehr überflüssig, aber Sachkenner

werden mir bestätigen, dass ein ganz erheblicher Teil der heutigen Handlungsgehilfen aus dem Kleinbürgertum stammt. Die Mittel dem Sohne eine selbständige Existenz zu geben fehlen, Handarbeiter soll er nicht werden, also sendet man ihn zu einem Kaufmann in die Lehre. Gerade der Angestellte dieser älteren Schule — das haben wir auf der Frankfurter Privatbeamtentagung gesehen — stellt die reaktionärste Kerntruppe der Angestelltenbewegung. Hier wird noch am allerzähesten an falschem Standesdünkel und engbegrenztem Zunftgeist festgehalten.

Die *einflussreiche* Stellung des Werkmeisters habe ich in dieser Zeitschrift schon gestreift.[2]) Der Werkmeister ist der einzige, der aus Arbeiterkreisen stammt. Er hat das Bestreben seine Lage auf Grund seiner Berufstätigkeit als Meister besser und sicherer zu gestalten als es ihm als Arbeiter möglich war. In seiner neuen Stellung wird er sofort in einen Interessengegensatz zu seinen früheren Arbeitskollegen gedrängt. Diese betrachten ihn, und gefühlsmässig ganz erklärlich, als einen Apostaten. Er selbst wird durch seine Stellung zur politischen Untätigkeit gezwungen, er darf sich in keiner Versammlung mehr sehen lassen und wird ein politisch toter Mann. Richtet sich dann noch bei entstehenden Konflikten, Streiks, Aussperrungen usw. die Erbitterung der Arbeiter gegen den Meister als den allein Schuldigen, so kann man es wohl begreifen, dass er sich im Laufe der Zeit der Partei innerlich entfremdet, der er früher angehört hat.

Das ist das Widerspruchsvolle in der Vorstellungswelt dieser Leute: Teils beladen mit Anschauungen, die sie durch ihre Erziehung erhalten haben, die von der Wirklichkeit längst überholt sind, teils durch ihre Abhängigkeitsverhältnisse zur politischen Teilnahmslosigkeit gezwungen, spiegeln sich unklar und verworren in ihren Köpfen Welt und Menschen wieder. Instinktiv wird die Notwendigkeit erkannt — und das ist die treibende Kraft in den Massen — auch am politischen Leben als geschlossener Machtfaktor teilzunehmen, und doch ist man wiederum politisch zu unentwickelt, um mit klarem Blick die Konsequenzen zu ziehen. Das ist der Grund, weshalb in der Privatbeamtenbewegung ein einheitlicher Klassencharakter fehlt, hier ist noch alles im Werden, im Umbilden begriffen, einheitliche Grundformen müssen sich erst von innen heraus entwickeln.

Welche Taktik haben wir dieser Bewegung gegenüber, gewerkschaftlich wie politisch, einzuschlagen?

Gewerkschaftlich ist die Frage der politischen Neutralität aller Angestelltenorganisationen eine unbedingte Notwendigkeit. Das kann nicht klar und scharf genug betont werden. Ein jeder Versuch von unserer Seite innerhalb dieser Organisationen Parteipolitik zu treiben wäre ein schwerer taktischer Fehler. Wir würden die Kräfte in den besten zukunftsreichsten Organisationen zersplittern, wenn wir mit einer fertigen Agitationsschablone an diese Schichten heranträten. Es wäre geradezu ein Verbrechen wider das keimende Leben. Hier ist zunächst einmal Sammelarbeit zu verrichten, das Solidaritätsgefühl zu wecken, es sind die teilweise politisch indifferenten, teilweise politisch zersprenkelten Schichten zum rein gewerkschaftlichen Zusammenschluss zu er-

[2]) Vergl. meinen Artikel *Die Organisation der geistigen Arbeitskraft im Grossbetrieb* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1907, 2. Band, pag. 948 ff.

ziehen. Die vorhandenen bürgerlichen und reaktionären Unterströmungen dürfen uns davon nicht abhalten, wir haben als Gewerkschafter dort zu wirken, wo wir unserem Berufe nach hingehören. Ich kann mir wohl denken, dass ein geschulter Sozialdemokrat in einer dieser Organisationen erfolgreich arbeitet, ohne dabei für seine politischen Parteiideale zu agitieren. Er sieht sich zunächst vor die Aufgabe gestellt an der notwendigen Überwindung der alten sozial rückständigen Vereinsgebilde und Wohlfahrtseinrichtungen mitzuarbeiten, freie Bahn zu schaffen für wirklich moderne gewerkschaftliche Verbandsformen. In diesem Sinne wird er erfolgreich wirken, aber nur, wenn er selbst das Gesetz der politischen Neutralität rücksichtslos befürwortet und konsequent befolgt.

Diese politische Neutralität muss aber folgerichtig sich auch auf die bürgerlichen Politiker erstrecken, die in der Angestelltenbewegung ihr Wesen treiben, und hier stellt sich uns die politische Seite der Privatbeamtenfrage dar. Es ist charakteristisch, dass nach dem ersten Anzeichen einer klaren Angestelltenbewegung fast alle bürgerlichen Politiker bis hinein zum Zentrum sofort eifrig bemüht waren die Privatbeamten für sich zu gewinnen und ihnen grosse Versprechungen zu machen. Mit richtigem Blick wird erkannt, dass hier sich Schichten bilden, die noch politisch indifferent, daher zu werben sind. So sucht man denn vor und hinter den Kulissen der Bewegung, in den Redaktionsstuben der Organisationsblätter fleissig auf die politische Ansichtenbildung einzuwirken, und bei passender Gelegenheit findet im Reichstag ein parlamentarischer Wettbewerb um die Gunst der Privatbeamten statt. In Wirklichkeit kann keine bürgerliche Partei eine konsequente Angestelltenpolitik treiben. Die Parteien, die einen genügenden politischen Einfluss dazu hätten, sind viel zu eng mit kapitalistischen Interessen verbunden, um selbst dem Kapitalismus sich entgegen zu stellen. Und die wenigen bürgerlichen Politiker, denen es mit einer Angestelltenpolitik ernst ist, sind politisch ohne Einfluss. Was nützt es einem Naumann, wenn er interessant und fesselnd über Technik und Kultur, Industriebürgertum und andere schöne Dinge schreibt und spricht? Sobald er innerhalb seiner politischen Umgebung aus der Reihe tritt, wird er zur Ordnung gerufen und muss sich fügen. Die bürgerliche Angestelltenpolitik ist eine Phrase, ein Scheinmanöver und Stimmenfang; in entscheidenden Momenten haben die Angestellten von den Blockparteien und Zentrumsleuten ebensowenig zu erwarten wie die Arbeiter.

Hier muss unsere politische Tätigkeit einsetzen. In der Parteipresse sind die Erscheinungen der Angestelltenbewegung sorgfältig zu verfolgen, wir haben über alle Massregelungen zu berichten, die das Kapital auch hier anwenden wird, alle Rechtsungleichheiten in diesen Berufsverhältnissen sind von uns als die Folgeerscheinungen der kapitalistischen Entwicklung zu schildern. Eine derartige sachkundige Information durch unsere Parteipresse hätte zwei Wirkungen. Zunächst würde die Materie innerhalb unserer Partei geklärt. Es ist nötig, dass wir über diese Erscheinungen eingehend unterrichtet sind. Dann aber würde durch eine Behandlung aller einschlägigen Fragen in unserer Parteipresse die ganze Bewegung vorwärts getrieben. Entweder kristallisiert sich politisch die Privatbeamtenbewegung in eine wirklich demokratische Volkspartei, die in ihren Grundforderungen Schulter an Schulter mit der Arbeiterpartei kämpft, oder diese Schichten werden dank der politischen Unfähigkeit

der bürgerlichen Demokratie in das Lager der Sozialdemokratie übergehen. Ein Zurück gibt es nicht mehr. Immer klarer wird sich der Interessengegensatz in der Grossindustrie zwischen Kapital und Arbeit herausbilden, jede scheinbare Überbrückung dieser Gegensätze wird damit immer mehr unmöglich. Diesen politischen Entwickelungsprozess zu beschleunigen erscheint mir gegenwärtig eine sehr wichtige Aufgabe unserer Agitationsarbeit zu sein; in diesen Grenzen und in diesem Umfange halte ich eine sozialdemokratische Mittelstandspolitik für möglich und durchführbar.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

MATHILDE MORNAY · DER ZEICHNER KARL WALSER

FRAGEN und Missverständnisse, die viel zu sehr Gefühlssache sind, um endgültig gelöst werden zu können, werden stets den kritischen Kunstliebhaber bei der Beschäftigung mit den Berührungspunkten und den Gegensätzen verschiedener Kunstrichtungen beunruhigen. Es scheint doch, als ob die Kunst des 19. Jahrhunderts, die unserem Auge ein geschlossenes Ganze zu zeigen anfängt, einen ganz bestimmten Stempel trägt, als ob gerade dieses Jahrhundert, das berufen war der industriellen Technik eine einzigartige Entwickelung zu bringen, auch die Technik des Malens leidenschaftlicher und ausschliesslicher aufgefasst hat, als seine Vorgänger. Schon Delacroix malte Bilder, in denen absichtlich das Stoffliche zurücktrat hinter das Malerische; bewusster folgte ihm Manet, der mit Courbet und Leibl das Erbe des Velazquez antrat. Dies Erbe wurde aus der Hand grosser Könner an die Allgemeinheit weitergegeben und gelangte als Prinzip in die Hände und unreifen Köpfe der mittelmässigen Künstler. Sie brachten den Wagemut der Bahnbrecher in Misskredit, denn sie verstanden die Erlaubnis das Stoffliche zurückzusetzen falsch und fanden und gaben keine Seele in der *Impression,* da sie verschmähten die tiefen arbeitsamen Wege ihrer Meister im Studium der Natur zu gehen.

In diesem ernsten, bescheidenen Studium der Natur fand das 19. Jahrhundert seine Aufgabe und seine Verheissung; und doch blieb die Kunstentwickelung gesund genug, um einzelnen ihrer Kinder das Bewusstsein wach zu halten, dass dies nicht der allein seligmachende Weg sei. Die Dichterseele der Maler liess sich nicht durch das Temperament der Grossen und die Mode der Kleinen verwirren, sondern fand für ihr Entzücken ihren eigenen, ihren dichterischen Ausdruck. Karl Walser gehört zu jenen Abseitsstehenden, die nicht darum Künstler wurden, weil sie malen und zeichnen gelernt haben — malen kann er im stärksten Sinne des Wortes gar nicht — sondern nur, weil ihnen das Gottesgeschenk einer warmen Seele und eines hellen und feinen Geistes gegeben ist, einer Seele, die Entzücken und Freude kennt, die darum zu den reichen und beneidenswerten gehört, weil ihr in jedem Baum und Strauch, in jedem Stückchen blauen Himmel und in jedem schönen Frauenarm ein Geschenk gemacht wird.

Wenn Walser auch abseits von dem Wege der Malerei unserer Zeit steht, so ist er darum doch nicht weniger ein Kind einer bestimmten Kultur, ja er ist es in besonders hohem Masse. Seine Kunst verleugnet nie die Erziehung

des Rokoko, selbst dort nicht, wo er Entwürfe für altägyptische Szenerieen zeichnet. Die selbe Kultur führt die überzarte, musikalische Seele Beardslays zu dem vollendeten Stil der Arabeske und erschliesst dem Zeichner Walser seine Sehnsucht nach Grazie und Eleganz. Das Gefühl Walserscher Bilder wird uns stets auf die Dauer festhalten können, weil es sich niemals aufdrängt und nicht durch Dummheit fatal wird. Dazu hat Walser sich zu sehr erziehen lassen durch jene Kulturepochen Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts, deren Spuren hoffentlich nie ganz verwischt werden; seine Wärme wird nicht nur durch Klugheit dirigiert, sondern ist selbst Klugheit, ist ein Beispiel dafür, dass Intelligenz der Kunst kein Kleid und Kultur kein Firnis ist, sondern mit dem innersten Wesen eines Menschen zusammenfällt. Diese Feinheit beherrscht sich selbst und steht darum im schärfsten Gegensatz zu aller grobknochigen Empfindelei. Walsers Kunst zeigt mit fröhlichem Selbstgefühl, dass der Geist der einen stets in die Ofenecke zu Filzschuhen und Kaffeekannen gehören wird und der Geist der anderen auf einen Thron.

Im Salon Cassirer hing vor einiger Zeit unter anderen eines der letzten Walserschen Bilder: *Der Eremit.* Dies kleine Bild ist eine Wohltat. Die allerkünstlerischste Eigenschaft des Künstlers Walser, die Bescheidenheit, macht auch den Beschauer still und ehrfürchtig. Aus den Delfter Landschaften, die mit dem *Eremiten* zusammen ausgestellt waren, ist mir dies hauptsächlich in Erinnerung geblieben, wie bescheiden diese Bilder sind. Sie wissen wohl, dass sie es wagen können anspruchslos zu sein; es ist die Zurückhaltung der Vornehmheit. Nur zu gereiften oder künstlerisch ganz unverdorbenen Menschen werden diese zarten Bilder sprechen. Hängt den *Eremiten* in eine Kinderstube, und die Kinder werden das Bild lieb haben und sich zum Freund machen, und stellt einen jungen oder alten Menschen davor, und er wird wieder Kinderaugen bekommen. Einen Hügel hinauf zieht sich ein Garten mit Frühlingsbäumchen, die feine Äste haben wie zarte Arme, die sich alle zum Himmel strecken, nun sie Saft aus der fruchtbaren, braunen Frühlingserde gesogen haben. Eine Ruine, in der der Eremit seine Klause aufgeschlagen hat, lehnt sich an den Hügel an, dort wo er am höchsten ist; und auf dem Rasen vor der Klause liegt lang und hager der Einsiedler. Das ist kein gutmütiger, weissbärtiger Alter, der die Psalmen liest; das ist ein vielgefahrener Ritter von der unglücklichen Gestalt, der jetzt seinen lächelnden Frieden mit der Welt gemacht hat und seinem Gott dient, indem er zwischen Blumen im Sonnenschein alte Schönheit aus Büchern liest. Jedes der langarmigen Bäumchen ist sein Gesellschafter, und er kennt den blauen Himmel über sich, an dem sich weisse, dichte Wolken ballen, nicht zum Gewitter, nein zum freundlichen Spielen und leisen Hinziehen durch blaue Frühlingsluft. Das Bild klingt wie Worte Beardslays: »And jolly winds are driving white clouds over the bluest sky.«

Walsers Kunst spricht sich selten in so einfach kindlichen Bildern aus, wenn sie es auch vielleicht nie reiner und eigener tut. Für den ersten Eindruck scheint fast gegensätzlich in der Empfindung ein für Walser sehr typisches Bild, *Die Brücke.* Aber es ist nicht gegensätzlicher als der Anblick derselben Bäume am Sommertag und in der Nebelnacht. In den Landschaften Walsers finden wir ganz klar den Maler beider Bilder. Die Delfter Landschaften sind mit der selben Liebe, einer Art freundschaftlicher Beziehung zu jedem Kieselstein gemalt wie seine dunklen Bäume, seine Barockschlösser und Balkone.



Er singt die Dame an ....

Seine Begabung ist am fruchtbarsten auf dem Gebiet der illustrativen Zeichnung. Die dekorativen Entwürfe zu *Figaros Hochzeit* gehören zu seinen besten. Die Zeichnungen im Original sind von so liebenswürdiger Zartheit, um noch mehr zu entzücken als in der Bühnenausführung. Aus der Welt der Koketterie und des Witzes erzählen sie leichtfertige und liebliche Geschichten, reden von Blumensträussen, von schwarzen Samtschleifen auf einem Frauenschuh und von Abenteuern und Amüsements auf dem Parkettboden zwischen alten Bildern und Spiegelscheiben im weiss und goldnen Rokoko. Da ist das Doppelkinn der Marcellina und die sehr selbstbewusste Bewegung ihrer Hand ebenso anmutig und reizend wie der blumengeschmückte Kopf der Susanne. Die Gräfin kann nicht m e h r Gräfin sein als sie es ist, und wie zierlich und gebildet bewegt sie sich in der gepuderten Lockenfülle, die rings um den Kopf herumquillt unter dem Mullschleier. Die Lorgnette hält sie mit bewusster Grazie. Selten gibt Walser Feineres als in der Bewegung eines Fusses. Ob er nun im Stöckelschuh ist, wie die feinen Knöchel der Gräfin, ob uns der gezierte Tritt eines alten Gecken überrascht. Die Bewegung der Hände und Füsse, eine Halsdrehung frappieren bei Zeichnungen Walsers immer wieder durch die Prägnanz und Ausdrucksfähigkeit und nicht zum wenigsten bei allem Raffinement durch ihre Einfachheit. Knappheit in der Zeichnung ist auch der Vorzug der Illustrationen zu den *Schüleraufsätzen* Robert Walsers, während der Künstler in den Radierungen zu *Ninon de Lenclos* alle Register seiner Fabulierkunst und seiner Frauenanbetung zieht. Die Kunst Walsers kniet vor einer graziösen Frau und schildert mit träumender Freude die Märchenpracht der Hoffmannschen Maskengesellschaft, der Spitzenvolants, der kirschroten Taillen und der gelbgestreiften Seidentücher. Gerade in diesen Entwürfen zeigt sich, in welchem Masse der Wert der illustrativen Sachen in dem koloristischen Taktgefühl Walsers liegt. Es ist dies der Takt eines starken Farbentemperamentes, das die Lust einer spanischen Landvolkszene so leuchtend in gelben und roten Tönen auszudrücken weiss. Ist es denn nicht das selbe Gefühl für die Grazie einer Frau, das ihre Bewegungen empfindet, wie dies, das den malerischen Reiz ihrer Kleider kennt, ihrer Haare und ihrer Fingerringe?

Bei Walser sind Empfindung und Ausdruck eins. Es wäre nicht nötig über dieses *A* und *O* jedes Künstlers Worte zu verlieren, wenn nicht die Durchschnittsproduktion die Ausdrucksmittel weit unterschätzt oder gerade dort, wo sie sie zum Zweck erhebt, ihre Kultur vernachlässigt. Eine gesunde und feine Seele kennt intuitiv ihre Mittel sich auszudrücken; die Erfindung ist ihr vollkommen untrennbar von den Gesetzen des Ausdrucks, und um so reiner spricht die Idee des Kunstwerks zu uns, je selbstverständlicher Gruppierung und Technik wird. Ein Bild darf Fehler haben und kann ein vollendetes Kunstwerk bleiben, ein Missgriff aber in der Raumausfüllung, im Format oder in dem ganzen Charakter der Farbengebung ist mehr als ein Fehler, ist ein Mangel in des Künstlers Idee. Dass diese Gesetze mühelos dem Maler und Zeichner Walser gehorchen, stempelt ihn zum Künstler, der die Sprache fand, die ihm gemäss ist. Seine Ausdrucksmittel stehen in selbstverständlichem Verhältnis zu dem Eindruck, den das Leben ihm gibt, aber so klar auch seine Empfindung ausgesprochen sein mag, so wird sie der Allgemeinheit doch vielleicht immer fern liegen. Die Füsse und Hände Walserscher Menschen sind andere als die der Leute, denen wir auf der Strasse begegnen, die Bäume und Flüsse und Wälder sind auf unserer Erde nicht sichtbar für jeden, der meint die Natur gesehen zu haben, wenn er in den

Wald ging, vor diesen Häusern und in diesen Alleen haben noch wenige in unsern Grossstädten gestanden, und die Locken der Ninon de Lenclos haben die vielen noch niemals gesehen. Dass die dunklen Tannen gerade so aussehen und nicht anders, und der kleine Fluss sich so launisch gewunden durch die Wiesen zieht, dass der Balkon dies feine, zierliche Muster hat und die Türen des Hauses so hoch und fest geschlossen sind, dass diese Frau so blonde, schwere Haare hat, das ist so selbstverständlich und nur einzig so möglich wie jede Entfernung, jedes Raumverhältnis, jede Tiefe und Höhe. Wenn ein Dichter in einem Walserschen Bild die Beine übereinanderschlägt, dann geschieht dies nicht, weil dies eine für den Beschauer angenehme Überschneidung gibt, oder weil die Verlegenheit des Künstlers noch grösser wäre, da Beine doch nun einmal auf irgend eine Weise angebracht werden müssen, sondern es geschieht, weil der Dichter der ganzen Empfindung des Bildes nach nicht anders sitzen kann, und da die Empfindung den sichersten Ausdruck fand, wirkt das Mittel wohltuend im Raum.

An Walser ist die grosse Revolution, die der vielgehasste breite Pinsel in der Malerei im letzten Jahrhundert bewirkte, spurlos vorüber gegangen; seine Bilder sind bis ins feinste Detail ausgeführt und zeigen auch im Auftrag der Farbe, dass sie von vornherein auf jeden Realismus verzichten; die Farbe, die sich nie auf einen Wettlauf mit Licht und Luft einlässt, drängt sich nicht auf. Walser weiss wohl, dass ein Orchester nicht das Ausdrucksmittel für Liebeslieder ist. Und doch, welch tönender Kolorismus liegt in dem Blau der dunklen Fliederblüten in Walserschen Gärten, wie schön sind diese Bäume, und wie lockend weiss ist dies Kleid! Walsers Bilder sind Träume, und seine Farben kommen aus dunklen, weichen Träumen und führen uns in Erinnerungen an Sommernächte. Das unsterbliche Rokoko in seinen Spielen mit der Wollust, in seiner Zärtlichkeit und seinem Grauen zwischen beschnittenen Taxuswänden tritt leise in unsere Zeit hinein; die Romantik auf Blumenwiesen, auf sonnenbeschienenen Hügeln zwischen ernsten Wäldern, die skeptische Sehnsucht des Pierrots und das richtige einfache Kindermärchen im Wald zwischen knorrigen Stämmen drängen sich zu uns. Das Groteske, das Erschreckende unsrer Träume hat Gestalt gewonnen und umklammert die Seele. Nicht mit derben Fäusten, sondern mit unzähligen feinen Händen. Wie kaum zu greifende Wesen umspinnen schmale Finger die Seele, und ungesehn lacht es um den Träumer. Leise scheinen aus den märchenzarten Linien nackter Baumäste Träume zu sprechen und von dem verschwiegnen Leben zu erzählen, das die Natur führt, die ihre geheimnisvollsten Schönheiten nur andächtigen Seelen preisgibt.

In der goldnen Zeit der Kunst malte Leonardo den wunderbaren Ausblick auf dem Porträt der Mona Lisa und den Zaubergarten mit Flüssen und blauen Bergen, in dem die Anna selbdritt sitzt. Mag auch kein anderer wie er die Sprache der Natur verstanden haben, doch ging der selbe Ton durch die Irrgärten Mantegnas und das Paradies Botticellis. Der feine Geist der Japaner führte uns zwischen Blumen und Berge und Watteau in das Himmelreich des Rokoko. ***Embarquement pour Cithère*** heisst das grösste Werk Watteaus. Zu einer Einschiffung zur Liebesinsel fordert auch der Stift Walsers auf, und es geht dorthin über den blauen Fluss, der uns von der Wirklichkeit trennt.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

GUSTAV ESMANN · DER ARZT

ICH brauchte für eine Lebensversicherung ein ärztliches Attest und beschloss meinen alten Studienfreund Dr. Crone zu konsultieren. Wenn man sich auf Herz und Nieren untersuchen lassen muss, geht man am liebsten zu einem Gleichaltrigen und Bekannten, dem man seine kleinen Leiden ungeniert anvertrauen kann. Crone war ein tüchtiger Mensch und ein fleissiger Arbeiter, schrieb wissenschaftliche Abhandlungen für Zeitschriften, reiste viel und hielt populäre Vorträge. Darum hatte er sich auch in kurzer Zeit einen Ruf und eine grosse Praxis erworben. Wir hatten seit unserer Studienzeit mit einander in Verbindung gestanden und trafen uns täglich in einem Café, wo er von 4 bis 5 Uhr einem Absinthkreis von jüngeren Juristen, Journalisten und einigen freisinnigen Theologen Vorträge über radikale Gesellschaftslehre zu halten pflegte. Er liebte es sich selbst sprechen zu hören, war voller Spott und Widerspruch gegen alles, was Stillstand und Rückschritt hiess, und begeisterte sich für Vorurteilslosigkeit, sowohl bei sich selbst wie bei anderen.

Wir hatten verabredet, dass ich gleich nach Schluss seiner Sprechstunde zu ihm kommen solle, und es war auch niemand mehr im Wartezimmer, als ich eintrat. Als er hörte, dass ich es sei, rief er mir aus seinem Schlafzimmer, wo er sich gerade wusch, zu:

»Schieb den Riegel vor, dann werden wir nicht gestört.«

Ich ging in sein Arbeitszimmer. Er erschien mit dem Handtuch in der Tür und nickte mir zu:

»Zieh dir Rock, Weste und Hemd aus, ich komme sofort.«

Die Untersuchung war schnell beendet; es war nichts an mir zu entdecken gewesen. Aber es entging mir nicht, dass Crone nicht in seinem gewohnten fachmässigen Gleichgewicht war. Er hatte mehrere Male die selben Fragen auf eine auffallend nervöse Weise wiederholt, und ich sah, dass seine Hand zitterte, als er das Attest ausstellte. Er hatte rote Flecken auf den Backen, fieberhaft glänzende Augen, und hin und wieder flog ein unsicheres, halb höhnisches Lächeln über seine Lippen, als versuche er sich selbst wegen einer inneren Unzufriedenheit zu beruhigen.

Ich fand mich nicht veranlasst, ihn nach dem Grund seines sonderbaren Wesens zu fragen, aber als ich ihm dankte und meinen Hut nahm, um zu gehen, sagte er plötzlich, ernst und gequält:

»Setz dich noch einen Augenblick, wenn du Zeit hast. Nimm dir eine Zigarre; ich möchte gern mit dir reden. Ich hatte hier eine Szene, gerade bevor du kamst, und habe das Bedürfnis mich auszusprechen.«

Ich tat schweigend, was er mich gebeten hatte, und machte mir's mit einer Zigarre bequem, gespannt darauf, was er mir anvertrauen würde.

»Sag' mir erst, begegnete dir nicht jemand auf der Treppe, als du zu mir kamst?«

»Ja, ein Herr und eine Dame.«

»Kanntest du sie?«

»Nein.«

»Du weisst nicht, wer sie waren?«

»Keine Ahnung!«

»Und glaubst auch nicht, dass du sie wiedererkennen würdest?«
»Kaum. Die Dame war dicht verschleiert, und den Herrn habe ich gar nicht angesehen. Ich hatte nur im Vorbeigehen den Eindruck, als wenn das Paar etwas Schäbig-Nobles an sich hatte, ein gewisses Ärmlichkeitsparfum.«
»Dann kann ich dir ohne sonderliche Diskretionsverletzung erzählen, was mich aus dem Gleichgewicht gebracht hat.

Diese beiden Menschen kamen von mir. Sie sind Provinzschauspieler. Er ist mein liebster Jugendfreund, und sie ist seine Frau. Er ist ein durch und durch braver, rechtschaffener Mensch, von vornehmer Denkungsweise. Gerade darum vielleicht hat er es zu nichts in der Welt gebracht. Er hat so ziemlich alles versucht, ist Seemann, Landwirt, Geschäftsmann gewesen, ohne jemals mehr zu erreichen. Er hat immer nur das Notdürftigste zum Unterhalt verdient. Dann liess er sich eines Tages auf seine dünne Baritonstimme und sein liebenswürdiges Gesicht hin bei einer Truppe dritten Ranges engagieren.

Einige Monate später hielt er Hochzeit mit der Naiven. Sie bekamen natürlich gleich ein Kind und so bald wie möglich noch eines. Das letzte kam besonders ungelegen, gerade zu Anfang der Saison, und sie mussten ihr Engagement aufgeben. Von dem Talent der Frau leben sie; sie war, wie man zu sagen pflegt, ein *Liebling* des Provinzpublikums — er wurde mit in den Kauf genommen. Nach ihrer Niederkunft war sie lange leidend, sie besassen keinen Pfennig, schlugen sich mühselig den Winter über durch, indem sie in Dorfwirtshäusern rezitierten, hungerten und die Reste ihrer Equipierung zusammenhielten, einen schwarzen Frack, ihre bescheidenen Toiletten: die *Garderobe,* die Lebensbedingung der armen Provinzschauspieler, wichtiger als das Talent.

Als das Frühjahr kam, hatten sie das Glück ein neues Engagement für die kommende Saison zu erhalten, die jetzt in einigen Monaten beginnt. Neues Engagement, das heisst so viel wie etwas Vorschuss, den Sommer über Kredit, neue Hoffnung, frischer Mut. Und jetzt merkt die unglückliche Frau, dass sie wieder guter Hoffnung ist. Sie wird höchstens einen Monat auftreten können oder richtiger: sie wird überhaupt nicht auftreten können, denn der Direktor hat sich für solchen Fall im Kontrakt einen Vorbehalt gesichert.

Dies Mal ist es mehr als ein Unglück oder ein hartes Missgeschick, es ist der vollständige Ruin, Armenhaus, Trennung, das hoffnungsloseste Elend. In seiner Not kam er zu mir, seinem alten Freund, dem Arzt — und . . . ja, du kannst dir wohl denken, auf welche Weise ich ihm helfen sollte.«

»Und du versprachst es ihm?«
Er antwortete zögernd mit leiser Stimme:
»Nein, ich musste es ihm abschlagen . . . ich konnte nicht helfen.«
»Es war vielleicht zu spät?«
»O, was das betrifft . . . .«
»Nicht ohne Gefahr für sie?«
»Eine Sache von wenigen Tagen, ganz gefahrlos.«
»Na also . . .«
Er stand auf und wiederholte heftig:
»Ich musste *Nein* sagen — ich konnte nicht anders.«

Einige Minuten schritt er grübelnd im Zimmer auf und ab, die Hände in den Hosentaschen, den Zigarettenstummel zwischen den Zähnen. Dann warf er den

Kopf zurück, schleuderte die Zigarette fort, sprach sich warm, breitete sich weitschweifig und feierlich aus, führte seine Verteidigung durch erbitterte und spöttische Anklagen gegen die Vorurteile und Unfreiheit seines Standes, in bitterem Mitleid mit sich selbst:

»Siehst du, wir werden ja durch unser ganzes Studium mit all den Prinzipien Gesetzen, Schranken und Sitten, die daran kleben, zu dem erzogen, was wir sind. Sie werden uns eingeprägt, und wir müssen sie mit unserem Examenseid bekräftigen. Wir sogenannten *freien Gelehrten*, wir *Wohltäter der Menschheit*, wie es so hübsch heisst, wir bekommen unser Gebiet, innerhalb dessen es uns gestattet ist unsere Wissenschaft zu erweitern und unsere Wohltaten zu üben, ganz genau abgegrenzt. Man fesselt unsere eine Hand an das Gesetz, die andere an die Bibel. So marschiert der zivilisierte Fortschritt! Und wer wäre wohl besser geeignet, an der Spitze zu schreiten als wir Ärzte, Juristen und Theologen. Wir sind die grossen Heuchler und Hinderer, die drei grossen *Stützen der Gesellschaft*. Darum sind wir aber auch mit unserer ganzen eingebildeten Kultur, den grossen, einfachen Fragen noch nicht um einen Deut näher gekommen.

Wir arbeiten ja alle, auch die Vorgeschrittensten und Vorurteilslosesten, unter dem steten Druck des ewig urgeborenen Grauens uns den letzten Geheimnissen zu nähern, aus Furcht vor dem Verbot des Sündenfalles, die Früchte von dem Baum der Erkenntnis zu pflücken. Als Darwin den Ursprung der Gattung zu beweisen versuchte, experimentierte er mit Tauben und Kaninchen. Wenn er aber Hottentotten mit Gorillas gepaart hätte, um durch eine Reihe von Versuchen seine gewaltige Behauptung zu beweisen, würden die Priester ihn zur Rechenschaft gezogen und die Richter ihn ins Zuchthaus gesteckt haben. Mit welchem Recht verspotten wir also Galileis Henker?

Wir sollen uns nicht zu Herren über Leben und Tod machen, steht geschrieben. Und trotzdem hängen, köpfen und erschiessen die von Gott eingesetzten Obrigkeiten der ganzen Welt ihre Mitmenschen täglich. Wir Ärzte aber dürfen die Leiden eines unheilbar Kranken nicht verkürzen, indem wir ihm eine genügende Dosis Morphium geben.

Wir werden zum Heucheln und zum Schweigen gezwungen. Das ist uns wie ein wissenschaftliches Erbteil ins Blut übergegangen. Es ist pflichtmässiger Brauch bei uns unseren Patienten etwas vorzulügen. Wie oft wird die Frage an den Arzt gerichtet, eindringlich und flehend: Um aller Barmherzigkeit willen, Doktor, sagen Sie mir, wie es um mich steht! Und gleich ist die Jesuitenstimme bereit, die gehaltene Beruhigung, die falsche Ermunterung. Aber der Kranke glaubt uns nicht. Wir lesen es in seinem hilflosen, wehmütigen Blick, in dem bitteren und gleichgültigen Lächeln, mit dem er unsere Antwort hinnimmt, und mit dem er uns sagt, dass wir sein Vertrauen täuschen und seine Seele peinigen, anstatt ihm die einzige wirkliche Linderung zu gewähren: die volle, lautere Wahrheit. Mit grober Hand zieht die gesunde Gesellschaft ihre unerbittliche Richtschnur für alle Verhältnisse. Alle Menschen sollen gleich leben, gleich fühlen, gleich verstehen, gleich fürchten! Und uns Ärzten, denen der Blick für die unzähligen Grade der Verschiedenheiten aufgegangen ist, denen die Natur täglich ihre missgeborenen Ausnahmen, ihre verblüffenden Abweichungen entschleiert, wir sollen verbessern, pflegen, heilen, alles nach dem selben unbarmherzigen Exerzierreglement. Nur bedingungsweise gestattet uns

die Strafgier des Gesetzes und die Verdammungssucht der Religion zu entschuldigen und mildernde Umstände in Erwägung zu ziehen.

Überall in den Hospitälern, in den Irrenhäusern, in den Armenhäusern und Gefängnissen werden Opfer unserer gefesselten Wissenschaft gemartet. Wir kennen die Mittel zu helfen, aber wir dürfen sie nicht anwenden, wir können Entschuldigungsgründe anführen, und trotzdem wird ohne Gnade gestraft und gequält. Nur dem Trunkenbold und dem tierischen Idioten wird jetzt überall Schutz zu teil. Diesen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so weit sind wir glücklich gekommen. So tief stecken wir noch in Barbarei und scheinheiliger Ohnmacht, in religiöser Grausamkeit und blöder Moral!

Und nun heute diese Frau, die zu mir kam, schuldfrei, klar über ihr Wollen, Herr ihres Körpers, und die mich, den Arzt, den erwählten Helfer meiner Mitmenschen, bat sie von einem Unglück zu befreien, an dem sie und ihre Lieben zugrunde gehen müssen. Ihr zu helfen ist mir untersagt! Es wäre ein Verbrechen — gegen wen oder gegen was? Gegen das Gesetz, gegen die Gebote, gegen meinen Beruf. Wir sind die Beschützer des Lebens, und das Leben ist heilig. Welches Leben? Das Leben der Ernährerin, der blühenden, der tapfer kämpfenden, oder das ungeborene, das gänzlich unentwickelte, das keimende?

Pfui, wie ich mich schäme! Er, mein Jugendfreund, hielt meine Hand in der seinen und bat mich, indem er mir ins Auge sah, mich, den einzigen, dem er sich anzuvertrauen wagte und der ihm helfen konnte. Er schilderte mir ihre Verzweiflung, fragte mich offen und ehrlich. Es war unmöglich ihm etwas weiszumachen, ich musste offen antworten, dass ich es nicht wolle . . . .«

Es läutete an der Etagentür: ein Eilbote von einem Verunglückten. Crone drückte meine Hand, hinter seinen Brillengläsern schimmerte es feucht:

»Es tut wohl sich mal alles von der Leber herunterzureden.«

Ich ging.

Eine Stunde später sah ich ihn wie gewöhnlich im Café. Er war in Gesellschaftstoilette und trank seinen Absinth im gewohnten Kreise von Journalisten, Juristen und Theologen: aufgeräumt, spöttisch, sicher im Sattel. Als er mich sah, kam er lachend an meinen Tisch:

»War wohl etwas aufgeregt vorhin . . . Besten Dank für deine Geduld! Du bist doch diskret?«

»Es ist ja nichts zu verraten.«

»Nein, Gott sei Dank. Ich bin froh, dass ich widerstanden habe. Kein anständiger Arzt kann sich auf so etwas einlassen. Und bedenke, was ich riskiert haben würde, wenn sie nicht reinen Mund gehalten hätte — Frauen haben immer Freundinnen — meine ganze Karriere . . . .«

MANUEL UGARTE · DIE MESTIZEN AMERIKAS

NEBEN den zerstreuten Überresten einer Rasse, die sich überlebt hat, nämlich der reinen Indianer, die sich ihre Eigenart streng bewahren, ohne sich irgendwie mit den neuen Besitzern ihres Landes zu vermischen, gibt es in Südamerika eine Mischrasse, die ihre Herkunft der Verbindung zwischen Eroberern und Eroberten verdankt. Sie ist numerisch die bedeutendste des Landes. In den Vororten der Städte, in den

Dörfern, auf den grossen Gütern, in denen das überwundene Feudalsystem der alten Welt auch in unserer neuen wieder auflebt, wimmelt es von diesen bedauernswerten, demütigen, verachteten Wesen, die, ohne festumrissenen Betätigungskreis, eine Mittelstellung zwischen Mensch und Tier einnehmen. Heute unterwirft sie die Macht des Geldes, wie die Macht der Waffen einst ihre Ahnen besiegt hat. Sie sind die Nachkommen der Kinder, die die einziehenden Sieger mit Indianerinnen zeugten, Mestizen genannt, eine Kreuzung beider Rassen. Sie beteiligen sich am politischen Leben des Landes, sie stehen auch leidenschaftlich für seine Interessen ein, ohne sich zu fragen, wer den Nutzen von der jeweiligen Organisation des Landes hat, oder warum die Regierung in den Händen der Usurpatoren bleibt. Sie bilden im Verein mit anderen Gruppen der Bevölkerung das Proletariat des romanischen Amerika. Sie sind verdammt in einem unlösbaren Widerspruch zu leben, der atavistischen Indolenz einerseits und des Hochmuts und der vielen Laster der Europäer andererseits: sie werden von den Weissen verachtet, von den Indianern als unrein angesehen, leben in untergeordneten Stellungen, die ihnen vielleicht gerade durch den Mangel an Einsicht so verhängnisvoll werden.

Es ist bekannt, dass im Gegensatz zu dem Prozess, der sich in vielen Ländern Europas vollzieht, hier in Amerika die verschiedenartigsten Strömungen, gleichviel welches ihre Stärke sein mag, in ein Becken zusammenfliessen. Hier werden die einzelnen Rassen nicht in Provinzen zusammengefasst oder durch Grenzen getrennt. Der weisse Mann, der indianische Mestize, der afrikanische Mestize usw. leben zerstreut und durch einander über das ganze Land. Gerade durch diese Mischung, die keine Verschmelzung wird, werden die Kastenunterschiede um so stärker betont, und die Kreise, in denen sich jeder einzelne zu halten hat, um so schärfer abgesteckt. Es ist die Folge eines stillen Übereinkommens, dass dem Indianermestizen gewisse Betätigungsgebiete und gewisse Arbeiten zugeschoben werden. Man macht ihn zum Landjäger, zum Kutscher, zum Soldaten usw., so dass er, wie es mit einem grossen Teil des Proletariats der ganzen Welt geschieht, ein Hüter der Interessen jener Kaste wurde, die ihn unterdrückt. Handwerk und Industrie passen für die undisziplinierten Charaktere dieser Leute noch nicht, die, wenn sie sich von der latenten Bedrückung, die in dieser Form der Dienstbarkeit für sie liegt, befreien wollen, nicht wie der Europäer die moralische Unabhängigkeit durch Zusammenschluss zu Organisationen zu erlangen suchen. Lieber schweifen sie durch die ungeheuern Landstriche als Viehtreiber oder Postkutscher. Manchmal bringt es zwar der Indianermestize dahin bescheidene Verwaltungsposten zu übernehmen. Er wird Postbeamter, Friedensrichter in der Provinz, es gelingt ihm sogar ausnahmsweise zu den höchsten Posten emporzukommen. Diejenigen, die sich solchermassen emporschwingen, werden aber die schlimmsten Feinde der eignen Rasse und identifizieren sich vollständig mit dem Geist und den Tendenzen der Sphäre, in die sie nun eingerückt sind.

Je nach den Ländern ist die Lage der Mestizen mehr oder weniger schlimm. In Mexiko, wo sie drei Viertel der Bevölkerung ausmachen, führen sie ein elendes, träges Leben. Sie weigern sich meistens zu arbeiten, nähren sich von Früchten und billigen Gemüsen und vegetieren nur dahin. Mit seinem spitzen, breitkrempigen Hut sieht man den Mestizen oft in den Pulquekneipen (Pulque ist das mexikanische Nationalgetränk, aus Aloe usw. bereitet); das Klima ist eben so günstig, dass er nichts zu tun braucht als zu leben. So gestaltet sich

die Existenz der Stadtbewohner. Die Landarbeiter müssen freilich fleissiger sein, aber sie leben ebenso elend, denn die Löhne, die sie beim Ackerbau und bei der Viehzucht erhalten, bestehen in wenigen Pfennigen pro Tag und den zum Lebensunterhalt nötigen Früchten nebst Mais. Viele unter ihnen wohnen in Höhlen und Grotten. Andere verdingen sich als Bergarbeiter. In den Minen wird aber meistens noch nach den ältesten Systemen gearbeitet; diese Arbeit ist ausserordentlich hart und bringt die Leute moralisch ganz herunter. Wenn sie ihr Tagewerk vollbracht haben und an das Tageslicht kommen, sind sie nur noch ein stumpfer Haufen Menschenfleisch, der essen und schlafen, aber nicht mehr denken oder irgendwie bewusst leben kann. Sie werden von einem rohen Fanatismus und unbegrenztem Aberglauben beherrscht und sind durchaus Fatalisten. Die Priester haben sich ihrer unklaren Köpfe bemächtigt und ihnen eine leicht fassliche, sinnfällige Religion beigebracht, eine besondere Art Götzendienst, eine Religion voller Säulenheiliger, ohne Gedanken, ohne Lehren. Auf einer Reise im Innern Mexikos konnte ich die demütige Gläubigkeit dieser Massen beobachten, die sich bei Einbruch der Nacht in die kleinen Provinzkirchen drängten. Fest hefteten sich die Augen auf die Statuen am Altar, und bis weit auf die Strasse hinaus erstreckte sich der Schwarm gebückter Schultern, über die der Lichtschein der Kerzen rötlich züngelte; sie wiederholten laut und automatisch unendlich lange Gebete, die sie nicht verstanden. Die unabhängigen und tatkräftigen Elemente aber, die sich inmitten einer ihnen feindseligen Gesellschaft wie gefangen und geächtet vorkamen, und für die die Sklaverei ihrer Existenz unerträglich wurde, rissen sich schliesslich von den Städten und den Menschen los und begaben sich in die weiten Pampas, wo sie ein Abenteurerleben führten. Aus ihnen rekrutieren sich die Strassenräuber, die Bandenführer, die ungezählten sagenhaften Missetäter, die bis vor kurzem das Land mit ihrer Geschicklichkeit oder Kühnheit unsicher machten, die Postwagen anhielten, Lösegelder forderten, Frauen raubten und die Regierungstruppen in die Flucht schlugen, wobei sich wahre Orgien von Grausamkeit, Mut, Habgier und Aufopferung abspielten. Heute sind diese Gestalten durch die wachsende Kultur fast ganz besiegt und zurückgedrängt, und es bleibt nur noch die Erinnerung an jene aufrührerischen Elemente bestehen, die die Konvention durchbrachen, die sich freiheitsdurstig dem Unbekannten entgegenstürzten, aus Erregungen heraus, die sich aus tierischem Atavismus und der Ahnung künftiger Wahrheiten zusammensetzten.

In Argentinien nimmt der Indianermestize eine weniger traurige Stellung ein, was vielleicht dem wachsenden Wohlstand des Landes zuzuschreiben ist. Wenn aber hier die pekuniäre Lage besser ist, so bleibt sich die moralische gleich. In den Städten ist er auf wenige Berufe beschränkt. Man trifft ihn in den Vororten mit seinem grossen, weichen Hut und dem roten Tuch um den Hals, wie er in den Schenken trinkt oder sich wegen angeblicher Beleidigungen aufregt. Sein Mangel an Bildung, seine subalterne Stellung machen ihn ausserordentlich empfindlich. Sein aus Widersprüchen zusammengesetzer Charakter, der zwischen dem Stolz des Indianers und der Demut des Sklaven hin und her schwankt, beugt sich leicht dem Willen eines Herrn, dem er oft sehr ergeben und bis zur Aufopferung treu ist. Wenn er eine Stellung annimmt, so stellt er seine kriegerischen Ambitionen, seine Tollkühnheit, ja sein Leben in den Dienst dessen, der ihm befiehlt, und ist in dessen Erfolgen, Rangerhöhung und Wohlergehen glücklich. Er begreift die Befriedigung, die in der Achtung

der Mitmenschen liegt, und da sie ihm selbst durch die Stellung, die ihm die Gesellschaft anweist, unerreichbar ist, so versucht er diese Werte über dem Haupt anderer zu bewahren oder zu erwerben und sonnt sich im Widerschein des Glücks seines Herrn. Es gibt nichts Traurigeres als die wesenlose Existenz einer solchen Menschenklasse, neben einer andern, mit der sie in täglicher Berührung leben, der sie folgen und dienen muss, während sie immer nur geringwertige Hilfsarbeiter liefern kann und nicht hoffen darf jemals den andern gleich zu kommen. In den Wahlschlachten, in den Kämpfen zwischen einzelnen Führern, die oft die kleinen Städte mit blutigem Streit erfüllen, löst der Mestize als Opfer die Schuld anderer ein. Er ist es, auf den andere losgehen, er ist es, der sich töten lässt, damit andere Gemeinderäte oder Abgeordnete werden. Da er nur selten lesen kann, hat er auch nur selten das Wahlrecht, aber bei derartigen Wahlen trägt die Gewalt den Sieg über die Zahl davon, und in mancher dieser Demokratieen scheinen die beratenden Versammlungen Schiessschulen zu sein.

Die Mestizen, die auf dem Lande leben, haben ein noch weniger beneidenswertes Los. Man hat dort fast ausschliesslich Grossgrundbesitz, der sich in den Händen reicher Stadtbewohner befindet. Der Bauer ist meistens Tagelöhner. Unter gewissen, besonders günstigen Bedingungen besitzt er ein Stück Land, das er selbst bebaut. Aber damit tritt er schon aus seiner Klasse heraus: er mietet fremde Hände und wird zum Vorgesetzten seiner Stammesgenossen. Die typische Erscheinung ist der Mestize, der von Gut zu Gut irrt, der dem Viehzüchter für die Wollschur oder dem Grossgrundbesitzer für die Ernte seine Arme verdingt, daneben aber inmitten der Üppigkeit des fruchtbarsten Landes ein elendes Leben führt. Er ist der Tagelöhner des Gutes, der berittene Kuhhirt, der Drescher, der von der Hand in den Mund lebt, kein Land besitzt, im Freien oder in Höhlen haust, ein Arbeitsinstrument, ein Produktionsmittel aus Fleisch, das nicht entzweibricht. Obschon er nach der Verfassung frei ist, kann man nicht behaupten, dass er es wirklich sei. Und dennoch war er der erste Kämpfer für die Freiheit des Landes, er bildete die ersten Schwadronen aufrührerischer Gauchos, die die spanische Oberherrschaft abschüttelten, er kämpfte unter Artigas, Quiroga oder Ramirez gegen die Tyrannei der Hauptstadt und die antidemokratische Gesinnung ihrer Vertreter. Aber noch heute sehen wir ihn zerlumpt und heimatlos, wie vor hundert Jahren, er dient den Revolutionen und den Aufständen unter Provinzgrössen, er ist eine ansehnliche Macht, die aber kein Bewusstsein ihres Wertes hat und sich von anderen gegen sich selbst gebrauchen lässt.

Die soziale Lage des Mestizen ist fast im ganzen romanischen Amerika dieselbe, wie wir es in Argentinien und Mexiko gesehen haben. Unter dem Namen *Roto, Pelao, Gaucho* — je nachdem sie in Chile, Mexiko oder Argentinien das Licht erblickten — bildeten sie die zersplitterten Kräfte, die den Revolutionen ihren heroischen Charakter, ihren epischen Anstrich verliehen, sie waren es, die sich als wahnsinnige Horden über das unkultivierte Land ergossen, raubend, plündernd und doch Leben erweckend. Als Abenteurer oder Banditen, Insurgenten oder Märtyrer standen sie im Kampf mit der Halbkultur der wichtigsten Städte und Hafenplätze, und im Innern des Landes hallten die Hufschläge ihrer kleinen Pferde wieder, sie kämpften um Chimären, die sie nicht erfassen konnten, benutzten die politischen Wirren, die Parteistreitigkeiten, die allgemeinen Aufstände, um ihren innersten Instinkten und

zornigen Wallungen Luft zu machen. Sie waren die blinde Naturkraft, der trunkene Koloss des amerikanischen Steinzeitalters. Eingehüllt in den Indianerponcho, mit dem blitzenden Messer bewaffnet, Furcht und Zuversicht verbreitend, streiften sie über die unendliche Pampa wie Scharen wilder Pferde. Wenn sie ihre kindischen Streitigkeiten von Provinz zu Provinz trugen oder sich ohne wirklichen Grund befehdeten, wenn sie sich durch die Habgier eines gemeinen Silbersuchers blenden liessen, so geschah es, weil sie unklare Ängste und Bedürfnisse empfanden, weil sie nebelhafte Wünsche in sich trugen bessere Zustände zu erreichen, wie sie vielleicht in Augenblicken des Selbstbesinnens blitzartig in ihnen aufgetaucht waren. Sie wussten nicht und wissen nicht, auf welche Weise sich der Traum erfüllen wird. Bis das Wunder kam, ergriffen sie mit kindlicher Freude die Gelegenheit mit der Polizei Händel zu suchen, die für sie die greifbare Repräsentantin der Gewalt, die Genossin der Verwaltung, die Verkörperung all der Dinge ist, die sich über ihren Köpfen emportürmen.

Ob nun die Aufstände gut oder schlecht endigten, sie besserten doch die allgemeine Lage auch nicht im mindesten, sie verschärften sie eher. Dann verfiel der Mestize wieder in eine schmerzliche Apathie und inhaltlose Ergebung. Die Untätigkeit, die Verachtung, die bittere Trübsal eines Lebens ohne Ziel und ohne Horizont legte sich wieder auf diese primitiven Menschen, die dazu veranlagt sind ein autonomes Leben in der freien Natur, in den weiten Ebenen zu führen, und die trotzdem durch ein tragisches Verhängnis gezwungen sind in Gemeinwesen zu stecken, die ihnen überall Einschränkungen und Hemmnisse auferlegen. Das, was ein vorübergehender Zustand schien, ist nach und nach die definitive Lebensform geworden. Doch werden die Unruhen, die dem Mestizen sonst von Zeit zu Zeit die Illusion der Freiheit gaben, immer seltener. Die weiten Gelände füllen sich mit Europäern, die die Gewöhnung und den Willen zur Arbeit mitbringen. Die ehemals unfruchtbaren Ebenen verwandeln sich durch den Fleiss der Menschen in lachende Gefilde. Ein verhältnismässig glückliches Leben erblüht in den Gegenden, die früher der Schauplatz der Kämpfe ungebändigter Instinkte waren. Und der verblüffte Mestize hilft mit bei dem blendenden Gebilde einer plötzlich erstandenen neuen Welt. Seine Lage bleibt sich trotzdem gleich. Verpflichtet sich dem Willen seines Herrn zu beugen, mit keinem anderen Besitz als der Luft über ihm und um ihn, brütet er mit orientalischer Resignation über seinen märchenhaften Träumen. Die Nachkommen des spanischen Eindringlings, die die Regierung allein in Händen haben, demütigen ihn, der fremde Kolonisator verachtet ihn, betrachtet ihn als ein untergeordnetes Geschöpf, er ist in seinem eigenen Lande entwurzelt, und es bleibt ihm kein anderer Trost als die trügerische Glückseligkeit, die der Alkohol verleiht.

Und doch ist diese Rasse, die der neuen Welt neue Horizonte geschaffen hat, auch fähig sich zu regenerieren und zur Würde der Arbeit und der ausdauernden Bestätigung gebracht zu werden. Wie kann man aber erwarten, dass ein Baum Blüten und Früchte hervorbringen kann, wenn ihm tausend Hindernisse im Wege stehen, tausend Beschränkungen auferlegt sind, die sein Wachstum hemmen und ihn zu einem verkrüppelten Gebilde werden lassen? Vielleicht wird nur durch den Sozialismus und im Sozialismus es möglich sein diese Menschenklasse wieder zu der Kraft früherer Zeiten emporzuziehen.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

AUGUST WINNIG · DIE DEMOKRATIE IN DER ARBEITERBEWEGUNG

JEDE Massenbewegung muss demokratisch sein. Eine Bewegung, die das demokratische Prinzip ablehnt, kann nie die Teilnahme grösserer Massen gewinnen. So ist auch die sozialistische Arbeiterbewegung demokratisch bis auf die Knochen. Ja, man kann sagen, dass sich gegenwärtig der demokratische Zug in unserer Bewegung stärker ausprägt als der sozialistische; wohl darum, weil die Demokratie die Voraussetzung des Sozialismus ist. Die Sozialisierung der Gesellschaft kann nur vor sich gehen, wenn die Sozialisten die politische Macht erobert haben und der Sozialismus Staatszweck geworden ist. Die Triebkraft staatlicher Neubildungen ist aber in erster Linie und überwiegend das wirtschaftliche Interesse, und dies ist für die Sozialisierung der Gesellschaft nur bei den Klassen vorhanden, die unter den heutigen Zuständen leiden und von einer Neubildung im sozialistischen Sinne Vorteile für sich erwarten können. Diese Klassen bilden die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung, und sobald sie ihren Willen durchsetzen können, wird das sozialistische Wirtschaftsprinzip bewusst und konsequent durchgeführt. Die Verwirklichung des Sozialismus erheischt also politische Rechte für die breite Volksmasse. Auf dem festen Grunde dieser Tatsachen sind unsere demokratischen Forderungen erwachsen.

Die Logik erfordert es, dass eine Bewegung, die auf die Verwirklichung demokratischer Grundsätze gerichtet ist, in sich selbst diesen Grundsätzen nachleben muss. Eine demokratische Partei kann also keine autokratische Verfassung haben. Aber nicht allein die Logik erfordert das, sondern auch die Sache selbst. Denn bei unsern demokratischen Forderungen setzen wir voraus, dass die Masse des Volkes, für die wir die politische Macht anstreben, auch befähigt sei diese Macht zum Wohle des Volksganzen auszuüben. Die Ausübung jeder Macht bedingt das Bewusstsein der Verantwortung, und wo sollte das herkommen, wenn die Masse der arbeitenden Klasse jeden Einflusses auf ihre politische Bewegung ermangelte? Wenn sie sich, unbekümmert um das Warum, damit begnügte, den Weisungen der Führer folgend, Aktionen auszuführen oder nicht auszuführen? Eine Masse, die ihren Führern nur im Herdentrott folgt, die sich nicht selbst Rechenschaft gibt von allem, was sie unternimmt, kann die politische Macht nicht mit Sicherheit richtig ausüben. Sie wird sie vielleicht nicht einmal erlangen können; denn zu den Triebkräften, die unsere Bewegung zu ihrem natürlichen Endziel treiben sollen, gehört auch die politische Intelligenz. Und auch die wird natürlich erstickt, wenn die Masse nur ausführender und nicht auch letzten Endes bestimmender Faktor in unserer Bewegung ist.

Diese Erwägungen gelten sowohl für unsere politische wie für unsere gewerkschaftliche Bewegung. So wie sie beide Glieder ein und der selben Kulturbewegung sind, so gelten auch für beider Kampfmaximen die nämlichen Gesetze. Auch die Gewerkschaftsbewegung arbeitet an der sozialen Veredelung der arbeitenden Klasse, und auch sie hat die Aufgabe aus Arbeitsautomaten denkende Menschen mit festen Zielen zu schaffen, die sich ihres Wertes und ihrer geschichtlichen Aufgabe bewusst sind. Dazu bedarf sie, wie die politische Partei, der demokratischen Praxis. Die gewerkschaftlichen Kämpfe müssen

getragen sein von dem Willen und dem Verständnis der organisierten Masse. Ehe die Arbeiter zu uns kamen, waren sie willenlose, sich der Willkür des Unternehmers stumm fügende Wesen. Wir wollen aber, dass sie anders werden. Sie sollen nicht Objekte sondern Subjekte des Arbeitsvertrages sein. Sie sollen den lebendigen Willen zur eignen Formung ihres Geschickes haben: das ist das erste, was wir dem indifferenten Arbeiter sagen. Von diesem Gedanken muss unsere gewerkschaftliche Praxis getragen sein. Die Gewerkschafter müssen in ihrer Gesamtheit die Möglichkeit haben an der Entscheidung aller wichtigen Fragen bestimmend mitzuwirken. Je mehr sie dem Ganzen den Stempel ihres Wollens aufdrücken können, um so mehr werden sie sich selbst als einen Teil dieses Ganzen fühlen, um so lebhafter wird ihr Interesse für die Organisation sein. Je mehr Gewicht ihr Wort hat, um so mehr Verantwortlichkeit werden sie für ihr Tun und Lassen empfinden und dadurch zum Nachdenken über die Fragen unserer Zeit gezwungen werden. Aus der unterschiedslosen Masse, die nur nach der Zahl ihrer Hände gewertet wird, die in den Kämpfen der Gegenwart wie die Figuren des Schachbrettes hin und her geschoben wird, aus den Tausenden, Zehntausenden, Hunderttausenden, die in den Bulletins des wirtschaftlichen Krieges fast ebenso als geist- und willenloses *Material* aufgezählt werden, wie die Truppen im militärischen Kriege, aus ihnen sollen eben so viele Einzelpersönlichkeiten erstehen, die nicht nur mit ihren Armen, sondern auch mit ihren Hirnen und Herzen ihre Schlachten schlagen. Nicht nur einzelne Auserwählte sollen berufen sein den besten Platz für den Aufstieg des Proletariats aus dem Gegenwartssumpfe zu den Höhen der Zukunft zu erspähen, nein, die geistige Kollektivarbeit der Masse soll die taktischen Probleme meistern. Man muss die Unzulänglichkeit unseres öffentlichen Erziehungs- und Bildungswesens für das praktische Leben kennen, um einen Blick für die gewaltige Grösse der Aufgabe zu haben, die unsere Bewegung zu erfüllen hat. Nur der Demokratie kann das gelingen; sie allein kann die Kräfte freimachen, deren wir bedürfen. Und sie kann es nicht nur, sie t u t es auch. Das zeigt gerade unsere Gewerkschaftsbewegung, die doch fast ausschliesslich das Werk der Arbeiter selbst ist. Ihr sich ständig vervollkommnender Verwaltungsapparat, ihre hochentwickelte Presse und Literatur, ihre Tätigkeit auf dem Gebiete der Statistik und nicht zuletzt ihre erfolgreichen Kämpfe, die so hohe Anforderungen an ihr organisatorisches und taktisches Talent stellen: das alles zeigt, wie sehr es der Demokratie gelungen ist ungeahnte Fähigkeiten in der Masse zu wecken und fortzubilden.

Bei dem massenhaften Zustrom, den die Gewerkschaften in den letzten Jahren hatten, könnte es scheinen, als sei das demokratische Prinzip in ihnen heute weniger wirksam. Es liegt aber in der Natur der Sache wie der Personen, dass diese geistige Meliorationsarbeit nur langsam, langsam wenigstens für den aussenstehenden Beschauer, vordringen kann. Die Demokratie wirkt auch heute und bildet sich ihre Werkzeuge heran. Wie könnte es auch anders sein? Die ganze Verfassung der Gewerkschaften ist demokratisch; ihre gesetzgebenden Körperschaften (Generalversammlungen, Verbandstage) werden nach dem freiesten Wahlrecht gewählt; die Machtbefugnisse dieser Versammlungen erstrecken sich auf alle Gebiete der Organisationstätigkeit. Trotzdem begegnen wir häufigen Klagen über die *Diktatur* der Gewerkschaftsführer, die

auf nichts anderes als eine missverständliche Auffassung des demokratischen Prinzips zurückzuführen sind. Das demokratische Prinzip bedingt nicht die abstrakte Freiheit des Individuums — das wäre die Anarchie, die eine tatfähige Organisation ausschliesst — sondern Fügung in den Willen der Mehrheit. Die Demokratie ist die höchste, sittlichste Ordnung, die Ordnung der Freiheit, der Vernunft. Wie alles, so hat auch sie ihre primitiven und ihre entwickelteren Stufen. Bei den ersten entscheidet die Gesamtheit über alle Angelegenheiten; sie werden mit der Entwickelung der Gemeinwesen aus räumlichen und technischen Gründen unmöglich; an ihre Stelle tritt die entwickelte Demokratie, die ihren Ausdruck im Repräsentativsystem findet, aber immer die Möglichkeit des Appells an die Gesamtheit offen lässt. Das ist die Form der Demokratie, wie wir sie staatsrechtlich fordern und wie wir sie in unseren Organisationen üben. Sie sichert uns die wertvollen Vorteile des Prinzips und räumt uns die mechanischen Schwierigkeiten der urwüchsigen Form aus dem Wege. Nur Kurzsichtigkeit oder absichtliches Verkennen kann daran etwas zu tadeln finden, und keinem Gewerkschaftsführer wird es einfallen darin eine Änderung anzustreben. Auf dem Gebiete der Verwaltung hat sich das demokratische Prinzip trefflich bewährt und wird dies auch in Zukunft tun. Anders liegt es auf dem Gebiete des gewerkschaftlichen Kampfes, wenigstens dem Anscheine nach. Gar nicht selten erscheint hier das demokratische Selbstbestimmungsrecht der Gewerkschaftsmitglieder als eine lästige Fessel in der Führung der Kämpfe. Wir brauchen uns nur einiger der jüngsten grossen Kämpfe, zum Beispiel des Kampfes der Berliner Bauarbeiter, zu erinnern. Hier war es das Selbstbestimmungsrecht der Masse, das die kampflose Erledigung des Konfliktes vereitelte. Bei dieser Gelegenheit hat man wohl weit über den Kreis der direkt Beteiligten hinaus erwogen, wie es anders zu handhaben sei. Das ist nur zu natürlich; ein Kampf von solcher Tragweite, mit solchen Opfern und so wenig Aussicht auf unmittelbaren Erfolg muss wohl zu denken geben. Wer indessen auf dem Standpunkt steht, dass die Emanzipation der Arbeiterklasse das eigne Werk der Arbeiter sein muss, dass es anders keine volle Emanzipation gibt, wird mit mir zu dem Ergebnis gelangt sein, dass die demokratische Verfassung der Gewerkschaften nicht angetastet werden darf. Gewiss hat uns die Demokratie in diesem Falle schmerzende Wunden geschlagen, aber es sind Wunden, die die Heilung in sich selbst tragen. In diesem Sinne können auch Niederlagen ein Gewinn sein. Die hohe erzieherische Wirkung der Demokratie erwächst auch aus ihrer fehlerhaften Anwendung. Das Verantwortlichkeitsgefühl derer, die durch den falschen Gebrauch ihres Bestimmungsrechts sich und der Gesamtheit augenblicklich nutzlose Opfer auferlegt haben, wird dadurch ganz bedeutend gestärkt werden. Sie sind durch solche Fehlschläge vielleicht erst inne geworden, welch wichtiges Recht die Demokratie in ihre Hände gelegt hat, und haben dadurch erst das Mass für die Wertung dieses Rechtes gefunden. Sie werden sich in Zukunft gründlicher über ihre Entscheidungen Rechenschaft geben und dadurch gezwungen sein ihren wirtschaftlichen und sozialen Gesichtskreis zu erweitern. So werden aus Herdenmenschen, die im Banne einer Massenmeinung von ihrem wichtigen Recht einen fast mechanischen Gebrauch machten, zielbewusst handelnde Personen.

Ja, vielleicht ist die Förderung der intellektuellen Reife der Arbeiter ein höherer

Gewinn für die Zukunft, als es ein augenblicklicher materieller Erfolg gewesen wäre. Natürlich soll damit nicht gesagt sein, dass wir uns über solche, durch die demokratische Verfassung verschuldete Niederlagen zu freuen hätten; sie bergen nur insofern den Keim des Fortschritts in sich, als sie geeignet sind die Urteilsfähigkeit der Arbeiter zu schärfen und sie dadurch vor ähnlichen Fehlschlägen zu bewahren. Das ist auch Grund genug unsere Demokratie als ein kostbares Kleinod zu hegen und zu pflegen und auf ihre Fortentwickelung bedacht zu sein. Wozu uns aber unsere demokratische Verfassung zwingt, das ist emsiges Arbeiten an der Aufklärung der Gewerkschaftsmitglieder, und zwar besonders an der Aufklärung über die Grundlagen und das Ineinandergreifen des wirtschaftlichen Mechanismus. Aus diesem Grunde sind auch die jetzt so lebhaft betriebenen Bildungsbestrebungen nur zu begrüssen, um so mehr, als sie gerade das Gebiet des nationalökonomischen Wissens pflegen. Voraussetzung ist freilich, dass als Lehrer wirkliche Fachleute fungieren, die durch Vermittelung positiver Kenntnisse dem verderblichen Dünkel der Halbbildung und der allgemeinen Redensarten ein Ziel setzen. Dann wird die Demokratie in der Arbeiterbewegung in Wahrheit ein Jungbrunnen sein, der uns ständig frische Kräfte zuführt.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Wirtschaft / Richard Calwer

Rückblick auf das Jahr 1907 Es ist richtig, vom 3. Quartale ab wies das Jahr 1907 die Anzeichen einer rückgängigen Konjunktur auf. Bildet man sich aber ein Urteil über das Gesamtjahr, so kann es zwar nicht mehr so günstig ausfallen wie über das Jahr 1906, aber immer noch günstiger als über das Jahr 1905. Die wirtschaftliche und soziale Lage der Arbeiter konnte sich im allgemeinen gegen 1906 nicht mehr verbessern, aber umgekehrt ist auch keine merklichere Verschlechterung eingetreten, obwohl dies vielfach angenommen wurde. Man glaubte nämlich, dass die von Mitte des Jahres an stark steigenden Mehl- und Brotpreise die Lebenshaltung ganz wesentlich verteuerten. Das wäre zweifellos auch der Fall gewesen, wären die Fleischpreise auf dem Niveau des Jahres 1906 stehen geblieben. Diese gingen aber im Laufe des Jahres 1907 ziemlich kräftig zurück. Und da eine Verbilligung von 10 bis 20 % bei Fleisch wesentlich stärker ins Gewicht fällt als eine ebenso grosse Verteuerung von Mehl und Brot, so wurde die Brotpreis- und Mehlpreissteigerung auch in solchen Haushalten schon durch die Verbilligung des Fleisches kompensiert, in denen nur ein bescheidener Fleischverbrauch stattfindet. Wo natürlich der Fleischkonsum so gering ist, dass er überhaupt kaum ins Gewicht fällt, da ist 1907 gegen 1906 eine Verteuerung eingetreten. In diesen Haushalten hatte sich dann aber auch die Fleischverteuerung des Jahres 1906 nur wenig bemerkbar gemacht. Im allgemeinen indes ist keine Verteuerung der Kosten für die Ernährung eingetreten. Soweit man auf grund von vielen Beobachtungen mutmassen kann, dürfte das Einkommen der Arbeiter im Jahre 1907 sich auf der Höhe des Jahres 1906 gehalten haben. Der Verbrauch der Massen war in der ersten Hälfte des Jahres noch äusserst kräftig, wenn auch kaum noch stärker als 1906. Im 2. Halbjahre machte sich dann aber eine Stagnation in der Konsumbewegung bemerkbar, die sich besonders deutlich in der Gestaltung der Weihnachtsumsätze äusserte. Wenn auch der Grad dieser Stockung nicht allzu erheblich war, so genügte sie doch, um vielfach ein etwas zu starkes Anwachsen der Erzeugung aufzudecken. Von grosser Bedeutung scheint uns freilich das Missverhältnis zwischen Erzeugung und Konsum nicht zu sein, so dass uns die Befürchtungen wegen einer gewerblichen Krise noch immer als übertrieben erscheinen. Augenblicklich lässt sich die Situation wie folgt charakterisieren: Die Landwirtschaft be-

findet sich in einer befriedigenden Verfassung, wenn auch innerhalb der Landwirtschaft die Steigerung der Löhne unbefriedigend bleibt. Bergbau und Roheisenherstellung sind gleichfalls zu befriedigenden Preisen noch hinreichend beschäftigt. Das Textil- und Bekleidungsgewerbe, die meisten Nahrungsmittelgewerbe merkten bisher noch nichts von einem Nachlassen der Konjunktur. Dagegen hat sich der Beschäftigungsgrad während der letzten Monate verschlechtert im Baugewerbe, in der Verarbeitung von Eisen und Metallen, in der Maschinenindustrie, in der Automobilindustrie, im Ledergewerbe, in der Industrie der Holz- und Schnitzstoffe usw. Die angespannte Lage des Geldmarktes hat die Schwierigkeiten, mit der die Industrie zu kämpfen hat, noch verschärft. Ja in manchen Kreisen, wie im Handwerk, hat die Erschwerung und Verteuerung des Kredits verderbenbringend gewirkt.

× ×

Allgemeine Lage Es darf nun aber angenommen werden, dass sich die Situation des Geldmarktes von Woche zu Woche bessert. Es fragt sich nur, ob für eine Frühjahrsbelebung die Voraussetzungen vorhanden sind, oder ob die Periode der Stagnation erst noch länger andauern muss, bevor wieder von einem normalen Geschäftsgang die Rede sein kann. Von grossem Einfluss auf den Beschäftigungsgrad im Frühahr wird die Gestaltung der Bautätigkeit sein. Es lässt sich nicht bestreiten, dass eine Reihe von Umständen für eine Belebung der Bautätigkeit spricht. Vor allem ist die Geldbeschaffung erleichert, Nachfrage nach Wohnungen ist vorhanden, Baumaterialien endlich dürften billiger als Frühjahr 1907 zu stehen kommen. Das alles sind Momente, die die Bautätigkeit anzuregen vermögen. Freilich, das Mögliche ist noch nicht die Wirklichkeit. Man wird noch den Februar abwarten müssen, bevor man die Gestaltung der Konjunktur im Frühjahr 1908 etwas bestimmter umschreiben kann. Zurzeit kann man schon mit der Feststellung zufrieden sein, dass Gründe, die eine Frühjahrsbelebung von vornherein ausschliessen, nicht vorhanden sind.

× ×

Kurze Chronik Am 3. Dezember wurde der Beitritt Russlands zur internationalen Zuckerkonvention vollzogen. × Am 4. Dezember setzte der Stahlwerksverband die Preise für Halbzeug und Formeisen um je 10 M. pro t herab. × Von Mitte Dezember ab mehrten sich die Nachrichten von Arbeiterentlassungen. × Der Reichsbankpräsident Dr. Koch trat mit Ende des Jahres 1907 von der Leitung der Reichsbank zurück; sein Nachfolger wurde der Präsident der *Seehandlung* Havenstein. × Am 2. Januar setzte die Bank von England den Diskont von 7 auf 6 %, am 16. Januar dann weiter auf 5 % herab. Der Reichsbankdiskont wurde am 13. Januar von 7½ auf 6½ % herabgesetzt. × Am 4. Januar wurde eine preussische Staatsanleihe mit fallendem Zinssatz (zunächst 4 %) zur Subskription aufgelegt.

Politik / Max Schippel

Preussisches Wahlrecht Am 10. Januar gab Fürst Bülow im preussischen Abgeordnetenhause die Erklärung ab, der Landtag werde sich in der laufenden Tagung mit keiner Wahlreformvorlage mehr zu beschäftigen haben. Am Sonntag den 12. Januar bekundeten die Arbeiter Berlins, trotz alles Polizeiaufgebotes und trotz des hauenden Säbels, ihren unerschütterlichen Willen zur verstärkten und beschleunigten Fortsetzung des begonnenen Wahlrechtskampfes; in ganz Preussen sekundierten ihnen erregte und überfüllte Parteiversammlungen, auch hier oft von Demonstrationen und Umzügen begleitet.

Die Stellungnahme der preussischen Regierung gehört zu den politischen Unbegreiflichkeiten, an die wir in Deutschland nachgerade gewöhnt sind. Bisher hatte man annehmen müssen, dass um der gesamten Blockpolitik willen eine Verständigung auch in der Wahlrechtsfrage vorbereitet werde, naturgemäss mit wesentlichen Opfern an demokratischen, vielleicht von der bürgerlichen Linken selber nicht so ungern preisgegebenen Forderungen, aber doch mit mancherlei scheinliberalen Zugeständnissen, so dass der Blockfrieden so leidlich gewahrt bleibe. Diese Annahme fand lange Zeit weiter eine Stütze in der volksparteilichen Behandlung aller bestimmteren Wahlreformanregungen, wie sie besonders aus den Reihen der *Freisinnigen Vereinigung* laut wurden; zweifellos, so schlussfolgerte man gewöhnlich, wollte man die schwebenden Kompromissverhandlungen durch voreilige Festlegungen nicht stören lassen. Offenbar ist jedoch, das zeigte die Landtagssitzung vom 10. Januar deutlich, von

beiden Seiten, von oben wie von unten, nichts Ernstliches geschehen, um wieder einmal eine der berühmten Mittellinien zu finden. Verblüffter als die blocktreue bürgerliche Linke konnte gar niemand sein über die in einer vorgelesenen Erklärung formulierte Regierungsstellungnahme: gegen die Übertragung des Reichstagswahlrechtes auf Preussen, gegen die Ersetzung der öffentlichen Stimmabgabe durch die geheime, für »eine gerechte Abstufung des Gewichts der Wahlstimmen«, sei es nach den Steuerleistungen, sei es nach anderen Merkmalen »wie Alter, Besitz, Bildung und dergleichen«. Nur die Rechte hatte Anlass über diese Kundgebung zu jubeln.

×   ×

Freisinnige Parteien Sofort nach dieser Erklärung des Staatsministeriums, dann abermals nach den Polizeiheldentaten am Demonstrationssonntag erhoben einzelne Freisinnige und Volksparteiler laut und öffentlich den Ruf *Los vom Block!* Auch hinter den Kulissen scheinen die Geister lebhaft auf einander zu platzen. »Schon am Montag«, schreibt die *Vossische Zeitung* am 16. Januar, »war das Gerücht verbreitet, die auf jenen Abend einberufene Versammlung der Leiter des *Liberalen Wahlvereins*, der Organisation der *Freisinnigen Vereinigung*, werde zu einer *reinlichen Scheidung* führen. Die Meldung war unrichtig oder doch verfrüht, da die dem Vorstand nicht angehörenden Abgeordneten der Fraktion zu der Sitzung nicht eingeladen und keine entscheidenden Beschlüsse gefasst wurden. Allein, was nicht ist, kann werden. Möglich, dass die Würfel in der Delegiertenversammlung fallen.«

Möglich, dass sich eine Spaltung, und zwar quer durch alle drei Gruppen der bürgerlichen Linken hindurch, vollzieht; wahrscheinlich ist es jedoch kaum. Selbst in der *Freisinnigen Vereinigung*, von der jeder Neubildungsanstoss zuerst ausgehen würde, dürfte die Richtung Pachnicke schliesslich immer die Oberhand behalten, so dass bei einem *Divorçons!* höchstens die Absprengung eines kleinen, seit jeher blockfeindlichen Flügels in Frage kommen könnte. Die Abneigung gegen die Sozialdemokratie in den Wähler- und Führerkreisen ist noch immer so gross, dass jede Richtung, die sich nur durch ein Zusammenarbeiten mit der Arbeiterpartei grössere Geltung verschaffen könnte, vorläufig über die Grenzen eines interessanten kleinen Zirkels kaum hinauswachsen kann. Das mag bedauerlich und sogar von unserer Seite aus nicht ganz unverschuldet sein. Aber man tut gut Illusionen über das Mass der uns gewidmeten Sympathieen gar nicht erst sich einnisten zu lassen.

×   ×

Marokko Die Ausrufung Mulay Hafids, an stelle seines Bruders Abdul Asis, zum Oberhaupte des marokkanischen Staates, und zwar durch die entscheidendste Stelle, die Vereinigung der Notabeln und geistlichen Würdenträger in Fez, stellt Frankreich vor grössere Schwierigkeiten denn je. Der Süden des Landes hing bisher schon an dem neuen Herrscher, und genau so wie Marakesch im Süden bestimmt Fez die gesamte öffentliche Meinung im Norden. Wahrscheinlich wird Abdul Asis seinen Einfluss auf Rabat und die Küstenstädte beschränkt sehen, soweit sie im Bereiche französischer Schiffskanonen und Landungstruppen sich befinden; selbst in Rabat scheint der entthronte Sultan vor den Nachstellungen seiner eigenen Leute nicht mehr sicher. Manche englische Blätter reden Frankreich deshalb bereits zu die neue Gewalt anzuerkennen und dadurch für sich zu gewinnen. Indes ist Mulay Hafid als Vertrauensmann der fremdenfeindlichen Kreise gewählt, und über die Voraussetzungen seiner Berufung dürfte er sich deshalb nicht so leicht hinwegsetzen können. Soll Frankreich sich zu einem wirklichen grossen Volkskrieg bis in das Innere entschliessen? Wenn es davor zurückschreckt, können unter der neuen Konstellation französische Regimenter auf marokkanischem Boden bleiben, ohne dass der heilige Krieg von der anderen Seite eröffnet wird? Wenn aber Frankreich die durch das internationale Abkommen von Algeciras gezogenen Einschränkungen nicht mehr einhalten zu können erklärt, wie stellen sich die mitbeteiligten Mächte zu einer Überschreitung oder Abänderung der Algecirasakte? Die diplomatische Geschäftigkeit in Paris, Madrid und London ist also erklärlich. Vielleicht erfährt man anlässlich der Interpellation Jaurès Genaueres über die Absichten der Nächstinteressierten.

×   ×

Kurze Chronik Bei den Kämpfen im *Deutschen Flottenverein* neigt sich, infolge des Eingreifens des Prinzen Heinrich und des Kaisers, die Wagschale mehr und mehr gegen die Geschäftsführung durch den

Draufgänger General Keim. × Das preussische Abgeordnetenhaus stimmte am 16. Januar der Polenvorlage in der Gestalt der Kommissionsbeschlüsse mit 198 gegen 119 Stimmen zu. Der grundlegende Enteignungsparagraph (§ 13) lautet nunmehr: »Dem Staate wird das Recht verliehen in den Bezirken, in denen die Sicherung des gefährdeten Deutschtums nicht anders als durch Stärkung und Abrundung deutscher Niederlassungen mittels Ansiedelungen möglich erscheint, die hierzu erforderlichen Grundstücke in einer Gesamtfläche von nicht mehr als 70000 ha nötigenfalls im Wege der Enteignung zu erwerben.« × Der Verfassungskonflikt in Persien scheint durch eine Verständigung zwischen Schah und Parlament seinem Ende entgegen zu gehen.

Sozialpolitik / Robert Schmidt

Arbeiterverhältnisse in Staatsbetrieben Dem Reichstag ist eine Übersicht über Lohn, Arbeitszeit und Versicherung der Arbeiter und Angestellten in den Staatsbetrieben der Militär- und Marineverwaltung zugegangen. Das Material ist ohne eine sozialstatistische Einteilung aufgestellt. Es fehlt zunächst die Vergleichung gegen die voraufgegangenen Erhebungen. Bei der Lohnstatistik beginnt man mit der Lohnklasse 800, so dass für jugendliche Arbeiter und für die Arbeiterinnen keine Gehaltsübersicht gegeben ist; wir erfahren nur, dass alle Arbeiterinnen und jugendlichen Arbeiter unter 800 M. Jahreseinkommen haben; wie hoch das Einkommen ist, kann man nicht ermitteln. Nur von den Werften wird angegeben, dass jugendliche Arbeiter einen Tagelohn von 1,50 M. erhalten. Handlanger verzeichnen einen Lohn von 3,74. Handwerker schwanken in ihren Lohnbezügen von 4,47 bis 6,12 M. Die Monatslöhne der Wärter, Wächter, Maschinisten, technischen Arbeiter, Bureaugehilfen und Werkführer bewegen sich zwischen 99,43 bis 159,70 M. Die normale Arbeitszeit ist in allen Betrieben der Marine- und Militärverwaltung auf 9 Stunden herabgesetzt, gegen 10 Stunden früher. Im Bureaudienst sind meist 8 Stunden üblich. Daneben kommen Überstunden in Anwendung, die sich auf die einzelnen Arbeiterkategorieen sehr ungleich verteilen. Die Angestellten in den Depots der Artillerie- und Marineverwaltung erhalten einen Tagelohn von 2,50 bis 4,37 M. Auffallend ist der starke Wechsel der Angestellten; es schieden 15,7 % aus der Stellung aus, darunter 9 % freiwillig.

Die preussische Verwaltung gewährt in Konservenfabriken, Bekleidungs-, Proviantämtern, Lazaretten und Remontedepots einen Jahresverdienst unter 1000 M. an 59,2 % der Arbeiter, 33 % erlangen 1000 bis 1500 M., und 7,8 % über 1500 M. Im Remontedepot haben zum Beispiel von den 2453 Arbeitern 2345 einen Lohn unter 800 M. Welchen Lohn die Arbeiter haben, erfahren wir nicht aus der Statistik; man kann nur annehmen, da 1341 Personen in der niedrigsten Lohnklasse der Invalidenversicherung Beiträge zahlen, dass diese ein Jahreseinkommen unter 350 M. haben. Ausgetreten sind aus diesen Arbeitsverhältnissen 27 % der Beschäftigten, darunter 10 % auf eigenen Wunsch. In den Militärwerkstätten wird der Lohn unter 1000 M. von 12,5 % der Arbeiter, 1000 bis 1500 M. von 28,7 % und über 1500 M. von 59,1 % erreicht. In den Depots stehen 70,9 % der Beschäftigten mit einem Einkommen unter 1000 M., und nur 29,1 % reichen in die Lohnklasse von 1000 bis 1500 M.

Die bayerische Militärverwaltung gewährt in den Werkstätten an 28,6 % der Arbeiter unter 1000 M., 53,6 % steigen auf 1000 bis 1500 M., und darüber 17,8 %. In den Depots haben 80,2 % der Beschäftigten unter 1000 M. und darüber bis zu 1500 M. 19,8 % der Angestellten.

Die sächsische Militärverwaltung bot in den Proviantämtern, Garnisonverwaltungen, Lazaretten usw. 37,8 % der Beschäftigten ein Einkommen unter 1000 M., 59,7 % erhielten 1000 bis 1500 M., ein noch höheres Einkommen hatten 2,5 %. In den Militärwerkstätten hatten 29,4 % der Arbeiter unter 1000 M., 28,5 % von 1000 bis 1500 M. und 42,1 % über 1500 M. Einkommen. Bei den Depots hatten nur 33,9 % ein Einkommen von 1000 bis 1500 M., die übrigen rangierten unter 1000 M.

Die württembergische Verwaltung verzeichnete in Proviantämtern, Garnisonverwaltungen, Lazaretten usw. für 78,6 % der Angestellten ein Einkommen unter 1000 M. und für 21,4 % 1000 bis 1500 M. In den Depots haben rund 6 % der Angestellten über 1000 M.

× ×

Privatangestelltenversicherung Die Tätigkeit der Organisationen, die sich als Träger der sozialpolitischen Forderungen der Privatangestellten hervor-

tun, ist eine sehr rege, und die Bewegung gewinnt fortgesetzt an Umfang. Bürgerliche Politiker bemühen sich seit langem Einfluss auf diese Bewegung zu bekommen, sie gehen sozialpolitische Engagements ein, die wohl kaum in jedem Fall die Zustimmung ihrer eigenen politischen Freunde erlangen dürften. Die Sozialdemokratie ist dabei nahezu ausgeschaltet, ohne gekränkt bei seite zu stehen; denn das Aufflackern sozialpolitischer Erkenntnis aus den Schichten, die bisher von diesen Fragen unberührt blieben, ist immer ein Gewinn. Als wichtigste Forderung steht augenblicklich die staatliche Pensionsversicherung zur Diskussion. Die Erörterung dieser Frage war von den Korporationen einem Ausschuss überwiesen, der wiederum einer Kommission von 7 Mitgliedern die Ausarbeitung bestimmter Vorschläge übertragen hatte. In und ausserhalb dieser Körperschaften entwickelte sich nunmehr darüber ein heftiger Streit, ob die Versicherungseinrichtung der bestehenden Invaliden- und Altersversicherung angeschlossen oder eine besondere Kasse errichtet werden sollte. Die Entscheidung darüber wurde nach einer sehr heftigen Debatte vom Hauptausschuss in der Sitzung am 16. November in Frankfurt a. M. unter Führung des antisemitischen Reichstagsabgeordneten Schack gegen die Richtung Tischendörfer und des freisinnigen Reichstagsabgeordneten Dr. Potthoff in dem Sinne gefällt, dass eine besondere Kasseneinrichtung gefordert wurde. Die Leitsätze, die zur Annahme gelangten, stellen in 23 Thesen ein eingehendes Programm der Versicherungseinrichtung dar. Die Beiträge sollen, nach 10 Gehaltsstufen geordnet, im Durchschnitt 10 % des Gehalts betragen. Es wird eine Invalidenrente verlangt, die nach 40 Beitragsjahren bis zu 66⅔ % des Einkommens betragen soll; in derselben Höhe soll vom 65. Jahr ab eine Altersrente gewährt werden. Die Witwenrente soll auf 40 % der Invalidenrente und die Waisenrente auf ⅕, für Doppelwaisen auf ⅓ der Invalidenrente bemessen werden. Einige andere Forderungen lehnen sich an die Bestimmungen des Invalidenversicherungsgesetzes an. Da den Delegierten berichtet wurde, dass man im Ministerium des Innern dazu neige die Organisation als besondere Kasseneinrichtung aufzubauen, so ist anzunehmen, dass in bezug auf die Organisation die Wünsche der Privatangestellten Aussicht auf Verwirklichung haben. Das sollte aber für die Privatangestellten die minder wichtige Streitfrage sein, der heftige Streit darüber deutet nur auf sozialpolitische Unklarheit. In einer Zeit, in der fortgesetzt der Zusammenschluss der Versicherungseinrichtungen gefordert wird, noch eine weitere Zersplitterung einzuführen erscheint in hohem Masse unpraktisch.

× ×

Ausländische Arbeiter Der preussische Landwirtschaftsminister von Arnim hat eine Polizeiverordnug erlassen, die in das Arbeitsverhältnis tief eingreift und nichts weniger bedeutet als dass für die aus dem Auslande kommenden Arbeiter jede Freizügigkeit in Deutschland aufgehoben wird. Die Verordnung richtet sich zunächst gegen die russischen und österreichischen Arbeiter. Es soll an der Grenze jeder fremde Arbeiter eine Legitimationskarte erhalten, für deren Ausstellung die Grenzämter der *Deutschen Feldarbeiterzentrale* zuständig sind, einer Einrichtung, die von den Landwirtschaftskammern zur Herbeischaffung fremder Arbeiter unterhalten wird. Die Karte soll nun aber nicht nur das Nationale des Inhabers enthalten, sondern auch den Arbeitgeber namhaft machen, für den der Arbeiter angeworben ist. Bei einem Wechsel des Arbeitgebers im Inlande muss eine neue Karte von der Ortspolizeibehörde oder dem Landratsamt ausgestellt werden, wobei zu beachten ist, dass kontraktbrüchige Arbeiter eine neue Karte nicht erhalten und nur dann in Preussen verbleiben dürfen, wenn sie zu ihrem Arbeitgeber zurückkehren. Die Massnahme geschieht zunächst im Interesse des Grossgrundbesitzes. Die fremden Arbeiter müssen zwangsweise durch die Arbeitsvermittlung der *Deutschen Feldarbeiterzentrale*, und hier wird der Arbeiter durch Verträge während der ganzen Kampagne an den Arbeitgeber gefesselt. Es gibt kein Entrinnen, es sei denn, der Arbeiter kehrt nach der Heimat zurück. Für die Industriearbeiter hat diese Verordnung die Folge, dass bei einem Streik die *Feldarbeiterzentrale* an der Grenze die ausländischen Arbeiter bereits ganz bestimmten Arbeitgebern überweisen wird, und streikende ausländische Arbeiter wohl schwerlich eine neue Karte für einen andern Arbeitgeber erhalten werden. Damit wird den ausländischen Arbeitern die Freizügigkeit durch Ministerialverordnung genommen.

× ×

Invalidenversicherung Das Reichsversicherungsamt gibt in dem Jahresbericht für 1906 über die finanzielle Gestaltung der Invalidenversicherung die übliche Zusammenstellung. Danach sind an Beiträgen 156 544 529 M. eingegangen, gegen das Vorjahr ein Mehr von 7 580 912 M.; mithin eine Steigerung von rund 5 %. Beachtenswert ist die Zunahme der Beitragsleistung in der höchsten Lohnklasse. Es entfielen von 100 M. Beiträgen, die bei den Landesversicherungsanstalten eingingen, im Jahre 1906 23,01 M., während im Jahre 1900 dieser Anteil nur 11,59 M. betrug. Der Anteil hat sich fortgesetzt gesteigert. An Renten sind 142 972 601,21 M. ausgezahlt, gegen das Vorjahr ein Mehr von 6 068 570,45 M. Die Steigerung beträgt 4,4 % gegen 6,3 % im Jahre 1905. Die Steigerung war bis zum Jahre 1904 erheblich höher. Die langsame Steigerung der Rentenbeträge hängt mit einem engern Fassen der Invalidität und der strengen Kontrolle der Rentenempfänger zusammen. Der Reichszuschuss beläuft sich auf 48 757 386,72 M. An Altersrenten wurden 1 726 801,80 M. ausgezahlt; für Heilverfahren wurden 13 468 262,72 M. und für Invalidenhauspflege 407 754,10 M. aufgewendet. Im Durchschnit betrug die Invalidenrente 162,88 M. Die Zurückzahlung der Beiträge erreichte die Summe von 8 346 145,81 M. Der Vermögenszuwachs der Landesversicherungsanstalten und der Kasseneinrichtungen betrug insgesamt 80 985 431,00 M. gegen 77 134 731,97 M. im Vorjahre.

× ×

Kurze Chronik Der preussische Handelsminister hat in einem Erlass erklärt, dass die Eisenbahnbetriebswerkstätten nicht der Gewerbeordnung unterstehen, dass mithin auch die Gewerbeinspektion diese Betriebe nicht zu kontrollieren hat. × Der Bureauangestelltenverband hat in einer Petition an den Reichstag eingehend die Forderung auf eine Regelung des Arbeitsvertrages begründet.

× ×

Literatur Ein sehr gutes Buch ist *Die Kinderarbeit und ihre Bekämpfung* von Julius Deutsch /Zürich, Rascher/. Der Verfasser, den die Leser der *Sozialistischen Monatshefte* aus seinen hier veröffentlichten Arbeiten kennen, untersucht gründlich und mit grosser Sachkenntnis Umfang, Art und Schäden der Kinderarbeit. In dem historischen Rückblick zeigt die Gegenüberstellung der Kinderarbeit in Deutschland, der Schweiz und Österreich so gleichmässige Züge der kapitalistischen Entwickelung und ihrer Gebrechen, dass der Verfasser mit Recht zu dem Ergebnis kommt, es erweise sich auch bei dieser Gelegenheit wieder, dass die mehr oder weniger fortgeschrittene Form der Staatsverfassung nicht immer die Lage eines Volkes ohne weiteres erheblich ändert; sonst wäre es nicht zu erklären, dass im halbabsolutistischen Preussen, im bureaukratischen Österreich und in der demokratischen Schweiz die Kinderausbeutung so verhältnismässig geringe Unterschiede aufweist. Deutsch führt uns in einem reichen Material die körperlichen, geistigen und sittlichen Schäden vor Augen, die die Kinderarbeit zur Folge hat. Er lehnt auch für die Landwirtschaft die Kinderarbeit ab und macht gegen die Einwendung, die Industrie brauche die billigen Arbeitskräfte, geltend, nichts sei unrichtiger als die Meinung, eine verelendete, herabgekommene Arbeiterschaft, mit niederen Löhnen zufrieden, erhöhe den Nutzen der Industriellen und fördere so die Entwickelung der Industrie; alle Erfahrung spreche dagegen. Als notwendig für die Reform des Kinderschutzes wird eine eingehende Erhebung erachtet, die uns den Umfang der Kinderarbeit und ihre Schäden genau erkennen lasse. In einem Gesetzentwurf wird sodann vom Verfasser seinem Programm Form und Inhalt gegeben. An der Spitze der Forderung steht das Verlangen *Verbot jeder Kinderarbeit*, nur in der Landwirtschaft soll ein Unterschied zwischen den Verrichtungen in der eigenen Häuslichkeit und eigenem Betriebe gemacht werden, die Beschäftigung fremder Kinder soll ausgeschaltet werden. Natürlich wird der Kinderfürsorge eine grosse Aufmerksamkeit gewidmet. Sport, Spiel und Handfertigkeitsunterricht sollen die Jugend zu Menschen heranbilden. Diese treffliche Arbeit ist im Wettbewerb auf ein Preisausschreiben über Kinderschutz von der staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Zürich, die als Preisrichterin diente, mit dem ersten Preis bedacht worden. Jedenfalls ein Zeichen dafür, dass die Universität Zürich bei der Beurteilung wissenschaftlicher Leistungen nicht von Klassenvorurteilen befangen ist.

Kommunalpolitik / Hugo Lindemann

Polizeikostengesetz Ende November legte die preussiche Regierung dem Abgeordnetenhause den Entwurf eines Polizeikostengesetzes vor, der am 12. Dezember zum erstenmal beraten wurde. Der Entwurf ist im wesentlichen finanziellen Gründen entsprungen. Er will eine Abänderung des Gesetzes von 1892 bringen, da sich der Verteilungsmassstab, nach dem dieses die Polizeikosten zwischen Staat und Gemeinde verteilt, im Laufe der Jahre als unrichtig herausgestellt habe. Das Gesetz von 1892 legt den Gemeinden mit staatlicher Polizeiverwaltung Kopfbeiträge auf, die nach der Einwohnerzahl der Gemeinden abgestuft sind. Gemeinden mit staatlicher Polizeiverwaltung, die aber einzelne Zweige der Polizei selbst verwalteten, wurde eine der Minderausgabe des Staates entsprechende Ermässigung des Kopfbeitrages zugesichert, und der daraus sich ergebende Anspruch in letzter Instanz unter den Schutz des obersten Verwaltungsgerichtshofes gestellt. Bei der Berechnung der Kopfbeiträge hatte man das Verhältnis 1 : 2 zu grunde gelegt, so dass also der Staat mit ⅔, die Gemeinden mit ⅓ an den dem Staate aus der Polizeiverwaltung erwachsenden Kosten beteiligt waren. Im Etat für 1893-1894 erschien die Einnahme aus den Beiträgen der Gemeinden in der Höhe von 6,45 Mill. M. und deckte dieses Drittel des auf etwa 19 bis 20 Mill. M. berechneten Gesamtaufwandes der staatlichen Polizeiverwaltung. Im Laufe der Jahre sind nun die Aufwendungen für die staatliche Polizeiverwaltung sehr bedeutend gewachsen. Über die Gründe dieses Anwachsens, die allerdings sehr mannigfacher Natur sind, sagt der Entwurf nichts. Zum guten Teil trägt die bis ins Kleinlichste gehende, vollständig überflüssige Überwachung der politischen und wirtschaftlichen Arbeiterbewegung die Schuld daran. Nicht minder stark sind auch die Ausgaben der Gemeinden mit kommunaler Polizeiverwaltung gewachsen, so dass also der Ausgleich in der Belastung der Gemeinden mit staatlicher und derer mit eigener Polizeiverwaltung nicht eingetreten ist, wie man von dem Gesetz von 1892 erwartet hatte. Der Vergleich, der in den statistischen Beigaben zwischen den Polizeikosten der Gemeinden mit eigener und der mit staatlicher Polizeiverwaltung angestellt wird, zeigt allerdings eine bedeutende Bevorzugung der Gemeinden mit staatlicher Polizeiverwaltung. Hätten diese kommunale Polizei, so würden sie nachfolgende Mehrbeträge aufzubringen haben: Fulda 14 457 M., Linden 91 473 M., Kiel 340 973 M., Königsberg 389 570 M., Charlottenburg 662 966 M. usw. Diese Beträge schwanken pro Kopf der Einwohner zwischen 0,73 und 2,87 M. Die Städte mit staatlicher Polizeiverwaltung sind also finanziell entschieden günstiger gestellt als die Städte mit kommunaler Verwaltung. Dass allerdings die Städte durch die Überführung der Ortspolizei in die staatliche Verwaltung eine grosse Entrechtung erlitten haben, und dass zwischen der städtischen Verwaltung und der staatlichen Polizeiverwaltung ständige Reibungen und Gegensätze vorhanden sein müssen, die das Leben der städtischen Verwaltung nicht gerade verschönern, davon sagt der Entwurf nichts. Der neue Entwurf schlägt nun vor die festen Kopfbeiträge abzuschaffen. In Zukunft werden die Gemeinden verpflichtet zu den Kosten der staatlichen Polizeiverwaltung ⅗ beizutragen; ebenso nehmen sie an ihren Einnahmen zu ⅗ teil. Von den Kosten der örtlichen Polizeiverwaltung werden 4 % abgesetzt, die den Aufwand der nichtörtlichen Polizeiverwaltung decken sollen. Die 4 % sind natürlich ziemlich willkürlich gewählt. Zu den Ausgaben kommen hinzu ein Pauschbeitrag zur Bestreitung der Pensionen und Wartegelder für Beamte der staatlichen Ortspolizeiverwaltung sowie der Witwen- und Waisengelder für die Hinterbliebenen dieser Beamten, ferner der Jahresnutzungswert der der staatlichen Ortspolizeiverwaltung dienenden Gebäude und Inventarstücke. Die Beitragsquote in der Höhe von ⅗ der Ausgaben hat nach den Motiven um deswillen in Vorschlag gebracht werden müssen, weil bei jeder geringeren Bemessung ein starkes Missverhältnis zwischen der Belastung der Gemeinden mit eigener Polizeiverwaltung wieder hervorgetreten wäre, was unter allen Umständen vermieden werden solle. Der Entwurf will also den Gemeinden mit staatlicher Polizeiverwaltung die finanziellen Vorteile nehmen, mit denen man ihnen bisher ihre Entrechtung auf dem Gebiete der Polizeiverwaltung hat schmackhaft machen wollen. Der Mehrbetrag, der aus dieser neuen Verteilung der Beitragsquoten der Staatskasse zufliessen soll, wird auf 4 807 323 M. berechnet, und ist nach den Motiven im wesentlichen dazu bestimmt »die zunächst für den rheinisch-westfälischen Industrie-

bezirk geplante Einrichtung von königlichen Polizeidirektionen zu ermöglichen«. Hier enthüllt die staatliche Bureaukratie ihre ingeniöse Methode. Die Städte mit staatlicher Polizeiverwaltung sollen die Mittel aufbringen, die erforderlich sind, um weitere Städte des wichtigen Rechtes auf die örtliche Polizeiverwaltung zu berauben und die Verwaltung in die Hände der Staatsbureaukratie zu legen. Gegen diese Erweiterung ihrer Macht wird aber aufs entschiedenste Stellung zu nehmen sein. Alle Ereignisse der letzten Jahre haben bewiesen, dass die Polizeiverwaltung nicht in die Hände staatlicher Behörden, sondern der Selbstverwaltungskörper gehört. Vorgänge wie in Breslau dürften in Städten mit kommunaler Polizei kaum vorgekommen sein.

Nach dem Gesetz von 1892 war die Beitragshöhe der Gemeinden eine fest bestimmte. Die Summe liess sich ohne weiteres berechnen und konnte im Etat mit grosser Sicherheit festgesetzt werden. Nach dem Entwurf wird das ganz anders werden. Der Staat kann beliebige Ausgaben machen, kostbare Bauten ausführen, ohne dass die Städte auch nur den geringsten Einfluss haben. Ihre Finanzwirtschaft wird dadurch aufs schwerste geschädigt, dass sie bei der Aufstellung ihres Etats Ausgaben einstellen müssen, die sie gar nicht kontrollieren können, und deren Höhe ihnen in der Regel zu spät bekannt wird. Der Schutz, der in dem Kontrollrecht des Landtages über die Ausgaben der staatlichen Polizeiverwaltung bestehen soll, wird von den Städten mit Recht äusserst gering eingeschätzt, da sie die Städtefeindlichkeit des preussischen Landtages zur Genüge am eigenen Leibe erfahren haben. Es liegt auf der Hand, dass die staatlichen Behörden viel eher zu kostbaren Neueinrichtungen schreiten werden, wenn sie den Gemeinden ohne weiteres ⅔ der Kosten zuwälzen können, als wenn sie mit festen Kopfbeiträgen zu rechnen haben.

Für die Abschaffung des verwaltungsgerichtlichen Schutzes, den die Gemeinden nach dem Gesetz von 1892 hatten, führen die Motive die folgenden Gründe auf: Die Ausgabetitel werden im Staatshaushaltsvoranschlag unter Mitwirkung der Landesvertretung festgesetzt. Ferner sind die auf Grund des Etats von der Zentralinstanz festzustellenden Kassenetats der einzelnen Polizeiverwaltungsbehörden für die Berechnung des Kostenanteils der Gemeinden massgebend, auch wenn diese durch die Regierungspräsidenten, für Berlin durch den Oberpräsidenten erfolgt. Schliesslich unterliegt die Verausgabung auf diese Titel der Oberrechnungskammer, einer von der Verwaltung unabhängigen Behörde, wie die Motive mit besonderem Nachdruck hervorheben. In der Mitwirkung der Landesvertretung sehen die Motive also einen genügenden Schutz für die Gemeinden, und deshalb müssen diese in Zukunft mit dem Rechtsmittel der Beschwerde bei der Zentralinstanz zufrieden sein. Wiederum ein Beispiel echt bureaukratischer Logik: weil die Zentralinstanz die Kassenetats feststellt, deshalb darf die Beschwerde gegen die Festsetzung des Kostenbeitrages von den Gemeinden nur bei dieser Zentralinstanz angebracht werden! »Für die Einführung des Verwaltungsstreitverfahrens dürfte hier kein Raum sein«, sagen die Motive in der Fülle ihrer bureaukratischen Weisheit, »da es sich nicht um Rechtsfragen, sondern lediglich um dem Rechnungswesen angehörige Verwaltungsangelegenheiten handelt.« Die Belastung des obersten Verwaltungsgerichtshofes mit den aus § 6 des Gesetzes von 1892 sich ergebenden Streitsachen sei mit den Aufgaben eines Gerichtshofes kaum zu vereinbaren. »Dass in Zukunft das Oberverwaltungsgericht einer Entscheidung darüber überhoben sein wird, ob zur Bewältigung der Verwaltung eines Polizeizweiges eine grössere oder geringere Zahl von Beamten erforderlich ist, wird als eine wesentliche Verbesserung angesehen werden müssen, falls der vorliegende Entwurf Gesetz werden sollte.« Mit Recht wurde in der Diskussion im Abgeordnetenhause darauf hingewiesen, dass der vorliegende Entwurf eine unheilvolle Reaktion gegenüber den Errungenschaften voriger Jahrzehnte bedeute. Während man früher ganz allgemein der Ansicht war, dass den Städten die Polizeiverwaltung nur bei dringendem staatlichen Bedürfnis genommen werden dürfe, bringt die Regierung jetzt einen Entwurf ein, dessen ausgesprochenes Ziel es ist durch die Belastung der Gemeinden mit staatlicher Polizei die Geldmittel aufzubringen für eine weitere Ausdehnung der staatlichen Polizeiverwaltung. Auch bei dem vorliegenden Entwurf handelt es sich um ein weiteres Zurückdrängen der Selbstverwaltung.

× ×

Sonntagsruhe Das Reichsamt des Innern hat den verbündeten Regierungen den Entwurf einer Novelle zur Gewerbeordnung betreffend

die Sonntagsruhe im Handelsgewerbe vorgelegt, der nach verschiedenen Richtungen zwar Fortschritte bringt, aber doch grosse Bedenken erregt. Der neue Entwurf will im Handelsgewerbe einschliesslich des nach Art des Handelsgewerbes eingerichteten Geschäftsbetriebes von Konsum- und anderen Vereinen und Gesellschaften allgemein an Sonn- und Festtagen die Arbeitsruhe einführen. Nach dem bisherigen Recht durfte die Arbeitszeit 5 Stunden nicht übersteigen. Es soll also primär die vollständige Arbeitsruhe als Regel gelten. Das ist der wesentliche Fortschritt, den die Novelle bringt. Nach dem bisherigen Recht konnte nun die 5 stündige Beschäftigung durch die statutarischen Bestimmungen einer Gemeinde oder eines weiteren Kommunalverbandes für alle oder einzelne Zweige des Handelsgewerbes auf kürzere Zeit eingeschränkt oder ganz untersagt werden. Ausserdem konnte die Polizeibehörde für die letzten 4 Wochen vor Weihnachten sowie für einzelne Sonn- und Festtage, an denen örtliche Verhältnisse einen erweiterten Geschäftsverkehr erforderlich machen, eine Verlängerung der Arbeitszeit bis auf 10 Stunden zulassen. Von dem Recht der statutarischen Regelung haben die Gemeinden nur in recht beschränktem Umfange Gebrauch gemacht. Es sind vor allem einige grössere Städte, in denen es, allerdings nach jahrelanger Agitation, gelang die vollständige Sonntagsruhe durchzuführen. Im allgemeinen aber hat die ortsstatutarische Regelung sich nicht bewährt. Die Unternehmerinteressen waren in den Gemeindeverwaltungen zu stark, als dass sich in ihnen die Interessen der Angestellten hätten durchsetzen können. Hier hätte also der Entwurf in erster Linie einsetzen und die ortsstatutarische Regelung überhaupt ausschalten müssen. Den örtlichen Verhältnissen, mit deren Verschiedenheit man die Berechtigung des Ortsstatuts zu begründen sucht, kommt gar nicht die zugeschriebene Bedeutung zu. Statt dessen hält auch der Entwurf an der ortsstatutarischen Regelung fest, bringt aber an dieser Stelle noch eine neue Verschlechterung. Nach dem geltenden Recht ist die Gemeinde in erster Linie zu dem Erlass eines Ortsstatuts berufen, dann erst kommt der weitere Kommunalverband. Nach dem Entwurf ist die Reihenfolge umgekehrt: erst wenn der weitere Kommunalverband keinen Beschluss fasst, kann die Gemeinde eintreten. Nach dem alten Recht konnte durch die ortsstatutarische Regelung eine Verkürzung der Arbeitszeit festgesetzt werden. Ein solcher Beschluss war oft schwer zu erreichen; aber er bestätigte die Regel, wonach durch Ortsstatute keine Abschwächung sondern Verschärfungen von Reichs- und Landesgesetzen stattfinden sollen. Nach dem Entwurf kann durch das Ortsstatut eine Abschwächung der allgemeinen Sonntagsruhe eingeführt werden. Es kann nämlich dadurch mit Ausnahme des ersten Weihnachts-, Oster- und Pfingsttages eine beschränkte Beschäftigung in folgender Weise zugelassen werden: 1. für die letzten beiden Sonntage vor Weihnachten bis zur Dauer von 10 Stunden, jedoch nicht über 7 Uhr abends hinaus, 2. für 3 weitere Sonn- und Festtage, an denen örtliche Verhältnisse einen erweiterten Geschäftsverkehr erforderlich machen, bis zur Dauer von 6 Stunden, jedoch nicht über 4 Uhr nachmittags hinaus, und 3. für die übrigen Sonn- und Festtage bis zur Dauer von 3 Stunden, jedoch nicht über 2 Uhr nachmittags hinaus. Bei der Stärke des Unternehmertums in den Gemeindevertretungen werden Beschlüsse, durch die eine beschränkte Arbeitszeit eingeführt wird, ziemlich leicht durchgedrückt werden können. Dagegen gewährt auch die Vorschrift, dass die Genehmigung der Aufsichtsbehörden notwendig ist, nur geringen Schutz. Geradezu verschlechtert wird aber die Lage durch die neue Vorschrift, die in erster Linie den höheren Kommunalverbänden den Erlass solcher statutarischen Bestimmungen überträgt. Denn bei ihrer Zusammensetzung ist es noch viel schwieriger Arbeiterinteressen zu ihrem Rechte zu verhelfen. Das sozialpolitische Verständnis ist hier in der Regel äusserst mangelhaft entwickelt. Die neue Bestimmung birgt also geradezu die Gefahr in sich, dass die vollständige Arbeitsruhe, die nach langen Kämpfen in einer Reihe von grösseren Gemeinden endlich erreicht worden ist, bei der Regelung durch einen grösseren Verband, bei der auf die rückständigsten Verhältnisse besondere Rücksicht genommen wird, wiederum verloren geht. Allen diesen schweren Bedenken kann nur durch die Ausschaltung der statutarischen Regelung begegnet werden.

× ×

Kurze Chronik Eine b a y r i s c h e Ministerialentschliessung empfiehlt in ihren Vorschlägen zur Verminderung der grossen Säuglingssterblich-

keit in Bayern den grösseren Gemeinwesen Beratungsstellen für stillende Mütter einzuführen, Stillprämien zu gewähren und Kindermilchküchen zu errichten, um durch diese die Herstellung einer sorgfältig bereiteten, dem Säuglinge angepassten Nahrung zu sichern. × Die Stadt Pforzheim hat die Errichtung einer städtischen Rechtsauskunftsstelle beschlossen. × Nach dem Bericht der Bürgermeisterei hat Mainz für die unentgeltliche Lieferung der Lehrmittel an Volksschüler 19 338 M. ausgegeben; nicht weniger als 85 % der Volksschüler erhalten die Lehrmittel auf städtische Kosten. × Der Stadtmagistrat Kaufbeuren hat beschlossen vorläufig 65 000 M. für den Bau billiger Arbeiterwohnungen auszuwerfen. × Der Vorstand des preussischen Städtetages hat eine Petition um Beseitigung der Gemeindesteuervorrechte der Beamten, Geistlichen und Lehrer an die Staatsregierung gerichtet. × Die Berliner Stadtverordnetenversammlung hat auf Antrag ihres Ausschusses den Magistrat ersucht noch für diesen Winter Einrichtungen zu schaffen, durch die bedürftigen Schulkindern warmes Mittagessen in der Schule kostenlos, anderen Kindern gegen Bezahlung geliefert wird.

Rechtspraxis / Wolfgang Heine

Prozess Hau Die letzten Monate haben eine fast ununterbrochene Kette aufregender Strafprozesse gebracht. Die Leidenschaft, mit der das Publikum ihnen folgte, galt freilich wohl mehr anderen Dingen als dem eigentlich kriminalistischen und prozessualen Interesse, das sie boten. Der Reiz des Abenteuerlichen oder des geschlechtlich Kitzelnden mag die Hauptsache dabei getan haben. Hier und da aber brach, wenn auch vielleicht ziemlich unbewusst, auch das allgemein verbreitete Gefühl durch, dass unser Strafrecht und Strafprozess an Schwächen kranken, die ein tiefes Misstrauen gegen die Rechtspflege erzeugen.

Was konnte die Massen auf dem Vorplatz des Karlsruher Gerichts, konnte selbst einen Teil der Presse in den Taumel versetzen, dass sie lärmend für Hau Partei nahm, diesen wahrlich möglichst unsympathischen Menschen? Es war zum guten Teile die Reaktion gegen das Auftreten des Vorsitzenden, der von Anfang an ohne Rückhaltung seine persönliche Meinung zur Schau trug und lange vor dem Spruch der Geschworenen den Angeklagten fühlen liess, dass er in seinen Augen schon gerichtet war. Die Volksmassen stehen darin den Kindern gleich, dass sie ein sehr empfindliches Gefühl dafür haben, ob die äussere Haltung objektiver Unparteilichkeit gewahrt wird oder fehlt. Einen harten oder selbst einen als falsch empfundenen Spruch ertragen sie viel leichter als die Verletzung der, man möchte sagen: *zeremoniellen*, Formen leidenschaftsloser Gerechtigkeit, die sie erwarten. Das ist ein ganz natürliches und wahres Gerechtigkeitsgefühl, denn der Schluss liegt nicht so fern, dass da, wo nicht einmal die so leichte äussere Form gewahrt werde, die viel schwerere innere Unvoreingenommenheit erst recht nicht zu erwarten ist. Es mag ja schwer sein in einem dem Wesen nach unfeierlichen Leben und Treiben und unter dem Druck einer unwürdigen Arbeitsüberlastung immer den Sinn für äussere Würde zu behalten. Sicherlich aber trägt ihr Fehlen sehr viel dazu bei der Rechtspflege das Zutrauen des Publikums zu rauben, und zwar auch ausserhalb der politischen und sozialen Zeitkämpfe, bei denen es unabänderlich ist, dass sie sowohl das richterliche Urteil wie seine Aufnahme in der Öffentlichkeit beeinflussen müssen.

Die Revision des Angeklagten Hau ist verworfen worden; der Grossherzog hat die Todesstrafe in Zuchthaus umgewandelt und damit eine sehr berechtigte Korrektur an dem Verdikt vollzogen. Denn wer darf bei einer so verworrenen Seelenverfassung, wie die des Täters gewesen sein muss, sich unterfangen zu entscheiden, die Tat sei *mit Überlegung* ausgeführt? Freilich ist diese Korrektur des Spruchs zugleich eine schneidende Kritik des Gesetzes, das von einem so subtilen Unterschied, von einer kaum je zweifelsfrei festzustellenden inneren Tatsache abhängig macht, ob eines Menschen Haupt fallen soll.

Auf die Hausche Tragödie folgte das Lindenausche Satyrspiel. Das Pathos, das in dem Verfahren gegen den nicht ganz sauberen, aber auch höchst bedeutungslosen alten Mann entwickelt wurde, die Anklage und Verurteilung einer eitlen phantastischen Wichtigtuerei als *Erpressung* und die erschreckende Höhe der Strafe von 3 Jahren Gefängnis müssten einem unparteiischen Beobachter völlig unverständlich bleiben, wenn man sie nicht als Nachklänge der Aufregungen und Erschütterungen betrachten könnte,

die der Prozess gegen Hau der Justiz eingetragen hätte. Die Entrüstung des Staatsanwalts, dass Lindenau in den Gang dieses Gerichtsverfahrens hätte *eingreifen* wollen, wozu doch wahrlich die ganze Sache viel zu töricht angelegt war, und was für die Frage, ob Erpressung vorlag, auch höchst gleichgültig gewesen wäre, gab einen Fingerzeig für den inneren Grund der überraschenden Empfindlichkeit gegen die Narrensposse Lindenaus.

× ×

Prozess Moltke-Harden Es ist unmöglich bei dieser Gelegenheit nicht über die Prozesse gegen M. Harden zu schreiben. Die Aufgabe dieser, der gerichtlichen Praxis gewidmeten Rundschau nötigt den unterzeichneten Verfasser dabei von jeder Würdigung der politischen oder gar der persönlichen Seite der Sache abzusehen und sich rein auf das Juristische zu beschränken.

Die Organe der Strafjustiz werden behaupten, dass alles formell korrekt zugegangen sei und weder Gesetze noch die Grundsätze der Rechtsprechung verletzt worden seien. Das wird im ganzen stimmen, abgesehen von der Ungeschicklichkeit des Plaidoyers des Oberstaatsanwalts in Abwesenheit des Angeklagten, die nach dem Gesetz zur Aufhebung des Urteils führen müsste. Trotzdem wird der Prozess eine neue schwere Erschütterung des Zutrauens zur Rechtspflege bedeuten. Hier wäre unter anderem folgendes zu erörtern.

1. die Berechnung der Antragsfrist. Nach dem Gesetz beträgt sie 3 Monate. Der Angeklagte hatte mehrere Artikel veröffentlicht. Die ersten weit mehr als 3 Monate vor dem Strafantrag, die späteren unzweifelhaft aus Tatsachen und Umständen heraus, die er bei den ersten nicht kennen konnte. In andern Fällen folgert man daraus, dass die verschiedenen Artikel verschiedene Handlungen seien und beurteilt jeden für sich; am Tage nach dem Urteil gegen Harden wurde in Königsberg ein sozialdemokratischer Redakteur wegen zweifacher Majestätsbeleidigung verurteilt, der sogar den selben Artikel in der *Königsberger Volkszeitung* und einige Tage darauf, etwas abgeschwächt, in einem Kopfblatt der selben Zeitung veröffentlicht hatte. So gelangte man dort zu der enormen Verurteilung zu 15 Monaten Gefängnis. Im Hardenschen Falle, wo gerade die ersten Artikel für die Verurteilung wichtig waren, wurde angenommen, dass das Ganze nur eine fortgesetzte Straftat wäre, deren letzter Akt innerhalb der Dreimonatsfrist läge, und dass deshalb die Antragsfrist auch bei den älteren Artikeln gewahrt wäre. Der Begriff der *fortgesetzten Einheitstat* ist juristisch ganz undefiniert und seine Anwendung völlig in das Belieben des Richters gestellt. Solche Begriffe fordern direkt zu einer ungleichmässigen Anwendung je nach Bedarf heraus. Hier wird die Reform des Strafgesetzbuchs und der Prozessordnung durchgreifende Änderungen bringen müssen.

2. das Verhalten der Staatsanwaltschaft. Hätte man es für denkbar gehalten, dass einem hohen Offizier aus der nächsten Umgebung des Kaisers die amtliche Anklage wegen Mangels eines öffentlichen Interesses abgeschlagen werden würde, wenn ihm solche Dinge nachgesagt worden wären, wie die Staatsanwaltschaft aus den Artikeln herausgelesen hat? Dies von einer Behörde, die jede Anzeige eines Streikbrechers, der Streikbrecher genannt worden ist, jede noch so gleichgültige Beamtenbeleidigung für wichtig genug hält, um von Amts wegen einzuschreiten? Und warum war das öffentliche Interesse nach Hardens Freisprechung durch das Schöffengericht plötzlich vorhanden? Wir beneiden den Oberstaatsanwalt Dr. Isenbiel nicht, der gezwungen war sich in seiner Anklagerede so in Widerspruch mit seinen Handlungen zu setzen; aber, offen gesagt, wir bemitleiden ihn auch nicht. Der Mangel steckt in dem Institut einer abhängigen Anklagebehörde als solchem und darin, dass man dieser eine Freiheit der Entschliessung übertragen musste, die nur eine völlig unabhängige, aus Personen ganz ungewöhnlichen Verantwortlichkeitsgefühls bestehende Behörde ohne Schaden ausüben könnte. Die verfehlte Einrichtung der Staatsanwaltschaft schädigt die deutsche Strafjustiz weit über die Grenzen des staatsanwaltlichen Ressorts hinaus. Wir kommen nicht eher zu einer besseren Strafrechtspflege als die Staatsanwaltschaft in der heutigen Form beseitigt ist.

3. die völlige prozessuale Nichtachtung des schöffengerichtlichen Urteils. Die Staatsanwaltschaft kann nach § 417 Str. P. O. in jeder Lage der Sache bis zum Eintritt der Rechtskraft des Urteils die Verfolgung übernehmen. In der Einlegung eines Rechtsmittels ist die Übernahme der Verfolgung enthalten. Daraus sollten Rechtswissenschaft, Logik

und schlichter Menschenverstand nur folgern können, dass die Staatsanwaltschaft das Verfahren in der prozessualen Lage zu übernehmen hat, in der es sich befindet. Danach hätte sie gegen das freisprechende Urteil des Schöffengerichts Berufung einlegen können und diese vor dem Landgericht verfolgen müssen. Das ist die Meinung der bedeutendsten Theoretiker, und dies allein entspräche der Achtung, die das Schöffengericht und sein Urteil beanspruchen können. Das Reichsgericht aber hat mit dem Geschick, das es besitzt, in wichtigen Fragen die kriminalpolitisch verkehrte Lösung zu finden, umgekehrt judiziert: mit dem Eingreifen der Staatsanwaltschaft ist das schöffengerichtliche Verfahren null und nichtig, und es beginnt ein neues, von der Staatsanwaltschaft abhängiges. Diese neue Anklage hätte der Staatsanwalt ebenso gut wieder vor dem Schöffengericht erheben können, so dass zwei widersprechende schöffengerichtliche Urteile herausgekommen wären. Das Ergebnis dieser Theorie ist, dass der abhängige Staatsanwalt Urteile der unabhängigen Justiz einseitig kassieren darf.

4. der Ausschluss der Öffentlichkeit vor dem Landgericht. Leider haben sich auch ganz freidenkende Leute dadurch kopfscheu machen lassen, dass der Prozess die Frage der widernatürlichen Anlagen und Laster in den Mittelpunkt der öffentlichen Besprechung rückte. Aber daran wäre auch nichts geändert worden, wenn das Schöffengericht die Öffentlichkeit völlig ausgeschlossen hätte. Und weshalb nicht ruhig über etwas sprechen, das sich in Berlin in aller Öffentlichkeit breit macht? Viel besser ist es, dass unsere Frauen, unsere Jugend — soweit man ihr die Zeitung anvertraut — wissen, was um sie vorgeht, als eine Geheimniskrämerei, die immer nur äusserlicher, unwahrer Schein sein kann. Auch dem Grafen Moltke wurde gewiss der beste Dienst durch die Öffentlichkeit geleistet. Würde die öffentliche Meinung dem geheimen Verfahren vor dem Landgericht irgend einen Wert zu seinen Gunsten beilegen, wenn nicht die öffentlichen Teile der Verhandlung namentlich die Erklärungen des Angeklagten und seines Anwalts für ihn sprächen? Der Ausschluss der Öffentlichkeit vor dem Landgericht war ein schwerer Missgriff, um so schwerer, als das Gehetz der reaktionären Presse, die ihn dreist forderte, vorausgegangen war.

Das Urteil (4 Monate Gefängnis) erscheint hoch, wenn man es an der Tatsache misst, dass gerade der Oberstaatsanwalt dem Angeklagten eine gute Absicht zuerkennen wollte, und dass der Angeklagte sich auf Gewährsmänner nicht gewöhnlichen Schlages verlassen hatte. Und doch erscheint es milde, verglichen mit der Verurteilung des von niemand ernst zu nehmenden Brandt, den sein Gewährsmann irre geführt hatte, zu 18 Monaten Gefängnis, und mit so vielen Verurteilungen von Sozialdemokraten. 4 Monate: das ist etwa das selbe, was der Genosse Arno Reichard kürzlich wegen ein paar ganz bedeutungsloser Gendarmenbeleidigungen erhalten hat, und ungefähr der vierte Teil dessen, was dem Redakteur Marckwald in Königsberg anlässlich einer Kritik historischer Vorgänge, die 100 Jahre zurückliegen, zuerkannt worden ist. Auch hier steckt der Fehler im Strafgesetz und den überlieferten Gepflogenheiten der politischen Strafjustiz im Deutschen Reiche.

× ×

Kurze Chronik Das Reichsgericht hat am 20. Dezember das gegen Herrn P ö p l a u ergangene Urteil bestätigt, das diesen wegen Veröffentlichung von amtlichen Akten, die sein Verhältnis zum Kolonialamt betrafen, zu 3 Monaten Gefängnis verurteilt hatte. Der Prozess gegen Pöplau war bemerkenswert als Akt der Einleitung der *liberalen* Blockära. × Der preussische Justizminister hat einen Erlass an die Staatsanwaltschaften über den Z e u g n i s z w a n g ausgegeben. Es soll in jedem Falle nicht nur geprüft werden, ob die Massregel gesetzlich zulässig ist, sondern auch ob sie im richtigen Verhältnis zur Bedeutung der Sache steht. × In Berlin sind am 24. Dezember die S c h u t z l e u t e Korruhn zu 5 Monaten Gefängnis, Keppler zu 100 M. Geldstrafe verurteilt. Sie hatten ein Paar junge Leute unberechtigt zur Wache sistiert und brutal misshandelt. Dabei hatten sie das Pech, dass sie gerade an Referendare gekommen waren, und so ereilte sie ihr verdientes Geschick. Ganz ohne weiteres freilich auch nicht. Zunächst wollte die Staatsanwaltschaft nur den einen Referendar anklagen, so dass die Schutzleute Gelegenheit gehabt hätten zu beschwören, sie wären unschuldig wie die Lämmer. Dem energischen Eingreifen des Rechtsanwalts des Referendars war es zuzuschreiben, dass die Sache anders verlief. × Der Minister des Innern und der des

Kultus, der ebenfalls an der Regelung der Prostitution ressortmässig interessiert ist, haben neue Vorschriften über die sittenpolizeiliche Überwachung erlassen. Darin ist die vernünftige Bestimmung enthalten, dass von allen die Rückkehr zu geordnetem Leben erschwerenden Massregeln abzusehen ist, und Bestrafungen wegen unerheblicher Verstösse gegen die polizeilichen Bestimmungen vermieden werden sollen. Hierbei erinnert man sich, dass wegen einer solchen vernünftigen Praxis ein rechtskundiger Bürgermeister im Grossherzogtum Sachsen-Weimar auf Grund des § 346 Str. G. B. zu 3 Monaten Gefängnis verurteilt und seines Amtes entsetzt worden ist. Das Reichsgericht hat das Strafurteil aufgehoben, die Stelle aber hat er nicht wieder erhalten. ×

Das Landgericht Hamburg hat am 27. Dezember durch einstweilige Verfügung dem Hafenarbeiterverband bei Haftstrafe von 4 Wochen verboten »1. den Zuzug von Hafenarbeitern nach Hamburg irgendwie, sei es unmittelbar oder mittelbar zu stören, insbesondere öffentliche Warnungen vor solchem Zuzuge zu erlassen oder zu veranlassen, 2. die vom Hafenbetriebsverein angenommenen Kontraktarbeiter als *Streikbrecher* zu bezeichnen, sonst verächtlich zu machen oder zur Aufgabe ihres Kontraktes [!] zu beeinflussen«. Der Hauptprozess folgt noch. Dringt diese Praxis durch, so kann jede Lohnbewegung der Arbeiter lahmgelegt werden, während sich das System schwarzer Listen der Arbeitgeberverbände und rücksichtslosester Drohungen gegen die Arbeitgeber, die sich nicht dran kehren, immer üppiger entwickelt.

Genossenschaftsbewegung / Gertrud David

Mülberger † Am 6. November starb in Stuttgart Dr. Arthur Mülberger, der *letzte Proudhonist*, wie er manchmal genannt wurde. Dr. Mülberger war bis zu seinem Tode Oberamtsarzt in Crailsheim. Sein eigentliches Lebenswerk war aber die Popularisierung der Proudhonschen Ideen, die für ihn ihre logische und praktische Konsequenz im Genossenschaftswesen fanden. Von seinen, die Genossenschaftssache berührenden Schriften sind zu nennen: *Studien über Proudhon, P. J. Proudhon, Leben und Werke, Kapital und Zins, Zur Kenntnis des Marxismus.* Ausserdem war Mülberger Mitarbeiter der genossenschaftlichen Fachblätter des In- und Auslandes; auch veröffentlichte er mehrfach in Zeitschriften grosszügige, von einem scharfen Blick für die wirtschaftlichen Zusammenhänge und Tendenzen Zeugnis ablegende Artikel meist genossenschaftsfreundlicher Art. Mülberger war infolge seiner ökonomischen Denkweise, die ihn das ganze Wirtschaftsleben vom Standpunkte des Konsums aus betrachten liess, obwohl Sozialist, doch Antimarxist. Doch kann ihm ein wirkliches tieferes Verständnis des Marxismus kaum zugesprochen werden. In der letzten, kurz vor seinem Tode von ihm in der *Konsumgenossenschaftlichen Rundschau* veröffentlichten Auslassung nimmt er noch Stellung zu dem augenblicklich im Brennpunkt des genossenschaftlichen Interesses stehenden Thema *Genossenschaft und Politik.* Er tut dies in dem Sinne, dass er den Genossenschaften zwar keine Anlehnung an eine bestimmte politische Partei, wohl aber die Beschäftigung mit den Parteien und ihre Beeinflussung im genossenschaftsfreundlichen Sinne empfiehlt. Auch praktisch war Mülberger für die Genossenschaftssache, an der er mit Leib und Seele hing, als Gründer und Verwaltungsmitglied des Crailsheimer Konsumvereins tätig. Die Genossenschaftsbewegung hat in ihm einen ihrer begeistertsten Freunde und aufopferndsten Führer verloren.

× ×

Klassenkampf und Genossenschaft In der genossenschaftlichen und der sozialdemokratischen Presse hat Dr. Hans Müllers neues Büchlein *Die Klassenkampftheorie und das Neutralitätsprinzip der Konsumvereine* /Basel, Verlag des *Verbandes schweizerischer Konsumvereine*/ viel Staub aufgewirbelt. Müller hat sich zu seiner Schrift, die eigentlich nur eine Zusammenfassung und geringfügige Umarbeitung einer vorher im schweizerischen Fachorgan erschienenen Artikelserie darstellt, nach seiner Angabe veranlasst gesehen durch die neuerdings wiederholt, speziell in der Schweiz gemachten Versuche die Konsumvereine künstlich in die Arena des politischen und gewerkschaftlichen Klassenkampfes herabzuziehen, in welchem Beginnen er — mit Recht — eine Gefahr für die ungestörte, nur ihren eigenen Gesetzen folgende Entwickelung der Konsumvereinsbewegung sieht. Er hat aber bei dieser Abwehr weit übers Ziel geschossen, indem er sie verquickt mit einer Kritik des Klassenkampfes überhaupt, die selbst nur das Produkt

einer bestimmten politisch-religiösen Überzeugung ist, also gerade die geforderte parteipolitische Neutralität verletzt. Indem Dr. Hans Müller im Laufe seiner Untersuchungen zu dem Schluss kommt, dass »in der Marxschen Klassenkampftheorie für die Konsumgenossenschaftsbewegung kein Raum ist«, und dass umgekehrt der konsequente Genossenschafter den Klassenkampf verwerfen müsse, hat er, fürchte ich, bei allerbester Absicht der Genossenschaftsbewegung keinen guten Dienst geleistet. Denn entweder erkennen die gegenwärtigen Marxisten und Anhänger der Klassenkampftheorie die Richtigkeit seiner Beweisführung an; dann wäre die Folge ihre noch grössere Abwendung von der Genossenschaftsbewegung und damit Schwächung und Entwickelungshemmung der letzteren. Oder diese Parteikreise würden zwar ihre Anschauungen mit der Konsumvereinsidee vereinbar finden, aber nicht mit d e n Konsumvereinen, wie Dr. Müller und in Übereinstimmung mit ihm fast alle namhaften deutschen Genossenschafter sie wollen, den politisch neutralen. Die Folgen wären in diesem Falle vielleicht noch schlimmere: Hineintragung schwerer innerer Konflikte in die Vereine, vielleicht Zersplitterung, wenn nicht Ablenkung der ganzen Bewegung in neue gefährliche Bahnen.

Was zu beweisen war, ist gerade dies, dass die politische Neutralität der Konsumvereine sehr wohl vereinbar ist mit einem richtig verstandenen Marxismus und auch der Lehre von der Existenz und der Notwendigkeit des Klassenkampfes innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft. Die Elemente dieses Beweises finden wir in vortrefflicher Weise in der Müllerschen Schrift selbst. Im 6. Kapitel untersucht Müller die w i r t s c h a f t l i c h e n P r i n z i p i e n der Konsumvereine und kommt dabei zu dem für Genossenschafter freilich nicht neuen Schluss, dass es die selben wie die der sozialistischen Gesellschaft sind. Da nun in der sozialistischen Gesellschaft die Klassen und damit der Klassenkampf aufgehoben sind, so muss dies auch innerhalb der Genossenschaftsbewegung, die gewissermassen eine Insel in dem kapitalistischen Meere darstellt, der Fall sein. Die Wogen des Klassenkampfes können wohl an sie anprallen, aber sie können nicht in sie hineindringen. Das ist durchaus richtig. Innerhalb der Konsumvereinsbewegung kann es zwar Interessengegensätze und Zwistigkeiten zwischen einzelnen Personen und Personengruppen geben, aber keinen Klassenkampf. Während das W e s e n der Gewerkschaftsbewegung und, wenn auch nicht in gleichem Masse, der politischen Arbeiterbewegung der Kampf, und zwar der Kampf einer Klasse der Gesellschaft mit einer anderen ist, ist das Wesen der Genossenschaft nicht der Kampf sondern der friedliche Aufbau. Sie dient den selben Zwecken wie jene, nur mit anderen Mitteln, und sie wird deshalb das ihr innewohnende Ziel um so rascher und ausgiebiger erreichen, je mehr sie sich von jenen Kämpfen fernhält. Denn um so grösser wird die Zahl derjenigen sein, die ihr beim Bauen helfen, weil sie sich nicht durch irgendwelche politischen oder religiösen Ansichten abgestossen fühlen. Desto grösser werden ausserdem die Mittel sein, die sie zum Bauen verwenden kann statt sie für andere nicht so **d i r e k t** dem Sozialisierungswerk dienenden Bestrebungen zu zersplittern. Diese theoretischen Erwägungen finden ihre volle Bestätigung in den praktischen Erfahrungen, die in Ländern mit neutralen und mit politisch gefärbten Genossenschaftsbewegungen gemacht sind.

Eine andere Frage ist freilich die, ob die Konsumvereine nicht schliesslich doch auch g e g e n ihren Willen in den Kampf hineingezogen werden müssen. Ihre blosse Existenz ist ja heute schon vielen ein Dorn im Auge und hat zu den heftigsten Angriffen auf sie Anlass gegeben. (Kampf der Kleinhändler, der Markenartikelfabrikanten). Diese Gegnerschaft wird natürlich um so schlimmer werden, je mehr die Konsumvereine an wirtschaftlicher Macht gewinnen und anderen Betriebsformen Boden, Luft und Licht wegnehmen. In dem Masse wie dies geschieht und der immanente antikapitalistische, sozialisierende Charakter der Konsumvereine allgemein erkannt wird, wird dann aber auch voraussichtlich die heute so oft betonte *Gleichartigkeit der Konsumenteninteressen*, die a l l e dem Konsumverein zuführen müsste, zerfliessen vor der Verschiedenartigkeit anderer vitaler Lebensinteressen und wird die Klassenscheidung eintreten. Dann werden sich um das Banner der Konsumvereine diejenigen Klassen scharen, die ein Interesse an der Herbeiführung der sozialistischen Gesellschaft haben, während auf der Gegenseite die Nutzniesser und Kostgänger des Kapitalismus stehen werden. Muss auch mit dieser Entwickelung als voraussichtlich gerech-

net werden, so liegt doch absolut kein Grund vor sie zu beschleunigen und damit diejenigen von den Konsumvereinen fortzustossen und sie womöglich zur Gründung eigener Vereine anderer Richtung zu veranlassen, die eben heute im Konsumverein nur den Vertreter ihres so vielseitig gefährdeten Konsumenteninteresses sehen.

Müller freilich glaubt an eine solche Entwickelung nicht. Er macht den zwiefachen Fehler die Genossenschaften als alleinige Triebkräfte zur Umwandlung der heutigen in eine sozialistische Gesellschaft für ausreichend zu halten, wodurch er zur Negierung des gewerkschaftlichen und politischen Klassenkampfes wenigstens in Hinblick auf dieses Ziel kommt. Und er glaubt weiter an die siegreiche Kraft der sozialistischen Idee, die allmählich alle Herzen ergreifen und sie der Genossenschaft als dem Verwirklicher dieser Ideale zuführen wird. Nach ihm soll der Kapitalismus in den Herzen und nicht auf dem Tummelplatz der wirtschaftlichen und politischen Klassenkämpfe überwunden werden. Das sind sehr schöne und ideale Ansichten, denen man aber doch, ohne in den entgegengesetzten Fehler des Leugnens der Macht des Ideals und der Idee zu verfallen, die Realität absprechen muss.

× ×

Umsatzsteuer In Bremerhaven besteht ein junger, vortrefflich geleiteter Konsumverein, der es im Laufe einer nur 5jährigen fast beispiellosen Entwickelung auf eine Mitgliederzahl von rund 9000 und einen Jahresumsatz von 2339060 M. gebracht hat. Dieser Verein, der zum grossen Teil auf eine ländliche Kundschaft angewiesen ist, führt neben Kolonialwaren und anderen Lebensmitteln, dem Ortsgebrauch entsprechend, noch eine Reihe Kleinigkeiten aus der Haushaltungs- und Bekleidungsbranche, deren Umsatz indessen nicht mehr als 1 % des Gesamtumsatzes ausmacht. 5 Jahre lang entdeckte die Steuerverwaltung nichts Bemerkenswertes an dieser allgemein bekannten Tatsache. Nun ist ihr aber ein Licht darüber aufgesteckt worden, dass der Konsumverein durch Führen der genannten *Kleinigkeiten* zu einem — warenhausähnlichen Betrieb geworden sei und deshalb auch der Warenhaussteuer unterliegen müsse. So hat sie denn die Erhebung dieser Steuer in Höhe von 2 % in Aussicht gestellt, und zwar nicht nur für das laufende Jahr, sondern rückwirkend für alle Jahre, in denen der Umsatz der Genossenschaft die Steuergrenze von 400000 M. überschritten hat. Der Verein hätte demnach eine Nachsteuer von mindestens 30000 M., eventuell sogar noch mehr, zu zahlen. Selbstverständlich wird gegen die definitiv erfolgte Veranlagung im Verwaltungsstreitverfahren Einspruch erhoben werden, der auch, wenn Recht und Billigkeit noch irgendwie Geltung haben, von Erfolg begleitet sein muss. Die Mitglieder, unter denen die geplante Massnahme selbstverständlich einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen hat, haben schon jetzt in höchst anerkennenswerter genossenschaftlicher Gesinnung auf der letzten Generalversammlung auf 1 % der ihnen vorgeschlagenen Rückvergütung verzichtet, um, falls die Steuer wider Erwarten Tatsache werden sollte, den Verein vor jeder finanziellen Schwächung zu bewahren.

× ×

Kurze Chronik Die in dem neuen Genossenschaftshaus am Besenbinderhof untergebrachte Druckerei des *Zentralverbandes* hat Anfang November ihren Betrieb aufgenommen. Der Inventarwert der Druckerei, in der jetzt 3 Rotationsmaschinen, 3 Schnellpressen, 4 Rollenmarkenkopfdruckpressen, 3 Tiegeldruckpressen usw. zur Aufstellung gelangt sind, beträgt 170000 M. Zurzeit sind 40 männliche und 25 weibliche Personen beschäftigt. × Die *Tabakarbeitergenossenschaft* in Hamburg hat ihren Umsatz von 577543 M. in 1905 auf 729805 M. in 1906 gesteigert, und zwar waren die Konsumvereine an diesem Absatz mit 60,6 % beteiligt gegen 58,4 % in 1905, 56,4 in 1904 und 43 in 1901. Der Geschäftsgewinn ist infolge der enormen Preissteigerung der Rohmaterialien von 55191 M. im Vorjahre auf 30981 gesunken, was eine Reduktion der an die Abnehmer der Zigarren zur Verteilung kommenden Rückvergütung und des Lohnzuschlages an die Arbeiter von 4 auf 2 % notwendig macht. × Der sächsische Konsumverein Pieschen feierte am 28. Oktober das 25jährige Jubiläum seines Bestehens. Von 28 Arbeitern im Jahre 1882 als Fortsetzung eines Warenverteilungsgeschäftes gegründet, zählt der Verein, der zu den blühendsten und bestfundierten Deutschlands gehört, gegenwärtig 6000 Mitglieder und hatte im letzten Jahre einen Umsatz von 1718370 M., der im Verkauf von Kolonial-, Schnitt-, Manufakturwaren und der Produkte einer eige-

nen Bäckerei erzielt wurde. × Der *Schweizerische Konsumverein* bringt ohne weitere Angabe von Gründen die höchst bedauerliche Mitteilung, dass Dr. Hans Müller, der seitherige Leiter des Verbandssekretariats, sein Amt niedergelegt hat. Hans Müller ist einer der hervorragendsten lebenden Genossenschafter, dem die schweizerische Bewegung im speziellen unendlich viel, vor allem ihre wundervolle Geschlossenheit und Einheitlichkeit verdankt, und der auch als einer der ersten die *moderne* Auffassung der Genossenschaft, wie sie jetzt auch in der deutschen Bewegung zum Ausdruck kommt, propagiert hat. Erfreulicherweise will Müller auch künftig seine reichhaltigen Kenntnisse als Mitarbeiter an den Verbandsorganen in den Dienst der Bewegung stellen. × Die englische *C. W. S.* hat im abgelaufenen Jahr einen Umsatz von rund 500 Mill. M. erzielt. × Die *Cooperative News*, das englische Genossenschaftsblatt, veröffentlichen neuerdings in jeder Nummer einen kurzen Aufsatz in Esperanto nebst der englischen Übersetzung, um den zahlreichen Esperantojüngern unter ihren Anhängern Gelegenheit zur Übung zu bieten.

× ×

Literatur Ein wertvoller Beitrag zur Genossenschaftsliteratur ist jedesmal das im Spätherbst erscheinende *Jahrbuch des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine*. Das wiederum in 2 starken Bänden von 736 und 631 Seiten vorliegende Jahrbuch 1907 enthält im 1. Band die bereits an dieser Stelle besprochenen (vergl. *Sozialistische Monatshefte*, 1907, 2. Band, pag. 576 ff.) Berichte des Sekretariats und Vorstandes, Verbandsstatistik und allgemeine Genossenschaftsstatistik des In- und Auslandes. Ferner haben hier Aufnahme gefunden der Jahresbericht der Unterstützungskasse des Zentralverbandes und der Bericht über die Tätigkeit des Tarifamts, die Entwickelung der Revisionsverbände und ihre Statistiken und endlich der Geschäftsbericht der *G. E. G.* Im 2. Band werden wie gewöhnlich die stenographischen Protokolle der Genossenschaftstage des *Zentralverbandes* und der Revisionsverbände sowie der Generalversammlung der *G. E. G.* veröffentlicht; ausserdem alle Dokumente zu den mit den Lagerhaltern und Handlungsgehilfen gepflogenen, leider gescheiterten Tarifverhandlungen. Wir können jedem genossenschaftlich Interessierten und vor allem den Arbeiterorganisationen die Anschaffung des interessanten und wertvollen Werkes empfehlen. × Mit Ende des alten Jahres hat das *Frauengenossenschaftsblatt*, das nahezu 6 Jahre lang als populäres Organ des *Zentralverbandes deutscher Konsumvereine* wertvolle Aufklärungsdienste geleistet hat, sein Erscheinen eingestellt, um dem *Konsumgenossenschaftlichen Volksblatt* Platz zu machen. Die Aufgaben des *Volksblattes* sind viel weitere als die seines Vorgängers. Wollte das *Frauengenossenschaftsblatt* vor allem die Frauen an den Konsumverein fesseln und sie für die Genossenschaftsidee gewinnen, in welchem Bestreben es sich manchmal vielleicht zu sehr verleiten liess auf das geistige Niveau seiner Leserinnen herabzusteigen statt dieses zu heben, so soll das *Konsumgenossenschaftliche Volksblatt* ein Agitationsorgan grossen Stiles werden, in dem alle die Genossenschaftswelt interessierenden Fragen behandelt werden, und das zugleich auch den einzelnen Revisionsverbänden, denen in jeder Nummer ein bestimmter Raum eingeräumt wird, als Mitteilungsorgan dienen soll.

WISSENSCHAFT

Sozialgeschichte / Paul Kampffmeyer

Allgemeines Das deutsche sozialistische Proletariat hat der Geschichtswissenschaft stets die liebevollste, aufmerksamste Pflege angedeihen lassen. Zu den Grosstaten der jungen sozialistischen Wissenschaft zählt es die Begründung der materialistischen Geschichtsaufassung. Nachdem Marx in seiner *Kritik der politischen Ökonomie* diese Geschichtsauffassung formuliert hatte, machte Lassalle materialistisch-historische Grundgedanken für seine politische Propaganda fruchtbar. Die Spinnmaschine Arkwrights verkörperte ihm die lebendig gewordene wirtschaftliche Revolution der Neuzeit, sie trug in sich den ganzen, auf der freien Konkurrenz aufgebauten Zustand. Gerade Lassalle verknüpfte die politischen Tagesforderungen auf das engste mit der Geschichte der Vergangenheit. In seinen Schriften hörte man immer aus dem Feldgeschrei des Tages die lauten Kampfesrufe vergangener Zeiten heraus. Lassalle rief stets die Vergangenheit als die wirksamste Eideshelferin für seine politischen Gegenwartsforderungen herauf. Die Geschichte erzählte ihm nicht

nur von toten, längst verblichenen Geschehnissen, sie war ihm eine Macht des Lebens, sie trat in den Dienst der Gegenwart und arbeitete mit starker, schöpferischer Hand am Werke der Zukunft. Er erfasste die geschichtsbildenden Mächte der Vergangenheit zur Gestaltung der Geschichte der Zukunft. Und diesen in den historisch-politischen Arbeiten Lassalles lebenden Grundgedanken hat das sozialistische Proletariat Deutschlands zu seinem historischen Programm erhoben; es treibt Geschichte zur Umformung des Lebens selbst.

Im Interesse einer Umwälzung der wirtschaftlichen und politischen Lebensbedingungen der Gesellschaft im sozialistischen Sinne forscht das Proletariat nach den Elementarmächten des historischen Fortschritts. In den technisch-ökonomischen Umwälzungen sieht es die grossen geschichtsbildenden Kräfte. Diese Kräfte lassen auf einer bestimmten gesellschaftlichen Entwickelungsstufe die sozialen Klassen und den Klassenkampf erst entstehen. Der Klassenkampf ist etwas Sekundäres, Bedingtes, er wird in allen seinen Phasen von der Entwickelung der Technik gemodelt.

× ×

Klassenkämpfe Die Bedeutung der Klassenkämpfe in der Geschichte hat Marx in seinen historischen Schriften vielfach fest zu begrenzen gesucht. Die Geschichte ist bei Marx nicht nur eine Geschichte von Klassenkämpfen. Seit der Zersetzung der Gentilverfassung haben sich die Unterdrückten oft äusserlich in Klassen von den Unterdrückern abgehoben; aber sie ballten sich nicht immer bewusst zu Kampfesorganisationen zusammen und führten keinen planmässigen Feldzug gegen ihre sich als Herren aufspielenden Ausbeuter. Eine ausgebeutete Klasse kann gänzlich abseits des Klassenkampfes stehen. Ihre Geschichte nimmt nicht die Form einer Geschichte des Klassenkampfes an. In den Zeiten des römischen Cäsarismus bildete nach Marx die grosse produktive Masse der Bevölkerung, das riesige Sklavenheer, das blosse *passive Piedestal* der Klassenkämpfe. Nur freie Reiche und freie Arme rangen damals in erbitterten Klassenkämpfen mit einander. Und doch kann man nicht sagen, wenn man die fesselnde, mit dramatischer Kraft geschriebene Geschichte Guglielmo Ferreros *Grösse und Niedergang Roms* /Stuttgart, J. Hoffmann/ liest, dass die Sklavenmasse eine vollständige *quantité négligeable* in der Geschichte des römischen Cäsarismus bildete. In der Tat beherrschte die stolze und selbstbewusste Weltmacht Roms die »ewig lauernde, schreckliche Unruhe« vor der Überzahl der Sklaven. Ferrero zeigt das tiefste Verständnis für die Klassenentwickelung Roms. Lebensvoll stellt er den Zusammenbruch der römischen aristokratisch-bäuerlichen Republik, die schnelle Bildung öffentlicher und privater Vermögen, die Entwickelung der handeltreibenden Klassen dar. Den gallischen Krieg Caesars lässt er aus den sozialen Klassenkämpfen herauswachsen. »Die Eroberung Galliens ist nichts anderes als ein *Kolonialkrieg*, den der Führer einer Partei eingeleitet und ausgeführt hat, um die Politik Italiens damit zu beeinflussen.«

× ×

Monumentale Geschichtsschreibung Das Grosse, die Zeiten Überragende greift die monumentale Geschichtsschreibung aus dem bunten Metamorphosenspiel der Geschichte heraus. Sie schafft Menschen in Halbgötter um, sie macht sie zu den Bahnbrechern und Trägern neuer Geschichtsepochen überhaupt. Sie hebt Ereignisse kunstvoll aus dem Zusammenhange der historischen Tatsachen heraus, putzt sie blendend auf und verleiht ihnen gleichsam den unvergänglichen Glanz der Ewigkeit. Eine historische Kolossalgestalt, ein *entscheidender Deutscher* ist für Moeller van den Bruck der Preussenkönig Friedrich II. (*Die Deutschen*, 4. Band /Minden i. W., Bruns/). Das Denken der Zeit tat in Friedrich II. nach Moeller van den Bruck einen Schritt vorwärts. Der *entscheidende Deutsche* Friedrich II. dachte aber in französischer Sprache die sehr breitgetretenen Ideen des aufgeklärten Despotismus nach und überliess den »haltlosen«, »schwankenden« Franzosen den entscheidenden Schritt zu staatlichen Neuschöpfungen. Die reifste Frucht der friderizianischen Zeit, das preussische Landrecht, ist aus dem Geist des strengsten Staatsabsolutismus heraus geboren. In adlige Standesvorurteile festgerannt, lockerte Friedrich II. keinen Stein im Fundament des Feudalismus. Erst die weltgeschichtliche Niederlage des friderizianischen Staates bei Jena erlöste den Bauer aus den Banden der Leibeigenschaft und Hörigkeit und zeitigte die Anfänge der kommunalen Selbstverwaltung.

× ×

Kurze Chronik Die Erinnerungen Katharinas enthüllen die russischen Hofzustände zur Zeit der Kaiserin Elisabeth mit schonungsloser Offenheit. Diese Erinnerungen sind jetzt von G. Kuntze neu herausgegeben worden /Stuttgart, Lutz/. × In seinem *Pater Ambrosius* schuf Wilhelm Blos ein lebensvolles Charakterbild aus dem fränkischen Bauernkrieg /München, Birk/.

× ×

Literatur Ein umfassendes kulturhistorisches Werk verspricht die im Ullsteinschen Verlag erscheinende *Weltgeschichte* zu werden. Der Archivrat Professor Dr. J. von Pflugk-Harttung gibt sie heraus; als Mitarbeiter sind unter anderen die Professoren Beloch, Haeckel, Lamprecht, von Zwiedineck-Südenhorst genannt. Nicht eine Aufzeichnung der äusseren Geschehnisse will das Werk geben, sondern die Entwickelung der Menschheit in Staat und Gesellschaft, in Kultur und Geistesleben darstellen. Der zuerst erschienene Band greift die Zeit von 1500 bis 1650 heraus. J. von Pflugk-Harttung behandelt darin die Entdeckungs- und Kolonialgeschichte jener Epoche, K. Brandi die Renaissance, Th. Brieger die Reformation und H. von Zwiedineck-Südenhorst und M. Philippson die Gegenreformation. Über die Art der Behandlung wird man ein Urteil erst nach eingehendem Studium des Gesamtwerkes, wenn es vorliegt, abgeben können. Das illustrative Beiwerk, die Karten, Porträts, Faksimilien, Reproduktionen von alten Stichen und Gemälden usw. sind kunstvollendet. Man hat in der Presse sogar gemeint, dass hier des Guten zu viel getan sei. Indessen wird man zugeben müssen, dass diese Ausstattung das Interesse an der frischen Darstellung ungemein belebt, und dass Langweiligkeit in der äusseren Form nicht unbedingt zum Wesen der Wissenschaftlichkeit gehört. Man darf dem Werk — dessen kritische Würdigung im einzelnen wir uns vorbehalten — in seinem weiteren Fortgang guten Erfolg und entsprechende Verbreitung wünschen.

KUNST

Dichtkunst / Max Hochdorf

Dramen Friedrich Halm, der einst vergötterte und heut gelästerte Wiener Scheinpoet, in dem Grillparzer einen Schuster sah, hat eine *Imelda Lambertazzi* gedichtet. Er hat aus diesem Stoffe der Bologneser Adelschronik eine schlechte Nachahmung der Romeotragödie gemacht. Und diese betrübende Wahrnehmung hat den jungen U. C. Woerner angespornt einer modern gedachten Imelda das Leben einzuflössen /Berlin, S. Fischer/. Da ist nun deutlich wahrzunehmen, wie er im Schweisse seines Angesichts ein konzentriertes Drama schaffen wollte. Er gibt die Spannung einer Kriegsbereitschaft. Er gibt das Düster von astronomischen Weissagungen. Er gibt die wutentbrannte Gestalt eines verstümmelten Dieners. Er gibt gepanzerte und verkleidete Liebhaber, unglücklich anbetende Wildlinge, schwächlich verhimmelnde Weichlinge. Ein Turmzimmer endlich, in dem Imeldas jungfräuliche Innigkeit und Reinheit seufzt, gemartert wird, auf Momente jubelt und am Schlusse elend gemordet wird. Aber dieses Rüstzeug lyrischer Elemente hat jemand errechnet, den man noch nicht Dichter nennen mag, einer von den jugendlichen Artisten, die am Leben vorbeigehen, und deren Kunst darum ein schwaches Gebräu ist.

Es wäre billig und eines witzelnden Kritikers würdig die vier Einakter Kurt Münzers, die nach dem leitenden *Das verlorene Lied* /Berlin, *Harmonie*/ getauft sind, wirklich als verloren zu bezeichnen. Aber man darf über diese unbegabte Überschwenglichkeit nicht witzeln. Der Verfasser ist nämlich ein Schriftsteller, der auf gefährlicher Fährte geht. Nachdem wir so viel heimgesucht worden sind mit Bedichtungen der menschlichen Blutsehnsucht, nachdem der *Salome* des Oscar Wilde und der *Gräfin von Armagnac* Vollmoellers und der schon winzigeren *Elektra* Hofmannsthals eine Unzahl wertloser Nachahmungen gefolgt sind, will dieser Münzer all die Vorgänger noch übertreffen. Da versteigt er sich zu einer Brunst im Ekligen, die wegen ihrer kindlichen Unreife Mitleid und zugleich ernste Zurückweisung fordert.

Münzer borgt sich überall seine Art des Kunstauffassens, und so ist es nicht verwunderlich, dass er mit den Einaktern *Das Fräulein Tochter* und *Der Spuk* auch bei Frank Wedekind Anleihe macht. Dessen jüngstes Sittengemälde in vier Akten heisst *Musik* /München, Langen/. Die Musikschülerin Klara Hühnerwadel wird durch Liebe und Leichtsinn schwanger vom Gesangsprofessor Josef Reissner. Sie treibt die Frucht ab. Ihr Verbrechen kommt an

den Tag. Sie muss *bei Nacht und Nebel* (erstes Bild) entfliehen. Sie wird trotz ihrer Flucht gefasst und muss *hinter schwedischen Gardinen* (zweites Bild) schmachten. Ein Fürstenspruch gibt ihr die Begnadigung. Sie kehrt in Reissners Haus zurück. Sie wird von neuem dessen Opfer, und nachdem sie wiederum ein Kind von Reissner empfangen hat, ist sie *vom Regen in die Traufe* (drittes Bild) gelangt. Aus Furcht vor dem Gefängnis wagt sie es nicht mehr sich von ihrer Last zu befreien. *Der Fluch der Lächerlichkeit* (viertes Bild) vernichtet sie. Sie sieht ihr im höchsten Elend geborenes Kind sterben. Sie kommt dadurch und durch alle ihre übrige Verzweifelung um den Verstand. Ausgänge einer Ballade sind jedesmal die vier Bilder Wedekinds. Er hat den vier Balladen die oben ausgezeichneten Überschriften gegeben. Er wollte keine tragischen Balladen, sondern Sänge im Bänkelton. Er hat eine ganze Menge von Symbolik in dem Titel *Musik* verborgen, der aus Harmonischem und Missklingendem das Leben zusammenfügen soll. Er hat sich als Räsonneur und literarischen Ironiker unter der Maske des Schreibers Lindekuh eingeführt. Sein Werk soll offenbar kein Drama sein, es ist eine erschütternde Anklageschrift. Der Moralist enthüllt das Verbrechen Mütter ins Verderben zu jagen, die ihrer Mutterschaft nicht gewachsen sind, die sich gegen ihre Mutterschaft wehren. Leider ist die philosophierende Vorrede in der Buchausgabe unterdrückt worden.

Drei unterhaltsame Theaterakte gibt F e l i x S a l t e n in seinem Zyklus *Vom andern Ufer* /Berlin, S. Fischer/. Er hat in den beiden ersten Stücklein mit Masken, mit Entlarvungen von Hochstaplern, mit geladenen Revolvern ein deutliches Spiel getrieben. Er hat ein fideles und sehr witziges Ereignis in dem dritten Stück konstruiert. Der Sterbende, der durch seines Körpers Tücke *Auferstehung* vom Tode feiert, ist hierdurch erstens dem Freunde unbequem, der sich schon der Geliebten des Toten versichert hat. Er ist durch sein Wiedererwachen zweitens der Gattin unbequem und derem langjährigen Liebhaber und Beschützer. So beschliesst der arme Erstandene in die Vergessenheit zu entweichen, sich irgendwo ins Verborgene zu flüchten, damit die Spuren seiner störenden Lebendigkeit möglichst bald und möglichst dauernd ausgelöscht werden.

× ×

Erzählungen Als J a k o b S c h a f f n e r mit seinem Roman *Irrfahrten* zum erstenmal vor deutschen Lesern erschien, konnte ich es freudig sagen, wieviel eigener Sprachkraft und Anschauung aus ihm redet, musste ich die merkwürdige Ungeschicklichkeit feststellen, mit der er gegen das schlichteste Gesetz des Erzählens sündigt. Nun kehrt er mit Novellen wieder. Sie heissen *Die Laterne* /Berlin, S. Fischer/. Wahrhaftig, er ist ein feiner Mensch und zugleich ein klobiger. Er ist volkstümlich und zart und hat doch nichts an Technischem zugelernt. Seine Umschweifigkeit, seine Breite sind ihm lieb geworden; sie werden uns oft leid. Aber in jeder Zeile hat er wieder so ein Kernwort für die Menschenseele, dass man sich alles Gute über ihn denkt. Er ist schrullig, aber er kann noch grad werden. Solch Schöntun mit der sogenannten *volkstümlichen Rede* ist verderblich. Man sehe zu, was aus Peter Rosegger und anderen schliesslich wurde.

Da ist viel geringere Gefahr zum Platt- und Gewöhnlichwerden bei einem neuauftauchenden bayerischen Erzähler, K a r l B o r r o m a e u s H e i n r i c h genannt. In seinem Roman *Karl Asenkofer* /München, Langen/ erzählt der Asenkofer, wie er als Sohn einer hungernden Schreinersfamilie in München aufwuchs, wie er mit Darben und Demütigung das Gymnasium durchmachte, wie er gegen die Heiligkeit der Familie sündigte, wie er als Student eine Zeitlang verluderte und verlotterte, wie er vom Strick des Selbstmordes abgeschnitten wurde, wie er nach einer riesigen Liebesenttäuschung und Herzensverwirrung daran denkt sein junges Leben von frischem aufzubauen. Der erzählt auch derb und oft mit eindringlicher Urwüchsigkeit. Aber er redet ganz aus dem Gemüt. Er hat ein Pfarrer werden sollen, und er hat, obwohl dem Göttlichen völlig entfremdet, doch eine harte, der Bibel verwandte Sprache behalten. Dabei fühlt jeder, wie seine Rede echt ist, wie ihre Stimmung nicht erlogen und erborgt ist.

× ×

Neuausgaben Alexander von Gleichen-Russwurm gibt für Eugen Diederichs in Jena L i c h t e n b e r g s Schriften neu heraus. Sie seien allen Freunden guter Gedanken und geistvollen Ausdrucks aufs angelegentlichste empfohlen. × Unter dem Titel *Das Lustwäldchen* hat Franz Blei g a l a n t e G e d i c h t e aus der Barokzeit

bei Hans von Weber in München gesammelt. × Im Verlag von Robert Lutz in Stuttgart erscheinen gegenwärtig Bret Hartes ausgewählte Erzählungen. Der Kalifornier hat viele Freunde, die ihn vom Anfang bis zum Ende mögen.

× ×

Kurze Chronik Den Nobelpreis für Literatur hat diesmal Rudyard Kipling erhalten. × In die französische Akademie ist Maurice Donnay aufgenommen worden. × Der Schriftsteller und Theaterkritiker Karl Frenzel, dem unser Geschmack nicht mehr folgen kann, dessen Ehrlichkeit aber unsere Achtung gehört, hat seinen 80. Geburtstag gefeiert. × Das schöne Fragment Oscar Wildes *Eine florentinische Tragödie*, das Max Meyerfeld entdeckt und verhältnismässig sprachgewandt verdeutscht hat, ist bei S. Fischer erschienen. × Der Verlag von R. Piper in München hat das *Tagebuch einer Dame* verlegt. Dies ist der stellenweis erträglich geschriebene Lebensbericht einer Adligen, die über Familiennöte klagt, die bis ins geheimste von der Schwierigkeit ihrer Körperbrunst beichtet, die es zum Schlusse eingesteht, dass sie zur Dirnenliebe geeigneter ist als zur Geliebten eines einzigen. Das mag man der Dame glauben, wenn man ihre Offenheit auch durch nichts gerechtfertigt findet.

× ×

Literatur Der französische Historiker und Poet Pierre de Bruchand hat ein Büchlein *Goethe et le Tasse* bei Lemerre erscheinen lassen. Wir Deutschen müssen uns dagegen wehren, dass er hier den Versuch macht in Goethe eine Art Wurmfortsatz zur Tragödie des Corneille zu sehen. × Die Übersetzung der Flaubertschen Briefe, die F. P. Greve für Bruns in Minden besorgt, die E. W. Fischer unterrichtend einleitet, sollte für Deutsche zu den gelesensten Büchern gehören. × Albert Dresdner hat an *Ibsen als Norweger und Europäer* /Jena, Diederichs/ in einer Bekenntnisschrift vieles auszusetzen. Er sieht in Ibsen den Schriftsteller, der zu viel zerstörte, der zu wenig neu erschuf, der kein europäisches Genie gewesen ist sondern nur ein norwegisches. Solche Wägungen haben keine Überzeugungskraft, mag auch der mit ihnen Beschäftigte von Kenntnissen und Fleiss sein.

DIVERSA

Bücher

Wigand: *Unkultur* *Vier Kapitel Deutschtum* gibt Curt Wigand in seinem Büchlein *Unkultur* /Berlin-Leipzig, *Modernes Verlagshaus*/. Das hagelt und prasselt auf die, ach, so selbstzufriedenen Deutschen herab, und leider verdienen sie die Ladung. Ein Deutscher sieht sich seine Landsleute mit den Augen des Ausländers an und hat den Mut zu reden, wo der Fremde schweigt. Und da sieht man wieder, wie es nicht die grossen Tugenden sind, die Freunde erwerben, sondern die hundert Liebenswürdigkeiten des Alltags, ja sogar die kleinen Schwächen, wenn sie nur dazu angetan sind das Leben zu verschönen. Das Wigandsche Buch wäre auch die denkbar beste Erklärung dafür, warum die Bewegung zur Hebung des Fremdenverkehrs in Berlin immer wieder in Sand verlaufen muss. Der *Britenkoller* ist nur eine Form der typischen Stellungnahme des Deutschen zu ausländischen Dingen, heut ist's der Engländer, morgen der Franzose, und immer triumphiert das Bewusstsein *Mein Gott, ich danke dir* . . . Dazu kommt die *nationale Eigenart*, die sich in Normalwäsche, unmöglichem Schuhzeug, *Röllchen* und Imitationen überhaupt, Mangel an Schönheitssinn, zuweilen selbst an Reinlichkeit manifestiert. Fast schlimmer noch als der Mann ist die Frau, der der eigene Körper nie zu einem wertvollen Besitztum wird. Sogar die Frauenbewegung in ihren Reformbestrebungen hat erst ein ganz kleines Häuflein zu der Selbstachtung gebracht, die sich bis auf die intimste Reinlichkeit bezieht. Und auf Mann und Weib fällt der Vorwurf des unmanierlichen Essens, des überlauten Sprechens in öffentlichen Lokalen, des Mangels an Lebensart in jeglicher Form. Lauter Äusserlichkeiten, wenn man will. Und doch hat die äussere Kultur einen gar innigen Zusammenhang mit der innern, den man erst erkennt, wenn man sie vermisst.

Eine vorzügliche Gabe ist das Büchlein, so interessant geschrieben wie lehrreich zu lesen; und jedem Deutschen zu wünschen. Aber trotz all des Trefflichen, das das Buch enthält, wird es zunächst ein Kampf gegen Windmühlen sein. Es fehlt eben, wie Wigand ausgezeichnet sagt, die »Solidarität der Anständigen«, die in manchem andern Lande die Norm des äussern Verhaltens regelt. IDA HÄNY-LUX

VERANTWORTLICH FÜR DIE REDAKTION HERMANN REHLÄNDER IN REHFELDE · VERLAG DER SOZIALISTISCHEN MONATSHEFTE G. M. B. H. IN BERLIN · DRUCK: VEREINIGTE VERLAGSANSTALTEN GUSTAV BRAUNBECK & GUTENBERG-DRUCKEREI A. G. IN BERLIN

Die **RUNDSCHAU** zerfällt insgesamt in folgende, in regelmässigen Intervallen erscheinende Rubriken (einer jeden ist der Name des Bearbeiters angefügt):

ÖFFENTLICHES LEBEN

Wirtschaft	von **Richard Calwer**
Politik	von **Max Schippel**
Sozialpolitik	von **Robert Schmidt**
Kommunalpolitik	von **Dr. Hugo Lindemann**
Rechtspraxis	von **Wolfgang Heine**
Sozialistische Bewegung	von **Dr. Josef Bloch**
Gewerkschaftsbewegung	von **Ernst Deinhardt**
Genossenschaftsbewegung	von **Gertrud David**
Erziehungsbewegung	von **Dr. Franz Lindheimer**
Frauenbewegung	von **Wally Zepler**

WISSENSCHAFT

Philosophie	von **Prof. Dr. Franz Staudinger**
Naturwissenschaften	von **Dr. Bruno Borchardt**
Psychologie	von **Dr. Otto Lipmann**
Sozialwissenschaften	von **Dr. Conrad Schmidt**
Sozialgeschichte	von **Paul Kampffmeyer**
Hygiene	von **Dr. Heinrich Grün**
Rechtswissenschaft	von **Dr. Hugo Heinemann**

KUNST

Bildende Kunst	von **Anna Plehn**
Dichtkunst	von **Max Hochdorf**
Musik	von **Dr. Hugo Leichtentritt**
Bühnenkunst	von **Rudolf Kurtz**

KULTUR

Technik	von **Dr. Heinrich Lux**
Kunstgewerbe	von **Joseph August Lux**

DIVERSA

Bücher — *Revuen* — *Notizen*

Unsere Freunde bitten wir freundlichst uns (auf untenstehendem Zettel oder sonstwie) Adressen mitteilen zu wollen, an die die Zusendung von Probeheften der ***Sozialistischen Monatshefte*** rätlich erscheint. ooooooooooooooooooooo

Ausschneiden und ausgefüllt senden

an die Administration der ***Sozialistischen Monatshefte,***

Potsdamer St. 121 H, Berlin W. 35.

An folgende Adressen sind Probehefte zu senden:

Name und Stand	Genaue Adresse
[illegible]	
Dr. J. Ellenbogen	
Heinrich Cohn	

(Unterschrift des Absenders): ....

Die Neue Zeit

Wochenschrift der deutschen Sozialdemokratie

Herausgegeben von

Karl Kautsky.

„Die Neue Zeit" eröffnete am 1. Januar 1908 ein neues Abonnement. Mit Beginn des Jahres ist eine Verstärkung der „Neuen Zeit" eingetreten, die den alten Lesern willkommen sein und ihr neue Leser werben wird. Ihr Inhalt wird um jährlich 24 Druckbogen erweitert werden, und zwar so, daß in jedem Vierteljahr ein **Ergänzungsheft** und in jedem Monat eine **Feuilletonbeilage** erscheint.

Von diesen Ergänzungsheften gelangen in nächster Zeit zum Abdruck:

G. Eckstein, Entwicklung des japanischen Familienrechts.
K. Kautsky, Nationalität und Internationalität.
R. Luxemburg, Rückblick auf den bisherigen Gang der russischen Revolution.
F. Mehring, Geschichte der Kriegskunst.
G. Plechanoff, Über das französische Drama des achtzehnten Jahrhunderts u. a. m.

Die **Feuilletonbeilage** unter der Redaktion von **Franz Mehring** wird sich bemühen ein Organ der Bildungsbestrebungen zu werden, die sich im Schoße der Partei mit erfreulicher Frische und Kraft regen. Sie wird die künstlerischen, literarischen und naturwissenschaftlichen Fragen behandeln, die auf diesem Gebiete zu lösen sind, und zugleich den Wünschen derjenigen Leser entgegenzukommen suchen, die nach einer abwechslungsreichern und leichtern Darstellung verlangen, als sich mit der eindringenden Untersuchung sozialistischer Probleme immer vereinigen läßt.

Für die neu eintretenden Leser bemerken wir, **daß das erste Quartal im neuen Jahre am 4. Januar 1908 mit Nr. 14 der „Neuen Zeit" begann.** (Es wird die Nummern 14 bis 26 umfassen.) Mit Nr. 13 liegt der erste Teil des Semesterbandes 1907/1908 **abgeschlossen** vor.

Die Neue Zeit erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteure zum Preise von M. 3.25 pro Quartal zu beziehen. Das einzelne Heft kostet 25 Pfennig. Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Abonnementspreis M. 3.25 (ohne Bestellgeld). Bei direktem Bezug unter Kreuzband innerhalb Deutschlands und Österreich-Ungarns vierteljährlich M. 3.90, innerhalb des Weltpostvereins vierteljährlich M. 4.55.

Probehefte auf Verlangen gratis und franko.

Hochachtungsvoll

Stuttgart, 15. Januar 1908.

Paul Singer
Verlagsanstalt und Buchdruckerei.

3. Heft / 6. Februar 1908

OTTO HUE · ZUM WAHLRECHTSKAMPF IN PREUSSEN

IM vorigen Jahr habe ich in diesen Heften[1]) der Meinung Ausdruck gegeben, wenn die Bewegung für eine Wahlrechtsreform in Preussen die Volksmasse ergrifte, würden die Liberalen vor ein *Entweder-oder* gestellt sein. Schon jetzt kann gesagt werden, dass jene liberalen oder freisinnigen Parteiführer, die gehofft haben um dies *Entweder-oder* herumzukommen, die Stärke des freiheitlichen Dranges im Volke, selbst innerhalb der freisinnig-liberalen Gefolgschaft, unterschätzt haben. Ich will nicht von den dankenswerten Bemühungen der Herren Barth, von Gerlach usw. um die Aufrüttelung der freisinnig-liberalen Bürger reden, sondern möchte mich auf eine Skizzierung der Stimmung in den Arbeiterkreisen, und zwar den nichtsozialdemokratischen, beschränken.

Mit aller Deutlichkeit hat die in Düsseldorf erscheinende, von Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinsanhängern begründete *Arbeiterzeitung* schon seit Monaten zum entschiedenen Wahlrechtskampf aufgefordert. Hinter diesem Blatt stehen die rheinisch-westfälischen Arbeiterwähler, die den freisinnigen Parteien noch verblieben sind und eifrig für sie agitieren. Und nun hat der liberal-demokratische Arbeiterausschuss eine sehr scharfe Resolution gegen den Teil der freisinnig-liberalen Parteiführer angenommen, der auf die brüske Zurückweisung des freisinnigen Wahlrechtsantrages durch den Fürsten Bülow nicht mit einer Kriegserklärung geantwortet hat. Am 23. Februar soll in Essen ein *Fortschrittlicher Arbeitertag für Rheinland-Westfalen* abgehalten werden. Wie ich die Stimmung der freisinnig-liberalen Arbeiterwähler kenne, wird es in Essen zu einer schroffen Absage an die freisinnigen *Diplomaten* kommen. Namentlich das Hirsch-Dunckersche Bergarbeiterorgan fordert den Ersatz des preussischen Dreiklassenwahlsystems durch das Reichstagswahlrecht. Leicht begreiflich, wenn man sich erinnert, dass gerade die Bergarbeiter, ohne Unterschied der Parteirichtung, vom preussischen Landtag übel behandelt worden sind. Man wird es den Arbeitern nicht klar machen können, dass *mit Rücksicht auf die allgemeine Situation* dieser Regierung noch weiter Heeresfolge geleistet werden müsse. Wie nur zu natürlich, hat die

[1]) Vergl. meinen Artikel *Zum sozialdemokratischen Parteitag in Essen* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1907, 2. Band, pag. 693 ff.

sozialdemokratische Wahlrechtsaktion auch anregend auf die nichtsozialdemokratischen Arbeiter gewirkt; der Stein ist ins Rollen gekommen und wird schliesslich vor die Türen derjenigen schmettern, die immer noch nicht einsehen, was die Stunde von einem Politiker heischt, der Wert darauf legt nicht isoliert vom Volke zu stehen.

Auch die den Nationalliberalen noch anhängenden evangelischen Arbeiter sind nicht mehr unberührt von der Wahlrechtsbewegung. Im *Evangelischen Arbeiterboten* wird die abweisende Haltung der Regierung sehr abfällig kritisiert. Bei dieser Gelegenheit bestätigt uns auch das Blatt, dass auf dem zweiten christlichnationalen Arbeiterkongress ein Antrag für das direkte, allgemeine und geheime Wahlrecht von dem Kongressausschuss zurückgewiesen worden ist, und zwar mit der Begründung, das sei eine *politische Angelegenheit,* mit der sich dieser Kongress nicht beschäftigen dürfe. Diese Begründung ist sehr fadenscheinig: hat sich doch der Kongress auch mit so zweifellos politischen Angelegenheiten wie das Vereins- und Versammlungsrecht und die Besteuerung der Konsumvereine usw. beschäftigt. Warum nun gerade der Wahlrechtsantrag dort indiskutabel sein sollte, kann man sich leicht erklären, wenn man die konservativen christlichsozialen Gönner des Kongresses betrachtet. Gegen die Zulassung des Wahlrechtsantrages sollen sich, nach einer Andeutung in der *Frankfurter Zeitung,* die Kongressausschussmitglieder antisemitisch-Stoeckerischer Richtung ausgesprochen haben; sie hätten sich auch da wieder als ein Anhängsel der wahlrechtsfeindlichen konservativen Partei bewährt. Der *Evangelische Arbeiterbote* meint, hätte man den Antrag zur Abstimmung gebracht, so wäre die Annahme mit grosser Majorität sicher gewesen. Also auch dieser antisozialdemokratische Arbeiterkongress würde der preussischen Regierung ein Misstrauensvotum in der Wahlrechtsfrage ausgestellt haben, wenn die Probe aufs Exempel gemacht worden wäre! Überdies schreibt nun die *Arbeit,* das offizielle Publikationsorgan des christlichnationalen Arbeiterausschusses, der 10. Januar 1908, an welchem Tage Fürst Bülow die Einführung des allgemeinen, direkten und geheimen Wahlrechts für den Landtag schroff ablehnte, sei ein »nationaler Unglückstag« gewesen. Das Blatt resümiert: »Nach unserer Ansicht hat die preussische Regierung am 10. Januar eine grosse Schuld auf sich geladen.« Nun das offizielle Publikationsorgan des christlichnationalen Arbeiterausschusses sich in dieser Weise mit der Wahlrechtsbewegung beschäftigt, erscheint die Nichtzulassung des Wahlrechtsantrages auf dem christlichnationalen Arbeiterkongress erst recht in einem eigentümlichen Licht. Das eine steht mindestens fest: Auch die christlichsozialen (evangelischen) Arbeiter sind inzwischen von unserer Wahlrechtsbewegung angeregt worden; der Artikel der *Arbeit* ist dafür ein unverkennbares Merkzeichen.[2])

Mit Recht wird in unserer Presse die Frage nach der Haltung des Zentrums in der Wahlrechtsfrage immer dringender gestellt. Ich habe den Eindruck,

[2]) Am 26. Januar hat eine christlichsoziale Konferenz in Bochum eine Resolution beschlossen, in der das geheime Landtagswahlrecht gefordert und jedes Pluralwahlrecht verworfen wird. Die christlichsozialen Agitatoren können jetzt dort, wo sie auf Arbeiterstimmen reflektieren, nicht mehr achtlos an dem Wahlrechtskampf vorübergehen. Mindestens müssen sie sich dazu äussern, wobei kein Kundiger übersieht, dass die Verfasser der radikalsten Zeitungsartikel und Resolutionen hinterher grade mit den erklärten konservativen Wahlrechtsfeinden techtelmechteln. Das den getäuschten Arbeitern begreiflich zu machen ist eine Aufgabe unserer Wahlrechtsagitation. Diese Aufklärungsarbeit ist nicht undankbar.

als ob manche Parteiblätter viel zu sehr die freisinnig-liberalen Parteigrenzen als Objekte der Kritik behandeln, während es nötiger ist die Zentrumspartei zu beachten. Aus meiner Kenntnis der rheinisch-westfälischen Arbeiterschaft heraus kann ich, ohne ernsthaften Widerspruch befürchten zu müssen, konstatieren, dass in den katholischen Arbeiterkreisen die Abneigung gegen das Dreiklassenwahlrecht sehr stark ist. Die meistens von Zentrumsanhängern redigierte christliche Gewerkvereinspresse hat in den letzten Monaten wiederholt Artikel und Notizen gegen die Wahlentrechtung der preussischen Arbeiter gebracht. Das verbreitetste Gewerkvereinsblatt, der *Bergknappe,* gab gelegentlich der Besprechung der vom Landtage verhunzten Bergarbeitergesetze unzweideutig dem Dreiklassenwahlsystem die Schuld an der arbeiterfeindlichen Gesetzesfabrikation. Um so auffälliger ist deshalb die mehr als passive Stellung der Zentrumspartei gegenüber der Wahlrechtsbewegung. Das Zentrum verfügt von allen bürgerlichen Parteien noch über den grössten Anhang unter den Arbeitern. Dass das Dreiklassenwahlsystem die Arbeiter und auch die Mittelschichten des Volkes entrechtet, wissen die Zentrumsführer recht gut; die Zentrumspresse gesteht es ein. Die *Kölnische Volkszeitung* vom 27. Januar macht sogar folgendes Eingeständnis:

»Den [christlichnationalen] Arbeitern . . . ist es mit der Forderung einer Landtagswahlrechtsreform nicht minder ernst wie den Sozialdemokraten. Gewiss können auch jetzt Arbeiter in den Landtag gewählt werden, aber trotzdem [!] bedeutet das Dreiklassenwahlrecht nicht nur den Ausschluss der Sozialdemokratie sondern auch eine Zurücksetzung weiter nichtsozialdemokratischer Volkskreise.«

Also das führende rheinische Zentrumsblatt sagt, wenn auch unter dem Dreiklassenwahlrecht christlichnationale Arbeiter gewählt werden sollten, so ziehen sie doch nicht durch die Arbeiter, nicht als Arbeitervertreter, sondern durch die Gunst der Wähler erster und zweiter Klasse in den Landtag. Das muss man sich gut merken, denn es ist die Absicht der Zentrumspartei einige durchaus *gutgesinnte* Arbeiter kandidieren zu lassen, um als *Volkspartei* brillieren zu können.[3])

Da das Zentrum recht gut die Wahlentrechtung der Arbeiter, also auch der katholischen, ausserdem aber auch die politische Bedeutung einer Massenagitation kennt — siehe die grossartige Zentrumsaktion gegen die Kulturkampfgesetze! —, warum halten seine Führer und Agitatoren keine Volksversammlungen gegen das Dreiklassenwahlsystem ab? Warum machen sie, die sonst so Geschickten, nicht die katholischen Arbeitermassen zu gunsten der Wahlrechtsreform mobil? Wenn, wie die *Kölnische Volkszeitung* schreibt, die christlichnationalen Arbeiter ebenfalls entrechtet sind und »nicht minder ernst« wie die Sozialdemokratie eine Landtagswahlreform verlangen, warum bietet die Zentrumspartei nicht auch ihren Arbeiterheerbann auf, um die Aktion der reformfordernden Staatsbürger zu verstärken? Es handelt sich doch um eine Angelegenheit a l l e r Entrechteten, o h n e Unterschied der Partei! Unser Kölner Parteiblatt, die *Rheinische Zeitung,* die den *demokratischen Zentrumsflügel* aus allernächster Nähe beobachtet, konstatiert, das sonst sehr versamm-

[3]) Das Zentrum hat solche *durchaus zuverlässige* Kandidaten aus der Arbeiterklasse stets auf Lager Es sind das Leute, die sich bei kommunalen und anderen Wahlen derbe Fusstritte von den dirigierenden Zentrumsbourgeois verabreichen lassen, Leute, denen die konservativen Zentrumsbeherrscher Beleidigungen über Beleidigungen ins Gesicht schleudern, ohne dass die Getretenen sich zur Wehr setzten. Solchen *Arbeiterkandidaten*, denen das Rückgrat völlig aufgeweicht wurde, wird das Zentrum eventuell auch zu Landtagsmandaten verhelfen, vorausgesetzt, dass die jetzigen, erb- und eigentümlichen Mandatsinhaber Verzicht leisten.

lungseifrige Zentrum tue in der Wahlrechtsfrage nichts für die Eroberung der Volksrechte; im Gegenteil, es bemühe sich als Flaumacher, versuche sogar die Wahlrechtsdemonstrationen durch hämische Pressäusserungen herabzuwürdigen. Wenn sich schon der *demokratische Flügel* so verhält, brauchen wir von dem konservativen Zentrumsgros erst gar nicht zu reden. Was ich voriges Jahr hier ausführte: die Zentrumspartei als solche habe kein Interesse an der volkstümlichen Änderung des Landtagswahlrechtes, wird durch das jetzt zu beobachtende mehr als passive Verhalten dieser *Volkspartei* vollauf bestätigt. Ihre auch von Arbeitern gelesene Presse muss mit Rücksicht auf ihre Leser wahlrechtsfreundliche Artikel bringen, aber man hütet sich ängstlich durch eine aktive Unterstützung der Wahlrechtsdemonstrationen die Kreise der befreundeten konservativen Wahlrechtsfeinde zu stören. Sicherlich wird auch eine Anzahl der Zentrumsführer persönlich Freund einer gründlichen Wahlrechtsreform sein. Dass es darauf aber nicht ankommt, beweist ja auch deren passives Verhalten. Sich dem bekannten *höheren Zweck* unterordnend stimmten am 10. Januar auch wahlrechtsfreundliche Zentrumsabgeordnete aus Westdeutschland sogar gegen den Antrag eine neue Wahlkreiseinteilung vorzunehmen. In der Zentrumsführung hat die konservative Grundstimmung der Partei in entscheidenden Volksangelegenheiten noch stets den Sieg erfochten. Die wirklich massgebenden Zentrumsdirigenten sind in der Wahlrechtsfrage mit den Konservativen ein Herz und eine Seele. Um diesen klaffenden Zwiespalt zwischen der politischen Taktik und der üblichen robusten Agitationspraxis die katholischen Arbeiter nicht merken zu lassen, sollen sie von der Wahlrechtsagitation zurückgehalten werden.

Man kann auch nicht etwa einwenden, der *Ton* der Wahlrechtsdemonstration sei *abstossend*, hindere das staatserhaltende Zentrum sich an den Wahlrechtskundgebungen zu beteiligen. Für die Stimmung in den katholischen Arbeiterkreisen bezeichnend ist die Schreibweise der *Westdeutschen Arbeiterzeitung*, des Organs der katholischen Arbeiter- und Knappenvereine Westdeutschlands. Dieses Blatt zitiert eine Äusserung Windthorsts in der Sitzung des preussischen Landtages vom 26. November 1873 zu gunsten des geheimen Wahlrechts. Windthorst erklärte, der bei der öffentlichen Stimmabgabe von den wirtschaftlich Stärkeren ausgeübte Terrorismus sei unmenschlich. Dazu bemerkt die *Westdeutsche Arbeiterzeitung*:

»Der Terrorismus bei den Wahlen hat seit jener Zeit nicht nachgelassen . . . Es soll eben verhindert werden, dass die unteren und mittleren Klassen des Volkes nach freier Überzeugung wählen. Das [Bülows Erklärung im Landtage am 10. Januar] ist ein Misstrauensvotum der Regierung gegen das Volk, wie man es sich schlimmer nicht denken kann. Man muss sich in der Tat schämen Preusse zu sein!«

Kann man sich noch schärfer, herausfordernder ausdrücken? Da ist doch die Frage berechtigt: Warum hilft das Zentrum denn nicht mit die Wahlrechtsbewegung noch eindrucksvoller zu gestalten? Die *Westdeutsche Arbeiterzeitung* weiss recht gut, dass die entrechteten katholischen Arbeiter ebenfalls über das Dreiklassenwahlunrecht erbittert sind, weiss recht gut, dass ein Aufruf der Zentrumsparteileitung zur Abhaltung von Demonstrationsversammlungen für die Wahlrechtsreform bei den katholischen Arbeitern freudige Zustimmung fände, weiss auch recht gut, welche günstigen politischen Wirkungen durch eine umfassende Mobilisierung der entrechteten Arbeiter zu erzielen sind. Will man sagen, die Strassendemonstrationen nötigten das staats-

erhaltende Zentrum sich von der Wahlrechtsbewegung fern zu halten? Man kann über den Wert solcher Aktionen verschiedener Meinung sein, auch in unserer Partei herrscht in dieser Hinsicht kein einheitliches Urteil, wie die Parteitagsdebatten lehrten. Aber auch früher, als es noch gar nicht zu Strassendemonstrationen gekommen war, hat die Zentrumspartei sich nicht an der Wahlrechtsaktion der entrechteten Bürger beteiligt. Überdies wird auch in katholischen Arbeiterkreisen die Strassendemonstration nicht glatt verworfen. Wieder ist es die *Westdeutsche Arbeiterzeitung*, die am 18. Januar 1908 schrieb:

»Wenn die Staatsregierung nicht will, dann muss das Volk wollen. Was nicht der politischen Klugheit eines Staatsmannes entspringt, das muss sich eben das Volk erstreiten. Nun ist es in Preussen allerdings nicht einerlei, in welchen Formen sich der Wahlrechtskampf bewegt. Die Sozialdemokraten haben wieder Protestversammlungen abgehalten und sind dabei auf die Strasse gegangen. Strassendemonstrationen sind keine geeigneten Mittel in Preussen Reformen anzubahnen, im Gegenteil: sie ängstigen die Spiesser und verstärken die Reaktion.«

Auch im Original ist das Wort *Preussen* gesperrt gedruckt, woraus man wohl schliessen darf, dass die *Westdeutsche Arbeiterzeitung* nicht allgemein und prinzipiell jede Strassendemonstration verwirft, sondern sie aus gewissen Gründen speziell in Preussen für schädlich hält. Wenn das Volk sich »erstreiten« muss, was die Regierung verweigert, wie denkt sich die *Westdeutsche Arbeiterzeitung* dies *Erstreiten*? Nicht eine einzige Wahlrechtsversammlung haben die Zentrumsführer einberufen, nicht einmal dieses zweifellos durchaus legale Mittel wird angewendet. Und da schreibt die Zeitung, das Volk müsse »wollen«, es müsse sich das »erstreiten«, was die Regierung nicht freiwillig geben will. Ist man wirklich lediglich um die geängstigten »Spiesser« besorgt, fürchtet man in München-Gladbach wirklich eine Verstärkung der Reaktion — als ob sie in Preussen-Deutschland noch möglich wäre! — durch Massenkundgebungen? Ich möchte an eine interessante Episode erinnern: Als infolge der Ausnahmegesetze gegen die katholischen Ordensgesellschaften auch die Niederlassung des Jesuitenordens in Essen aufgehoben wurde, da sind in Essen die über die Ausnahmegesetzgebung mit vollem Recht empörten katholischen Arbeiter in Massen auf die Strasse gestiegen und haben gegen die Austreibung der Ordensbrüder stürmisch demonstriert. Zur Beruhigung der *ängstlichen Spiesser* wurde Militär herangeholt. Mir ist nicht bekannt geworden, dass damals ein katholisches Blatt die Essener katholischen Arbeiter wegen ihrer Strassenkundgebung auch nur getadelt hätte. Ein solcher Tadel wäre auch vom Standpunkte der ausnahmegesetzlich Behandelten höchst ungerecht gewesen.

Nach meiner Überzeugung würde die Wahlrechtsbewegung, wenn sich die grossen Massen der Entrechteten ohne Unterschied der Partei beteiligten, bedeutend eindrucksvoller werden. Wie lange könnte denn eine Regierung widerstehen, wenn die Millionen und Abermillionen entrechteter Bürger in der Bewegung für die Abschaffung des Dreiklassenwahlsystems nicht nachliessen? Es gilt die Massen mobil zu machen, nicht mehr in den alten Schlendrian zurückfallen zu lassen. Und da der Drang nach Wahlrechtsreform in der nichtsozialdemokratischen Arbeiterschaft nicht minder ernst ist als in der Sozialdemokratie, so ist es die Aufgabe unserer Presse, unserer Flugblätter und unserer Redner sich direkt an diejenigen Arbeiter zu wenden, deren Parteiführer Wahlrechtsfeinde sind oder sich höchstens mit platonischen Sympathieerklärungen begnügen, sonst aber keinen Finger für die Beseitigung

der Volksentrechtung rühren. Ist es eine Schmach »Preusse zu sein«, wie die katholische *Westdeutsche Arbeiterzeitung* versichert, dann wird die Schmach noch viel grösser, wenn man direkt oder indirekt den Wahlrechtsfeinden Liebesdienste erweist.

Wer sich, und sei es auch n i c h t mit der von uns gewünschten Entschiedenheit, an der Volksbewegung für die Wahlreform beteiligt, den soll man ermunternd und schonend behandeln. Manche von uns begehen den Fehler von einem Nichtsozialdemokraten zu erwarten, er würde es uns gleich tun in der Bekämpfung des Wahlunrechtes. Das darf man nicht annehmen, sondern wir müssen uns freuen, wenn Nichtsozialdemokraten wenigstens eine Wegstrecke mit uns gehen. Diese Leute aber kräftiger anzufassen als die notorischen konservativen und klerikalen Wahlrechtsfeinde, das mag einem lokalen Bedürfnis gerechtfertigt erscheinen, aber die Gesamtsituation in Staat und Reich wird dadurch für uns nicht verbessert. Wir in den grossen westdeutschen Industriegebieten erzielen so wenig politischen Nutzen von einer scharfen Bekämpfung der liberalen Gruppen wie daraus unseren Genossen im weiten Ostelbien agitatorische Erleichterungen erwachsen können. Unsere eigentlichen Wahlrechtsfeinde sind die Konservativen, die orthodoxen Klerikalen und der konservative Teil der Nationalliberalen. Jedoch stehen die diesen Parteien noch anhängenden Arbeiter und Kleinbürger — abgesehen von fanatisierten Ausnahmen — auf der Seite der Wahlrechtsfreunde. Alle Feinde des Dreiklassenwahlsystems zusammenzuscharen, nicht dorthin zu schlagen, wo Wahlrechtsfreunde sitzen oder gewonnen werden können, das fordert die jetzige Situation von den sozialdemokratischen Wahlrechtspropagandisten. Damit wird auch die beste Vorarbeit für die bevorstehende Landtagswahl geleistet.

EDUARD BERNSTEIN · TAKTIK UND AGITATION IM WAHLRECHTSKAMPF

ALLE grossen Bewegungen haben mit dem Umstand zu rechnen, dass, wie bei gegliederten Gesellschaftsverbänden, so auch bei ihnen den einzelnen Gliedern und Organen die Tendenz innewohnt sich zu verselbständigen, eigene Bedürfnisse zu entwickeln und ihnen einen immer breiteren Platz zu erobern, unter Umständen selbst auf Kosten des Gesamtkörpers oder seines Zwecks. Es ist das ein allgemeines Gesetz der Geschichte und hat sich unzählige Male mit guten und schlechten Wirkungen, fortschrittfördernd und fortschritthemmend bewährt. Selbst in scheinbar so geschlossenen Körpern wie es die Armeen sind zeigen sich bei den einzelnen Waffengattungen, ja bei einzelnen Regimentern bestimmte eigene, auf Überlieferungen oder technischen Rücksichten beruhende Strebungen, die sich der Einheit der Aktion widersetzen, und gar manche Schlacht ist infolge solcher Gegensätze verloren gegangen. Ähnlich die Orden und hierarchischen Instanzen der Kirche und die Bureaukratie im Staat. Mit dem Staat ist es überhaupt ein eigenes Ding. Je mehr die ihm zu grunde liegende Gesellschaft fortschreitet, je reicher sich ihr ein inneres Leben gestaltet, um so grösser wird die Zahl der verselbständigten Organe und Organismen. Sie überwuchern das, was man den *Staat* nennt, und würden ihn längst erdrückt haben, wenn sie sich und ihre Zwecke nicht zu einem grossen Teil selbst wieder neutra-

lisierten. In dem Getriebe des modernen Lebens, wie es durch die Entwickelung der Presse, der Wirtschaftsverbände, der politischen Parteien, der religiösen, wissenschaftlichen und sonstigen ideologischen Gemeinschaften gestaltet worden ist, scheint der Staat zuweilen völlig zu verschwinden und Anarchie — wenn auch nicht im Sinne unserer Anarchisten — die Losung zu sein, balanciert durch die Staatsmacht, aber so wenig durch sie beherrscht, dass sie ihren Einfluss in allen Regierungsstuben geltend macht, welches auch die Regierungsform sei. Wenn nichts anderes, so verändern zuletzt die eigenen Organe den Staat.

Ähnlich geht es nun den Parteien im Staat, selbstverständlich mit Unterschieden, wie sie durch die Verschiedenheiten der Natur und der Lebensbedingungen hervorgebracht werden. Der Staat ist eine Gemeinschaft, die heute nur ausnahmsweise nach aussen Kämpfe zu führen hat, die Parteien dagegen sind Verbände, deren vornehmster Zweck Kampf nach aussen ist. So starke Verselbständigungen wie wir sie beim Staate sehen sind daher bei den Parteien in der Regel ausgeschlossen. Wer aber die Geschichte der politischen Parteien kennt oder auch nur das Parteileben unserer Tage aufmerksam beobachtet, der wird dort auf genug Erscheinungen stossen, die jenen Verselbständigungen wesensverwandt sind. So braucht zum Beispiel jede Partei ihre Presse. Für die Presse aber hat die moderne Entwickelung eine Bedingung der Existenz und Wirkungskraft geschaffen, über die sich selbst das Parteiblatt nicht hinwegsetzen kann, soll es nicht verkümmern. Im Angesicht dieser Anforderungen wird selbst das politische Organ in steigendem Grade ein Selbstzweck gegenüber der Partei, von anderen Rücksichten bestimmt als diese, so dass wohl gelegentlich die Frage auftauchen kann, ob denn nun eigentlich die Presse der Partei wegen oder die Partei der Presse wegen da sei. Bei der Sozialdemokratie keine allzu grosse Gefahr. Indes, Spuren für diese Tendenz lassen sich auch hier finden.

Stärker jedoch kommt für die Sozialdemokratie ein anderes Problem in betracht, das auch in das behandelte Gebiet gehört, nämlich das Verhältnis von Agitation und Politik, und es hat den Anschein, als solle der Kampf um das Landtagswahlrecht in Preussen uns von neuem vor dieses Problem stellen.
Agitation und Politik: was ist hier Zweck, was Mittel? Lange war in der Sozialdemokratie die Agitation der Zweck, die Politik das Mittel, und zwar mit Notwendigkeit: für jede junge Bewegung ist Agitation, Propaganda das erste Gebot, ihre Lebensbedingung. So wurde die Politik zwar nicht ignoriert, aber der Propaganda untergeordnet. Doch blieb das Verhältnis nicht das gleiche. Je mehr die Partei wuchs und an Macht gewann, um so mehr veränderte sich ihr eigenes politisches Bedürfnis. Denn mit der Ausbreitung einer Bewegung wachsen naturgemäss die an sie gestellten Anforderungen, und mit ihrer zunehmenden Macht erhöht sich ihre Verantwortung. So bewirkt die Agitation selbst eine erhöhte politische Tätigkeit, sofern diese nicht von vornherein und grundsätzlich ein für allemal ausgeschlossen wird, wie dies bei den Anarchisten und Anarchosozialisten der Fall ist. Diese unpolitischen und ausserpolitischen Parteien bringen es indessen auch nirgends zu einer dauernden Massenbewegung, haben vielmehr meist für eine solche eine gewisse Verachtung. Eine Massenpartei muss mindestens da politische Partei sein, wo die Massen noch ausserhalb des politischen Rechtes stehen.

Nun liegt es aber auf der Hand, dass zwischen der Politik und der Agitation einer Partei zu jeder Zeit eine innere Einheit bestehen muss; wo diese Einheit fehlt oder unter der Rückwirkung veränderter Konstellationen verloren geht, da sind Reibungen oder tiefgehende Konflikte unvermeidlich. Ein Beispiel dafür war der bekannte Streit in der deutschen Sozialdemokratie um die Stellung zu den Dampfersubventionen von 1885. Die Reichstagswahl von 1884 hatte die Fraktion der Sozialdemokratie im Reichstag in die Lage gebracht bei wichtigen Abstimmungen das Zünglein an der Wage zu bilden und ihr damit eine Behandlung im Reichstag erwirkt, die von der den sozialdemokratischen Abgeordneten früher zu teil gewordenen ebenso grundverschieden war, wie sie mit der Tatsache kontrastierte, dass die Partei draussen im Lande noch unter einem Ausnahmegesetz stand und demgemäss auch in der Weise einer geächteten Partei empfand und agitierte. Ganz gleich wie die Dampfersubventionen sachlich zu beurteilen waren war damit der Konfliktstoff schon gegeben, dass die Fraktionsmehrheit eine Verantwortung fühlte, für die der Mehrheit draussen, und namentlich der unter dem Sozialistengesetz gewonnenen und erzogenen Jungmannschaft, das Verständnis fehlte. Hätte die Subventionsfrage den Konflikt nicht gebracht, so wäre er bei Fortsetzung der Politik durch die Fraktionsmehrheit über einen anderen Punkt ausgebrochen. Daher brachte denn auch der im Sommer 1885 zwischen der Redaktion des Züricher *Sozialdemokraten* und der Fraktion geschlossene Kompromiss noch keinen wirklichen Frieden. Erst der rauhe Wind des Jahres 1886, das Urteil im Freiberger Geheimbundprozess und die Septennatswahl von 1887 beseitigten den Konfliktstoff dadurch, dass sie jeden Anlass für eine Wandlung der Politik der Partei von der schroffen Negation hinweg aus dem Gesichtspunkt der Partei rückten. Kaum aber hatten die Wahlen von 1890, das Verenden des Sozialistengesetzes und der Sturz Bismarcks eine neue Situation geschaffen, so war auch in etwas anderer Gruppierung der alte Konflikt wieder da, und diesmal unterlag der extreme linke Flügel der Partei. Die taktischen Debatten, die seit 1890 in der Partei gespielt haben, können in ihrer Mehrheit als Stücke eines sich immer wieder einstellenden Streits um die innere Einheit zwischen Agitation und parlamentarischer Aktion der Partei bezeichnet werden. Für die Agitation kommt bei diesem Streit immer mehr auch die Presse der Partei in betracht, und hinter der taktischen Frage stecken die theoretischen Meinungsverschiedenheiten über den ökonomischen Entwickelungsprozess der Gesellschaft, die Lebensfähigkeit der Klassen, die Bedeutung der Kleinarbeit und der wirtschaftlichen Organisationen der Arbeiterklasse. Es liegt in der Natur der Dinge, dass diese letzteren Fragen im industriellen Norddeutschland grösseren Einfluss auf die Gemüter gewannen als in dem weniger von der Grossindustrie besetzten und dem Grossagrariertum beherrschten Süddeutschland. Und da in Süddeutschland politisch reformiert ward, während in den beiden grössten Staaten Norddeutschlands die Sozialdemokratie sich aus dem Parlament ausgeschlossen sah, war es nur natürlich, dass man dort *parlamentarischer* empfand als hier.

Nun sind wir auch in Norddeutschland in eine politische Reformbewegung eingetreten. Das bisherige Wahlsystem Preussens und Sachsens soll geändert werden, und die Sozialdemokratie steht vor der Aufgabe mit ihrer ganzen Kraft dahin zu wirken, dass, wenn reformiert wird, die Arbeiterklasse dabei

nicht um den ihr gebührenden Einfluss betrogen wird. Mit erfreulicher Energie hat die Partei diesen Kampf aufgenommen. Darüber aber, ob in ihm der politische Gesichtspunkt, das heisst das Bestreben die Reform möglichst im Sinne der Arbeiterklasse zu gestalten die Massnahmen bestimmen, oder er in der Hauptsache unter dem agitatorischen Gesichtspunkt geführt werden soll, dem das unmittelbare gesetzgeberische Resultat eine untergeordnete Sache ist, ist eine richtige Aussprache noch nicht erfolgt. Und doch können alle Massnahmen, die wir treffen, alle Tätigkeit, die wir entfalten, nur dann in höchster Zweckmässigkeit durchgeführt werden, wenn wir über diesen Punkt vorher vollständig unter uns im reinen sind.

Die Sozialdemokratie Preussens hat am 12. Januar auf der Strasse für das demokratische Wahlrecht demonstriert. Was auch die Gegner und halben Freunde sagen mögen: es war eine grossartige, bedeutungsvolle Manifestation. Man hat schön sagen, die Agitation soll sich auf Aufklärung in ordnungsmässigen Versammlungen und der Presse beschränken. Die so reden, mögen doch einmal nachlesen, wie die unzähligen grossartigen Versammlungen, welche die Sozialdemokratie in dieser Sache bisher abgehalten hat, von der Regierungspresse, der Presse der herrschenden Parteien und der sogenannten *parteilosen Presse* beachtet und behandelt worden sind. Totgeschwiegen oder verhöhnt hat man sie, die Reden, die dort gehalten wurden, waren politische Monologe der Partei. Denn die Säle, die ihr zur Verfügung stehen, fassen an den wenigsten Orten die Zahl ihrer organisierten Anhänger, und umgeredet ist in der Welt noch wenig worden. Durch die Massenhaftigkeit, mit der die Partei sich an der Demonstration beteiligte, und die grosse Disziplin, die sie dabei überall an den Tag legte, hat die Arbeiterschaft Preussens eine Einwirkung auf weite Kreise der Bevölkerung ausgeübt, wie sie ihr sonst nicht möglich gewesen wäre. Ausserdem hat sie mit ihr ein Verbot durchbrochen, dass von Anbeginn an ein reiner Gewaltakt einer siegreichen Reaktion und eines freien Volkes unwürdig war. Fürst Bülow hat für ihre Wiederholung in der Reichstagssitzung vom 22. Januar scharfe Repressalien angekündigt, und die Parteien der Rechten des Reichstages haben ihm dazu jubelnd applaudiert. Dass sich unsere Partei durch Drohungen nicht einschüchtern lässt, ist selbstverständlich. Indes werden wir uns auch durch provokatorische Reden, wie sie aus den Reihen der Herren von der Rechten gefallen sind, nicht zu einer Sprache hinreissen lassen, die weder den tatsächlichen Machtverhältnissen noch unseren Absichten entspricht.

Einige Parteiblätter haben im Jubel über die wohlgelungene Demonstration des 12. Januar Worte gebraucht wie: es werde mit den Aktionen auf der Strasse noch ganz anders kommen, das sei nur erst der Anfang gewesen. Ich halte diese Sprache für sehr zweckwidrig, wenn man nicht an Strassenkämpfe mit der bewaffneten Macht denkt, was ich von keinem zurechnungsfähigen Genossen voraussetze. Unser Interesse ist es auf jede Weise dafür zu sorgen, dass den Demonstrationen ihr wahrer Charakter für Freund und Feind gleich unverkennbar erhalten bleibt. Nicht eine Abenteurerei, nicht eine Probe brutaler Gewalt sollen sie sein, sondern die sinnfällige Kundgebung einer Rechtsforderung, nicht ein Appell an die Furcht sondern, wie ich es in einem Parteiblatt sehr treffend ausgedrückt fand, ein Appell an die Gewissen. Wem der Gedanke eines solchen Appells naiv erscheint, der sei

daran erinnert, dass zwischen uns und unseren entschiedenen Gegnern noch ungeheure Schichten Volkes stehen, bei denen die politischen Gegensätze nicht so tief Wurzel gefasst haben, dass sie nicht von grossen Bewegungen erfasst und aus ihrer Teilnahmlosigkeit herausgerissen werden könnten. Und wie sehr heute auch in der Partei das Wort *ethisch* in Misskredit gebracht sein mag, so ist es doch Tatsache und lebt auch im Bewustsein vieler Genossen, dass jede Demonstration verhallt, die nicht von der Volksmasse ethisch aufgefasst wird, die nicht die höchsten Rechtsempfindungen auch bei den Unbeteiligten auslöst. Die Strassendemonstrationen sind keinesfalls als Einschüchterungsversuche zu betrachten, daran müssen wir Freund und Feind gegenüber festhalten. Es sind gesteigerte Kundgebungen der Breite und Tiefe eines politischen Strebens, nötig geworden durch die hochmütige Nichtbeachtung und Missachtung dieses Strebens: das ist ihr grosser Sinn, ihre grosse politische Bedeutung, und unsere Aufgabe ist es ihnen diesen Sinn nicht nehmen zu lassen.

Das Streben, dem sie gelten, ist die demokratische Wahlreform in Preussen. Im Kampf um diese sind sie ein Mittel, und sie dürfen daher den Zweck dieses Kampfes nicht in den Hintergrund drängen. Immer wieder müssen wir die Frage stellen, ob Zweck und Mittel keine Verschiebung erleidet, bei der der erstere an richtunggebender Kraft verliert. Das gilt indes nicht nur für die Strassendemonstration, es gilt ebensosehr für den bevorstehenden Landtagswahlkampf. Der nächste Landtag wird über die nächste Wahlrechtsänderung zu beschliessen haben. Die Erklärung des Fürsten Bülow spricht sich fast nur negativ über sie aus. Das war vorauszusehen, solange der preussische Landtag so zusammengesetzt ist; solange in ihm Konservative, Freikonservative und Rechtsnationalliberale die Mehrheit haben, ist nichts anderes zu erwarten.

Können wir das ändern, und wie können wir das ändern? Das ist auch eine Frage, die wir uns zu stellen haben, die wir uns stellen müssen, wenn wir die Wahlrechtsänderung nicht verkrüppeln lassen wollen. Wir wissen alle, das eine starke Verschiebung im Landtag nach links nicht allein von der Sozialdemokratie bewirkt werden kann, dass bei dem bestehenden Wahlsystem dies nur durch eine Kooperation der Sozialdemokratie mit der bürgerlichen Linken möglich ist. Das wissen wir nicht nur, es ist auch von allen Seiten der Partei in erfreulicher Einstimmigkeit erklärt worden, dass die Sozialdemokratie zu solcher Kooperation bereit ist, wo sie auf der anderen Seite auf einen ehrlichen Willen stösst. Von letzterem hat man nun freilich bisher bei den bürgerlichen Parteien wenig genug gemerkt, den kleinen Flügel der äussersten Linken der *Freisinnigen Vereinigung* ausgenommen. Unter dem Einfluss der kräftigen Agitation dieser Gruppe scheint es indes beim Gros der Freisinnsgemeinschaft zu rumoren. Konnte es anders sein? Ich habe mich wiederholt gegen die Gewohnheit gewendet den Freisinn ausschliesslich unter dem Gesichtspunkt seiner kapitalistischen Verbindungen zu beurteilen und betont, dass der grösste Teil seines Gefolges aus Kleingewerbetreibenden aller Art und Angehörigen der liberalen Berufe, darunter einem grossen Prozentsatz Lehrer, besteht. Für diese aber gibt es schliesslich auch Grenzen der Geduld, zumal die Finanzlage des Reiches und das Festhalten am System der indirekten Steuern sie vor die angenehme Perspektive stellt die Verweigerung der geheimen Wahl mit der Verteuerung irgend welcher Lebens- oder Genuss-

mittel bezahlen zu dürfen. Gewiss sind die Entrüstungsresolutionen, die aus dem Freisinnslager jetzt ertönen, noch keine Entrüstungstaten. Zwischen Wort und entscheidender Tat ist noch viel Zwischenraum mit Klippen und Untiefen. Aber offenbar bahnt sich eine Bewegung an, und wer dem Wahlunrecht in Preussen ernsthaft zu Leibe gehen will, der muss sein Möglichstes tun diese Bewegung zu ermutigen und die Steine aus dem Weg zu räumen, über die ähnliche Bewegungen früher nicht hinwegkommen konnten. Ich denke dabei selbstverständlich nicht an irgend welche Preisgabe sozialdemokratischer Grundsätze und Kritik, wohl aber an ein gewisses Masshalten in den Formen der Kritik. Man mag noch so sehr über falsche Empfindlichkeit sprechen: in solchen Kreisen, die von keinem stark ausgesprochenen Klasseninteresse geleitet sind, sondern ein gutes Stück Gefühlspolitik treiben — und das gilt von einem grossen Teil des Freisinnsgefolges — spielen Ton und Form auch eine viel grössere Rolle als dort, wo ein starkes Klassenbewusstsein das politische Urteil geschärft hat.

Noch wichtiger aber ist die Bekundung des entschiedenen Willens die Politik den Regulator der Agitation bilden zu lassen, dem konzentrierten Kampf um das Landtagswahlrecht die Bestimmung der Formen und Mittel der Agitation in jeder Hinsicht unterzuordnen. Je stärker dieser Wille der Öffentlichkeit zum Bewusstsein kommt, um so mehr werden heute noch schwankende Elemente Kraft zur aktiven Teilnahme am Kampfe gewinnen. Keine Partei aber ist so sehr in der Lage ihre Mittel ihren Zwecken unterzuordnen wie die Sozialdemokratie, die in der Klassenerkenntnis ihrer Anhänger, der Bestimmtheit und Geschlossenheit ihrer Grundsätze und Forderungen den zuverlässigsten Kompass besitzt, der sie nie die Richtung im Kampf verlieren lässt. Die Aufgabe, die unserer Politik jetzt gestellt ist, ist die: Was können wir tun, um die einer auch nur leidlichen Wahlrechtsreform feindliche Landtagsmehrheit, die wir auf mindestens 280 gegen 153 Abgeordnete schätzen müssen, in eine Minderheit zu verwandeln?

ALBERT SÜDEKUM · GLOSSEN ZUM MILITÄRETAT

SEIT langer Zeit ertönen Klagen über die mangelhafte Bezahlung der Subalternoffiziere des deutschen Reichsheeres. Man wird diesen Klagen die Berechtigung nicht absprechen können, wenn man bedenkt, dass von den für 1908 etatisierten 7727 Leutnants (Kapitel 24 Titel 1) des preussischen Kontingents, das wir der Einfachheit wegen bei dieser Darstellung allein berücksichtigen wollen, 5087 nur ein Gehalt von je 1290 Mark für das Jahr beziehen; die Oberleutnants (3276) kommen auf 1890 Mark, wozu bei ihnen wie bei den Leutnants der Wohnungsgeldzuschuss 4. Klasse tritt. Hauptleute 2. Klasse (1454 gegen 2004 der 1. Klasse) erhalten 3402 Mark nebst Wohnungsgeldzuschuss 3. Klasse. Erst der Hauptmann 1. Klasse (4602 Mark und Wohnungsgeldzuschuss 3. Klasse) kann vielleicht den Lebensunterhalt einer Familie von dem Gehalt bezahlen, das der Staat ihm für seine Dienste gewährt. Bei den heutigen Preisverhältnissen und bei den Lebensgewohnheiten derjenigen Schicht des deutschen Bürgertums, mit denen die Offiziere nun einmal zu verkehren gehalten sind, wird sich mindestens

in den grösseren Garnisonen der *Kommisshaushalt* eines älteren Hauptmanns immer noch auffällig von anderen abheben. Es wird ja deshalb die Heiratserlaubnis den Subalternoffizieren nur bei dem Nachweis des sogenannten Kommissvermögens erteilt.

Sieht man ab von unserer prinzipiellen Stellung zum Militarismus — die wir hier ruhig bei Seite lassen können, da sie in keiner Weise bei der Frage berührt wird —, so wird niemand bestreiten wollen, dass die Gehälter der Subalternoffiziere mindestens ebenso dringend einer Aufbesserung bedürfen, wie die mancher Beamtenkategorieen, die sich der lebhaftesten Befürwortung fast aller Fraktionen des Reichstags und des preussischen Landtags erfreuen. In den Reihen des preussischen Offizierkorps herrscht tatsächlich viel *glänzendes Elend*; die Zustände sind seit jener Zeit, wo Rudolf Krafft dieses treffende Wort prägte, nicht besser, sondern schlechter geworden. Nur noch die Söhne reicher und reichster Familien haben die Möglichkeit ohne Schwierigkeiten und Nöte die Jahre des subalternen Dienstes zu überdauern; arme Teufel, wie Moltke in seinen Leutnantstagen einer gewesen ist, haben es heute oftmals gewiss noch schwerer als jener, der uns seine Sorgen und Ängste so lebhaft geschildert hat, freilich nicht ohne die Worte zugleich mit dem Schimmer einer gewissen wehmütigen Ironie zu umkleiden. Für manche Naturen mag ja das Stahlbad der Sorge sehr wohltuend sein; andere — und deren sind viel mehr — gehen aber bei solchen Kuren drauf, machen Dummheiten, verlieren den klaren Kopf und manchmal auch ihre Ehre. Von keinem Gesichtspunkte aus ist es wünschenswert oder auch nur erträglich, dass die Offizierslaufbahn nur den Reichen offenstehen soll; die Absonderung des Militärs von der Masse des Volkes wird dadurch nur noch grösser, das Verständnis der Uniformierten für die Bedürfnisse, Pläne und Hoffnungen der sie fütternden Nichtuniformierten beständig geringer. Schon jetzt laufen genug Offiziere bei uns herum — manche sogar mit Generalsstreifen an den Hosen —, die zu der eigentlich handarbeitenden Bevölkerung ungefähr in den selben Beziehungen stehen wie der General von Liebert, und das hat natürlich seine bestimmten Gefahren.

Wenn wir demnächst eine bereits angekündigte Vorlage über die Erhöhung der unteren Offiziersgehälter erhalten sollen — an den oberen will man nach der Sättigung der Oberstleutnants, Fregattenkapitäne und der Generaloberärzte einstweilen nicht rühren —, so wird man ihr jedenfalls den Einwand nicht entgegenstellen können, eine Aufbesserung sei an sich ungerechtfertigt und darum abzulehnen. Vermutlich werden sich auch die vorzuschlagenden Erhöhungen in räsonablen Grenzen halten, weil angesichts der trostlosen Finanzlage des Reiches der Knüppel wirklich recht nahe beim Hunde liegt. Aber etwas anderes ist es, auf das schon frühzeitig hinzuweisen ich mich für verpflichtet halte. Nämlich die oben aufgeführten Normalgehälter der Subalternoffiziere geben über die wirtschaftliche Lage ihrer Bezieher — selbstverständlich abgesehen von allen privaten Zuschüssen — keinen genügenden Aufschluss. Es gibt offenbar nur verhältnismässig wenige, wenn überhaupt einen, Leutnants mit etwa 5 Dienstjahren und vielleicht keinen einzigen Oberleutnant, der nicht aus Reichsmitteln eine mehr oder weniger erhebliche Zubusse zu seinem Gehalt und seinem Wohnungsgeldzuschusse bezieht. Eine genaue Durchsicht der einzelnen Kapitel und Titel des Militäretats liefert da-

für den kaum angreifbaren Beweis. Ein paar Worte zur Orientierung über die Anlage des Etats selbst: Er zerfällt zunächst in den Etat der Einnahmen und den der Ausgaben; beide sind wieder je in einen ordentlichen und ausserordentlichen Etat geschieden; der ordentliche Ausgabenetat gliedert sich in einen Etat der fortdauernden und einen der einmaligen Ausgaben. Für uns kommen hier nur die 30 Kapitel der fortdauernden Ausgaben des ordentlichen Etats in betracht, von denen wir einige unter die Lupe nehmen wollen.

Der Kriegsminister bekommt zu seinen 36000 Mark Gehalt noch 14000 Mark Repräsentationskosten nebst einer freien Dienstwohnung mit Geräteausstattung und Feuerungsmaterial sowie bis zu 8 Pferderationen. Seine Departementdirektoren erhalten neben ihrem Gehalt (10554 bis 13554 Mark) noch 4500 Mark Dienstzulagen und den Wohnungsgeldzuschuss 1. Klasse. Auch die 16 Abteilungschefs und die 48 Offiziere in der Stellung als vortragende Räte erfreuen sich einer auf 900 Mark bemessenen Dienstzulage. Wir haben hier also schon 69 Offiziere vom Hauptmann bis zum General der Kavallerie, denen auf grund ihrer Zugehörigkeit zum Kriegsministerium nicht unerhebliche Mehreinnahmen aus öffentlichen Mitteln zugehen, als sie in anderen Armeestellungen mit dem selben Range erhalten würden. Das selbe gilt auch von 5 dem Ministerium zugeteilten Ärzten.

Nachdem wir uns so über das Schicksal der Offiziere beim Kriegsministerium beruhigt haben, wenden wir uns der Bezahlung der höheren Truppenbefehlshaber (Kapitel 19) zu. Die 17 kommandierenden Generäle sind neben dem Gehalt von 13980 Mark mit 18000 Mark Dienstzulage und freier Dienstwohnung mit Geräteausstattung und Feuerungsmaterial (wofür 1980 Mark angerechnet werden) bedacht. Dienstzulagen, zum Teil auch freie Dienstwohnungen, finden wir in Höhe von 12000 bis 900 Mark bei den Generalinspekteuren und Inspekteuren, den Divisions- und Brigadekommandeuren. Ein besonderes Kapitel — man kann wohl auch sagen: ein Stein des Anstosses selbst für robuste Blockfanatiker — war immer das 20., in dem die Besoldungen der Gouverneure, Kommandanten und Platzmajore ausgeworfen sind; Dienstzulagen von 15000 bis hinab zu 900 Mark nebst freier Dienstwohnungen gehen hier an mehr als 50 Offiziere.[1]) 18000 Mark werden der Militärverwaltung bei diesem Kapitel in die Hände gelegt, mit denen sie *Gehaltsausgleichungen* für das Festungspersonal in Ulm, wo die Konkurrenz zum bayerischen Neu Ulm in die Erscheinung tritt, vornehmen kann.

Von den Adjutanten des Kaisers und der deutschen Bundesfürsten (Kapitel 21) erhalten einige nicht unbeträchtliche Dienstzulagen, die beim Chef des Militärkabinetts bis zu 18000 Mark betragen kann; die an der selben Stelle etatisierten Militärbevollmächtigten bei den auswärtigen Gesandtschaften — zum Beispiel in München! — (es sind ihrer 15) beziehen Zulagen aus dem Etat des Auswärtigen Amtes und dem des preussischen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, sind also wohlversorgt. 120 Offiziere können alljährlich auf den sogenannten *Aggregiertenfonds* übernommen werden und von da aus neben den Gehältern Dienstzulagen von 900 bis 18000 Mark beziehen; wieviele damit bedacht werden, entzieht sich meiner Kenntnis. Der Generalstab der

[1]) Den Kennern des Etats ist es eine angenehme Überraschung, dass der Gouverneur von Frankfurt am Main nicht mehr weitergeführt wird; ich glaube, dass er länger als ein Jahrzehnt als »künftig wegfallend« sehr erhebliche Emolumente eingesteckt hat.

Armee steht, was Gehälter und Zulagen betrifft, dem Kriegsministerium ziemlich gleich: 900 bis 18000 Mark Dienstzulage können hier gewährt werden, erhöhen also das Einkommen bestimmter Offiziere beträchtlich; vorsorglich, wie die Militärverwaltung ist, wenn es sich um das Wohl der Offiziere handelt, hat sie auch dem Generalstabsoffizier, der zur Seetransportabteilung des Reichsmarineamts abkommandiert wird, 900 Mark Dienstzulage gesichert. Ob der Frontoffizier gleichen Ranges so viel weniger zu tun hat, dass eine so erhebliche Differenz des Einkommens zwischen beiden sachlich gerechtfertigt ist?

Wir kommen nunmehr, während bisher vorwiegend Stabsoffiziere zu betrachten waren, zu Subalternoffizieren, die zur Ausbildung beim Generalstabe kommandiert sind: 80 erhalten monatlich je 60 Mark, 6 jährlich 900 Mark. 160600 Mark fliessen an die Offiziere des grossen Generalstabes in Form von Tagegeldern, Zulagen, Reise- und Transportkosten usw. Beim Kapitel 23 (Ingenieur- und Pionieroffiziere) stossen wir wiederum auf die uns bereits bekannten Dienstzulagen und die anderen Vergünstigungen, die hier natürlich nach den gleichen Grundsätzen gewährt werden. Aber schon Titel 2 und 3 tragen einen spezielleren Charakter. 7416 Mark gehen in Posten von 180 bis 360 Mark als *Zulagen* an Oberleutnants und Leutnants die als Adjutanten dienen; 49410 Mark *Tischgelder* fliessen den sämtlichen Leutnants, Oberleutnants zu, das heisst ungefähr 450 solcher Offiziere werden damit über die Minimalbeträge ihrer Chargengehälter hinausgehoben. Nebenamtlich beziehen bei diesem Kapitel 7 Offiziere für Unterrichtserteilung nicht unerhebliche, aber nicht spezifizierte Beträge.

Die Zahl der so *Versorgten* ist schon nicht gering, obschon wir erst jetzt zu den wichtigeren Etatkapiteln kommen. Da sind zunächst die schon erwähnten patentierten Oberstleutnants, die eigentlich 6552 Mark nebst Wohnungsgeldzuschuss 3. Klasse haben, aber eine pensionsfähige Zulage von 1150 Mark jährlich erhalten, wenn sie sich nicht in Regimentskommandeurstellen befinden und mindestens 6 Jahre bereits patentierte Stabsoffiziere sind. 270 Stellen kommen in Frage; dazu natürlich die entsprechende Anzahl von Fregattenkapitänen und Generaloberärzten. 25 Ärzte haben nebenamtliche Einnahmen aus öffentlichen Mitteln; die Einnahmen aus privater Praxis zählen hier selbstverständlich nicht. Für die Offiziere, als eine Gesamtheit aufgefasst, ist es ausserordentlich beruhigend, dass durch den 5. Titel des 24. Kapitels für pensionierte Offiziere und Militärärzte nicht weniger als 1300000 Mark nichtpensionsfähige Z u l a g e n ausgeworfen werden, die nahezu 800 Pensionären neben ihren sonstigen Bezügen zufliessen, also die Lage dieser Männer und ihrer Familien nicht unerheblich bessern. Von der Million, die als sogenanntes *Übungsgeld* ausgegeben wird, profitieren ausser den Sommerleutnants auch zur Disposition gestellte Offiziere bei vorübergehender Einziehung. Der ganze 8. Titel handelt nur von Zulagen. 1517 Oberleutnants und Leutnants beziehen als Adjutanten je 216 bis 360 Mark jährlich; 1068 Gerichtsoffiziere erhalten jährlich je 84 Mark: wenig, aber herzlich! Besser sind schon die ohne jede Spezifikation angeforderten 2182202 Mark *Kommandozulagen* für *kommandierte* Offiziere. Die folgenden Positionen müsste ich eigentlich wortwörtlich aus Seite 62 des preussischen Heeresetats abschreiben; ich beschränke mich aber darauf mit Genugtuung festzustellen, dass die »behufs Einarbeitung von Bezirksadjutanten kommandierten Oberleutnants und Leutnants, und zwar für

jeden neuen Adjutanten auf eine Kommandodauer von höchstens einem Monat« 30 Mark abbekommen; 70 Offiziere geniessen diese Vergünstigung; ob die Tätigkeit des Einpaukens lukrativ ist, lässt der Etat nicht erkennen; nehmen wir es an! Bei 17 Bezirkskommandos können 34 Offiziere nebenher 60 bis 300 Mark jährlich verdienen. Sie müssen dafür Versorgungsangelegenheiten bearbeiten, was als besonders schwere Arbeit zu gelten scheint, denn sonst ist der Grund dieser Vergünstigungen nicht erkennbar. Werden aktive Offiziere den in besonderen Abteilungen übenden Mannschaften des Beurlaubtenstandes zugeteilt, so erhalten sie — Zulage: 24 bis 40 Mark. Wieviel das im ganzen ausmacht, wird verschwiegen. Etwas redseliger wird der Etat dort, wo er von den Offizieren bei besonderen Formationen handelt, so zum Beispiel bei der Offiziersreitschule, dem Lehrinfanteriebataillon. Dort erhalten Kompagnieführer je 900 Mark, die Leutnants je 432 Mark pro Jahr extra. Nahezu 500 Offiziere nehmen an diesen und ähnlichen Vergünstigungen teil, vermindern also wiederum die Zahl der auf das blosse Gehalt Angewiesenen. Nun kommen im Etat (Titel 9) 810 856 Mark *Tischgelder*, die den verschiedenen Offizierkorps zufliessen und zwischen 1656 und 5184 Mark für volle Regimenter schwanken. Ganz besonders bevorzugt ist das 1. Garderegiment zu Fuss und das Regiment der *Gardes du Corps*, wo die Spenden 216 bis 1440 Mark betragen; dazu treten bei den *Gardes du Corps* noch 3000 Mark *Douceurgelder*: eine geheimnisvolle Zuwendung, die so traditionell erscheint wie der legendäre russische Wachtposten auf dem Flecke, wo vor hundert Jahren einmal ein Bauzaun gestanden hatte.

Aber es geht immer weiter: Zunächst stossen wir auf nahezu 1 Million *Einkleidungsgeld*, das allerdings überwiegend den Offizieren des Beurlaubtenstandes zu gute kommt. In 18 Garnisonen erhalten Offiziere aller Grade nicht pensionsfähige Serviszulagen aus Kapitel 27 Titel 21, die zwischen 75 und 540 Mark schwanken; der Gesamtbetrag wird ungefähr 500 000 Mark ausmachen. Dass bei Pferdegeldern und Rationen Vorteile zu erzielen seien, wird von der einen Seite behauptet, von anderer bestritten; wir übergehen sie deshalb, um sofort die Aufmerksamkeit auf die 5 971 539 Mark Reisegebührnisse und Umzugskosten zu lenken, die wenigstens zum teil als eine beliebte Unterstützung von Offizieren anzusehen sind, denen man etwas zuwenden will. Bei der militärtechnischen Akademie (Kapitel 35 Titel 11) beziehen 2 Offiziere nebenamtliche Zuwendungen aus öffentlichen Mitteln; die Chefs dieser und ähnlicher Behörden sind natürlich, wie nicht weiter hervorzuheben ist, auch mit Dienstzulagen versehen; bei den Kadettenanstalten sind 127 504 Mark an Zulagen und Honoraren sogar gesondert aufgeführt; ähnlich ist es bei den Unteroffizierschulen, wo immerhin 137 332 Mark für die Offiziere *abfallen*, während der Posten bei der Militärturnanstalt nur 56 772 Mark beträgt, bei der Erziehungsanstalt in Annaberg und der Garnisonschule in Frankfurt an der Oder gar nur 5488.

Eine grosse Annehmlichkeit für Offiziere ist, dass der Kriegsminister 75 000 Mark zur Förderung des neusprachlichen Unterrichts frei zur Verfügung hat. Offiziere, die die Aufmerksamkeit rechtzeitig auf sich zu lenken wussten, können aus diesem Fonds höchst angenehme Auslandsreisen bewilligt erhalten. Aber die Summe selbst kommt kaum in betracht neben den 11 247 171 Mark Wohnungsgeldzuschüssen. Diese Zuschüsse sind reformbedürftig, gehen auch nicht

den Offizieren allein zu; aber das ändert nichts an der Tatsache, dass ihre Summe den Aufwendungen für das Offizierkorps im ganzen zuzurechnen ist. Ebenso wie die kleine halbe Million, die zu besonderen Unterstützungen teils dem Kaiser teils dem Minister zur Verfügung steht.

So sehen wir also ausserordentlich hohe Summen den Gehaltsaufwendungen für die Offiziere hinzutreten; aber wir haben dabei noch nicht der Wartegelder — besonders bei den Schutztruppen — und namentlich der Pensionen gedacht, die doch auch berücksichtigt werden müssen, wenn die wirtschaftliche Lage der Offiziere zur Debatte steht. Jede Gehaltszulage erscheint auch im Pensionsetat in Form einer Erhöhung. Also ist es, um zusammenzufassen, durchaus ungerecht die auch von uns als zu niedrig bezeichneten *Normalgehälter* zur Grundlage von Klagen über die missliche Lage der Offiziere zu machen. Diese *Normalgehälter* existieren eigentlich überhaupt nicht. Das Schlimmste an der Sache ist aber, dass die Zuwendung der zahlreichen Vergünstigungen und Zulagen, die mit den verschiedenen Kommandos verbunden sind, den Vorgesetzten eine verhängnisvolle Macht über schmiegsame und biegsame Untergebene gibt. Die *Schuster* werden mit Zulagen überschüttet, die *Unbequemen* können sich — den Mund wischen. Die hierin ruhenden Gefahren sind ebenso ernst wie die eingangs geschilderten. Sie zusammen müssen die Volksvertretung veranlassen bei Gelegenheit der Neuregelung der Offiziersgehälter mit dem hier dargestellten System reinen Tisch zu machen. Klare Verhältnisse: der Kriegsminister von Einem hat ja wiederholt versichert, dass er sie schaffen will. Er möge zeigen, was er kann.

JULES LOUIS BRETON · BUDGETBEWILLIGUNG

AM 19. Januar hat der *Nationalrat* der französischen sozialistischen Partei beschlossen auf dem nächsten Parteitag meine Ausschliessung aus der französischen Sektion der Arbeiterinternationalen zu beantragen. Dieser Antrag wird durch die Behauptung motiviert, dass ich mich fortwährend mit den Grundsätzen und der Politik der Partei in Widerspruch gesetzt hätte, und zwar durch meine »zu unabhängige Haltung«, durch meine »Annäherungs- und Einigungsversuche den bürgerlichen Gruppen der Kammer gegenüber« und vor allen Dingen »durch die Bewilligung des Budgets«. Es wird also die Frage der Budgetbewilligung von seiten der Sozialisten auf dem in einigen Monaten in Toulouse stattfindenden Parteitag aufgerollt werden. Bei Gelegenheit meiner Verteidigung werde ich dort diese Frage in ihrer ganzen Ausdehnung beleuchten und zu beweisen suchen, dass die *symbolische Geste* der systematischen Ablehnung des Budgets nichts mit den sozialistischen Prinzipien zu schaffen hat und eine Fessel bildet, die ganz unnützerweise die parlamentarische Tätigkeit der Sozialisten lähmt.

Nicht nur in Frankreich erzeugt diese Übung Diskussionen, Streitigkeiten und zahlreiche Schwierigkeiten. Als Jaurès die gegen mich beantragte brutale Ausschliessungsmassregel bekämpfte, konnte er den *Nationalrat* daran erinnern, dass die Parlamentsvertreter der deutschen Sozialdemokratie in süddeutschen Landtagen oft das Gesamtbudget bewilligt hätten, ohne dafür mit Ausschliessung aus der Partei bedroht zu werden. Im September vorigen Jahres erschien auch in den *Sozialistischen Monatsheften* ein sehr interessanter Artikel

Richard Calwers, der dafür plädiert, dass man »eine positive Stellungnahme auch zum Budget genau so zulässt, wie es bei anderen von den Regierungen eingebrachten Gesetzentwürfen schon längst selbstverständlich ist«. Es ist daher interessant auf diese Frage, die mit Recht den internationalen Sozialismus beschäftigt, ausführlicher einzugehen. Ich werde es vom streng französischen Standpunkt aus tun, da ich die Funktionen der Parlamente anderer Nationen nicht genügend kenne, um zu behaupten, dass meine Beweisführung der politischen Lage jener Länder ebenso entspreche.

Als der Genosse Jean Lorris, der Delegierte der Organisation Loir-et-Cher, meine Ausschliessung aus der Partei in heftiger Weise forderte, schrieb er: »Die Ablehnung des Budgets ist die *symbolische Geste*, durch die die sozialistische Partei dem Parlament ihre unerschütterliche Opposition gegen den ausbeutenden Kapitalismus und den Staat, der zugleich dessen Ausdruck und Werkzeug ist, kundtut.« Und die der Einigung der sozialistischen Partei in Frankreich zu grunde liegende Erklärung verlangt von den Abgeordneten der Partei, dass sie diese *symbolische Geste* jedes Jahr wiederholen und »der Regierung alle Mittel verweigern, die die Herrschaft der Bourgeoisie und ihre Machtstellung sichern, dass sie folglich den Militäretat, den Kolonialetat, die geheimen Fonds und das G e s a m t b u d g e t ablehnen«. Gegen diese merkwürdige Auffassung aus der systematischen Ablehnung des Budgets eine sozialistische Prinzipienfrage zu machen, protestiere ich aber energisch. Ich hasse *symbolische Gesten*, also religiöse Riten, automatische Manifestationen, im voraus festgesetzte Formeln, die unvorhergesehene Umstände, zufällige Ereignisse, das Leben selbst, nicht in betracht ziehen. Ich kann nicht zugeben, dass eine fortschrittliche, tätige Partei ihre ganze Tätigkeit in einige abstrakte Formeln, einige unantastbare Dogmen einzwängt, fesselt und kristallisiert. Ich will nicht als Abgeordneter der geweihte Priester einer neuen, am parlamentarischen Altar nach bestimmtem Ritus opfernden Religion werden und gezwungen sein als einfach bewusstloser Automat einen für alle vorhergesehenen und unvorhergesehenen Fälle im voraus bestimmten Stimmzettel in die Urne niederzulegen.

Dass wir gegen jene nur zu vielen Gesamtbudgets stimmen, die uns statt Reformen nur neue und drückende Lasten bringen und einfach alle bestehenden Ungerechtigkeiten sanktionieren, ist durchaus logisch und richtig. Diese Ablehnung wird überdies eine um so bestimmtere Bedeutung und um so grössere Wirkung haben, je mehr sie statt der automatischen Äusserung eines dogmatischen, von vornherein feststehenden Grundsatzes der notwendige Protest gegen eine Politik der Reaktion oder des Stillstandes geworden ist. Es ist dagegen unzulässig zu behaupten, dass die sozialistischen Prinzipien formell, bei j e d e r Sachlage, die Ablehnung j e d e s Budgets verlangen, selbst wenn es uns bei einer Verminderung der militärischen Ausgaben die wichtigsten sozialen Reformen brächte. Es zeigt wirklich wenig Ernst zu verlangen, dass die Sozialisten, nachdem sie sich mit den Republikanern vereinigt haben, um die Verwirklichung dieser Verbesserungen in den verschiedenen Kapiteln des Budgets zu erreichen, sich nun bei Strafe des Bannes oder der Ausschliessung mit der Rechten verbinden sollen, um diese in Bausch und Bogen mit dem Gesamtbudget abzulehnen. In prächtigen Ausdrücken sagt uns die Grundabmachung der sozialistischen Einigung. »Im Parlament soll sich die sozialistische Fraktion der Verteidigung und Ausdehnung der politischen Freiheiten

und Rechte der Arbeiter, sowie der Anstrebung und Verwirklichung der Reformen widmen, die die Lebens- und Kampfesbedingungen der Arbeiterklasse verbessern.« Nachdem wir nun diese reformistische Erklärung in die Praxis umgesetzt und zwei Monate lang nach bestem Gewissen gekämpft haben, um das Maximum der möglichen Verbesserungen in die verschiedenen Kapitel des Budgets einzuführen und die Verwirklichung einiger Reformen im Finanzgesetz zu erreichen, zwingt uns, wie behauptet wird, die selbe Abmachung gegen dieses Gesamtbudget zu stimmen und dadurch alle so schwer errungenen Fortschritte mit einem Schlage wieder zu verwerfen. Das wäre gerade so, als wenn ein Handwerker, der mit Hilfe primitiver Werkzeuge die einzelnen Teile einer Maschine mühsam vervollkommnet hätte, sie auf einmal zerbrechen und vernichten wollte, weil sie selbst nicht die Vollkommenheit, das erträumte Ideal ist.

Alle fortwährend im Schosse der sozialistischen Partei entstehenden Schwierigkeiten haben ihren Ursprung in diesen Inkonsequenzen, in diesen Widersprüchen, die die Abgeordneten zwingen entweder die Gesetze der Partei zu verletzen oder eine sterile Politik ohne Zusammenhang zu treiben, die der von Daudet so fein geschilderten köstlichen Mischung Tartarin-Don Quixote und Tartarin-Sancho Pansa würdig ist. Mit gesundem Menschenverstand und praktischem Sinne arbeitet Tartarin-Sancho, der im Herzen unserer wildesten *Revolutionäre* schlummert, eifrig daran unsere Budgets zu verbessern. Er bringt die vernünftigsten Amendements ein, schlägt die gemässigtsten Reformen vor, aber im Moment der Abstimmung über dieses Gesamtbudget, das die Grundlage des bürgerlichen sozialen Gebäudes bildet, erscheint plötzlich Tartarin-Don Quixote, der in ihrem Gehirn herumwirbelt, und stürzt sich, mit einem blauen Stimmzettel bewaffnet, wild auf die ihm von einem Diener ruhig dargebrachte Urnenwindmühle. Da diese wenigen blauen Stimmzettel der äussersten Linken in der Parlamentsurne nur mit den gleich gefärbten Herausforderungen zusammentreffen, die einige intransigente Don Quixotes der äussersten Rechten, Marquis, Grafen, Herzöge und Barone, an die Republik richten, so ist diese ritterliche Manifestation von absolut keiner praktischen Bedeutung.

Bis jetzt hat das Staatsbudget im Parlament die Stimmen der Sozialisten in der Tat gar nicht nötig, da es auch ohne sie einer Mehrheit sicher ist. Anders liegt die Sache bei Budgets der Departements und Gemeinden, die oft in Gefahr ständen abgelehnt zu werden, wenn unsere Vertreter sich der Abstimmung enthielten. Sie hüten sich deshalb wohl sie abzulehnen, obgleich diese Budgets in vielen Teilen Positionen enthalten, die mit unsern Doktrinen in direktem Widerspruch stehen. Dennoch hat niemand in der Partei jemals etwas dagegen eingewendet. Also einfach deshalb, weil unsere Abstimmung wirkungslos und platonisch zu bleiben bestimmt ist, sollen wir uns im Parlament in aller Sicherheit diese unschuldige Manifestation leisten, und an dem Tage unsere Taktik ändern dürfen, an dem die Unterstützung aller Stimmen der Rechten uns durch eine unerwartete Majorität einen Sieg bringen würde, der uns höchst unangenehm wäre? Das erinnert mich an die furchtbare Angst, die einige unserer *revolutionären* Genossen manchmal unter dem Ministerium Combes empfanden, wenn es zum Zählen der Stimmzettel über gewisse von ihnen eingebrachte und die Regierung in Gefahr bringende Anträge kam: mit

welcher Spannung sie die Zählung verfolgten und sich nach dem Resultat erkundigten, wie sie fürchteten eine Mehrheit geschaffen zu haben, die, ohne ihnen das geringste praktische Resultat zu bringen, der Reaktion vortrefflich genützt hätte; wie die Möglichkeit ihres Sieges sie erschreckte, wie froh und triumphierend sie aussahen, wenn sie endlich erfuhren, dass sie das Glück hatten geschlagen zu sein! Eines Tages fragte ich einen von ihnen, der, übrigens ziemlich lau, ein Budgetamendement verteidigt hatte, dessen Annahme den Fall des Ministeriums bewirkt hätte, nach dem Resultat der Abstimmung. Er erwiderte mit einer Freude, die er nicht einmal zu verhehlen suchte: »Es geht gut.« Ich verstand sofort, dass das heissen sollte, er wäre geschlagen und zufrieden.

Stimmen mit dem geheimen Wunsche besiegt zu werden ist, wie jeder zugestehen wird, unserer grossen Partei wirklich nicht sehr würdig. Sie kann eben nicht ungestraft aus der systematischen Ablehnung des Budgets ein notwendiges Sakrament, einen obligatorischen Ritus einer neuen Religion machen und all die verjagen, die sich weigern diese kindischen Gesten mitzumachen. Und doch ist es wahr: Die Sozialisten stimmen nur gegen das Gesamtbudget, weil sie im voraus ganz gut wissen, dass sie unmöglich eine Mehrheit finden können. An dem Tage, wo sie ernstlich Gefahr laufen werden diese Mehrheit zu bilden, werden sie sich beeilen ihre Taktik zu ändern und das selbe Budget zu bewilligen. Ich spreche hier wohlverstanden nur von Frankreich, von unserer Republik und unserer Demokratie, und werde sehr leicht beweisen können, wie begründet meine Behauptung ist.

Man kann tatsächlich die Bildung einer gegen das Gesamtbudget stimmenden Mehrheit nur in zwei Fällen voraussehen: Der erste Fall ist, dass die Sozialisten in so grosser Anzahl ins Parlament gelangen, dass sie allein diese Mehrheit bilden können. Dann werden sie aber selbstverständlich Besseres zu tun haben als ein Gesamtbudget abzulehnen, das sie nach ihrem Geschmack zusammenstellen und in einer ausgesprochen sozialistischen Richtung verbessern, ändern und umwandeln können. Annehmen, dass man in solch einer Lage den heute beobachteten sakramentalen Ritus beibehalten würde, hiesse den Bankrott unserer Partei und unserer Ideen annehmen. Beschäftigen wir uns also mit dem viel wahrscheinlicheren und viel näherliegenden Fall. Dieser würde eintreten, wenn sich die ganze Rechte eines schönen Tages mit den Sozialisten zu einer Mehrheit verbände, natürlich nicht, um für sie zu arbeiten, sondern um einer republikanischen Regierung einen Possen zu spielen oder eine wichtige Reform zum Scheitern zu bringen. Schon jetzt sehen wir das Bild dieser möglichen Mehrheit in der Minderheit, die sich Jahr für Jahr gegen das Gesamtbudget ausspricht. So finden wir in der letzten Abstimmung vom 8. Dezember 1907 in der betreffenden Minderheit neben den geeinigten intransigenten Abgeordneten nur die Namen einiger adligen Getreuen gefallener Regierungsformen. Ihre Aufzählung ist ebenso kurz wie charakteristisch; es sind de Baudry d'Asson, Duc de Blancas, Baron de Boissieu, Alfred Cibiel, Delahaye, Marquis de Juigné, Marquis Henri de la Ferronnays, Comte de Lanjuinais, Marquis de Montaigu, Duc de Rohan, Marquis de Rosanbo. Das sind augenblicklich die Gefährten der Sozialisten in jenem unwandelbaren und revolutionären Ritus, der das Budget der Republik in die Acht erklärt. Wenn morgen diese Phalanx der äussersten Rechten die ganze Rechte gegen

eine Regierung der Linken oder eine soziale Reform mitreisst, so können die Sozialisten die Ablehnung des bürgerlichen Budgets erreichen. Natürlich wird am folgenden Tage das betreffende Budget ohne die Reform von einer andern Regierung eingebracht, von der Rechten bewilligt werden und noch viel bürgerlicher sein. Einer meiner revolutionären Freunde, den ich neulich auf diese höchst plausible Hypothese hinwies, erwiderte naiv: »In diesem Falle könnte die bedrohte Regierung diese Koalition vermeiden, indem sie nach rechts oder links abschwenkt.« Sicher würde sie, wenn sie gewandt und gewissenlos wäre, nicht damit zögern. Sie würde sich natürlich hüten nach links zu gehen, da sie bei den durch ihren unverletzlichen Ritus gebundenen Sozialisten nichts zu holen hätte, sie würde sich aber beeilen nach rechts abzuschwenken und die reaktionären Stimmen um den Preis der geopferten Reform erkaufen.

Und die durch ihr Dogma gefesselten Sozialisten sollten damit zufrieden sein die Rolle der Genarrten zu spielen, in so dummer Weise für die Reaktion zu arbeiten und sich für immer lächerlich zu machen? Ich habe eine zu gute Meinung von meinen Freunden und meiner Partei, um das zu glauben, und bin überzeugt, dass dann die schönen *Theorieen* und grossen *Prinzipien* schnell vergessen sein und endlich der Vernunft Platz machen werden. Warum sollen wir aber nicht diese symbolische Standarte, die uns schon heute lästig ist und morgen so gefährlich werden kann, gleich ins Antiquitätenmuseum verweisen? Ich habe, wie wiederholt bemerkt, hier nur das republikanische Frankreich im Auge; denn ich erkenne natürlich an, dass in gewissen Ländern eine Koalition zwischen Demokraten und Sozialisten wohl möglich ist, um mittels der Ablehnung des Budgets eine reaktionäre Regierung zu stürzen.

Wir haben betont, dass die Ablehnung des Gesamtbudgets keine sozialistische Prinzipienfrage sein kann. Es ist eine Spezialfrage, die nicht ein für allemal gelöst werden kann und je nach dem Einzelfall geprüft und verschieden gelöst werden muss. Ich würde es ebenso missbilligen, wenn die sozialistische Partei entschiede, dass ihre Abgeordneten immer für das Gesamtbudget stimmen oder sich immer der Abstimmung enthalten sollen, als wenn sie die jetzt geltende Vorschrift der systematischen Ablehnung beibehalten wollte. Das Finanzgesetz ist durchaus ein Gesetz wie jedes andere, und unterscheidet sich von anderen nur durch seine begrenzte Dauer und seine periodische Wiederkehr. Wie alle anderen Gesetze müssen wir es diskutieren, versuchen es möglichst zu verbessern, uns bemühen das Maximum der Reformen und Fortschritte, die es überhaupt enthalten kann, aus ihm herauszuschlagen. Dann, im Moment der Gesamtabstimmung, müssen wir alle Vorteile und Nachteile der in ihm enthaltenen Neuerungen gegen einander abwägen, sorgfältig prüfen, ob es im grossen und ganzen eine Verbesserung des jetzigen Zustandes darstellt, ob es sich im Gegenteil darauf beschränkt diesen jetzigen Zustand einfach bestehen zu lassen, oder ob es schliesslich nur einen Rückschritt und eine sichere Reaktion darstellt. Im ersten Fall bedeutet es einen Fortschritt, und daher müssen wir ohne Zögern für das Ganze stimmen; im zweiten Falle bedeutet es Stillstand, und wir haben uns der Abstimmung zu enthalten; im dritten Falle, dem der Reaktion, ist es unsere Pflicht dagegen zu stimmen. Gewiss werden sich in diesem Gesamtbudget immer Teile finden, die wir im einzelnen nicht billigen können, und gegen die wir gestimmt haben. Aber verhält es sich nicht so mit allen vom Parlament angenommenen Gesetzen?

Haben wir das Gesamtgesetz, das die Dienstpflicht auf zwei Jahre reduzierte, oder das Gesamtgesetz der Trennung von Kirche und Staat oder das Gesamtgesetz über die Arbeiterversicherung, um nur diese anzuführen, abgelehnt, weil gewisse Bestimmungen unseren Ansichten widersprachen? Wir sind *de facto* entschiedene Gegner der albernen und unfruchtbaren Doktrin des *Alles oder nichts!*, wir wissen ganz genau, dass kein aus den Debatten der Kammer hervorgehendes Gesetz uns vollständig befriedigen und spezifisch sozialistisch sein kann. Es genügt, dass diese Gesetze ein noch so leichtes, noch so unbedeutendes, noch so kleines Reformembryo, einen noch so ungewissen, noch so unbestimmten, noch so winzigen Fortschrittskeim enthalten, damit die Sozialisten, und alle Sozialisten, entschieden für die betreffenden Gesamtgesetze stimmen. Nun wird man vielleicht sagen, dass unsere bürgerlichen Budgets, die alle für das Leben und das Bestehen der kapitalistischen Gesellschaft notwendigen Positionen in sich schliessen, von vornherein notwendigerweise dazu verurteilt sind viel mehr Schlechtes als Gutes zu enthalten; dass die wenigen, winzigen Reformen, die man hier und da einführen kann, niemals die Millionen und Milliarden aufwiegen können, die für unseren Lehren geradezu entgegengesetzte Zwecke ausgesetzt sind, dass ihre Bilanz daher niemals zu gunsten sozialistischer Ideen ausschlagen kann, dass die wenigen, zur Verbesserung des Loses der Arbeiter bestimmten Millionen, die man in eine Wagschale werfen könnte, niemals ein Gleichgewicht für die dem Ganzen des bürgerlichen Staates unentbehrlichen Milliarden bilden können, dass folglich immer, selbst wenn man aus der Ablehnung des Budgets eine Spezial- und nicht eine Prinzipienfrage macht, die Sozialisten logischerweise gegen alle Gesamtbudgets des kapitalistischen Staates stimmen müssen.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet wäre die Frage von verführerischer Simplizität; sie liegt aber durchaus nicht so einfach. Man muss nämlich, um die in einem Budget enthaltenen Verbesserungen zu berechnen, nur die Neuerungen in Betracht ziehen. Alles, was ohne Abänderung die frühere Sachlage gutheisst, was wörtlich bestehende Bestimmungen reproduziert, kurz das ganze tote Gewicht, das jedes Budget mit sich schleppt, darf nicht mitgerechnet werden, wenn die Urteile, Berechnungen und Schlussfolgerungen nicht falsch sein sollen. Wenn im Fall der sozialistisch-reaktionären Koalition, von der wir oben gesprochen haben, ein Gesamtbudget abgelehnt würde, darf man doch nicht annehmen, dass alle jene bestehenden Bestimmungen, die die Organisation der gegenwärtigen Gesellschaft ermöglichen, mit dem aufgeschobenen Finanzgesetze verschwinden werden. Durch die sofortige Annahme einiger provisorischer Zwölftel würde die Existenz des vorigen Budgets um einige Monate verlängert werden; alle beiden Budgets gemeinsamen Bestimmungen würden also in Kraft bleiben, und nur die neuen Bestimmungen, die nützlichen oder schädlichen Neuerungen des abgelehnten Budgets, würden vereitelt oder verzögert sein. Wenn wir uns also fragen, ob wir für oder gegen das Gesamtbudget stimmen oder uns der Stimmabgabe enthalten sollen, dürfen wir also nicht das Budget in seiner Gesamtheit in betracht ziehen, sondern nur die Bestimmungen, die es von seinem Vorgänger unterscheiden. Das ist der Kernpunkt der Frage.

Übrigens verfahren wir auch so, wenn wir untersuchen, wie wir bei der Gesamtabstimmung über einen Gesetzentwurf stimmen sollen. Führen wir ein Bei-

spiel an: Als die Sozialisten, alle Sozialisten ohne Ausnahme, für das Gesetz betreffend die militärische Aushebung stimmten, das die Dienstzeit auf zwei Jahre beschränkte, billigten sie da alle Bestimmungen des Gesetzes? Durchaus nicht, denn sonst hätten sie sicher gegen ein Gesetz gestimmt, das die ganze bestehende militärische Organisation, alle militaristischen Ungerechtigkeiten guthiess und das Weiterbestehen der Kriegsgerichte und der Militärgerichtsbarkeit duldete. Sie haben nur die neuen Bestimmungen gesehen, die das neue von dem alten Militärgesetz unterschieden, da diese Bestimmungen die einzigen Neuerungen waren, die durch die Annahme des Gesetzes in Kraft treten sollten; alles Übrige hätte ja weiterbestanden, gleichviel ob das Gesetz angenommen oder abgelehnt wurde. Unter diesen Neuerungen fand sich aber auch manches Vorzügliche, zum Beispiel die Verminderung und gerechtere Verteilung der Militärlasten, jedoch auch manches Abscheuliche; so wurden zum Beispiel alle unsere kleinen öffentlichen Ämter zum Schaden unserer kleinen Beamten und der guten Organisation unserer öffentlichen Betriebe Militäranwärtern ausgeliefert. Nun, wir haben die guten und schlimmen Neuerungen gegen einander abgewogen, die Bilanz erschien uns für den sozialen Fortschritt günstig, und ohne Zögern stimmten wir alle für das neue Militärgesetz. In gleicher Weise sollten wir jedes Budget prüfen und zergliedern, um logisch zu bestimmen, wie wir bei der Gesamtabstimmung uns zu verhalten haben.

Nehmen wir als Beispiel das Budget des Rechnungsjahres 1908, dessen Bewilligung man mir so heftig und bitter vorwirft. Natürlich befriedigte uns dieses Budget nicht ganz, es brachte uns nicht alle Verbesserungen, alle Reformen, alle Fortschritte, die wir wünschen konnten; ausserdem war es nicht frei von zahlreichen Bestimmungen, die wir nicht billigen konnten, und gegen die wir gestimmt hatten. Im Vergleich zum Budget des vorigen Rechnungsjahres brachte es jedoch sehr bedeutende Fortschritte. Wir fanden darin eine beträchtliche Vermehrung der sozialpolitischen Positionen: Altersunterstützung, Kinderschutz, Subventionen für die gegenseitigen Hilfskassen, Bergarbeiterpensionen usw. Es brachte einer grossen Anzahl kleiner Beamten unserer verschiedenen Verwaltungen fühlbare Verbesserungen und gewährte der Volksschule neue Mittel. Es enthielt einen Posten von 1 Million, um die Kost unserer Soldaten zu verbessern, während 1½ Millionen zur Unterstützung der bedürftigen Familien der Reservisten ausgesetzt waren. Das Finanzgesetz, das, wie bekannt, den integrierenden Bestandteil des Budgets ausmacht, enthielt mehrere höchst interessante Reformen: eine Steuer auf Börsenoperationen, eine neue Schätzung des Einkommens aus nicht bebautem Grundeigentum, die die notwendige Einleitung zur Einkommensteuer bildete, eine Jagdsteuer, eine Verminderung der militärischen Einziehung von 28 auf 13 Tage. Das alles ist wenig, sehr wenig, ich muss es ohne weiteres zugeben, im Vergleich zu dem, was man tun könnte und sollte; das versteht sich von selbst. Es war aber meiner Ansicht nach vollständig genügend, um im ganzen nicht gegen alle diese Verbesserungen zu stimmen, die wir verlangt und für die wir einzeln gestimmt hatten.

Was mich persönlich betrifft, so hatte ich die zwei letzten, oben angegebenen Reformen vorgeschlagen. Seit drei Jahren verlangte ich jedes Jahr die Einverleibung eines Amendements ins Finanzgesetz, wonach die Übungszeit der

Reservisten vermindert werden sollte. Wäre es unter solchen Umständen nicht sehr lächerlich von mir gewesen nach dieser Genugtuung das Budget abzulehnen, das endlich meine Forderungen verwirklichte? Und wenn ich auf diese Weise gezeigt hätte, wie wenig ich mir aus diesen Reformen machte, wie hätte ich die genügende Autorität gehabt nötigenfalls von der Kammer zu verlangen fest bei ihrem Beschluss zu bleiben und sich der Abtrennung zu widersetzen, für die der Senat sicher sein würde? Gerade weil wir im Parlament nutzbringend arbeiten und das mögliche Maximum von Reformen verwirklichen wollen, können wir diese symbolische und automatische Geste der unwandelbaren Ablehnung aller Budgets nicht zulassen. Wie ich schon bei der Erklärung der von mir und meinen Freunden beabsichtigten Abstimmung in jener Nachtsitzung, in der über das Gesamtbudget des Rechnungsjahres 1908 abgestimmt wurde, ausführte, haben wir dafür gestimmt, weil wir nicht am sozialen Fortschritt in der Art einer Penelope arbeiten, weil wir nicht in der Nacht auftrennen wollen, was wir am Tage geschaffen.

Indes, da die Sozialisten noch für lange Zeit sicher sind nur eine unbedeutende Minderheit in ihren Abstimmungen gegen das Gesamtbudget zu bilden, so wäre diese platonische Manifestation, dieses doktrinäre Spiel schliesslich ohne jede praktische Bedeutung, wenn sie nicht die unglückselige Wirkung hätte den sozialistischen Abgeordneten, deren parlamentarische Tätigkeit sie in gefährlicher Weise lähmt, einen grossen Teil ihres Einflusses zu rauben. Niemand wird bestreiten, dass die sozialistische Partei ein grosses Interesse daran hat durch einige ihrer Mitglieder in der Budgetkommission vertreten zu werden, die immer viele und wichtige Fragen zu prüfen hat. Wenn es aber den Sozialisten durch ihr freundliches Einverständnis mit den Republikanern oft leicht fällt in die verschiedenen parlamentarischen Kommissionen einzudringen, ist es ihnen andernteils sehr schwer Mitglied der Budgetkommission zu werden, und zwar, wie man offen gestehen muss, durch die Schuld der Sozialisten selbst. In der Tat, wie kann man die Forderung einer gerechten und billigen Vertretung in der Budgetkommission mit der doktrinären Erklärung vereinigen, jeder Sozialist müsse immer, unwandelbar, systematisch gegen das Gesamtbudget des Staates stimmen? Was sollen wir denen erwidern, die uns sagen: Wozu wollt ihr am Studium des Budgets mitarbeiten, sogar über einen Teil Bericht erstatten, da ihr doch im voraus fest entschlossen seid gegen das Ganze zu stimmen und uns die ganze Verantwortlichkeit für seine Annahme zu überlassen, trotz aller darin enthaltenen Fortschritte, trotz aller von euch hineingetragenen Reformen und darin verwirklichten Verbesserungen? Da ihr von vornherein durchaus entschlossen seid unsere bürgerliche Küche, wie auch die Speise gewürzt sei, zu verschmähen, so lasst sie uns auch auf unsere Art zubereiten, ohne dass wir euren Geschmack berücksichtigen! Das wäre indessen noch nichts, und wir könnten uns leicht über unsere Ausschliessung aus der Budgetkommission trösten, wenn wir wirksam in die Budgetdebatten eingreifen könnten, um unsere Ansichten zur Geltung zu bringen. Aber da begegnen wir wieder den selben Schwierigkeiten, den selben Fesseln. Jedesmal, wenn ein Sozialist ein Amendement einbringt, irgend eine Verbesserung verlangt, findet sich ein Minister oder ein Abgeordneter, der ihm zuruft: Warum wollt ihr, dass wir für euren Antrag stimmen, wo ihr doch von vornherein entschlossen seid selbst gegen ihn zu stimmen? Ihr werdet ja das Gesamtbudget

ablehnen, in dem er enthalten sein wird, gleichgültig was für Reformen wir darin verwirklichen werden. Dieses Argument macht immer Eindruck, immer zeigt es seine Wirkung im Moment der Abstimmung. So machen sich die Sozialisten eine erfolgreiche Einwirkung auf das Budget unmöglich, und oft genügt es schon, um den Erfolg der gerechtesten Sache in Frage zu stellen, dass ein Sozialist sie zur Sprache bringt. Heisst das nicht das Vergnügen jedes Jahr eine zwecklose Manifestation gegen die bürgerliche Gesellschaft loszulassen etwas teuer bezahlen?

Ich weiss wohl, dass mein Kollege Constans einwendet, dass wir, obwohl wir nicht für das Budget stimmen, doch Wähler vertreten, die die vom Budget bestimmten Steuern zahlen, und dass wir daher das Recht und die Pflicht haben es zu diskutieren und es verbessern zu wollen. Das ist etwas Selbstverständliches, und niemand hat je daran gedacht einem Abgeordneten dieses Recht zu bestreiten. Er kann unzählige Amendements einbringen, bei jedem Kapitel heftige Anklagen gegen die bürgerliche Gesellschaft schleudern, er hat das Recht bei jeder Veranlassung und jeder Gelegenheit zu sprechen. Er gebraucht, missbraucht sogar manchmal dieses Recht. Wenn das ihm genügt, gratulieren wir ihm dazu, denn es beweist, dass er gutmütig ist und sich als Philosoph mit wenig zu begnügen weiss. Ich gestehe, dass ich schwerer zu befriedigen bin. Mir scheint jedes wirkungslos verhallende Wort verloren, jede resultatlose Rede überflüssig, jede unfruchtbare Einmischung unnütz. Ich sehe überall nur auf das Ergebnis. Wenn wir durch Sprechen, durch Redenhalten, durch Einmischen den von uns eingebrachten Anträgen mehr schaden als nützen, können wir uns wirklich nicht für befriedigt erklären und müssen zugeben, dass unsere parlamentarische Tätigkeit durch die unglückselige Sitte der symbolischen Ablehnung des Budgets verdorben wird. Man kennt den Scherz von dem Kaufmann, der erklärt, dass er an jedem Gegenstande, den er verkauft, etwas zusetze, aber behauptet, dass er es durch die Masse wieder einbringe. Diese Methode scheint Genosse Constans anzupreisen, wenn er glaubt uns für unsere Budgetmisserfolge durch die Menge der Niederlagen zu entschädigen. Ich finde darin keinen genügenden Ersatz, und es weigern sich auch immer mehr sozialistische Abgeordnete, die nicht sofort erreichbare Resultate einem Ritus opfern wollen, symbolisch gegen das Gesamtbudget zu stimmen. So stimmten im vorigen Jahre von den 52 Mitgliedern der sozialistischen Fraktion im Parlament nur 42 gegen das Gesamtbudget, die 10 anderen enthielten sich der Abstimmung. In diesem Jahre zeigte sich die durch jenen Gebrauch erzeugte Unbehaglichkeit viel deutlicher, und die 52 Mitglieder der Fraktion verhielten sich ganz verschieden. Nur 33 stimmten dagegen, 12 enthielten sich der Abstimmung, 4 fehlten mit Urlaub und 3 stimmten dafür.

Anstatt durch so unnütze Manifestationen aufzufallen, sollten die Sozialisten suchen sich in edlem Wetteifer durch ihre Liebe zum Fortschritt, ihren unermüdlichen reformatorischen Eifer, ihr Streben nach sozialer Besserung, durch die Wirksamkeit ihrer Propaganda und ihrer parlamentarischen Tätigkeit auszuzeichnen. Dann dürfen sie aber dieser Tätigkeit nicht Vorurteile und Formeln in den Weg werfen.

RICHARD CALWER · ARBEITSMARKT UND GEWERKSCHAFTSTAKTIK

BLICKT man auf die Erfolge der Arbeitsmarktberichterstattung in den letzten zwölf Jahren zurück, so kann man nicht umhin zuzugestehen, dass grössere Fortschritte erreicht worden sind, als man anfänglich erwartet hatte. Wurden doch in der ersten Zeit die Versuche eine periodische Berichterstattung über den Arbeitsmarkt einzurichten in der Öffentlichkeit kaum beachtet, vielfach sogar bespöttelt. Es bedurfte der Arbeit mehrerer Jahre, um durch den Ausbau der Arbeitsnachweis- und Krankenkassenstatistik die Grundlagen für eine zutreffende Beurteilung der jeweiligen Lage des Arbeitsmarktes zu schaffen. Hatte man anfänglich damit gerechnet, dass vor allem die Arbeiterpresse und die Arbeiterorganisationen ein lebhaftes Interesse an der statistischen Berichterstattung über die Lage des Arbeitsmarktes bekunden würden, so musste man leider sehr bald die Wahrnehmung machen, dass die Voraussetzungen für eine aktive Beteiligung der Arbeiterorganisationen noch nicht vorhanden waren, und dass auch die Arbeiterpresse der Arbeitsmarktberichterstattung noch nicht die Aufmerksamkeit zuwandte, die notwendig gewesen wäre, um das Interesse der Arbeiterbevölkerung für diese Frage zu wecken.

Ganz im Gegensatz zu den anfänglichen Erwartungen erwachte aber sehr bald das Interesse an der Arbeitsmarktberichterstattung in Kreisen, für die sie zunächst weniger berechnet war. Aufmerksame Beobachter aus den Kreisen der Industrie und des Handels, vor allem die ernste Handels- und Börsenpresse, bemerkten bald, dass die Methode der Arbeitsmarktberichterstattung zu Ergebnissen führte, durch die die subjektiven Stimmungsberichte über die Geschäftslage in den verschiedenen Gewerben sowie über die Gestaltung der Konjunktur überhaupt eine sehr wichtige Korrektur erfuhren. Ganz besonders in die Augen fallend war die Sicherheit, mit der auf Grund der Arbeitsmarktberichterstattung der Umschwung der Konjunktur in Jahre 1900 festgestellt und in seiner graduellen Entwickelung verfolgt werden konnte. Von dieser Zeit an war die Arbeitsmarktberichterstattung gewissermassen legitimiert, und es stand nichts mehr im Wege eine offizielle Zentrale für sie zu schaffen.

Das kaiserliche statistische Amt übernahm diese Aufgabe und gibt seit 1903 durch das besonders dazu geschaffene *Reichsarbeitsblatt* das von ihm allmonatlich gesammelte Material bekannt. Auf der einen Seite bedeutete diese amtliche Berichterstattung einen gewaltigen Fortschritt, insofern als die ganze Berichterstattung auf einer breiten Basis angelegt werden konnte, und die das Material liefernden Instanzen zur regelmässigen Berichterstattung viel leichter als bisher bewegt werden konnten, da alle Mitarbeit freiwilliger Natur war. Auf der anderen Seite hat aber die amtliche Arbeitsmarktberichterstattung auch Nachteile mit sich gebracht, die den Wert für die unmittelbare Praxis ungemein beeinträchtigen mussten. Während die private Statistik so schnell zu arbeiten in der Lage war, dass die Ergebnisse der Berichterstattung für je einen Monat wenige Tage nach dem Abschluss dieses Monats veröffentlicht werden konnten, werden die Resultate der amtlichen Berichterstattung so viel später nach dem Monatsschluss bekanntgegeben, dass inzwischen die Lage des Arbeitsmarktes schon wieder ein wesentlich anderes Gepräge angenommen

hat. Noch schlimmer wirkte aber eine Neuerung, die darin bestand, dass den statistischen Tabellen textliche Situationsberichte vorangestellt wurden, die nicht aus dem Ziffernmaterial gewonnen wurden. Vielmehr kamen und kommen in diesen Situationsberichten die Auffassungen der Käufer der Ware *Arbeitskraft* ausschliesslich zur Geltung. Ist das schon an sich für eine objektive Berichterstattung nicht erfreulich, so ist die textliche Berichterstattung auch qualitativ sehr anfechtbar. Denn es handelt sich in der Hauptsache um Stimmungsberichte, die nicht schlechter, aber auch nicht besser sind als die sonst üblichen Stimmungsberichte über den Geschäftsgang in irgend einem Gewerbe. Die amtliche Arbeitsmarktberichterstattung wurde aber trotz der ihr anhaftenden Mängel lebhaft begrüsst und liess das Interesse an der bisherigen privaten Statistik in Arbeiterkreisen noch mehr erkalten. Die Gewerkschaften beteiligten sich vielmehr bald selbst aktiv an der amtlichen Arbeitsmarktberichterstattung, indem sie dem kaiserlich statistischen Amt ihre Arbeitslosenziffern übermittelten.

Bei aller Wertschätzung der amtlichen Berichterstattung musste man erwarten, dass über kurz oder lang das Bedürfnis nach einer aktuelleren und namentlich detaillierteren Berichterstattung entstand. In der Tat war dies auch der Fall, aber bemerkenswerterweise waren es wieder nicht die Arbeiter, die dieses Bedürfnis zuerst empfanden, sondern es war ein Teil der Arbeitgeber, die im Hinblick auf die Kämpfe mit den Arbeiterorganisationen sich eine besondere Arbeitsmarktberichterstattung einrichteten. Sie ist zwar noch jungen Datums, aber schon von grossem Nutzen für die Kreise, denen die Berichterstattung zugänglich ist. Die *Hauptstelle deutscher Arbeitgeberverbände* hat nämlich seit Mitte des Jahres 1906 eine Verbindung der bei ihren Mitgliedern bestehenden Arbeitsnachweise durchgeführt. Sie versendet an diese Mitglieder monatliche Nachrichten, die eine Schilderung des Arbeitsmarktes nach den Berichten der Mitglieder und der sonstigen Veröffentlichungen enthalten. Sie bringen ferner die monatlichen Statistiken der Nachweise und eine Übersicht der der *Hauptstelle deutscher Arbeitgeberverbände* mitgeteilten Streiks. Man sieht aus dieser Sondereinrichtung, welch hoher Wert in Arbeitgeberkreisen der Arbeitsmarktberichterstattung beigelegt wird. Diese Wertschätzung ist ganz natürlich, wenn man erwägt, welche Bedeutung die richtige Kenntnis der jeweiligen Lage des Arbeitsmarktes für die wirtschaftliche Praxis hat.

Umso verwunderlicher muss es erscheinen, dass in den Arbeiterorganisationen das Bedürfnis nach einer aktuellen, eigenen Arbeitsmarktberichterstattung noch so sehr schwach ist. Der Hauptgrund für diese Erscheinung scheint mir darin zu liegen, dass die gewerkschaftlichen Aktionen noch immer in der Hauptsache ohne genaue und eingehende Prüfung der besonderen Lage des Arbeitsmarktes in den in Frage kommenden Gewerben unternommen werden. Gewiss unterscheidet man schon insofern als wenigstens die Extreme berücksichtigt werden, aber eine Differenzierung der unzähligen verschiedenen Grade der Beschäftigung wird in der Regel noch nicht vorgenommen. Die grosse Zahl der Mitglieder lässt sich bei ihrem Streben um bessere Arbeitsverhältnisse noch immer mehr von Stimmungen als von nüchternen Erwägungen leiten. Und die Gewerkschaftsbeamten, die schon Verständnis für eine genaue Erkundung der Operationsbasis bei gewerkschaftlichen Aktionen haben, ver-

mögen gegen eine geschlossene Stimmung der Arbeiter nicht aufzukommen. Zweifellos werden wir aber über diesen Zustand schon bald hinauskommen. Man muss sich auch hier in Geduld fassen, wie dies ja bei der ganzen Entwickelung der Arbeitsmarktberichterstattung notwendig war. Je grösser die Gewerkschaften werden, je stärker auf der anderen Seite die Arbeitgeberorganisationen zunehmen, desto hartnäckiger und verlustreicher werden die Kämpfe, die zwischen beiden Gegnern ausgefochten werden. Solche grossen Kämpfe werden nur unternommen werden, wenn man die Chancen des Kampfes für günstig hält. Um aber dies beurteilen zu können, ist eine genaue Kenntnis der Lage des Arbeitsmarktes unbedingte Voraussetzung. Weiter ist für den Abschluss von Tarifverträgen eine sichere Orientierung über das Mass des Erreichbaren nur möglich, wenn man den Stand des Arbeitsmarktes nicht nur am fraglichen Platze und im fraglichen Gewerbe, sondern darüber hinaus den Gesamtarbeitsmarkt, vielfach sogar den internationalen Arbeitsmarkt genau kennt und verfolgt. Das sind nur zwei Gesichtspunkte, die über kurz oder lang das Bedürfnis nach einer eigenen Arbeitsmarktberichterstattung in Arbeiterkreisen wecken werden.

Dass aber die Arbeiterorganisationen in der Lage sind eine eigene Arbeitsmarktberichterstattung zu schaffen, das dürfte wohl kaum jemand bezweifeln. Denn keine Instanz kann sich über den Arbeitsmarkt besser und leichter orientieren als eben die Verkäufer der Ware *Arbeitskraft* selbst. Wenn man einwenden wollte, auch die Käufer dieser Ware, also die Arbeitgeber, wären dazu ebenso gut im stande wie die Arbeiter, so stimmt diese Annahme nicht. Die Arbeitsmarktberichterstattung der Arbeitgeber hat in der Praxis ungemein damit zu kämpfen, dass die einzelnen Betriebe aus Gründen des Geschäftsgeheimnisses, der Rivalität usw. zu ziffernmässigen Angaben nur sehr schwer oder gar nicht zu bewegen sind. Ganz anders liegt es bei den Arbeitern, die derartige Rücksichten nicht kennen. Bei dem heutigen Stande der Entwickelung der Gewerkschaften bieten sich zwei Stützpunkte für die Inangriffnahme einer Arbeitsmarktberichterstattung. Die Arbeitslosenziffern der Gewerkschaften bilden heute schon ein so ausgezeichnetes Material für die Beurteilung der Bewegung des Beschäftigungsgrades, dass durch eine übersichtlichere und detailliertere Bearbeitung sowie durch eine frühzeitigere Veröffentlichung der Einblick in die Lage des Arbeitsmarktes ganz wesentlich verbessert werden würde. Dass die Arbeitslosenziffern frühzeitiger festgestellt und veröffentlicht werden könnten, ist fraglos. In dieser Beziehung hat sich bei den Arbeitsnachweisen und bei den Krankenkassen gezeigt, dass ein pünktlicher monatlicher Abschluss die laufenden Verwaltungsgeschäfte nicht erschwert, sondern erleichtert. Sodann ist in den örtlichen Gewerkschaftskartellen eine Stelle gegeben, von der aus die Beleuchtung des deutschen Arbeitsmarktes in unvergleichlicher Weise erfolgen könnte. Schon jetzt könnten diese Kartelle durch Sammlung des örtlichen, den Arbeitsmarkt angehenden Materials, durch die Überweisung dieses Materials an eine Zentralstelle die Arbeitsmarktberichterstattung in einer Weise bereichern, die für die gewerkschaftliche Tätigkeit vielen Nutzen bringen, noch mehr Schaden verhüten würde. In der Zentralstelle selbst wären die eingehenden Berichte nach einheitlicher Methode zu verarbeiten, und die nach Gewerben, Landesteilen und einzelnen Plätzen geschiedenen jeweiligen Ergebnisse müssten den Arbeiterorganisationen zugänglich gemacht werden.

Ein derartiger Ausbau der Arbeitsmarktberichterstattung liegt meines Erachtens nicht nur im Interesse der Arbeiter selbst, sondern ist auch von allgemein volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten aus im höchsten Grade zu wünschen. Wir haben eine amtliche, wir haben private Arbeitsmarktberichterstattung, wir haben eine solche vom Standpunkt der Käufer der Ware *Arbeitskraft*, aber es fehlt noch das wichtigste Glied in der Kette, nämlich die Arbeitsmarktberichterstattung der Arbeiter selbst. Es soll ohne weiteres zugegeben werden, dass der Einrichtung einer solchen Berichterstattung Schwierigkeiten im Wege stehen, die der der gewerkschaftlichen Organisation Fernerstehende leicht unterschätzt. Aber diese Schwierigkeiten sind nicht unüberwindlich; sie sind so wenig unüberwindlich, wie die Schwierigkeiten, die seinerzeit der ersten privaten Arbeitsmarktberichterstattung entgegenstanden. Die Hauptsache ist den ersten Schritt zu wagen und mit bescheidenem Anfang zufrieden zu sein. Nachdem die Arbeitgeber mit einer eigenen Berichterstattung schon seit längerer Zeit vorangegangen sind, wäre es an der Zeit, dass die Arbeiter folgten. Denn sie sind doch eigentlich die nächsten dazu.

PAUL UMBREIT · DER GESETZLICHE ZEHNSTUNDENTAG

VOR 60 Jahren wurde in England durch das Fabrikgesetz von 1848 für Arbeiterinnen und jugendliche Arbeiter der Zehnstundentag eingeführt. Er war die wichtigste Etappe in einem jahrzehntelangen Kampfe um die Beschränkung der freien Ausbeutung ungeschützter Arbeitskräfte und zugleich die Basis für die Entwickelung der englischen Industrie. 30 Jahre später folgte die Schweiz mit dem 11stündigen Normalarbeitstag für alle erwachsenen Fabrikarbeiter, 1885 Österreich mit der gleichen Reform, während Deutschland 1891 sich mit dem Elfstundentag für erwachsene Fabrikarbeiterinnen begnügte. 1897 führte Russland die gesetzliche 11½stündige Arbeitszeit für alle Fabriken und Werkstätten mit 15 und mehr Arbeitern ein, und in Frankreich wurde 1900 der Zehnstundentag für alle gemischten Betriebe anerkannt. Die schwächlichen Massnahmen, die die Berliner Arbeiterschutzkonferenz der Staaten 1890 im Gefolge hatte, haben die Arbeiter bitter enttäuscht. Seit dem internationalen Kongress zu Genf im Jahre 1866 fordern sie den Achtstundentag, eine Forderung, die der Pariser Kongress von 1889 in den Mittelpunkt einer internationalen Propaganda stellte. Der Einfluss dieser Bewegung spiegelte sich wieder in den kaiserlichen Erlassen vom 4. Februar 1890 und in der Berufung der Arbeiterschutzkonferenz der Regierungen; von ihr empfingen die bürgerlichen Arbeiterschutzreformer ihre Anregungen zur Gründung eines internationalen Arbeitsamtes und zur Neubelebung des internationalen Arbeiterschutzes, dessen erste Ergebnisse, auf der Berner Konvention von 1906, das Phosphorzündholzverbot und das Verbot der industriellen Nachtarbeit der Frauen darstellen.

Seit der Kodifizierung der Berliner Konferenzbeschlüsse von 1890 war die deutsche Arbeiterschutzgesetzgebung fast völlig steril geblieben. Sie brachte neben einigen schwächlichen Bundesratsverordnungen lediglich das Kinderschutzgesetz und 1903 das Phosphorzündholzverbot, aber trotz zahlreicher Anträge und Beschlüsse des Reichstages keine einschneidende Arbeitszeitregelung.

Der gesetzliche Elfstundentag für Arbeiterinnen in Fabriken war längst von der Praxis überholt. Nach amtlichen Erhebungen der deutschen Gewerbeaufsichtsbeamten im Jahre 1902 war in 25 075 von 38 706 Betrieben mit weiblicher Arbeiterschaft bereits die 10stündige oder noch kürzere Arbeitsdauer eingeführt, und 433 005 von insgesamt 813 560 Fabrikarbeiterinnen erfreuten sich dieses Fortschrittes. Nur 35,3 % aller gemischten Fabrikbetriebe und 46,7 % aller Fabrikarbeiterinnen arbeiteten noch länger als 10 Stunden. Und 66 von 84 deutschen Gewerberäten sprachen sich in ihren Gutachten übereinstimmend für die Notwendigkeit der gesetzlichen Einführung des Zehnstundentages aus. Gleichwohl geschah nichts zur Verwirklichung dieser Reform. Fast kein Jahr verging, ohne dass der Reichstag seine Wünsche und Anträge erneuerte. Speziell die Textilarbeiter, die besonders unter einer übermässigen Arbeitsdauer zu leiden hatten, gaben wiederholt durch Petitionen den Anstoss zu längeren Reichstagsberatungen. Waren es doch vorwiegend die Grossindustriellen der Textilindustrie, und zwar vor allem der Spinnerei, die aus starrem Prinzip an der weitestmöglichen Arbeitsdauer festhielten, um das in den Maschinen angelegte Kapital in kürzesten Fristen, ohne jede Rücksicht auf das Wohl der daran beschäftigten Arbeiter, zu akkumulieren. Und der Widerstand dieser einflussreichen Clique von Grossindustriellen, die ihre Vertretung im *Zentralverband deutscher Industrieller* fand, hat in der Tat genügt, um die Reichsregierung jahrelang von jenem Schritt zurückzuschrecken, den die überwiegende Mehrzahl ihrer Gewerberäte im öffentlichen Interesse dringlich forderte. Der *Zentralverband deutscher Industrieller* war unausgesetzt bemüht nicht nur jeden gesetzlichen Fortschritt der Arbeitszeitregelung zu hindern sondern auch den Übergang grösserer Betriebe zu kürzerer Arbeitszeit hintanzuhalten, wie er denn auch 1895 erreicht hatte, dass die Einführung des Achtstundentages auf den Reichsmarinewerkstätten unterblieb.

So musste erst die Arbeiterschaft den Kampf gegen die sozialfeindliche Industrie aufnehmen, um eine Reform durchzusetzen, die in England seit mehr denn 50 Jahren gesetzlich anerkannt war. Im Crimmitschauer Kampfe um den Zehnstundentag zeigte sich das grosse Ringen zwischen Kapital und Arbeit.[1]) Hinter den Lohnsklaven, die nur forderten, was der weitaus grösste Teil der Arbeiter längst besass, stand die ganze organisierte Arbeiterschaft Deutschlands, die den Kampf mit 1¼ Millionen Mark unterstützte. Die Textilindustriellen stützte eine Hilfsaktion des *Zentralverbandes deutscher Industrieller*, der diesen Kampf auch zum Anlass nahm eine Zentralisation der Unternehmerverbände in grösstem Massstabe einzuleiten. Die Arbeiter unterlagen, aber auch der Widerstand der Textilindustrie war gebrochen. Kurze Zeit danach bewilligten die Crimmitschauer Unternehmer die 10½stündige Arbeitszeit und die süddeutschen Baumwollindustriellen, die sich bisher am heftigsten gegen jede Arbeitszeitverkürzung gesträubt hatten, führten den Zehnstundentag ein, aus freien Stücken zwar, aber durchaus nicht freiwillig, sondern höchst triftigen Gründen äusseren Zwanges folgend, wie einer ihrer Vertreter gelegentlich einer Delegiertensitzung des *Zentralverbandes deutscher Industrieller* bekannte. Ja noch mehr: Die selben Baumwollindustriellen, vorher entschiedene Gegner jeder gesetzlichen Arbeitszeitregelung, traten jetzt sogar für den gesetzlichen Zehnstundentag ein und beantragten, dass der *Zentralverband*

[1]) Vergl. meinen Artikel *Crimmitschau und der gesetzliche Zehnstundentag* in den *Sozialistischen Monatshefte*n, 1904, 1. Band, pag. 138 ff.

diese Forderung unterstütze, denn »ein prinzipieller Gegensatz zu der in Fluss gekommenen Zehnstundenbewegung sei in der Praxis doch nicht mehr aufrecht zu erhalten«. So wurden eingefleischte Gegner des Arbeiterschutzes zu dessen Befürwortern, um eine ihnen von der Arbeiterschaft aufgezwungene Grenze der Arbeitsdauer zu verallgemeinern. Auch der einflussreichsten Scharfmacher einer, der Generaldirektor Jencke von der Firma Krupp, sah sich zu dem Geständnis veranlasst: jeder längere Widerstand sei vergeblich, der Zehnstundentag werde ganz gewiss seinen Weg auch in die Textilindustrie nehmen; es frage sich nur, ob man der gesetzlichen Regelung noch länger widerstehen solle; im Reichstage werde auf diesen Widerstand keine Rücksicht mehr genommen!

Der moralische Sieg war auf seiten der Arbeiter, die mit ihrem Zehnstundenkampfe auch ganz achtenswerte Teilerfolge errungen hatten. Dennoch hielt der *Zentralverband deutscher Industrieller* noch im Oktober 1905 in einer Resolution an seinem Einspruch gegen die gesetzliche Herabsetzung der Arbeitszeit der Arbeiterinnen fest. Er verlangte, dass jedem Unternehmer die Freiheit gewahrt werde die Arbeitszeit in seinem Betriebe nach seinem Ermessen festzustellen, da ja auch auf diesem Wege die frühere lange Arbeitsdauer auf ein den gegenwärtigen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen entsprechendes Mass zurückgeführt worden sei. Das entsprach freilich nicht der Wahrheit, da nicht die freie Entschliessung der Unternehmer, sondern lediglich der Druck der Arbeiterbewegung und der Nachdruck der Gesetzgebung die Verkürzung der Arbeitszeit herbeigeführt hatte. Ebenso wenig befand sich der Scharfmacherverband mit seinem Protest in voller Übereinstimmung mit seinen Mitgliedern derjenigen Industrieen, die in grösserem Umfange weibliche Arbeiter beschäftigten. Der Protest war lediglich eine geschickte Rückzugskanonade, die den Industriellen einige Jahre Schonzeit sicherte. Denn selbst vor diesem Scheinwiderstand wich die Regierung zurück. Erst zu Beginn des Jahres 1907 erklärte sie sich bereit dem längstgeäusserten Willen des Reichstages nach einem Zehnstundengesetz zu entsprechen, und wiederum verging fast ein Jahr, ehe diese Zusage in einem Entwurf ihre Erfüllung fand. Auch dann noch erneuerte der Zentralverband der Scharfmacher seinen Protest. In seiner Vertrauenskundgebung zur Politik des Fürsten Bülow nahm er auch Stellung zu den weitergehenden sozialpolitischen Zielen, die Graf Posadowsky bereits im Reichstag angekündigt hatte, und kleidete seinen Einspruch gegen dieses Reformprogramm in folgende Resolution: »a) Den vorstehenden Erklärungen gemäss ist der *Zentralverband* bereit eine *gesunde, kräftige, vorurteilslose, vernünftige* Sozialpolitik und die Abstellung sozialpolitischer Missstände aufrichtig und opferwillig zu unterstützen. Unbeschadet dessen erachtet er sich in Wahrung der ihm anvertrauten Interessen der deutschen Industrie für verpflichtet gegen die in den Verhandlungen des neuen Reichstags verfolgten, sehr weit gesteckten sozialpolitischen Ziele entschiedenen Einspruch zu erheben. b) Dieser Widerspruch richtet sich gegen jede übermässige, die Wettbewerbsfähigkeit auf dem Weltmarkt gefährdende Belastung der Industrie durch Beschränkungen und Einengungen der Betriebe, die über das von der unbedingten Notwendigkeit gebotene Mass hinausgehen, und durch weitere Entziehung von Arbeitskräften entweder auf dem Wege direkter Ausschaltung oder weiterer Verkürzung der Arbeitszeiten oder durch Erweiterung bereits bestehender einschränkender Bestimmungen. c) Der *Zentralverband* erhebt insbesondere Einspruch gegen die Bestrebungen in den Betrieben mit unvermeidlicher Tag- und Nachtarbeit durch Kürzung der Arbeitszeit die Einführung der achtstündigen Schicht zu erzwingen, weil der

Lohnausfall von den Arbeitgebern nicht gedeckt und von den Arbeitern nicht getragen werden kann, auch die erforderlichen Arbeitskräfte fehlen. d) Ebenso betrachtet der *Zentralverband deutscher Industrieller* mit schweren Bedenken die Bestrebungen die bestehende Höchstarbeitszeit für Arbeiterinnen gesetzlich noch weiter zu beschränken. Diese Bestrebungen berühren vor allem, aber durchaus nicht allein, die Textilindustrie. Die Gewissheit, dass jede Verkürzung der Arbeitszeit in den Spinnereien in vollem Umfange, in den Webereien und den übrigen Zweigen der Textilindustrie jedenfalls teilweise die Produktionskosten erhöht, die Gefahr, dass der Wettbewerb der deutschen Textilindustrie gegen das Ausland sich in Zukunft ungünstig gestaltet, alle diese Umstände lassen eine gesetzliche Verkürzung der Arbeitszeit der Arbeiterinnen als ein wirtschaftlich gefährliches Vorgehen erscheinen, dem gegenüber es entschieden vorzuziehen wäre, es der Industrie zu überlassen, ob sie, wie bisher, da, wo die Verhältnisse es irgend gestatten, freiwillig auf eine kürzere Arbeitszeit übergehen will. e) Sollte aber aus Gründen, die ausserhalb des Kreises der wirtschaftlichen Tatsachen gelegen sind und vielleicht dem Gebiete politischer Erwägungen angehören, eine gesetzliche Verkürzung der Arbeitszeit vorgenommen werden, so kann ihre Einführung, damit die Industrie sich auf die veränderten Verhältnisse einzurichten vermag, nur allmählich mit einer langen Uebergangsfrist erfolgen, als welche ein Zeitraum von mindestens vier Jahren angemessen erscheint, sowie nur unter sorgfältigster Berücksichtigung der Eigenart der einzelnen Industrieen, wobei jedenfalls weitgehende Ausnahmevorschriften notwendig sein werden.»

Auch dieser Protest der Scharfmacher konnte den sozialpolitischen Fortschritt nicht länger aufhalten. Er ist aber so bezeichnend für die antisoziale Verhärtung des grossindustriellen Arbeitgebertums, dass wir ihn als charakteristisches Dokument in seinem Wortlaut aufbewahrt sehen möchten.

Die Gewerbeordnungsnovelle vom 16. Dezember 1907 bringt zunächst in Konsequenz der Berner Konvention von 1906 die Einführung der 11stündigen Minimalruhezeit für Arbeiterinnen und jugendliche Arbeiter. Darüber hinaus bringt sie den gesetzlichen Zehnstundentag für die Arbeiterinnen aller Betriebe, die in der Regel mindestens 10 Arbeiter beschäftigen, sowie die Befugnis des Bundesrats und der Landeszentral- beziehungsweise Polizeibehörden die Hausindustrie den Schutzbestimmungen zur Verhütung von Lebens-, Gesundheits- oder Sittlichkeitsgefahren zu unterstellen. Die übrigen Massnahmen der Novelle sind unerheblich. Die wichtigste Reform ist der gesetzliche Zehnstundentag, der erstmalig auch für erwachsene Arbeiter anerkannt wird. Er bedeutet einen Sieg der kämpfenden Arbeiterschaft, dessen prinzipielle Bedeutung dadurch, dass das Zugeständnis etwas sehr *post festum* kommt, nicht geschwächt werden kann. Unumwunden gibt die Regierung zu, dass der jahrzehntelange Kampf der Arbeiter ein berechtigter war, und dass die Gesetzgebung die Pflicht habe, das, was die Arbeiter in diesem Kampf errungen haben, sicher zu stellen. Speziell in bezug auf die Textilindustrie, die der Arbeitszeitverkürzung am hartnäckigsten widerstand, heisst es in der Begründung:

»Nachdem inzwischen der 10stündige Arbeitstag auch in der Textilindustrie immer mehr Eingang gefunden hat, wird man zu einer gesetzlichen Herabsetzung der Arbeitszeit der gewerblichen Arbeiterinnen schreiten können.«

Als vor 6 Jahren die Gewerbeaufsichtsbeamten diese Reform sowohl als erwünscht, wie auch als durchführbar erachteten, zögerte die Regierung gegen die mächtigen Textilindustriellen und die mit ihr verbündete Grossindustrie vorzugehen. Die Arbeiterorganisation musste erst durch ein Jahrfünft beispiellos heftiger Kämpfe den Widerstand dieser Kapitalistenclique brechen, um der Regierung für ihr gesetzliches Reformwerk die Bahn frei zu machen.

In welch wirksamer Weise die Gewerkschaften diesen Kampf führten, das zeigt ein Blick auf die Erfolge ihrer Lohnbewegungen und Streiks. In einem einzigen Jahre, 1906, errangen die freien Gewerkschaften für 223 933 Arbeiter und Arbeiterinnen eine Verkürzung der Arbeitszeit um insgesamt 1 225 393 Stunden pro Woche: das sind pro Kopf und Woche nahezu 4 Stunden. Und war es nicht im wesentlichen das Werk eben dieser Gewerkschaften, wenn das reichsstatistische Amt in seiner Erhebung über die Tarifverträge im Deutschen Reiche 1906 konstatieren konnte, dass es für zirka 477 000 gewerbliche Arbeiter gelungen sei die Arbeitsverhältnisse tariflich zu regeln, und dass 91,1 % aller Tarifverträge eine 10stündige oder kürzere Arbeitsdauer festlegen? Wenn das statistische Amt, um die Bedeutung dieses Erfolges herabzumindern, bemerkt, dass es überwiegend Kleinbetriebe seien, die der tariflichen Regelung zugänglich waren, während die eigentliche Grossindustrie derselben ablehnend gegenüberstehe, so trifft dieser Einwand weder völlig zu, noch kann er die Bedeutung der Gewerkschaftserfolge irgendwie schmälern. Es steht im Gegenteil fest, dass ganz respektable Grossindustrieen, wie die Buchdruckereien, die Brauereien etc., sehr stark an der tariflichen Regelung beteiligt sind. Andererseits wird der wachsende Einfluss der Gewerkschaften gerade seitens der tarifgegnerischen Grossindustrie durchaus nicht unterschätzt. Aber nicht auf die Form der Regelung der Arbeitsbedingungen kommt es an, sondern auf den sachlichen Inhalt, und da muss anerkannt werden, dass die Arbeitszeit in der Grossindustrie mit wenigen Ausnahmen durchweg bis zur Grenze des Zehnstundentages und dahinter zurückgegangen ist. So ergab eine Erhebung des Zentralverbandes der Schuhmacher über die Arbeitsdauer in den Schuh- und Schäftefabriken, dass nur noch 19,27 % aller in diesen Betrieben beschäftigten Arbeiter länger als 10 Stunden täglich arbeiten, dass dagegen die 8- bis 9½ stündige Arbeitsdauer bereits für 20,34 % der Arbeiter eingeführt sei. Das Resultat wurde als ein sehr wenig befriedigendes bezeichnet, und in der Tat gehört die Schuh- und Schäfteindustrie zu den wenig fortgeschrittensten Industrieen. Aber selbst hier war es bereits gelungen für mehr als 4/5 aller Arbeiter den Zehnstundentag zur Maximalgrenze zu machen. So hat die deutsche Gewerkschaftsbewegung dem gesetzlichen Zehnstundentage wirksam vorgearbeitet.

Man sollte meinen, dass die Reichsregierung angesichts des Zugeständnisses, dass der Zehnstundentag inzwischen fast allgemein Eingang gefunden hat, nunmehr ganze Arbeit machen und diese Arbeitsdauer als obere Grenze für alle erwachsenen Arbeiter ohne Unterschied des Geschlechts und der Art und Grösse der Gewerbebetriebe festlegen werde. Hinter dieser berechtigten Erwartung bleibt indes die Novelle weit zurück. Nur die Arbeiterinnen und auch nur solche in grösseren Gewerbebetrieben sollen des gesetzlichen Zehnstundentages teilhaftig werden. Die Arbeitsdauer der erwachsenen männlichen Arbeiter bleibt nach wie vor unbeschränkt, obwohl hier die Gesetzgebung den geringsten Schwierigkeiten begegnete, mit längerer Arbeitsdauer am wenigsten aufzuräumen hätte. Auch die Arbeitszeit im Kleingewerbe soll gesetzlich ungeregelt bleiben, obwohl hier die tarifliche Regelung die meisten Fortschritte zu verzeichnen habe. Das sind Widersprüche, welche erkennen lassen, dass die Regierung sich auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes noch von den allerrückständigsten Auffassungen leiten lässt. Für sie ist der

Arbeiterschutz nur eine Art Ausnahmezustand von der Regel der schrankenlosen Ausbeutungsfreiheit, der nur denjenigen zu gute kommen darf, die sie als Unmündige, als unfreie Verkäufer ihrer Arbeitskraft betrachtet, den Jugendlichen und den Arbeiterinnen. Der erwachsene Arbeiter bedürfe dieses Schutzes nicht, da er frei über seine Arbeitskraft verfügen könne. Niemand zwinge ihn Verträge mit 11- bis 12stündiger Arbeitsdauer zu schliessen. Bei derartigen Auffassungen kann es nicht befremden, dass die wenigen Versuche über diese Schutzgrenze hinaus auch einigen besonders gefährdeten Arbeitergruppen einen sanitären Maximalarbeitstag zu sichern, praktisch fast völlig bedeutungslos geblieben sind. Denn wie können von einem 12- bis 14stündigen Maximalarbeitstag in der Nachtbäckerei, von einer 8- bis 10stündigen Minimalruhezeit für Gastwirtsgehilfen, für Arbeiter in Getreidemühlen und für das Ladenpersonal hygienische, das heisst krankheitsverhütende Wirkungen erwartet werden, da doch den Unternehmern noch immer eine weit über jedes hygienische Mass hinausreichende Arbeitsdauer zugestanden wird? Indem die Gesetzgebung aber die Arbeitsdauer der erwachsenen männlichen Arbeiter ungeregelt lässt, überlässt sie zugleich diese Regelung völlig dem sozialen Kampfe zwischen Unternehmer und Arbeiter. Dieser Kampf wird für die Arbeiter zu einem Zwangsgebot dort, wo keine andere Möglichkeit übrig bleibt zu kürzerer Arbeitsdauer zu gelangen. Das ist die Kehrseite der sozialpolitischen Engherzigkeit. Wer der Arbeiterschaft den notwendigen gesetzlichen Schutz versagt, der mache die Gewerkschaften dann nicht für die wachsende Zahl und Schärfe der wirtschaftlichen Kämpfe verantwortlich. Kämpfe wie die von Crimmitschau und vom Ruhrrevier sind weit mehr politischer, als gewerkschaftlicher Natur; sie sind durch die Rückständigkeit unserer Sozialgesetzgebung verschuldet, die die Arbeiterinteressen der Kapitalistenklasse opfert. Angesichts der ungeheuren Nachteile, die der gesamten Volkswirtschaft in den nächsten Jahren aus solchen Klassenkämpfen im gewerkschaftlichen Gewande drohen, sei schon heute darauf hingewiesen, was im rechten Moment versäumt wurde, um solchen Kämpfen den Boden zu entziehen.

Auch das Privilegium unbeschränkter Ausbeutungsfreiheit für das Kleingewerbe dürfte für letzteres zu einem Danaergeschenk werden, das ihm mehr Kämpfe als Frieden bringt. Das kleine Unternehmertum ist gegenüber der wachsenden Gewerkschaftsbewegung am wenigsten im stande sich deren Einfluss zu entziehen. Nur in den kleinsten Städten, auf dem Lande und in den östlichen Provinzen, wo die Gewerkschaften noch nicht recht Fuss fassen konnten, konnte es die überlange Arbeitsdauer aufrechterhalten. Die Notwendigkeit eines allgemeinen Ausgleichs der Arbeitsbedingungen drängt die Gewerkschaften mit solchen Zuständen je eher, desto lieber aufzuräumen. Das Kleinmeistertum, durch die Gesetzgebung in eine trügerische Sicherheit gewiegt, dürfte bald zu der Erkenntnis kommen, dass ein gesetzlicher Ausgleich, der alle Konkurrenten gleichmässig trifft, dem Machtkampfe vorzuziehen gewesen wäre.

Allerdings macht die Gewerbenovelle einen bemerkenswerten Fortschritt, indem sie mit dem trotz einer Rechtsprechung von vier Jahrzehnten dunkel gebliebenen Fabrikbegriff aufräumt und die bisher für Fabriken geltenden weitergehenden Schutzbestimmungen auf alle Gewerbebetriebe, die in der Regel mindestens 10 Arbeiter beschäftigen, überträgt. Das bedeutet eine Sicherung des Arbeiterschutzes gegenüber unternehmerfreundlichen Richtern,

die es fertig brachten selbst gemischte Betriebe mit 50 bis 100 Arbeitern und Arbeiterinnen als nichtfabrikmässig zu bezeichnen. Erinnert man dagegen daran, dass selbst der *Zentralverband deutscher Industrieller* schon im Jahre 1878 den Fabrikbegriff auf alle Betriebe mit mehr als 3 regelmässig beschäftigten Arbeitern angewendet wissen wollte, so wird man den Schritt der Gewerbenovelle als recht zaghaft bezeichnen müssen. Widerspruch aber muss die Bestimmung des § 154 Ziffer 4 hervorrufen, wonach unter anderem Handelsgeschäfte, Gärtnereien, Bauten, Gast- und Schankwirtschaften und das Verkehrsgewerbe der Geltung der weitergehenden Schutzvorschriften für Arbeiterinnen und Jugendliche entzogen bleiben sollen. Damit würde der grösste Teil der günstigen Wirkungen, die von der Beseitigung des Fabrikbegriffes zu erwarten waren, wieder illusorisch gemacht. Gerade für den Grosshandel und das Verkehrsgewerbe, für die überwiegend mit Heizanlagen und Motoren arbeitende gewerbliche Gärtnerei und für Bauten liegt nicht der allergeringste Grund vor ihnen ein Monopol auf unbeschränkte Arbeitsdauer der Arbeiterinnen und Jugendlichen zuzugestehen, das andere Gewerbe nicht haben. Mit dieser Sonderstellung einzelner Berufsgruppen muss endlich einmal gebrochen werden, damit wir in unserer Gesetzgebung dem Normalarbeitstag, dem Ziel jedes konsequenten Arbeiterschutzes, ein Stück näher kommen.

Dringend zu wünschen wäre ferner, dass mit dem Fallenlassen der unhaltbaren Fabrikbegrenzung auch die Hausindustrie den übrigen Gewerbebetrieben gleichgestellt würde. In dieser Richtung versagt die Gewerbenovelle völlig. Sie enthält zwar einen recht umfangreichen Abschnitt, der, abweichend von den bisherigen Grundsätzen der Gewerbeordnung, auch die rein familiäre Hausarbeit der gesetzlichen Regelung unterwirft. Aber so erfreulich diese Anerkennung eines modernen Prinzips ist, so vergeblich sucht man nach einer tatsächlichen Gleichstellung der Hausindustrie, die namhafte Gewerbeaufsichtsbeamte schon seit Jahrzehnten empfehlen. Das ganze Paragraphenwerk enthält nicht anderes als die Möglichkeit einer Unterstellung einzelner Hausindustrieen unter die allgemeinen Bestimmungen der § 120a bis e der Gewerbeordnung, die den Schutz gegen Lebens-, Gesundheits- und Sittlichkeitsgefahr betreffen. Dabei kann auch die Einführung eines sanitären Maximalarbeitstages in Erwägung gezogen werden, aber wer wollte sich von dieser behördlichen Befugnis allzu grosse Wirkungen versprechen? Die gesetzliche Gleichstellung der Hausindustrie mit den Betriebswerkstätten, die die Voraussetzung für jede ernste Reform auf diesem Gebiete bildet, lehnt der Gesetzgeber nach wie vor ab. Was er in der Novelle bietet, ist ein fragwürdiges Surrogat, das nur die Vorstellung einer Reform erwecken soll.

Dass der gesetzliche Zehnstundentag in solcher homöopathischen Dosis von erheblicher praktischer Bedeutung werden könnte, wird selbst ein Optimist nicht behaupten. Um so mehr muss es befremden, dass die Vorlage den Unternehmern eine fast zweijährige Schonfrist bis zur Inkraftsetzung des Zehnstundentages für Arbeiterinnen und darüber hinaus noch Ausnahmen, die einen 11 stündigen Arbeitstag innerhalb einer 60 stündigen Arbeitswoche zulassen, gewährt. Zwischen der prinzipiellen Anerkennung des gesetzlichen Zehnstundentages, die die Gewerbeordnungsnovelle bringt, und ihrer Verwirklichung zeigt sich ein klaffender Widerspruch. Theorie und Praxis sind weit von einander entfernt, wo es gilt die Arbeiter gegen ein Übermass kapitalistischer

Ausbeutung zu schützen. Wo aber die Staatsgewalt des bürgerlichen Erwerbs versagt, da beginnt die Aufgabe der Arbeiterbewegung, die die künftige Staatsgewalt repräsentiert. Sie wird die unzureichenden staatlichen Gesetze ergänzen durch wirtschaftliche Gesetze, die sie den Unternehmern in Industrie, Gewerbe, Handel und Verkehr aufzwingt, sie wird einen über das staatlich anerkannte Mass weit hinausreichenden Arbeiterschutz erkämpfen und durch Tarifverträge sicherstellen. Sie wird dem Neunstundentag und selbst den Achtstundentag eher und sicherer festlegen als dies von der Gesetzgebung zu erwarten ist. Ihr Wirken ist Arbeiterschutz der Zukunft, der bereits der Gegenwart seinen Stempel aufprägt. Der gesetzliche Zehnstundentag, heute nur für die Jugendlichen und Arbeiterinnen anerkannt, wird in wenigen Jahren Normalarbeitstag sein, und das Unternehmertum selbst wird seine Verallgemeinerung fordern.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

GERHART PUSEMANN · ALKOHOL, PARTEI UND GESETZGEBUNG

AUF dem Essener Parteitage der deutschen Sozialdemokratie /1907/ ist endlich die Alkoholfrage behandelt worden. Essen war auch der wirksamste Hintergrund für die Betonung des Mässigkeitsstandpunktes. Denn alles Elend, das der Kapitalismus erzeugen kann, ist dort am vollkommensten zu finden. Die schwere und höchst ungesunde Arbeit, das jämmerliche Wohnungselend und die geistige Öde, die diese Auspowerung der Massen zur Folge hat, machte sicherlich auf die Delegierten Eindruck, so dass sie von vornherein dem Genossen Wurm recht gaben. Die Abstinenten hatten nun geglaubt, der Punkt *Alkoholfrage* würde wie in Österreich in ihrem Sinne behandelt werden; zum mindesten beanspruchten sie nun einen Korreferenten. Es wurden ihnen leider nur 20 Minuten Redezeit gewährt, die Genosse Katzenstein auch gut ausgenutzt hat.

Vor dem Parteitage kam so manche Spiessbürgeransicht zu tage: Die Behandlung der Alkoholfrage auf dem Verbandstage der freien Gast- und Schankwirte ist ja bekannt, und in einem süddeutschen Parteiblatt jammerte ein Pessimist über die zu erwartende Arbeitslosigkeit der Brauer usw. und fragte, was wohl aus unsern herrlichen Weinbergen werden sollte. Nun, erstens gibt es schon über hundert Sorten alkoholfreier Weine, zweitens aber hat der Schreiber jenes Artikels wohl vergessen, dass der Wein immer mehr und mehr in den Laboratorien der Chemiker *wächst*. Freilich ist zuzugeben, dass die Alkoholgewerbe werden verschwinden müssen. Aber wie die Brauereiaktionäre sich retten werden, indem sie sich der Industrie für alkoholfreie Getränke widmen, genau so werden die Arbeiter auf eine andere Art ihren Lebensunterhalt verdienen können; das Alkoholkapital wird eben vom alkoholfreien Kapital abgelöst werden. Zwar wird das Quantum des konsumierten Getränks nicht mehr die heutige Hektolitergrenze erreichen; aber schliesslich werden auch die Abstinenten kein trockenes Wüstendasein führen. Vorläufig hat Genosse Wurm die *Hofbräuhaus*dynastie noch einmal gerettet, indem er mehrmals die Unschädlichkeit eines Liters Bier für einen normalen Menschen betonte und sogar alle Abstinenten als Pharisäer hinstellte, die den Trinker bekämpften, während es sich doch um einen Kampf gegen das Alkohol-

kapital, gegen die der Gemeinschaft gefährliche Grossindustrie, handle. Nach dem Genossen Wurm sollen wir warten, bis die Terrainspekulanten und Wohnungs- und Lebensmittelverteurer unschädlich gemacht sind, dann wird nach seiner Ansicht der Alkoholismus und die schädliche Wirkung des Alkohols von selbst verschwinden.

Wurm behauptet, nur die elenden wirtschaftlichen Verhältnisse hätten das Bedürfnis nach Alkohol, und somit die Grossproduktion des Alkohols erzeugt; und Ähnliches sagt Katzenstein in seiner zurückgezogenen Resolution. Dagegen möge man beachten, dass Moritz Heine eine Fülle von Tatsachen bringt, aus denen hervorgeht, dass bis zum Mittelalter lediglich die Aristokratie in einem regelmässigen Weingenuss lebte.[1]) Bestimmend ist hierfür besonders die unzulängliche Technik der damaligen Zeit in der Herstellung grösserer Mengen von Bier und Wein. Daher war der Handel mit berauschenden Getränken gar nicht möglich; die ärmere Bevölkerung, soweit sie überhaupt berauschende Getränke kannte, musste sich vorwiegend mit den leichteren, verhältnismässig harmlosen unter ihnen begnügen. Wir sehen also: zu Anfang des Alkoholismus war die Tat; aber nicht die des Trinkers, der sein Elend zu vergessen suchte, sondern die des Produzenten.

Wie steht es nun mit der Ablehnung der Abstinenzorganisation? Genosse Wurm zog als Beweis den Vergleich mit der Tuberkulosebekämpfung durch das Bürgertum, namentlich der Sonderbekämpfung durch Spucknäpfe usw., heran. Aber muss denn der Arbeiter mit der selben Naturnotwendigkeit, mit der er die Bazillen einatmet, auch alkoholische Getränke zu sich nehmen? Andererseits schadet einem kerngesunden Menschen bei normaler Lebensweise der Bazillus nichts, wohl aber können die Trinksitten und der Trinkzwang seinen Körper allmählich zu grunde richten. Wir halten die Abstinenzorganisation für erforderlich, weil wir nicht nur die sozialen Verhältnisse umwandeln, sondern insbesondere auch auf den Willen des Arbeiters einwirken wollen. An dieser Stelle sei auf die Ausführungen der Genossin Roland Holst hingewiesen, die in einer Besprechung des Vanderveldeschen Buches *Alkohol, Kunst und Religion* schreibt:

›Vandervelde gehört zu den immer zahlreicher werdenden Sozialisten, die innerhalb der Sozialdemokratie der Anschauung entgegentreten, dass der Alkoholismus ausschliesslich dem kapitalistischen Elend zuzuschreiben sei und mit diesem von selbst verschwinden werde. Seit einigen Jahren hat das tiefere Eindringen in diese Spezialfrage erwiesen, dass nicht jede Verbesserung in der materiellen Lage der Arbeiter — vor allem nicht, wenn sie plötzlich und vorübergehend ist — mit Notwendigkeit die Abnahme des Alkoholismus zur Folge hat. Wohl aber tritt eine solche regelmässig ein, wenn zu einer stetigen und bleibenden Verbesserung der materiellen Lage Faktoren moralischer und intellektueller Art — darunter auch Aufklärung über die Wirkungen des Alkohols — hinzukommen. Weit entfernt zu befürchten, dass eine proletarische Abstinenzbewegung eine Vergeudung von Zeit und Kraft bedeute, die besser ausschliesslich politischen und gewerkschaftlichen Zwecken zu gute kämen, empfiehlt Vandervelde, wie wir meinen, mit Recht, den Kampf gegen den Alkoholismus innerhalb der proletarischen Partei in mannigfacher Weise zu führen. Bedeutet ja der Alkoholismus eine nicht zu unterschätzende Schwächung des proletarischen Bewusstseins und der proletarischen Kampfeskraft.‹[2])

Ich will im folgenden versuchen ein Bild der Abstinenzbewegung zu geben,

[1]) Vergl. Moritz Heine *Das deutsche Nahrungswesen von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum 16. Jahrhundert* /Leipzig 1901/, pag. 408 ff.

[2]) Vergl. Henriette Roland Holsts Besprechung der Vanderveldeschen *Essais socialistes* in der *Neuen Zeit*, 1905-1906, 2. Band, pag. 710.

von ihrer Tätigkeit in der Gegenwart und von dem in der Zukunft zu erstrebenden Ziele. Der Kampf um den Salon des Proletariats, die Kneipe, wurde zu einem Streit über die Gefährlichkeit der geistigen Getränke im allgemeinen und der Trinksitten im besonderen. Nach welcher Methode und in welchem Sinne wird nun dieser Kampf geführt?

Da arbeitet uns zunächst das reaktionäre Mucker- und Bürgertum entgegen. Das *Blaue Kreuz*, eine Organisation der frommen Alkoholgegner, pflegt die Trinkerrettung im Namen des Heilands. Und mit grossem Erfolg. Der Arbeiter, der vielleicht schon seit Jahrzehnten ein Opfer der Trinkgewohnheiten ist und es mitansehen muss, wie seine Familie dadurch mehr und mehr ins Elend gerät, während er sich aus eigener Kraft ebensowenig aus dem Laster zu retten vermag wie die Prostituierte aus dem Sumpf ihres Elends, ergreift die rettende Hand, die ihm der Priester bietet, und erliegt der Suggestion, die dieser durch sein *Du sollst* auf ihn ausübt. Eine andere Methode und einen andern Zweck bei der Bekämpfung des Alkoholismus haben die *Guttempler*. Die Anwendung der Religion wird von ihnen zwar nach aussen hin hartnäckig geleugnet, in ihren Logen jedoch fleissig gepflegt. Es werden da ferner Kränzchen auf Kränzchen arrangiert, harmlose Vergnügungen, in denen der Rentier Mudicke thront und die Arbeiter zum Interesse an leeren Unterhaltungen erzieht. Diese bewusste Pflege des Indifferentismus kann der fortschreitenden Arbeiterbewegung nur gefährlich sein. Das haben auch einige, in lokalen Vereinen zu Bremen, Berlin und Stuttgart organisierte Arbeiter erkannt, als sie im Jahre 1903 den *Deutschen Arbeiterabstinentenbund* gründeten, der den Alkoholismus nach den Erfahrungen und Entdeckungen der Wissenschaft bekämpft. Leider besitzt dieser Verein noch kein eigentliches Programm, weil er bisher lediglich organisatorische Arbeit zu leisten hatte. Ich muss daher von mir selbst aus meine weiteren Darlegungen schreiben.

In der Debatte des Mannheimer Parteitags über den Antrag die Alkoholfrage auf die Tagesordnung des nächsten Parteitages zu setzen legte Genosse H. Schulz seinen Standpunkt, der übrigens für die ganze Debatte in Essen massgebend war, mit folgenden Worten dar:

»Wenn Sie den Antrag annehmen, so führen Sie damit lediglich einen Beschluss des Bremer Parteitages aus, dass die Presse sich mit der Alkoholfrage beschäftigen und auf die Schäden des Alkoholismus hinweisen soll. Das ist nicht in genügendem Masse geschehen. Wenn Sie dem Antrag zustimmen, so verpflichten Sie sich damit doch nicht etwa, *Abstinenzler* zu werden. Wir sollen die Massen auf die Gefahren des Alkohols hinweisen, und das kann am besten durch ein Referat geschehen.«

Damit wären wir nun um keinen Schritt weitergekommen. Aufklärende, für die Massen bestimmte Vorträge genügen uns eben nicht, die wir gewohnt sind aus allem praktische Schlüsse zu ziehen. Jene Auffassung läuft gewöhnlich auf das liberale Mässigkeitsziel hinaus den Alkohol als *Anregung* zu geniessen, so lange der Arzt damit einverstanden ist. Es ist daher ratsam nicht von einer Alkoholfrage sondern von einer Abstinenzfrage zu sprechen. Auch hiermit würde die Partei nicht von ihren einzelnen Mitgliedern die Abstinenz fordern, sondern als Organisation einen modernen Standpunkt gegenüber der Gefahr des Alkohols und der Trinksitten einnehmen. Die Österreicher zeigten uns einen Weg, den wir nach der Essener Resolution nun auch betreten wollen. Ihre Wiener Parteitagsresolution /1903/ fordert unter anderem die »Abschaffung des Trinkzwanges bei allen Zusammenkünften

von Parteiorganisationen«, und das ist der Kardinalpunkt der Bewegung. Dennoch wird man es mit der Einführung dieser Neuerung nicht allzu eilig haben: das Tempo, in dem die Bremer Resolution befolgt wurde, wird wohl auch hier wieder vorbildlich sein.

Der Zusammenhang zwischen Alkohol und Partei ist wahrlich ein allzu fester geworden und trägt nicht nur zur Erhöhung unseres Ansehens bei. An den Sozialismus hat sich der Gastwirt gehängt. Die Dienste, die er uns geleistet, sollen nicht verkannt werden. Aber eine allzu innige Gemeinschaft mit ihm müssen wir lösen. Die Gewerkschafter in England und Skandinavien haben uns die Durchführbarkeit dieser Aufgabe bewiesen. Aus einem Artikel des Genossen Fröhlich über die britischen Gewerkschaften und ihre Stellung zur Alkoholfrage zitiere ich folgendes:

»Im Durchschnitt von 2778 Ortsgruppen mit über 333000 Mitgliedern treffen sich 65 % der gewerkschaftlichen Organisationen in Wirtshäusern, während 35 % ihre Versammlungen nicht in solchen abhalten . . . Aber diese Durchschnittsziffer verhüllt die Tatsache, dass in einer der grössten Gewerkschaften, nämlich der der Eisenbahner, 58 % aller Ortsgruppen sich vom Wirtshaus unabhängig gemacht haben, dass sogar 61 % der organisierten Schiffbauer, 60 % der Schuhmacher ihre Versammlungen alkoholfrei abhalten.«[*])

Wenn auch in Deutschland die Beschaffung alkoholfreier Versammlungsräume nicht so leicht sein dürfte, so wäre es doch einmal an der Zeit diese Frage in allem Ernst anzuschneiden. Wir sind im Parlament die entschiedensten Gegner aller indirekten Steuern, und in der Organisation verstossen wir tagtäglich gegen dieses Prinzip, indem wir die Saalbesitzer durch Konsumierung alkoholischer Getränke auf die Kosten kommen lassen. Mancher verweigert dem Kellner das Trinkgeld, damit er sich organisiere und einen Tariflohn erkämpfe, den Wirt aber unterstützen wir alle in seinem Massenabsatz alkoholischer Getränke. Viel Geld haben wir schon für den Bierboykott und beim Kampf um die Polizeistunde ausgegeben; dafür hätten wir schon gar manchen Versammlungssaal erhalten. Durch Erhebung einer Eintritts- und Platzsteuer wäre ja die Schwierigkeit gelöst und unser Ziel erreicht. Die Versammlungen würden ruhiger, daher kürzer sein, kriegerische Stimmung käme nicht unnütz auf, und ein Kellnerpersonal wäre gar nicht nötig. Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Warten wir ab, wie viele Konsequenzenmacher wir haben werden. Ein weiteres Mittel dem Alkoholismus vorzubeugen wäre die Errichtung alkoholfreier Kantinen für die abstinenten Arbeiter; eine Massnahme in diesem Sinne von seiten der Stadtverwaltung könnte wohl von unsern Vertretern in den Kommunen angeregt werden. In den Fabriken ist bereits für alkoholfreie Getränke gesorgt, da hier mehr und mehr Frauen und Mädchen angestellt sind; die Stadt als Arbeitgeberin hingegen beschäftigt meistens männliche Arbeiter, die noch ihre Vorliebe für den Alkohol haben. Besonders gilt das für die Bauarbeiter, deren Beruf eines der Hauptabsatzgebiete des Alkoholkapitals bildet. Hier müsste die soziale Fürsorge eingreifen anstatt in der City vor Durchreisenden mit Milchhäuschen und dergleichen zu paradieren. Die Alkoholbekämpfung, wie sie in der Gegenwart betrieben wird, halten die sozialdemokratischen Abstinenten für zwecklos. Die Trinkerrettungen des Bürgertums und die Mässigkeitsrezepte Wurms sind keine wirklichen Heilmittel. Den Bemühungen der gewerkschaftlichen Organisation den Alkohol

[*]) Vergl. Richard Fröhlich *Die britischen Gewerkschaften und ihre Stellung zur Alkoholfrage* in der *Internationalen Monatsschrift zur Erforschung des Alkoholismus* vom Januar 1905.

aus der Arbeitszeit, der Parteiorganisation einerseits ihn aus dem Versammlungsleben zu verbannen, andererseits in den Parteizeitungen für Aufklärung zu sorgen, muss in höherem Masse eine strengere gesetzliche Bekämpfung der öffentlichen Trinksitten folgen. Daher fordern die Abstinenten auch für Deutschland die Einführung des Lokalverbots oder der sogenannten *Lokaloption*. Solch ein Gemeindegesetz, durch das die Bürger in einer Urabstimmung den Handel mit alkoholischen Getränken in ihren Gemeinden verbieten würden, würde dem einzelnen Einwohner nicht den Zwang der Abstinenz auferlegen. Auch fernerhin könnte er sich von anderen Orten alkoholische Getränke senden lassen, um sich in seinem Hause, so oft er wollte, sinnlos zu betrinken. Jeder Mässige könnte ruhigen Mutes für ein solches Lokalverbot eintreten, denn dadurch würde nicht der Trinker sondern nur das Alkoholkapital aus dem Orte getrieben: der öffentliche Trinkzwang würde aufhören.

Jedoch unser Weg führt uns noch weiter. Da die eben beschriebene Gasthausreform niemals einen einigermassen rückhaltigen Erfolg würde haben können, so lange noch ihr kapitalkräftigster Konkurrent, die Alkoholgiftindustrie, nicht beseitigt wäre, so sind die Abstinenten in ihrem Endziel Anhänger des Prohibitionssystems, das heisst des gänzlichen Verbotes der Herstellung und des Ausschanks alkoholischer Getränke. Zu dieser Frage werden wir einmal Stellung nehmen müssen, da wir auf dem Wege sind eine Partei der *Nichts-als-Alkoholgegner* zu bekommen, wie sie sich zum Beispiel in Amerika mit einer das politische Leben zersetzenden Wirkung herausgebildet hat. .

Vor Jahrzehnten war die Temperenzbewegung konservativ-reaktionär: die Arbeiter sollten durch Einschränkung ihrer Ausgaben *zufrieden* gemacht werden. Die moderne Abstinenzbewegung hat damit nichts zu schaffen. Sie lässt sich nicht von einem beschränkten Sparsamkeitssinn leiten, sondern fusst auf den Ergebnissen der modernen Wissenschaft. Ihre Aufgabe ist erstens Aufklärung des Konsumenten, zweitens Einschränkung der Produktion und Distribution alkoholischer Getränke. Die Abstinenten sehen in der sozialdemokratischen Partei diejenige Organisation, durch die ihre Forderungen Verwirklichung finden können. Sie verlangen daher die Aufnahme der Prohibitionsforderung in das Parteiprogramm, schon damit bei den Wahlen abstinente Genossen, bei einer zu erwartenden Agitation und Fragestellung der *Nichts-als-Alkoholgegner,* sich auf das Programm berufen können. Einwände wie, so etwas passe nicht ins Programm, oder, man könne durch solche Agitation den sechsten Wahlkreis verlieren, sind in ihren Augen hinfällig: die Massen sollen eben aufgeklärt werden. Die deutschen abstinenten Genossen sind nicht die ersten Sozialisten, die für das Prohibitionssystem eintreten; Finnland ist ihnen darin bereits vorangegangen, wie das auf dem Parteitag in Abo im Juli 1899 beschlossene Programm bezeugt. Der betreffende Punkt des Programmes, der »das Verbot der Herstellung und des Verkaufes alkoholischer Getränke« verlangt, hat beim Generalstreik im Oktober 1905 bereits seine Kraft bewährt; anderenfalls wäre der Streik auch sicherlich nicht so unblutig verlaufen. Es gab hier zum erstenmal in der Kulturwelt eine Grossstadt, nämlich Helsingfors, in der die Menschheit vollständig alkoholfrei lebte. Das Alkoholverbot blieb durch den Volkswillen noch einige Zeit nach Beendigung des Generalstreiks bestehen, bis der Magistrat es aufhob.

In Deutschland fehlt zurzeit noch die Sympathie mit dem Gedanken diese Waffe im Befreiungskampfe nach Art der Abstinenten anzuwenden. Dadurch lassen diese sich nicht beirren. Sie nehmen den Kampf gegen den Alkoholismus mit Energie auf, sie suchen dem Volke dessen Schäden zu zeigen, die Trinksitten aus der Partei zu beseitigen und bei den Parteigenossen wie im Volke das Verständnis für die völlige Enthaltsamkeit zu erwecken. Der Parteitag in Essen hat noch nicht das letzte Wort für sie gesprochen. Es wäre anzustreben, dass diese Frage auch auf einem internationalen Kongress behandelt wird, wo die deutsche Sozialdemokratie von den Erfahrungen ihrer Bruderparteien lernen könnte.

FRANÇOIS MARIE VOLTAIRE · HANS UND KLAAS

MEHRERE glaubwürdige Personen haben Hans und Klaas in Issoire, einer wegen ihres Kollegiums und ihrer Kochkessel auf dem ganzen Erdenrunde berühmten Stadt der Auvergne, zusammen in der Schule gesehen. Hans war der Sohn eines sehr geschätzten Maultierhändlers, Klaas verdankte sein Leben einem wackeren Ackersmann aus der Umgegend, welcher das Land mit vier Maultieren bebaute und sich jedesmal nach dem Bezahlen der Bürgersteuer, der Beisteuer, der Zehr- und Salzsteuer (einen Pfennig aufs Pfund) und der Kopf- und Bodenertragssteuer am Schluss des Jahres nicht gar übermässig reich sah. Für Auvergnaten waren Hans und Klaas recht hübsch: sie liebten einander sehr und hatten zusammen kleine Vertraulichkeiten und Gemeinsamkeiten, an die man stets mit Freuden zurückdenkt, wenn man einander später wiederbegegnet in der Welt.

Die Zeit ihrer Studien näherte sich gerade ihrem Ende, als ein Schneider dem Hans einen Anzug aus dreifarbigem Samt mit einer äusserst geschmackvollen Lyonäser Weste überbrachte; das Ganze begleitete ein Brief an Herren von der Hänserich. Klaas bewunderte den Anzug und ward keineswegs eifersüchtig. Hans jedoch nahm einen überlegenen Ausdruck an, was Klaas betrübte. Von diesem Augenblicke an lernte Hans nichts mehr, besah sich im Spiegel und verachtete alle Welt. Einige Zeit darauf kam ein Kammerdiener mit der Post und brachte einen zweiten Brief an den Herren Marquis von der Hänserich; er enthielt ein Geheiss seines Herren Vaters, des Inhaltes, sein Herr Sohn möge nach Paris kommen. Hans bestieg die Kutsche und reichte Klaas mit einem recht fürnehmen Beschützerlächeln lässig die Hand. Klaas empfand seine Nichtigkeit und weinte. Hans reiste im vollen Gepränge seines Ruhmes ab.

Die Leser, welche gern unterrichtet sein wollen, sollen erfahren, dass Herr Hans der Vater ziemlich schnell ein ungeheures Vermögen in Geschäften erworben hatte. Ihr fragt, auf welche Weise man denn solche grossen Vermögen erwerbe? Man muss Glück haben. Herr Hans war wohlgewachsen, seine Frau ebenfalls, und sie war auch noch recht jugendfrisch. Sie waren wegen eines Prozesses, der sie zu grunde richtete, nach Paris gefahren, und da brachte sie das Schicksal, das die Menschen nach seiner Willkür erhebt und hinabstösst, mit der Frau eines Militärkrankenhausunternehmers zusammen, eines aussergewöhnlich begabten Mannes, der sich rühmen konnte innerhalb

eines Jahres mehr Soldaten getötet zu haben als eine Kanone in zehn Jahren umbringt. Hans gefiel der Gattin, Hansens Frau dem Gatten, und gar bald war Hans an dem Unternehmen beteiligt. Aber er liess sich auch noch mit anderen Geschäften ein. Sobald man erst einmal in den Strom des Wassers gelangt ist, braucht man sich nur noch treiben zu lassen; mühelos macht man ein unermessliches Vermögen. Die armen Lumpe, die einen vom Ufer aus mit vollen Segeln dahinschaukeln sehn, reissen verwunderte Augen auf; sie begreifen nicht, wie's einem hat gelingen können, beneiden uns aufs Geratewohl und verfassen Schmähschriften gegen uns, welche man aber nicht liest. Dies widerfuhr denn auch Hans dem Vater, der gar bald Herr von der Hänserich wurde und, nachdem er im Lauf eines halben Jahres ein Marquisat gekauft, den Herrn Marquis seinen Sohn aus der Schule nahm, um ihn in Paris in die vornehme Welt zu bringen.

Der stets zärtliche Klaas schrieb einen Brief voller Artigkeiten an seinen alten Kameraden, und zwar um ihn zu beglückwünschen. Der kleine Marquis antwortete nicht, und Klaas ward darüber krank vor Gram.

Vater und Mutter nahmen für den jungen Marquis zunächst einen Hofmeister an. Dieser Hofmeister, ein gar feiner Mann, der nichts wusste, konnte seinen Zögling auch nichts lehren. Der gnädige Herr wünschten, sein Sohn solle Latein lernen, die gnädige Frau jedoch wünschten es nicht. Sie erwählten einen Schriftsteller zum Schiedsrichter, der damals durch gefällige Arbeiten gerade berühmt war; er wurde zum Essen geladen. Der Herr des Hauses begann das Gespräch mit den Worten: »Da Sie Latein können, mein Herr, und ein Hofmann sind . . .« »Ich Latein, Herr? Ich weiss kein Wort Latein«, unterbrach ihn der Schöngeist, »und fahre gut dabei, denn es ist klar, dass man seine eigene Sprache viel besser spricht, wenn man seinen Fleiss nicht zwischen ihr und fremden Sprachen teilt: sehen Sie einmal all unsere Damen an, aller Geist ist angenehmer als der der Männer, und ihre Briefe sind mit hundertmal mehr Anmut geschrieben; diese Überlegenheit über uns verdanken sie nur dem einen Umstande, dass sie kein Latein wissen.« »Siehst du, hatte ich nicht recht?« rief die Gattin. »Ich will, dass mein Sohn ein geistvoller Mann werde und in der Welt vorwärts komme; wüsste er Latein, so würde er, wie du nun wohl einsiehst, verloren sein: spielt man denn etwa, wenn's beliebt, Schauspiele oder Opern auf lateinisch, verteidigt man sich vor Gericht in einem Prozesse auf lateinisch, liebt man gar auf lateinisch?«

Von diesen Vernunftgründen geblendet, sah der Gatte sein Unrecht ein, und so wurde denn beschlossen, der junge Marquis solle seine Zeit nicht damit verlieren Cicero, Horaz und Vergil kennen zu lernen. Was sollte er aber lernen, denn irgend etwas musste er doch schliesslich wissen: könnte man ihn nicht ein wenig in Geographie unterrichten lassen? »Wozu ihm das wohl nützlich sein sollte!« erwiderte der Hofmeister. »Wenn der Herr Marquis einst auf seine Güter reisen wird, werden dann die Postkutscher die Wege etwa nicht wissen? Gewisslich werden sie ihn nicht in die Irre fahren! Zum Reisen braucht man keinen Quadranten, und von Paris nach der Auvergne gelangt man gar bequem, ohne dass man zu wissen nötig hätte, unter welcher Breite man sich befindet.« »Sie haben recht«, erwiderte der Vater, »aber ich habe von einer schönen Wissenscahft sprechen hören, welche man, glaube ich, Astronomie nennt.« »Es ist ein Jammer!« entgegnete der Hofmeister. »Richtet man

denn in dieser Welt sein Leben nach den Gestirnen, und täte es not, dass der Herr Marquis sich mit der Berechnung einer Finsternis zu Tode quälte, da er sie ja doch genau im Kalender angegeben findet, im Kalender, der ihm ausserdem noch die beweglichen Feste, das jeweilige Alter des Mondes und das Alter sämtlicher Prinzessinnen Europas lehrt?«

Die gnädige Frau war völlig der Meinung des Hofmeisters, der kleine Marquis wusste sich vor Freuden kaum zu lassen, und der Vater blieb unentschlossen. »Was soll meinem Sohne dann aber gelehrt werden?« rief er. »Liebenswürdig zu sein«, antwortete der Freund, den man nun um Rat fragte; »besitzt er erst die Mittel zu gefallen, so kann er alles, und diese Kunst wird er bei seiner Frau Mutter erlernen, ohne dass es weder ihr noch ihm die geringste Mühe kosten soll.«

Auf diese Rede hin umarmte die gnädige Frau den artigen Nichtswisser und sagte zu ihm: »Man sieht es wohl, mein Herr, Sie sind der gelehrteste Mann von der Welt, mein Sohn wird Ihnen seine ganze Bildung zu verdanken haben: dennoch meine ich, es würde nicht schlecht sein, wenn er etwas Geschichte wüsste.« »Ach, gnädige Frau, wozu sollte ihm das wohl frommen?« erwiderte jener. »Angenehm und nützlich ist gewisslich nur die Geschichte des Tages, alle alte Geschichte ist, wie einer unserer Schöngeister [Fontenelle] gesagt hat, nur ein vorsätzlich geglaubtes Märchen, und die moderne ein Chaos, das man nicht zu entwirren vermag: was verfängt es Ihrem Herren Sohn, dass Karl der Grosse die zwölf Pairs von Frankreich eingesetzt, und sein Nachfolger gestottert hat?«

»Wohl gesprochen«, rief der Hofmeister aus, »man erstickt den Verstand der Kinder unter einem Haufen unnützer Kenntnisse. Aber die meiner Meinung nach abgeschmackteste aller Wissenschaften, welche zugleich auch jegliche Art geistiger Kraft am ehesten erstickt, ist die Geometrie. Diese lächerliche Wissenschaft hat Flächen, Linien und Punkte zum Gegenstande, welche es in der Natur nicht gibt: man lässt im Geiste hunderttausend krumme Linien zwischen einem Kreise und einer ihn berührenden geraden Linie hindurchlaufen, obgleich man in der Wirklichkeit nicht einen Strohhalm hindurchschieben könnte. Die Geometrie ist wahrhaftig nur ein schlechter Scherz.« Der gnädige Herr und die gnädige Frau verstanden nicht allzugut, was der Hofmeister sagen wollte, aber sie waren völlig seiner Meinung. »Ein Standesherr wie der Herr Marquis«, fuhr er fort, »soll sich das Hirn in dergleichen eitlen Studien nicht dörren; wenn er eines Tages zur Aufnahme des Planes seiner Güter eines gewiegten Geometers bedarf, so kann er sie für Geld ausmessen lassen, und sollte er das Alter seines in die frühesten Zeiten hinaufreichenden Adels erforschen wollen, so wird er nach einem Benediktiner schicken. Ebenso steht es mit allen Künsten. Ein junger, glücklich veranlagt zur Welt gekommener Standesherr ist weder Maler noch Musiker noch Baumeister noch Bildhauer, aber er bewirkt die Blüte aller dieser Künste, indem er sie durch seine Prachtliebe ermutigt. Zweifelsohne ist es mehr wert sie zu beschützen denn sie auszuüben; es genügt, wenn der Herr Marquis Geschmack besitzen, den Künstlern liegt es ob für ihn zu arbeiten, und hierin hat man vollkommen recht mit dem Worte: Standespersonen (ich meine solche, die sehr reich sind) wüssten alles, ohne etwas gelernt zu haben, weil sie mit der Zeit über alles zu urteilen wissen, was sie bestellen und bezahlen.«

Der liebenswürdige Nichtswisser ergriff darauf das Wort und sagte: »Sie haben sehr fein bemerkt, gnädige Frau, dass das grosse Ziel des Menschen darin besteht in der Gesellschaft Geltung zu erlangen: Aufrichtig, erringt man diesen Erfolg jemals durch die Wissenschaften? Hat man es sich in guten Kreisen jemals beifallen lassen von Geometrie zu sprechen? Fragt man einen Weltmann jemals, welcher Stern heute zusammen mit der Sonne aufginge? Erkundigt man sich bei der Abendtafel, ob Chlodwig der Merowinger den Rhein überschritt?« »Nein, gewisslich nicht,« rief die Marquise von der Hänserich, welche durch ihre Reize bisweilen mit der vornehmen Welt in Berührung gebracht worden war, »mein Herr Sohn soll seinen Geist nicht in dem Studium all dieses Plunders ersticken. Was soll man ihn schliesslich dann aber lehren, denn es ist jedenfalls gut, wenn ein junger Standesherr bei Gelegenheit, wie mein Herr Gemahl sich ausdrückt, zu glänzen vermag. Ich entsinne mich, von einem Abbé sagen gehört zu haben, die angenehmste aller Wissenschaften sei etwas, dessen Namen ich vergessen habe, es fing aber mit einem *H* an.« — »Mit einem *H*, gnädige Frau? Sollte das nicht die Heortologie gewesen sein?« »Nein, von der Wissenschaft hat er mir nicht gesprochen, sie fing, sage ich ihnen, mit einem *H* an und hörte mit einem *ik* auf.« »O, ich hab's, gnädige Frau, es war die Heraldik, das ist in der Tat eine sehr tiefe Wissenschaft, seit man jedoch die Gewohnheit verloren hat sein Wappen auf die Türen seiner Karosse malen zu lassen, ist sie nicht mehr Mode; in einem wohlgeordneten Staatswesen war sie einst das nützlichste Ding von der Welt, heute würde dies Studium übrigens auch endlos sein, denn in unseren Tagen gibt es kaum noch einen Barbier, der nicht sein Wappen hätte — und Sie wissen: alles, was gemein wird, ist wenig geschätzt.«

Schliesslich, nachdem die starken und die schwachen Seiten sämtlicher Wissenschaften untersucht worden waren, wurde beschlossen, der Herr Marquis solle tanzen lernen. Die alles wirkende Natur hatte ihm eine Gabe verliehen, die sich bald mit wunderbarem Erfolge entfaltete: die Gabe gar artig Gassenhauer zu singen. Der Reiz der Jugend, der sich bei ihm mit dieser hervorragenden Begabung paarte, liess ihn als einen jungen Mann erscheinen, der zu den allergrössten Hoffnungen berechtigte. Er ward von den Frauen geliebt, und da es in seinem Kopf über und über von Liedern schwirrte, machte er für seine Geliebten selber welche. Aus dem einen Singspiel stahl er *Bacchus und Amor,* aus einem anderen *Tag und Nacht,* aus einem dritten *Freuden und Leiden,* da seine Verse jedoch immer ein paar Füsse mehr oder weniger hatten als richtig war, liess er sie für zwanzig Franken das Lied verbessern — und so wurde er denn bei der literarischen Jahresernte auf eine Stufe mit einem La Fare, Chaulieu, Hamilton, Sarrasin und Voiture gestellt.

Die Frau Marquise wähnte nun die Mutter eines schönen Geistes zu sein, und so lud sie die Pariser Schöngeister zu Tisch. Der Kopf des jungen Mannes war gar bald verdreht; er erwarb die Kunst zu sprechen, ohne selber ein Wort davon zu verstehen, und vervollkommnete sich in der Gewohnheit ein rechter Taugenichts zu sein. Als sein Vater diese Beredsamkeit an ihm gewahr wurde, bedauerte er heftig ihn nicht Latein lernen gelassen zu haben, denn dann hätte er ihm ein hohes Amt in der Jurisprudenz kaufen können. Die Mutter, welche edlere Empfindungen hegte, nahm es auf sich ihrem Sohne ein Regiment zu verschaffen. Und in der Zwischenzeit lag er der Liebe ob.

Die Liebe ist bisweilen teurer als ein Regiment, und so gab er viel aus, während seine Eltern ihren Beutel noch weit mehr erschöpften, um die grossen Herren zu spielen.

Eine junge altadlige Witwe, ihre Nachbarin, die nur ein mittelmässiges Vermögen besass, wollte sich entschliessen die grossen Reichtümer des Herrn und der Frau von der Hänserich dadurch in Sicherheit zu bringen, dass sie sie sich aneignete und den jungen Marquis heiratete: sie zog ihn in ihr Haus, liess sich anbeten, gab ihm zu verstehen, dass er ihr nicht gleichgültig sei, lenkte ihn behutsam, bezauberte ihn und unterjochte ihn mühelos: bald fütterte sie ihn mit Lob bald mit guten Ratschlägen und ward die beste Freundin des Vaters und der Mutter. Eine alte Nachbarin schlug die Heirat vor, und die Eltern, geblendet von dem Glanz einer solchen Verbindung, schlugen mit Freuden ein: sie gaben ihrer nächsten Freundin ihren einzigen Sohn. Der junge Marquis sollte also eine Frau heiraten, die er anbetete und von der er geliebt wurde; die Freunde des Hauses beglückwünschten ihn, man ging daran den Ehevertrag aufzusetzen und arbeitete unterdessen an den Hochzeitskleidern und dem Hochzeitscarmen.

Als er nun eines schönen Morgens zu den Füssen der reizenden Gattin lag, welche Liebe, Achtung und Freundschaft ihm geben sollten, und beide in zärtlichem und angeregtem Geplauder die Erstlingsblüten ihres Glückes genossen und sich auf die Führung eines gar wonnevollen Lebens vorbereiteten, eilte ganz bestürzt ein Kammerdiener der Frau Mutter herbei: »Ich bringe recht nette Neuigkeiten«, rief er, »Gerichtsdiener räumen das Haus des gnädigen Herrn und der gnädigen Frau aus, alles ist von Gläubigern beschlagnahmt, man spricht sogar von Verhaftung, ich selber will eine beschleunigte Klage einreichen, um zu meinem Lohne zu kommen.« »Wir wollen doch einmal nachsehen«, sagte der junge Marquis, »was denn da los ist, was denn das eigentlich zu bedeuten hat.« »Ja«, sagte die Witwe, »bestrafen Sie diese Schurken. Eilen Sie!« Er läuft hin und gelangt ins Haus . . . . Sein Vater war schon verhaftet, alle Bedienten waren nach allen Richtungen auseinandergelaufen und hatten fortgeschleppt, was ihnen nur irgend möglich gewesen war. Seine Mutter war allein, ohne Beistand, ohne Trost, und schwamm in Tränen, ihr war nichts geblieben als die Erinnerung an ihr Glück, ihre Schönheit, ihre Sünden und an all ihre tolle Verschwendung.

Nachdem der Sohn eine geraume Weile mit der Mutter geweint hatte, sagte er schliesslich zu ihr: »Wir wollen nicht verzweifeln, jene junge Witwe liebt mich über alles, und sie ist noch grossmütiger denn reich, ich bürge für sie; ich will zu ihr eilen und sie herbringen.« Er kehrte also zu seiner Geliebten zurück — und findet sie in traulichem Beisammensein mit einem jungen, recht liebenswürdigen Offizier. »Wie? Sie sind es, Herr von der Hänserich? Was wollen Sie hier? Lässt man denn derart seine Mutter im Stich? Gehen Sie zu der armen Frau und sagen Sie ihr, ich wolle ihr noch immer wohl: ich brauche gerade eine Kammerfrau und würde ihr den Vorzug geben.« »Mein Bürschlein«, sagte der Offizier zu ihm, »du scheinst leidlich gewachsen zu sein, wenn du in meine Kompagnie treten willst, will ich dir einen guten Posten zuschanzen.«

Der Marquis begab sich völlig betäubt mit einem Herzen voller Schmerz und Zorn zu seinem ehemaligen Hofmeister, schüttete sein Leid vor ihm aus und

ging ihn um Rat an. Er schlug ihm vor gleich ihm Kindererzieher zu werden! »Ach, ich weiss ja nichts, Sie haben mich ja nichts gelehrt, Sie sind die erste Ursache meines Unglücks!« Und während er zu ihm sprach, schluchzte er. »Schreiben Sie Romane«, riet ihm ein Schöngeist, der gerade da war, »in Paris ist das eine vorzügliche Hilfsquelle.«

Verzweifelter denn jemals lief der junge Mann zu dem Beichtvater seiner Mutter, einem sehr angesehenen Theatiner, der nur Frauen aus der allervornehmsten Gesellschaft beriet. Sobald er ihn erblickte, eilte er auf ihn zu: »Aber, mein Gott, Herr Marquis, wo ist Ihr Wagen? Wie geht es der verehrten Frau Marquise, Ihrer Mutter?« Der arme Unglücksvogel berichtete ihm von dem Unstern seiner Familie, und in dem Masse in dem er sich näher ausliess nahm der Theatiner eine ernstere, gleichgültigere, überlegenere Miene an: »Mein Sohn, dahin hat Gott euch gewollt, Reichtümer verderben nur das Herz. So hat Gott also Ihrer Mutter wirklich die Gnade angetan sie zur Bettlerin zu machen?« »Ja, Hochwürden!« »Um so besser, sie darf ihres Heiles sicher sein . . .« »Mein Vater aber! Gäbe es inzwischen kein Mittel in dieser Welt Hilfe für ihn zu erringen?« »Mit Gott, mein Sohn, eine Dame vom Hofe erwartet mich.«

Dem Marquis vergingen beinahe die Sinne. Von seinen Freunden wurde er ungefähr ebenso behandelt, und so lernte er in einem halben Tage die Welt besser kennen als in der ganzen übrigen Zeit seines Lebens.

Als er so völlig verzweifelt und niedergeschmettert dastand, sah er eine altmodische Halbkutsche, eine Art gedeckten Henkerkarrens mit Ledervorhängen, herankommen; dahinter fuhren vier ungeheure vollbeladene Bretterkarren; in der Halbkutsche sass ein junger bäurisch gekleideter Mann, er hatte ein rundes, frisches, Gutmütigkeit und Fröhlichkeit atmendes Gesicht; seine kleine, braune, im grossen und ganzen recht angenehme Frau wurde neben ihm gerüttelt. Das Gefährt fuhr nicht so schnell wie der Wagen eines Stutzers: der Reisende fand also vollauf Zeit den regungslosen schmerzversunkenen Marquis zu betrachten. »He! Mein Gott«, rief er, »ich glaube, dort ist Hans.« Bei dem Klang dieses Namens hob der Marquis die Augen, und der Wagen hielt an: »Er ist's, Hans ist's selber!« Der kleine strotzende Mann tat nur einen Sprung und hing am Halse seines alten Kameraden. Hans erkannte Klaas, und Scham und Tränen bedeckten sein Gesicht. »Du hast mich verlassen«, sagte Klaas, »aber du magst ein so vornehmer Herr sei wie du nur willst: ich werde dich immer lieb behalten.« Hans erzählte ihm verwirrt und gerührt und schluchzend einen Teil seiner Geschichte. »Komm mit und erzähle mir das übrige in dem Gasthof, in dem wir ausspannen, umarme meine kleine Frau und iss mit uns zu Mittag«, sagte Klaas.

Sie gingen alle drei zu Fuss vor dem Lastkarren her. »Was hat denn dieser ganze Tross zu bedeuten? Gehört er dir?« »Ja, alles gehört mir und meiner Frau. Wir kommen vom Lande herein. Ich stehe an der Spitze einer guten Fabrik für Kupfer und verzinntes Eisen und habe die Tochter eines reichen Kaufmannes geheiratet, der mit Gerätschaften für Erwachsene und Kinder handelt; wir arbeiten viel, Gottes Segen ruht auf uns, unsere Verhältnisse haben sich nicht geändert, wir sind glücklich, und wir werden unserem Freunde Hans beistehen. Sei kein Marquis mehr, alle Grösse dieser Welt wiegt einen guten Freund nicht auf! Du wirst mit mir aufs Land zurückkehren, ich will

dich das Handwerk lehren, es ist nicht allzu schwer, du wirst mein Teilhaber, und dann wollen wir fröhlich auf dem Fleckchen Erde leben, auf dem wir geboren sind.«

Der bestürzte Hans schwankte zwischen Schmerz und Freude, Zärtlichkeit und Scham, ganz leise sagte er sich: alle meine vornehmen Freunde haben mich verlassen, Klaas, den ich verachtete, Klaas allein kommt mir zu Hilfe. Welche Lehre! Klaasens Seelengüte brachte in Hansens Herz den guten Wesenskern, den die Welt noch nicht erstickt hatte, zum Keimen: er empfand, dass er seinen Vater und seine Mutter nicht im Stich lassen dürfe. »Für deine Mutter werden wir sorgen,« sagte Klaas, »und was den eingesperrten Biedermann, dein Väterchen, betrifft, so kenne ich mich in derlei Sachen ein wenig aus: wenn seine Gläubiger erst einsehen, dass er nichts mehr hat, werden sie sich mit wenigem zufrieden geben.« Klaas brachte es fertig den Vater aus dem Schuldturm zu befreien. Hans kehrte mit seinen Eltern, die ihren ehemaligen Beruf wieder aufnahmen, in seine Heimat zurück, heiratete eine Schwester Klaasens, die ihn sehr glücklich machte, da sie die gleiche Gemütsart wie ihr Bruder besass, und Hans der Vater und die Hänsin die Mutter und Hänschen der Sohn erkannten, dass das Glück nicht in der Eitelkeit läge.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

RUNDSCHAU

OFFENTLICHES LEBEN

Politik / Max Schippel

Reichstag Die Verworrenheit unserer innerpolitischen Verhältnisse hat sich zusehends gesteigert. Der Reichskanzler konnte es zwar am 22. Januar noch ungefährdet ablehnen die sozialdemokratische Interpellation wegen der preussischen Wahlrechtsbewegung im Reichstage überhaupt zu beantworten. Die Blocklinke mühte sich sogar durch ihre Verwahrungen gegen Strassendemonstrationen den Gegensatz zur Sozialdemokratie möglichst wirksam hervorzukehren. Jedoch fühlte man durch alle Auseinandersetzungen deutlich hindurchklingen, dass das Vertrauen zur Regierung unter den stutzig gewordenen Wählern, vor allem Süddeutschlands, aber auch unter den liberalen Führern schwerer erschüttert worden ist als man das im ersten Augenblick offen zugestehen mochte.

Die Verhandlungen in der Kommission für das Reichsvereinsgesetz geben gleichfalls zu lauten volksparteilichen Klagen über die Unzugänglichkeit der Regierung Anlass. Nicht einmal die beantragte, von der Kommissionsmehrheit angenommene Grundbestimmung: dass die Vereins- und Versammlungsfreiheit nur solchen Bestimmungen unterliegen solle, wie sie durch dieses Gesetz vorgeschrieben und zugelassen seien, ferner die freiere Bewegung der Wahlversammlungen und Wahlkomitees, die Erweiterung der normalen Vereins- und Versammlungsrechte auf die Ausländer fanden Gnade vor den Augen der Bundesratsvertreter, die ihrerseits wieder in der Blockrechten Unterstützung erhielten. Dazu ist das Branntweinhandelsmonopol und die Zigarrenbanderolesteuer in greifbarste Nähe gerückt; die letzten Vorbereitungen im Bundesrate gehen ihrem Abschlusse entgegen. Wer wird dann die vielen deutschen Parteigrüppchen noch zusammenhalten können und innerhalb jedes Grüppchens wiederum die mancherlei Köpfe und Sinne?

Nur bei den Flottenbewilligungen kehrt etwas von der alten Blockrauschstimmung zurück. Doch selbst hier sieht man den Schatten des konkurrierenden Zentrums an der Wand, das bei der zweiten Lesung des Flottengesetzes grundsätzlich die neue Vorlage billigte, die Lösung der Deckungsfrage allerdings dem Block grossmütig überliess.

X X

Marokko Die Verhandlungen über die Interpellation Jaurès in der französischen Kammer konnten kaum neue Einblicke gewähren. Mit ihrem Vorschlag die Truppen aus den Positionen zurückzuziehen, die sie infolge einer Überschreitung der Mandatspflichten von Algeciras eingenommen haben, blieben Jaurès und unsere Parteigenossen begreiflicherweise allein. Doch die erdrückende Mehrheit der Kammer betonte in ihrem Vertrauensvotum wenigstens ihre Entschlossenheit »die Akte von Algeciras auszuführen .... ohne Intervention in die inneren Angelegenheiten Marokkos«. Aber die Tatsachen haben seit der Landung französischer Truppen in Casablanca längst über den Rahmen von Algeciras hinausgeführt, sie werden es mit jedem Tage weiter tun. Die freiwillige Rückkehr zu beschränkteren Rechten wäre alsdann für eine bürgerlich-imperialistische Regierung ein Akt heroischer Selbstüberwindung, den kein Kundiger erwarten wird. Das ungehinderte Verbleiben in den vorübergehend errungenen Machtstellungen würde jedoch wahrscheinlich eine Verständigung mit Deutschland voraussetzen, für deren Anbahnung Frankreich bisher sehr wenig getan hat, obwohl viele Voraussetzungen dafür in Deutschland seinerzeit gegeben waren und wohl auch weiter noch gegeben sind. Dazwischen liegt die Politik Delcassé, die sich wieder einmal in der Pariser Deputiertenkammer vernehmlich machte. Deren Gegenstück auf der deutschen Seite wäre jedoch die Neubelebung des Systems von Holstein, das sich alsdann auch noch als Hüter eines international gebilligten Abkommens aufspielen könnte. Aus diesen Gründen wird die Marokkoaffäre noch lange eine allgemeinpolitische Bedeutung für ganz Europa und die Konstellation der Grossmächte behalten.

× ×

Ost- und Nordsee Das neuerdings beliebt gewordene System von internationalen Versicherungen und Gegenversicherungen dürfte sich um ein paar, vielleicht nicht besonders wichtige, aber jedenfalls sehr interessante Fälle bereichern. Nachdem die Neutralität des selbständig gewordenen Norwegen von neuem durch England, Frankreich, Deutschland und Russland gemeinsam anerkannt worden ist, haben Deutschland und Russland gemeinsam mit Schweden eine Vereinbarung über den *status quo* gesucht; ähnliche Verträge mit und über Dänemark dürften sich anschliessen. Ferner hat die deutsche Regierung der englischen Vorschläge unterbreitet die gegenwärtigen Machtverhältnisse in der Nordsee anzuerkennen und zu schützen. Bestimmtere Nachrichten über die Einzelheiten des Planes liegen noch nicht vor. Doch wird Deutschland mindestens den einen Vorteil von seiner Initiative haben, dass man ihm nicht mehr so leicht Angriffs- und Annexionsgelüste gegenüber Holland unterstellen kann.

× ×

Japan und Kanada Herr Lemieux, der kanadische Bevollmächtigte, ist aus Japan zurückgekehrt, und nach seiner Parlamentsrede scheint eine leidliche Verständigung in der Einwanderungsfrage erzielt zu sein. Ein bedingungsloses Einwanderungsverbot bezeichnet Lemieux als ausgeschlossen, weil alsdann Japan alle bestehenden Handelsvertragsverhältnisse, sehr zum Nachteile Kanadas, für hinfällig erklären würde. Dagegen wünscht Japan selber, einmal, um seine heimische Produktion rascher zu entwickeln, dann, um in Korea und der Mandschurei sich fester einzunisten, keineswegs einen starken Bevölkerungsabfluss nach den Zwischeninseln im Stillen Ozean und nach der Westküste Amerikas, weder nach Kalifornien noch nach Kanada. Japan verspricht demnach aus eigener Initiative dem Abstrom nach Kanada Einhalt zu gebieten und, wenn nötig, sogar der Zwischeneinwanderung nach Hawai, ein Ende zu bereiten. Dafür soll sich Kanada zu einem energischeren Schutze der bereits im Lande befindlichen, vielfach so gut wie ausserhalb des Gesetzes gestellten Japaner aufraffen und verpflichten, so dass wenigstens nach dieser Richtung dem Selbstgefühl des emporstrebenden gelben Volkes eine Genugtuung winkt.
Offenbar hat sich dadurch, in Unterhandlungen mit dem befreundeten England und Kanada, Japan selber die Linie vorgezeichnet, auf der es alsdann, ohne dass von Einschüchterung gesprochen werden kann, mit den Vereinigten Staaten eine zweite Vereinbarung treffen wird. Auch die jüngste Botschaft des Präsidenten Roosevelt stellt einen ähnlichen Ausweg in Sicht.

× ×

Kurze Chronik Der neue australische Zolltarif mit seiner wesentlichen Steigerung der Zölle und seinem Fortbestand der eng-

-disch-kolonialen Vorzugsbehandlung ist zur Annahme gelangt. × Dem amerikanischen Senat wurde das deutsch-amerikanische (*North*-) Handelsabkommen zur Genehmigung vorgelegt. × Auch eine Vereinbarung mit Frankreich, das die Deutschland bereits zustehenden niedrigeren Schaumweinzölle erhält, ist am 28. Januar unterzeichnet worden. × Der König und der Thronfolger von Portugal wurden am 1. Februar von einer Anzahl Bewaffneter erschossen. × In der Kapkolonie hat das burenfreundliche Element nach einem grossen Wahlsieg die Leitung übernommen.

× ×

Literatur Die Wahlrechtsagitationen fördern naturgemäss eine reichhaltige Literatur, zum Teil auch von bleibendem Werte, zu tage. Der sächsische Wahlgesetzentwurf, vor allem das Pluralstimmrecht und die Stellungnahme der Regierung und der bürgerlichen Parteien erfährt eine lebendige und vernichtende Kritik in Dr. Georg Gradnauers *Gegen das neue Wahlunrecht!* /Dresden, Kaden/, dem Wiederabdruck einer im *Trianon* gehaltenen Rede. × Mehr statistisch, aber sehr eindrucksvoll werden die schreienden Ungerechtigkeiten des preussischen Landtagswahlsystems, das Missverhältnis zwischen den verschiedenen Provinzen, dann abermals zwischen den einzelnen Wahlkreisen der selben Provinz, ferner vor allem die ungünstige Stellung der grossen Städte vom Rechtsanwalt Rich. Otto Wolff-Stettin behandelt in einer Broschüre *Die Notwendigkeit einer Neueinteilung der preussischen Landtagswahlkreise* /Stettin, Bauchwitz/. × Bei den *Erwägungen* der preussischen Regierung dürfte zwar die berufsständische Wahl und Vertretung kaum eine grosse Rolle spielen. Immerhin lohnt es sich, zur Kenntnisnahme einer meist in konservativen Kreisen vorhandenen Strömung, Dr. Erich Leos Schrift *Wahlrecht und Berufsstände* /Berlin, Walther/ zu lesen. Dr. E. Leo denkt sich die Verteilung der 450 preussischen Mandate folgendermassen:

I. Landwirtschaft usw.: 180, davon	
dem grossen und mittleren Besitz	90
dem Kleinbesitz und den ländlichen Arbeitern	90
II. Industrie, Bergbau, Handel und Gewerbe: 180, davon	
Unternehmer und Grosshändler	60
kaufmännischer und gewerblicher Mittelstand	60
Lohnarbeiter usw.	60
III. Beamte und freie Berufe: 90, und zwar bei einer Trennung:	
höhere Beamte und akademische Berufe usw.	60
mittlere und untere Beamte (Beamtenmittelstand)	30

Man sieht, welche verwickelten Projekte ausgeheckt werden, nur um dem fatalen Schicksal einer wirklichen, dauernd aufrecht zu erhaltenden Wahlreform zu entgehen.

Gewerkschaftsbewegung / Ernst Deinhardt

Rückblick auf das Jahr 1907 Das Jahr 1907 hat den deutschen Gewerkschaften wieder grosse Fortschritte gebracht. Zwar hat die Mitgliederentwickelung der Gewerkschaften sich nicht derart günstig gestaltet wie in den letzten Jahren, doch war ja vorauszusehen, dass es in dem stürmischen Tempo der Jahre 1906 und 1907 nicht weiter gehen werde. So ist die voraussichtliche Mitgliederzunahme von 150 000, mit der das *Korrespondenzblatt* rechnet, doch immerhin noch ein recht erfreulicher Gewinn. Wenn damit auch nicht die zweite Million an Mitgliedern erreicht ist, so werden die Gewerkschaften an Mitgliedern doch nicht weit hinter dieser Zahl zurückbleiben, und schon im 1. Quartal 1908 dürfte sie erreicht werden. Am grössten dürfte die Mitgliederzunahme auch diesmal wieder bei den Metallarbeitern sein, die wohl mit einem Mehr von 35 000 Mitgliedern zu rechnen haben, die Maurer hatten rund 10 000 Zunahme, ähnlich günstig war die Entwickelung bei den Textilarbeitern, Fabrikarbeitern, Bauarbeitern und Handels- und Transportarbeitern, wenn auch die Plusziffern in diesen Organisationen hinter denen des Jahres 1906 zurückbleiben. Von grösseren Gewerkschaften haben auch die Zimmerer und Buchdrucker Fortschritte erzielt, dagegen ist bei den Holzarbeitern ein kleiner Mitgliederrückgang eingetreten. Soweit bekannt, haben die Gemeindearbeiter und die Maschinisten und Heizer je um 3000, die Buchdruckereihilfsarbeiter um 3500, die Stukkateure um 250 Mitglieder zugenommen.

Auch im Jahre 1907 haben die deutschen Gewerkschaften in Ausnutzung der noch günstigen Wirtschaftslage eine umfangreiche Lohnbewegung geführt, und ihre wirtschaftlichen Erfolge dürften nur wenig hinter denen des Jahres 1906 zurückbleiben. Und das, obwohl sie auch wieder eine Reihe grösserer Aussperrungen abzuwehren hatten. Die Gewerkschaften

haben sich in diesen Machtkämpfen glänzend bewährt, ungeschwächt, zum Teil sogar als Sieger gehen sie aus diesen Kämpfen hervor. Die Aussperrungen haben sich sogar gewerkschaftsfördernd erwiesen, insoweit sie die Gewerkschaften veranlassten die Beiträge zu erhöhen und die Organisation weiter auszubauen. Wesentlich darauf ist es mit zurückzuführen, dass die Finanzkraft der Gewerkschaften auch im Jahre 1907 gestärkt worden ist, dass auch die Konzentration der Gewerkschaften weitere Fortschritte gemacht hat. Denn drei kleinere Verbände haben sich grösseren Berufsorganisationen angeschlossen, in zahlreichen anderen Gewerkschaften wird die Verschmelzungsfrage rege diskutiert. Auch der innere Ausbau der Gewerkschaften hat gute Fortschritte gemacht. So gehen die Gewerkschaften neu gekräftigt ins neue Jahr, das ihnen wieder grosse Aussperrungen und, infolge der Wirtschaftskrise, zahlreiche andere Schwierigkeiten bringen dürfte.

Die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine haben sich auch im Jahre 1907 recht ungünstig entwickelt. Dagegen dürften die christlichen Gewerkschaften wieder Fortschritte gemacht haben.

× ×

Konferenz der Gewerkschaftsvorstände Am 16. und 17. Dezember fand in Berlin die 5. Konferenz der Vertreter der Gewerkschaftsvorstände statt. Beschlossen wurde in erster Linie die Dauer der gewerkschaftlichen Unterrichtskurse künftig auf 6 Wochen zu bemessen statt bisher 5 Wochen, um eine bessere Ausbildung zu erzielen. Hinsichtlich der Organisation der Land- und Waldarbeiter kam die Konferenz zu dem Ergebnis den Zusammenschluss dieser Arbeiterkategorieen zu einer selbständigen Organisation zu empfehlen. Auch über die Maifeier wurde wieder verhandelt. Bekanntlich hatte der Parteivorstand vom letzten Parteitag den Auftrag bekommen mit der *Generalkommission* eine Regelung der Unterstützung der infolge der Maifeier Gemassregelten herbeizuführen. Den seitens der *Generalkommission* unterbreiteten Vorschlägen stimmte die Konferenz zu, und sie erklärte ihr Einverständnis zu einer endgültigen Regelung der Frage mit dem Parteivorstand. Von einer Änderung der in Köln beschlossenen Resolution betreffend Streikunterstützung in grösseren Machtkämpfen soll zunächst abgesehen werden. Beschlossen wurde die Veranstaltung einer Statistik über die tatsächliche Arbeitszeit in den einzelnen Berufen und Orten in Deutschland seitens der Gewerkschaften. Für eine fortlaufende Statistik der geltenden Tarifverträge sagten die Gewerkschaften dem Reichsstatistischen Amt ihre Mitwirkung zu. Um der mit jedem Jahre mehr an Umfang und Bedeutung gewinnenden gewerkschaftlichen Literatur besser Eingang in den Buchhandel zu verschaffen, sollen die Gewerkschaften künftig einen Teil ihrer Schriften der Verlagsbuchhandlung *Vorwärts* in Kommissionsverlag geben. In Sachen des dem Reichstag vorgelegten Entwurfs eines Vereinsgesetzes waren die Gewerkschaftsvertreter einstimmig der Meinung, dass, solange nicht die reaktionären Einschränkungen der freien Vereins- und Versammlungstätigkeit aus der Vorlage ausgeschieden seien, diese entschieden bekämpft werden müsse. Um die rasche Verbreitung zuverlässiger gewerkschaftlicher Mitteilungen, besonders bei Streiks und Aussperrungen zu ermöglichen, soll das von der sozialdemokratischen Partei geplante Nachrichtenbureau von den Gewerkschaften in Anspruch genommen und gefördert werden. Um ein besseres Zusammenarbeiten der Gewerkschaften mit den Genossenschaften anzubahnen, wurde die *Generalkommission* beauftragt bis zum diesjährigen Gewerkschaftskongress mit dem *Zentralverband deutscher Konsumvereine* feste Vereinbarungen im Sinne der vom Kölner Gewerkschaftskongress aufgestellten Forderungen der Gewerkschaften an die Genossenschaften zu treffen. Endlich wurde noch die vorläufige Tagesordnung des diesjährigen Gewerkschaftskongresses zu Hamburg aufgestellt, die aber noch nicht veröffentlicht worden ist.

× ×

Baugewerbe In diesem Jahre dürfte es im Baugewerbe zu einem von den Scharfmachern langer Hand vorbereiteten Machtkampf kommen, wie er gleich umfangreich selbst in diesem Gewerbe noch nicht zu verzeichnen gewesen ist. Die Bauarbeitergewerkschaften waren ja seit Jahren schon davon unterrichtet, dass im Jahre 1908 ein grosser Coup geplant war. Die Vorgänge der letzten Monate lassen über die guten Absichten der organisierten Unternehmer keinen Zweifel mehr zu. Wie aus einem im *Grundstein* veröffentlichten Geheimprotokoll hervorgeht, hat der *Arbeitgeberbund für*

das deutsche Baugewerbe, die bedeutendste Unternehmerorganisation des Gewerbes, am 21. Oktober eine ausserordentliche und streng vertrauliche Generalversammlung in Berlin abgehalten, wo ein Aktionsplan für die Machtkämpfe gegen die Gewerkschaften beraten worden ist. Beschlossen wurde sämtliche Verträge, die im Jahre 1908 ablaufen, am 30. November 1907 zu kündigen und neue Verträge nur bis zum 31. März 1910 abzuschliessen. Sämtliche Verträge sollen nach einem einheitlichen Vertragsentwurf abgeschlossen werden, ferner sollen Arbeitszeitverkürzungen unter 10 Stunden und allgemeine Lohnerhöhungen nicht zugebilligt werden. Im Sinne dieser Beschlüsse sind am 30. November denn auch von zirka 80 Unterverbänden der Unternehmer die Verträge gekündigt und neue Tarifvorlagen den Gewerkschaften zugeschickt worden, die im Sinne der oben wiedergegebenen Beschlüsse der Bundestagung abgefasst sind. Danach sind Verbesserungen der Arbeitsverhältnisse nahezu ausgeschlossen, dagegen werden den Arbeitern in der Lohnfrage erhebliche Verschlechterungen zugemutet. Beispielsweise sollen die Minimallöhne schlechthin in Wegfall kommen. Das ganze Vorgehen der Unternehmer kann von den Arbeitern nur als eine brutale Herausforderung aufgefasst werden. Nach dem Verhalten der Unternehmerorganisationen ist ein schwerer Kampf unvermeidlich. Die Bauarbeiter sind gut gerüstet, sie verfügen über finanzkräftige Organisationen, die den wirtschaftlichen Kampf bisher mit grosser Auszeichnung und mit glänzendem Erfolg geführt haben. Sie werden auch jetzt dafür zu sorgen wissen, dass die Bäume der Scharfmacher im Baugewerbe nicht in den Himmel wachsen. Für den Kampf kommt in der Hauptsache das Ruhr- und Rhein-Maingebiet in betracht.

× ×

Holzindustrie Auch von den Unternehmerorganisationen der Holzindustrie ist für dieses Jahr wieder eine Machtprobe gegen die organisierten Arbeiter geplant. Zwischen den Vorständen des *Arbeitgeberschutzverbandes für das Holzgewerbe* und den in Betracht kommenden Holzarbeitergewerkschaften waren bereits Anfang November des letzten Jahres in Kassel Verhandlungen über die künftige Regelung des Tarifverhältnisses in der Holzindustrie geführt worden. Es handelte sich in der Hauptsache um eine Klasseneinteilung der Städte bezüglich der Arbeitszeit. Die von dem Holzarbeiterverband vorgeschlagenen Grundsätze über die Regelung der Arbeitszeit, die als nächstes Ziel einer Tarifvereinbarung die schliessliche Durchführung des Neunstundentages bezeichnen, wurden von dem *Arbeitgeberschutzverband* im Prinzip akzeptiert. Dagegen wurde von der geplanten Klasseneinteilung der Städte hinsichtlich der Arbeitszeit zunächst abgesehen. Schon in Kassel wurde von den Unternehmern unverholen zugegeben, dass von ihrer Seite beabsichtigt sei sämtliche im Jahre 1908 ablaufende Verträge zu kündigen, um den Abschluss eines einheitlichen Vertrages analog dem im Jahre 1907 abgeschlossenen herbeizuführen. In der zweiten Dezemberwoche fanden dann im Berliner Rathause Verhandlungen zwischen Arbeiter- und Unternehmervertretern jener Städte statt, deren Verträge im April 1908 ablaufen. Irgend welches Ergebnis hatten diese Verhandlungen nicht. Die Unternehmer traten hier wieder sehr scharfmacherisch auf und verlangten, besonders im Hinblick auf die Krise, von den Arbeitern Zugeständnisse, die diese ihnen niemals gewähren konnten. Offenbar war es den Unternehmern um eine schnelle Einigung gar nicht zu tun, sie erhoffen alles von der mit Jahresbeginn stärker einsetzenden Arbeitslosigkeit. Mittlerweile haben die Unternehmer an 20 Städten die Verträge gekündigt, die am 1. April ablaufen, nachdem drei vorher ablaufende Verträge von den Arbeiterorganisationen gekündigt worden waren. Über die Erneuerung der Verträge werden jetzt in den einzelnen Orten Verhandlungen geführt, von denen erst die in Stuttgart abgeschlossen worden sind. Ob es in den übrigen Orten wie in Stuttgart zu einer Einigung kommen wird, ist noch sehr die Frage, das schliessliche Ende der Sache wäre dann wieder, wie im Jahre 1907, eine Aussperrung auf der ganzen Linie. Einstweilen kann man noch hoffen, dass die Unternehmer, durch ihre vorjährigen Erfahrungen gewitzigt, genügend Entgegenkommen zeigen werden, um den Kampf vermeidlich zu machen. Nach Abschluss der örtlichen Vertragsverhandlungen findet übrigens in Leipzig wieder eine Verhandlung der Vorstände der beteiligten Verbände statt, um über die noch bestehenden Konfliktsfragen zu verhandeln; ferner soll dann unter dem

Vorsitz des ehemaligen Handelsministers Freiherrn von Berlepsch eine von den Unternehmern und Arbeitern in Görlitz, Dresden, Leipzig, Kiel und Düsseldorf gewählte 10gliedrige Schiedskommission zusammentreten, um über die Arbeitszeit in den Vertragsorten zu entscheiden. Auf die Entwickelung der diesjährigen Tarifbewegung in der Holzindustrie kann man jedenfalls sehr gespannt sein.

× ×

Dienstbotenorganisation Über die Frage der Dienstbotenorganisation ist es Anfang November zwischen den Gewerkschaften und der Leitung der sozialistischen Frauenbewegung zu recht unangenehmen Auseinandersetzungen gekommen. Bekanntlich ist seit Jahren schon von Nürnberger gewerkschaftlichen Kreisen aus der Versuch gemacht worden eine gewerkschaftliche Organisation auch für die Dienstboten zu schaffen (vergl. *Sozialistische Monatshefte*, 1907, 2 Band, pag. 794). Die Organisationsversuche hatten Erfolg, so dass unter tätiger Mitwirkung nicht zuletzt der Leiterin des Nürnberger Vereins, der Arbeitersekretärin Genossin Grünberg, in einer ganzen Reihe von Grossstädten Dienstbotenvereine gegründet wurden. In diese Bewegung griffen naturgemäss auch die Leiterinnen der sozialdemokratischen Frauenbewegung ein, in einigen Orten war sogar die Gründung von Dienstbotenorganisationen einzig ihrer Initiative zu danken. Über diese Mitarbeit konnte man nur Freude empfinden. Weniger erfreulich war aber der Versuch der Leitung der sozialdemokratischen Frauenbewegung die Dienstbotenbewegung der politischen Bewegung gewissermassen einzugliedern. Von der Vertrauensperson der politisch organisierten Genossinnen wurde nämlich eine ausserordentliche Frauenkonferenz auf den 18. November nach Berlin einberufen, die sich ganz ausschliesslich mit der Frage der Dienstbotenorganisation beschäftigen sollte. Trotz des Protestes der *Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands*, die entschieden die Auffassung vertrat, es sei der Sache nicht zuträglich, wenn sie zu einer Angelegenheit der politischen Frauenbewegung gemacht werde, und obgleich sich die gewerkschaftlichen Leiter der Dienstbotenbewegung von der Veranstaltung fernhielten, hat die Konferenz doch stattgefunden. Sie hat eine 5gliedrige Kommission mit dem Sitz in Hamburg eingesetzt, welche die Zentralisation der Dienstbotenvereine in die Wege leiten und die Schaffung eines einheitlichen Dienstbotenorgans ermöglichen soll.

× ×

Zweiter deutscher Arbeiterkongress Ein *zweiter deutscher Arbeiterkongress* fand Ende Oktober in Berlin statt, auf dem sich wieder wie auf dem *ersten* im Jahre 1903 die christlichen und antisemitischen Arbeiter- und Beamtenorganisationen ein Stelldichein gaben. Die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine waren zum lebhaften Bedauern der reaktionären Presse wieder nicht vertreten. Sie lehnen es ab mit dieser konservativ-antisemitisch-ultramontan-reaktionären Gesellschaft gemeinsame Sache zu machen um ihr ohnedies geringes Ansehen bei den Massen nicht noch gänzlich einzubüssen. Wie aus den Äusserungen der Kongressleitung übrigens hervorging, wären auch die Hirsch-Dunckerschen schon in Frankfurt a. M. unter gewissen Bedingungen bereit gewesen sich an dem Kampfe zu beteiligen, doch fanden sie bei den christlichen Vereinigungen nicht das nötige Entgegenkommen, so dass der von der *Gesellschaft für soziale Reform* ausgeheckte Plan eine Phalanx der antisozialdemokratischen Arbeitervereine zu schaffen sich nicht verwirklichen liess. Freiherr von Berlepsch, der Leiter der *Gesellschaft für soziale Reform*, erklärte übrigens in Berlin, dass er auch weiter den *ehrlichen Makler* zwischen christlichen und Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen machen werde.

Auf dem Kongress, der selbst von der Naumannschen *Hilfe* als eine Zusammenkunft der »Schutztruppe der Reaktion« bezeichnet wurde, sollen 1 124 138 Arbeiter vertreten gewesen sein, und zwar rund 300 000 christliche Gewerkschafter, 220 000 organisierte Handlungsgehilfen und Beamte und 600 000 Mitglieder konfessioneller Arbeitervereine. Die Zahlen sind stark nach oben abgerundet, aber immerhin dürften rund ¾ Mill. christlich-nationaler Arbeiter vertreten gewesen sein.

In der Eröffnungssitzung hielt neben je einem Abgeordneten des Zentrums, der Antisemiten und der Konservativen der Staatssekretär im Reichsamt des Innern, Herr von Bethmann-Hollweg, eine Rede, die inhaltlich nicht viel bot, bei den Kongressteilnehmern aber helle Begeisterung auslöste. Die von der Kongressleitung am nächsten Tage hervorgehobene Tatsache, dass von den in Frankfurt an die Gesetzgebung formulierten Forderungen

auch nicht eine verwirklicht sei, konnte diese Begeisterung nur wenig eindämmen. Verhandelt wurde über sozialpolitische Tagesfragen aller Art, doch dürften diese Verhandlungen nur von geringem Einfluss auf die Arbeiterbewegung sein, da es den Kongressmitgliedern an der nötigen Konsequenz fehlt wichtigen sozialpolitischen Forderungen der Arbeiterschaft Nachdruck zu verleihen. So dürfte auch dieser Kongress lediglich ein Alltagsereignis bleiben, dem jede grössere Bedeutung mangelt.
Eine Kongressabordnung wurde übrigens vom Reichskanzler Fürsten Bülow empfangen und von diesem mit schönen Redensarten abgespeist. Von weiteren Taten und Erfolgen der Kongressmacher hat man bisher nichts gehört.
Im Lager der christlichen Gewerkschaften macht sich schon einige Enttäuschung über die geringen Erfolge dieser Tagung bemerkbar.

× ×

England Im Dezemberheft der *Labour Gazette* wird eine Übersicht über die Entwickelung der englischen Gewerkschaften im Jahre 1906 gegeben. Danach existierten Ende 1906 1161 Gewerkvereine mit einem Gesamtmitgliederstand von 2 106 283. Das bedeutet gegen 1905 eine Zunahme von 10,1 %, gegen 1897 von 27,7 %. Von den Mitgliedern waren 162 453 oder 7,7 % weibliche. Die grösste Mitgliederzunahme hatten die Bergarbeiter mit 73 000 Mitgliedern oder 15,3 %, dann folgten die Textilarbeiter mit 36 000 oder 13,8 % und die Eisenbahnbeamten mit 19 000 oder 23,7 %. Auch in der Metallindustrie war ein Zuwachs von 22 000 Mitgliedern oder 6,4 % zu verzeichnen.
Die 100 wichtigsten Gewerkschaften, die 1 273 995 (1905 1 189 707) Mitglieder hatten, verzeichneten Einnahmen in Höhe von 46 883 140 (44 234 660) M., Ausgaben 39 173 520 (41 290 700) M. und an Vermögen 103 970 720 (96 261 100) M. Der Rückgang der Ausgabeziffer ist auf den Rückgang der Arbeitslosigkeit und der damit bedingten Einschränkung der Ausgaben an Arbeitslosenunterstützung zurückzuführen. Auf den Kopf des Mitglieds berechnet beliefen sich im letzten Jahre die Einnahmen auf 36,80, die Ausgaben auf 30,75 und der Vermögensbestand auf 81,60 M.
Anfang November wurde die öffentliche Meinung in England durch eine Bewegung der Eisenbahner in nicht geringe Aufregung versetzt. Die Eisenbahnangestellten hatten an die Eisenbahngesellschaften seit längerer Zeit schon Forderungen auf kürzere Arbeitszeit und höhere Löhne sowie auf Anerkennung ihrer Organisation gestellt, als welche in der Hauptsache die 100 000 Mitglieder zählende *Amalgamated Society of Railway Servant* in betracht kam. Die Bahngesellschaften lehnten ein Eingehen auf diese Forderungen und besonders entschieden die Anerkennung der Gewerkschaft ab. Ein Streik schien unvermeidlich; mit grosser Mehrheit war der Kampf von den Eisenbahnern beschlossen, und sie hatten die öffentliche Meinung durchaus auf ihrer Seite. Auch die Gesellschaften hatten sich auf einen Kampf vorbereitet. Da kam es durch Vermittelung des Handelsministers Lloyd George zwischen den Gesellschaften und den Eisenbahnern zu einer Verständigung. Zwar wird durch das getroffene Abkommen die Gewerkschaft nur mittelbar anerkannt, doch bedeutet die Vereinbarung insofern einen Erfolg für die Angestellten, als über die Gestaltung ihrer Lage die Gesellschaften künftig nicht mehr einseitig entscheiden können, sondern Schlichtungskommissionen hierfür gebildet werden, in die die Eisenbahner wie die Gesellschaften ihre Vertreter zu entsenden haben.

× ×

Italien In der italienischen Gewerkschaftsbewegung ist es zu einer Spaltung gekommen, die von bedeutungsvollem Einfluss auf die fernere Gestaltung der Verhältnisse in Italien sein und werden dürfte. Bei den gegensätzlichen Strömungen, die die italienische Gewerkschaftsbewegung beherrschen, war diese Spaltung auf die Dauer unvermeidlich. Den äusseren Anlass dazu boten die Vorgänge nach dem grossen Mailänder Generalstreik im Oktober 1907. Es ist darüber bereits in der Rubrik *Sozialistische Bewegung* (in diesem Bande, pag. 58-59) berichtet worden. Die Syndikalisten haben eine Gegenorganisation gegen die *Confederazione del Lavoro*, die Zentralkommission der (reformistischen) Gewerkschaften gegründet. Den an sie angeschlossenen Verbänden und Berufsgruppen soll die grösste Autonomie und die vollständige Freiheit der Initiative des Widerstandes vorbehalten bleiben: die bekannten Grundsätze, wie sie von Anarchisten gegenüber den auf sozialistischem Boden stehenden Gewerkschaften immer ver-

treten worden sind. Auch hier handelt es sich denn auch um nichts weiter als um eine Auflehnung der Anarchisten gegen eine festgefügte gewerkschaftliche Organisation.

Man kann die italienischen Gewerkschafter, die sich seit Jahren schon bemühen leistungsfähige, starke gewerkschaftliche Organisationen zu schaffen zu dieser Sezession nur beglückwünschen. Denn es wird ihnen jetzt, nun sie von dem syndikalistischen Ballast befreit sind, viel leichter sein vorwärts zu kommen als früher, wo sie in den eigenen Organisationen immer gegen den Widerstand der Syndikalisten anzukämpfen hatten. Und der Syndikalismus, auf sich selbst gestellt, dürfte bald an seiner organisatorischen Unfähigkeit zu grunde gehen.

× ×

Kurze Chronik Der langjährige verdiente Hauptkassierer des Textilarbeiterverbandes, Georg Treue, ist am 5. Januar in Berlin im Alter von 47 Jahren gestorben. × In der Krefelder Textilindustrie kam es vor Weihnachten wieder einmal zu einem ernsten Arbeitskonflikt. Weil ihnen eine geringfügige Lohnerhöhung von den Unternehmern abgelehnt worden war, stellten Anfang Dezember die Seidenstoffweber in 4 Betrieben die Arbeit ein. Darauf kündigten die Unternehmer zirka 13000 Textilarbeitern. Der Kampf hatte bereits grössere Dimensionen angenommen, wurde aber bald von den Gewerkschaften infolge der Ungunst der Lage abgebrochen. × Das *Schuhmacherfachblatt*, das Organ des Schuhmacherverbandes hat eine Auflage von 40000 erreicht. × In Bremen wurde am 24. November das neue Gewerkschaftshaus eingeweiht. × Der Organisationsvertrag im Buchdruckgewerbe ist erheblich modifiziert worden. Nach der neuen Fassung des § 4 des Vertrages sind die Mitglieder des *Deutschen Buchdruckervereins*, der Prinzipalsorganisation, gehalten nur tariftreue Gehilfen zu beschäftigen, während sie nach der alten Fassung dieses Paragraphen nur Mitglieder des *Verbandes der deutschen Buchdrucker* beschäftigen durften. Die Änderung machte sich in Rücksicht auf den *Gutenbergbund* erforderlich, der um Aufnahme in das Organisationsvertragsverhältnis nachsuchte, welcher Aufnahme durch die Änderung des Vertrages begegnet wurde. × Eine am 22. November in Hannover abgehaltene Konferenz der Verbände der Bäcker, Brauer, Fleischer und Müller hat der Errichtung eines Nahrungsmittelindustrieverbandes im Prinzip zugestimmt. × Aus praktischen Gründen wollen sich die Berliner und Charlottenburger Gewerkschaftskartelle demnächst verschmelzen. × Am 30. und 31. tagte in Leipzig eine vom Holzarbeiterverband einberufene, stark besuchte Drechslerkonferenz, die sich in der Hauptsache mit Fragen der Organisation und Agitation beschäftigte.

WISSENSCHAFT

Philosophie / Franz Staudinger

Weltanschauung Eine *Einführung in die Philosophie* hat Raoul Richter geschrieben (in der Sammlung *Aus Natur und Geisteswelt* /Leipzig, Teubner/). Es ist eine Reihe von 6 Vorträgen über 1. Wesen der Philosophie als Streben nach dem notwendigen Zusammenhange alles Seienden, 2. das Erkenntnisproblem der Übereinstimmung von Denken und Erfahrung respektive der Evidenz, 3. das Wirklichkeitsproblem, das metaphysisch nach 4 Richtungen als Materialismus und Idealismus, Dualismus und Monismus auseinandergeht, und 4. das Wertproblem, welches in der Sehnsucht nach nicht dogmatischer Moral und Religion gipfelt. Das alles ist schön gegeben. Es bleibt nur die Frage, ob Richter nicht doch nach Einsicht in diese 4 methaphysischen Grundmöglichkeiten — die er genau ebenso unterscheidet wie ich in meinen *Sprüchen der Freiheit* — auf Metaphysik zu gunsten methodischer Erkenntnis hätte verzichten müssen. Er sagt, es sei eine Schande, dass man sich durch den nie ausgehenden Atem persönlicher Herzenswünsche die Atmosphäre der unpersönlichen Erkenntnis verunreinige; aber das ist vielleicht eine ziemlich unpersönliche *Schande*, deren tiefere Gründe auf sozialem Boden liegen.

J. Petzoldt (*Das Weltproblem von positivistischem Standpunkte aus* /Leipzig, Teubner/) betrachtet das Weltproblem aus den Gesichtspunkten von Mach und Avenarius, zu denen er noch den doch wohl mehr idealistischen Schuppe rechnet. Er sieht von einem Standpunkt, der von der kühnen, wenn auch durch die Autorität Goethes gestützten Behauptung ausgeht, man könne mit dem selben Recht, mit dem man sage, alle Eindrücke seien innere Existenzen, auch sagen, alle Eindrücke seien äussere

Existenzen. Damit ist geleugnet, dass das grundlegende Erkenntnisproblem in der Frage besteht, wie die Welt unserer Vorstellung eine Welt äusserer Dinge bedeuten kann. Leugnet man diese Beziehung, so wird das Erkenntnisproblem ebenso gründlich beseitigt wie mit der idealistischen Verflüchtigung in das *Bewusstsein überhaupt.* Trotz dieser grundsätzlichen methodischen Differenz, in der ich zum Verfasser stehe, muss ich anerkennen, dass diese Schule in der Bearbeitung des Ursachs- und Substanzbegriffs vielleicht ganz richtige Bahnen einschlägt. Petzoldts Büchlein ist jedenfalls sehr interessant, anschaulich und lesenswert.

Auf den Streit der heutigen Weltanschauungen gehen die folgenden Bücher ein: auf der einen Seite *Der Monismus, dargestellt in Beiträgen seiner Vertreter,* herausgegeben von Arthur Drews /Jena, Diederichs/, dem der kleine, in ähnlichem Geist gehaltene Bericht Dr. Richard Burdinskis über die im letzten Jahre in Berlin abgehaltene Diskussion mit dem Jesuitenpater Wasmann (*Kampf um die Weltanschauung in Berlin* /Berlin, Rosenbaum & Hart/) angeschlossen werden könnte; auf der anderen das Buch des Kieler Professors J. Reinke *Die Natur und wir* /Berlin, Paetel/, neben das Lic. Dr. Theodor Simons *Entwickelung und Offenbarung* /Berlin, Trowitzsch/ gestellt werden kann. Wenn man sich einmal zu dem Standpunkt durchgerungen hat, dass alle und jede metaphysische Bemühung, heisse sie nun der Quantität nach monistisch oder dualistisch oder der Qualität nach idealistisch oder materialistisch, keinerlei Berechtigung hat, so wird man diese Streitigkeiten ein wenig derart betrachten, wie man den Kampf der Geister in den Lüften in der Hunnenschlacht ansieht. Wir haben eben praktisch tatsächlich einen in Raum und Zeit sowie intensiv für uns unabschliessbaren Zusammenhang sich verändernder Mannigfaltigkeiten, darin wir selbst uns mit unseren Vorstellungen mitten inne sehen, obwohl wir andererseits von dieser ganzen Welt nur in uns durch unsere Vorstellungen wissen. Das ist das Gemeinsame, und von dieser Tatsächlichkeit, nicht von einem einseitig in die Unendlichkeit projizierten Spinnenfaden müssen wir meines Erachtens ausgehen und methodisch wissenschaftlich in allmählichem Fortschritt weiter in dessen Verbindungen eindringen. Wenn wir dabei gestehen müssen, dass wir von all dem metaphysischen Spuk nichts wissen, so haben wir auch unser Urteil über obige Bücher gesprochen, soweit sie prinzipiell zu betrachten sind. Wenn Drews in seinem Sammelwerke in der ersten Abhandlung über die *Arten des Monismus* ganz richtig von gewissen Formen des Monismus spricht, welche man als *Konfusionismus* bezeichnen möchte, so scheint der seinige doch auch in diese Gattung zu gehören. Dabei aber muss gesagt werden, dass die 11 Aufsätze des Buches, die von Drews, Schnehen, Veech, Braun, Steudel, Wolf, Schrempf, Dressler, Wille, Hasse, Thoma, meist interessant und geistreich geschrieben sind. Von den Schriften der Gegenseite wird derjenige, welcher sich um die einschlägigen Fragen kümmert, vor allem das Buch Reinkes als des Führers der synkretistisch-dualistischen Bewegung studieren müssen. Wie philosophisch dieser freilich denkt, zeigt unter andern der Satz, den »Begriff von Leben«, könnten wir nur »durch die Anschauung« erfassen, in diesem Sinne sei es »Idee«. *Gelb* wäre dann auch *Idee.* In dieser Hinsicht darf er also über Haeckel kaum richten. Wenn er sodann behauptet, die Abstammungslehre sei »nicht Erkenntnis sondern Deutung«, so darf man fragen, ob nicht alle Erkenntnis bis auf die alltägliche, dass die gestrige Sonne die selbe ist wie die heutige, eine *Deutung* ist. Es handelt sich eben um die Methode, nach der gedeutet wird. Wenn er dann ferner fragt, warum es »ein Verzicht auf Wissenschaftlichkeit sein« solle, wenn wir einräumen, dass das Leben »nicht restlos mechanisch erklärbar ist«, so werden wir also antworten, unwissenschaftlich sei es jedenfalls, wenn so etwas absolut behauptet wird, und man da, wo man aus dem Hellen keine Erklärung hat, Erklärungen aus dem Dunklen hinzudichtet. Charakteristisch ist dabei, wie der selbe Mann, der der Deszendenztheorie gegenüber so überaus vorsichtig ist und gegenüber mancher anderen Metaphysik wie der des Monismus sehr treffende Bemerkungen macht, bei der Konstruktion der Seele und der Rechtfertigung des Glaubens plötzlich Siebenmeilenstiefel nimmt, um über alle Schwierigkeiten glatt hinwegzuspringen.

✕ ✕

Ästhetik Das interessante Buch Günther Jacobis *Herders und Kants Ästhetik* /Leipzig, Dürr/ behandelt nach längerer Einleitung wesentlich den Gegensatz, in dem Herder in seiner 1800 erschienenen *Kalligone* der ein Jahrzehnt zuvor er-

schienenen *Kritik der Urteilskraft* seines Lehrers Kant gegenübertritt. Leider fehlt Jacobi wie so vielen, die sich mit Kant beschäftigen, und wie Herder selbst der Blick für die methodische Eigenart Kants, so dass er ihm nicht gerecht werden kann. So sagt er gleich am Anfang, Kant gehe von »den Tatsachen des Denkens zu den Objekten«, Herder »von den Objekten zum Denken«, und das mache den Gegensatz aus. Sagte er nicht, Kant gehe von den »Tatsachen des Denkens«, sondern richtig, er gehe von der Analyse des Objektdenkens aus, so könnten Kant und Herder ebensowohl zusammen bestehen wie die Betrachtung der optischen Bedingungen, unter denen ich den Gegenstand sehe und die Betrachtung des Gegenstandes für sich. Analog ist es auch in der Ästhetik. Jacobi sagt, bei Kant sei das Urteil, bei Herder das Gefühl ausschlaggebend. Nicht darin liegt der Unterschied, sondern darin, dass Kant analysiert, was in dem doch wohl unzweifelhaft ein allgemeines Urteil darstellenden *Das ist schön* liegt, Herder dagegen beschreibt, wie und warum etwas als schön angesehen wird. Beider Untersuchungen widersprechen sich nur dann, wenn der unter dem zweiten Gesichtspunkt Arbeitende den ersten nicht versteht und nicht zu nutzen weiss. Wenn Kant im Ergebnis sowohl seiner Erkenntnis- wie seiner Sitten- und Kunstlehre anfechtbar ist, so beweist das noch nicht die Anfechtbarkeit seiner Grundmethode. Dass Jacobi diese verkennt, gibt seiner Parteinahme für Herder trotz aller interessanten Erörterungen ein etwas einseitiges Gepräge.

X X

Pädagogik Man wird sehr gut daran tun gegenüber den mannigfachen neuen Versuchen eine gewisse Kunsthuberei in Schul- und Volksbildung in den Vordergrund zu drängen und damit den Blick von heute wichtigeren Dingen abzulenken sehr vorsichtig zu sein. So war ich auch sehr misstrauisch, als ich ein Buch mit dem Titel *Ästhetik als pädagogische Grundwissenschaft* /Leipzig, Wunderlich/ in die Hände bekam. Aber ich ward, wenn auch im ersten Drittel ein gewisser Durcheinanderfliessen der Begriffe störend wirkte, angenehm enttäuscht. Das Buch des frei denkenden Verfassers, Ernst Weber, will nicht, wie sein Titel besagt, seine Ästhetik zu grunde legen, sondern untersucht in sehr ansprechender Weise, in welcher Weise die Stoffe, gleichviel welcher Art sie sind und gleichviel welchem Zwecke sie zu dienen haben, der Jugend dargeboten werden sollen. In dieser Hinsicht vor allem solle der Lehrer Künstler sein. Der Gedanke beherrscht das Buch, dass der Lehrer nicht schablonenhaft arbeiten sondern den gegebenen Stoff mit innerer künstlerischer Begabung gestalten und der Einfühlung in die Jugend fähig sein müsse, um die innere Gestaltungskraft der Jugend selbst zu wecken. So kann man es sich gefallen lassen. Wenn man auch im einzelnen manches an dem Buche ausstellen muss, es macht innerlich warm und stellt den heute über Formalismus und Kampf um die Ziele so oft vergessenen Gesichtspunkt scharf in den Vordergrund, dass es, gleichviel welches Ziel verfolgt wird, sehr wesentlich auf das Wie ankommt. Dass Weber dabei Streitfragen religiöser, politischer, sozialer Art — abgesehen von der Lehrerinnenfrage — aus dem Wege geht, ist bei dem Zwecke des Buchs verständlich.

X X

Kurze Chronik Im geistigen Leben sind zwei bemerkenswerte Erscheinungen zu verzeichnen. Einmal die Gründung des *Kepplerbundes*. Er knüpft innerlich an Professor Reinke in Kiel an, der ja bekanntlich voriges Jahr im preussischen Herrenhause den Vorstoss gegen Haeckel gemacht hat, und geht äusserlich von Frankfurt aus, wo sich eine Anzahl Theologen und Laien unter dem Konsistorialrat Mahling, zu denen sich auch der bekannte Lic. Weber aus M.-Gladbach gesellt hat, dazu verbunden haben Naturwissenschaft und Christentum in Einklang zu bringen. Der Bund will »vom Banne des das Christentum vorurteilsvoll behandelnden Monismus loskommen« und »den Christen, die volle Freude an den Naturwissenschaften vermitteln«. Die Wissenschaft, die »ohne vollkommene Freiheit nicht bestehen« könne, solle nicht angetastet werden. Das letztere wäre sehr erfreulich. Wenn ernstlich nur geistiger Kampf beabsichtigt ist, so ist nichts einzuwenden. Man wird ja sehen, wer Sieger bleibt, wenn Licht und Wind gleich verteilt sind. Aber hier liegt die praktische Kernfrage. Worauf es heute ankommt, das ist eben nicht so sehr sich um das zu streiten, was wahr ist, als erst einmal den Boden zu schaffen, auf dem der Kampf um die Wahrheit frei ausgefochten werden kann. X Dagegen hat sich am 15. und 16. Dezember in Weimar ein Bund von 9, bisher zersplitterten Vereinigungen als *Weimarer Kar-*

tell zusammengetan, um gerade diese grundlegende praktische Seite ins Auge zu fassen. Den Vorstand bilden: Dr. Penzig-Charlottenburg, Dr. Riess-München, Prediger Tschirn-Breslau, Peter Schmahl-München, Dr. Vielhaber-Berlin. Ihre Ziele sind »1. freie Entwickelung des geistigen Lebens und Abwehr aller Unterdrückung. 2. Trennung der Kirche vom Staat. 3. Trennung der Kirche von der Schule«. Das sind tüchtige praktische Forderungen. Was freilich nachher bei den auch fast durchweg begrüssenswerten Einzelforderungen die von Dr. Molenaar-München durchgesetzte Forderung der »Schaffung des Ausbaus von freien Volkskirchen« zu tun hat, das begreift man nicht recht. Solche Dinge sind doch Spezialitäten einzelner Liebhaber, keine allgemeine Angelegenheit. Will der Bund etwas Erkleckliches leisten, so muss er alle Eigenbrödeleien abweisend sich auf jene Grundziele und deren Konsequenzen beschränken.

KUNST

Bildende Kunst / Anna Plehn

Géricault Anschluss an die Tradition wird von neuem gesucht. Es war ein Symptom, dass Max Liebermann in einer Rede an die *Sezessionisten* die Bedeutung der *Akademie* hervorhob. Er sagte, dass es für den Nachwuchs eine grosse Gefahr sei zu missachten, was die Akademie lehren kann, und er betonte, dass man die Akademie erlernt haben muss, um sie verlernen zu dürfen. Worte, die zur rechten Zeit kommen. Gleichzeitig wiederholten sich in Berlin die Ausstellungen schon historisch gewordener Kunst grade an Stellen, die sonst der Moderne in erster Linie huldigen. Voran ging eine Ausstellung von Werken Théodore Géricaults im Salon Gurlitt. Dieser in Deutschland noch kaum gezeigte Meister war durch eine Reihe seiner vorzüglichsten Werke aus den Pariser Privatsammlungen von Otto Ackermann und Cheramy glänzend vertreten. Es waren da Proben aus allen Stadien dieses so kurzen und stürmisch erfolgreichen Lebenslaufs. Man sah in Beispielen, wie dem jugendlichen Selbstbildnis, wie er von dem festen und bestimmten Modellieren der Form ausging und wie er dann zu einer mehr malerischen Auffassung gelangte. Zu einem Kolorismus von tieferer Art als der war, den er noch unter seinem Lehrer Guérin erlernte. Durch eine Schülerarbeit, einen Männerakt mit einer Purpurdraperie, war das repräsentiert, was Géricault wie seinen Studiengenossen als Schönfarbigkeit vorgestellt wurde: ein eigenwilliges Umdeuten der Hautfarben in schillernde Töne und ein Verglimmen des Roten im Dunkel. Darauf folgte eine machtvollere Entfaltung des Farbigen in jener Zurückhaltung, die auch im Schwarz und Grau malerische Werte anerkennt. Dramatisch gespannt und leidenschaftlich in dem Panzerlichtblitz und den Scharlachachselstücken des *Carabinier* und gedämpfter, zitternder in der Serie der in einem Irrenhause gemachten *Narrenbilder*. In dem *Artilleriemanöver* sieht man Courbets Landschaftsstimmungen heraufkommen. Dann erfolgte seit der Reise nach England jene erste Beeinflussung französischer Kunst durch Constable, die also, wie bei dieser Gelegenheit festzustellen war, durch Géricault zuerst aufgenommen wurde, vor jener Ausstellung von 1824, die Paris den englischen Landschafter zeigte und die bisher stets als das früheste Datum dieser Berührung angeführt wurde. In einer Gouachemalerei — sie stellt ein Montmartremotiv dar und gehört zum Besitz der Sammlung Ackermann — scheint eine der frühsten Freilichtdarstellungen auf französischem Boden zu existieren. Als eine besondere Seltenheit ist noch eine Steinskulptur kleinen Massstabes zu erwähnen, die der Bewunderung Géricaults für Michelangelo entsprungen ein unmittelbares Lebensgefühl verkörpert, wie es um diese vom klassischen Geschmack beherrschte Zeit als etwas ganz Einziges dasteht.

× ×

Delacroix Delacroix folgte bei Cassirer. In einer sehr viel umfangreicheren Auswahl, von der der grössere Teil der Sammlung Chéramy angehört, während einige besonders schöne Stücke aus der Sammlung Ackermann stammen. Hier sah man den Keim des modernen Farben- und Lichtproblems sich entfalten. Der Kontrast von kalten und warmen Farben als Blau-Grün dem Gelb-Roten gegenübergestellt. Nicht von Anfang an natürlich. Denn auch Delacroix begann als Akademiker, und er hat viel länger als sein unmittelbarer Vorgänger erst Rubens, zuweilen auch die Holländer und dann vorzugsweise Veronese auf sich wirken lassen. Noch in den *Kreuzfahrern*, diesem berühmten *Louvre*bilde, das in Berlin durch eine Skizze vertreten war, ist Rubenskolorismus. Ich meine den Übergang vom Gelben durch Grün zum Blau in dem Gewand der

toten Frau links. Im übrigen sind die Veronesefarben Pfaublau und Weinrot vorherrschend. Je skizzenhafter eine Malerei, desto mehr wird die Farbe vor der Form berücksichtigt werden. Darum musste in dieser Ausstellung, die naturgemäss überwiegend aus Bildentwürfen bestand, das koloristische Problem lebhaft hervortreten, das sich immer mehr zu dem erwähnten Gegensatz *Kalt-warm* zuspitzte. Durch diese koloristischen Übertreibungskühnheiten wurde Delacroix zum Ahnherrn der heutigen Lichtmalerei.

× ×

Moderne Franzosen Man sah seine jüngsten Nachkommen in einer Ausstellung moderner Franzosen und Deutschen bei Schulte. Um Maurice Denis, Paul Gauguin, Félix Vallotton und Bonnard scharten sich einige Jüngere, die Erwartungen schon durch ihr Ausstellen bei den *Indépendants* in Paris erregt haben. Hier sah man, wie der ursprünglich höchst lebendige Funke der koloristischen Farbengegensätze wieder zu neuem Glühen angefacht wurde. Er war in den Versuchen der Pointillisten jüngst am Erstarren zu einer dekorativ gewohnheitsmässigen Formel begriffen. Das Naturvorbild ist unmittelbarer gegenwärtig in den mit so viel Phantasie gesehenen Beleuchtungsstimmungen des Denis. Er zeigte sich mindestens als Kolorist hier in Berlin, wo er schon Gast der *Sezession* war, noch nicht so vielseitig als Kolorist. Sein grösstes und am weitesten durchgearbeitetes Bild ist eine Darstellung der Szene *Lasset die Kinder zu mir kommen!* Im hellsten Tagessonnenglanz schimmert es um die weissen Falten der sich zu den Kleinen herabneigenden Gestalt. Das Schwarze und Farbige an den übrigen Figuren, die in der Tracht unserer Tage mit den Kindern kommen, ist weich von den Lichtfluten umspült, ins Kühle gedeutet ohne Ausarten ins Blaue oder Lila. Sehr schön ist die gütige Gebärde, mit der die Kinder begrüsst werden. Verschiedenes Rote ist in zwei Bildern um eine junge Mutter mit dem Kind an der Brust vereinigt. Fast etwas ängstlich sind die Nuancen einander genähert und so eine Harmonie auf dem weniger verdienstlichen Wege der willkürlichen Änderung des Wirklichen erzielt. Der Mannigfaltigkeit der Natur Einheit zu verleihen wäre etwas, das noch höher stünde. Als schönste Stücke erschienen mir die Herbststimmung von Fiesole mit rotem Laub im Abendschein und einem Schimmelreiter. Hier war das Hochrote einem Bläulichweissen entgegengesetzt. Dann eine Frühlingsstimmung unter lichten Birkenstämmen mit einigen nackten Figuren, wo die kalte Farbenreihe vom hellen Grün zum Stahlblau der Schatten auf dem Wasser ging und die warmen Töne in einem milden, hellen goldigen Rostrot (als Licht auf dem Wasserspiegel) ihren stärksten Akzent hatten. Endlich nenne ich noch eine Abendstimmung mit gelbem Himmel, gegen den ein weissblaues Haus mit schieferviolettem Dach und schwarze Frauengestalten standen. So gut ein paar Worte es vermögen, ist hier eine Andeutung von der Mannigfaltigkeit koloristischer Harmonieen, über die Denis verfügt.

Gauguin hatte ausser einigen Landschaften seiner Adoptivheimat Tahiti und einem sehr feinen Stilleben, bronzebraune Vasen auf gelbem Grunde, einige Figurenbilder. Einen Joseph mit Potiphar, von gelben Modellen gestellt, denen durch kornblumenblaue Gewänder die denkbar stärkste Folie gegeben war. Im Lindern dieses jähen Kontrastes durch Grünliches und Graues im Blauen zeigte sich der Kolorist. Am stärksten wirken zwei Halbfiguren von Eingeborenen, *Auf der Flucht*, wo der dumpfe Ausdruck von Angst mit dem Stolz dieser starken Natur ringt und wo das Sonnenlicht auf der gelben Haut zu seltenen Wirkungen führt. Mit van Gogh verglichen, der von ihm so viel hielt, ist dieser Gauguin gewiss der Maler, der mehr Herr seiner Mittel ist, aber dessen Kolorismus nicht von so elementarer Gewalt ist wie der des Holländers. Vallotton, der bisher bei uns mehr als Holzschnittzeichner bekannt war, hatte wundervolle Interieurs mit diskreten und doch glücklich leuchtenden Farben und einige Köpfe und Halbfiguren grossen Massstabes mit schöner, fast altmeisterlicher Klarheit der Formanschauung.

Um zu den Jüngeren zu kommen, so war dort Guérin mit einem noch schäumenden Impressionismus, A. Herbin und einige andere, die alle das bevorzugen, was von Hause aus ganz starke Farbe hat. Der ehrgeizigere Kolorist oder die feineren Augen suchen immer das Farbige in den Beleuchtungen desjenigen, was an sich bescheideneres Gewand trägt. Dann wird das Licht erst recht zum Zauberer. Einer von dieser Art scheint der junge Spanier Picasso, der aber gleich jenen Paris seine Ausbildung dankt. Ein Mädchenkopf mit Blumen-

strauss zeigte ein diskretes Schimmern schwer zu benennender Farben.

× ×

Moderne Deutsche Unter den Deutschen, die mit den Franzosen bei Schulte ausstellten, nahm Ida Gerhardi eine hohe Stelle ein. Eine grössere Zahl von Bildnissen und Figurenstudien zeigten die Entwickelung dieser feinen Künstlernatur während eines längeren Zeitraums. Die älteren Bilder gehörten in die erste Hälfte der neunziger Jahre. Gemeinsam war allen die starke Betonung des Individuellen im Menschen, so ganz besonders im Bildnis des Malers Rohlfs. In gesteigertem Masse waren für diese Aufgabe koloristische Werte ausgenutzt. Das Licht wurde immer erfolgreicher in Bewegung gesetzt, um jede Form durch Farbengegensätze darzustellen. Aber an jeder Form haftet ein Seelisches, und niemals dient das Licht dazu die Menschlichkeit des Dargestellten zu verschleiern. Eine tapfer gegen Zeittendenzen Front machende Psychologin.

× ×

Trübner Wilhelm Trübner hatte bei Gurlitt eine grössere Ausstellung, später folgten einige Bilder aus seiner früheren Zeit bei Schulte. Sie waren dort zusammen mit den Arbeiten ehemaliger Diezschüler. Von Trübner war dort eins seiner schönsten Bilder aus seiner dunklen, der Courbetzeit. Eine graue Dogge im Buschgrün, wo sie einen Haufen heller Damenkleider bewacht. Die trüben Grün und Grau, die so delikat und zärtlich nuanciert sind, werden gehoben von den kühlen munteren Helligkeiten. Hier ist das frühere Prinzip, wonach das Lebhafte nur die Ausnahme, die Kostbarkeit im Gedämpften ist. Angesichts solcher Prachtwerke wird es schwer gegen die zweite Trübnerepoche nicht ungerecht zu sein, wo er mit einem starken, wenn auch nicht plötzlich gefassten Entschluss lauten Farben auf seiner Palette Raum gewährte.

× ×

Corinth Louis Corinth, der uns schon oft überraschte, scheint von ähnlichen Erwägungen berührt wie die, welche Liebermann seine Worte zu gunsten der Akademie eingaben. Aller überlauten Bewunderung für dieses Impressionisten Furioso gegenüber hat es mir immer verwunderlich geschienen, wie ihm schöne junge Frauen wohl für ihr Porträt sitzen mögen. Er hat doch Frauenbilder gemalt. Aber nur ausnahmsweise blieb etwas von Zartheit, von Anmut bestehen. Corinth selbst wird kaum widersprechen, wenn man sagt, dass er nur Weiber, niemals eine Dame malte. Aber in seiner letzten Ausstellung bei Cassirer erlebte man etwas wie eine Einkehr. Unter den älteren Bildern waren die Bedächtigeren hervorgeholt. Dazu kamen wieder Bildnisse. Ein Gazekleid mit buntem Flitter war von entzückender duftiger Stofflichkeit. Der Mensch darin hatte auch sein Teil haben wollen. Wahrhaftig, das Gesicht war nicht gefegt wie gewöhnlich — freilich, mir scheint, es war auch nicht auf der Höhe des Kleides. Aber wozu hier verweilen? Lieber uneingeschränkte, aufrichtige Bewunderung aussprechen für das Bild der *Hände mit Blumen*. Frische, zarte und höchst ausdruckskräftige Farben spielen vom Kühlen zum Warmen hinüber, um das federige Büschelwesen der Chrysanthemen, den zarten Schmelz der Haut um die Finger, Hand und Arm deutlich zu modellieren. Mit so klarer Raumdisposition wie ich noch nie bei Corinth sah. Dem gab er als Hintergrund ein Gesicht, also die selben Töne wie im Vordergrund, so die Aufgabe um ein Vielfaches erschwerend. Nach diesem Bilde nenne ich noch einen weiblichen Akt, der einen ähnlich ruhigen Anziehungspunkt für die Augen bildet, und der einheitlich, durchgebildet und dabei lebendig ist wie sonst höchstens Bruchstücke in Corinths Gemälden waren.

× ×

Kurze Chronik Die Stadt Frankfurt a. M. beabsichtigt die Errichtung einer städtischen Galerie im Anschluss an das Städelsche Kunstinstitut. Kürzlich ist der Stadt die Kunstsammlung Pfungst zugefallen, die mehr als 2 Mill. M. Wert hat. × In Paris hat am 29. und 30. November eine internationale Konferenz zur Regelung des Ausstellungswesens stattgefunden, wo auch deutsche Delegierte zugegen waren. × Die Geschäftsleitung der Ausstellung *München 1908* hat die 3. Folge ihrer *Amtlichen Mitteilungen* im Januar erscheinen lassen. Es soll keine Massen- sondern eine Musteraustellung sein. Man wird den Versuch machen die Industrie, soweit sie sich künstlerischen Beirates für ihre Produktionen bedient, an der Ausstellung zu beteiligen. Die Vorfuhrung einer Landhauskolonie ist geplant. Ein besonderes Künstlertheater soll Stücke wie

Faust (mit Bühnengestaltung, Masken, Kostümen von Fritz Erler), *Wolkenkuckucksheim* (*Vögel*) von Aristophanes-Ruederer (Szene, Kostüme von Hengeler), *Die deutschen Kleinstädter* von Kotzebue (Szene und Kostüme von Th. Th. Heine) und andere aufführen. X Innerhalb der Dresdener Ausstellung dieses Jahres soll im sächsischen Hause von Wilh. Kreis die Kunst und Kultur der sächsischen Kurfürsten von 1547 bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts vorgeführt werden.

KULTUR

Technik / Heinrich Lux

Schnellverkehr Die Überwindung des Raumes, zunächst bescheidentlich nur auf unserer alten Erde, ist ein Kulturproblem allerersten Ranges. Die hier erreichten Leistungen sind zugleich auch ein Gradmesser für den jeweils erreichten technischen Fortschritt. Freilich lassen sich die in Zeitkilometern ausgedrückten Resultate nicht immer in bare Münze umwerten, und nur zu oft ist das technisch Mögliche nicht zugleich auch das ökonomisch Durchführbare.

Als die Schnellfahrversuche auf der Militäreisenbahn zwischen Marienfelde und Zossen eine Maximalgeschwindigkeit von 250 km in der Stunde ergeben hatten, datierten manche Enthusiasten von diesen Versuchen eine neue Ära des Verkehrswesens, ohne dabei zu berücksichtigen, dass diese grosse Geschwindigkeit zunächst nur in einigen wenigen Einzelfällen und dann auch nur unter ganz besonders günstigen Bedingungen erreichbar gewesen war. Zugleich liessen sie ganz ausser acht, dass zur praktischen Realisierung eines gegen die heutigen Verhältnisse mehr als verdoppelten Schnellverkehrs sämtliche Bahnkörper und alle Betriebsmittel umgebaut werden müssten, so dass die bestehenden Anlagen mit den Milliarden in ihnen investierten Werten auf null hätten abgeschrieben werden müssen. Nichtsdestoweniger tauchten in den Tageszeitungen sehr bald die abenteuerlichsten Projekte auf. Wenn es nach den Zeitungstechnikern gegangen wäre, hätte zum mindesten eine Schnellbahn zwischen Berlin und Hamburg sofort in Angriff genommen werden müssen, auf dass wenigstens in dieser Beziehung Preussen als Kulturland an erster Stelle hätte genannt werden können. Von den wirklichen Technikern wurde freilich alsbald reichlich Wasser in den Wein dieser Begeisterung gegossen, indem nachgewiesen wurde, dass mit dem Wachsen der Geschwindigkeit die Betriebskosten in viel rascherer Progression ansteigen. Bei der Erreichung einer bestimmten Geschwindigkeit hört dann bald die Rentabilität völlig auf, so dass bei dem gegenwärtigen Stande der Technik — freilich unter dem Gesichtspunkte kapitalistischer Interessen — jedes Übersteigen dieser Geschwindigkeit praktisch undurchführbar erscheint, wobei es zurzeit keinen wesentlichen Unterschied macht, ob die Fahrzeuge mit Dampf oder Elektrizität betrieben werden.

Sehr interessant in dieser Hinsicht sind die Schnellfahrten über den Ozean im Kampfe um das *blaue Band*. Die schnellsten Schiffe liefen bisher von Bremen respektive Hamburg aus, ihre Durchschnittsgeschwindigkeit betrug 23½ Seemeilen in der Stunde. Eine Steigerung der Geschwindigkeit mit den Kolbendampfmaschinen erschien nicht mehr möglich, und deshalb wandte sich das Interesse der Schiffsbauer der Dampfturbine zu. Mit ihrer Hilfe ist es der englischen *Cunard-Line* gelungen den Rekord auf dem Ozean zu brechen und es bis zu einer Maximalgeschwindigkeit von 25,6 Seemeilen in der Stunde zu bringen. Hiermit ist aber die Grenze, nicht des technisch, wohl aber des ökonomisch Möglichen erreicht. Denn bei der Erhöhung der Geschwindigkeit eines Schiffes wächst der Wasserwiderstand etwa im quadratischen, der Kohlenverbrauch aber im kubischen Verhältnisse mit der Geschwindigkeit. Um die Geschwindigkeit eines Schiffes von 28,5 Seemeilen auf 30 Seemeilen zu erhöhen, müssen etwa so viel Kohlen mehr aufgewandt werden als überhaupt erforderlich wären, um diesem selben Schiffe eine Geschwindigkeit von 15 Seemeilen zu erteilen. Bei dem bisher schnellsten deutschen Schiffe, der *Deutschland*, würde sich der Kohlenverbrauch, um diesen minimalen Geschwindigkeitszuwachs erreichen zu können, verdreifachen, die Ladefähigkeit des Schiffes müsste auf 40000 t und die Leistung der Maschinen von 36000 PS auf 100000 PS gebracht werden. Technisch dürfte das alles keine Schwierigkeiten machen, wohl aber praktisch. Der ganze Laderaum müsste den Kohlenbunkern geopfert werden. Es könnten wohl ein paar hundert Passagiere mehr befördert werden,

aber der Zeitgewinn von noch nicht einem ganzen Tage bei der Fahrt über den Atlantischen Ozean würde die Steigerung der Fahrpreise um das Dreifache nicht aufwiegen. Dazu kommt aber noch, dass für Schiffsriesen mit einem Tiefgange von zirka 13 bis 14 m weder bei uns noch in Amerika geeignete Häfen vorhanden sind. Die Vertiefung der vorhandenen Häfen würde aber so ungeheure Summen verschlingen, dass kein noch so hoher Fahrpreis auch nur die Verzinsung der Hafenanlagen decken könnte. Sofern nur reine Nützlichkeitsinteressen in Frage kommen, sind wir also hier so ziemlich an der Grenze der Leistungsfähigkeit angelangt. Da aber die Nützlichkeitsinteressen der einzige Ansporn für die Technik und vor allem für das Kapital sind, so dürfte, in den nächsten Jahren wenigstens, ein wesentlicher Fortschritt kaum mehr möglich sein. Dieser Fortschritt könnte aber auch nur da einsetzen, wo wir heute noch mit den vorhandenen Naturkräften unverantwortlichen Raubbau treiben, nämlich bei der Umsetzung einer Energieform in eine andere. Von der in der Kohle aufgespeicherten Energie nutzen wir nämlich, selbst in unseren besten Dampfmaschinen, noch nicht ein Fünftel aus, wenn wir die Wärme in Bewegung verwandeln, der Rest wird vergeudet, lediglich um die Entropie der Welt zu erhöhen, ohne dass wir den Vorteil nutzbarer Arbeit haben. Mit der Dampfmaschine haben wir uns wohl verrannt, und aus dieser Sackgasse hilft uns auch die Dampfturbine nicht heraus. Die Technik muss hier von Grund aus neue Bahnen einschlagen; auch der Explosionsmotor ist noch nicht die endgültige Lösung, vielleicht auch noch nicht einmal der prinzipielle Ansatz zur Lösung. Aber ich will an dieser Stelle auf das Problem der Kraftmaschine nicht weiter eingehen, ich behalte es mir für eine spätere Rundschau vor. Vielmehr will ich noch einen Augenblick bei den Versuchen den Raum zu überwinden verweilen, um zu zeigen, was in der letzten Zeit geleistet worden ist, und wie diesen Leistungen Gefahr droht zu verebben, wenn sie auf ökonomische Widerstände stossen.

× ×

Telegraphie ohne Draht Einen sehr wichtigen Beleg geben hierfür die Versuche der drahtlosen Telegraphie. Als es zum erstenmal Marconi gelungen war von Irland nach Amerika telegraphische Zeichen zu senden, wurde das baldige Verschwinden der Kabeltelegraphie in sichere Aussicht gestellt, und selbst Techniker warfen die transatlantischen Kabel, in Gedanken wenigstens, zum alten Eisen. Sehr bald aber kam man zur Erkenntnis, dass die zur Erzeugung weitreichender elektrischer Schwingungen erforderliche Energie beim Überschreiten bestimmter Entfernungen sehr bald ins Ungemessene wuchs; so mussten bei den Marconiapparaten Maschinen von mehreren hundert Pferdekräften angewandt werden, um die Entfernung von Irland nach Neufundland überwinden zu können. Es ist klar, dass hierbei die Betriebskosten sehr bald so stark anwachsen müssen, dass das Telegraphieren mit Hilfe von Kabeln erheblich billiger bleibt. Die Funkentelegraphie sah sich deshalb im wesentlichen darauf beschränkt telegraphische Verbindungen zwischen solchen Stellen zu unterhalten, wo die Verbindung mit Kabeln nicht möglich ist, also in erster Linie von Küste zu Schiff und von Schiff zu Schiff. Freilich stehen wir hier erst am Anfange der Entwickelung, und es ist nicht ausgeschlossen, dass wir der ungeheuren Energieverschwendung bei der Funkentelegraphie allmählich doch noch Herr werden; denn diese Verschwendung hat ihren Grund darin, dass sich die elektrischen Schwingungen, die von den überspringenden elektrischen Funken erzeugt werden, gleichmässig nach a l l e n Richtungen des Raumes fortpflanzen, so dass sie im Verhältnis des Quadrates der Entfernung geschwächt werden. Das zu lösende Problem besteht also darin die Ausbreitung der elektrischen Schwingungen in dem ganzen Raum zu verhindern und ihnen eine bestimmte Richtung zu geben, wie dies bei den Lichtschwingungen durch die bekannten Scheinwerfer in sehr erfolgreicher Weise geschieht. Das Licht einer einzelnen elektrischen Bogenlampe, die ungehindert nach allen Richtungen des Raumes ausstrahlt, wird bereits in ein paar hundert m Entfernung so schwach, dass es kaum bemerkt werden kann. Konzentriert man dagegen das Licht vermittelst geeigneter Reflektoren und Sammellinsen nach einer einzigen Richtung, so kann man es leicht auf mehrere km wahrnehmbar machen, wie dies bei unseren Leuchttürmen und Kriegsscheinwerfern mit bestem Erfolg geschieht. In analoger Weise ist bei der elektrischen Wellentelegraphie zu ver-

fahren. Die Mittel die elektrischen Wellen zu zwingen sich nur in einer bestimmten Richtung fortzupflanzen sind uns allerdings gegenwärtig erst in sehr unvollkommener Weise zugänglich. Welche Erfolge hierbei aber zu erreichen sind, zeigen die Versuche der Telefunkenstation in Nauen. Bei diesem System wird es ermöglicht der Fortpflanzungsrichtung der elektrischen Wellen wenigstens bis zu einem gewissen Grade einen bestimmten Weg vorzuschreiben. Das Resultat ist dann auch sofort eine erheblich grössere Reichweite der elektrischen Wellen unter gleichzeitiger, wesentlicher Ersparnis an aufzuwendender Energie. Mit einer Betriebsmaschine von nur 75 PS Stärke gelang es Ende Dezember vorigen Jahres von Nauen bis nach Teneriffa eine dauernde telegraphische Verbindung aufrecht zu erhalten. Die ausgesandten Wellen hatten hierbei ganz Deutschland, Frankreich und Spanien, das heisst zirka 2400 km Land und dann noch etwa 1300 km offene See zu durchqueren. Gelänge es mit voller Sicherheit den elektrischen Wellen eine bestimmte Richtung zu erteilen, so würde die Betriebskraft noch weiter verringert und gleichzeitig die Reichweite vergrössert werden können. Erst dann aber würde die Wellentelegraphie praktische Bedeutung im Konkurrenzkampf mit den elektrischen Kabeln gewinnen.

Allerdings muss dann auch noch eine zweite Bedingung erfüllt werden, nämlich, dass nur diejenige Telegraphenstation eine Depesche aufzunehmen im stande ist, die empfangsberechtigt ist, während heute jede beliebige Empfangsstation jedes irgendwo abgesandte Funkentelegramm aufnehmen kann. Es bedarf keiner Auseinandersetzung, dass die Leichtigkeit, mit der heute Funkentelegramme von jeder beliebigen Funkenstation abgefangen werden können, den Wert der Funkentelegraphie erheblich beeinträchtigt. Andererseits aber bedingt das Ansprechen jedes Empfängers auf Funkentelegramme irgend welcher Art erhebliche Störungen im regulären Betriebe. Störungen, die auch durch Böswilligkeit unter einander konkurrierenden Gesellschaften mit Absicht hervorgerufen werden können. Um der Wellentelegraphie zur vollen Bedeutung zu verhelfen, ist es deshalb erforderlich, dass die Empfangsapparate der einzelnen Stationen auf bestimmte Schwingungszahlen in ähnlicher Weise abgestimmt werden wie etwa Stimmgabeln, die auch nur dann zum Tönen gelangen, wenn Schwingungen bestimmter Zahl auf sie auftreffen.

Sehr erfolgversprechend sind die Versuche des Dänen Poulson, dem es gelungen ist die elektrischen Wellen bis auf 1 % ihrer Länge abzustimmen, so dass hierdurch die Störung der einzelnen Funkentelegraphenstationen unter einander fast vollständig vermieden werden kann. Eine Empfangsstation, die beispielsweise für elektrische Wellen von 500 m Länge abgestimmt ist, wird von 510 m langen Wellen sicher nicht mehr gestört. Wenn dann die Sendestation mit einer bestimmten Fernstation zu korrespondieren wünscht, hat sie also nur nötig ihre Sender auf die Wellenlänge einzustellen, für die grade diese Empfangsstation eingerichtet ist, um zu verhindern, dass die ausgesandte Depesche von fremden Stationen aufgefangen wird. Andererseits aber können auch Empfangsstationen, die auf bestimmte Wellenlängen abgestimmt sind, nicht ohne weiteres von fremden Stationen gestört werden. Die Mittel, deren sich Poulson bedient, um die Wellenlängen auf bestimmte Grössen einzustellen, bestehen im wesentlichen in der Verwendung einer in einer Wasserstoffatmosphäre brennenden Bogenlampe, deren Lichtbogen dem Einfluss eines Elektromagneten ausgesetzt wird, wodurch ungedämpfte elektrische Schwingungen erzeugt werden.

×   ×

Telephonie ohne Draht

Die Verwendung des elektrischen Lichtbogens an Stelle des zwischen Kondensatorplatten überspringenden Funkens zum Zweck der Erzeugung ungedämpfter elektrischer Schwingungen hat es auch ermöglicht nicht nur sichtbare telegraphische Zeichen sondern auch hörbare Zeichen zu übermitteln, so dass auch die Telephonie ohne Draht praktisch möglich wird.

Der Gedanke einer Telephonie ohne Draht ist übrigens erheblich älter als die Wellentelegraphie. Bereits der Erfinder des modernen Telephons, der Amerikaner Bell, hat Vorschläge dieser Art gemacht und Versuche angestellt, die auf der wechselnden Beeinflussung einer Selenzelle durch Variationen der auf die Zelle auffallenden Lichtstrahlung beruhen. Diese Versuche haben allerdings keine praktischen Erfolge gehabt. Dagegen hat der Physiker Ruhmer bei seinen Versuchen auf dem Wannsee in den neunziger Jahren günstigere Resultate erzielt.

Während diese Versuche aber zunächst nur mehr theoretisches Interesse hatten, haben die Versuche Poulsons, die auf der Benutzung elektrischer Schwingungen beruhen, von vornherein eine grössere praktische Bedeutung erlangt. Das erscheint plausibel, weil die Reichweite elektrischer Schwingungen erheblich grösser ist als die Reichweite irdischer Schwingungen. Bei der Wellentelephonie nach Poulson werden ebenso ungedämpfte Schwingungen erzeugt wie bei der Poulsonschen Wellentelegraphie, so dass sich die Stationen für drahtlose Telegraphie leicht auch zu Stationen für drahtlose Telephonie werden ausbilden lassen. Nach dem Erfolg im letzten Jahre auf dem Gebiete der Ferntelephonie ist das utopische Zukunftsbild Ayrtons durchaus nicht mehr in unabsehbare Ferne gerückt: »Einst wird kommen der Tag, wenn wir alle vergessen sind, wenn Kupferdrähte, Guttaperchahüllen und Eisenband nur noch im Museum ruhen, dann wird das Menschenkind, das mit dem Freunde zu sprechen wünscht und nicht weiss, wo er sich befindet, mit elektrischer Stimme rufen, welche nur jener hört, der das gleichgestimmte elektrische Ohr hat. Er wird rufen: Wo bist du? Und die Antwort wird an sein Ohr klingen: Ich bin in der Tiefe des Bergwerks, auf dem Gipfel der Anden oder auf dem weiten Ozean. Oder vielleicht wird keine Stimme antworten, und er weiss dann, dass sein Freund tot ist.«

✕ ✕

Fernschreiben und Fernsehen Während die bisherige Telegraphie, und zwar ebenso die elektromagnetische wie die Wellentelegraphie, auf der Übermittelung von Zeichen in der Form von Punkten und Strichen, verschiedenartig gestalteten Wellenlinien oder allerhöchstens gedruckten Buchstaben beruht, haben in der letzten Zeit Versuche zur Übermittelung von wirklich geschriebenen Schriftzeichen und selbst Bildern das lebhafteste Interesse erregt. Auch dieses Problem weist bereits ein recht ehrwürdiges Alter auf, denn bereits von Caselli sind in den sechziger Jahren Versuche mit seinem Schreibtelegraphen gemacht worden. Damals lag aber kaum ein Bedürfnis vor auf dieser Bahn weiter zu arbeiten; viel wichtiger war für die damalige Zeit überhaupt erst einmal die ganze Erdkugel in ein Drahtnetz einzuspannen, um sich mit jedem beliebigen Punkte in jedem Augenblicke in Verbindung setzen zu können. Die primitivste Zeichengebung genügte deshalb schon vollkommen, zumal diese am leichtesten und in einfachster Weise die Beherrschung des Raumes ermöglichte. Inzwischen hat die gewaltige Ausdehnung des telegraphischen Weltverkehrs selbst wieder die Bedürfnisse ausserordentlich gesteigert. In zahlreichen Fällen genügt das gewöhnliche Telegramm nicht mehr, um die Authentizität einer Order oder einer telegraphisch übermittelten Urkunde zu verbürgen. Nur die Handschrift selbst liefert ein beweiskräftiges Dokument. Aus diesem Grunde sind in den letzten Jahren die Versuche zur telegraphischen Übermittelung handschriftlicher Zeichen mit erneuter Energie wieder aufgenommen worden, und es macht heute keine wesentliche Schwierigkeiten mehr eine Handschrift direkt zu telegraphieren.

Ähnlich wie bei dem Casellischen Apparat beruhen auch die neueren Fernschreibapparate auf der mechanischen Zerlegung der Bewegung der Hand beim Schreiben in zwei auf einander senkrechte Komponenten, die in der Empfangsstation wieder in eine Resultante zusammengesetzt werden. Das gleiche Ziel sucht Professor Korn unter Vermittelung der Selenzelle zu erreichen, wobei der schreibende Apparat zwei senkrecht zu einander bewegte Lichtstrahlen erzeugt, deren Resultante photographisch fixiert wird und damit ein Abbild des auf der entfernten Station dem Apparate vorgelegten Originals liefert. Bei den grossartigen Versuchen Korns zwischen München und Berlin ist die sichere Übertragung von Photographieen beliebiger Gegenstände in glänzender Weise gelungen, so dass hiermit das alte Ziel nicht nur des Fernschreibens sondern sogar des telegraphischen Fernsehens in greifbare Nähe gerückt ist.

Da in jedem Falle sowohl bei der elektrischen Übertragung von Handschriften als auch von Bildern die Auslösung der schreibenden und zeichnenden Mechanismen durch einzelne Stromimpulse geschieht, und da mit der Wellentelegraphie derartige Impulse ebenso übertragen werden können wie mit der Drahttelegraphie, so lag der Gedanke nahe auch die Bildübertragung auf dem Wege der drahtlosen Telegraphie zu bewirken. Die ersten Versuche in dieser Richtung rühren von dem Spanier Guillermo J. Guillén-Garcia her. Wie weit diese Versuche zu Erfolgen geführt haben, ist bisher noch nicht bekannt geworden; jedenfalls aber sind sie interessant genug,

um hier wenigstens Erwähnung zu finden. Prinzipielle Schwierigkeiten stehen der Realisierung dieses Problems nicht entgegen. Gelingt aber die Lösung, so ist ein grossartiger Schritt zur endgültigen Überwindung des Raumes zurückgelegt. Ohne an die starre Materie gefesselt zu sein, können wir uns mit Gedankenschnelle mit unseren wichtigsten Sinnen an jede beliebige Stelle des Raumes hin versetzen, und zur Verwirklichung des alten Menschheitstraumes bleibt nur übrig, dass wir uns auch körperlich von der Erdenschwere emanzipieren.

Auch hier hat das vergangene Jahr, wenn auch noch nicht die Erfüllung, so doch wenigstens eminente Fortschritte gezeitigt.

× ×

Luftschiffahrt Zur Beherrschung der Luft stehen uns zwei Wege offen: Entweder wir machen uns spezifisch leichter als die Luft, sind also in der selben Lage wie ein Schiff auf dem Wasser, oder wir ahmen mit einem Apparat, der spezifisch schwerer als die Luft ist, den Vogelflug nach und erhalten uns schwebend in der Luft, indem wir den relativen Druck des Windes ausnutzen. Beide Bestrebungen haben grosse Erfolge zu verzeichnen.

Bei dem Ballonfliegen, also bei den Apparaten, die spezifisch leichter als die Luft sind, ist die glänzende Leistung des Grafen Zeppelin zu verzeichnen, der mit seinem lenkbaren Luftschiff eine Geschwindigkeit von 14 m in der Sekunde, das sind etwa 50 km in der Stunde zu erzielen vermochte. Bei einer Windstärke von weniger als 14 m Geschwindigkeit in der Sekunde ist also das Luftschiff völlig unabhängig von der Richtung des Windes, wobei natürlich die relative Fortbewegung gleich der Differenz zwischen der Eigengeschwindigkeit und der Windgeschwindigkeit in einer bestimmten Richtung ist. Auch von anderer Seite sind in der gleichen Richtung gute Resultate zu verzeichnen gewesen. Wir nennen nur den lenkbaren deutschen Militärluftballon der Herren Gross und Basenach, den lenkbaren französischen Luftballon der Herren Juillot und Lebaudy sowie den deutschen Ballon des Herrn von Parseval.

Die Luftschiffahrt mit dem lenkbaren Ballon ist allerdings erst möglich geworden, als die Automobilindustrie leichte und zugleich überaus leistungsfähige Motoren zur Verfügung stellte. Solange man nur die schwere Dampfmaschine hatte, waren die heutigen Erfolge ganz undenkbar. Aber auch mit den gegenwärtigen leichten Motoren ist die Luftschiffahrt noch nicht entfernt konkurrenzfähig mit den übrigen Beförderungsmitteln unserer Tage. Die Ballonluftschiffahrt hat vielmehr gegenwärtig ausschliesslich militärisches respektive sportliches Interesse. Ob ihm überhaupt jemals eine volkswirtschaftliche Bedeutung wird beigemessen werden können, ist sehr die Frage; denn zur Erreichung einer bestimmten Geschwindigkeit in der Luft ist im allgemeinen eine vielfach grössere Arbeit zu leisten als bei der Fortbewegung im Wasser oder gar auf fester Unterlage. Schon bei den Dampfschiffen, die unter erheblich günstigeren Verhältnissen arbeiten als die Luftschiffe, sind der Eigengeschwindigkeit verhältnismässig enge Grenzen gesetzt sind, weil bei einem gewissen Punkte das Dampfschiff die Energiequelle nicht mehr fortzuschaffen vermag, sofern es sich nicht nur um ganz kurze Fahrten handelt. Diese Verhältnisse werden aber beim Luftschiff noch ausserordentlich viel ungünstiger, weil einmal die Differenz der spezifischen Gewichte zwischen Luft und irgend einem festen Körper erheblich grösser ist als zwischen Wasser und einem festen Körper, und weil andererseits, um zum Zweck der Fortbewegung einen bestimmten Druck auf die dünne und leicht ausweichende Luft auszuüben, eine vielfach grössere Arbeit zu leisten ist als zur Erzeugung der gleichen Leistung im Wasser. Es ist also eine Frage der kühlen Rechnung, wo der Luftschiffahrt ihre Grenzen gesetzt sind. Und diese Rechnung wird zur Entscheidung der Frage durchgeführt werden müssen, ob das Luftschiff, dessen kulturelle Bedeutung durchaus nicht in Abrede gestellt werden soll, den Kampf mit den anderen Beförderungsmitteln wird aufnehmen können.

Noch erheblich ungünstiger als bei dem Luftschiffe stehen die Verhältnisse bei dem Flugapparat. Die Nachricht der Presse, dass es dem Franzosen Farman gelungen sei, eine Strecke von 1 km in der kurzen Zeit von 1½ Minuten im wirklichen freien Fluge zurückzulegen und dabei zu dem Ausgangspunkt wieder zurückzukehren, hat nicht unberechtigtes Aufsehen erregt, und in sportlicher Beziehung ist hier in der Tat eine grossartige Leistung zu verzeichnen. Aber der Energieaufwand bei diesem Fluge ist

ganz erheblich grösser als beim Zeppelinschen Luftschiffe, wenigstens auf die gleiche Leistung bezogen, denn in beiden Fällen war die Anwendung eines Motors von 50 PS erforderlich.
Das Prinzip der Luftflugapparate ist auf dem bekannten Kinderdrachen basiert und stellt im Grunde nur eine Umkehrung dieses Drachenprinzips dar. In der selben Weise wie der gegen den festgehaltenen Drachen andrängende Wind diesen hebt, muss umgekehrt, sich auch der Drachen in der ruhigen Luft in die Höhe heben, wenn ihm eine Eigenbewegung erteilt wird. Der Knabe, der einen Drachen steigen lässt, weiss dies auch recht gut, denn um den Drachen in ruhiger Luft zum Steigen zu bringen, nimmt er mit dem an der Schnur gehaltenen Drachen einen Anlauf. Das gleiche wird mit dem Flugapparat erzielt, nur dass der Schnurzug durch einen am Drachen selbst befestigten Motor ersetzt wird, der zunächst den Flugapparat auf der Erde in Bewegung setzt. Dadurch wird auf die ausgebreiteten Drachenflügel ein Druck ausgeübt und damit der Flugapparat gezwungen, sich in die Höhe zu heben. Befindet er sich in der Luft, so kann durch Bewegung der Propellorschraube, der eigenartig gestalteten Flügel und der Steuerorgane eine Eigenbewegung, sofern die Windstärke nicht zu gross ist, erzielt werden. Schon aus dieser kurzen Darstellung geht hervor, dass der Flugapparat zunächst lediglich sportlicher Betätigung dient. Aber ebenso wie das Automobil von einem Sportgerät zu hervorragender volkswirtschaftlicher Bedeutung emporgestiegen ist, kann es auch bei dem Flugapparat möglich sein ihn zu höherer Bedeutung empor zu heben.

× ×

Kurze Chronik Die Dampfturbine macht der alten Kohlendampfmaschine empfindlichste Konkurrenz. In der grossen Zentrale Moabit der *B. E. W.* werden Dampfmaschinen von 3- bis 4000 PS abgerissen, obwohl sie erst wenige Betriebsjahre hinter sich haben, und an ihre Stelle treten Dampfturbinen gleicher Stärke; aber dort, wo früher nur eine einzige Kolbendampfmaschine kaum Platz fand, können jetzt 3 ebenso leistungsfähige Dampfturbinen bequem untergebracht werden. × Der Automobilsport, dem sicherlich eine grosse volkswirtschaftliche Bedeutung zukommt, hat es jetzt zu einer Weltfernfahrt gebracht, die nicht bloss den amerikanischen Kontinent durchquert, sondern dann weiter vorwärts an der pazifischen Küste in die Regionen des ewigen Eises vordringt, um dann die Behringstrasse — wenn möglich auf einer Eisbrücke — zu überschreiten und durch Sibirien und Russland über Wladiwostok, Petersburg und Berlin nach Paris zu fahren. × Einem lustigen Schwindel ist die *de Beers Cie.* zum Opfer gefallen. Ein französischer Gauner gab vor im Schmelztiegel Diamanten erzeugen zu können. An sich nichts Wunderbares, denn vor ihm hatte bereits Moisson im elektrischen Ofen künstliche Diamanten, freilich nur von mikroskopischer Kleinheit, erzeugt. Aber der geriebene Schwindler verstand es den Direktoren der *de Beers Cie.* schöne grosse Diamanten aus dem Schmelztiegel herauszuholen: er hatte sie vorher an den Wandungen der Schmelztiegel angebracht und mit einer verhältnismässig leicht schmelzbaren Paste bedeckt. Dies Taschenspielerkunststück hat die gläubige Gesellschaft mehr als 1 Mill. M. gekostet. × In ganz anderer Weise wird gegenwärtig an der technischen Hochschule in Charlottenburg gearbeitet. Professor Dr. Miethe hat ein allerdings schon früher bekanntes Verfahren so vervollkommnet, dass es ihm gelungen ist künstliche Edelsteine wie Beryll, Spinell und Rubin künstlich zu erzeugen. Vorläufig haben diese künstlichen Steine leider nur einen sehr erheblichen Fehler: sie stellen sich nämlich bedeutend teurer als die natürlichen. Da aber nicht nur das Bedürfnis des Luxus sondern auch das der Technik nach einem harten und zugleich stark lichtbrechenden Material überaus gross ist, so dürfte dieser wunde Punkt in der Erzeugung künstlicher Edelsteine wohl bald überwunden sein. × Die elektrische Starklichtbeleuchtung macht durch Vervollkommnung der Aronsschen Quecksilberdampflampen Anstrengungen das Gasglühlicht aus dem Felde zu schlagen. Dadurch, dass es jetzt gelungen ist den Quecksilberlichtbogen auch in einer schwer schmelzbaren Quarzröhre zu erzeugen, kann man die Temperatur des Quecksilberdampfes ganz erheblich steigern und gelangt zu einer bisher ganz aussergewöhnlich hohen Lichtausbeute. Die Quecksilberquarzlampe ist im physikalischen Sinne der weitaus ökonomischste Beleuchtungsapparat der Gegenwart.

VERANTWORTLICH FÜR DIE REDAKTION HERMANN REHLÄNDER IN REHFELDE · VERLAG DER SOZIALISTISCHEN MONATSHEFTE G. M. B. H. IN BERLIN · DRUCK: VEREINIGTE VERLAGSANSTALTEN GUSTAV BRAUNBECK & GUTENBERG-DRUCKEREI A. G. IN BERLIN

4. Heft | 20. Februar 1908

KARL LEUTHNER · BILDER IM HOHLSPIEGEL

ES ist ein ehrwürdiger Brauch, der zum Ritual der Presse gehört: Geschieht wo ein Attentat auf einen Fürsten, dann erhebt sich in einem Teil der Zeitungen der altvertraute Klagegesang von den unterminierenden Gewalten demagogischer Zerstörung, von der scheusslichen Verbrüderung des Verbrechens mit der Politik, von Mord und Untat, die im Gefolge des Radikalismus schleichen. Der andere Teil der Presse hinwieder greift getrosten Mutes in den Himmel hinauf und holt seine ewigen Rechte herunter, die droben hangen, unveräusserlich und unzerbrechlich wie die Sterne selbst. Und zwischen Schere und Tintenfass kehrt für eines Leitartikels Zeitspanne der alte Urstand der Natur wieder.

Muss es so sein? Ich denke wohl. Denn einer härteren Probe wird die Dauerhaftigkeit dieser trauten Gepflogenheit nicht so bald ausgesetzt werden als durch den portugiesischen Fall. Schon Land und Leute sind uns völlig fremd, fern, gleichgültig. Nur Spanien, dem es Nachbar, nur England, dem es Schuldner und Vasalle ist, und das seine Häfen als Stützpunkte der Flotte benutzt, hat nähere Berührungen mit Portugal. Uns anderen ist es ein nebensächliches geographisches Datum und eine historische Reminiszenz. Doch über dem Volke selbst liegt das Bewusstsein seiner grossen Vergangenheit wie ein blutsaugendes Gespenst. Dass es im Jahrhundert der Entdeckungen zwei Menschenalter an der Spitze der seefahrenden Nationen stand, bestimmt verhängnisvoll noch immer die Geschicke dieses Landes, hat die natürlichen Linien seiner Entwickelung verzerrt und verkehrt. Das Staatswesen müsste bei seiner Kleinheit und weil ihm die eigentlichen Machtprobleme fern sind in den bescheidenen Formen autonomer Verwaltung ruhen. Statt dessen umkleidet sich dem Portugiesen alles Öffentliche mit dem Pathos einer lächerlichen Scheingrösse, das Zaunkönigtum seiner Herrscher prangt im Glanze eines verschwenderischen Hofs, und eine unermessliche Schar beamteter Müssiggänger, die der einstige grosse Kolonialbesitz zurückgelassen, erfüllt das ganze Land mit Korruption, Vetterschaften und leerer Politikasterei.

Die Verderbnis südeuropäischen Parlamentswesens erreicht in Portugal den Gipfel. Nie waren die Parteien hier mehr als Klüngel, die um die Herrschaft rangen, die stolzen Namen, mit denen sie sich schmücken, sind blosser Klang und Vorwand. Da aber der Herrschsucht in der Grösse des Staates das hohe

Ziel fehlt, schlägt Machtgier unmittelbar in Habgier um. Hier hat jede Partei sich abwechselnd zwischen lärmend-pathetischer Opposition und Tyrannis bewegt, jede im Besitz der Macht den Staat ausgeplündert, jede Recht und Gesetz mit Füssen getreten. Der radikalste unter den monarchischen Gegnern Francos, Alpoin, hatte einst als Minister den Republikanern die Teilnahme am Parlament verweigert. Die übrigen wurden wiederholt offen der Korruption beschuldigt. Der Diktator Franco war kein Fremdling in diesem Lande, nur die Gipfelung und Summierung der im politischen Leben waltenden Laster und Zügellosigkeiten. Hatten schon seine Vorgänger dem Hofe *Vorschüsse* gewährt, das heisst den Inhalt der ausgeraubten Kasse mit dem König geteilt, so fand doch nur er die Frechheit seine Gewaltherrschaft, die er bei Carlos durch Bezahlung der Schulden aus dem Staatssäckel sozusagen erkauft hatte, mit einem moralischen Mäntelchen zu behängen und Bekämpfung der Korruption, Reinigung der Verwaltung als Parole einer Regierung auszugeben, deren banditenhaftes Abenteurertum sich nach südländischer Manier in gemeiner Rachsucht offenbarte, die alle Gefängnisse des Landes mit persönlichen und politischen Gegnern Francos füllte.

Dies liebliche Bild vollendet die Persönlichkeit des Dom Carlos, dieses Königs, der aus einer Offenbachschen Operette in die groteske Wirklichkeit Portugals versetzt zu sein schien. Ein Vergeuder, der nach eigenem Geständnis seiner Königswürde am besten froh wurde, wenn ihr Glanz im Kreise Pariser Kokotten leuchtete. Ein Sportfex und Kraftmeier. Will man einem solchen Menschen zumuten, er habe eine Gewaltherrschaft über seinem Volke aufzurichten, dessen Freiheiten zu beschneiden getrachtet, schreibt man ihm despotische, also immerhin politische Bestrebungen zu, so erhebt man ihn bloss. Carlos hat, weil er zufällig König war, eine Geldaffäre in der Form einer Staatsaktion zu erledigen gesucht. Dabei ist er in die Grube geglitten. Wo will man da ethische Massstäbe anlegen? Man würde das landesübliche Grundmass zu finden verlegen sein. Sollten es die Alpoin und Genossen abgeben, oder selbst die Republikaner, von denen hundert gegen eins zu wetten ist, dass sie ihre Tugenden in der Garderobe der Opposition ablegen würden?

Damit sei indes beileibe kein abschätziges Gesamturteil über die Portugiesen abgegeben. Es gibt Umstände, die bewirken, dass die Seele eines Volkes in der Politik sich nur verzerrt abspiegelt. Ausserdem drängt sich die portugiesische Nation niemandem als Muster und Beispiel auf. Man müsste sich bei Betrachtung solcher Ereignisse fragen, was etwa zu einem Vergleich mit eigenen Zuständen und Möglichkeiten Gelegenheit gäbe, und fehlt dies völlig, zeigt schon der bemerkenswerte Zug, dass bei dem Attentat eine ganze Familie ausgerottet werden sollte, die deutlichen Merkmale ganz fremder Kulturgefühle, sich begnügen das fremdartige ethnologische Phänomen aus der Ferne und ohne alle moralische Erhitzung anzusehen. Nur an einem einzigen Punkte liesse sich allenfalls in den portugiesischen Vorgängen ein Symbol des Allgemeinen erkennen: in dem Hass, der alle Parteien gegen Franco geeinigt hat. Darin spricht sich — was sonst auch mitwirkte — unzweifelhaft aus, dass heute kein Volk, und wäre es an die greulichste Missregierung gewöhnt, die Alleinherrschaft verträgt, dass Presse, Versammlungen, Parlament, auch wenn sie keine erspriessliche Tätigkeit legitimiert, unentbehrlich geworden sind, als die notwendigen Organe, man möchte fast sagen: des psychischen Daseins einer Nation.

Noch weniger als die Ethik kommt aber unsere politische Wissenschaft bei dem Lissaboner Ereignis auf ihre Kosten. Haben wir denn seit den Tagen, da unsere Urgrossväter auf die Parteikämpfe der iberischen Halbinsel hinlauschten und vom spanischen Muster die Schlagworte *liberal* und *konservativ* nahmen, nichts hinzugelernt? Sind uns Staat und Partei nach jahrzehntelanger politischer Kleinarbeit der Praxis noch immer Abstrakta, Allgemeinbegriffe, die man unbesehen von Land zu Land überträgt? Was hat dieses Portugal, das in Deutschland oder Frankreich seinen Platz als verwahrloste Provinz fände, mit dem Leben gemein, das gewaltig durch die Hauptstaaten Europas flutet? Was Dom Carlos mit einem Königtum, das, wer auch sein Träger sei, im Entstehen und Sein ein Stück Weltgeschichte bedeutet, dessen Schwinden gleichfalls ein wichtiges Kapitel der Weltgeschichte füllen würde? Wie gelangt man von den Franco, Alpoin, Amaral zu den Parteigebilden etwa Frankreichs oder Deutschlands, die, mögen sie ihre Grundsätze mit idealer Vollkommenheit vertreten oder nicht, auf alle Fälle unentbehrliche Gefässe sind, durch welche der Strom des nationalen Lebens gehen muss, sobald er das politische Leben berührt? Die heute den wirtschaftlichen, morgen den idealen oder kulturellen, übermorgen den verfassungsrechtlichen Entwickelungen und Notwendigkeiten des Volkes zur Spiegelung und Ausdrucksform dienen, in alledem aber Organe eines weltgeschichtlichen Werdens und weltgeschichtlicher Entscheidungen sind, wären ihre Personen und Einzelhandlungen noch so weit entfernt vom weltgeschichtlichen Zuschnitt?

Was also soll es heissen, dass so viele bei jedem nach Motiven und Erscheinungsformen nur halb verständlichen Konflikt in einem fremden Ländchen sofort die grosse Tragödie des Gegensatzes zwischen Volkstum und Königtum oder in anderer Färbung des Kampfes zwischen *Autorität* und *subversiven Tendenzen* sich abspielen sehen? Und wie kläglich ins Kleine und Spiessbürgerliche biegt sogar die wohlwollende ethische Umwertung Ereignisse wie jenes Attentat in Lissabon um! Ein Volksgericht? Wirklich? Ich könnte mir kaum eine schlimmere Beleidigung eines Volkes denken als die Zumutung, es übe bewusst Gericht, indem es nach Urväterbarbarenart mit dem Schuldigen die ganze Sippe ausrotten will. Auch den russischen Attentätern erweist man keinen Dienst durch ihre Erniedrigung zu *Richtern*. Es wären ja dann die Todesurteile, die sie fällen und ausführen, noch ausserrechtlicher als die im Namen des Zaren vollzogenen. Nur der psychologischen und geschichtlichen Beurteilung sind solche Taten zugänglich. Nur ihr Ursprung aus einer massenpsychologischen Zwangslage entschuldigt, nur ihr politischer Erfolg heiligt sie. Die Ethik bietet selbst bei den ethisch einwandfreiesten Attentaten einen unsicheren Massstab. Man kann ohne viel Gefahr des Widerspruchs behaupten, dass die erhabene Sittlichkeit der russischen Revolution jene Attentate, die sie eingeleitet, die sie bis zur Höhe begleitet haben, hoch erhoben hat über die Grausamkeit und Unmenschlichkeit, die im äusseren Bilde der Tat selbst ausgesprochen sind. Doch die sittlichen Nachwirkungen der äusseren Erscheinung der Mordtat zu tilgen vermochte das revolutionäre Ethos gleichwohl nicht. Und zwar ganz einfach deshalb, weil Revolutionen der Gegenwart Massenrevolutionen sind. Es ist etwas anderes, wenn Karbonari oder politische Verschwörer der Vergangenheit Todesurteile und Kontributionen vollzogen als wenn dies heute geschieht. Jene arbeiteten mit einem begrenzten Kreis von Leuten, die Kolonnen

eines modernen Revolutionsheeres sind jedem Zuzug offen. Wer kann hindern, dass sehr bald jene Elemente am stärksten zuströmen, die im Attentat und in der Konfiskation die zeitgemässe Verhüllung des gemeinen Verbrechens suchen? Jener Teil der russischen Sozialisten, der sich zu Beginn der Bewegung gegen die Attentate sträubte, hat zuletzt doch recht bekommen. Kaum hatte der Terror durch seine grossen Erfolge sich die allgemeine Anerkennung errungen, so sahen sich doch bald Gruppe für Gruppe wieder gezwungen ihn einzuschränken, ja möglichst ganz zu beseitigen, um die Demoralisierung der eigenen Reihen durch das Gesindel zu verhüten. Wo man dies verabsäumte — wie zum Beispiel die *Polnische sozialistische Partei* in Lodz — und am Terror festhielt, musste man zuletzt die Organisation auflösen, weil sie ins lumpenproletarische Element versunken war. Oder es trat wie bei den terroreifrigen *Sozialrevolutionären* ein Rückschlag zu erstaunlicher Zahmheit ein.

Das sind die wirklichen Erfahrungen über das Attentat und seine Rolle in einer modernen revolutionären Bewegung. Sie geben wenig Grund zu Hochgefühlen.

AUGUST ERDMANN · ZENTRUM UND WAHLRECHT

DER Klerikalismus ist ein Feind des Fortschrittes, wirtschaftlich, politisch und geistig. Die kleinbürgerliche und bäuerliche Masse ist seine Stütze, die alte ständische Gebundenheit sein Lebenselement, die politische Unterordnung und geistige Beschränktheit seine Hoffnung. Deshalb geriet der Klerikalismus in Widerstreit mit dem Liberalismus, der die alten Bande der Gesellschaft löste, die Massen freier, selbständiger und wissender machte und durch das alles die Herrschaft der Kirche wesentlich einschränkte. Deshalb musste der Klerikalismus in der Sozialdemokratie den noch grösseren Feind erkennen, weil sie den liberalen Gedanken zu Ende führen und die soziale Gleichberechtigung, die politische Freiheit und die geistige Hebung nicht nur zum Programm sondern zur Tat werden lassen will.

Es ist richtig, dass auch die klerikale Masse einmal revolutionär war. Im Rheinland gärte und tobte es 1848 unter den katholischen Bauern und Kleinbürgern. Aber es waren zumeist doch recht kleinliche Sorgen, die zu dieser Bewegung Anlass gaben: Unmut über die Last der Steuern und Abgaben, den Druck der Bureaukratie, die mancherlei Nöte der Zeit, die den einen hier, den andern da quälten. Es sollte eben anders werden, und wenn dabei politisch radikale Forderungen laut wurden, dann vielfach als Mittel zu einem Zweck von recht reaktionärer Art, wie die zünftlerischen Bestrebungen des Kleinbürgertums um diese Zeit beweisen. Auch die Kirche musste die Bewegung, als sie nicht mehr aufzuhalten war, aus gewissen Gründen gutheissen und fördern. Sie sah sich der Willkür des protestantischen Staates Preussen und den Schikanen seiner Bureaukratie preisgegeben und hatte allen Anlass zu der Hoffnung, dass sie sich bei grösserer politischer Bewegungsfreiheit, durch Ausnutzung des Rechtes der Vereinigung, der Versammlung, der Presse, des Gegners besser erwehren könne. Im allgemeinen aber verleugnete der Klerikalismus bei alledem seine rückschrittliche Natur nicht. Als auf dem rheinischen

Provinziallandtage im Jahre 1845 der Antrag verhandelt wurde beim König von Preussen um die Vollziehung der Verordnung vom 22. Mai 1815 wegen Bildung einer Repräsentation des Volkes zu bitten, da schrieb der Kölner Erzbischof, Kardinal Geissel, an den König von Bayern:

»Die Bitte um Einführung einer reichsständischen Verfassung ist auf dem Landtage vorzüglich von den Protestanten ausgegangen und teilweise von liberalen Katholiken unterstützt worden. Allein die tiefer blickenden Katholiken wollten und wollen von einer solchen Verfassung nichts wissen, weil sie befürchten müssen bei katholischen Fragen in einer Versammlung von Reichsständen, die stets mehr als zwei Dritteile Protestanten zählen würde, stets durch die Majorität überstimmt zu werden. Eine Reichsverfassung mit Landständen wäre daher für die Katholiken ein Unglück. Für den Unterzeichneten ist aber glücklicherweise so viel wie gewiss, dass der König durchaus nicht geneigt ist eine solche reichsständische Verfassung zu geben. Die Katholiken werden gern zufrieden sein und dem König umso mehr vertrauen, weil sie wohl wissen, dass ein edler Monarch viel eher als solche durch einige Wortführer aufgeregte Versammlungen den kirchlichen Interessen billige Rechnung zu tragen geneigt ist.«

Die »kirchlichen Interessen« voran! Des Volkes Rechte und Freiheiten kamen dem gegenüber nicht in betracht. So dachte der Kölner Erzbischof, und so dachten mit ihm die »tiefer blickenden Katholiken«. Zu diesen gehörte ohne Zweifel jenes Mitglied des Ritterstandes — die Namen der Redner wurden in den Sitzungsberichten der Provinziallandtage nicht genannt —, der bei der Beratung des genannten Antrages folgende politische Weisheit zum besten gab:

»Die Gleichheit aller Menschen hat allerdings einen tiefen und wahren Sinn. Es ist eine religiöse Wahrheit, die jeder wohltut zu beherzigen. Wer sich dessen bewusst ist, wird sich dadurch bewogen fühlen in jedem Menschen das Ebenbild Gottes zu sehen und ihm ohne Unterschied der Farbe, des Standes und der Religion, soweit es seine übrigen Pflichten gestatten, dasjenige zu leisten, was er im gleichen Falle selber zu erhalten wünscht. Das ist der Grundsatz der Gleichheit, wie ihn die Lehre des Christentums feststellt. Dieser Grundsatz hört aber auf wahr zu sein, sobald er in das Weltliche übersetzt wird und hier zum Umsturz des Rechtes und der Freiheit missbraucht werden soll . . . Während die christliche Gleichheitslehre den Blick des Bevorzugten wie des Darbenden auf die höhere Vergeltung richtet, spricht die revolutionäre Gleichheitslehre zu dem einen *Geniesse, was du hast!* und zu dem andern *Nimm, was du kannst!* Sie schliesst einen Bund mit den Leidenschaften der Menschen, indem sie den Neid anregt, den es verdriesst Reichere und Vornehmere über sich zu erblicken, indem sie den eitlen Hochmut kitzelt, der sich hinter dem Rufe nach Gleichheit versteckt, in Wahrheit aber nichts Besseres begehrt als den Stuhl des Bevorzugten leer zu machen, um selber darauf Platz zu nehmen. Deshalb ist es das Wesen der modernen Gleichheit alles Höhere zum Gemeinen und Niederen herabzuziehen. Wenn deshalb unser König, wie es sein königlicher Vater getan hat, um des Heils seines ihm anvertrauten Volkes willen, sich fern hält von den herrschenden Begriffen sogenannter allgemeiner Volksvertretung, wenn er festhält an unsern politischen Institutionen, an der auf deutschem Boden wurzelnden geschichtlichen Grundlage, an der Grundlage ständischer Gliederung, so segne ihn Gott dafür!«

Die Klassen, deren Vertreter in diesen Äusserungen zu Wort kommen, haben nun zwar das revolutionäre Erwachen des Volkes in den folgenden Jahren nicht hindern können; als die Bewegung in Fluss war, hat der Klerikalismus die gegebenen Rechte und Freiheiten zu eigenem Vorteil recht ausgiebig zu verwerten verstanden. Immerhin hat sich die Gegnerschaft der Kirche und der ihr verbündeten Kreise gegen den Geist der neuen Zeit dadurch bemerkbar gemacht, dass die Klerikalen bemüht waren die Revolution zum Stillstand zu bringen und das Volk um die Erfolge seiner Kämpfe zu betrügen. Die vom

Erzbischof von Köln nach Würzburg einberufene Versammlung der deutschen Bischöfe, Oktober bis November 1848, hatte nach der feierlichen Erklärung der Bischöfe den Zweck

»... auch der Kirche in Deutschland den ihr zukommenden Anteil an Freiheit zu sichern und zu fördern, aber auch in dem drohenden Kampfe der rohen Gewalt und Willkür gegen Thron und Verfassung ihre heilige Mission zu erfüllen ... Feierlich erklären sie ihre Absicht mit dem Ansehen der Religion die von Gott gesetzten Gewalten zu stützen und geloben treues Festhalten an den rechtmässigen Fürsten und Obrigkeiten, ein Gleiches von den Gläubigen fordernd. In diesen Tagen der wilden Verhetzung der verschiedenen Stände untereinander, des Hasses und roher Vergewaltigung richten die Bischöfe an ihre Herden die eindringliche Mahnung zur Geduld, zur Liebe, zum Frieden.«

In diesem Sinne wirkten die Bischöfe auf die Geistlichen und diese auf die Bevölkerung ein, und wenn die Gegenrevolution bald gewonnenes Spiel hatte, wenn das vor kurzem noch so unruhige Volk der katholischen Gebiete zu den Grundsätzen von *Ordnung und Sitte* zurückkehrte, so darf sich die Kirche einen guten Teil dieses Erfolges zuschreiben. Friedrich Wilhelm IV. hat seinen *katholischen Untertanen* wiederholt seine Anerkennung für die Mithilfe am Sieg der »guten Sache« ausgesprochen, und die verhältnismässigen Freiheiten, die die preussische Verfassung der katholischen Kirche zuerkannte, waren der Lohn des Königs für diese Mithilfe. Selbst ultramontane Politiker, die gern als Demokraten gelten mochten, waren stolz auf die Dienste, die der Klerikalismus der Reaktion erwiesen hatte. Peter Reichensperger rief auf der Kölner Katholikenversammlung im September 1853 aus:

»Wer gedenkt nicht gegenüber dem anarchistischen Treiben jener falschen Freiheitskämpfer mit Freude und Dankbarkeit jener erhabenen Erscheinung, dass, als alles bebte und wankte, als manche Throne brachen und tausendjährige Reiche mit Trümmern bedeckten, die Kirche aufrecht stand, das Kreuz hochhob und dem Drachen der Revolution aufs Haupt setzte. Der Episkopat war es, der damals gleich Aaron getrosten Mutes die Schlange der Revolution erfasste, und siehe da: in seiner Hand hat sie sich in den grünenden Stab Aarons verwandelt, in eine Stütze für den Thron und die Kirche.«

Man kann aus solchen Äusserungen leicht schliessen, wie diese Führer und Vertreter des katholischen Volkes zum Wahlrecht standen. Bei der Beratung des Wahlgesetzes in der Frankfurter Nationalversammlung wandte sich August Reichensperger am 15. Februar 1849 gegen die Bestimmung des Entwurfs, der die Selbständigkeit als Bedingung des Wahlrechts forderte, weil diese Bestimmung, wie der Redner sagte, »ganze ehrenwerte Klassen als solche von der Wahl ausschliesst«. Reichensperger begründete seinen Standpunkt damit,

»... dass die arbeitende Klasse, die Tagelöhner und Fabrikarbeiter, insbesondere auch auf politischem Gebiete, besonderer Berücksichtigung wert sind, dass man auf sie ganz besondere Rücksicht nehmen m u s s, denn meiner Überzeugung nach ruhen in dieser s o g e n a n n t e n *unteren Klasse* zunächst die Hoffnungen für unsere Zukunft. In dieser Klasse ist der alte Spruch *Bete und arbeite!* noch eine Wahrheit. Es kommt aber alles darauf an, wie für sie gesorgt wird, wie sie zu ihrem hohen Berufe ausgebildet werden soll. Zunächst kommt alles darauf an, dass man sie nicht in eine falsche Bahn hineinschleudert. Die falscheste aber ist die der politischen Agitation. Wehe dem Volke, das den Hetzern und Rhetoren in die Hände fällt!«

Was für einen Sinn diese Worte haben, geht daraus hervor, dass Reichensperger dann davor warnte das Wahlrecht als blosses Additions- und Subtraktionsexempel zu betrachten, dass er das »allgemeine, ganz unbeschränkte Wahlrecht« als eines der »gefährlichsten Experimente« erklärte, und sich zum

Schluss auf das Wort berief: »Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen. Der Staat muss untergehn früh oder spat, wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet!« Reichensperger wollte die arbeitende Klasse nicht vom Wahlrecht ausschliessen, aber er wollte dieses doch so bemessen, dass es der besitzenden Klasse nicht gefährlich werden konnte. Er baute auf die Massen, weil diese noch *arbeiten und beten*, das heisst ihr Los geduldig hinnehmen und im übrigen die besitzende Klasse schalten und walten lassen. Das bisschen Wahlrecht, das er den Arbeitern gewährte, sollte als Beruhigungsmittel dienen, wozu denn noch kommt, dass Reichensperger, um der Massen vollends sicher zu sein, sich für die indirekte Wahl aussprach.

Nun galten, wie gesagt, die Reichensperger für radikale Leute, für Demokraten. Wie andere Klerikale, wie Windthorst, Mallinckrodt, Schorlemer usw., die aus ihrer konservativen Gesinnung kein Hehl machten, von Haus aus zum Wahlrecht standen, lässt sich daraus leicht ableiten. Das eine steht fest: mit dem Willen der klerikalen Parteiführer hätten wir in Deutschland das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht nicht erhalten. Bezeichnend ist, dass ein Mann, der von den klerikalen Führern sich der arbeitenden Klasse am meisten genähert hat, dass Bischof Ketteler es vermeidet sich grundsätzlich für das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht auszusprechen. Er erklärt sich in seinem Buche *Die Arbeiterfrage und das Christentum* /1864/ nur für die direkte Wahl, bei der er immer noch »grosse Gefahren« sieht, die aber nur fürs erste eintreten und dann bald verschwinden würden, denn:

»Die Masse des Volkes glaubt noch an Gott und Christus; sie kennt noch die zehn Gebote Gottes und das Gewissen. Wir hegen daher die Überzeugung, dass unser deutsches Volk nach solchen Erfahrungen bald wieder dahin kommen würde den Zusammenhang, in dem auch eine Wahl mit dem Gewissen steht, zu erkennen, und sobald dieses einträte, wären wir schon wieder gerettet.«

Ketteler verwirft das indirekte Wahlsystem, weil damals die Liberalen es in ihrem Interesse auszunutzen verstanden; ihm ist die direkte Wahl willkommen als ein Mittel den Liberalismus unterzukriegen durch Aufgebot der Massen, die noch an Gott und Christus glauben, das heisst sich von der Klerisei leiten und zu gunsten des Rückschritts missbrauchen lassen. Nach der Gründung des Reiches forderte Ketteler die Errichtung eines Oberhauses, als Gegengewicht zu dem aus allgemeinen und direkten Wahlen hervorgegangenen Reichstage. Ein Reichsherrenhaus neben dem Reichsvolkshaus mit dem Zweck dem Volke die Rechte, die es durch die allgemeine, gleiche Wahl hatte, noch mehr einzuschränken als sie ohnehin schon durch den Bundesrat eingeschränkt waren.

Man kann sich über die Stellung des Zentrums zum Wahlrecht von vornherein klar werden, wenn man sich vergegenwärtigt, welche Personen, welche Kreise, welche Interessengruppen die Politik des Zentrums bestimmen. Gewiss ist das Zentrum in seiner Zusammensetzung keine einheitliche sondern eine sehr vielgestaltige Partei. Aber seine Geschichte lehrt, dass im Zentrum die Kirche und der Adel stets einen bedeutenden, einen ausschlaggebenden Einfluss auf die Politik dieser Partei ausgeübt haben. Kirche und Adel im Verein mit der katholischen Bureaukratie lieferten von jeher dem Zentrum seine geistigen Führer. Im Vorstand der katholischen Fraktion, die sich im November 1852 im preussischen Abgeordnetenhause auftat, sassen August und Peter Reichensperger, beides höhere Richter, Rohden, ebenfalls Richter, Osterrath.

Regierungsbeamter, Wilderich von Ketteler, Bruder des Mainzer Bischofs, Freiherr von Waldbott-Bassenheim und Graf Stolberg. Unter den Unterzeichnern des sogenannten *Soester Programms* /1870/, das die Gründung der Zentrumsfraktion einleitete, finden wir 21 Geistliche und 7 Adlige, die Übrigen waren zum grösseren Teile Juristen und Landwirte; Verfasser des Programms war Prälat Hülskamp. Die Einladung zur Gründung der Zentrumsfraktion des Reichstages ging aus von dem früheren Gesandten von Savigny, dem Legationsrat von Kehler und Peter Reichensperger, dem rheinischen Obertribunalsrat; der Aufruf zu den ersten Reichstagswahlen war unterzeichnet von 12 Adligen, 13 Geistlichen, im übrigen wieder vorzugsweise Juristen. Vorsitzende der Zentrumsfraktion waren im Reichstage nacheinander die Herren von Savigny, Freiherr von Frankenstein, Graf Ballestrem, Graf Hompesch; im Abgeordnetenhause von Savigny, Freiherr von Schorlemer, Freiherr von Heeremann, Landesrat Fritzen: überall und zu jeder Zeit also ein unverkennbares Vorwiegen der feudalen, kirchlichen und bureaukratischen Elemente. Wenn die Klerisei bei gewissen Gelegenheiten zurücktritt, so spielen ihre Vertreter dafür im Geheimen oder in der Kleinarbeit eine umso gewichtigere Rolle.

Nun ist ja das Zentrum im Landtage wie im Reichstage als Oppositionspartei ins Leben getreten. Bismarcks Politik hatte es verstanden Leute in die Opposition zu treiben, die der besten Gesinnung und des besten Willens voll waren, und die bei einiger Rücksicht auf ihre nicht ganz preussischen Eigenheiten zu treuen Parteigängern der Regierung hätten gewonnen werden können. Die Oppositionsstellung brachte das Zentrum dazu radikaler aufzutreten als seine führenden Leute im Grunde ihres Herzens gesinnt waren. Im Abgeordnetenhause bildete das Zentrum anfangs der siebziger Jahre eine unbeachtliche Minderheit gegenüber der liberalen Mehrheit. Dem Zentrum kam es gelegen sich nach aussen hin als den wahren Freund und Förderer der Volksrechte aufzuspielen und die Liberalen als das Gegenteil erscheinen zu lassen. Deshalb kam es im Jahre 1873 mit dem Antrag das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht in Preussen einzuführen, ein Antrag, bei dem es gewinnen musste, wenn er nicht angenommen wurde, denn dann waren die Liberalen blamiert, und bei dem es andererseits nichts zu verlieren hatte, wenn er angenommen wurde, denn wie die Reichstagswahl gezeigt hatte, vermochte das Zentrum auch mit dem allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrecht ganz gute Geschäfte zu machen. Die Sozialdemokratie hatte damals noch nichts zu bedeuten; ihren späteren Aufschwung konnte niemand voraussehen; das Bedenken, dass schliesslich ihr die Haupterfolge des demokratischen Wahlrechtes zufallen würden, wirkte damals noch nicht — und so konnte das Zentrum denn den bedeutungsvollen Schritt wagen für Preussen die Einführung eines Wahlrechtes zu beantragen, das der konservativen Gesinnung der Parteiführer im Grunde des Herzens zuwider war.

Der Schritt ist auch wohl nur gewagt worden, weil das Zentrum von seiner Aussichtslosigkeit überzeugt war. Wenn es der Partei wirklich und ehrlich um die Durchführung des Vorhabens zu tun gewesen wäre, dann würde sie sich nicht mit dem einmaligen Antrag begnügt, sondern ihn immer wieder eingebracht und dabei durch Mobilmachung ihrer Gefolgschaft dafür gesorgt haben, dass der Antrag von unten auf den erforderlichen Nachdruck erhielt.

Ein angesehener und einsichtsvoller klerikaler Politiker, der Fürst von Isenburg-Birstein, gesteht in seiner Schrift *Die Parteien im Deutschen Reichstage* /1877/ ein, dass das Zentrum in seiner Oppositionszeit derartige Anträge nur zu Agitationszwecken einbrachte. Er schreibt:

»Eine jede Partei, die sich an dem parlamentarischen Leben beteiligt, muss selbstverständlich den lebhaften Wunsch nach Verstärkung hegen, dieser nimmt natürlich in dem Masse zu, als sie in ihren Bestrebungen vereinzelt dasteht. Schon aus diesem Grunde musste es der lebhafteste Wunsch der Zentrumsfraktion sein durch eine grössere Zahl von Mitgliedern verstärkt bei den im Januar 1874 stattfindenden Wahlen für den Reichstag hervorzugehen . . . Der einzige Weg, um eine grössere Anzahl von Mitgliedern zu bekommen, war der eine grössere Anzahl von Wählern als bisher zu bestimmen den Kandidaten des Zentrums ihre Stimme zu geben. Am leichtesten glaubte man dies erreichen zu können, wenn man die Wähler überzeugte, dass die Fraktion nicht nur die Verteidigung der Rechte der Kirche, sondern auch die Einführung eines wirklich freisinnigen Systems als ihre Aufgabe betrachtet.«

Nach Isenburgs Meinung war es dem Zentrum mit seinen volksfreundlichen Anträgen nur um den Wählerfang zu tun. Übrigens war man in klerikal-konservativen Kreisen sich klar, dass dieses Verfahren immerhin seine Bedenken hatte. So schreibt auch Isenburg weiter:

»Den grossen Massen fehlt das tiefere Verständnis für echt freisinnige Ideen; sie verwechselt diese vielfach mit modern liberalen Gedanken. Die allgemein bekannten Schlagwörter, insbesondere diejenigen, von denen man, will man verstanden sein, Gebrauch machen muss, enthalten meistens einen sehr richtigen gesunden Gedanken, werden aber gewöhnlich gebraucht, um eine liberale Idee auszudrücken. Da nun das Zentrum in seinen Wahlaufrufen häufig diese modernen Schlagwörter benutzen musste, ohne ihnen jedesmal die richtige Interpretation beizufügen, so musste es dadurch in konservativen Kreisen häufig Anstoss erregen.«

Wie insbesondere zum Wahlrecht die konservativen Klerikalen ihre Stellung auffassten, lehren folgende Ausführungen des genannten katholischen Politikers:

»Nach meinem Dafürhalten beruht das auf dem allgemeinen Wahlrecht basierte System auf einem durchaus falschen Prinzip und ist das Produkt der Grundsätze von 1789. Ich würde es nicht nur für unrichtig, sondern auch für u n g e r e c h t halten, wenn der Einfluss der Nichtbesitzenden und weniger Gebildeten demjenigen gleichgemacht würde, die wegen ihres Besitzes in ganz anderer Weise an dem Geschicke des Staates interessiert sind und vermöge ihrer Bildung weit mehr die nötige Einsicht besitzen, um über die öffentlichen Angelegenheiten urteilen zu können. Ich gestehe aber gerne zu, dass unter den j e t z i g e n Verhältnissen auch das auf allgemeinem Wahlrecht basierte System den christlich gesinnten und konservativen Elementen grösseren Einfluss gewährt, als das für den preussischen Landtag geltende. Ich begreife daher auch, dass die Zentrumsfraktion in diesem Augenblicke es gern sähe, wenn es allgemein eingeführt würde, ja ich bin sogar der Ansicht, dass es entschieden dem System vorzuziehen ist, wonach die Wahlen für das preussische Abgeordnetenhaus und viele zweite Kammern in den deutschen Staaten stattfinden. Ich finde daher die Aufstellung dieses Postulates für sehr begreiflich, nur hätte ich gewünscht, dass man den Wunsch mehr in konkreter Form geäussert und deutlich erklärt hätte, dass man es nur als eine V e r b e s s e r u n g des gegenwärtigen Zustandes, n i c h t aber als auf einem richtigen Prinzip beruhend ansehe. Für die grosse Masse der Katholiken wäre eine solche Reservation von grossem Werte gewesen.«

Isenburg ist, das geht unzweifelhaft aus seiner Schrift hervor, keiner von den rückständigsten und volksfeindlichsten Ultramontanen, nur ist er so ehrlich zu sagen, was er denkt. Ganz gewiss stand die Mehrheit der katholischen Führer dem Wahlrecht viel schroffer und ablehnender gegenüber, aber sie hielten es für gut ihre wahre Gesinnung zu verheimlichen und sich als die Volks-

und Freiheitsfreunde aufzuspielen. Der Zentrumsantrag wurde von der Mehrheit des Abgeordnetenhauses abgelehnt, und seit der Zeit, also seit 1873, hat das Zentrum in der preussischen Wahlrechtsfrage keinen Finger mehr gerührt, einesteils, weil es ihm mit der Durchführung eines demokratischen Wahlrechts in Preussen nie ernst gewesen ist, andernteils, weil die von Wahl zu Wahl fortschreitende Zunahme der sozialdemokratischen Reichstagswählerstimmen es belehrten, dass die Erfolge des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts letzten Endes der Sozialdemokratie, des Zentrums grösstem Feinde, zufallen mussten.

Es ist eine kecke Täuschung, wenn die ultramontanen Blätter erklären, dass das Zentrum seit seinem Bestehen unausgesetzt sich als Anhänger des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts erklärt habe. Die Tagespresse unserer Partei hat im Laufe der jetzigen Wahlrechtsbewegung genügend Nachweise von Rednern und Blättern des Zentrums gebracht, dass es mit der Freundschaft namhafter Ultramontaner für das Reichstagswahlrecht sehr wackelig aussieht, und wenn hingewiesen wird auf amtliche Parteikundgebungen, zum Beispiel auf Wahlprogramme, so findet sich allerdings in den Reichstagswahlaufrufen des Zentrums die Versicherung, dass die Partei an dem Reichstagswahlrecht festhalten werde, aber was hat das mit der Frage der Einführung des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts in Preussen zu tun? Findet sich darüber eine Versicherung in den Landtagswahlaufrufen des preussischen Zentrums? Zum erstenmal wird die Wahlrechtsfrage in dem Aufruf des Landtagszentrums für die Wahl 1893 erwähnt. Es heisst da:

»Bei Beratung des Wahlgesetzes hat das Zentrum alle Kraft eingesetzt die durch die neue Steuergesetzgebung zu befürchtende plutokratische Verschiebung der Wählerklassen zu verhindern; leider ist diese Absicht trotz unserer einmütigen Haltung nicht zu erreichen gewesen. Es wird daher auch in Zukunft unsere Aufgabe sein diesen gegen unseren Willen herbeigeführten Wirkungen nach Kräften entgegenzutreten und Abhilfe herbeizuführen.«

Das Wahlgesetz, um das es sich hier handelt, ist das G e m e i n d e w a h l g e s e t z, das nach langem Kuhhandeln und Katzbalgen mit Konservativen und Nationalliberalen zu stande gekommen war in einer Weise, dass der Einfluss des Zentrums in der zweiten Abteilung gestärkt und ihm dadurch in den Gemeinden des Westens das Übergewicht gegenüber dem Liberalismus gesichert wurde. Darin bestand die Wahlreform im Sinne des Zentrums. Von einem Eintreten für die Einführung des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts für den Landtag nicht die Spur, weder in diesem noch in einem der folgenden preussischen Wahlaufrufe. 1898 heisst es:

»Unter Aufrechterhaltung und Anerkennung aller bestehenden Rechte und Rechtsverhältnisse haben wir ferner in Wahrung der Rechte des Volkes wiederholt die bei der Beratung der neuen Steuergesetze zugesagte Reform des Wahlrechts verlangt, durch welches die durch jene Gesetze bewirkte Verschiebung und Verkümmerung des Wahlrechtes ausgeglichen werden sollte.«

Hier also die ausdrückliche Betonung der »bestehenden Rechte und Rechtsverhältnisse«, womit das Zentrum von vornherein auf eine grundlegende Wahlreform verzichtet. Und auch hier drehte sich die Sorge des Zentrums nur um das Gemeindewahlgesetz, wie der Wahlaufruf von 1903 beweist, wo es heisst, dass die vollzogene *Wahlreform* nicht alle Wünsche erfüllt, dass die Fraktion aber doch zugestimmt habe, »weil dadurch in zahlreichen Gemeinden zu gunsten

des Mittelstandes eine nicht zu unterschätzende Erweiterung des Wahlrechtes gesichert wird«. Mit der Fürsorge für den Mittelstand, das heisst den Zentrumsphilister der zweiten Wählerabteilung, war der wahlreformerische Ehrgeiz des Zentrums gesättigt, von dem Landtagswahlrecht ist überhaupt nicht die Rede. Hinzugefügt sei, dass auch das Programm der Zentrumsfraktion des preussischen Abgeordnetenhauses, das überhaupt nur aus wenigen Zeilen mit einigen nichtssagenden Redensarten besteht, die Wahlrechtsfrage völlig unerwähnt lässt.

Nun hat ja im Anfang vorigen Jahres, nachdem die Herrlichkeit der *regierenden Partei* im Reiche ein Ende genommen hatte, das Zentrum im preussischen Abgeordnetenhause den Antrag auf Einführung des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts in Preussen eingebracht, wobei erwähnt werden muss, dass eine Anzahl Abgeordneter ihre Unterschrift zu diesem Antrage verweigert hat. Dem Vorwurf, dass es diesen Antrag nur aus agitatorischen Gründen und in der Gewissheit, dass er nicht angenommen werde, eingebracht habe, versucht das Zentrum durch die Erwiderung zu begegnen, dass es ja nichts zu verlieren habe und seines Bestandes an Mandaten auch unter dem Reichstagswahlrecht sicher sei. Das stimmt nicht. Das Zentrum weiss ganz genau, dass die Tage seiner Reichstagsmandate in den Städten des industriellen Westens gezählt sind; schon bei der Wahl im vorigen Jahre rechnete es mit dem Verlust von Köln, Düsseldorf und Essen; die Rede, die der Abgeordnete Trimborn am Abend vor der Stichwahl an seine Kölner Wähler hielt, sah einer Abschiedsrede verzweifelt ähnlich. Jedenfalls kostet es das Zentrum grosse Mühe seine Reichstagsmandate in diesen Wahlkreisen zu behaupten, während es seine Landtagskandidaten unter dem Dreiklassenwahlrecht, wo sein Hauptgegner, die Sozialdemokratie, fehlt, glatt und ungefährdet durchbringt. Das würde sich ändern, wenn das Dreiklassenwahlrecht fiele und durch das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht ersetzt würde: mit seinen Landtagsmandaten im industriellen Westen stände es dann wackelig.

Dazu kommt, dass eine Änderung des preussischen Landtagswahlrechts unfehlbar auch eine Änderung des preussischen Gemeindewahlrechts zur Folge haben würde. Auch hier hat das Zentrum in den katholischen Städten bisher nur mit einem Gegner, den Liberalen, zu tun; träte ihm auf Grund eines demokratischen Wahlrechts hier die Sozialdemokratie gegenüber, so wäre es mit seiner Rathausmehrheit in einer Stadt wie zum Beispiel Köln vorbei. Und wer da weiss, welche Bedeutung das Zentrum auf den Besitz solcher Städte legt, der weiss auch, wieviel das Zentrum bei einer Abschaffung des Dreiklassenwahlsystems und seiner Ersetzung durch das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht zu verlieren hätte. Das Zentrum hat bisher bewiesen, dass es recht wenig nach Grundsätzen, dafür desto mehr mit Rücksicht auf den Parteinutzen handelt, abgesehen davon, dass seine programmatischen Grundsätze so dehn- und deutbar sind, dass sie sich mit der ärgsten Rückwärtserei und Verräterei vereinigen lassen. Und so darf man denn aus dem Schaden, der den Ultramontanen aus der Annahme seines Antrages für seine politische Stellung im Landtag wie in der Gemeinde erwachsen würde, ruhig den Schluss ziehen, dass es ihm mit der Durchführung dieses Antrages nicht ernst ist, zumal wenn man berücksichtigt, dass seine Durchführung dem grössten und gefährlichsten Feinde des Klerikalismus, der Sozialdemokratie, zu gute kommen würde.

Aber auch die völlige Untätigkeit des Zentrums, seine Abneigung die ultramontanen Massen für den Antrag mobil zu machen und durch Entfaltung einer machtvollen Bewegung von unten auf der preussischen Wahlreform Geltung zu verschaffen lässt erkennen, wie wenig dem Zentrum daran liegt, dass sein Antrag zur Durchführung gelangt. Von den bürgerlichen Parteien ist ohne Zweifel das Zentrum am besten organisiert; seine Bundesgenossin, die Kirche, sichert ihm ein Heer agitatorischer Kräfte und mit diesen einen mächtigen Einfluss auf die Massen. Wenn das Zentrum wollte, könnte es allein unter seinem immer noch sehr ansehnlichen proletarischen Gefolge eine Bewegung zu stande bringen, die, mit der sozialdemokratischen vereinigt, stark genug wäre, um nach oben zu wirken und die Regierenden zur Einsicht zu bringen. Aber das Zentrum verhält sich ruhig, kein Flugblatt, keine Versammlung wider die Schmach des Dreiklassenwahlrechts, nichts von einer gründlichen und anhaltenden Aufklärung der Massen über die ihnen zugefügte Schande einer sechzigjährigen Entrechtung. Demnächst, wenn es zur Landtagswahl geht, wird das Zentrum Lärm schlagen, über den Freisinn und den Block losziehen, die sich in der Wahlrechtsfrage so schlapp benommen haben, und demgegenüber das Zentrum preisen, das sich hier wieder der Rechte des Volkes so tapfer angenommen hat, wenn auch seine Taten in weiter nichts bestanden haben, als dass es einen Wahlrechtsantrag eingebracht, einige Erklärungen dazu abgegeben und im übrigen durch seine Passivität die Regierung in ihrer Wahlrechtsfeindschaft nur bestärkt hat.

Die grosse Masse des Zentrumsgefolges ist zu rückständig und stumpfsinnig, um den Ernst der Lage zu begreifen und die Pflicht der Parteinahme in dieser für die innerpolitischen Verhältnisse so überaus wichtigen Frage zu erkennen. Der wirtschaftlich und politisch interessierte Zentrumsmann in der Stadt wählt in der zweiten Klasse, ebenso sieht der grundbesitzende Zentrumsbauer als Wähler höherer Klasse sein politisches Interesse genügend gewahrt; die grosse Masse des kleinbürgerlichen und bäuerlichen Zentrumsanhanges kümmert sich um politische Fragen nicht, sie folgt bei den Wahlen dem Herrn Pfarrer und glaubt seiner Versicherung, dass eine Partei, die als Schützerin der Kirche die wahre Partei des Herrgotts ist, auch unbesehen das Vertrauen jedes Christenmenschen verdiene.

Nun gibt es in der Zentrumspartei ein entwickelungsbedürftiges, vorwärtstreibendes Element: die katholische Arbeiterschaft. Das Dasein und die Tätigkeit der christlichen Gewerkschaften zeigt, dass es in diesen Kreisen nicht an geistiger, sozialer und politischer Regsamkeit fehlt, aber, und das ist das Bedauerliche, alles nur im Gefolge und Interesse der Zentrumspartei. Die katholischen Arbeiter- wie die Gesellenvereine unterstehen statutgemäss geistlicher Leitung, ihre Sekretäre und Beamten empfangen sie aus München-Gladbach, der *Zentralstelle des Volksvereins für das katholische Deutschland,* von wo sie auch sonst ihre geistige Speise beziehen. Es sind unverfälschte Zentrumsorganisationen, und es ist, bei der Abhängigkeit der Mitglieder von der geistlichen Leitung, selbstverständlich, dass von diesen Organisationen nichts unternommen wird, was die Kreise der Zentrumspolitiker stören könnte. Scheinbar selbständig stehen die christlichen Gewerkschaften da. Im Anfang spielten die geistlichen Berater in ihnen eine bedeutende Rolle und Zentrumspolitiker taten sich als Gründer und Förderer der christlichen Berufsorgani-

sationen hervor. Das hat aufgehört, wenigstens nach aussen hin. Aber die christlichen Gewerkschaften haben ihren ultramontanen Charakter nicht verloren, seit ihre Leitung jetzt nur noch in Händen von Arbeitern liegt, aus dem einfachen Grunde, weil die Führer und Beamten der christlichen Gewerkschaften mit wenigen Ausnahmen der Zentrumspartei angehören und ihr als Vertrauensleute und Mandatsinhaber politisch verpflichtet sind. Vorsitzender des Ausschusses des *Gesamtverbandes* ist: Mathias Schiffer, Zentrumsabgeordneter; Generalsekretär des *Gesamtverbandes*: Adam Stegerwald, Zentrumsmann; Redakteur des *Zentralblatts*: Johann Giesberts, Zentrumsabgeordneter; die Vorsitzenden der 7 grössten christlichen Gewerkschaften (Bergarbeiter, Textilarbeiter, Bauarbeiter, Metallarbeiter, bayerische Eisenbahner, Hilfs- und Transportarbeiter, Holzarbeiter) sind Zentrumsleute, alle als Abgeordnete, Stadtverordnete, Mitglieder der provinziellen und lokalen Parteileitungen, führende Leute im katholischen Volksverein, auf den Katholikentagen usw. dem Zentrum aufs engste verschwägert und verschwistert. Das Opfer, das die Zentrumsherren gebracht haben, indem sie den Arbeiterführern den Zugang zu den Fraktionen und Parteileitungen öffneten, mag ihnen nicht leicht gefallen sein, aber es hat sich gelohnt, insofern als durch die Führer die christlichen Gewerkschaften fester als je an das Zentrum geknüpft wurden.

Es stehen also die Dinge so, dass weder von den ultramontanen Parteiführern noch von den ultramontanen Arbeiterführern ein ernstliches und wirksames Vorgehen zu gunsten einer demokratischen Wahlreform in Preussen zu erwarten ist. Der Klerikalismus als Prinzip des Rückschrittes bewährt sich auch hier. Aber, wie gesagt, es regt sich auch in der katholischen Arbeiterschaft. Der Widersinn und das Unrecht des preussischen Wahlsystems ist zu offensichtlich, als dass davon auch die katholischen Arbeiter nichts merken sollten, und es ist ein Zugeständnis an diese Stimmung, wenn Blätter wie die *Westdeutsche Arbeiterzeitung*, wenn christliche Gewerkschaftsorgane nicht umhin können gelegentlich ein kräftig Wort über die Dreiklassenschmach zu bringen.

Es wird von der Entschiedenheit und dem Geschick der sozialdemokratischen Wahlrechtsagitation abhängen, ob und wie weit es gelingt über die Führer hinweg den Zusammenhang mit den christlichen Arbeitern zu finden und die in diesen Kreisen vorhandene Stimmung wider das Dreiklassenwahlsystem zu einer Bewegung zu entwickeln, der die ultramontanen Partei- und Arbeiterführer Rechnung tragen müssen. Das Zentrum ist in einer üblen Lage. Es hat, wenn eine volkstümliche Wahlreform zu stande kommt, zu verlieren, aber es hat auch zu verlieren, wenn es sich in der Wahlrechtsfrage säumig und unzuverlässig zeigt. Es fragt sich nur, welche Gefahr ihm die grössere Sorge macht. Vielleicht erscheint dem Zentrum die nähere Gefahr (die christlichen Arbeiter wider sich aufzubringen) als die grössere und ihre Abwendung durch Betreiben der Wahlrechtsreform als die dringlichere Aufgabe. Auf alle Fälle ist es unsere Pflicht die christlichen Arbeiter aufzurütteln und in die Wahlrechtsbewegung hineinzuziehen. Diese Pflicht ist umso mehr geboten, als wir damit rechnen müssen, dass die Lösung der preussischen Wahlrechtsfrage in unserm Sinne nur durch Aufgebot der wirtschaftlichen Macht des Proletariats erfolgen wird. Dazu bedarf es aber erst recht des einmütigen Willens und Handelns a l l e r Entrechteten.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

ROBERT SCHMIDT · ARBEITSKAMMERN

EINE der bedeutsamsten Ankündigungen des kaiserlichen Erlasses vom 4. Februar 1890 soll nunmehr in einem Gesetzentwurf, der die Errichtung von Arbeitskammern bezweckt, der Erfüllung entgegengehen. In jenem sozialpolitisch gestimmten Erlass des Kaisers hiess es:

»Für die Pflege des Friedens zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern sind gesetzliche Bestimmungen über die Formen in Aussicht zu nehmen, in denen die Arbeiter durch Vertreter, welche ihr Vertrauen besitzen, an der Regelung gemeinsamer Angelegenheiten beteiligt und zur Wahrnehmung ihrer Interessen bei Verhandlungen mit den Arbeitgebern und mit Organen meiner Regierung befähigt werden. Durch eine solche Einrichtung ist den Arbeitern der freie und friedliche Ausdruck ihrer Wünsche und Beschwerden zu ermöglichen und den Staatsbehörden Gelegenheit zu geben sich über die Verhältnisse der Arbeiter fortlaufend zu unterrichten und mit den letzteren Fühlung zu behalten.«

Nach 18 Jahren ein Gesetzentwurf, der versucht das in diesem Erlass gegebene Versprechen einzulösen, ohne die Hoffnungen und Wünsche zu erfüllen, die an die Ära der sozialpolitischen Ankündigungen mit aller Vorsicht geknüpft werden konnten. Es hat einer langen Überlegung bedurft, ehe die Regierung den Schritt wagte den Arbeitern das zu gewähren, was in der langen Wartezeit ohne Zögern dem Unternehmer dargeboten wurde. Im Jahre 1894 wurde in Preussen durch ein Gesetz die Organisation der Landwirtschaftskammer geregelt, 1897 in einer Novelle der Handelskammer eine neue Grundlage gegeben und im gleichen Jahre durch eine Novelle zur Gewerbeordnung die Handwerkskammern ins Leben gerufen. Organisationen, die ohne Verbindung mit einer Arbeitervertretung blieben, es sei denn, dass man die in der Regel zu den Beratungen der Handwerkskammer überhaupt nicht zugelassenen Gesellenausschüsse für eine Arbeitervertretung hält.

Die Vorlage, die die Regierung dem Bundesrat unterbreitet, weist in der Arbeitskammer nicht etwa dem Unternehmer die selbe bedeutungslose Stellung zu wie den Arbeitern in der Handwerkskammer, sondern hier ist auf einmal die paritätische Vertretung der Unternehmer und Arbeiter vorgesehen. Der »freie und friedliche Ausdruck der Wünsche der Arbeiter«, um an den Wortlaut des kaiserlichen Erlasses anzuknüpfen, soll nach dem Gesetzentwurf nur mit Genehmigung der Unternehmer geschehen. Denn bei Gutachten, die die Arbeitskammer abgibt, soll der Vorsitzende mit seiner Entscheidung ausscheiden, wenn jede Partei auf ihrem Standpunkt beharrt. Das heisst, es muss mindestens ein Unternehmer den Anschauungen der Arbeiter beitreten, damit der Standpunkt der Arbeiter Bedeutung erhält. Der freie Ausdruck der Wünsche der Arbeiter wird auf diese Art vollständig unterdrückt. Im Vergleich hierzu ist die Stellung des Gesellenausschusses bei den Handwerkskammern unabhängiger. Der Gesellenausschuss kann bei Gutachten der Handwerkskammer, die seiner Auffassung entgegenstehen, seinen entgegengesetzten Standpunkt besonders begründen. Es ergibt sich damit zugleich das Unhaltbare der paritätischen Grundlage der Arbeitskammern; viel zweckentsprechender ist es, wenn die Unternehmer in der Handels-, Gewerbe-, Handwerks-, Landwirtschaftskammer, in den Berufsgenossenschaften ihre wirtschaftlichen Interessen vertreten und die Arbeiter in der Arbeiterkammer ihre Vertretung haben, ohne Mitwirkung der Unternehmer. Es ist töricht zu glauben, dass die wirtschaftlichen Gegensätze

überbrückt werden, wenn beide Teile gemeinsam in der Arbeitskammer wirken. Nur für bestimmte Aufgaben wird eine paritätische Grundlage der Vertretung zu empfehlen sein; so für die Verwaltung des Arbeitsnachweises, bei der Förderung von Tarifabschlüssen, bei Schlichtung von Streitigkeiten. Für diese Zwecke könnte eine besondere gemeinsame Beratung der Handels-, Handwerks- und Arbeiterkammern vorgesehen werden; die sozialpolitischen Aufgaben, die die Arbeiter angehen, überlasse man den Arbeitern selbst; die Bevormundung muss zurückgewiesen werden.

Recht unglücklich löst der Entwurf die Abgrenzung der Arbeitskammern. Es hätte ausserordentlich nahegelegen für jeden Bezirk einer Handwerkskammer eine Arbeitskammer einzusetzen; statt dessen will man die Organisation nach den Bezirken der Berufsgenossenschaften gliedern. Diese Bezirke sind aber nicht einheitlich, sondern bilden ein buntes Durcheinander. Die eine Berufsgenossenschaft ist über ganz Deutschland ausgebreitet ohne jede Sektionsbildung, eine andere über einen oder mehrere Bundesstaaten mit sehr zahlreicher Sektionsbildung; einer solchen Regellosigkeit die Arbeitskammerbezirke nachzubilden wurde doch wohl vorgeschlagen, ohne dass man vorher die praktische Durchführbarkeit näher untersucht hätte.

Die Zersplitterung der Arbeitskammern in Angliederung an die Berufe muss ihre Bedeutung und ihre Tätigkeit von vornherein erheblich verringern. Wenn die Handwerker in ihren Handwerkskammern ohne Bildung besonderer Kammern für den Beruf auskommen, dann wird das wohl auch für die Arbeiter in der Arbeitskammer möglich sein. Dabei können solche Kammern sehr gut nach Berufsvertretern zusammengesetzt sein und Abteilungen für die einzelnen Berufe bilden. In einer Arbeitskammer wäre weiter auch die Vertretung der Techniker, Werkmeister, Ingenieure und Handelsangestellten im besonderen Wahlgange zu empfehlen, denn das Ausscheiden der Handelsangestellten aus der Arbeitskammer, wie es der Regierungsentwurf vorsieht, entbehrt jeder stichhaltigen Begründung.

Natürlich wäre das Proportionalwahlrecht allgemein zu fordern, denn in diesen Korporationen müssen alle Richtungen der Arbeiterbewegung vertreten sein. Wenn aber die Begründung der Regierungsvorlage besagt, dass die Verhältniswahl für die Wahlen der Arbeitnehmervertreter wünschenswert sei, ihre Anwendung aber nicht in allen Fällen unbedenklich erscheine, so erkennt man recht deutlich die Absicht je nach der politischen Strömung der Arbeiterschaft in dem einen Bezirk durch die Verhältniswahl den Einfluss der Sozialdemokraten zu mindern, in dem andern mit der einfachen Majoritätsentscheidung auszuschalten. Dieser täppische Versuch den Einfluss sozialdemokratischer Arbeiter auszuschalten kennzeichnet so recht die Tendenz des Gesetzentwurfs, der nur darauf ausgeht eine möglichst einflusslose Organisation zu schaffen. Wie soll nun diese Arbeitervertretung in der Arbeitskammer gewählt werden? Die Regierungsvorlage schreibt vor: die Hälfte der Vertreter wählen die Arbeiterausschüsse in den Fabriken, die andere Hälfte die Vertreter der Arbeiter bei den Berufsgenossenschaften. Der Regierung scheinen da die Schönheiten des preussischen Wahlrechts vorgeschwebt zu haben. Wenn man auf eine indirekte Wahl kam, hätte man wohl eventuell auf die Gewerbegerichtsbeisitzer zurückgreifen können, aber nicht auf die Arbeiterausschüsse. Die Errichtung von Arbeiterausschüssen ist ganz dem Gutdünken des Fabrikanten anheim-

gegeben, einen Zwang zur Bildung solcher Ausschüsse kennt die Gewerbeordnung nicht. Es gibt noch Betriebe mit Tausenden von Arbeitern, die keine Spur eines Arbeiterausschusses haben. Alle diese Arbeiter scheiden bei dem Wahlrecht auf dieser indirekten Grundlage aus; deshalb sieht die Vorlage für den Fall, dass überhaupt keine Arbeiterausschüsse im Bezirk der Arbeitskammer bestehen, die Wahl aller Vertreter seitens der Arbeitervertretung der Berufsgenossenschaften vor. Die Vertreter in den Berufsgenossenschaften gehen aus einem sehr komplizierten indirekten Wahlsystem hervor. Es wählen nämlich die Arbeiter in den Vorständen der Orts-, Gemeinde- und Betriebskassen Vertreter der Arbeiter zu den unteren Verwaltungsbehörden, diese wählen dann den Ausschuss der Landesversicherungsanstalt, und der Ausschuss bestimmt die Arbeitervertreter bei den Berufsgenossenschaften. Diese Vertreter sollen bei Erlass von Unfallverhütungsvorschriften der Berufsgenossenschaften oder bei Erlass von Verordnungen seitens des Bundesrates oder der Landeszentralbehörden betreffend die Innehaltung sanitärer Vorschriften (§ 120 e der Gewerbeordnung) als Gutachter zugezogen werden. Es vergehen oft Jahre, ohne dass die Arbeitervertreter der Berufsgenossenschaften zu einer Beschlussfassung hinzugezogen werden, weil, wenn die Unfallverhütungsvorschriften einmal erlassen sind, nur ganz selten Änderungen vorgenommen werden, und der Bundesrat auch nicht so viele Verordnungen produziert, dass zu Beratungen oft Gelegenheit gegeben wäre. Und eine solche siebenmal gesiebte Arbeitervertretung soll den Wahlkörper für die Arbeitervertretung in der Arbeitskammer abgeben? Das wird wohl selbst den frommen, christlich-nationalen Arbeitern als starke Zumutung erscheinen, als krasseste Nichtachtung der Gefühle und Empfindungen der Arbeiter. Wie zu den Gewerbegerichten eine direkte Wahl möglich ist, wird auch hier unter allen Umständen ein gleicher Wahlmodus gefordert werden müssen. Die Halbheit des Entwurfs zeigt sich nicht nur in dem Ausscheiden der Handelsangestellten aus der Vertretung, sondern auch in der Begrenzung für die Fabrikbetriebe. Die Begründung des Entwurfs besagt zwar, für das Handwerk bestehe im Gesellenausschuss der Handwerkskammer schon eine Arbeitervertretung. Diese hat aber viel zu begrenzte Befugnisse, sie wird nicht ständig zu den Sitzungen der Handwerkskammer geladen, sondern nur dann, wenn über Herbergswesen, Arbeitsnachweis, Vorschriften über Lehrlingswesen oder Angelegenheiten, die die Verhältnisse der Gesellen und Lehrlinge berühren, beraten wird. Auf Grund dieser Bestimmungen sind die Gesellenausschüsse bei Beratung handelspolitischer, ja sogar auch wichtiger sozialpolitischer Fragen ausgeschieden worden. Die Arbeiter werden auf die Gesellenausschüsse sehr leicht verzichten können, wenn in einer Arbeiterkammer ihre Vertretung organisiert wird. Industrie und Handwerk müssen wir zusammenfassen, da jeder Wechsel der Arbeitsstätte den Vertreter der Arbeiter aus der Arbeitskammer hinauswerfen kann, wenn er im Handwerksbetriebe die Arbeit aufnimmt. Eine so schwankende Grundlage der Vertretung m u s s die Korporation zur Schwäche in der Ausführung ihrer Aufgaben verdammen. Wenn man die Grenze zwischen Handwerks- und Fabrikbetrieb ziehen will, dann müsste man doch auch die Arbeitervertreter bei den Berufsgenossenschaften als Wähler ausscheiden, die in Handwerksbetrieben tätig sind. Denn nicht alle Berufsgenossenschaften entbinden das Handwerk von der Versicherungspflicht; es gibt vielmehr eine Anzahl von Handwerksbetrieben, die der Versicherungspflicht unterliegen. Wie

steht es hier nun mit den Unternehmern, dürfen nur solche aus Fabrikbetrieben gewählt werden? Neben den Handwerksbetrieben sollen die Werkstätten der Eisenbahnen und der Heeresverwaltung ausscheiden. Eine Begründung dafür ist nicht gegeben; dass die Arbeiter dieser Staatswerkstätten mindere Rechte geniessen sollen, legt ein schlechtes Zeugnis für die sozialpolitische Einsicht der Regierung ab.

Entsprechend der Unklarheit im Aufbau der Organisation sind auch die Aufgaben allgemein und unbestimmt gehalten. Die Arbeitskammern sollen ein gedeihliches Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern herbeiführen. Dazu werden sie den nötigen Einfluss vermissen lassen. Sie sollen die Staats- und Gemeindebehörden in der Förderung des wirtschaftlichen Friedens und die Interessen der Arbeiter durch Mitteilungen und Gutachten unterstützen. Das klingt sehr schön, wird aber, da in solchen Fällen auch die Unternehmer zustimmen müssen, im günstigsten Falle zu einer mässigen zurückhaltenden Kundgebung für die berechtigten Arbeiteransprüche führen, wenn nicht in das Gegenteil umschlagen. Denn es wird den Unternehmern bei der abhängigen Stellung des Arbeiters leicht gelingen einige Stimmen aus Arbeiterkreisen für ihre Auffassung zu gewinnen; und solche Urteile hiessen dann Gutachten der Arbeitskammer, während sie in Wirklichkeit nur die Ansicht der Unternehmer wiedergäben.

Die Arbeitskammern können bei Verordnungen, die auf Grund der Gewerbeordnung erlassen werden, gehört werden. In solchen Fällen wird wohl die Stimmung der Arbeiter auch künftig ausserhalb dieser Korporationen klarer zum Ausdruck kommen. Wichtiger ist die Befugnis Erhebungen über die gewerblichen und wirtschaftlichen Verhältnisse zu veranstalten. Hier könnte bei gemeinsamem Vorgehen sehr wichtiges sozialpolitisches Material geschaffen werden. Aber für ein gemeinsames Vorgehen fehlt die Organisation, die Zersplitterung der Kräfte ist mit Bedacht durchgeführt.

Eine andere Aufgabe besteht in folgendem:

»Die Arbeitskammern können Veranstaltungen und Massnahmen, welche die Hebung der wirtschaftlichen Lage und der allgemeinen Wohlfahrt der Arbeitnehmer zum Zweck haben, anregen und auf Antrag der Vertreter der hierfür getroffenen Einrichtungen an deren Verwaltung mitwirken.«

Als solche Veranstaltungen kommen nach den Motiven in betracht: die Errichtung von Arbeitsnachweisen, von Rechtsauskunftsstellen, Versicherungskassen gegen Arbeitslosigkeit und sonstige Hilfskassen, von Arbeitszügen, die Errichtung von Arbeiterwohnungen, die grundsätzliche Regelung der Arbeitsbedingungen, wie diejenigen der Lohnzahlungstage, der Akkordarbeit, der Arbeit am Sonnabendnachmittag, der Gewährung von Urlaub und dergleichen mehr. Soweit hier gewerkschaftliche Aufgaben berührt sind, wird die Anregung nicht nötig sein, — denn die Arbeiter haben Gelegenheit in ihren Organisationen diese Aufgaben praktisch zu fördern —, wohl aber könnte die Arbeitskammer fordern, dass Hindernisse, die diesen Bestrebungen seitens der Behörden in den Weg gelegt werden, beseitigt werden. Dabei darf wohl angenommen werden — was in dem Gesetzentwurf nicht klar zum Ausdruck kommt —, dass die Organisation der gewerkschaftlichen Unterstützungseinrichtungen nicht Aufgabe der Arbeitskammern ist; andernfalls müssten diese Bestrebungen sehr entschieden bekämpft werden, denn es fehlte nur noch, dass vielleicht die gelben Gewerkschaften in den Arbeitskammern ihren Be-

schützer sähen. Ebensowenig scheint uns die Gründung oder Pflege von Wohlfahrtseinrichtungen Aufgabe der Arbeitskammern zu sein, wohl aber unter anderem die Regelung des Arbeitsnachweises und des Herbergswesens, die Beaufsichtigung der Lehrlingsausbildung und die Wahl von Arbeiterkontrolleuren für die Prüfung der Durchführung der Arbeiterschutzbestimmungen.

Bei Streiks soll die Arbeitskammer wie das Gewerbegericht als Einigungsamt fungieren können. Da die Arbeitskammern sich nach dem Entwurf über sehr grosse Bezirke ausdehnen, so wird ihre Tätigkeit als Einigungsamt nicht oft in Anspruch genommen werden. Es ist daher nicht allzu erfreulich, dass neben dem Gewerbegericht auch die Arbeitskammer als Einigungsamt tätig sein kann. Einige Gewerbegerichte haben gerade in dieser Beziehung ausgezeichnete Resultate aufzuweisen, so dass ihre Zurücksetzung keineswegs im Interesse der Arbeiter liegen würde. Da die Gewerbegerichte auch an allen grösseren Industrieorten ihren Sitz haben, können sie auch viel leichter bei partiellen Streiks eingreifen; ihrer Zusammenberufung stehen nicht die selben Schwierigkeiten entgegen, wie der Arbeitskammer, deren Mitglieder im ganzen Bezirk zerstreut wohnen.

Die Kosten der Arbeitskammer sollen von den Berufsgenossenschaften getragen werden. Mit dieser nicht gerade glücklichen Lösung werden sich wohl weder die Berufsgenossenschaften noch die Arbeiter befreunden können. Die Aufgaben der Berufsgenossenschaften liegen auf anderem Gebiet. Auch würden wohl die Arbeitskammern als Kostgänger der Berufsgenossenschaften sehr kurz gehalten werden; vielleicht deshalb gerade die freundliche Zuweisung an die Berufsgenossenschaften.

Eine Anzahl Bestimmungen, die sonst noch die Kritik herausfordern, sind von geringerer Bedeutung und können hier übergangen werden. Nur eine Unvollkommenheit des Entwurfs sei noch hervorgehoben: es fehlt nämlich völlig an einer zusammenfassenden Organisation der Arbeitskammern und vor allem an einem Reichsarbeitsamt, dem die sozialpolitischen Aufgaben überwiesen werden, eine Organisation, wie sie in dem Antrag der sozialdemokratischen Partei vorgesehen ist. Der Gesetzentwurf ist schlechter als man ihn mit Rücksicht auf die Stellung der Regierung erwarten durfte. Ihr Schöpfer hat sich in ihr erfolgreich bemüht den Einfluss der Arbeiter und vor allem der sozialdemokratischen Arbeiter auf ein Minimum herabzudrücken. Für uns kann eine Arbeitervertretung nur dann Wert haben, wenn sich in ihr wirklich und nicht nur scheinbar die Anschauungen und Forderungen der Arbeiter widerspiegeln. Das aber ist in einer Arbeitskammer wie sie dieser Entwurf vorsieht unmöglich.

WILHELM SCHRÖDER · POLITISCHE GEFANGENE IN DEUTSCHEN GEFÄNGNISSEN ·

MAN erinnert sich des Aufsehens, das vor vier Jahren das Buch unseres russischen Parteigenossen Leo Deutsch *Sechzehn Jahre in Sibirien* gemacht hat. Die Grausamkeiten des russischen Strafvollzugs und insbesondere die Behandlung der Revolutionäre in den Kerkern der zarischen Despotie bilden ein so düsteres Kapitel in der Geschichte menschlicher Kultur, dass schon ein sehr starkes Stück

reaktionärer Verbohrtheit erforderlich ist, um den Abscheu, den sie wecken, zu ersticken. Das Buch schildert aber nicht allein russische, sondern auch deutsche Gefängniszustände. Deutsch war 1884 in Freiburg im Breisgau verhaftet worden und stand in dem an sich begründeten Verdacht als russischer Revolutionär in Odessa einen Verräter abgestraft zu haben. Für Bismarck war der Fall eine willkommene Gelegenheit sich Russland gefällig zu zeigen; der Verdächtige wurde ausgeliefert und am Ort der Tat vorab wegen Mordversuchs zu 13 Jahren 4 Monaten Zwangsarbeit verurteilt.

Der russische Revolutionär, der in dem genannten Buche seine Kerkerleiden schildert, ist gewiss von dem Verdacht frei russische Regierungsmaximen vor denen des Auslandes auf Kosten der Wahrheit herauszustreichen. Gerade weil das Buch von der ersten bis zur letzten Zeile den Eindruck vollendeter Wahrhaftigkeit macht, müssen einzelne Gegenüberstellungen auf den deutschen Leser ausserordentlich niederdrückend wirken. Über die Zustände im Gefängnis zu Freiburg, wo er beileibe nicht als Verurteilter, sondern als Untersuchungsgefangener sass, schreibt Leo Deutsch:

»Die Zustände im Gefängnis lassen manches zu wünschen übrig. In der ersten Zeit war mir die Gefängnisordnung geradezu unausstehlich, bis ich mich dann allmählich an die deutschen Einrichtungen gewöhnte. Wie bereits erwähnt, werden die Zellen bei Nacht niemals beleuchtet, und den Gefangenen bleibt dann weiter nichts übrig als die ganze Nacht zu verschlafen. Wie ich später erfuhr, verweigerte man Licht aus Furcht vor Feuersgefahr, und aus dem selben Grunde war auch das Rauchen verboten, was aber hier brennen sollte, war mir nicht recht klar, da ausser den Fensterrahmen, den Türen und den Fussböden kein Holz vorhanden, und das Gebäude ein massiver Steinbau war.«

Von dem Berliner Gefängnis, in welchem er auf dem Transport nach Russland interniert war, entwirft Leo Deutsch folgendes Bild:

»Als wir am folgenden Tage in Berlin eintrafen, wurde ich abermals in ein Gefängnis gesperrt. Welches es war, weiss ich nicht, doch erinnere ich mich genau, dass es einen unbeschreiblich deprimierenden Eindruck auf mich machte. Die finstere Zelle, in die eine davor stehende hohe Mauer keinen direkten Lichtstrahl dringen liess, die finsteren Gesichter der Schliesser, die mir niemals direkt ins Auge schauten, sondern immer zu schielen schienen, legten unwillkürlich den Gedanken nahe, dass Menschen, die längere Zeit hier zubringen mussten, sich bestimmt bedrückt fühlten. Ich habe seit jener Zeit noch so manches Gefängnis im europäischen Russland und in Sibirien kennen gelernt, aber niemals fühlte ich mich so niedergeschlagen, wie in diesem Berliner Gefängnis. Alles schien hier anzudeuten: Du bist in Berlin, der Metropole des Militärstaates Preussen, wo Strenge und Drill — richtiger Drill und Härte — die Richtschnur für alles und jedes sind.«

Hören wir jetzt, was der russische Revolutionär aus dem Kerkerleben in der Heimat berichtet. Nach seiner Verurteilung wurde er zunächst in Moskau interniert. Eine Osterfeier in diesem Gefängnis schildert er wie folgt:

»Man hatte uns allerhand gute Dinge geschickt: Osterkuchen, Eier, Schinken, Geflügel, und was sonst dazu gehört, wie auch einige Flaschen leichten Wein und Bier: so war unser Ostertisch glänzend bestellt. Unter der Aufsicht des Kapitäns und der Aufseher brachten wir hier den Abend und die halbe Nacht zu und waren fröhlich, wie wohl selten Menschen in einem Gefängnis; Lieder wurden angestimmt, es wurde gescherzt und gelacht, bis zuguterletzt eine Harmonika auftauchte und die Jugend zu tanzen begann.«

Die politischen Verbrecher, deren Leiden Leo Deutsch schildert, konnten nicht allein auf dem Wege nach Sibirien sondern auch im Gefängnis ihres Verbannungsortes unausgesetzt mit einander verkehren, sich gegenseitig unterrichten und in ausgedehnten Gesprächen sich in ihrer politischen Überzeugung

befestigen. Über die Zustände in der Strafanstalt zu Kara in Ostsibirien schreibt Leo Deutsch:

›Der Staat lieferte pro Mann ein bestimmtes Quantum Lebensmittel: drei Pfund Brot pro Tag, ein Drittel Pfund Fleisch, einige Lot Grütze und etwas Salz. Dabei war gestattet, dass die Gefangenen von Verwandten und Angehörigen mit Geldmitteln unterstützt wurden zur Beschaffung besserer Kost; einige, allerdings nur wenige von uns, erhielten regelmässig derartige Zuschüsse. Sowohl die Lieferungen vom Fiskus als auch diese Zuschüsse wurden Gemeingut aller Mitglieder des *Artels* [der Gefangenengenossenschaft]. Die Geldmittel wurden folgendermassen verteilt: Ein Teil wurde dazu verwendet die Kost zu verbessern, zum Ankauf von Fleisch, in unserem Jargon hiess das *den Gemeindekessel unterstützen*; ein anderer Teil war für die sogenannten *allgemeinen Ausgaben* bestimmt: Unterstützung derer, die aus dem Kerker entlassen und in die Verbannungsorte geschickt wurden, für Abonnement der Zeitungen, die wir halten durften, Briefporto usw.; ein dritter Teil wurde gleichmässig verteilt und hiess *Äquivalent*. Über diesen Teil konnte jeder nach seinem Ermessen verfügen. Hauptsächlich diente dieses Äquivalent zum Ankauf von Tee, Tabak, Fischen, Butter und ähnlichen Dingen, die als Bedürfnisse zweiten Grades betrachtet wurden.‹

Wer als sozialdemokratischer Redakteur deutsches Gefängnisleben durchgekostet hat, muss es seltsam finden, dass die zuweilen allen Greueln der Willkür unterworfenen politischen Sträflinge in Russland wiederum Annehmlichkeiten geniessen, die nach deutschen Begriffen geradezu unfassbar sind. Besonders wenn man erwägt, dass es sich bei Leo Deutsch um einen Mann handelt, der wegen Mordversuchs, also wegen eines schweren Verbrechens, zu einer Strafe verurteilt war, die unserer Zuchthausstrafe gleichkommt. Was Deutsch andererseits aus deutschen Gefängnissen über Härten berichtet, hatte er als Untersuchungsgefangener zu ertragen, als ein Mann, dessen Schuld in keiner Weise festgestellt war, und dem daher Widerwärtigkeiten, die als Strafe zu betrachten waren, rechtlich überhaupt nicht hätten widerfahren dürfen. Doch welcher deutsche Presssünder, der von einem Fünfmännerkollegium etwa wegen der schweren Missetat der Gendarmenbeleidigung zu Gefängnisstrafe verurteilt worden ist, wird sich über die Freiburger und Berliner Gefängnisschilderungen wundern, wenn er an seine eigenen mehr oder weniger trüben Erfahrungen denkt? Ihm wird höchstens von neuem zum Bewusstsein kommen, dass er als *Strafgefangener*, wie sein offizieller Titel lautet, überhaupt keine eigentliche individuelle Bedeutung hat, sondern rechtlich gleich dem Dieb oder Wechselfälscher nichts ist als Objekt des Strafvollzuges. Dieser Strafvollzug — die Untersuchungshaft wollen wir hier nicht weiter erörtern — lässt aber selbst bei humanster Handhabung der bestehenden Vorschriften auch nicht entfernt jene Vergünstigungen zu, von denen der *Zuchthäusler* Leo Deutsch aus dem russischen Kerker ohne viel Aufhebens berichtet.

Bevor wir auf die Gefängnisleiden deutscher Presssünder im einzelnen eingehen, mögen die erforderlichen Mitteilungen über die Regeln deutschen Strafvollzuges Platz finden. Am 28. Oktober 1897 hat der Bundesrat *Grundsätze über den Vollzug von Freiheitsstrafen* veröffentlicht, in denen die für uns wesentlichsten Stellen über Beschäftigung, Beköstigung und Kleidung lauten:

›Beschäftigung: Den Gefängnissträflingen, sowie den Gefangenen, welche geschärfte Haftstrafe verbüssen, wird in der Regel Arbeit zugewiesen. Ausnahmsweise wird Gefängnissträflingen, sofern sie im Besitze der bürgerlichen Ehrenrechte sich befinden und Zuchthausstrafe noch nicht verbüsst haben, mit Geneh-

migung der Aufsichtsbehörde gestattet sich selbst zu beschäftigen. Die Gestattung der Selbstbeschäftigung kann von der Zahlung einer Entschädigung abhängig gemacht werden. Die Selbstbeschäftigung unterliegt der Beaufsichtigung des Vorstandes. Bei der Zuweisung von Arbeit an die Gefangenen wird auf den Gesundheitszustand, die Fähigkeiten und das künftige Fortkommen, bei Gefängnissträflingen auch auf den Bildungsgrad und die Berufsverhältnisse Rücksicht genommen. Beköstigung: Die Kost wird so gestaltet, dass die Gesundheit und Arbeitsfähigkeit des Gefangenen erhalten bleibt. Sie kann mit Rücksicht auf die von dem Gefangenen zu leistende Arbeit verschieden sein, ist im übrigen aber für alle Gefangenen gleicher Art dieselbe. Ob zur Erhaltung der Gesundheit und Arbeitsfähigkeit einzelner Abweichungen von der allgemeinen Kost einzutreten haben, wird auf Gutachten des Arztes vom Vorstande bestimmt. Inwieweit Gefängnissträflingen die Selbstbeköstigung gestattet werden darf, bestimmt die oberste Aufsichtsbehörde. Die Selbstbeköstigung darf die Grenzen eines mässigen Genusses nicht übersteigen.
Kleidung: Unter welchen Voraussetzungen Gefängnissträflingen, welche im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte sich befinden, der Gebrauch eigener Kleidung und Wäsche sowie eigener Bettstücke gestattet werden kann, bestimmt die Hausordnung . . . .«

Man ersieht aus diesen *Grundsätzen*, dass dem Gefängnisvorsteher für Ausnahmen zu gunsten einzelner Gefangener ein ziemlich weiter Spielraum gelassen ist. Zur näheren Charakteristik der Behandlung politischer Gefangener sei noch mitgeteilt, dass diese zumeist streng isoliert gehalten werden. Auf alle Fälle wird verhindert, dass sie mit ihren engeren Leidensgefährten in irgend welche Berührung treten. Der Zweck dieser Massregel ist nicht einzusehen; um wie vieles leichter sich aber die Qualen der Gefängnishaft ertragen liessen, wenn man sie in der Unterhaltung mit einem Berufsgenossen teilen könnte, braucht hier nicht näher dargelegt werden. Ungleich dem Festungsgefangenen, dessen brieflicher Verkehr in keiner Weise gehindert oder beaufsichtigt ist, dürfen Gefängnissträflinge nur Briefe absenden oder empfangen, nachdem diese vorher von einem Beamten gelesen worden sind.

Soweit die geistige Nahrung der Gefangenen in betracht kommt, besagt § 85 Absatz 5 der am 21. Dezember 1898 erlassenen Gefängnisordnung für die Justizverwaltung in Preussen:

»Gefangene dürfen Bücher und Schriften nur aus der Sammlung des Gefängnisses entnehmen. Ausnahmen, auch die Zulassung einer Zeitung an Gefangene in Einzelhaft, werden von dem Vorsteher in den geeigneten Fällen bewilligt . . .«
Bis vor nicht gar zu langer Zeit war als Zeitung in preussischen Gefängnissen nur der *Deutsche Reichs- und königlich preussische Staatsanzeiger* zugelassen; heute noch gestattet man auf keinen Fall einem sozialdemokratischen Redakteur das Lesen seines eigenen Blattes.

Über Besuche im Gefängnis gilt die Bestimmung des § 79 Absatz 4 der Gefängnisordnung:

»Jeder Gefangene darf in der Regel einmal im Monat Besuche Anghöriger und in besonderen Fällen auch anderer Personen annehmen. Bei gutem Verhalten der Gefangenen können jedoch auch in kürzeren Zwischenräumen Besuche zugelassen werden. . . . Gespräche mit Strafgefangenen dürfen nur im Beisein eines Gefängnisbeamten geführt werden . . . In besonderen Fällen kann der Vorsteher Strafgefangenen die Annahme von Besuchen ohne Beaufsichtigung gestatten.«
Eine Vergünstigung, von der unseres Wissens nur in ganz ausserordentlich seltenen Fällen Gebrauch gemacht werden darf.

Von besonderer Bedeutung für den politischen Gefangenen ist natürlich die Beköstigungsfrage. Nach § 98 der Gefängnisordnung ist Selbstbeköstigung

nur gestattet, wenn nach dem Gutachten des Gefängnisarztes die Beibehaltung der regelmässigen Gefängniskost eine Schädigung des Gesundheitszustandes der Gefangenen herbeiführt und nach den Einrichtungen des Gefängnisses sich nicht genügende andere Kost beschaffen lässt. Wer also vom Gefängnisarzt für gesund gehalten wird, erhält, wenigstens in Preussen, auf keinen Fall Selbstbeköstigung gewährt. Aber auch der Gesundheitszustand des Gefangenen ist für manche preussischen Gefängnisverwaltungen in dieser Hinsicht nicht massgebend. So verweigert die Direktion des als Musteranstalt hingestellten Gefängnisses zu Plötzensee bei Berlin grundsätzlich allen Gefangenen die Selbstbeköstigung; wer krank ist, erhält die im Gefängnis zubereitete Krankenkost. Wie es aber um die Beköstigung gesunder Gefangener in preussischen Gefängnissen bestellt ist, zeigt ein Blick auf den Speisezettel, der in den vom Direktor des Tegeler Strafgefängnisses, Alexander Klein, gesammelten *Vorschriften über Verwaltung und Strafvollzug in den preussischen Justizgefängnissen* abgedruckt ist. Dieser Speisezettel zählt für die Mittagskost ein Dutzend Gerichte auf, von denen wir die an erster Stelle stehenden und am meisten verabreichten (auf die Person berechnet) in ihrer Zusammensetzung hier nennen wollen:

»1. Erbsen: Erbsen 467 Gramm, Talg 15 Gramm, Salz 15 Gramm. 2. Erbsen mit Kartoffeln: Erbsen 167 Gramm, Talg 15 Gramm, Salz 15 Gramm, Kartoffeln 1300 Gramm. 3. Weisse Bohnen mit Kartoffeln: Bohnen 233 Gramm, Talg 15 Gramm, Salz 15 Gramm, Kartoffeln 900 Gramm. 4. Graupen mit Kartoffeln: Ordinäre Graupen 92 Gramm, Talg 15 Gramm, Salz 15 Gramm, Kartoffeln 900 Gramm. 5. Rumforder: Erbsen 92 Gramm, Graupen 58 Gramm, Talg 15 Gramm, Salz 15 Gramm, Essig 0,03 Liter, Pfeffer 1 Gramm, Kartoffeln 900 Gramm. 6. Reis mit Kartoffeln: Reis 92 Gramm, Talg 15 Gramm, Salz 15 Gramm, Kartoffeln 900 Gramm.«

Sechs andere Gerichte ähnlich derber Art werden noch weiter auf dem amtlichen Speisezettel aufgeführt. An jedem Sonntag und am Geburtstag des Königs gibt es 250 Gramm Rindfleisch ohne Talgfettung, an jedem Donnerstag tritt an Stelle der Talgfettung 50 Gramm (!) Rindfleisch oder 42 Gramm frischen Schweinespecks. Ausserdem gibt es als *allgemeine Verpflegung* 550 Gramm Brot und 7 Gramm Salz, dazu dreimal am Tage frisches Wasser.

Zu diesem Speisezettel muss bemerkt werden, dass Gefangene, denen die Selbstbeköstigung nicht zugestanden worden ist, von aussen her keinerlei Nahrungsmittel beziehen dürfen. Unerbittlich weisen die Beamten alle Liebesgaben der Verwandten und Freunde zurück. Die einzige Vergünstigung, die den Armen gewährt wird, besteht darin, dass sie von der *Arbeitsbelohnung* im Betrage bis zu 30 Pfennig täglich einen Teil für Zusatznahrungsmittel (Schmalz, Speck usw.) verwenden dürfen. Wie arg zuweilen die grobe, einförmige und schwer verdauliche Gefängniskost den Gesundheitszustand der Gefangenen herabsetzt, zeigt eine Darlegung Bebels in der Reichstagssitzung vom 23. März 1900:

»Ich selbst habe nicht ganz zwei Monate hier in der Gefängnisanstalt von Plötzensee zugebracht, wo alle Gefangenen ohne Ausnahme Gefängniskost geniessen müssen. Ich hatte auch das sogenannte Vorrecht, dass ich als körperlich schwacher Mensch, der ich damals im besonderen Masse war, die sogenannte Krankenkost an dem Tage bekam, wo in dem Essen der Gefangenen kein Fleisch enthalten war. Das Fleisch ist übrigens in so minimaler Quantität vorhanden, dass Sie es mit der Lupe suchen müssen, es ist nur mehr dem Namen nach vorhanden. Und doch kann ich Ihnen sagen, dass ich nach zwei Monaten so bedeutend an Körpergewicht abgenommen hatte, dass ich erschrak, als ich herauskam und das konstatierte.

Und das geht so den allermeisten Menschen. Es gibt eine Unzahl von Gefangenen, und das wird leider nicht konstatiert, die nach einer längeren Gefängnisstrafe mit dem Keim des Todes behaftet herauskommen. Ich habe mehrfach unter meinen Parteigenossen solche Fälle kennen gelernt.«

Es versteht sich, dass das Elend des Strafvollzuges den Reichstag verschiedentlich beschäftigt hat. Im Jahre 1870 bereits trat die Mehrheit einem Antrage des nationalliberalen Abgeordneten Fries bei, der die Einsetzung einer Bundesbehörde zur Aufsichtführung über die sämtlichen Angelegenheiten der Straf- und Besserungsanstalten zum Ziel hatte. Im Jahre 1874 erhob der Reichstag mit grosser Mehrheit einen Antrag des nationalliberalen Abgeordneten Tellkampf zum Beschluss, wonach der Reichskanzler aufzufordern sei in Gemässheit des Artikels 4 der Reichsverfassung den Entwurf eines Gefängnisgesetzes betreffend die zu regelnde Strafvollstreckung und die Reform des Gefängniswesens dem Reichstag baldtunlichst vorlegen zu lassen. Im Jahre 1880 unterbreitete dann das Reichsjustizamt dem Bundesrat einen Gesetzentwurf betreffend die Vollstreckung der Freiheitsstrafen; er scheiterte des Kostenpunktes wegen bereits an dieser Stelle, ohne erst an den Reichstag zu gelangen. Von neuem beschäftigte dann 1890 aus Anlass der Behandlung, die der freisinnige Redakteur Boshart im Gefängnis zu Ichtershausen zu erdulden hatte, der Reichstag sich mit dem Strafvollzug, doch kam ein von dem Nationalliberalen von Bar 1891 eingebrachter Gesetzentwurf niemals zur Verhandlung. Als dann später fast nur noch sozialdemokratische Sünder unter den Übeln des Strafvollzuges zu leiden hatten, erlosch allmählich das Interesse der bürgerlichen Parteien für diesen wichtigen Gegenstand.

Und doch waren die Übel zum Teil unerträglich, da die Gefangenen nicht allein unter der ungenügenden Beköstigung und unter anderen Beeinträchtigungen materieller Natur, sondern auch unter seelischen Qualen ungemein zu leiden hatten. Eine Vorstellung von diesen Qualen kann die Öffentlichkeit sich nur aus Einzelfällen verschaffen, von denen wir eine Anzahl aus den letzten 20 Jahren hier anführen wollen.

Am 5. März 1888 führte der sozialdemokratische Abgeordnete Geyer im sächsischen Landtage Klage darüber, dass die politischen Gefangenen in einigen Anstalten mit *Du* angeredet werden. Der Regierungskommissar Geheimrat Jäppelt antwortete darauf, dass nach der Hausordnung der Gefängnisse ein Unterschied zwischen ihnen und den übrigen Sträflingen nicht gemacht werden dürfe. Als der Reichstag am 21. Mai 1890 sich mit einer Interpellation des Abgeordneten Dr. Bamberger über den Vollzug der Freiheitsstrafen beschäftigte, brachte der selbe Abgeordnete Geyer ein eigenes Erlebnis zur Sprache, das ihm 1887 im Gefängnis zu Zwickau widerfahren war:

»Als ich dem Herrn Direktor vorgeführt wurde, fragte mich derselbe: »Wie heisst er?« Als die Antwort darauf erfolgte —: »Was ist sein Vater?« Als ich entgegnete, dass derselbe gestorben sei: »Was war er, was war seine Mutter?« Und als ich die Antwort bereitwillig gegeben hatte, frug mich der Herr: »Und die Brut?« Damit meinte er meine Geschwister. Ich habe es unter meiner Würde gehalten auf eine solche rohe Frage zu antworten, und ich habe später die Gelegenheit wahrgenommen dem sächsischen Landtag dies vorzutragen.«

Wie wenig sozialdemokratische Redakteure in manchen Gefängnissen an die Vergünstigung der Selbstbeschäftigung denken konnten, und wie es um die Berücksichtigung ihrer Fähigkeiten und ihres künftigen Fortkommens bestellt war, zeigen folgende Fälle:

Der Redakteur Geck wurde während seiner Haft in Freiburg im Breisgau 1890 mit Dütenkleben beschäftigt, der Redakteur Bölger von der *Rheinisch-Westfälischen Arbeiterzeitung* musste im selben Jahre im Gefängnis Strümpfe stricken. Zu Anfang September 1890 berichteten die Blätter, dass dem Redakteur Fischer vom *Norddeutschen Volksblatt* in Bant in der Strafanstalt zu Vechta Haupt- und Barthaar abgeschnitten worden seien, sowie dass er in Sträflingskleider gesteckt und mit Mattenflechten beschäftigt worden sei. Mit Gefängnisarbeiten wurde im Frühling 1890 auch der Redakteur Heinisch in Zwickau beschäftigt. Der verstorbene Reichstagsabgeordnete Schulze hatte im Herbst 1890 wegen Vergehens gegen § 130 des Strafgesetzbuches in Königsberg in Preussen einen Monat Gefängnis zu verbüssen. Er musste während der Haft Werg zupfen und Federn schleissen. Um sich als Abgeordneter auf dem Laufenden zu halten, liess er sich die Reichstagsdrucksachen ins Gefängnis senden. Vergeblich allerdings, denn ausgehändigt wurden sie dem Gefangenen nicht. Ähnliches erlebte der Reichstagsabgeordnete Schippel 1894 in Plötzensee. Schippel war zwar während seiner Haft auf den *Reichsanzeiger* abonniert, doch händigte man ihm das amtliche Blatt nicht aus, wie er denn ebenfalls auch die amtlichen Drucksachen des Reichstags nicht in Empfang nehmen durfte. Der Redakteur Hans Block von der *Rheinisch-Westfälischen Arbeiterzeitung* hatte 1896 wegen Majestätsbeleidigung eine Strafe in Münster zu verbüssen und musste dort Filzpantoffeln machen. Das Tragen eigener Kleidung gestattete man ihm erst nach neun Wochen, auch musste er Gefängniswäsche tragen, ebenso wurden ihm Kopf- und Barthaar geschoren. Wurden sozialdemokratische Presssünder von einem Gefängnis zum andern oder zu einer Gerichtsverhandlung transportiert, so legte man ihnen nicht selten Fesseln an. Diese Qual hatten unter anderen die Redakteure Bruhns von der *Bürgerzeitung* in Bremen, Lusbrinck von der *Arbeiterzeitung* in Gelsenkirchen, Illing von der *Chemnitzer Presse*, Hülle von der *Tribüne* in Erfurt und Rauch vom *Volkswillen* in Hannover zu erdulden. Grosses Aufsehen erregte 1896 der Fall Kaufmann. Der Redakteur Kaufmann vom Harburger *Volksblatt* hatte wegen *Verächtlichmachung von Staatseinrichtungen* im Landesgefängnis zu Hameln 4 Monat Gefängnis zu verbüssen. Beim Eintritt ins Gefängnis wurde ihm der Bart abgenommen und das Haupthaar geschoren, und dann musste er Sträflingskleider anziehen. Sein Antrag gegen eine Vergütung von 2 Mark pro Arbeitstag sich mit belletristischen Arbeiten zu beschäftigen fand zwar in der Anstaltsleitung einen Befürworter, wurde jedoch höheren Orts abgelehnt. Als er am 3. Juli 1896 in Stade als Zeuge vernommen werden sollte, wurden ihm auf dem Transport die Hände gefesselt. Der Gefängnisvorsteher in Stade erlaubte dem Gefangenen sich mit wissenschaftlichen Arbeiten zu beschäftigen, worauf Kaufmann die Oberstaatsanwaltschaft in Celle bat den Rest der Strafe in Stade verbüssen zu dürfen. Als Antwort kommt eine Verfügung des Justizministers, dass der Strafgefangene seine Arbeit sofort einzustellen habe und nach Celle zurückzutransportieren sei. Abermals wird Kaufmann mit einem andern Gefangenen zusammengekettet. Wie es ihm auf diesem Transport weiter erging, schildert er mit folgenden Worten:

›In Harburg, wo meine Frau und meine kleinen Kinder am Bahnhof waren, wurde es mir während des vierstündigen Aufenthaltes nicht gestattet den vergitterten und polizeilich bewachten Transportwagen auf einen Augenblick zu verlassen. Auch

der Genuss eines Glases Bier wurde mir untersagt. Durch Zugang an verschiedenen Stationen schwoll die Zahl der Gefangenen auf über 20 an. Im Polizeigefängnis zu Hannover wurde übernachtet. Ein Zimmer von 36 bis 40 Quadratmeter Bodenfläche und 150 bis 180 Kubikmeter Rauminhalt musste 27 Gefangene aufnehmen. Der Fussboden wurde mit Matratzen belegt. Je drei Mann zwei Matratzen lautete der Befehl. Trotz der geöffneten drei kleinen Zellenfenster wurde die Luft furchtbar schlecht, wozu die drei Eimer für grosse und kleine Bedürfnisse das ihre beitrugen. Sich zu entkleiden unternahmen die wenigsten, da nirgends ein Platz für die abgelegten Kleidungsstücke vorhanden war. Auch die Einrichtung zum Waschen war in keiner Weise ausreichend und konnte nur von wenigen benutzt werden. Mich quälten am nächsten Morgen die heftigsten Kopfschmerzen.«

In Hameln musste Kaufmann wieder zu seiner früheren Beschäftigung, nämlich zum Stuhlflechten, zurückkehren.

Im Jahre 1901 ereignete sich der Fall des Redakteurs Bredenbeck in Dortmund. Bredenbeck wurde mehrfach gefesselt in verschiedene Gefängnisse und zur Gerichtsverhandlung geführt und auch sonst ausserordentlich rücksichtslos behandelt. Dieser Fall empörte, was zur Ehre des journalistischen Deutschland hervorgehoben werden muss, fast die gesamte Presse ohne Unterschied der Parteirichtung. Der *Verein Berliner Presse* beschloss damals unter Leitung des Kammergerichtsrats Wichert an den Reichstag, an den Bundesrat, sowie an die beiden Häuser des Landtags und an das Staatsministerium eine Erklärung abzuschicken, die folgenden Wortlaut hatte:

»Der *Verein Berliner Presse*, dem Schriftsteller aller Parteischattierungen angehören, legt entschiedensten Protest gegen die inhumane, schimpfliche Behandlung ein, die dem Redakteur der *Rheinisch-Westfälischen Arbeiterzeitung* durch die Polizeibehörde widerfahren ist. Der *Verein Berliner Presse* sieht in diesem Falle eine Herabwürdigung des gesamten Schriftstellerstandes und verlangt von den deutschen Behörden, dass sie, wie in anderen Kulturstaaten üblich ist, einen Unterschied in der Behandlung machen zwischen Journalisten, die wegen Berufsvergehen in Anklagezustand versetzt worden sind, und gemeinen Verbrechern.«

Wie diese Erklärung auf die deutschen Behörden gewirkt hat, ist nicht bekannt geworden. Vielleicht, dass die eine oder andere noch von der Ansicht des Direktors am Gefängnis zu Plötzensee ausging, der im Jahre 1878 einem sozialdemokratischen Presssünder erklärte: »Sie sind schlimmer als die Eigentumsverbrecher.«

Beachtenswert ist, wie die höchste der deutschen Behörden, die für Misshandlungen gefangener Redakteure in betracht kommen kann, das Reichsjustizamt nämlich, sich zu einem besonderen Fall stellte. In der Reichstagssitzung vom 22. Februar 1899 führte Abgeordneter Heine unter anderem den Fall Schulz an. Er sagte:

»In Erfurt ist der Redakteur Heinrich Schulz, ein Mann von akademischer Bildung .... wegen Majestätsbeleidigung zu 2 Monaten Gefängnis verurteilt worden. Sie können sich schon denken, was für ein milder Fall es war, da Schulz zu der geringsten gesetzlich zulässigen Strafe verurteilt worden ist, und Sie werden das noch weiter glauben, wenn ich Ihnen erzähle, dass der selbe Artikel vor unzähligen Gerichten überhaupt nicht angeklagt worden ist, er ist durch die ganze Parteipresse gegangen und dann nur von zwei Gerichten überhaupt zu einer Anklage benutzt worden, von dem einen mit dem eklatanten Misserfolg der Freisprechung, die das Reichsgericht bestätigt hat. Dass der genannte Herr Schulz in Erfurt den Prozess nicht auch so weit getrieben hat, haben wir bedauert. Nun ist also Schulz ins Gefängnis gekommen und hat auch dort den Antrag gestellt ihm Selbstbeschäftigung für seinen Verleger zu gestatten. Darauf ist ihm gesagt worden: Nein, du hast nur die Wahl zwischen Erbsenlesen, Gräserreissen und Korbflechten. Das waren die dem literarisch gebildeten Menschen angemessenen und ihm ent-

sprechenden Beschäftigungen, die man ihm angeboten hat, und so hat denn der arme Teufel dort, soviel ich mich erinnere, diese zwei Monate lang Erbsen gelesen.«

Hierauf antwortete der heute noch amtierende Staatssekretär des Reichsjustizamtes Dr. Nieberding:

»Der damalige Inhaftierte, ein Redakteur Schulz, kam um die Erlaubnis der Selbstbeschäftigung ein. Die Selbstbeschäftigung ist bekanntlich, auch nach dem Strafgesetzbuch, nur eine Ausnahme, eine besondere Vergünstigung. Wenn der Herr Vorredner vorher deduziert hat, aus dem § 16 des Strafgesetzbuches ergebe sich für jeden Redakteur das Recht auf Selbstbeschäftigung, so kann ich nicht anerkennen, dass aus dieser allgemeinen Bestimmung ein solches Privilegium für die inhaftierten Redakteure sich ergebe. Verurteilte Redakteure werden behandelt nach den allgemeinen Grundsätzen, wie jeder andere, der in Strafhaft sitzt. Dass sie nach ihrer Beschäftigung, nach ihrer Stellung im Erwerbsleben nicht mit jeder Arbeit befasst werden können, ist selbstverständlich; dass für sie aber nur die Selbstbeschäftigung geeignet sein sollte, das muss ich dem Vorredner bestreiten. Wir würden sonst für die Redakteure ein ganz merkwürdiges Privilegium schaffen — und der Herr Vorredner wird doch nicht für Privilegien eintreten wollen.«

Nachdem Herr Dr. Nieberding dann verkündet hatte, dass dem Redakteur Schulz die Selbstbeschäftigung abgelehnt worden sei, weil der Verlag, für den er tätig sein wollte, sich mit der Herausgabe von — sozialdemokratischer Literatur beschäftigt, fuhr er fort:

»Nun, meine Herren, hat der Staatsanwalt keineswegs dann dem verurteilten Redakteur ohne weiteres gesagt, er solle Erbsen lesen; er hat ihm die Wahl unter den Arbeiten zur Verfügung gestellt, die mangels einer geeigneten Selbstbeschäftigung bei Einzelhaft in der Strafanstalt in Erfurt überhaupt eingeführt sind. Diese Arbeiten sind das Korbflechten, die Verfertigung künstlicher Blumen und die Auslese von Saatgut. Nachdem der Gefängnisvorstand dem Redakteur die Wahl zwischen diesen Arbeiten gelassen hatte, hat Schulz seinerseits das Auslesen von Erbsen gewählt. Wie kann man angesichts dieses aktenmässigen Tatbestandes behaupten, dass ihm die Beschäftigung mit Erbsenauslesen auferlegt worden sei?«

In dieser geistvollen Art fertigte der Staatssekretär durchweg die Klagen ab, die sozialdemokratische Abgeordnete über den Strafvollzug an Redakteuren vorbrachten, ohne dass bürgerliche Abgeordnete es für angebracht hielten diese Art Rechtfertigung gebührend zu qualifizieren.

Wie arg es im Vergleich mit anderen Kulturländern in Deutschland um die Behandlung politischer Gefangener steht, haben wir zu Anfang an der Darstellung russischer Zustände gezeigt. Dem Bilde deutscher Trostlosigkeit möge sich als Gegenstück ein Beispiel aus unserem westlichen Nachbarlande anfügen. Im Jahre 1883 verurteilte das Polizeigericht zu Lyon den bekannten russischen Anarchisten Fürsten Krapotkin zu 4 Jahren Gefängnis, weil er mit 21 ebenfalls verurteilten Gefährten hungerde Arbeiter gegen die Staatsordnung aufgehetzt haben sollte. Krapotkin verbüsste seine Strafe im Zentralgefängnis zu Clairvaux. Über seinen Aufenthalt dort schreibt er in seinen bekannten *Memoiren eines Revolutionärs*:

»Man huldigt in Frankreich allgemein der Ansicht, dass der Verlust der Freiheit und die erzwungene Untätigkeit schon an sich für politische Gefangene eine so schwere Strafe bilden, dass man ihnen nicht noch weitere Widerwärtigkeiten aufzuerlegen brauche. Man teilte uns daher mit, es würden für uns auch ferner die Bestimmungen der Untersuchungshaft massgebend sein. Wir sollten von den andern getrennt wohnen, eigne Kleidung behalten, keine Zwangsarbeit verrichten und rauchen dürfen. »Denjenigen von Ihnen«, sagte der Gefängnisdirektor, »die etwas durch Handarbeit verdienen wollen, wird die Möglichkeit geboten werden dies durch Korsettnähen oder durch kleine Gravierarbeiten in Perlmutter zu tun. Diese Arbeit wird zwar schlecht bezahlt, aber ich kann Sie nicht in unsern Werkstätten mit der Herstellung von eisernen Bettstellen, Bilderrahmen und andern Gegenständen be-

schäftigen, da Sie sonst mit gemeinen Verbrechern zusammenwohnen müssten.« Wie die übrigen Gefangenen durften wir aus der Gefängniskantine weitere Nahrungsmittel und täglich einen Schoppen Wein, beides zu sehr billigem Preise und in guter Beschaffenheit, beziehen . . . Unsere Fenster führten auf einen kleinen Garten, und darüber hinaus bot sich uns ein schöner Blick auf die umgebende Landschaft . . . Wir hatten einen kleinen Garten, in dem wir uns mit Kegelschieben unterhalten konnten. Überdies bestellten wir ein schmales Stückchen Land, das sich an der Mauer hinzog, und erzielten auf einigen 80 Quadratmetern fast unglaubliche Mengen von Salatköpfen und Rettichen.«

In der Reichstagssitzung vom 26. Januar 1888 las Abgeordneter Geyer eine Zuschrift vor, die der berühmte Rechtslehrer Professor von Holtzendorff in Sachen des Strafvollzugs an die *Vossische Zeitung* gerichtet hatte. Ihre wesentliche Stelle lautet:

»Die heidnische Republik in Rom behandelte gemeine Verbrecher mit grösserer Milde und Rücksichtnahme als dies bezüglich politisch Verurteilter von christlichen Gesetzgebern des 19. Jahrhunderts geschieht. Den römischen Gefangenen war es gestattet nach freier Wahl sich zu beschäftigen, mit einander zu verkehren und aus der Unterhaltung mit anderen Belehrung zu schöpfen. Ein römischer Dichter verfasste im Gefängnis Lustspiele, was für uns ein beinahe empörender Gedanke ist.«

In Einzelheiten ist dank der unausgesetzten Kritik von sozialdemokratischer Seite in diesem und jenem Gefängnis langsame Besserung eingetreten. Aber im grossen ganzen trifft das herbe Urteil des freigesinnten Rechtslehrers heute noch wie ehedem auf deutsche Verhältnisse zu.

RICHARD CALWER · DIE ARBEITSLOSIGKEIT IN BERLIN

WENN in der Berliner Stadtverordnetenversammlung und in der Presse ein lebhafter Streit über den Umfang der Arbeitslosigkeit in Berlin entstehen konnte, so ist ausschliesslich die Berliner Kommunalverwaltung daran schuld, die es unterlassen hat sich rechtzeitig über die derzeitige Lage des Arbeitsmarktes zu informieren, obgleich schon seit Monaten darauf hingewiesen wurde, dass wir in diesem Winter eine erheblichere Arbeitslosigkeit in den Grossstädten bekommen würden, und es die Aufgabe der Kommunen sei dem Anschwellen der Arbeitslosigkeit gegenüber gerüstet zu sein. Dazu gehört aber vor allem, dass man den Grad und Umfang der Arbeitslosigkeit einigermassen sicher beurteilen kann. Den Anlass des Streites über den Umfang der Berliner Arbeitslosigkeit gab der *Vorwärts*, der für Mitte Januar die Zahl der Arbeitslosen in Berlin auf mindestens 40000, in Gross Berlin auf 50- bis 60000 schätzte. Diese Ziffern erklärte der Vorsitzende des Zentralarbeitsnachweises, Dr. Freund, für nahezu um das Doppelte der Wirklichkeit übertrieben; in Wahrheit handle es sich um höchstens 30000 Arbeitslose. Dr. Freund selbst war nicht in der Lage eine ziffernmässige Gegenaufstellung zu geben. Er äusserte sich vielmehr dahin, dass er mit der Sichtung des einschlägigen Materials noch nicht zu Ende sei. Der Direktor des statistischen Amtes der Stadt Berlin, Professor Silbergleit, war vorsichtiger; er bestritt weder die Schätzung des *Vorwärts* noch gab er sie zu, vielmehr wies er auf die Schwierigkeiten hin, die einer Erfassung der Arbeitslosigkeit im Wege stünden. Ganz und gar unberücksichtigt können die Ausführungen des Magistratsvertreters bei der Arbeitslosendebatte der Ber-

liner Stadtverordnetenversammlung bleiben, soweit sie sich auf den Umfang der Arbeitslosigkeit bezogen. Er bekämpfte die Schätzung des *Vorwärts,* war aber gleichfalls nicht in der Lage den Umfang der Berliner Arbeitslosigkeit näher präzisieren zu können; es ergab sich vielmehr aus seinen Ausführungen erst recht, dass der Berliner Magistrat der Beobachtung des Arbeitsmarktes noch nicht die für die Reichshauptstadt erforderliche Aufmerksamkeit schenkt. Selbst wenn die Schätzung des *Vorwärts* so stark übertrieben wäre, wie es in einem Teile der Presse behauptet wurde, so hätte die Schätzung mindestens so lange Anspruch auf Beachtung, bis ihr ein richtigeres Bild über den Umfang der Arbeitslosigkeit entgegengesetzt werden könnte. Aber dass die Arbeiter als die Betroffenen dafür noch Vorwürfe bekommen sollen, dass sie in der Darstellung einer für sie kritischen Situation vielleicht etwas zu schwarz malen, wäre doch nur dann am Platze, wenn man tatsächlich fahrlässige Übertreibungen in der Schätzung des *Vorwärts* hätte nachweisen können. Wenn ich mich auch mit seiner Würdigung der derzeitigen Höhe der Arbeitslosigkeit in Berlin nicht einverstanden erklären kann, so glaube ich doch, dass die Ziffer selbst keineswegs übertrieben ist, wie behauptet wurde. Die Schätzung ist für Gross Berlin vielleicht überreichlich, lässt aber nirgends sichtliche Übertreibungen erkennen.

Der *Vorwärts* geht bei seiner Schätzung von der Statistik des *Zentralvereins für Arbeitsnachweis* aus und setzt die Zahl der eingetragenen Arbeitsuchenden als Arbeitslose in seine Rechnung. Das ist zweifellos unzulässig. Nicht nur, dass von der Zahl der Arbeitsuchenden die an dem Stichtage offenen Stellen in Abzug gebracht werden müssten, es befinden sich unter den Arbeitsuchenden zahlreiche Personen, die sich noch in Stellung befinden; ausserdem melden sich Arbeitsuchende sehr häufig gleichzeitig in verschiedenen Arbeitsnachweisen. Man kann daher unmöglich Arbeitsuchende gleich Arbeitslose setzen. Dagegen sind die Feststellungen der Berliner Gewerkschaften über die Zahl der Arbeitslosen am 15. Januar ziemlich einwandfrei. Nur bei den Tapezierern, Bauhilfsarbeitern, Malern und Maurern scheinen weniger Feststellungen als Schätzungen vorzuliegen. Nach diesen Zählungen waren in den angeschlossenen Gewerkschaften 24 826 Arbeitslose vorhanden. Mit dieser Ziffer wird aber die Arbeitslosigkeit in Berlin bei weitem nicht erfasst, einmal weil nur ein Teil der Gewerkschaften Angaben über die Arbeitslosen gemacht hat, sodann und hauptsächlich, weil sich diese Angaben nur auf den Kreis der organisierten Arbeiter beschränken. Leider ist die Gesamtmitgliederziffer der berichtenden Gewerkschaften nicht angegeben, sonst würde man aus dem Prozentsatz der Arbeitslosigkeit mit einigem Grund auf die Gesamtarbeitslosenziffer schliessen können. In der vorliegenden Aufstellung muss man darauf verzichten diese Ziffern, so richtig sie an sich auch sind, für eine Gesamtschätzung der Arbeitslosigkeit in Berlin zu verwenden.

Die Aufstellung des *Vorwärts* weist dann noch auf eine andere Beobachtungsstation hin, von der aus die Bewegung der Beschäftigten verfolgt werden kann, und die ihr Material aus der Bewegung der Krankenkassenmitglieder gewinnt. Dieses Material stand auch dem Magistrat zur Verfügung, und er konnte mit Leichtigkeit darauf eine Schätzung des Umfangs der Arbeitslosigkeit anstellen. Ich will hier eine solche Schätzung versuchen. Nach der Krankenkassenstatistik ist die Zahl der versicherungspflichtigen Krankenkassen-

mitglieder in Berlin von 707 263 am 1. Dezember auf 676 892 am 1. Januar oder um 30 371 zurückgegangen. In Gross Berlin stellte sich der Rückgang der Beschäftigten auf 37 143. Die Mitgliederzahl der Krankenkassen umfasst aber nicht sämtliche Arbeiter Berlins. Nimmt man an, dass in der beruflichen Gliederung Berlins seit der letzten Berufszählung keine Änderung eingetreten wäre, so würde die Zahl der Berliner Arbeiter heute mit rund 830 000 Köpfen anzusetzen sein. In Wirklichkeit ist die Ziffer höher, aber wir können doch mit der Ziffer 830 000 rechnen, weil von den 122 737 Arbeitern, die wir der Mitgliederziffer der Krankenkassen vom 1. Dezember hinzurechnen, ein Teil schon am 1. Dezember 1907 nicht mehr in Beschäftigung gewesen sein wird. Nehmen wir weiter an, dass für die Gesamtzahl der in Berlin beschäftigten Arbeiter die Entlassungen von Dezember auf Januar 4,63 % ausgemacht haben, so erhalten wir für den 1. Januar 1908 eine Ziffer von 38 500 Arbeitern, die im Dezember entlassen worden sind. Zu dieser Summe kommt als zweite Quelle der Arbeitslosigkeit noch das Neuangebot von Arbeitsuchenden, das in ungünstigen Zeiten allerdings nicht so sehr hoch anzusetzen ist. Es handelt sich in der Hauptsache hier um den Überschuss des Zuzugs über die Abwanderung. Dieser Überschuss war nun in den letzten Monaten recht gering. Im Oktober und Dezember war sogar die Zahl der Fortgezogenen grösser als die der Zugezogenen. Dagegen brachte der November noch einen Zuzugsüberschuss von annähernd 7000 Köpfen. Unter Berücksichtigung der stärkeren Abwanderung im Oktober und Dezember kann man annehmen, dass ein Teil dieses Zuzuges keine Beschäftigung gefunden hat. Auf Grund der Bewegung der Beschäftigten während der Vormonate ergibt sich, dass etwa die Hälfte dieser zuwandernden Arbeiter keine Beschäftigung mehr finden konnte. In diesen 2500 Arbeitslosen soll gleichzeitig auch das Berliner Neuangebot, das keine Beschäftigung mehr gefunden hat, mit eingeschlossen sein. Wir kämen demnach bei sehr mässiger Schätzung für den 1. Januar 1908 auf eine Arbeitslosenziffer von 38 500 + 2500 = 41 000. Für Gross Berlin komme ich, allerdings nach nur oberflächlicher Schätzung, auf zirka 50 000 Arbeitslose. So etwa dürfte sich die Arbeitslosigkeit zu Anfang des Januars gestellt haben. Ob bis Mitte Januar noch eine besondere Zunahme dieses Arbeitslosenheeres stattgefunden hat, will mir sehr fraglich erscheinen. Es zeigt sich vielmehr im allgemeinen von Januar auf Februar schon wieder eine Abnahme der Arbeitslosigkeit.

Nun aber zu einer anderen Frage. Ist eine Arbeitslosigkeit in dem eben angegebenen Umfange für eine Stadt wie Berlin eine aussergewöhnliche Erscheinung? Die Arbeitslosigkeit beträgt nach unserer Schätzung 4,92 % aller Arbeiter. Im Jahre 1895 wurde am 2. Dezember eine amtliche Arbeitslosenzählung vorgenommen, die für Berlin eine Arbeitslosenziffer von 6,36 % ergab. Damals waren von 566 408 Arbeitern insgesamt 36 045 arbeitslos. Die Zählung fiel in ein Jahr, das schon wieder im Zeichen des Aufschwungs stand und in einen Monat, der nicht die höchste Ziffer der winterlichen Arbeitslosigkeit aufweist. Im Vergleich mit der damaligen Situation, die keineswegs als beängstigend angesehen wurde, ist der gegenwärtige Umfang der Arbeitslosigkeit noch recht mässig. Es muss aber auch in Erwägung gezogen werden, dass ein sehr grosser Teil der jetzt beschäftigungslosen Arbeiter in Gewerben tätig ist, die eine winterliche Arbeitslosigkeit bedingen. Das mag an sich

bedauerlich sein, aber die Arbeiter sind auf die Zeit einer solchen Winterruhe vorbereitet. Vor allem gilt dies für das Baugewerbe. Hier ist auch durch die relative Höhe des Lohnniveaus gegenüber anderen Berufen zum Ausdruck gebracht, dass nur während des grösseren Teils des Jahres regelmässig gearbeitet werden kann. Von der Gesamtzahl der Arbeitslosen in Berlin dürften mindestens 12 000 auf das Baugewerbe entfallen, so dass für die übrigen Berufe zusammen noch 29 000 verbleiben. Bei der Würdigung der gegenwärtigen Arbeitslosigkeit ist ferner noch ein weiterer Umstand zu berücksichtigen, der die heutige Lage in einem wesentlich anderen Lichte erscheinen lässt als etwa die des Jahres 1895. Seit damals haben die Gewerkschaften in zunehmendem Masse die Arbeitslosenunterstützung eingeführt. Diese kommt ohne Berücksichtigung des Baugewerbes, in dem sie noch nicht eingeführt ist, nach den Angaben der Gewerkschaften über die Höhe der Arbeitslosen etwa 15 000 Berliner Beschäftigungslosen zu gute. Es bleiben nach Abzug dieser Ziffer dann immer noch 14 000 Arbeitslose, welche von dem gewerblichen Rückgang aufs schärfste betroffen werden, und für die in allererster Linie beizeiten Massregeln zur Linderung der sozialen Notlage vom Berliner Magistrate hätten ergriffen werden müssen. Wenn man jetzt noch Arbeitsgelegenheit schaffen will, kommt die Hilfeleistung viel zu spät. Die Massregeln hätten so früh vorbereitet werden müssen, dass im Monat Januar die Beschäftigungsgelegenheit vermehrt worden wäre.

Die Position des Berliner Magistrats der zunehmenden Arbeitslosigkeit gegenüber war peinlich, nachdem erst Unterlassungen vorgekommen waren. Aber auch aus dieser Verlegenheit heraus bleiben die Vorschläge unverständlich, die Dr. Freund und Stadtrat Fischbeck zur Linderung der Arbeitslosigkeit gemacht haben. Herr Dr. Freund tadelte das Standesbewusstsein der Arbeiter, das ihren Interessen zuwiderlaufend und lächerlich sei: »Das einzige, was Hilfe bringen kann, ist bis auf weiteres in der Provinz Arbeit suchen, und zwar Arbeit um jeden Preis, auch ungelernte Arbeit.« Wenn Herr Dr. Freund von der Lage des Arbeitsmarktes ausserhalb Berlins Kenntnis nehmen wollte, so würde er die Wahrnehmung machen können, dass im Januar fast überall ein Überangebot von Arbeitskräften vorhanden ist. Sollen nun die Berliner Arbeitslosen im Ernste die Arbeitslosigkeit in anderen Städten und Orten vermehren? Ich will nicht annehmen, dass es Magistratsvertreter in Berlin gibt, deren kommunale Sozialpolitik auf die Bitte hinausläuft *Heil'ger Florian, verschon' mein Haus, zünd' andre an!* Das wäre doch ein recht rückständiger Standpunkt. Dabei ist es nicht einmal richtig, dass die Arbeiter so sehr an Berlin kleben. Gerade das Jahr 1907 gibt den besten Beweis, dass die Abwanderung fast ebenso gross war wie der Zuzug. Berlin, das in wirtschaftlichen Aufschwungsjahren mit Behagen den starken Zuzug der Arbeitskräfte verzeichnet, obwohl die Landwirtschaft sehr stark unter der Abwanderung leidet, wird in Zeiten der Krise grossmütig und gönnt auch dem Lande seine arbeitslos gewordenen Arbeitskräfte. Herr Dr. Freund trifft sich mit Herrn Stadtrat Fischbeck in der selben sozialpolitischen Auffassung. Auch dieser Vertreter des Magistrats empfahl den Arbeitslosen nach auswärts zu gehen und in der Landwirtschaft Beschäftigung zu suchen; dort sei Arbeitsgelegenheit genug. Gewiss, in der wärmeren Jahreszeit, aber nicht im Januar. Und ganz und gar nicht im Januar 1908, in dem ganz ausnahmsweise sogar der Arbeits-

markt in der deutschen Landwirtschaft im allgemeinen ein Überangebot aufweist.

Mag man auch einwenden, Dr. Freund und Stadtrat Fischbeck hätten ihre Ausführungen nicht gegen die Arbeitslosen, sondern gegen die Sozialdemokraten gemacht, so würde sich, falls dies zuträfe, deutlich zeigen, wie weit man in parteipolitischer Kurzsichtigkeit daneben hauen kann. In der vorliegenden Frage handelt es sich um die Sache und nicht um parteipolitische Zwecke. Erst recht haben sich mit gebotener Reserve alle die zu äussern, die von Amts wegen sich mit der Lage des Arbeitsmarktes zu befassen haben, und in deren Worten sich die Meinung des Magistrats widerspiegelt. Ist es schon nicht richtig in einer solch ernsten Sache gegen die, die sie vorbringen, mit Vorwürfen statt mit sachlichen Argumenten zu kämpfen, so wirkt es fast komisch, wenn eine nähere Prüfung ergibt, dass die Vorwürfe auf Grund ungenügender Kenntnis der Dinge, um die es sich handelt, erhoben und mit grosser Wichtigkeit, gewissermassen *ex officio*, vorgetragen werden.

JOSEPH AUGUST LUX · DIE MODERNE KUNSTBEWEGUNG UND DIE INDUSTRIE

AUF die Erneuerung des Ornaments ging die moderne Kunstgewerbebewegung in Deutschland aus, und sie gelangte auf diesem Umweg zur Erneuerung des Kunsthandwerks. In England war es umgekehrt der Fall. Die Erneuerung begann dort nicht mit dem Ornament, sondern mit der Wiedererweckung der alten Handwerkstechniken. Das erklärt sich aus den Persönlichkeiten der Reformatoren: in England waren es Ethiker und Sozialreformer, in Deutschland Künstler, die vorwiegend von der Malerei kamen. Zum Schluss einigte man sich hüben wie drüben in dem Grundsatz der Qualität, die immer bei den tüchtigen Leistungen des alten Kunsthandwerkes anzutreffen war. Aber Qualität allein macht noch lange nicht das Künstlerische in der Sache aus. Ja, es muss sogar zugegeben werden, dass sehr viele Dinge künstlerisch hoch bedeutsam und trotzdem, was die Qualität betrifft, fragwürdig sein können. Es entsteht nun die Frage, in welchem Umfang die Erzeugnisse der modernen Industrie wesentliche künstlerische und qualitative Eigenschaften bieten können.

Auf dem Gebiet des Kunsthandwerkes existiert dieses Problem gar nicht. Hier ist alles klar. Es ist selbstverständlich, dass hier Unika geschaffen werden können, die den hohen Rang eines Kunstwerkes in jeder Hinsicht behaupten. Es können einzelne kostbare Bucheinbände geschaffen werden, die, wie jene von Cobden-Sanderson, den Rang von erlesenen Miniaturen einnehmen, es können handgewebte Wandteppiche von solchem künstlerischen Gehalt entstehen, dass sie in einer Linie neben der Freskenkunst bestehen, es können Keramiken, Goldschmiede- und Metallarbeiten aus der Hand des Künstlers hervorgehen, die in jeder Hinsicht mit den Werken der feinsten plastischen Kunst wetteifern können. Kurzum, es ist gar kein Zweifel darüber, dass in jedem Material ein einzelnes Kunstwerk entstehen kann. Ein wichtiges und bisher viel zu wenig beachtetes Kriterium solcher Kunstwerke ist die unmittelbare, persönliche Handarbeit. Sie gibt neben der Idee des Entwurfs dem Werk

noch den feinen persönlichen Wert der eigenhändigen Ausführung, die durchaus nicht unwesentlich ist als die seelisch inspirierte Handspur und Werkzeugsprache, die wir gerade an den besten künstlerischen Erzeugnissen nicht hoch genug einschätzen können. Was nicht die Hand des Meisters selbst ausführt oder zumindest in den letzten Stadien der Ausführung eigenhändig beeinflusste, erleidet eine Verminderung und gilt nur mehr als Reproduktion. Die Qualitätsfrage erledigt sich hier von selbst, weil der Künstler immer ein Interesse daran hat das beste Material zu verwenden, nicht nur um seinem Werk die grössere Dauer zu sichern, sondern auch um aus der Materialsprache eine künstlerische Suggestion zu gewinnen. Der Künstler verwirft das Surrogat deshalb, weil es die inspirierende Materialsprache verfälscht. Immerhin aber würde ein Künstler in jedem Material künstlerisch schaffen und daher auch in dem schlechtesten.

Ganz anders liegt es in jener Industrie, die wir nach einer billigen Konvention *Kunstindustrie* nennen. Hier ist alles problematisch. Während das Kunstwerk nie billig sein kann, weil es sich der massenweisen Herstellung entzieht, und weil jeder einzelne Gegenstand die Kraft einer ganzen Persönlichkeit kostet, so ist die Industrie und folglich auch die Kunstindustrie naturgemäss gezwungen billig zu sein. Die Industrie beruht auf kapitalistischer Grundlage, und die Billigkeit ist durch den Kapitalismus bedingt. Ihre Aufgabe ist die Masse zu versorgen, und sie kann diese Aufgabe nur erfüllen, wenn sie ihrem Prinzip der Billigkeit treu bleibt. Die Kunstindustrie hängt von dem Markt ab und ist daher von der Nachfrage bestimmt, wenn es auch ein klein wenig in ihrer Macht liegt ein Bedürfnis vorauszusehen und eine Nachfrage zu wecken, falls sie noch nicht da ist. Ganz anders steht es mit dem Kunstwerk oder mit dem künstlerisch hochqualifizierten Kunsthandwerk. Das Kunstwerk entsteht unabhängig von der kapitalistischen Grundlage, es ist nicht für den Markt bestimmt, dient keiner Nachfrage, sondern tritt aus eigener, innerer Notwendigkeit in die Erscheinung. Es wendet sich nicht an die Masse, sondern an den exklusiven Kenner und Liebhaber und wenn es auch hoch im Preise steht, so liegen sehr häufig Werte darin, die überhaupt nicht ziffernmässig auszudrücken sind.

Eine pädagogische Neigung führt dahin der Allgemeinheit Kunst bieten zu wollen, wenngleich durch die tagtägliche Erfahrung bewiesen ist, dass die Allgemeinheit nicht in der Lage ist das Kunstwerk, wenn es sich plötzlich und überraschend offenbart, zu würdigen. Die allgemeine Kunstbetrachtung hat sich nur über ein paar Konventionen geeinigt, die keinesfalls genügen dem Kunstwerk, wenn es sich selbständig gibt, gerecht zu werden. Es genügt an dieser Stelle die Konstatierung, dass es einmal zu den Lebenslügen unserer Zeit gehört den Alltag mit sogenannter *Kunst* zu mästen. Die Industrie, die *en masse* fabriziert, besorgt dieses Geschäft und rechtfertigt daher die Bezeichnung *Kunstindustrie*. Wenn wir bedenken, dass das Kunstwerk eine unteilbare, einmalige Herstellung und im wesentlichen eigenhändige Ausführung oder Sichtbarmachung einer künstlerischen Vision ist, die nicht zu gleichen Werten vervielfältigt werden kann, so wird es ohne weiteres klar, dass der Begriff *Kunstindustrie* ein Unding ist. Kunst lässt sich weder *en masse* noch maschinenmässig noch irgendwie durch den Grossbetrieb herstellen. Die beste galvanoplastische Reproduktion des *Moses* von Michelangelo ist eben kein Kunstwerk mehr, so wenig wie die beste Farbenreproduktion nach Botticelli

ein Kunstwerk ist, und wäre die Chromophotographie noch so vervollkommnet. Ein Maschinenmöbel ist kein Kunstwerk, weil es von Riemerschmid herstammt; ein Beleuchtungskörper von van de Velde, fabriksmäsig erzeugt, wird sich ebensowenig als Kunstwerk behaupten, wie etwa die neuen Bestecke von Olbrich, die den Markt beherrschen. Niemand kann zur Kunst verpflichtet werden. Wir können auch nicht verpflichtet werden unseren Alltag, unsere Kleidung, unsere Wohnung, unsere Strassenbahn, den Automobilverkehr, die Geschäftsläden künstlerisch durchzubilden. Ganz abgesehen davon, dass es schon praktisch unmöglich ist, würde es geradezu zum Widerwillen gegen die Kunst und zur völligen Verkennung des Kunstwerkes führen, wie es ja auch seit den Siebzigerjahren der Fall gewesen ist, wo jeder Fussschemel, jedes Kopfkissen, jede Ofenbank, jeder Klingelknopf *künstlerisch* oder *kunstgewerblich* sein musste. Da es sich aber meistens um Industriegegenstände, die den Alltag mit dem Nötigen versorgen, handelte, so kam jene niederträchtige Pseudokunst zum Vorschein, deren Bekämpfung auf allen Gebieten der Inhalt der modernen Kulturbewegung ist, die nichts anderes bezweckt als den Geschmack zu regeln. Natürlich ist auch der gute Geschmack eine Konvention, die mit einer bestimmten Zeit steht und fällt, und weil wir eine Zeit des ornamentalen Überschwanges kaum noch überwunden haben, wächst die Sehnsucht nach dem Einfachen, Schlichten, Zweckmässigen, Gediegenen, so wie man nach Jahren, wenn man weite Hosen getragen hat, plötzlich eine Vorliebe für enge Hosen entdeckt. Wenn man also nicht zur Kunst verpflichtet werden kann, so kann man immerhin zum guten Geschmack verpflichtet werden, der ebenso wie die Höflichkeit eine Lebensformel ist und mithin übereinstimmenden Regeln folgt. Es ist eine Pflicht für jedermann sich in anständigen, das heisst allgemein gültigen und als gut anerkannten Formen zu bewegen, die nicht von einem einzelnen gemacht werden sondern die der Ausdruck eines Gesamtwillens sind. Die Allgemeinheit ist also für die Entstehung und die Beurteilung des Kunstwerkes nicht massgebend, massgebend ist sie nur für die Forderung des guten Geschmacks, in der natürlich, wie in jeder Mode oder Konvention Vorbilder wirken, Neuheiten glänzen und Umwälzungen vor sich gehen. Die Industrie und folglich auch die Kunstindustrie, die von der Masse und für die Masse lebt, kann nicht für die Hervorbringung von Kunstwerken sorgen, was nicht in ihrer Macht liegt, sondern sie kann nur für die Forderung des guten Geschmackes sorgen. Die Kunstapostel müssen es endlich einsehen, dass es gar keinen Sinn hat der Kunst wegen einen Kampf auf offenem Markt zu führen und mit jedem Banausen darüber zu streiten, was künstlerisch und was nicht künstlerisch ist, weil das wie alle Kunstfragen rein persönliche Angelegenheiten sind. Für die Kultur ist viel mehr getan, wenn die Industrie sich entschliesst die Forderung des guten Geschmackes zu erfüllen. Sie kann mit einem Schlage das Weltbild verändern, sie kann der Masse alles miserable und geschmacklose Zeug vorenthalten und gleichsam über Nacht den ganzen Markt mit anständigen Gebrauchsformen versorgen. Insofern hat es ausserordentlich viel zu bedeuten, dass ein Grossbetrieb wie die Berliner *Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft* Peter Behrens berufen hat, damit der Künstler die zahllosen Gegenstände der elektrischen Installation formal in Ordnung bringe. Möge das Beispiel reichlich Schule machen, dann wird das Problem der modernen Bewegung sehr rasch gelöst sein!

Es ist aber nötig, dass endlich Klarheit darüber herrscht, was wir von der

sogenannten *Kunstindustrie* verlangen dürfen und was nicht. Heutigentags ist nur der Künstler im stande den ganzen Komplex der Herstellung und der Verwendung auf allen Gebieten der sichtbaren Kultur zu überschauen und den Dingen die angemessene Form zu geben, die sie für das harmonische Zusammenwirken im Gebrauch mit anderen Dingen benötigen. Der Künstler, der für die Industrie Entwürfe liefert, ist überlegen genug, um zu wissen, dass er hier nicht individuelle Kunstwerke entstehen lassen kann, die von anderen Händen oder von Maschinen ausgeführt werden und einen Herstellungsprozess durchmachen, den er allein gar nicht in der Gewalt hat; es ist vielmehr für ihn von vornherein ausgemacht, dass er für die Forderung des von ihm vollerkannten guten Geschmackes zu sorgen hat. Bis zu einem gewissen Grad werden ja diese Dinge immer ein individuelles Gesicht zeigen, an dem man sie auch beim Namen nennen wird, und das ist gut. Entscheidend ist, dass der Künstler selbst das sachliche Moment im Hinblick auf die Verwendungsart zum obersten Grundsatz seiner Industrieentwürfe macht.

In einem bedingten Grade künstlerisch ist an den Erzeugnissen der Kunstindustrie lediglich der Entwurf, nicht aber die Ausführung. Wenn wir in dem Begriff der *Qualität* nicht nur die Verwendung des besten Materials und die vorzüglichste manuelle Arbeitsleistung, sondern auch die edle Gestaltung verstehen, so steht für die Industrie fest, dass ihr im Bestfalle zunächst die Qualität des Entwurfes zukommt, wofern sie in der Qualität des Künstlers hoch genug gegriffen hat und wofern klar geworden ist, dass selbst der ausserordentlichste Künstler in seinen Industrieentwürfen nur etwas geben kann, was einer allgemeinen Gebrauchsfähigkeit entspricht und weit davon entfernt ist als Kunstwerk gelten zu wollen.

Das Problem ist nicht vollständig erschöpft, wenn nicht die Bedingtheit der Materialqualität untersucht wird. Die Materialqualität wird bei den verschiedenen Industrieen verschieden zu bewerten sein. Es steht fest, dass in einzelnen Industriezweigen gerade der Grossbetrieb eine Steigerung der Materialqualität herbeizuführen vermochte. Die Maschinenindustrie, zu der ich auch die Fahrzeug- wie die Automobilindustrie rechne, hat vielleicht den höchsten Rang der Materialqualität erreicht, und unter allen Rohstoffverarbeitungen steht überhaupt, wie es scheint, die Metall- und Werkzeugindustrie in dieser Hinsicht am höchsten, von Schundfabrikationen im einzelnen abgesehen. Aber diese Industrieen zählen wir nicht zu dem Kollektivbegriff Kunstindustrie. Unter diesen ragt die Holzbearbeitungs- oder Möbelbranche hervor, die neben der sogenannten Goldschmiede- und Silberwarenbranche am durchgreifendsten industrialisiert ist. Aber gerade hier in der Möbelbranche machen wir die Wahrnehmung, dass der Grossbetrieb eher eine Verminderung denn eine Steigerung der Qualität gebracht hat. Schon der Vergleich der alten, sogenannten *Biedermeiermöbel,* die aus der Meisterwerkstatt hervorgegangen sind, mit den heutigen, was Geschmack anlangt, hochstehenden Möbeln des modernen Grossbetriebes entschleiert die Tatsache, dass sich die Materialqualität gegen früher sehr ungünstig verändert hat. Ein Blick auf die heutige Waldwirtschaft belehrt uns, dass die rationelle Ausbeutung des Forstes zwar reichlich auf Papierfabriken bedacht nimmt, keineswegs aber auf die Forderungen des Möbelbaues, der edle und gutgepflegte Holzarten benötigt. Die kurzatmige Hast der Erzeugung und Ausnützung lässt dem Ma-

terial nicht die nötige Zeit, die es zur Reife braucht. Die kurzsichtige Wirtschaftspolitik der letzten zwei Generationen hat aufgehört eine langsichtige Sorge für die Bedürfnisse der kommenden Geschlechter zu hegen, wie es vielleicht noch vor 150 Jahren der Fall war, da in der Schweiz grosse Nussbaumpflanzungen vorgenommen wurden, mit Rücksicht darauf, dass vielleicht die Enkel in 100 bis 120 Jahren das Holz benötigen würden. Es wird auch erzählt, dass in Japan Bäume für kunstgewerbliche Verarbeitung mit einem Aufwand von ungeheurer Sorgfalt und Mühe, die sich auf Geschlechter hin erstreckt, gezogen werden, und es wird auch nachgewiesen, dass sich die Kosten für diese Mühen infolge erhöhter Qualität rentiert haben. Aus Deutschland ist nichts Ähnliches während der letzten fünfzig Jahre bekannt geworden. Es kann vielleicht entgegengehalten werden, dass die Minderung der einheimischen Rohstoffe durch den Import ausgezeichneter amerikanischer Hölzer aufgehoben wird. Ganz abgesehen davon, dass fremdländisches Holz in unserem Klima sich stets als unberechenbarer Fremdling gebärdet, und selbst zugegeben, dass uns die fremden Qualitäten als vollwertiger Ersatz für den Mangel gutgepflegter heimischer Sorten dienen, so bietet die heutige Bearbeitungsweise keine Garantie für die Vermehrung, oder auch nur für die Einhaltung der früheren Qualität. Die unumstösslichen Grundsätze der guten Tischlerarbeit: dreijähriges luftiges und trocknes Lagern des geschnittenen Holzes, langsame und nur allmählich fortschreitende Herstellung des Mobiliars, um das langwierige Trocknen der halbfertigen Teile sowie der Polituren zu ermöglichen, sind heute gar nicht mehr durchführbar. Die Industrie muss schnell liefern können, und sie hat es nicht in der Macht sich die Aufträge aussuchen zu können. Sie muss nehmen, was kommt, denn nur, indem sie schnell und viel liefert, bringt sie die ungeheuren Regieen auf, die Kosten der Maschinenanlagen, der Reklamen, der enormen Mietspreise für die Verkaufsstellen, die Gehälter und Spesen der Reisenden, des Verkaufspersonals usw. Die Löhne selbst spielen in der Kalkulation die geringste Rolle. Es kann auch gar nicht behauptet werden, dass der Grossbetrieb in der Möbelbranche billiger zu arbeiten im stande ist als der meisterliche Kleinbetrieb. Er arbeitet nur schneller und reichlicher und kann den Markt versorgen: das ist sein gewaltiger Vorsprung. Aber gerade die Schnelligkeit der industriellen Herstellung kommt im Möbelbau einer qualitativen Minderung gleich. Ich will ganz absehen von dem künstlerischen Reiz, der in handgehobelten Flächen liegt, im Gegensatz zu den harten, unfeinen maschinell gehobelten Flächen. Wer aber würde sich heute noch darauf einlassen zwölf Monate lang auf eine kleine Wohnungseinrichtung zu warten? Das sind Ausnahmen. Gewöhnlich will man die Einrichtung binnen vier Wochen haben, wenn man sie nicht vom Lager nimmt. Der Betrieb kann die Bestellung nicht zurückweisen, selbst dann nicht, wenn er sich zur Qualität verpflichtet fühlt. Er muss seinen Besteller täuschen und ihn in Unkenntnis darüber lassen, dass er eigentlich unter diesen Umständen nicht die Qualität bekommt, die ihm angerühmt worden war. Wobei diesem Besteller freilich auch recht geschieht. Schon die kapitalistische Rücksicht, die den Untnernehmer zur Erhaltung und unausgesetzten Beschäftigung seines Arbeiter- und Maschinenbestandes zwingt, schliesst jede Möglichkeit aus unqualifizierten Aufträgen gegenüber wählerisch zu sein. Die vielgerühmte Qualität kann, was das Material betrifft, in dieser wichtigen Erzeugung heute immer nur ein gewisses Mittelmass sein, das von Faktoren bestimmt wird, die der Unternehmer nicht

in der Hand hat und das daher den Reklameaufwand, der heute üblich ist, nicht rechtfertigt.

Es bleibt noch das dritte Moment der Untersuchung vorbehalten: die Qualität der Ausführung und die Frage, wie es damit im heutigen Grossbetriebe steht. Hierüber lässt sich auf Grund der heutigen sozialen Ordnung ebenfalls allgemein Gültiges sagen, weshalb wir bei dem Beispiel der Möbelindustrie stehen bleiben können. Wir wissen, dass die Arbeitsqualität von hohem künstlerischen Belang ist, und dass sie, wie in jedem Kunstwerk das Ergebnis der Arbeitsfreude, der hingebenden, persönlichen Aufopferung ist. John Ruskin hat als erster das Postulat der Arbeitsfreude als eine Grundbedingung der künstlerisch qualifizierten Arbeit verkündet. Er durfte es tun, denn er hatte das Kunsthandwerk vor Augen, nicht die Kunstindustrie, er war als Künstler ein Feind der Maschine und spürte als Kunstliebhaber und Kunstforscher allen Offenbarungsmöglichkeiten der beseelten Handarbeit nach. Wir können für das Kunsthandwerk als erwiesen hinnehmen, dass die Arbeitsfreude eine Grundbedingung der Qualität ist. Aber gerade diese Tatsache schliesst für die Industrie jede Möglichkeit einer höheren Arbeitsqualität aus. Der Apostel, der heute mit der Verkündigung und Wiedererweckung der Arbeitsfreude in die Industriestätten kommt, würde von den Arbeitern als sinnloser Schwärmer verlacht werden. Und mit Recht. Das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ist auf Geschäftsmässigkeit zugeschnitten, die jede Sentimentalität ausschliesst. Sie schliesst aber auch jeden wertvollen künstlerischen Anteil des Herstellers an dem Produkt aus, jenen Anteil, der für die künstlerische Qualität der Ausführung unerlässlich ist. Also auch in jenen Fällen, wo nicht lediglich die Maschine ausführender Teil ist, wird auch die Hand zu einem blossen präzis funktionierenden Apparat, dessen Produkte, wie jene der Maschine persönlich interesselos sind. Das Arbeitsverhältnis ist lediglich Lohnfrage geworden und bestimmt mithin das Erzeugnis. Das sind selbstverständliche und bekannte Erscheinungen, die nur in Bezug auf die Qualität und auf die künstlerischen Möglichkeiten zu untersuchen waren, um festzustellen, dass die Erwartungen, die wir an eine künstlerische Produktion durch die Industrie stellen, notwendig zur Fälschung und zur Täuschung führen müssen.

Es gibt keine Ursache darüber zu klagen, dass wir durch die Industrie keine Kunst erwarten können, im Gegenteil; wir können froh sein, dass die Kunst eine Erscheinung ist, die von der kapitalistischen Grundlage unabhängig ist und als Äusserung des nach den höchsten Symbolen ringenden Menschengeistes ewigen Gesetzen folgt, und innerlich frei und unbescholten ist von jeweiligen zeitlich begrenzten Wirtschaftsverfassungen. Wir können sehr froh sein, in der Erkenntnis, dass wir von der sogenannten *Kunstindustrie* oder aber auch von einem geschäftsmässig betriebenen Kunstgewerbe keine Kunst zu erwarten haben, denn, wenn wir die richtige Konsequenz aus dieser Erkenntnis ziehen, kommen wir zu einer säuberlichen Scheidung der Dinge, die mit einander nichts zu tun haben, und deren absichtliche oder unabsichtliche Verwechselung eine Menge von lästigen Irrtümern und verwirrenden Streitfragen erzeugt. Wir hoffen durch die reinliche Scheidung der Begriffe die Anschauungen zu klären und zu einem Zustande zu gelangen, der sachlich bestimmt ist, und wie alle Forderungen der Alltagskultur und des guten Geschmacks eine gemeingültige Konvention darstellt, über die man kein Wort zu verlieren braucht. Dann aber

wird der Altar frei sein von Pseudokunst, um das reine und echte Kunstwerk daraufzustellen, wenn wir seiner habhaft werden können. Das Kunsthandwerk, das rein künstlerisch schafft, wird immer wieder erstehen, solange Menschen künstlerisch empfinden und künstlerisch gestalten können. Also vom Fortschritt der Industrie, fälschlich *Kunstindustrie* genannt, die für das Notwendige und für den Alltag sorgt, haben wir nichts zu fürchten. Im Gegenteil. Wir haben zu erwarten, dass gerade dadurch vereinzelt wieder die Sehnsucht nach der menschlichen Offenbarung des individuell schaffenden Künstlers erwacht. Wie im Zeitalter der Eisenbahn mehr gewandert wird als je zuvor, wird auch die künstlerische Handarbeit indirekt gerade durch die maschinelle Massenfabrikation gefördert und dann vermehrt hervorgebracht werden. Das künstlerische Problem der Industrie hat also nichts mit Kunst zu tun, es hat nur mit der Forderung des guten Geschmackes zu tun; und dass diese Forderung erfüllt wird, dazu bedarf die Industrie derzeit der Künstler, und gerade der besten.

GUSTAV WIED · NU GEHT'S WIEDER GUT!

»ICH ging wohl an den tiefen See,
So mir nichts, dir nichts, bummfallera.
Da traf ich eine Maid im Klee,
So mir nichts, dir nichts, bumm.
Ich sagte nichts,
Sie sagte nichts,
Wir sagten alle beide nichts,
Bloss bummfallera, bumm, bumm!«

Das glucksende Lachen eines alten Mannes war zu hören, und einer rief: »Nu geht's wieder gut, Herr Johannes!«

Ich hob den Kopf.

Es war Waldhüter Rasmus, der in der Lichtung zwischen den Tannen und Buchen stand und klafterweise Brennholz schichtete zur Holzauktion.

»Nu geht's wieder gut!« rief er zu mir hin und schwenkte die Mütze.

Ich kam auf einem der schmalen Fahrwege gegangen, der durch die Tannen von einem Ende des Waldes zum andern geschlagen war. Es war um die Vesperzeit, zwischen 9 und 10 Uhr am Vormittag, den Tag, bevor ich abreisen wollte von Frörup.

»Ich glaube wahrhaftig, du stehst und lachst über mich, Rasmus?« sagte ich, als ich zu ihm hinkam.

»Ja, das ist 'ne hässliche Gabe, die ich mitbekommen habe. Wenn's was gibt, worüber zu lachen ist, so kann ich's niemals lassen! Und, Johannes, Sie gingen nu da und spankelierten in der Schneuse und schlugen mit den Beinen aus und nickten mit dem Kopf, genau so wie Anders Karlsens Wisser, wie er die Drehkrankheit hatte!«

»Ich ging und dachte nach«, sagte ich.

»Was Deibel, Johannes, brauchen Sie denn nachzudenken? Sie haben doch Ihr gutes Auskommen und Essen und Kleider!«

»Ja—a«, sagte ich, »was d a s betrifft . . .«

»Ho, ho—o!« lachte Rasmus und streckte einen Zeigefinger in die Luft. »Na auf die Weise! . . . Da kann ich'n Lied drauf singen!« sagte er und begann zu singen:

›Ein Hemd von Seide kriegt mein Schatz
Mit goldgesticktem Zwischensatz,
Wenn ich bei dir für schlafen kann,
Wenn ich bei dir für schlafen kann?‹

»Ach ja«, lächelte ich, »das kann ja schon sein.«
»Ja, aber das Schlimmste ist doch«, fuhr Rasmus fort, »dass das Mädchen antwortet:

›O nein, o nein, ich lass' dich nicht,
Eh' ich nicht etwas mehr gekriegt,
Für das du bei mir schlafen kannst,
Für das du bei mir schlafen kannst.‹

Aber da sagt er:

›Mein Leben schenk ich dir bereit
Von heut an bis in Ewigkeit,
Wenn ich bei dir für schlafen kann,
Wenn ich bei dir für schlafen kann?‹

Und da ergibt sie sich natürlich, denn die Frauenzimmer sind ja dumm. Denken Sie da dran, Johannes!«
»Ich will dran denken«, sagte ich.

»Ja, das war eine schöne Zeit!« lächelte Rasmus. »Mit seinem Plasier und Tanz und was so hinterher kam!« sagte er und setzte sich auf ein Klafterstück.
»Na—a, du kannst ja nicht über schlechte Laune klagen«, sagte ich.
»Nee—e«, sagte er. »Aber das ist 'ne Gabe. Dazu kann man selbst nichts tun. Wir sehen ja viele Menschen, die in viel besseren Verhältnissen sitzen als wie ich, und dabei gehn die doch immer 'rum und glotzen so sauer wie der reine Essig! Aber das dürfen wir denen auch nicht anrechnen, denn das ist auch 'ne Gabe.«

»Willst du jetzt Frühstück essen?« fragte ich, da er sich nach seinem Rock umdrehte, der oben auf dem Holzstoss lag, und ein Paket hervorzog, das in ein grosses, rotkariertes Schnupftuch eingewickelt war.
»Ja«, sagte er, »ich kann das in meinen inneren Teilen verspüren, dass es dicht 'ran an Neune sein muss.«
»Es ist sogar halbzehn«, sagte ich und setzte mich auf ein anderes Klafterstück, das aufgestellt war und als Hauklotz diente.
»Ja, die Zeit geht, wenn man zu tun hat!« nickte Rasmus. »Vielleicht wollen Sie einen Bissen abhaben, Johannes?« fragte er, als er das Essen aus dem Tuch ausgewickelt hatte.
»Nein, danke«, sagte ich, »ich habe schon gegessen.«
Der Alte sass mit einem Stück trocknen Schwarzbrots in der einen Hand und einem fetten Speckende in der anderen. Er biss abwechselnd von beiden Teilen ab und kaute mit einem quetschenden Laut. Ich steckte mir eine Zigarette an.
»Der Deibel rauche Papier, wo's Tabak gibt!« murmelte Rasmus.

Er sass und ass und summte gleichzeitig. Allmählich wurden die Worte deutlicher:

›Wollt ihr hören, wird es la—uten,
Was der gu—te Herr mir gab
Den ersten Weihnachtstag?‹

Hier biss er ein Stück Speck ab und fuhr fort:

›Zwei Pfund Korn in meine Scheuer,
Drei Fische auch in meinen Weiher,
Zwei Mönche blieben kahl an Haa—ren,
Drei Priester auch berufen wa—ren.
Wollt ihr hören, wird es la—uten,
Was der gu—te Herr mir gab
Den ersten Weihnachtstag?‹

»'Nen Schluck, was?« fragte er und zog eine Seltersflasche aus der Hosentasche.

»Nein, danke«, sagte ich. »Fingst du gestern abend ein paar Aale?«

Rasmus reinigte erst umständlich mit der Zungenspitze den Gaumen, dann setzte er die Flasche an den Mund und trank.

»A—ah!« sagte er dann. »Ne—e, ich bin zu alt, um abends draussen zu sein. Aber Sonntag stach ich gut zehn Dutzend.«

»Ich sah da drei, vier Lichte draussen«, fuhr ich fort.

»Ja—a. Das war Michel Sörensen und Paul und Klaus und die anderen! Nee, und ich habe ja auch gar nicht die Mittel dazu mir'n Licht anzuschaffen, denn das kommt immer gleich auf fünf, sechs Kronen . . . Nee, aber Sonntag, da waren ja günstige Umstände, denn da war einmal stilles Wasser und dann schien die Sonne noch! Und dann kommt ja der Aal 'raus. Wir konnten ganz ruhig über ihm hintreiben, während er auf den nackten Sandflecken lag und sich sonnte. Und da waren wir ja gleich dabei mit den Eisen, denn wenn er das geringste merkt, dann 'rein in'n Tang! . . . Aber das ist ja selten, dass das Wetter so zusammentrifft«, schloss er. »Voriges Jahr haben wir nicht einen einzigen solchen konstanten Tag gehabt.«

Nun hatte er sich ein Stück mit Käse hervorgeholt und eine Bierflasche.

»Du hast doch aber früher bei Licht gestochen, nicht wahr?«

»Ja gewiss! aber das war in früheren Zeiten auf die alte Art. Und da hatte ich ja auch die Kinder zu Hause, und da hatte der eine den Rost, und der andere stängte, und ich stand mit dem Eisen. Aber das ist 'ne höllische Arbeit so zu stehn und Späne und Stroh die ganze Zeit aufzuschütten! Und das Feuer brennt ja gar nicht gleichmässig, mal flackert's ganz hell auf, und mal will's wieder ausgehn, und dann muss der Rost gereinigt werden und . . . Nee, damit ist schon viel Schweinerei! Und dann manchmal auch, wenn die Zeit 'n bisschen lang wurde«, gluckste Rasmus plötzlich, den Mund voller Essen, »dann fing i c h an und sang . . . verflucht noch 'mal! Aber dann schimpften die Jungens, denn die waren viel ernster auf die Fischerei als wie ich . . . Aber wenn wir nach Hause ruderten«, fuhr er fort, »und hatten 'n paar gute Dutzend gestängt, dann baten sie mich ja drum zu singen. Und da war besonders eins, das sie nie überbekamen.«

»Was war das für eins?« fragte ich.

»Das war *Das Mädchen auf'm Kirchhof* . . .«

»Das möchte ich hören«, sagte ich.

Rasmus nahm einen Schluck aus der Seltersflasche und sang:

›Mitternacht schlägt die Glocke im Turm,
Dumpf klingt der eherne Klang,
Nur der Nachtwächter geht herum,
Singt einen frommen Sang.

Alles schläft in süsser Ruh,
Kalt ist und stumm die Nacht.
Noch ein Licht scheint hier und da,
Wo ein Kranker wacht.

Wer geht noch so spät allein
Über den Kirchhof gar?
Eine Maid ist es, hold und fein,
Mit ihrem gelösten Haar.«

»Ja, nu kann ich aber nicht weiter«, sagte Rasmus.

»Das ist schade! Es war so schön.«

»Das sagten meine Jungens auch«, fuhr er fort. »Das ist aber auch zu ärgerlich, dass ich die andern Verse vergessen habe . . . Aber wenn man alt wird, dann, glaub' ich, ist der Kopf nicht mehr ganz so in stande wie in der Jugend.«

»Na—a«, sagte ich.

»Ja—a«, sagte Rasmus eifrig, »das hab ich mehrmals absolviert . . . So hier vergangnen Herbst, da kommt Grossknecht Jörgen zu mir und zeigt mir 'ne neue Axt . . . er schnitzt ja und fällt und ist tüchtig! Und da sagt er zu mir, dass ich mir so'ne kaufen müsste, denn die wär' famos. Aber ich sagte, dass ich ganz zufrieden mit der alten war. »Probier sie, Rasmus!« sagt er. »Nee—e«, sage ich, »wozu denn?« . . . Aber er kriegt doch die Axt mir in die Hand praktenziert, ich soll probieren! Und natürlich war sie besser. Denn die Konstrukschon war 'ne ganz andere, und der Schaft lag viel bequemer für die Finger . . . Aber was Deibel konnte ich das nu nicht selbst entdecken?« fuhr er fort. »Und was Satan wollte ich ihm das nicht glauben, wo er's versicherte? . . . Ne—e«, schloss Rasmus und nickte, »das ist schon wahr, was da in dem Liede steht:

›In deiner Jugend Lenze
Gehst du und drehst du Tänze;
Doch wirst du alt alleine,
Dann zittern dir die Beine.‹

»Und warum soll das nicht auch der Fall mit dem Kopf sein? . . . Na, ich muss ja nu sagen«, begann er wieder, »dass i c h nicht von den schlimmsten bin! Denn wenn wir aufs Vogelschiessen kommen oder auf die Tierschau oder so, dann halte ich mich immer noch zu den Jungen, denn da ist Leben, ist da . . . Und dann kann man auch was von der Jugend lernen«, fuhr er fort. »Denn das meiste, was wir in der Schule kriegten, war biblische Geschichte und Prügel. Und das kann ja natürlicherweise ganz gut sein, dagegen will ich gar nichts sagen, aber 'n bisschen mehr könnte man schon gebrauchen.«

»Ja, aber ihr Alten habt doch ein gut Stück gesehn«, flocht ich ein.

»Was Deibel haben w i r denn gesehn?« sagte Rasmus. »Wir sägen unser Brennholz und wir stechen unsere Aale! Und dann glauben wir bei Gott, die Welt ist von nichts andrem voll, als von Stichsäge und Aaleisen! Ne—e, kommen Sie mir nicht damit! Denn jedes Jahr, was rum passiert, da macht die Erde auch ihre Fortschritte. Und wie sollen wir denn damit mitgehen können, wenn wir hier verschimmeln?«

»Ja, du liest ja doch deine Zeitung«, sagte ich, »und sprichst mit anderen.«

»Ja, ich will ja nu grade nicht mich nennen«, sagte Rasmus und schlug den

Stöpsel in die Flasche, »denn ich bin, wenn ich's selbst sagen soll, bedeutend, wie man s nennt, obenauf. Aber die andern Pachulken hier in der Gemeinde: Michel Sörensen und Paul Markensen und Klaus Dinesen und die andern, die gehen bloss und kauen ihren Stift und buddeln ihre Kartoffeln . . . Na, ich bin ja auch gar nicht so guter Freund mit einen von ihnen«, fügte er hinzu. »Was Deibel konnten die nicht etwas Humor mitbekommen haben?«
»Das ist eine Gabe«, sagte ich.
»Ja, da bin ich der erste und gebe das zu«, nickte Rasmus. »Aber ein bisschen Verstand könnten sie doch jedenfalls zeigen! Besonders ist das nu Michel Sörensen, der mich so ärgert«, fuhr er fort. »Denn es ist gleich, was ich auch sage, so behauptet er ganz bestimmt, dass Schleswig zu Dänemark gehört.«
»Nee, das tut es nicht«, sagte ich.
»Ne—e, ne—e, das ist ja auch ganz klar«, sagte Rasmus eifrig, »denn ich war ja selbst mit, um's zu verlieren! Aber ob ich ihm das begreiflich machen könnte! »Die haben's uns gestohlen«, sagt er. »Michel«, habe ich zu ihm gesagt, nicht ein, sondern zwanzigmal, »Michel«, sage ich, »du und ich kommen mal überein, wir wollen uns um deinen Schubkarren schlagen«, sage ich, »und der stärkste von uns soll ihn haben. Wenn du dann Prügel kriegst«, sage ich zu ihm, »dann habe ich, hol mich der Deibel, das Recht die Karre zu nehmen, . . . wenn du dich da nicht mal auf andre Weise rekommandieren kannst«, sage ich, »denn hätte ich Prügel bekommen, so hättest du die Karre nehmen können, ohne zu husten«, sage ich zu Michel Sörensen.«
»Na, und was sagt Michel da?« fragte ich.
»Hö!« grunzte Rasmus verächtlich. »Er sitzt ja eine Weile und glotzt und dann schlägt er auf den Tisch, dass die Flaschen klirren, und dann ruft er: »Die Deutschen haben Schleswig gestohlen«, ruft er, »und damit basta!««

Rasmus erhob sich erhitzt von dem Klafterstück und stopfte das Taschentuch mit den Essensresten in die Rocktasche.
»Die alte Leier!« murmelte er.
»Du warst doch 64 mit?« begann ich kurz darauf.
»Das war ich«, sagte Rasmus und holte eine kleine Holzpfeife aus der Westentasche. Er streckte sie mir entgegen und lächelte breit. Und dann sang er:

›Das sind sechs stramme Mei—len —
Widewitt bumbum, widewitt jaja!
Das sind sechs stramme Meilen
Von Rom bis Fredrikstad —
Stadt, filium Stadt!‹

Er hatte die Pfeife gestopft und steckte sie saugend an, während er fortfuhr:

›Dahin woll'n wir nun ei—len —
Widewitt bumbum, widewitt jaja!
Dahin woll'n wir nun ei—len,
Bis da die Pfeife brennt —
Ja, filium brennt!‹

»Nu geht's wieder gut!« sagte er dann und setzte sich. »Ja, da war ja damals Humor in der Langenweile«, begann er. »Und wir hatten oft viel Gemütlichkeiten vor, wenn wir assen . . . Aber sonst muss ich doch für mein Teil sagen, dass ich das etwas ungereimt vom lieben Gott finde den Königen und Kaisern so'ne riesige Macht zu lassen, dass sie einfach viele tausend Menschen

'raus in Krieg und Not kommandieren können! . . . Meiner Meinung nach sollten wir andern doch auch ein Wort mitreden können, denn wir sind's doch schliesslich, auf die's rauskommt! Und da waren so viele, die zitterten und bebten und für sich baten, aber 'raus mussten sie.«
»Ja—a«, sagte ich.

»Ich kann mich noch erinnern, da war ein kleiner Herrenquepierungshändler von Korsör«, gluckste Rasmus, »ja, wir grinsten natürlich über ihn, aber Sünde war's doch! . . . Er versteckte sich in Schobern und Gräben, und wir konnten ihn nie finden, wenn wir ausmarschieren wollten. Da wurde ein Korporal angestellt auf ihn aufzupassen. Und das ging nicht, ohne dass er ihn mit dem Säbel klopfte, um ihn mitzukriegen. Der Quepierungshändler. Ottensen hiess er, er hatte sich eben verheiratet. Und er schrieb nach Haus an die Frau, wenn er nur dazu kommen konnte. Sie war schwanger, sagte er . . . Und er war ganz höllisch angst vor Pulver und Kugeln. Und Bauchschmerzen hatte er immer . . . So eines Tages lagen wir draussen auf Rekennossierung. Und die Deutschen schossen los mit Granaten und mit Dreck und Mist. Der Quepierer sass mit dem Rücken gegen einen Grabenwall und schrieb nach Haus an die Frau auf seinem Tornister. Er war vom frühen Morgen an gegangen und hatte gesprochen, heute wäre sein letzter Tag, heute würde er erschossen werden. Und wir hatten gelacht! Aber die Quepierung. Ottensen hiess er, sagte nichts . . . Da hören wir ja eine Granate angespritzt kommen. Und wir schmeissen uns allesamt flach auf die Erde. Und sie springt, die Granate versteht sich, dass die Stücke uns um die Ohren sausten und Erde und Steine . . . Aber wie wir aufstehn und uns den Schaden besehn, war keine Spur von dem Quepierungshändler zu sehn . . .«
»Er hatte sich versteckt?« sagte ich und lachte.
»Er war kontant in tausend Stücke zerrissen!« sagte Rasmus. »Denn die Granate war durch den Grabenwall reingegangen und grade hinter seinem Rücken gesprungen. Und da blieb denn nicht mehr v i e l Quepierung übrig.«
»War er tot?«
»Ob er tot war? . . . Da kann man gleich hören, Johannes, dass Sie nie im Krieg waren! Wir fanden einen Arm und ein Bein und 'ne Schnalle vom Tornister, mehr war von ihm nicht da . . . Ne—e, und das meine ich eben«, fuhr Rasmus fort, »dass solche Kerle, was Deibel sollen die mit? Das muss ja für die 'ne Höllenqual sein, immer mit dem Schreck im Körper rumzulaufen . . . Und nützen tun sie doch auch nicht viel. Und ich glaube ja auch«, fuhr er fort, »dass, wären wir andern grade vorher gefragt worden, so waren da nicht viele, die freiwillig mitgegangen wären. Aber ist man erst mit, dann kann man's doch auch mit 'nem bisschen Gemütlichkeit nehmen. Das heisst, wenn man die Gabe dazu hat«, schloss er, »denn es geht ja meistenteils, wie's steht im Liede:

›Aus in den Kampf viel Rittersmann rei—ten,
Wohl an die hu—ndert—tau—send Mann,
Doch keiner jemals nach hartem Streiten
Mädchen und Vaterland wiedergewann.‹«

»Aber Tod und Deibel, nu habe ich hier gesessen und gequatscht!« rief er plötzlich aus. »Das war ja eine verfluchte Vesperzeit! Ich bin grade fertig und schon wieder hungrig geworden.«

Und Rasmus steckte geschwind die Pfeife in die Tasche und begann mit den Holzstücken zu arbeiten.
»Nu geht's wieder gut!« sagte er.
»Morgen reise ich«, sagte ich und sprang herunter vom Hauklotz.
»Ja, aber wir sehen Sie doch im nächsten Sommer hier?«
»Weiss nicht«, sagte ich. »Ein Mensch ist ja ein unbeständiges Wesen. Ich könnte ja zum Beispiel ins Loch gesteckt werden.«
»Den Deibel auch!« grinste er. »Es ist doch Recht und Gesetz im Lande!«
Ich hatte begonnen den Weg zwischen dem Buchenwald und den Tannen hinauf zu gehn. Dann wandte ich mich um und nickte.
»Adieu!« sagte ich.
Rasmus stand und boxte sich mit einem grossen Buchenknorren herum, der zu oberst auf den Stapel sollte.
»Nu geht's wieder gut!« lachte er.
Und als er den Knorren an seinen Platz bekommen hatte, wandte er sich um und schwenkte die Mütze und rief mir zu:
»Der Humor ist ja Gottseidank noch nicht, wie man sagt, so rein kaput im alten Dänemark!« rief er.

HENRIETTE FÜRTH · DER AUFKLÄRUNGSUNTERRICHT · EIN BEITRAG ZUR SEXUALPÄDAGOGIK

IN jüngster Zeit sind wiederholt Stimmen aus ärztlichen Kreisen laut geworden, die sich gegen eine frühe oder, wie sie sagen, verfrühte Sexualaufklärung der Jugend im Namen nicht nur der Seelenreinheit, sondern auch der gesunden Entwickelung des Nervenlebens usw. aussprechen. Diese Warnungen sind weder unberechtigt, noch auch sind sie in den Wind zu schlagen. Ihnen ist das Wort des berühmten Pädagogen Salzmann entgegen zu halten, das vor mehr als 120 Jahren gesprochen, auch heute noch zu Recht besteht:

»Dass die Kinder früh erfahren müssen, wie es mit der Entstehung der Menschen zugehe, glaube ich gewiss . . . . . Wäre ein zuverlässiges Mittel da die Kinder in Ansehung dieses Punktes in einer gänzlichen Unwissenheit zu erhalten, es zu verhüten, dass sie die Begattung der Tiere sähen, nie darüber nachdächten, nie durch Gespielen, Mägde, Bediente und lüderliches Gesindel davon unterrichtet würden: so würde ich mich weit behutsamer ausgedrückt und geraten haben, die Aufklärung über diese Sache bis zu den Jahren der Mannbarkeit zu versparen . . . . . Da es aber gar nicht vermieden werden kann, dass Kinder nicht unvermutet hierüber eine der Unschuld ihres Herzens sehr nachteilige Aufklärung bekommen, so kann man nicht anders als sie ihnen selbst auf so eine Art geben, dass dadurch ihre Unschuld gesichert werde.«

Wir alle, die wir Eltern und Erzieher sind, haben die gleiche Erfahrung gemacht wie Salzmann. Mit Notwendigkeit müssen wir darum zu den gleichen Schlüssen kommen. Fragt sich also nur, wie die Aufklärung, die wir unseren Kindern schuldig sind, beschaffen sein soll, wann sie einsetzen muss, und in welcher Weise wir vorgehen müssen, damit die von Ärzten und Erziehern befürchteten Schädigungen vermieden werden. Wir werden, wenn wir uns diesen Fragen ganz ruhig und unbefangen gegenüberstellen, sehr bald und zu unserer Freude gewahr, dass gar viele von den gegen die Aufklärung geltend gemachten Einwendungen sich als Hirngespinste, als ein Kampf gegen Wind-

mühlen, eine durch nichts gestützte vorgefasste Meinung Erwachsener herausstellen.

Wir Erwachsenen haben ein ganz bestimmtes moralisches System in uns stecken, das uns durch Erziehung und Gewöhnung einverleibt worden ist. Ganz instinktiv und automatisch pflegen wir alles und jedes unter dem Gesichtswinkel bestimmter Moralvorstellungen und Satzungen zu betrachten. Dazu haben wir ein Recht und selbst in gewissem Sinne eine Pflicht. Wir begehen aber den Fehler diese Moralsatzungen, die, wie jüngst ein geistreicher Arzt bemerkte, im Grunde nichts weiter sind als die Summe der Rücksichten, die der einzelne sich im Interesse der Gesamtheit auferlegen muss, für etwas Ewiges, Unverbrüchliches und für dem Kinde eingeboren zu halten. Nichts ist falscher als das. Ein kleines Kind ist in Wahrheit weder moralisch, noch unmoralisch, es ist einfach amoralisch, ohne Wissen von Gut oder Böse. Mit der Erkenntnis dieser Tatsache fällt das Haupthindernis, das sich einer geschlechtlichen Belehrung entgegenstellt. Bestimmte moralisch gefärbte Vorstellungen sind in dieser Richtung noch nicht vorhanden. Folglich können sie auch nicht zerstört oder geschädigt werden. Wenn trotzdem solche Schädigungen nicht nur behauptet werden, sondern in der Tat vorkommen, so einzig und allein darum, weil der Aufklärende es ist, der mit moralischen Vorstellungen, Nutzanwendungen und Bedenken an seine Aufgabe geht und so sich selbst und dem Kinde erst die Hindernisse und Gefährdungsmöglichkeiten schafft. Damit ist der Punkt gewonnen, von dem aus diese Aufgabe angepackt und gelöst werden kann, ohne nur den Schatten einer Schädigungsgefahr im Gefolge zu haben.

Der Erzieher muss sich nur ganz einfach auf den Standpunkt des Kindes begeben, dem, wenn es mit offenen Augen in die Welt schaut, alles gleich neu, gleich wunderbar oder natürlich erscheint. Vor allen Dingen muss er völlig von dem absehen, was aus der Erfahrung geboren, sich zur Erkenntnis und Notwendigkeit verdichtet hat und nun, als moralische Vorstellung und Satzung ausgeprägt, uns überkommen ist. Und erst recht absehen muss er von den manchmal recht sonderbaren Verhüllungen und Verkleidungen, die die zum Dogma erstarrte Erkenntnis im religiösen Gewande angenommen hat. Der Begriff der *Erbsünde*, die Wollust auf der einen, die Askese und sogenannte *Abtötung des Fleisches* auf der andern Seite: wie weit haben sie sich von ihrem Ursprung, der zur Abwehrsatzung gewordenen Naturerkenntnis entfernt! Diesen ganzen Ballast müssen wir über Bord werfen, wenn wir uns als Lehrer und Führer auf dem Gebiete des Geschlechtslebens dem Kinde zuwenden. Da darf nichts übrig bleiben als die einfache Naturtatsache des menschlichen Organismus, der sich weder organisch noch funktionell wesentlich von all dem unterscheidet, was in der uns umgebenden Lebewelt an pflanzlichem und erst recht an tierischem Leben vorhanden ist. Die übergeordneten geistig-sittlichen Potenzen, die, wenn schon materiell begründet und begrenzt, den Menschen aus der Reihe der übrigen Tiere herausheben, haben fürs erste in unserer Unterweisung nichts zu tun.

Verfahren wir so, dann hat mit einem Male die ganze Aufklärungsfrage ein neues Gesicht bekommen. Sie tritt als ein Lehrgegenstand, der weder moralisch noch unmoralisch, sondern ganz einfach wissensnotwendig ist, in eine organische Kette von anderen Wissenszweigen, die, der Wissensweite und dem Erkenntnis-

vermögen des Kindes gemäss abgestuft, allmählich an das Kind herangebracht werden.

Wie gangbar und eigentlich selbstverständlich dieser Weg ist, das haben auf dem verdienstlichen Kongress der *Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten*, der im Mai 1907 in Mannheim stattgefunden hat und sich ausschliesslich mit dem gesamten Fragenkomplex der Sexualpädagogik befasste, eine Reihe von zum Teil vorzüglichen Referaten aus Lehrerkreisen dargetan. Da wurde die Behandlung der heiklen Frage der sexuellen Aufklärung der Schuljugend ganz schlicht und selbstverständlich dem naturkundlichen Unterricht zugewiesen. Wenn in seinem Verlaufe der Körper des Menschen zur Besprechung an die Reihe kommt, dann soll nicht mehr in einem weiten Bogen um die Besprechung der Geschlechtsorgane herumgegangen, sondern ihre anatomische Beschaffenheit und Funktion soll genau so sachlich, ruhig und selbstverständlich auseinandergesetzt werden, wie die entsprechenden Organe der Pflanzen und Tiere. Wer sich hier für Einzelheiten interessiert, dem seien die Verhandlungen des Kongresses, die in einem stattlichen, *Sexualpädagogik* betitelten Bande vorliegen, und ebenso die einschlägige in diesen Blättern bereits besprochene Schrift von Maria Lischnewska angelegentlich empfohlen.[1])

Wie aber nun, wenn bei Gelegenheit dieses Unterrichtes die Schüler selbst es sind, die aus naheliegenden Gedankengängen heraus die moralische Seite der Frage in den Kreis der Betrachtungen rücken oder gerückt sehen wollen? Eine solche Vermutung liegt sehr nahe und berührt unsere Behauptung nicht, dass die Kinder ursprünglich weder gut noch böse sind. Wir sind ja nicht nur Naturwesen, obgleich wir mit unserem gesamten körperlichen und geistigen Sein in der Natur haften. Durch das aber, was uns recht eigentlich erst zu Menschen in unserem Sinne macht, haben wir uns von der Natur entfernt und uns über sie erhoben. Ein wichtiges Teilgebiet des Selbstherrschers Mensch ist aber das Moralische. Wir empfinden uns als moralische, das heisst uns und unseresgleichen verantwortliche Wesen, und es kann nicht fehlen, dass dies immanente moralische Fluidum auch in der Geschlechtssphäre sich geltend macht und seine Einflüsse in die Erziehung hineinspielen lässt. Sowohl die Schule wie auch das Haus handhaben gewohnheitsmässig eine Reihe fertiger sexualethischer Begriffe, von denen sich in diesem Zusammenhang völlig frei zu machen für viele auf lange hinaus nicht eben leicht oder möglich sein dürfte. Daher muss man darauf gefasst sein, dass Kinder verhältnismässig früh und anscheinend ohne äusseren Anstoss just mit diesem Lehrgegenstand bestimmte oder unbestimmte moralische Vorstellungen verknüpfen und dementsprechende Fragen an den Lehrer richten. Dann muss geantwortet werden, und zwar wird die Art der Antwort von dem pädagogischen Takt des Lehrers auf der einen, von der Eigenart und der Frageabsicht des Kindes auf der anderen Seite abhängen. Das naive Kind wird aus Wissbegier, das wissende, frühreife unter Umständen aus unlauteren Nebengründen fragen. In beiden Fällen muss die Antwort ganz verschieden lauten, immer aber doch so, dass sie vor der ganzen Klasse gegeben werden kann.

Dem naiven Kind wird man nach der Anweisung Lessings in seiner *Erziehung*

[1]) Vergl. die Rubrik *Sozialpädagogische Bewegung* der Rundschau in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1907, 2. Band, pag. 972 ff. und 1050 ff.

des Menschengeschlechts die Wahrheit geben, nichts als Wahrheit, aber — nicht die ganze Wahrheit. Man wird sagen, dass da gewiss ein Unterschied bestehe zwischen der tierischen und pflanzlichen Fortpflanzung und der des Menschen. Dass durch die besondere Herrscherstellung, die der Mensch sich im Weltganzen erkämpft habe, und zu ihrer Erhaltung und Verstärkung ihm auch grosse Pflichten und Verantwortungen zugeschoben seien, die ihm insbesondere auf dem Gebiet der Fortpflanzung auferlegt seien. Das aber könne erst der Erwachsene nach seinem ganzen Umfang würdigen. Eines aber könnten und müssten die Kinder schon einsehen, dass es sich hier um etwas, obschon ihnen einstweilen Unverständliches, so doch Natürliches, Schönes und Reines handle, zu dem in rechter Weise nur an Leib und Seele gesunde Menschen berufen seien. Darum sei es ihre Pflicht sich gesund und frisch zu erhalten, recht viel zu schauen, zu lernen und zu erfragen. Dann komme ganz von selbst die Zeit, in der sie das Problem der Fortpflanzung sowohl nach seiner tierischen, wie nach seiner geistig-seelischen Seite in rechter Art erfassen und würdigen könnten. Dem frechen Frager gebührt eine derbe aber doch ruhige Abfertigung, gleichfalls vor der Klasse, der dann eine private Unterhaltung sich anreihen kann, in der man versucht ein vielleicht nur missleitetes Kind durch Wahrheit und Güte auf den rechten Weg zurückzuführen.

Es ist schwer hier Einzelanweisungen zu geben, wo alles so unendlich auf den Herzenstakt und die Ehrlichkeit und innere Sittlichkeit des Erziehers selbst eingestellt ist. Grundsätzlich ist daran festzuhalten, dass Auseinandersetzungen der bezeichneten Art im naturkundlichen Unterricht möglichst zu vermeiden sind. Hier sollte in der Hauptsache nur die physiologische Seite unserer Frage behandelt werden. Die psychologische ist in ihrer ganzen Breite anderen Disziplinen und höheren Altersstufen zuzuweisen.

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Politik / Max Schippel

Reichsfinanzkrisis Freiherr von Stengel, seit dem August 1903 Leiter des Reichsschatzamtes, hat die Flinte ins Korn geworfen, und damit ist es von neuem ungewiss geworden, ob Branntweinmonopol und Zigarrenbanderolesteuer so bald und überhaupt noch vor den Reichstag kommen. Zu gleicher Zeit jedoch rollt sich, wie aus verschiedenen Pressäusserungen halboffiziöser Art hervorgeht, nunmehr die ganze Frage der Reichsfinanzreform in vollstem Umfange auf. »Freiherr von Stengel«, schreibt sogar die *Frankfurter Zeitung*, »tritt nicht zurück, weil er neue Steuern verlangt und der Reichstag keine bewilligen wollte, sondern er tritt zurück, so seltsam das klingt, weil er nicht genug neue Steuern verlangt. Die Mehrheit des Reichstags will, das haben vertrauliche Besprechungen gezeigt, und ist auch in öffentlichen Verhandlungen zum Ausdruck gekommen, kein Flickwerk, wie es die von Stengel ausgearbeiteten Projekte des Spiritusmonopols und der Zigarrenbanderolesteuer darstellen würden, sondern sie will ganze Arbeit machen. Sie verlangt eine umfassende Reform, die den Bedarf auf absehbare Zeit decken und der mit immer neuen Steuerprojekten verbundenen Beunruhigung des Wirtschaftslebens ein Ende machen soll.« Das Berliner Organ des Blockfreisinns spricht sogar von der deutschen Sehnsucht nach einem Reichsschatzkanzler »von überragendem Geist und bedeutender Tatkraft, der nicht an der Gewohnheit, an der Tradition der Bureaukratie klebt, sich nicht begnügt der Misere dieses oder des nächsten Jahres abzuhelfen sondern

eine Politik treibt, die ihm einen Namen neben den grossen Finanzministern des Inselreiches, neben Peel und Gladstone, sichert«. Der Vorschlag eines Petroleumhandelsmonopols wird in liberalen Blättern ernsthaft erörtert: niemand werde der Störung des amerikanischen Monopolbetriebes eine Träne nachweinen: der einst blühende Petroleumhandel von Bremen und Hamburg sei ohnehin vernichtet und längst an die *Deutsch-Amerikanische Petroleumgesellschaft*, eine Tochtergesellschaft der *Standard Oil Co.*, übergegangen. Die alten Bennigsenschen Anregungen dem Schatzsekretär eine grössere Unabhängigkeit gegenüber den Finanzministern der Einzelstaaten und den Chefs der Reichsverwaltungen zu verschaffen tauchen wieder auf, und es ist gar nicht unwahrscheinlich, dass Fürst Bülow mit ein paar Tropfen liberalen Öls für die Reichsämterorganisation und die Schatzamtsbesetzung nicht nur alle Wogen der freisinnigen Unzufriedenheit glätten kann, sondern dass es ihm sogar gelingt mit Hilfe der bürgerlichen Linken eine ähnliche Steuervermehrung zu erzielen, wie einst Fürst Bismarck mit Konservativen und Zentrum und alsdann abermals mit dem konservativ-nationalliberalen Kartell. Doch wer wollte heute Voraussagungen über Deutschlands innere Politik wagen?

✕ ✕

Freisinnige Parteien Jedenfalls machen sich nach wie vor keine Anzeichen dafür bemerkbar, dass eine entschiedene Blockgegnerschaft die Oberhand auch nur in der Freisinnigen Vereinigung gewinnen könnte. Dr. Barth und von Gerlach sind allerdings aus der Leitung dieser liberalen Gruppe ausgetreten, um, wie sie in ihrer Motivierung sagen, Raum für eine schärfere offenere Kritik innerhalb der eigenen Partei zu haben und dadurch einem weiteren Abrutschen nach rechts energischer entgegen zu arbeiten. Aber bei dem Kern der freisinnigen Fraktionen genügt schon ein Hinweis auf zentrumsfreundliche Äusserungen der *Kreuzzeitung* oder gar nur Dr. Diederich Hahns, um jede schärfere Selbständigkeitslust zu dämpfen. Die Rechte wünsche, dass der Block in die Brüche gehe, nur solle die Verantwortung dafür auf die realpolitisch leistungsunfähige bürgerliche Linke fallen. Die Linke solle, wie die *Vossische Zeitung* meint, »zeigen, dass mit ihr kein Bund zu flechten, mit ihr nicht zu regieren sei . . . Die Konservativen sollten als die Friedfertigen dastehen, die Freisinnigen als die Unverträglichen und Unversöhnlichen. Wäre es gelungen diesen Eindruck hervorzurufen, so hätte die Reaktion die Bahn frei gehabt.« Charakteristisch ist dann weiter, wie dieses Organ der Richtung Wiemer-Fischbeck-Pachnicke die Nutzanwendung auf die herannahenden preussischen Landtagswahlen zieht. Machten Freisinn und Sozialdemokratie bei diesen Wahlen gemeinsame Sache, so sei das der Rechten doppelt erwünscht. Alle Angriffe, die gegen die Sozialdemokratie gerichtet würden, träfen dann die bürgerliche Linke gleichfalls; die tiefe Missstimmung gegen die *Genossen* werde sich gegen die Freisinnigen wenden, die als Vorfrucht, als Begünstiger, Handlanger und Mitläufer der Sozialdemokratie gebrandmarkt würden. »In hellen Haufen würden Wähler, die bisher freisinnig gestimmt haben, zu anderen bürgerlichen Parteien übergehen . . . So stehen augenblicklich die Dinge. Die Konservativen wünschen angelegentlich, dass die Freisinnigen den Block sprengen und sich an die Seite der Sozialdemokratie schlagen. Dann blüht der Weizen der Reaktion. Sie wünschen, dass dieses Ziel erreicht werde, noch ehe Vereinsgesetz, Börsengesetznovelle und andere Massregeln, bei denen gegenwärtig mit der bürgerlichen Linken gerechnet wird, zustande gekommen sind. Inwieweit sich die Hoffnungen der Rechten erfüllen und die konservativ-liberale Paarung ehestens durch die konservativ-klerikale abgelöst wird, das muss die nächste Zukunft lehren.« In der Tat ist und bleibt diese Abneigung gegen die Sozialdemokratie und gegen jede engere politische Fühlungnahme mit der Arbeiterpartei vorläufig der beste Bundesgenosse der Bülowschen Blockpolitik, soweit sie des freisinnigen Vorspannes bedarf.

✕ ✕

Balkanpolitik Die dauernde Schwäche Russlands scheint in der österreichisch-ungarischen Regierung den Mut zu einer entschlosseneren wirtschaftlichen Expansion auf der Balkanhalbinsel, und zwar von Bosnien aus nach dem türkisch gebliebenen Südosten gegeben zu haben. Nach den Darlegungen des Freiherrn von Aehrenthal vor den Delegationen soll der Weg Österreich-Ungarns nach Mazedonien nicht mehr über Serbien allein gehen, sondern das Anschlussstück an das eigene Bahnnetz wäre von Bosnien durch den Sand-

schak Novibazar zu legen, der Treffpunkt wäre die Station Mitrowitza am Nordende der bei Üsküb von der mazedonischen Hauptbahn abzweigenden Strecke. Auch auf engere Beziehungen zu Griechenland scheint dabei Freiherr von Aehrenthal zu hoffen: würden weiter noch die mazedonischen Bahnen mit den griechischen verbunden, so sei dadurch ein wichtiger Weg von Mitteleuropa nach Ägypten und Indien gewonnen. Zu gleicher Zeit soll der Leiter der Wiener auswärtigen Politik, trotz des Widerstandes der zis- und transleithanischen Agrarier, auf raschen Abschluss des Handelsvertrages mit Serbien drängen, um nach dieser Richtung alle feindseligen Stimmungen möglichst zu beruhigen. Dagegen erheben sich in den russischen Blättern die bittersten Klagen über die Gefährdung des im Mürzsteger Programm mühsam vereinbarten Kompromisses und Kräftegleichgewichtes für den Balkan. Wie hinter jeder für Russland unvorteilhaften Aktion so sieht man hinter diesem Vorgehen und in der entgegenkommenden Haltung der Türkei gleichfalls die Hand Deutschlands. Aus welchem Grunde, ist freilich schwer zu sagen. Manche Zeitungen liessen sogar schon den russischen Botschafter Fürsten Urussow Wien verlassen und kündigten Feindseligkeiten zwischen Russland und der Türkei an, die in Mazedonien 100 000 Mann der besten Truppen bereit halte. Jedenfalls hat die Wiener auswärtige Politik durch das allgemeine Wahlrecht und die Beseitigung vieler innerer Konflikte unverkennbar an Wagemut und Kraft gewonnen.

× ×

Portugal In Portugal hat das neue Koalitionsministerium, das nach dem Tode des Königs am 1. Februar aus den beiden zahlreichsten Parteien, den Progressisten und den Regeneratoren, gebildet wurde, zunächst eine gewisse Beruhigung erzielt. Der Exdiktator Franco hat das Land verlassen; durch Annullierung seiner einschneidendsten Dekrete, die ihm, wie er behauptete, den Kampf gegen die eingerissene Korruption der Verwaltung und des Parlamentarismus erleichtern sollten, sind die ersten Grundlagen des konstitutionellen Lebens zurückgegeben. Die Abgeordneten erhielten die Immunität wieder, politische Gegner der Regierung können nicht mehr ohne Richterspruch ausgewiesen oder in die Kolonieen verschickt werden; verschiedene Ausnahmegesetze gegen die Presse sind gefallen. Die Neuwahlen stehen vor der Türe und werden vielleicht den ersten wirklichen Gradmesser der Volksstimmung bieten. Sollten sich die Gegensätze doch zum Bürgerkrieg zuspitzen, so würde unter Umständen die Frage der Neuverteilung der portugiesischen Kolonieen brennend werden. Hierauf bezog sich, wie man sich erinnert, der deutsch-englische Delagoavertrag vom 1. September 1897. Dr. Albr. Wirth glaubt darüber im *Tag* die folgende Enthüllung machen zu können: »Die Bedingungen dieses Geheimvertrages sind nie bekannt geworden. Trotzdem glaube ich als authentisch in Anspruch nehmen zu dürfen, dass uns Mosambik bis zum Sambesi, dagegen nichts von Angola zufallen soll. Ohnehin hat eine britische Gesellschaft in Angola schon 32 000 englische Geviertmeilen im Besitz. Auch ganz Mosambik ist wirtschaftlich bereits derart in britischen Händen, dass wir dieser Erwerbung niemals froh werden könnten. Der Geheimvertrag hat weiter eine wichtige Klausel über eine asiatische Kolonie, über die zurzeit es besser sein wird zu schweigen. Auch das afrikanische Problem ist schon bedeutend genug, zumal es sich mit der Kongofrage verquickt.«

× ×

Kurze Chronik Der Reichstag hat den Abänderungen der Brüsseler Zuckerkonvention zugestimmt, jedoch folgende Umgestaltung des deutschen Zuckersteuergesetzes zur Bedingung gemacht: »Die Zuckersteuer wird vom 1. April 1909 ab auf 10 M. [heute 14 M.] für 100 kg Reingewicht herabgesetzt, sofern bis dahin Gesetze zu stande kommen, die eine Erhöhung der eigenen Einnahmen des Reichs um mindestens 35 Mill. M. jährlich bezwecken. Kommen solche Gesetze erst nach dem 1. April 1909 zu stande, so erfolgt die Herabsetzung der Steuer gleichzeitig mit deren Inkrafttreten.« × Am 6. Februar verlas der preussische Handelsminister im Abgeordnetenhause eine wichtige Regierungserklärung über die Schiffahrtsabgabenpolitik. Die Rechtszweifel über Artikel 54 der Reichsverfassung werde man durch eine authentische Auslegung im Wege der Reichsgesetzgebung zu lösen suchen. Ferner gedenke man Zweckverbände unter den beteiligten Uferstaaten in der Weise vorzuschlagen, dass die Einnahmen aus den Schiffahrtsabgaben eines ganzen Stromgebietes immer einheitlich,

ohne Unterschied der Einzelstaaten, zur Befriedigung der gemeinsamen Strombaubedürfnisse verwandt werden sollen. Es sei »zu hoffen, dass der Gedanke der Zweckverbände und der Stromkassen in allen beteiligten Kreisen Deutschlands vom Standpunkte der grossen nationalen Interessen und des bundesfreundlichen Entgegenkommens gewürdigt werden möchte«. X Die belgischen Kongodebatten sind vorläufig abgebrochen, da der Ministerpräsident Verhandlungen über einen neuen, annehmbareren Vertragsentwurf eingeleitet hat. X In der Kapkolonie ist infolge des Wahlausfalles das seit Februar 1904 regierende Ministerium Dr. Jameson durch ein Ministerium Merriman ersetzt worden.

X X

Literatur Sehr dankenswert ist die grössere Schrift H. von Gerlachs *Die Geschichte des preussischen Wahlrechts* /Berlin, *Hilfe*verlag/. Nach den Parlamentsstenogrammen und anderen Quellenwerken sind hier von 1848 ab die wichtigsten Materialien, auch über die Stellung der einzelnen Parteien, zusammengefasst, bis zu den letzten Landtagsverhandlungen vom 10. Januar 1908. X *Die statistischen Unterlagen der österreichischen Wahlreform,* nach Ländern, nach städtischen und ländlichen Wahlkreisen, nach Nationalitäten und nach der an der Steuerleistung gemessenen wirtschaftlichen Entwickelungsstufe verarbeitete in umfassender Weise Professor Dr. H. Rauchberg /Brünn, Irrgang/. X Einem der geschichtlich und konstitutionell interessantesten Volksvertretungsrechte widmet in den Jellinek-Meyerschen *Staats- und völkerrechtlichen Abhandlungen* /Leipzig, Duncker & Humblot/ Dr. Hans Ludwig Rosegger eine materialienreiche und umsichtige rechtsvergleichende und politische Studie *Das parlamentarische Interpellationsrecht.*

Sozialistische Bewegung / Josef Bloch

Preussische Wahlrechtsbewegung Wenn die Berliner Sozialdemokratie durch ihre Demonstration vor dem preussischen Abgeordnetenhause am 10. Januar und dann später auf der Strasse weiter nichts erreicht hat als das, dass ein Teil des deutschen Publikums auf die Verhandlungen dieser Kammer aufmerksam wurde und von deren Existenz überhaupt Kenntnis nahm, so hat sich ihr Vorgehen zur Genüge belohnt. Denn dass das preussische Abgeordnetenhaus in dieser Form so lange Jahrzehnte überhaupt bestehen konnte, ist nur dem Umstande zu danken, dass man in Deutschland von ihm nichts wusste, dass man durch die zuweilen glänzenden, öfter lärmenden Verhandlungen des Reichstags von der Körperschaft abgelenkt wurde, die unsere innere Politik zum grössten Teil bestimmt. Ein Reichstag, aus allgemeinen Wahlen hervorgegangen, auf der einen Seite, ein Abgeordnetenhaus, aus dem die stärkste Klasse und grösste Partei ausgeschlossen war, auf der anderen: diese Inhomogenität drückte in Wahrheit die Stellung des Reichstags, aus dessen Machtbezirk um so mehr in den des Landtags getragen werden konnte, je weniger beachtet und darum auch weniger beeinflusst von öffentlichen Stimmungen dieser Landtag seine Arbeiten durchführte. Jetzt muss die Arbeiterpartei da wieder anknüpfen, wo vor nahezu einem halben Jahrhundert ihr Begründer anfing. Und diesmal wird sie nicht mehr wie damals durch das Geschenk des allgemeinen Wahlrechts an eine andere Körperschaft vom Wege abgebracht werden können. Die Sozialdemokratie allein hat freilich heute noch nicht die Macht ein Wahlrecht für Preussen zu erringen. Darüber ist sie sich klar, und ihre Aufgabe besteht auch jetzt im wesentlichen darin ihre eigenen Angehörigen mehr und mehr für diesen Kampf zu gewinnen und das Schwergewicht ihrer Politik vom Reich nach Preussen zu verlegen, damit sie dann rückwirkend im Reich selber zu grösserer Bedeutung kommt. Die Demonstrationen, die sie veranstaltet, und ihre intensive, unablässige Agitation ist mit in erster Linie für die Arbeiter selber da; der Einwand bürgerlicher Politiker, dass sie dadurch auf die preussische Legislative nicht einwirke, hat darum auch keine Bedeutung. Die höhere Wertung des Landtags selber wird allmählich auch dessen Umwandlung herbeiführen, da die Sozialdemokratie durch ihre Wahlagitation schliesslich auch dessen Zusammensetzung in der Qualität ändern kann. Zur Beseitigung des Wahlsystems selber ist es nötig, dass nicht nur die zahlenmässige Mehrheit der preussischen Bevölkerung sondern auch ein Teil gerade der Schichten, die durch das geltende Wahlsystem gegenüber den grossen Massen bevorzugt sind, von dessen kultureller Unsinnigkeit überzeugt werden. Das Wort des alten liberalen Abgeordneten Traeger, dass er nicht den Mut habe sich auf grund des preussischen Wahlsystems als Volksver-

treter zu fühlen, muss in die Empfindung aller derer übergehen, die freiheitlicher Gesinnung fähig sind. Hier, wo es sich um eine allgemeine Kulturfrage handelt, muss auch an die ideellen Motive appelliert werden: man ist nicht Realpolitiker, wenn man einen Teil der wirkenden Faktoren geflissentlich ignoriert, nur weil sie vielleicht nicht in ein *materialistisches* Schema passen. Die Sozialdemokratie ist sich dessen bewusst, dass der Sturz des preussischen Systems keine Parteifrage ist und werden darf, dass sie die ganze Nation angeht — auch den wertvollen Teil derjenigen kleinen Gruppe, die materiellen Vorteil von ihm haben —, sie hat daher des öftern und offiziell erklärt, dass sie bereit sei alle zu unterstützen, die auf das gleiche Ziel losgehen. Also nicht sie ist schuld daran, wenn keine gemeinsame Operation möglich wird. Vielmehr die Vorurteile, die man im Bürgertum über das Wesen der Sozialdemokratie hat, und die vielleicht durch einzelne Vorkommnisse und durch das Auftreten einzelner Genossen genährt wurden. Indes, von Intellektuellen kann man verlangen, dass sie sich von ihrer Intelligenz bestimmen lassen und nicht besondere Eindrücke verallgemeinern. Wenn es möglich war bei der *lex Heinze* spontan eine Kulturgemeinschaft zu dokumentieren, wenn bei einem relativ so geringfügigen Objekt wie es die Theaterzensur ist — die ja schliesslich auch mit dem preussischen Wahlrecht zusammenhängt und ebenso ungesetzlich ist wie dieses — die sonst trennenden Parteiunterschiede nicht hinderten, dass man sich zu einem gemeinsamen Zweck zusammenfand, so sollte man meinen, dass bei einer so grossen, so alle Lebensinteressen aufwühlenden Frage wie das preussische Wahlrecht ein Zusammengehen *ad hoc* sich ganz von selbst versteht. In Preussen versteht sich freilich nichts von selbst. Es muss daher von den ideell Interessierten ein grosses Stück Aufklärungsarbeit geleistet werden, um das Selbstverständliche vorzubereiten. Die deutschen Intellektuellen stehen vor einer grossen Aufgabe, vielleicht der einzigen, deren Lösung sie im gegenwärtigen Deutschland entscheidend beeinflussen können. Sie haben die öffentliche Meinung in ihrer Hand, und wenn sie selber nur eine Meinung haben, so können sie alle die Kreise mit sich fortreissen, deren wahre Interessen die Umgestaltung des preussischen Wahlrechts erfordern, ohne dass sie selber vorläufig noch die Notwendigkeit dieser Forderung einsehen. Für die Arbeiterklasse sorgt und bürgt ihre geistige Vormacht, die Sozialdemokratie. Werden auch die geistig Gerichteten des deutschen Bürgertums jetzt erkennen, was sie tun müssen, und was sie auch tun können?

× ×

England: Parteitag Der 8. Parteitag der englischen Arbeiterpartei, der vom 20. bis zum 23. Januar in Hull abgehalten wurde, hat in der Öffentlichkeit, die über die geschichtliche Entwickelung der englischen Arbeiterpolitik nicht genügend informiert war, ein grosses Aufsehen erregt. Man war seit Jahren bei uns zu glauben gewöhnt, dass die englische Arbeiterbewegung im Gegensatz zur kontinentalen keine sozialistische, sondern eine rein berufliche sei. Man sah daher in der Ablehnung einer dem Parteitag vorgelegten Resolution, die die Arbeiterpartei zu einer sozialistischen Organisation stempeln wollte, eine Absage der englischen Arbeiterklasse an den Sozialismus. Das jetzt im allgemeinen gut geleitete *Berliner Tageblatt* zum Beispiel, bei dem leider schablonenhaft routinierte Korrespondenten zuweilen die Politik der Redaktion stören, brachte in einer sensationellen Depesche unter besonderer Überschrift die Niederlage des Sozialismus. Um so grösser war dann das Erstaunen, als am Tage darauf doch eine sozialistische Resolution angenommen wurde. Man sah darin einen unerklärlichen Widerspruch. Und doch sind beide Ereignisse logisch gerechtfertigt und stehen in einem innern Zusammenhang mit einander. Die *L. P.* ist, wie den Lesern der *Sozialistischen Monatshefte* des öftern dargelegt wurde, eine Föderation, in der die beiden wichtigsten sozialistischen Organisationen, die *I. L. P.* und die *F. S.*, in enger Zusammenarbeit mit den Gewerkschaften vereinigt sind. Es sind nun wiederholt Versuche gemacht worden diese Vereinigung zu zerbrechen. Ein gutes Mittel der Wirksamkeit die Partei zu zerstören wäre die das Bekenntnis zum Sozialismus zur Vorbedingung für die Aufnahme als Mitglied und Aufstellung als Kandidat zu machen. Gerade die sozialistischen Körperschaften innerhalb der *L. P.* haben nicht die geringste Neigung einen solchen Versuch zu unterstützen, sie haben durchaus Zeit zu warten, bis das Bekenntnis zum Sozialismus die wirklichen Empfindungen ihrer Gewerkschaftsverbündeten ausdrücken wird. Sie lassen inzwischen die

Entwickelung für den Sozialismus arbeiten, und wenn man bedenkt, dass die Gewerkschaften, die früher jede Parteipolitik ablehnten, in den 8 Jahren des Bestehens der *L. P.* auf den Standpunkt der völligen politischen Selbständigkeit gelangt sind, und dass jetzt auch der abseits stehende Bergarbeiterverband mit seinen 15 eigenen Parlamentsmitgliedern über die Frage des Anschlusses an die *L. P.* eine Urabstimmung veranstaltet (vergl. pag. 58), so wird man ihrer geduldigen und darum begründeten Auffassung recht geben. Die Bedeutung der Arbeiterpartei für den Sozialismus in England ist viel zu gross, als dass die englischen Sozialisten leichtsinnigerweise durch einen Zwist im eigenen Lager ihr Gefahr bringen wollten. Daher die überwältigende Niederlage der ersten Resolution. Wenn die Sozialisten es so ablehnen durch Aufstellung des Sozialismus als äusseres Merkmal der Partei an deren Selbstzerstörung zu arbeiten, können sie mit gleichem Recht den Sozialismus als die innere Kraft ihrer Tätigkeit, als das gesellschaftliche Ideal, dem sie näher kommen, bezeichnen. Es sei daran erinnert, dass der Ausdruck dieser selben Anschauung schon sehr häufig auch bei reinen Gewerkschaftskongressen in Resolutionen wiedergekehrt ist. Daher ist das Erstaunen vollständig unbegründet, mit dem die bürgerliche Öffentlichkeit die Votierung der zweiten, vom Maschinenbauerverband eingebrachten Resolution aufnahm, die die Vergesellschaftung der Produktionsmittel als Ziel hinstellt. Auch diese Resolution wurde aus Opportunitätsgründen von Shackleton bekämpft. Aber ihre Annahme bedeutet nicht die geringste prinzipielle Wendung in der Politik der Arbeiterpartei.

Das äussere Wachstum der Partei hat, wie der Jahresbericht konstatieren konnte, mit dem inneren Schritt gehalten. Ihre Mitgliederzahl beträgt jetzt 1 072 413. Die beiden Vorversammlungen, die sie vor dem Parteitag abhielt, und die sich mit der Arbeitslosenfrage und der Altersversicherung beschäftigten, machten einen überaus starken Eindruck. In einer von MacDonald begründeten Resolution erklärte die Partei, dass das Problem der Arbeitslosigkeit nur gelöst werden könnte, wenn Staat und Gemeinde von ihren Befugnissen energischen Gebrauch machten. Eine zweite, von Henderson vorgeschlagene Resolution fordert den Finanzminister auf in der nächsten Tagung des Parlaments eine Vorlage einzubringen, die eine Altersversicherung für alle vorsieht, die das 65. Lebensjahr erreicht haben. Von sonstigen Meinungsäusserungen des Parteitags selber ist noch die Erklärung hervorzuheben, »dass der Versuch die Arbeiterbewegung als Gegnerin der Religion hinzustellen eine bewusste Verdrehung der Wahrheit sei«.

Der 8. Parteitag der *L. P.* hat seine Arbeiten mit ebenso viel Entschlossenheit wie politischem Takt erledigt. Obgleich immer noch ohne offizielles Programm, hat die Partei gezeigt, dass sie bewusst sozialistisch wirkt. Nachdem die öffentliche Aufmerksamkeit auf diese lange bestehende Tatsache gelenkt ist, wird man auch bei uns auf dem Kontinent aufhören müssen die englische Arbeiterklasse als nichtsozialistische der deutschen sozialdemokratischen gegenüber zu stellen. Man wird aber gleichzeitig sich vor dem Fehler einer politisch ungeschulten Presse in acht nehmen müssen nun in das andere Extrem zu verfallen und von der angeblichen Schwenkung der englischen Arbeiterpartei eine Änderung ihrer Praxis und ihrer Tonart zu erwarten. Was man bei uns — sehr mit Unrecht — als ein Kennzeichen einer sozialistischen Partei ansieht: die Intransigenz in der eigentlichen Politik, die absolute Ablehnung des Zusammenarbeitens mit der Regierung und den übrigen Parteien, ist in England unmöglich. Die Partei ist festgewurzelt und gross geworden in produktiver Tätigkeit. Ihre 31 Abgeordneten haben einen viel stärkeren Einfluss auf den Gang als ihre blosse Zahl vermuten lässt. Sie gehen mit ihren Forderungen stets bis an die Grenze des Erreichbaren, überschreiten diese Grenze aber nie. Durch ihre Einfügung in den politischen Rahmen Englands versteht die Partei es, wie es in ihrem Jahresbericht heisst, »für eine gewisse Gruppe von Interessen stets die Beachtung des Parlaments zu erzwingen, sie verhindert durch ihre unabhängige Haltung die Vernachlässigung von Interessen, deren Berücksichtigung sonst den anderen Parteien unbequem wäre«.

× ×

Frankreich: *Fall Breton* Das innere Leben der französischen Partei scheint sich in immer erneuten Zwistigkeiten und Ausschlussanträgen zu erschöpfen: eine Tatsache, die bei den historischen Beziehungen des französischen Sozialismus im allgemeinen und namentlich seit der nicht organisch gewachsenen sondern von aussen her sug-

gerierten Einigung auseinanderstrebender Elemente nicht so befremdlich erscheint. Es sind an dieser Stelle des öftern die Folgen jener Einigung und der dadurch bewirkten Konzessionen an den *linken* Flügel dargelegt worden. Die Abstossung gerade der fähigsten Elemente von der Gesamtpartei macht immer weitere Fortschritte. Der neueste Fall ist hervorgerufen durch die Tätigkeit des Abgeordneten Breton, dem vom *Nationalrat* der Partei eine »zu unabhängige Haltung« vorgeworfen wird. Es ist immer wieder das Verbrechen der *Disziplinlosigkeit*, das die Genossen so aufbringt, deren Tätigkeit sich eben in der Aufrechterhaltung einer äussern Disziplin erschöpft. Man kann indes eine Unterordnung der eigenen Einsicht unter den Gesamtwillen einer Partei nicht mehr verlangen, wenn dieser Gesamtwillen von einer kleinen (nur durch die Zaghaftigkeit und Nachgiebigkeit der anderen mächtigen) Gruppe terrorisiert wird. Der Grossstadt*radikalismus* einer Schar Unverantwortlicher kann keine Autorität über die politische Auffassung eines so alterfahrenen Sozialisten und Parlamentariers wie Breton beanspruchen. Breton war stets ein sehr mutiger Reformist, der — in Gegensatz zu mancher sonst geübten Praxis — nie mit seiner Meinung hinter dem Berge hielt und vor den sogenannten *Revolutionären*, die die Partei regieren, gar keine Furcht hat. Sein Disziplinbruch besteht darin, dass er entgegen einem allgemeinen Beschluss für das Gesamtbudget in der Kammer gestimmt hat, dass er ferner in der Kammer eine neue Gruppe gebildet hat: die *Republikanische Gruppe für soziale Reformen*. Die Anklage lautete also auf »Annäherungs- und Einigungsversuche den bürgerlichen Gruppen der Kammer gegenüber«. Breton erkennt in der Tat, dass die Sozialisten mit dem Ausscheiden aus dem früheren Block sich selber zur Ohnmacht verurteilt haben, und er sucht zu einem Teil die Politik in die verlassenen Bahnen zurückzulenken. Seine Anschauungen über die Budgetbewilligung kennen die Leser der *Sozialistischen Monatshefte* aus seinem im vorigen Heft (pag. 152 ff.) veröffentlichten Artikel über dieses Thema. Dass die einleuchtende Logik der Beweisführung auf *Revolutionäre* keinen Eindruck macht, kann nicht wundernehmen.

Der *Nationalrat* der Partei beschäftigte sich am 19. Januar mit der Sache. Genosse Bracke, der ewige Verteidiger des Formalismus, wollte ein Exempel statuiert sehen und verlangte den Ausschluss des Angeklagten. Jaurès trat für ihn ein. Er versuchte, wie stets in letzter Zeit, durch eine halbe Verbeugung vor der *revolutionären* Schablone mildernde Umstände für Breton zu erwirken. Was er zur Sache selber sagte, war, wie bei einem Jaurès selbstverständlich, sehr klug und sehr zutreffend. Recht geschickt war namentlich der Hinweis auf die deutsche Sozialdemokratie, die ihre Dresdener Resolution zuerst nach Amsterdam verpflanzt hat, die Budgetbewilliger in den einzelnen Landtagen aber ruhig in ihren Reihen liess, auf die Tatsache, dass der Stuttgarter internationale Kongress »unter dem Schutz einer sozialdemokratischen Budgetbewilligung getagt« habe. Auf Antrag Renaudel beschloss der *Nationalrat* von einem Ausschluss vorderhand abzusehen, aber dem nächsten Parteitag diesen Ausschluss vorzuschlagen. Genosse Breton, der durch die ganze Exkommunikationskampagne keineswegs aus der Fassung gebracht war und nicht im geringsten gesonnen ist seine Haltung zu modifizieren, gab die Zusicherung ab, dass er auf dem nächsten Parteitag persönlich seine Sache vertreten werde.

Man steht also wieder vor einer Abspaltung. Denn, wenn Breton geht, so werden andere ihm wahrscheinlich folgen, und das wird schliesslich zur Auflösung der Einheit führen, die nur einem sehr labilen Gleichgewicht verschiedenartiger Tendenzen ihr Bestehen verdankt.

× ×

Italien: Ferris Rücktritt Nach aussen überraschend kam der plötzliche Rücktritt des Genossen Ferri von der Chefredaktion des *Avanti*. Seine Ursache hat er zum Teil in den persönlichen Verhältnissen Ferris, der jetzt eine Amerikareise antritt. Ferris politische Stellung war nicht mehr die gleiche wie nach Bologna, als die *revolutionäre* Fraktion unter seiner Leitung den Sieg über die reformistische davongetragen hatte. Vieles hat sich in letzter Zeit geändert. Die ehemaligen Schüler Ferris haben sich inzwischen als Syndikalisten entpuppt, sie haben ihren Lehrer wild angegriffen und Sturm gegen die ganze Partei geblasen. Die Partei selber hat den Weg zum Reformismus wieder gefunden: in Rom siegte die integralistisch-reformistische Fusion. In seinem Abschiedsartikel im *Avanti* gibt Ferri den Sieg des Reformismus offen zu, ja er spricht von einer möglichen Koalition der bürgerlichen Linken mit der Sozialdemokratie, die dann an

der Regierung teilnehmen müsste. Ob seine Prophezeiung in Erfüllung gehen wird, mag dahingestellt sein. Sie kennzeichnet jedenfalls den jetzigen Seelenzustand der italienischen Partei.
Ferri lässt den *Avanti* in einer sehr schlechten finanziellen Position zurück. Worauf er sich früher immer so zu gute tat: dass er die Zeitung aus dem Schiffbruch der reformistischen Redaktion gerettet hätte, erwies sich als blosse Phantasterei eines im Vorjahr entlassenen Geschäftsführers. Das Defizit des Blattes ist unter der Leitung Ferris vielmehr ganz enorm gestiegen. Die Partei hat jetzt beschlossen es durch eine Extrasteuer der organisierten Genossen und durch Ausgabe von Anteilscheinen zu decken, endlich auch die Unterstützung der Gewerkschaften zu erbitten.
Zum Nachfolger Ferris in der Chefredaktion wurde der Parteisekretär und Abgeordnete Morgari (Integralist) gewählt, als Parteisekretär an seine Stelle der Genosse Lerda. Dies geschah auf einer Konferenz des Parteivorstandes, die vom 3. bis zum 5. Februar in Rom abgehalten wurde, und die auch noch in anderen Dingen einige erwähnenswerte Beschlüsse gefasst hat. In der Kolonialfrage wurde gegen die Politik der Regierung in Afrika Stellung genommen, aber gleichzeitig die Wichtigkeit der Frage und die Notwendigkeit einer Kolonialpolitik für die kapitalistische Entwickelung anerkannt. Bei der Frage der Stellung der Partei zu den Gewerkschaften suchten die *Revolutionäre* gegen die Taktik der reformistischen *Confederazione del Lavoro* scharf zu machen und sprachen in der auch in Deutschland bekannten Manier von *Tradeunionismus* und *Versumpfung*. Als besonders verdächtig bezeichneten jene *Nurklassenkämpfer* das entschiedene Bekenntnis der *Confederazione* zur reformistischen Kleinarbeit und gegen jeden Anarchosozialismus. Die Parteileitung bestätigte gleichwohl schliesslich die Florentiner Beschlüsse (vergl. pag. 58), betonte aber ausdrücklich, dass sie in ihren Beziehungen zu den Gewerkschaften der vom letzten Parteitag vorgeschriebenen integralistischen Taktik treu bleiben werde. Dann wurde noch über das Vorgehen der Partei bei den nächsten Wahlen gesprochen. Es wurde wie gewöhnlich beschlossen im Prinzip überall selbständig vorzugehen; doch wird die freie Entscheidung der Wahlkreise anerkannt. Für eventuelle Wahlbündnisse werden eine Reihe von Bedingungen an die bürgerlichen Kandidaten vorgeschrieben. Derartige allgemeine Vorschriften pflegen das gemeinsame Merkmal zu haben, dass die als Ausnahme zugelassene Transigenz die Neigung hat zur Regel zu werden: es kommt eben immer auf das *gegebenenfalls* an.
Einige Tage vor der Vorstandskonferenz tagte in Rom der Kongress der Eisenbahnerorganisation. Es wurde da viel über den *Verrat* der *Confederazione* (vergl. pag. 58-59) geklagt. Trotzdem wurde der Anschluss des Verbandes an eben diese *Confederazione* beschlossen. Damit ist die syndikalistische Bewegung so ziemlich ihres letzten Rückhalts beraubt; in Ferrara ist sie am Ende, nur noch in den Provinzen Piacenza und Parma fristet sie ihr Dasein. Der nächste Parteitag, auf dem Ferri fehlen wird, wird wahrscheinlich den Abgang des Restes derjenigen bringen, deren *revolutionäre* Grossmannssucht er selber grossgezogen hat, die dann über ihn hinauswuchsen und seine Politik diskreditierten. Obwohl Ferri mit schuld ist an den syndikalistischen Wirrungen, die die Partei eine Zeitlang völlig lahm zu legen drohten, bedeutet doch seine Demission einen grossen Verlust für die Partei. Ferri ist auf jeden Fall ein Mann von Bedeutung, eine grosse Arbeitskraft und eine die Öffentlichkeit interessierende Persönlichkeit. Er hat in früheren Jahren sicherlich das Prestige der italienischen Partei erhöht. Deshalb ist jetzt die reaktionäre Presse auch sehr froh über seine Abreise. Es ist indessen anzunehmen, dass seine Entfernung vom Parteileben nur vorübergehend sein wird.

× ×

Russland: Syndikalismus Die russischen Sozialisten, von denen ein Teil seine Mission als unvollkommen gelöst betrachten würde, wenn er irgend eine der westeuropäischen Modeströmungen unbeachtet liesse, haben sich jetzt auch des Syndikalismus bemächtigt. Wenn die uralten Gedankengänge des Syndikalismus nach der Meinung des Professors Sombart als eine »neue Strömung im Sozialismus« anzusehen sind — es ist übrigens zuzugeben, dass sie theoretisch und psychologisch interessanter sind als das gedankenträge Einerlei des sonst üblichen *Radikalismus* —, so wären die Russen in ihrem Eifer wie stets im Sozialismus voran. Das Abebben der politischen Freiheitsbewegung begünstigt allerhand Doktrinarismus; freilich muss man von manchen russischen Sozialisten

sagen, dass sie selbst in den Tagen einer entfesselten Revolution mehr Eifer für derartige Streitigkeiten als für konzentriertes Handeln an den Tag legten. Jetzt sind also nahezu alle grösseren Arbeiten der syndikalistischen Theoretiker Westeuropas ins Russische übersetzt, und obendrein hat man noch ein besonderes Buch zusammengestellt, in dem die französischen Syndikalisten Berth, Lagardelle, Pouget, Sorel und Hervé die verschiedenen syndikalistischen Probleme behandeln und ihre grosse Bedeutung gerade für Russland darlegen. Nach Pouget könnte eine ›machtvolle syndikalistische Bewegung‹ die Reaktion in Russland aufhalten. Dass selbst in Frankreich trotz der persönlichen Wirksamkeit Pougets die syndikalistische Bewegung praktisch nichts als Misserfolge gehabt hat und von irgend einer Macht weit entfernt ist, beirrt den Ratgeber anscheinend nicht. Ganz abgesehen von der weitergehenden Frage — die als politische einen Syndikalisten natürlich nicht zu kümmern braucht —, was denn der Syndikalismus mit seinen wirtschaftsstörenden Tendenzen gerade in Russland bewirken könnte, das in seiner politischen Entwickelung auf eine Kooperation der Klassen angewiesen ist. In der Tat bedeutet er nicht eine Stärkung sondern eine Schwächung der freiheitlichen Energie. Die Isolierung der Arbeiterklasse, eines der Hauptmerkmale des Syndikalismus und für Frankreich die Quelle ihrer politischen Machtlosigkeit, bringt in Russland erst recht eine Befestigung der Reaktion. Indes, man muss sich damit abfinden, dass der russische Sozialismus mit russischer Debattiergründlichkeit alle Episoden des westeuropäischen festhält und vertieft. Möglich, dass eine Zeit des wiedererwachenden politischen Lebens alle diese Spielereien fortschwemmt, möglich aber auch, dass sie gerade dann zu *prinzipiellen* Unterschieden vertieft werden und die Ausnutzung der Politik wieder unmöglich machen.

× ×

Kurze Chronik Der Vorstand der amerikanischen *S. P.* hielt am 14. und 15. Dezember in Chicago eine Sitzung ab, die sich mit der Frage der asiatischen Einwanderung beschäftigte. Es wurde nach einer lebhaften Diskussion folgende Resolution angenommen: ›Der Nationalvorstand konstatiert, dass es immer als ein Grundsatz der internationalen sozialistischen Bewegung gegolten hat, dass der internationale Kongress nicht befugt ist die Taktik der nationalen Parteien zu bestimmen. Insbesondere ist er nicht in der Lage dies in der Frage der Einwanderung zu tun, da die grosse Mehrheit der Delegierten Länder vertreten, in denen es keine Einwanderungsfrage gibt. Der Nationalvorstand ist der Meinung, dass die sozialistische Bewegung in Amerika zurzeit gegen die asiatische Einwanderung Stellung nehmen muss.‹ Dieser Beschluss, der seine Spitze gegen den in Stuttgart gefassten richtet, ist von grosser Wichtigkeit. Es wird davon in dieser Zeitschrift noch weiter die Rede sein. × Die württembergischen Gemeindewahlen brachten der Partei 26 Mandate; davon sind 20 neuer Zuwachs. × Auch die sächsische Regierung sieht sich zu einem Zugeständnis an die Forderung veranlasst Arbeiter ohne Ansehen der Parteirichtung an der Rechtsprechung teilnehmen zu lassen: in Dresden sind zwei Genossen, Starke und Holz, zu Schöffen ausgelost worden. Über eine ähnliche Praxis in Westdeutschland wurde bereits berichtet; es fungiert jetzt dort unter anderen Genosse Hue als Geschworener. × In der Brüsseler *Université Nouvelle* hielt Genosse Eduard Bernstein unter grossem Zudrang der Studentenschaft einen Vortragszyklus über das Thema *Streiks und Aussperrungen in Deutschland* ab. Im Anschluss daran sprach er noch in einer öffentlichen Versammlung über den Wahlrechtskampf in Preussen. × Die finnischen sozialdemokratischen Journalisten beschlossen einen Verein zu gründen, der sich den Gewerkschaften angliedern soll. × Die jüdische sozialistische Presse in Russland, die eine Zeitlang ein reiches Leben führte, ist von der Regierung jetzt fast gänzlich ausgerottet. Als Organ des *Bundes* erscheinen zurzeit nur noch unperiodische kleine Hefte in russischer Sprache, also fast ohne Bedeutung für die jüdischen Massen. Es ist zu hoffen, dass bald neue Blätter geschaffen werden können in jüdischer Sprache, die ihnen verständlich ist.

Genossenschaftsbewegung / Gertrud David

Bezirkskonsumvereine Ein neues Wort für eine schon längst im Werden begriffene Sache. Der es zum erstenmal brauchte, war der Geschäftsführer Vieth des jungen, so ausserordentlich rasch zu hoher Blüte gelangten Bremerhavener Konsumvereins. Und zwar geschah dies auf dem

letztjährigen Verbandstag nordwestdeutscher Konsumvereine, wo Vieth in einem Referat den bewussten Ausbau der Bewegung in dieser bereits von einer Anzahl Konsumvereine beschrittenen Richtung empfahl. Die allgemeine Konzentration des Wirtschaftslebens und die dadurch bedingte erhöhte Leistungsfähigkeit nötigt auch die Konsumvereine immer mehr jede schwächende Zersplitterung zu vermeiden. Und zwar nicht nur die Zersplitterung, die sich in der Gründung mehrerer Vereine an einem Orte äussert, sondern auch die, die an einer Anzahl benachbarter Orte je ein Vereinchen sich kümmerlich durchs Leben schlagen lässt, während ein grosser Verein, der an jedem dieser Orte eine oder mehrere Filialen hätte, eine wirtschaftliche Macht ersten Ranges darstellen würde, die jeder Konkurrenz gewachsen wäre.

Der Bremerhavener Verein selbst hat sich unter dem Zwang der Verhältnisse zu einem solchen Bezirkskonsumverein entwickelt. Er hat in mehreren bis zu 55 km entfernten Ortschaften 8 Filialen errichtet, in denen er im letzten Jahre zusammen einen Umsatz von rund 900 000 M., das ist 40 % seines Gesamtumsatzes erzielte. Trotz der ziemlich hohen Transportspesen (4500 M.) bedeuten diese Filialen für den Verein doch einen Gewinn, denn sie ermöglichen ihm in grösseren Quantitäten, dadurch billiger, besser und seinerseits mit geringeren Frachtspesen einzukaufen. Für jene Ortschaften aber liegt der Vorteil auf der Hand: er besteht in der Ersparnis eines ganzen eigenen kostspieligen Verwaltungsapparats und in dem gemeinsamen Einkauf mit einer grossen leistungsfähigen Zentrale.

Ein Bedenken freilich muss einer solchen Entwickelung entgegengestellt werden: die Verkümmerung der Demokratie, der Selbstverwaltung. Die Mitglieder solcher entfernterer Ortschaften können selbstverständlich nur in geringem Massstabe an den Generalverammlungen teilnehmen, und so bleiben sie ohne den ihnen gebührenden Einfluss auf die Gestaltung des Vereins. Leider steht ja auch unser Genossenschaftsgesetz der Ausbildung eines eigentlichen Delegiertensystems hindernd im Wege. Herr Vieth hat nun ein Statut für Bezirkskonsumvereine ausgearbeitet, das diesem Übelstande abzuhelfen sucht, und das auch die Zustimmung des Bremerhavener Registerrichters gefunden hat. Dieses Statut schiebt zwischen Aufsichtsrat und Generalversammlung eine neue Körperschaft, den *Genossenschaftsrat*, ein, der aus dreimal so viel Mitgliedern bestehen soll als die Genossenschaft Verkaufsstellen hat, und zu dem jeder Ort respektive jeder Bezirk die der Zahl seiner Verkaufsstellen entsprechende Zahl von Vertretern zu wählen hat. Diesem Genossenschaftsrate sollen nun alle Aufgaben zugewiesen werden, die nicht g e s e t z l i c h dem Aufsichtsrat oder der Generalversammlung vorbehalten sind, — wie die Überwachung der Geschäftsführung, die Genehmigung der Bilanz, die Beschlussfassung über die Verteilung von Gewinn oder Verlust usw. —, er soll vierteljährlich zusammenkommen und unter Zuziehung von Vorstand und Aufsichtsrat über alle sonstigen wichtigen Angelegenheiten der Genossenschaft beraten und entscheiden. So kämen also alle Mitglieder gleicherweise zu ihrem Rechte. Um freilich die Masse der Genossenschaftsmitglieder auch zur wirklichen Teilnahme am fruchtbaren genossenschaftlichen Leben heranzuziehen, bedarf es mehr; bedarf es eines engen Konnexes zwischen Genossenschaftsrat und Mitgliedern, Bezirksversammlungen, Kursen, geselligen Zusammenkünften usw. Diese Seite der Aufgabe hat in dem Bremerhavener Statut, das ja auch nur als Grundlage für weitere praktische Erfahrungen gedacht ist, noch keine Berücksichtigung gefunden. Dass die Idee bereits auf fruchtbaren Boden gefallen ist, beweist die kürzlich stattgefundene Zusammenkunft von Vertretern aus 10 Ortschaften, die sich mit der Gründung eines Bezirkskonsumvereins für H e i d e l b e r g und Umgegend befassten.

× ×

Offenbach Die vorzeitige Inangriffnahme weitergehender Unternehmungen hat die Offenbacher Konsumgenossenschaft in eine ziemlich schwere Krisis gestürzt, die aber jetzt glücklich als überwunden angesehen werden darf. Der Offenbacher gehört zu den im genossenschaftlichen Begeisterungsrausch der Jahrhundertwende gegründeten Konsumvereine. Er hatte bis zum Schluss des 5. (vorletzten) Geschäftsjahres die im Vergleich zur Bevölkerung respektable Grösse von 2114 Mitgliedern und einen Jahresumsatz von 404 549 M. erreicht. In dem Streben nach möglichst rascher Erreichung der genossenschaftlichen Ideale hatte indessen die Verwaltung sich nicht mit dem

Vertriebe von Kolonialwaren usw. genügen lassen, sondern sehr bald eine Bürstenwerkstatt, ein Manufakturwarengeschäft und ein Schuhwarengeschäft mit Reparaturwerkstatt eröffnet. Die Errichtung einer Bäckerei war gleichfalls bereits in Aussicht genommen. Alle diese Geschäfte erwiesen sich jedoch als durchaus unrentabel. Die Bürstenwerkstatt, wie der Geschäftsführer in einem Rechtsfertigungsschreiben angibt, hauptsächlich infolge der unzulänglichen Leistungen der Gehilfen, die es im Durchschnitt nur auf 2500 Loch täglich brachten, während die sonst übliche Tagesleistung, die auch von den selben Gehilfen nach Übergang des Betriebes in Privatbesitz sofort erreicht wurde, 3500 bis 4000 Loch ist.

So kam es, dass die innere Geschäftslage des Vereins, der nach aussen hin — der bekannte Fehler! — mit Ach und Krach immer noch die gleiche Dividenverteilung von 5 % aufrecht erhielt, sich immer mehr verschlechterte. Bis schliesslich das letzte Jahr, in dem der Verein durch zu billigen Brotverkauf noch grössere Verluste erlitten hatte, die Katastrophe brachte. Ein zunächst noch herausgerechneter kleiner Überschuss entpuppte sich bei einer Nachinventur sogar als ein nicht unerhebliches Defizit, das die Inanspruchnahme des Reserve- und Dispositionsfonds und eine Abschreibung von je 6 M. an den Geschäftanteilen notwendig machte.

Erfreulich in der ganzen Angelegenheit ist die vorzügliche Haltung der Mitglieder, die sich von den Hetzartikeln in den gegnerischen Zeitungen, die die Verluste natürlich ins Masslose vergrösserten, nicht irre machen liessen, sondern treu zu ihrem Verein hielten und allen Sanierungsmassnahmen verständig zustimmten. Wie in der kürzlich abgehaltenen ausserordentlichen Generalversammlung mitgeteilt werden konnte, sind nur 69 Austritte, davon mehrere wegen Wegzugs zu verzeichnen, denen 34 Eintritte gegenüberstehen. Die zur Sanierung nötigen Schritte sind natürlich sofort in die Wege geleitet worden: das Schuhwaren- und das Manufakturgeschäft sind mit nicht allzu grossen Verlusten abgestossen worden (mit der Bürstenwerkstatt war dies schon früher geschehen), die Hauptgläubiger haben 20 % Nachlass gewährt, und da die Genossenschaft zu günstigen Bedingungen 25 000 M. geliehen bekommen konnte, so ist wohl zu hoffen, dass das Offenbacher Schifflein bald wieder flott werden wird. Immerhin bilden die Vorgänge eine ernste Warnung; sie beweisen ähnlich wie der Connewitzer Fall, dass auch die Genossenschaft nicht in die Höhe bauen kann, ehe das Fundament wirklich festgelegt ist.

× ×

Kurze Chronik In dem Kampfe gegen den Verband der Fabrikanten von M a r k e n a r t i k e l n haben die Konsumvereine einen Teilerfolg errungen. Die Verbandsleitung teilte am 17. Januar der *G. E. G.* mit, dass das Verkaufsverbot über sie aufgehoben sei. Jedoch ist es nicht ausgeschlossen, dass das Ganze nur ein Manöver zur Isolierung der *G. E. G.* ist, weshalb die letztere ihre Mitglieder vor direktem Einkauf bei den Markenartikelfabrikanten warnt und sie auffordert alles nur durch ihre Vermittlung zu beziehen. × Die *G. E. G.* hat mit dem Zentralverband der Handlungsgehilfen einen T a r i f v e r t r a g auf 2 Jahre abgeschlossen, durch den die tägliche Arbeitszeit auf 8 Stunden, im Hauptkontor in Hamburg Sonnabends auf 6 Stunden, das Mindestgehalt für männliche Angestellte auf 1800 M. steigend in 8 Jahren auf 2100 M. und das für weibliche auf 900 M. steigend in 8 Jahren auf 1620 M. festgelegt wurde. Ausserdem sind für sämtliche Angestellte jährlich eine, nach fünfjähriger Tätigkeit 2 Wochen Ferien vorgesehen. × Die sächsischen Konservativen haben im Landtag ihren fälligen Antrag auf Einführung einer landesgesetzlichen U m s a t z s t e u e r für Konsumvereine und Warenhäuser eingebracht. × Der Leeder Konsumverein hat für seine Mitglieder eine grosse mit allen modernen technischen Errungenschaften ausgestattete D a m p f w ä s c h e r e i errichtet. × In B e l g i e n gab es Ende 1906 2582 Genossenschaften, darunter 630 Konsum-, 209 Produktiv-, 21 Wohnungsgenossenschaften, 52 gewerbliche und 1302 landwirtschaftliche Kreditvereine. × Auf der letzten Generalversammlung der englischen Versicherungsgesellschaft wurde mitgeteilt, dass bereits 45 Konsumvereine mit 74 907 Mitgliedern das System der K o l l e k t i v v e r s i c h e r u n g ihrer Mitglieder (gegen Todesfall) adoptiert hätten. × Der Angestelltenverband des Luzerner Konsumvereins hat die Errichtung eines F e r i e n h e i m s in einem hochgelegenen Gebirgstälchen im Kanton Nidwalden beschlossen.

Bildungsbewegung / Franz Lindheimer

Moralunterricht Das Programm der deutschen Sozialdemokratie führt in seinen nächsten Forderungen unter 6 die »Erklärung der Religion zur Privatsache« und unter 7 die »Verweltlichung der Schule«. Letztere Forderung schliesst die der Beseitigung des Religionsunterrichts in sich. Damit ist nicht gesagt, dass an Stelle der Religion nun die Moral Staats- oder Gesellschaftssache werden soll, und die Forderung eines Moralunterrichts ist nichts weniger als eine sozialdemokratische. Wir suchen die Ursachen der gesellschaftsbildenden und -entwickelnden Vorgänge nicht in der Philosophie, sondern in der Ökonomie. Konsequenterweise lassen wir die Moral Privatsache sein, unsere Gesellschaftssache ist und bleibt die Arbeit, und wir ersetzen den fortfallenden Religionsunterricht durch den Arbeiterunterricht, das ist: die Erziehung zur Arbeit durch die Arbeit. In einer zur Arbeit erziehenden und erzogenen Gesellschaft muss der Satz F. Th. Vischers »Das Moralische versteht sich immer von selbst« breite historische Geltung erlangen. »Körperliche Arbeit als Grundlage der Erziehung, auch der geistigen und sittlichen« ergibt sich, wie unser Genosse Heinrich Schulz in *Sozialdemokratie und Schule* /Berlin, Buchhandlung *Vorwärts*/ sagt, als das »eigentliche charakteristische Kennzeichen der sozialistischen Erziehung. Dieses Kennzeichen unterscheidet die sozialistische Erziehung grundsätzlich von der bürgerlichen, die den Begriff der *Arbeit* nicht kennt und darum auch nicht aus der Arbeit sondern aus der Spekulation ihre Moralbegriffe herleitet.«

Wie sehr Idee und Praxis des Arbeitsunterrichtes mit der sozialistischen Anschauung und Wirtschaft verwachsen sind, haben wir in dieser Rundschau (vergl. *Sozialistische Monatshefte*, 1906, 1. Band, pag. 339, und 1907, 2. Band, pag. 1051) mehrmals betont. Dagegen ist die Idee des Moralunterrichts ein Produkt bürgerlich-liberalen Geistes. Die Forderung durch Moralunterricht den Religionsunterricht zu ersetzen wird von gewissen Kreisen der bürgerlichen Intelligenz eifrig vertreten, sie ist in einem Blatte wie die *Ethische Kultur* heimisch, in deren zweitem Januarheft die Frage *Religions- oder Moralunterricht?* von Dr. Machetes behandelt wird. Dass diese Forderung den Unwillen der kirchenfreundlichen Machthaber erregt, kann uns nicht hindern sie jenen bürgerlich-liberalen Gedanken zuzuzählen, die die Fühlung mit der materiellen Entwickelung in solchem Masse verloren haben, dass sie keine Stufe der geistigen sein können.

Sehen wir aber ab von der Richtung des geschichtlichens Werdens, so finden wir, dass heute, wo die Form der Gesellschaft der Zusammensetzung ihres Stoffes so schlecht entspricht, die moralpädagogische Bewegung sehr wohl etwas bedeuten kann. Sie ist in dieser Epoche gewaltsamen Stillstands gewissermassen bodenständig und kann in ihr das Geistige, wenn auch nicht vorwärtsentwickeln, so doch erweitern. Sie kann! In Deutschland scheint sie es allerdings nicht tun zu wollen. Gewiss gibt es in der deutschen Bewegung Köpfe, die begreifen und es klar aussprechen, dass der geforderte Moralunterricht nicht ein anderer Religionsunterricht sein oder werden darf. In den *Mitteilungen des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht* sagt Dr. I. Lewy, es dürfte den Anhängern der Bewegung bekannt sein, dass die Moral »von allen mythischen und mythologischen, konfessionellen und religiösen Voraussetzungen unabhängig sein soll«, und er verlangt für die anzuerziehende Moral eine Basis von Wissenschaft und Solidarität an Stelle einer solchen von Mythos und Autorität. Indes, im allgemeinen wird der Religionsunterricht gerade aus religiöser Gesinnung verworfen, die sich gegen seine verflachend wirkende Äusserlichkeit empört, und das Bild der auf Ersetzung des Religionsunterrichts durch den Moralunterricht abzielenden Bewegung ist das einer religiösen Strömung. Der Redakteur der *Ethischen Kultur* und der genannten *Mitteilungen*, Rudolf Penzig, sagt in seinem Buche *Ohne Kirche* /Jena, Diederichs/, die Forderung der »Ersetzung des Religionsunterrichts durch unabhängige sittliche Bildung« zeige den »unaufhaltsamen Drang der neuen Menschheit nach einem Heimischwerden auf dieser Erde und in der *gegebenen Welt*«. Aber sogleich hinterher heisst es: »Dass der echt Religiöse auch der wahrhaft Sittliche und die im höchsten Sinne schöne Persönlichkeit ist, bestreitet niemand.«

Anders, scheint es, läuft die moralpädagogische Bewegung in England. Man lernt die Verhältnisse jenseits des Ärmelkanals aus dem Buch *Zum Moralunter-*

richt, ausgewählte Kapitel aus englischen Lehrbüchern, von Emily Altschul /Wien, Hartleben/ etwas näher kennen. Diese englischen Moralerzieher haben recht eigentlich ein Kolumbusei entdeckt: sie lassen den Religionsunterricht Religionsunterricht sein und betreiben ihre Sache als eine mit ihm sich nicht berührende. Die sozialen Momente der Menschenliebe und Gerechtigkeit und das wissenschaftliche der Naturerkenntnis, die auch in der deutschen Bewegung vorhanden sind, gelangen in der englischen Praxis, wo alle religiösen Untertöne fehlen, zu gesteigerter Wirkung. Es weht aus diesen Lesestücken eine grosse Einfachheit. Sie ist nicht allein aus der Schlichtheit des sprachlichen Ausdrucks zu erklären, sondern stammt von der Strenge der dahinter stehenden Gesinnung her. Die englische Bewegung ist erfolgreich. Sie nahm allerdings ihren Ausgang von einer 1878 an die Schuldirektoren erlassenen Anregung der obersten Behörde, aber, wenn heute der Moralunterricht obligatorisch für alle Volksschulen von England und Wales ist, so ist dieses Resultat der agitatorischen Tätigkeit der 1897 gegründeten *Liga für Moralunterricht* zu danken. Interessant ist auch die Mitteilung der Übersetzerin, dass durch die freudige Zustimmung der Jugend, die den neuen Unterrichtszweig mit Begeisterung aufnimmt, sich das Eindringen der Moralunterweisung in den Schulen zu einem wahren Triumphzuge gestaltet. Ähnliche Kunde ist noch aus keinem Lande über den Religionsunterricht gekommen.

In Frankreich zeigt die moralpädagogische Bewegung wieder ein anderes Gesicht. Dort hat der Moralunterricht den Religionsunterricht längst aus den Staatsschulen verdrängt, wobei er ihn anfangs in sich aufnahm. Seit einer Reihe von Jahren unterbleiben aber die religiösen Unterweisungem. Die französische Bewegung ist trotzdem im Religiösen gleichgültiger als die deutsche, sie hat immer einen deutlichen politischen Anstrich gehabt und auch den Religionsunterricht mit den Augen der Politik betrachtet. Es gab Zeiten, wo sie patriotisch-chauvinistisch auftrat, heute ist sie der Friedensidee gewonnen und antiklerikal.

×   ×

Kurze Chronik In Berlin und Charlottenburg tagte am 10. November die 1. freistudentische Konferenz, die von mehr als 500 Studierenden beider Geschlechter besucht war. Die Eröffnungsrede des Referendars Guttmann-Berlin betonte den Wert der Selbsterziehung für die Lösung der der Studentenschaft im modernen Leben gestellten Aufgaben. Hierzu solle die Konferenz den Weg weisen. Es sprachen alsdann: Privatdozent Dr. Ohr-München über *Student und öffentliches Leben*, Gewerkvereinssekretär Erkelenz-Berlin über *Arbeiter und Akademiker*, Ingenieur Wagner-München über *Studentische Arbeiterunterrichtskurse*, Oberlehrer Dr. Behrend-Berlin über *Grundzüge eines neuen Studententums*, Dr. Eggers-Bremen und Professor Schleich-Berlin über *Abstinenz und Körperkultur* sowie Dr. Blaschko als Generalsekretär der *D. G. B. G.* über das Thema *Studeni und sexuelle Frage.* × Am 15. Oktober wurde die neue Berliner Stadtbibliothek eröffnet. Sie zählt 80 000 Bände. Im Lesesaal ist eine aus allen Gebieten der Literatur zusammengesetzte Handbibliothek aufgestellt. Die gesamte Bibliothek steht den Einwohnern Berlins ohne besondere Formalitäten, ohne Beibringung von Bürgschaften und Gebühren zur Verfügung. Ein erfreulicher Grundsatz, der hoffentlich die Inanspruchnahme fördern wird.

×   ×

Literatur Eine höchst ansehnliche Summe von Erfahrungen und Gedanken ist in dem von Adele Schreiber unter Mitarbeit zahlreicher Fachleute herausgegebenen Sammelwerke *Das Buch vom Kinde* /Leipzig, Teubner/ niedergelegt. Es ist wohl kaum eine der wichtigen das Kind und seine Erziehung angehenden Fragen unbehandelt geblieben. Der umfangreiche Band ist mit zeichnerischem Schmuck von Fidus und Vietor versehen, der sich nebst vielen Abbildungen und Tafeln in verständnisvollster und ansprechendster Weise dem Texte einfügt, so dass das Ganze sich als ein prächtiges und gediegenes Werk darstellt. Die beinahe 100 Abhandlungen erstrecken sich auf die Gebiete der Körper- und Seelenkunde, der häuslichen und öffentlichen Erziehung, die gesellschaftliche und rechtliche Lage der Jugend, die Berufswahl und anderes mehr. Die einzelnen Abhandlungen enthalten vielfach Literaturnachweise und haben durchgängig den Wert einer fachgemässen sorgfältigen Einführung. Das öffentliche Schulwesen wird von Theobald Ziegler, Tews, Dunker, Ziehen, Bäumer und anderen be-

handelt, wobei es an kultureller und sozialer Kritik nicht fehlt. Tews insbesondere hält in seiner Abhandlung über das Volksschulwesen mit der Ansicht nicht zurück, dass die Besitzenden und die Kirche sich durch erhöhte Volksschulleistungen bedroht sehen, dass deswegen in den einflussreichen Kreisen die Beurteilung der Volksschule »zumeist tatsächlich noch weit unfreundlicher ist, als es nach den offiziellen politischen Programmen und Proklamationen den Anschein hat«. Gegenüber den Bildungsanstalten für die mittleren und höheren Volkskreise erscheine die Volksschule »immer mehr oder weniger als ein erweiterter Kinderhort, der mehr erziehliche als unterrichtliche Aufgaben zu lösen hat, mehr passive Tugenden als aktive Kräfté hervorzubringen berufen ist.«

WISSENSCHAFT

Naturwissenschaften / Bruno Borchardt

Andromedanebel Der Andromedanebel, der grosse, bei klarer Luft schon mit unbewaffnetem Auge erkennbare Nebelfleck im Sternbild der Andromeda, der seit nunmehr 300 Jahren den abendländischen Astronomen bekannt und von ihnen vielfach beobachtet und beschrieben ist — im Morgenlande finden wir ihn bereits im 10. Jahrhundert von dem persischen Hofastronomen Abd-al-Rahman al Sûfi als ein wohl bekanntes Gebilde erwähnt —, bildet für die Astronomen noch immer ein Objekt des eingehendsten Studiums. Zunächst steht die Frage nach dem Bau des Nebels im Vordergrund des Interesses. Seine eigentliche Struktur konnte erst näher erkannt werden, als vor zwei Jahrzehnten Roberts durch photographische Aufnahme die Spiralform des Nebels entdeckte. Im Hinblick auf etwaige Veränderungen, die die Struktur im Laufe der Zeit erleidet, die aber sicherlich um so langsamer erkannt werden können, je entfernter der Nebel von uns ist, erscheint es wichtig das genaue Bild des Nebels in seiner gegenwärtigen Gestalt festzustellen. Dieser Aufgabe hat sich Herr P. Götz vom astrophysikalischen Institut in Heidelberg-Königsstuhl unterzogen, der eine von Professor Wolf nach 3½stündiger Belichtung gewonnene Aufnahme des Nebels genau ausgemessen hat, wobei die Positionen von 1259 Sternen 9. bis 16. Grösse sowie die wenigen genügend scharf ausgeprägten Stellen im Nebel (schroffe Ecken, kleine Wölkchen mit kernartiger Verdichtung, Höhlen oder Löcher in den Nebelwindungen) bis auf ¼" genau und eine Anzahl weniger scharf ausgeprägter charakteristischer Stellen an einer vergrösserten Kopie bis auf einige Bogensekunden genau festgelegt wurden. Die Stellung der Sterne in verschiedenen Teilen des Nebels, dessen Entwickelung zu einer regelmässigen Spirale an verschiedenen Stellen gestört zu sein scheint, zeigt, dass die Sterne im Nebel nicht willkürlich verteilt sind, vielmehr dort, wo die Windungen der von uns aus schief gesehenen Spirale — ihre Ebene bildet mit der Sehrichtung einen Winkel von nur 5° — besonders dicht gedrängt stehen; ebenso häufen sich die Sterne in den Nebelwolken an, und zwar folgen die Gebiete grösserer Sterndichte den Nebelzügen stellenweise bis ins Detail. Eine gewisse mit allerfeinster und lichtschwächster Nebelmaterie angefüllte Gegend ist auch relativ sternarm. Absolut sternleere Stellen sind innerhalb des Nebels im Vergleich zu dessen Umgegend sehr zurücktretend. Es ist deshalb anzunehmen, dass die Sterne in physischem Zusammenhange mit dem Nebel stehen, und Götz kommt zu dem Schluss, »dass die verschiedenen Teile des Nebels sich in verschiedenen Stadien der Entwickelung zu befinden scheinen. Im Nordosten, wo sich die Entwickelung, der Gestalt der Nebelzüge nach zu schliessen, ungestört vollziehen konnte, ist der Prozess der Sternbildung aus der Nebelmaterie schon ziemlich fortgeschritten. Im Südwesten des Kerns dagegen haben offenbare Störungen irgendwelcher Art diese Entwickelung verzögert.« Auffallend ist, dass das Verhältnis der lichtschwächeren Sterne zu den stärkeren viel geringer ist als sonst in dieser Himmelsregion. Götz wird dadurch zu der Vermutung gedrängt, »dass eine Bildung von grösseren Sternen nicht nur aus Nebel-, das heisst gasförmiger Materie, sondern auch auf Kosten kleinerer Sterne stattfinden kann.«

Die verhältnismässig deutlichen Einzelheiten des Baues des Andromedanebels legen die Vermutung nahe, dass es sich bei ihm nicht um eine ferne Milchstrasse handelt, sondern dass dies Gebilde uns verhältnismässig nahe steht. Falls es sich so verhält, dürften sich Ortsänderungen der von Götz festgelegten Stellen, besonders der Sterne, schon in einigen Jahrzehnten bemerkbar machen. In-

dessen wäre es auch wichtig durch unmittelbare Messung die Entfernung zu bestimmen. Bis in die neueste Zeit ist eine solche direkte Bestimmung der Entfernung nicht gemacht worden, abgesehen von den Versuchen die Parallaxe des neuen Sternes zu bestimmen, der 1885 im Andromedanebel auftauchte, die aber nicht zum Ziele führen konnten, weil die Nova zu rasch verblasste. Bohlin, der Direktor der Stockholmer Sternwarte, hat nun aus zwei Beobachtungsreihen, die sich auf die Zeit vom September 1902 bis Februar 1904 und vom Oktober 1904 bis zum März 1905 erstreckten, Werte der Parallaxe des Nebelkernes ermittelt, die natürlich nicht die Genauigkeit der Parallaxenbestimmungen vieler Fixsterne erreichen konnten, aber doch übereinstimmend eine positive Parallaxe von 0,05" bis 0,10" ergeben haben, so dass an ihrer Realität nur ein geringer Zweifel bleibt. Danach würde die Entfernung des Andromedanebels 4 bis 8 Siriusfernen oder 35 bis 70 Lichtjahren entsprechen, der Nebel also zu den unserer Sonne benachbarten Gebilden des gesamten Fixsternhimmels gehören. Der Kern des Nebels, dessen scheinbarer Durchmesser 7" beträgt, würde in Wirklichkeit eine Grösse von 70 bis 140 Halbmessern der Erdbahn haben, im letzteren Falle also den Raum innerhalb der Neptunsbahn füllen, während der 2½° lange grössere Durchmesser dem 6. respektive dem 3. Teil einer Siriusweite gleichkäme.

×   ×

Elektronen Wie die Astronomie in die Welt des unendlich Grossen, so dringt die Physik beständig weiter in die Welt des unendlich Kleinen ein. Besonders sind es die neuen Strahlen, die seit einem halben Menschenalter im Vordergrund des Interesses stehen, deren Entdeckung sich in rascher Aufeinanderfolge häufte und durch deren Erforschung nicht nur die Grundlage der Elektrizitätslehre in sehr kurzer Zeit umgewälzt wurde, sondern die auf unsere Anschauungen von der Natur der Materie überhaupt einen erheblichen Einfluss zu gewinnen scheinen. Die von Newton gelehrte Emanationstheorie des Lichtes nahm das Fortschleudern materieller Teilchen von den leuchtenden Körpern an. Diese Lehre musste der Schwingungstheorie weichen, nach der die Ausbreitung des Lichtes durch wellenförmiges Fortpflanzen von Erschütterungen oder Gleichgewichtsstörungen in dem inponderablen Äther erfolgt. Gleichzeitig wurde eine Elektrizitätslehre entwickelt, die als Grundlage der elektrischen Erscheinungen von einem respektive zwei imponderablen Fluiden ausging, für die man eine weitgehende Teilung, ähnlich der Teilung der ponderablen Materie in Moleküle und Atome annahm. Diese kleinen Elektrizitätsteilchen sollten aufeinander eine Wirkung durch den leeren Raum hindurch ausüben, analog der Wirkung der allgemeinen Gravitation zwischen den ponderablen Stoffen.

Durch die Namen Faraday, Maxwell, Heinrich Hertz wird eine neue Epoche in der Geschichte der Elektrizitätslehre bezeichnet, in der es gelang an Stelle unmittelbarer Fernwirkung elektrischer Körper auf einander die Zwischenwirkung des Äthers zu setzen, wobei zugleich die Lichtschwingungen als eine besondere Art elektromagnetischer Schwingungen erschienen, charakterisiert durch ihre Wellenlänge respektive ihre Schwingungszahl. Aber die Erforschung der sich häufenden neuen Strahlen, deren Entdeckungen in verwirrender Fülle schnell auf einander folgten, rüttelte an der Allgemeinheit dieser Anschauung. Die Röntgenstrahlen werden allerdings auch heute von der Mehrzahl der Forscher für eine Bewegung im Äther gehalten, so dass wir als Ätherwellen nicht nur die elektrischen Wellen nebst den Wärme- und Lichtwellen mit ihrer ultraroten und ultravioletten Fortsetzung auffassen, sondern auch die Röntgenstrahlen und die sogenannten *γ-Strahlen*; wahrscheinlich stellen die beiden letzteren gegenüber den Lichtstrahlen viel kürzere Ätherwellen dar, die nicht periodisch sondern unregelmässig von einzelnen Punkten ausgehen. Aber die vielen anderen Strahlen, die Kathodenstrahlen, die Kanalstrahlen, die als *α-, β-, δ-Strahlen* bezeichneten Strahlen sowie die in jüngster Zeit beobachteten Anodenstrahlen ordnen sich diesem Schema nicht ein sondern müssen als materielle fortgeschleuderte Teilchen aufgefasst werden, nicht unähnlich der Auffassung der Lichtstrahlen in der Newtonschen Emanationstheorie.

Indes, auch zwischen ihnen besteht wieder ein sehr charakteristischer Unterschied. Die positiv elektrisch geladenen Teilchen, die zum Glühen erhitzte Substanz aussenden, die sogenannten *Kanalstrahlen*, die aus einer mit kleinen Löchern oder Kanälen versehenen Kathode in umgekehrter Richtung wie die Katho-

denstrahlen herausgehen, die α-Strahlen, die beim Zerfall der Radiumatome mit grosser Vehemenz fortgeschleudert werden, sowie die Anodenstrahlen erscheinen als eine gemeinsame Gruppe, bei denen sämtlich kleinste Teilchen ponderabler Materie oder materieller Atome, die die Träger der positiven Elektrizität sind, mit grosser Geschwindigkeit sich durch den Raum bewegen. Die Kathodenstrahlen dagegen haben zu der modernen Elektronenlehre geführt und damit zu einer neuen Auffassung der Elektrizität. Indem man von der Voraussetzung ausgeht, dass jedes Teilchen ein und das selbe bestimmte Elementarquantum von Elektrizität mit sich führt, kann man berechnen, dass die Grösse eines Kathodenstrahlteilchens nur den 2000. Teil der Grösse eines Wasserstoffatoms haben kann, des kleinsten der bis dahin bekannten Atome. So kam man zu dem Begriff des *Elektrons* als des Trägers des Elementarquantums der Elektrizität, das eine gewisse Analogie mit dem Elementarteilchen des alten Fluidums hat, wobei aber das Elektron in den Äther eingebettet gedacht und mit ihm verknüpft wird. Die neue auf den Elektronen aufgebaute Elektrizitätslehre lässt also die elektrischen Wellen nicht etwa fallen, umfasst aber eine viel weitere Gruppe von Erscheinungen, als es die Faraday-Maxwellsche Lehre vermochte. Ausser den Kathodenstrahlen zeigen sich als Strahlen von der selben Art, also als Elektronenstrahlen, die sogenannten *weichen Kathodenstrahlen,* die von einer mit bestimmten Metalloxyden überzogenen und zum Glühen erhitzten Kathode ausgehen. Unter der Einwirkung von ultraviolettem Licht auf Metallflächen findet ebenfalls eine Ablösung von Elektronen statt. Auch natürliche Elektronenstrahlungen kennt man. Die β- und δ-Strahlen, die neben den α-Strahlen beim Zerfall der Radiumatome entstehen, haben sich gleichfalls als aus Elektronen bestehend erwiesen.

Die Elektronen haben gleichzeitig unsere Auffassung von der Konstitution der Materie bedeutend modifiziert. Da sie sich als so viel kleiner ergeben als die bisher kleinsten Teilchen, die Atome, so hat das anscheinend regellos anwachsende Gebiet der neuen Strahlen nicht nur dazu geführt mit den Strahlungen über den Begriff der *Ätherschwingungen* hinauszugehen, sondern es verheisst auch neue wesentliche Einblicke in die Körperwelt.

X X

Kurze Chronik Am 15. Oktober verschied plötzlich während der Sitzung des Aufsichtsrates der französischen Sternwarten im Gebäude des Unterrichtsministeriums der Direktor der Pariser Sternwarte M. Loewy im Alter von 74 Jahren. In weiteren Kreisen ist er durch die mit Puiseux gemeinsam unternommene, im Jahre 1894 begonnene Herausgabe eines grossen Mondatlas bekannt, von dem bis jetzt 9 Hefte und 53 Tafeln erschienen sind. Sein wissenschaftlicher Ruf beruht in noch höherem Grade auf seinen systematischen Verbesserungen astronomischer Beobachtungsmethoden. X Am 23. Dezember starb in Paris der Direktor des astrophysikalischen Observatoriums in Meudon, P. J. C. Jansson, im Alter von 82 Jahren. Seine wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigten sich vorwiegend mit der Spektralanalyse. X In London starb am 17. Dezember der Senior der Physik, Lord Kelvin (Sir William Thomson), der ein Alter von 83½ Jahren erreicht hat. Sein Name ist unlöslich mit der Entwickelung der mechanischen Wärmetheorie verbunden. Ganz hervorragend sind auch seine Leistungen in der Mechanik und den verschiedensten Zweigen des weiten Gebietes der Elektrizitätslehre. Gegen die neuesten Anschauungen von der Umwandlung der Elemente, die im Anschluss an die hervorragenden Arbeiten seines Landsmannes Ramsay manche chemischen Grundanschauungen umzuändern scheinen, verhielt er sich durchaus ablehnend.

KUNST

Bühnenkunst / Rudolf Kurtz

Kammerspiele Die starken Eindrücke der Theaterabende sind verblasst. Was blieb? Die Bewegung eines Armes, die Stärke eines Wortes. Die vielen wohlgebildeten Sätze, mitreissende Gleichnisse atmen nicht mehr den Duft der Masken, was blieb? Eine Gebärde, eine Betonung.

Nicht mehr blieb von der *Catherina von Armagnac,* die Reinhardt in den *Kammerspielen* brachte. Es fehlt seinen Schauspielern am Heroischen überall, die Höflich mit ihrer blonden Biederkeit macht das Anschmiegende und Lichte in der weiblichen Psyche selbstverständlich, und das Dunkle bleibt sie schuldig. Die grünen Strahlen, die im Feuer Catherinas spielen, erloschen jäh: sie gab wohltemperierte Durchbildung. Ihre Sprache er-

zählt, aber sie formt nicht aus Finsternissen. Seltsam war es aus diesem Munde die subtilen Abstraktionen Vollmoellers zu hören. Ihr Temperament gibt nichts Glühendes, Geschmeidiges her: sie herrscht im Klima wohnlicher Temperaturen. Und Moissis Tristan wurde in dieser Luftschicht behaglich. Moissi entbehrt des Gleichmässigen und scheint immer den Ansatz zu einem Sprung zu machen: den Tristan hatte er zur Pension in ein bürgerliches Haus gegeben. Er blieb die einfache Stille, das Selbstverständliche des reinen Menschen, das Geblendetsein vor der Schönheit schuldig. Aber er bleibt einer unserer wundervollsten Sprecher. Als er die Ballade sprach, umfing Wind und Woge seine Worte, sie erglühten im reichen Strahlenspiel und die Vokale trugen in die Länder der Levante. Ohne rezitatorische Bemühungen, nur an die eine gerichtet, um die er warb: das Wort von der Gebärde getragen, nicht mit der Bewegung gleichsam erläutert. Und aus diesem Meer blauer Sterne die unerklärliche Fremde gegen den Stil Vollmoellers, der byzantinische Umrisse mit der holden Hingabe von Siena eint. Vollmoeller lässt sich nicht *realistisch* umfärben; die Lösung ist, dass er nur bei strenger Betonung seines Stils menschlich erscheint.

× ×

Räuberaufführung Dass dieses verbürgerlichende Prinzip Reinhardts selbst Stil werden kann, bewies die Aufführung der *Räuber* im *Deutschen Theater*, von nun an Reinhardts grösste Leistung. Das Köstlichste dieser ganz geschlossenen Leistung ist Moissis Franz. Er vermied die Klippen, an denen die Auffassungsversuche zumeist scheitern: er stilisierte sich nicht zum Theaterbösewicht — das tat Wegener, davon ein andermal — noch liess er sich hinreissen Franz zu *nobilitieren*, wie Goethe es einmal unter heftigem Protest nannte. Er entfernte das Ausserordentliche. Sein Franz war kühl und schleichend, bedachtsam in der Wahl seiner Mittel, zäh und jesuitisch. Dabei blieb inneres Feuer immer angedeutet. Er gab einen Durchschnittsmenschen: diese Vereinfachung ist das Ausserordentliche seiner Leistung. Was gibt Franz diese gewisse Grösse? Die Leidenschaftlichkeit seiner Begierden und die Energie seines Handelns. Das mischte Moissi wundervoll. Sein Franz glitt auf Zehenspitzen, war diplomatisch und ein ausgezeichneter Psychologe und sparte mit Stimmanstrengungen. Wie er, wenn der alte Moor mühselig vom Kamin zum Sessel schritt, gleitend hinüberfuhr und ihm die Decke über die Füsse breitete: das war wundervoll. Unvergleichlich wusste er die Komödie auszudrücken, und dass hinter diesem Komödianten ein zweiter Schauspieler war, der ihn agierte. Das erreichte einen Höhepunkt in der aus der Mannheimer Bühnenbearbeitung der *Räuber* hinübergenommenen Szene zwischen Hermann und Franz: wie er geschickt zu steigern wusste, wie sein Instinkt ihn immer empfindliche Stellen antasten liess, für gewagte Meinungen treffsichere Worte formte; und nicht eins dieser getünchten Worte klang grell, ein Blick, eine geschmeidige Wendung machte es zum notwendigen Ausdruck einer Seelenstimmung, die den ganzen Körper sichtbar durchrann; nicht eine dieser rhetorischen Phrasen erregte Mitleid mit dem sentimentalen Medikus, der das Stück schrieb: sie wuchsen organisch aus dieser fliessenden Beredsamkeit. Jedes der Worte hob eine Gebärde aus der von staubigem Bilderdunst verqualmten Atmosphäre; die Unruhe dieser Sprache pulsierte in der geräuschlosen Geschmeidigkeit seiner Bewegungen. Schiller hätte diesen Franz akzeptiert: bis auf die psychopathischen Belustigungen am Schluss. Die Verkuppelung *Schiller-Ibsen*, *Franz-Oswald* vermag Kuriositätsinteresse zu erwecken: notwendig aber ästhetischen Abscheu. Die michelangeleske Vision des Weltgerichts zerriss in das gebrochene Delirieren eines vom Verfolgungswahn Geängsteten. Die Betonung des Pathologischen kann wohl mit einem Stil mitgehen und ihn in ein dekoratives geistiges Milieu setzen: aber sie ist absurd, wenn sie die Gestalt ihres Körpers beraubt, nur um das Knochengerüst deutlicher zeigen zu können. Der einzig mögliche Moment die pathologische Verwirrung Franzens anzudeuten, das hastig-irre Gebet am Schluss: das wirkte bei Moissi trotz entschiedener Übertreibung elementar und gross.

Nach ihm Reinhardts Werk. Die Massenszenen sind unübertrefflich, Erfolge eines Drills, der preussische Feldwebel als Kindergärtnerinnen andeutet. Reinhardt weiss das *Chaotische* der Masse zu suggerieren, den einzelnen in Beziehung zur gesamten Schar zu setzen: das zeigte sich vor allem in der Szene, die den befreiten Roller mit der Schar vorführt, in der nicht ein Schritt geschah, der die Massenwirkung nicht unterstrich. Kein Aus-

auseinanderfallen in Gruppen, jeder wahrte die innere Zusammengehörigkeit. Ganz wundervoll waren die Dekorationen Orliks: der Saal des alten Moor mit dem flurartigen Gang in der Mitte, der Wald mit der verschleierten Lichtstimmung. Die Darsteller waren nicht gleichwertig: der Karl Beregis schwamm immer auf der selben Höhe, die Stimme floss gleichmässig, geschickt um Wirbel herumschnellend. Biensfeld, ein beweglicher nicht selten überlegener Komiker — ich sah ihn einmal in einem Stück Courtelines und wälzte mich vor Lachen — spielte den Spiegelberg: einen zynischen Heroiker, im Kneipenrauch gross geworden, mit allzu deutlicher Übertreibung des nur andeutbar Wirksamen. Er machte eine Possenfigur aus einem Charakter, er wollte den Typus darstellen und vergriff sich im Format. Diegelmann als Schweitzer hatte eine hanseatische Gelassenheit, und Wintersteins Hermann überraschte durch Feinheit der Beobachtung. Problematisch bleibt mir die Amalie. Eine Tugend: nur Laforgue hätte diese Moralität schreiben können. Und die hatte die Höflich ganz. Aber es war grotesk, wenn sie heroisch mit gerafften Seidenröcken im Laufschritt in irgend eine Tür lief. Das Unterhaltsame der Leistung blieben diese Endspurts. Mit der Amalie kann selbst eine grosse Schauspielerin nichts anfangen: sie ist durch eine Schablone gezeichnet. Schablone und Stil ist eine leicht gesehene Verwechselung: das geschah vor hundert Jahren wie es heut geschieht.

× ×

Berliner Bühnen

Diese Kurve führt mich zum *Neuen Theater*, das den *Rudolf Schlosser* in die Öffentlichkeit stiess. Die Konventionalität war mit schöner Ehrfurcht von Dichter und Darstellern gewahrt: und Rudolf Christians, Rudolf Schlossers Verkörperung, ist ein so vollkommener Beherrscher dieser Form, dass man ihn oft in anderen, reineren Regionen wähnte, bis ein allzu unterdrückter Seufzer, eine zu heldische Gebärde und gar zu deutliche innere Gehobenheit den schönen Wahn uns raubte. Es war eine dankbare Rolle mit guten Aufschreieffekten, und er hatte sie gut durchgearbeitet: es fiel nichts unter den Tisch, das der Autor beleuchtet haben wollte. Aber Christians ist der weitaus taktvollere, weitaus begabtere: Wortgebilde, die sich steigerten wie ein fünfmal wiederholtes *Töte!* suchte er seelisch abschwellen zu lassen anstatt einen billigen Lungenerfolg zu erraffen. Er wusste der immer von neuem vorgesetzten Verzweiflung neue Nuancen zu geben, färbte das unveränderliche Auf und Ab durch unerwartete Bewegungen. Die anderen wurden dem Autor gerechter: sie breiteten ihre schönen Mittel wohlig aus: ich hörte — o entkräftigende Erinnerung — ergeben gedämpfte Nasaltöne, behagliche Biederkeit, und bei Frau Reisenhofer sah ich eine Gebärde, die noch das dritte Mal auffiel, beim elften aber schon aus einem Familienroman hergenommen schien. Sie erlahmte am Werk des rüstigen Verfassers.

Der Epilogist hält sich an das Tatsächliche und spricht vom *König Kandaules* des André Gide, den in Franz Bleis vollkommener Umdichtung das *Kleine Theater* (zweimal) spielte. Es liess erkennen, wie nahe die Franzosen den Griechen stehen. Eine wundervoll ruhige, zarte Begebenheit, von einem sehr abgeklärten, zuchtvollen Menschen geschrieben. Abels Gyges war eine Leistung letzter seelischer Geklärtheit. Seit ich Abel (in einem *Stilpe*drama Bierbaums) zum ersten Male gesehen, wusste ich von seiner ganz individuellen, in ihrer persönlichen Nuance unerreichten Kunst. Man gab ihm widerspruchsvolle Charaktere, paradoxe Causeure, die er mit seltsamen Hinterhalten hinlegte. Und nun, in einer tragischen Rolle, als Gyges. Das war wundervoll, rauh, herb, wie aus fabelhaften Hintergründen, an harten Leidenschaften gestählt, von einer meisterhaften Sparsamkeit der Betonung, einem ganz keuschen Zagen vor dem Ausbruch des Gefühls. In jeder Gebärde der Stolz des Armen, die Verachtung des Bedürfnislosen. Der ankündigende Monolog, von nur epischer Schönheit, wurde ein wundervoll abgetöntes Gebilde aus zarten, seelischen Selbstbekenntnissen und leidenschaftslosen Betrachtungen. Und unvergesslich ist der unnachahmliche Stolz seiner aus einem Dämmern erwachenden Gestalt, als er die Worte sprach: ›Auf stolzer Gyges, auf nüchterner Gyges!‹ Sein Gegenspiel, Angelika Gurlitt, hat ein grosses Talent angedeutet. Ihre Nyssia war eine Frau, die in dem Bewusstsein, dass das Grösste dieser Erde ihr Eigen ist, die Einsamkeit liebt. Das Legendäre erblüht im Menschhaften. Ihre Keuschheit entspringt ihrer Hingabe an das grosse Glück, neben diesem Manne leben zu dürfen. Und ganz organisch erwuchs

aus dieser Einsamkeit das glühende Geschöpf, das in Kandaules' Armen die Freuden der Nacht begehrte. Und wiederum schloss es die Kurve der Künstlerin ein, dass ihre Hingabe sich in gleichsam körperlichen Hass verkehrte, der dem Gyges den Dolch in die Hand drückt. Und es war ein grosser Schlussakkord: als nach dem Tod des Königs Nyssia aller weiblichen Pflicht sich entbunden fühlt und Gyges mit einer herben und grossen Gebärde über ihr verächtliches Augenblitzen das Gewand warf. Ziegels Kandaules befremdete mich. Ich hätte nicht geglaubt, dass dieser feine, besonnene Mensch so schematisch sein könnte. Er sprach nachlässig und wie aus einer Höhle, mit vielen Gebärden und überdeutlichem Charakterisieren. Im letzten Akt erst fand er sich in das Bild.

× ×

Tanz der Maud Allan Die Gurlitt hatte ihr Äusseres ein wenig nach der Salome stilisiert. Und sie hatte etwas von dem Irisierenden, durch lichte Schleier Blitzenden der Salome, die fast ein Zeitproblem geworden scheint. Die Darstellungsversuche der Künste berühren nur das einzelne: wie im Mythos verdeutlicht sich das letzte der Gestalt im rhythmisch bewegten Körper, der in der Gebärde alle Möglichkeiten andeuten kann, die die anderen Künste nur einseitig auszudrücken vermögen. Der Tanz der Salome ist das Symbol der elementar geeinten Kräfte. Ein Versuch ihn in Wirklichkeit umzusetzen ist die Salomevision der Maud Allan. Nach der Seelenqual des *Schlosser*dramas (vom Zuschauer aus gesehen) beginnt ein Traum: fremd unerwartet, eine opalene Kugel in blauen Fluten. Schmal, herb in einer Landschaft von Bläue und Dämmer die ekstatisch unbewegte Salome: das unglaubliche Lächeln Beardsleys über das starre Gesicht. Hände lösen sich, vibrieren wie weiss beleuchtete Bänder, der Körper zuckt unter inneren Revolten, jeder Nerv trägt den Druck sichtbar weiter, der ganze Körper ist eine ungeheure Gespanntheit, ein Aufgelöstsein in dem Rhythmus der Seele. Die Arme fliegen, der Körper zuckt, exotische Motive mischen sich in dem Tanz, verächtliche Lüsternheit des Bordells und naive Dämonie fremder Kontinente. Die Spannungen lösen sich in einem Rausch wirbelnder Glieder; Hemmungen schieben sich ein, und unter melancholischen primitiven Bewegungen erstarrt Salome langsam und sphinxhaft. Das eherne Lächeln Beardsleys auf ihrem Antlitz: in den entfremdeten Augen und den in Wollustkrämpfen erkalteten Gliedern spiegelt sich das Wort der Hérodias Mallarmés: »J'aime l'horreur d'être vierge.« Dann: Erwachen aus der steinernen Hypnose, Gelöstheit der Glieder, Laszivität verbotener Häuser, Schamlosigkeit der Matrosenschenken: zuletzt herbe Verachtung in ganz einfachen Linien. Wie im Schleiertanz der Loie Fuller türmt sich der Körper empor und sinkt zusammen, ein Berg von bewegten Falten, niedergebrochen wie ein gefälltes Tier neben dem Haupt Jochanaans, des Täufers. Maud Allans Tanz ist nicht so vollkommen körperlich ausgedrückt. Sie verwendet verblüffend rohe Mittel, lässt es auf einen modellierten Kopf des Täufers ankommen. Und die Gipfelpunkte ihrer Erregung weiss sie nur durch Keuchen und Stöhnen zu markieren. So schmählichen Verrat übt sie an der schönen Seele ihres Körpers.

Der Tanz muss die Fähigkeit haben durch den Körper restlos zu wirken: polare Gegensätze durch eine Muskelschwellung sinnlich zu machen. Das Hineinspielenlassen fremder Mittel wirkt unkünstlerisch, wie etwa natürliche Blumen in einem Gemälde. Die Beihilfe der natürlichen Mittel vergröbern die Kunst: und der visionäre Tanz der Maud Allan kann ein wundervolles Tonikum ermüdeter Nerven sein, wenn sie es aufgibt das geheimnisvolle Zucken der Salomelippen durch Requisiten Makartschen Genres zu banalisieren.

× ×

Kurze Chronik Im Dezember 1907 starb Georg Engels, der uns oft zu begeistertem Lachen hinriss. Der wenigen einer, denen Humor eine Form der Charakteristik war. × Der volkstümliche Komiker Wiens, Girardi, gastiert im Berliner *Thaliatheater;* über seine Art gelegentlich ein paar Worte. × Anfang Februar wurde in Berlin das *Hebbeltheater* eröffnet: sein Programm deutet auf die Jüngeren. × Ein unersetzlicher Verlust betraf es noch kurz vor seiner Eröffnung: im Januar starb sein erster Regisseur Richard Vallentin: ein feiner und erfinderischer Kopf, dessen Pläne Grosses hoffen liessen. Er besass die seelische Empfindlichkeit des geborenen Regisseurs dem Kunstwerk einen Stil abzusehen, Wort, Mensch und Umwelt in einen Einklang zu setzen.

VERANTWORTLICH FÜR DIE REDAKTION HERMANN REHLÄNDER IN REHFELDE · VERLAG DER SOZIALISTISCHEN MONATSHEFTE G. M. B. H. IN BERLIN · DRUCK: VEREINIGTE VERLAGSANSTALTEN GUSTAV BRAUNBECK & GUTENBERG-DRUCKEREI A. G. IN BERLIN

5. Heft | 5. März 1908

CONRAD SCHMIDT · ZUR ERINNERUNG AN KARL MARX

SEIT Marx am 14. März 1883 die Augen schloss, sind 25 Jahre einer reichen sozialen und ökonomischen Entwickelung ins Land gegangen; manches ist anders gekommen als er sich dachte, manches auch im innern Gefüge seiner Theorie ist durch weitere Erfahrung, manches durch kritische Untersuchungen erschüttert. Seine geschichtliche Grösse, die unvergleichliche Bedeutung, die ihm in der modernen Arbeiterbewegung wie als Erschliesser neuer Horizonte für die gesamte geistige Bewegung zukommt, wird dadurch nicht beeinträchtigt. Dass Systeme nicht für die Ewigkeit gebaut sind, dass es sozusagen zu ihrer Natur gehört mit neuen Einsichten auch neue Widersprüche zu bieten, die dann als Stachel und Antrieb zu immer weiteren Änderungsversuchen drängen: davon konnte niemand gründlicher durchdrungen sein als Marx und Engels, die ja in jeder Hinsicht den Standpunkt historischer Relativität hervorkehren. Nicht darin, dass ein gegliederter Gedankenbau reine und definitive Wahrheit enthält — wo gäbe es dergleichen ausserhalb des Gebietes der exakten Wissenschaften? —, sondern darin, dass er in der Entwickelung des menschlichen Erkennens einen Gipfel darstellt, an dem das Denken fürder nicht mehr vorbei kann, gründet sich sein Wert und seine Wirksamkeit. Wie niemand, der in die Probleme der menschlichen Erkenntnistätigkeit irgend tiefer eindringen will, an der Kantischen Vernunftkritik vorbeikommt, ja wie jeder Versuch eines Fortschrittes hier zugleich auch die Form einer Kritik jener Vernunftkritik annehmen muss, sich nur durch eine solche Auseinandersetzung legitimieren kann, ganz analog ist die Bedeutung des Marxschen Lebenswerkes auf dem Gebiete der sozialen Wissenschaften. Seine Geschichtsphilosophie, seine Auffassung von Wesen und Ziel der Arbeiterbewegung in der modernen Gesellschaft, seine Analyse der kapitalistischen Volkswirtschaft: dieser grossartige in einander greifende Ideenkomplex hat in dem sozialen Denken ebenso Epoche gemacht wie die Arbeiterbewegung in dem realen gesellschaftlichen Leben selbst.

Die politisch revolutionäre Leidenschaft verbindet sich bei Marx mit einem leidenschaftlichen Machtstreben der Intelligenz die verstreuten Erscheinungen in ihrem Zusammenhang zu erfassen, ihr Neben- und Nacheinander durch Aufdeckung verborgen waltender Gesetzmässigkeit dem Einheit suchenden Ver-

stande durchsichtig zu machen, das Reich begreifender Erkenntnis auszudehnen. So scharf er die eng gezogenen Schranken sah, die der Umsetzung jeder nicht zugleich von starken sozialen Interessen getragenen Erkenntnis in die Praxis des gesellschaftlichen Lebens gesetzt sind, so beissend er daher die Ideologen mit ihren abseits von der Wirklichkeit ersonnenen Verbesserungsplänen verspottete, so sehr war er zugleich auch überzeugt von der Kraft des Denkens durch die Erscheinungen zum *Wesen* vorzudringen und von der Wirksamkeit, die es im Rahmen und in Anerkennung jener Schranken auch für die Praxis erhalten kann. In seinem geistigen Entwickelungsgange bildet — er selbst hat wiederholt mit Nachdruck darauf hingewiesen — sein Studium der deutschen idealistischen, insonderheit der Hegelschen Philosophie eine Etappe von entscheidender Wichtigkeit. Wie phantastisch immer die metaphysischen Voraussetzungen des Fichte-Hegelschen Philosophierens waren, die universalistische Tendenz dieser Systeme, die Perspektiven, die die auf den Gedanken einer immanent notwendigen Entwickelung basierte Hegelsche Geschichts- und Geistesphilosophie eröffnete, die *dialektische Methode* Hegels, in der neben metaphysischen Vorurteilen und unfruchtbarem Schematismus auch eine wunderbare Spürkraft der begrifflichen Zergliederung zu tage tritt, mussten in einem Geiste wie dem Marxschen eine Saat fruchtbarster Anregungen hinterlassen, die Energie und die Geschmeidigkeit des Denkens in ihm mächtig steigern.

Die Herausbildung seines eigenen Standpunktes vollzieht sich bei ihm Hand in Hand mit der Kritik der überkommenen Philosophie. Er verwirft die Hegelschen Lösungen, aber die Art, wie er nun sich selbst die Probleme stellt und durch begriffliche Verarbeitung des geschichtlich Stofflichen die Linien der Entwickelung aufzudecken sucht, zeigt, wie seine an Hegel geübte Kritik ihn gefördert, ihm Winke für die eigene Forschung gegeben hat. Ohne das Rüstzeug einer solchen Schulung, ohne das Orientierungsmittel einer solchen Kritik ist es schwer vorstellbar, dass er die Gedankenmassen, die ihm durch die Klassenkämpfe Frankreichs und Englands, die Geschichtschreiber der grossen französischen Revolution, die klassischen Vertreter der bürgerlichen Nationalökonomie, die utopistischen Sozialisten zugetragen wurden, zu einem so einheitlich geschlossenen Ganzen hätte ausgestalten können. Marx mag sich täuschen, wenn er Hegels dialektische Methode, nach Abzug der darin enthaltenen Metaphysik, im Nachwort zum ersten Band des *Kapitals* als wesentlich identisch mit seiner eigenen Methode darstellt. Wertvolle Anstösse hat sein nach einheitlicher Zusammenfassung und genetischer Erklärung des sozialen Lebensprozesses strebendes und insofern selbst philosophisches Denken gewiss von jener *Dialektik* erhalten.

Der Durchbruch des jungen Marx zu einer streng naturalistischen, alle metaphysische Dogmatik — freilich auch die Probleme der Kantischen Erkenntnistheorie — prinzipiell ablehnenden Welt- und Lebensanschauung ist durch die Feuerbachsche Religionskritik, die die Religion als blosse Widerspiegelung des noch nicht zu klarem Selbstbewusstsein vorgedrungenen *menschlichen Wesens* darstellt, aufs wirksamste gefördert worden. Die in Ruges *Deutsch-französischen Jahrbüchern* veröffentlichten Marxschen Aufsätze, in denen der durch preussische Zensurschikanen aus der *Rheinischen Zeitung* herausgedrängte Feuerkopf die kritische Auseinandersetzung mit dem philosophischen

Lehrmeister seiner Jugend eröffnete, zeigen, welche Bedeutung als Reizmittel zur *Selbstverständigung* die Grundideen des Feuerbachschen *Humanismus* für ihn erhielten. Die damals in Paris begonnene kritische Revision der Hegelschen Rechtsphilosophie, von der in Ruges Zeitschrift die Einleitung erschien, mündete — so hat Marx etwa anderthalb Jahre später in der berühmten Einleitung zu seiner *Kritik der politischen Ökonomie* erklärt — in dem Ergebnis, »dass Rechtsverhältnisse wie Staatsformen weder aus sich selbst zu begreifen sind noch aus der sogenannten *allgemeinen Entwickelung des menschlichen Geistes,* sondern vielmehr in den materiellen Lebensverhältnissen wurzeln, deren Gesamtheit Hegel . . . . unter dem Namen *bürgerliche Gesellschaft* zusammenfasst, dass aber die Anatomie der bürgerlichen Gesellschaft in der politischen Ökonomie zu suchen« sei. Ein Ergebnis, das ihm auch den entscheidenden Gesichtspunkt an die Hand gab, der ihn fortan bei der Erforschung der politischen Ökonomie, seiner theoretischen Lebensaufgabe, leitete. In lapidaren Sätzen, deren jeder ganze Kolonnen von Gedanken zusammenpresst, hat er an dieser Stelle das allgemeine Resultat, zu dem ihn seine Untersuchung weiterführte, formuliert. Eine Welt von neuen Fernsichten eröffnet sich, und eine Welt von Fragen. Die Zusammendrängung jener *Resultate* auf zwei knappe Seiten war schwerlich anders als durch eine Ausdrucksweise möglich, die die ungeheure Kompliziertheit der geschichtlichen Zusammenhänge in stark abkürzender Vereinfachung skizziert. Und diese Art der Darstellung bot selbstverständlich offene Angriffsflächen. Riss man die hier gegebene Formulierung der *materialistischen Geschichtsauffassung* aus dem Ganzen des Marxschen Lebenswerkes heraus statt sie im Zusammenhang damit einschränkend zu erläutern, so konnte es an Einwänden nicht fehlen. Hiess es nicht in der Formulierung: »Die Produktionsweise des materiellen Lebens b e d i n g t den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozess überhaupt«, während doch offenbar alle diese Sphären in dem Verhältnis wechselweiser Bedingtheit stehen? War da nicht die Rede von der »ökonomischen Struktur der Gesellschaft« als der »realen Basis«, auf der sich »ein juristischer und politischer Überbau erhebt, und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewusstseinsformen entsprechen«, während die Existenz jeder entwickelteren ökonomischen Struktur doch ebenso wieder die Geltung bestimmter staatlich garantierter Rechtsregeln als bedingendes Moment erheischt? Haben Bewusstseinsformen, zum Beispiel Religion und Wissenschaft, die hier wie Recht und Politik als »Überbau« bezeichnet werden, nicht die ökonomischen Verhältnisse in wesentlicher Weise mitbestimmt? Setzt nicht die Fortentwickelung zum modernen Kapitalismus eine entsprechende Entwickelung der Technik, und diese eine solche der Mathematik und Naturwissenschaften voraus? Was soll es heissen, wenn »die Epochen sozialer Revolution« nach ihrer Verursachung darauf zurückgeführt werden, dass die »Produktions- oder Eigentumsverhältnisse« aus »Entwickelungsformen der Produktivkräfte« in deren »Fesseln« umgeschlagen seien? Gibt es nicht Anreize und Tendenzen zu sozialer Revolution und weitgreifenden Verschiebungen der Eigentumsverhältnisse ganz unabhängig von einer solchen Vorbedingung, von der des übrigen nicht klar wird, in welcher Weise sie Motive für das gesellschaftliche Handeln auslöst?

Engels hat mit vollem Recht darauf geantwortet, dass Marx schon als ein an der Hegelschen Dialektik geschulter Kopf eine derartig plumpe Gegenüber-

stellung *bedingender* und *bedingter* Momente, wie sie ihm eine an den Wortlaut sich klammernde Polemik vorwirft, unmöglich im Sinne gehabt haben kann. Und man braucht auch zum Beispiel nur im *Kapital* den Abschnitt über die *ursprüngliche Akkumulation* zu durchblättern, um sich zu überzeugen, welch ausserordentliche Bedeutung Marx politischen Machtverhältnissen und Konstellationen, die sich jedenfalls nicht restlos aus ökonomischen Bedingungen ableiten lassen, für die Umwälzung der Eigentums- und Produktionsverhältnisse beimisst. Aber eine hierauf sich stützende Zurückweisung jener Polemik muss konsequenterweise auch die Unzulänglichkeiten, die dieser epigrammatisch zusammenfassenden Formulierung anhaften, als solche anerkennen; und es erwächst damit die Aufgabe nach Umbildungen des grossartigen Gedankenkerns zu suchen, die alles nicht strikt Erweisbare ausschalten, ihn auf einen eindeutig klaren, nicht weiter anfechtbaren Ausdruck bringen. Wie in der theoretischen Nationalökonomie jedes weitere Vordringen notwendig durch das *Standard*werk des Marxschen *Kapitals* hindurchführt, so wird jedes ernste Ringen um die Probleme evolutionistischer Geschichtsphilosophie durch die grossartige Konzeption der Marxschen Geschichtsauffassung hindurch müssen, an ihr sich kritisch zu orientieren haben. Der gesicherte Kern und Angelpunkt dieser *Auffassung* wird nicht sowohl in einer Reihe historischer Tatsachen, die durch fortschreitende historische Forschung eventuell ja wieder in Zweifel gezogen werden könnten, zu suchen sein sondern — ein Wort von Engels deutet schon nach dieser Richtung — in einer spezifisch bestimmten *Methode*, die gesellschaftliche Entwickelung zu betrachten, in einer Methode, deren Rechtfertigung in ihrer Fruchtbarkeit an neuen Problemstellungen und Einsichten gegeben ist, die sich aber ihrer Grenzen kritisch bewusst bleibt und keineswegs dem unerfüllbaren Ehrgeiz nachhängt die Rolle einer Universalmethode zur Lösung aller geschichtlichen Fragen spielen zu wollen.

Wenige Jahre nach jenem ersten kritischen Hervortreten in Ruges Journal erschien, am Vorabend der achtundvierziger Revolution, Marx' mit Friedrich Engels zusammen verfasstes unvergängliches *Kommunistisches Manifest*. Mit Windesflügeln war sein Geist in dieser kurzen Spanne Zeit vorangestürmt. Schon in Marx' glänzend geistvoller Streitschrift gegen Proudhons drollig hegelianisierende *Philosophie des Elends* /1847/ hatte sich sein neugewonnener, überall auf den geschichtlichen Charakter der Ökonomie und die sie bestimmenden Produktionsverhältnisse zurückgreifender Standpunkt im Umrisse erkennen lassen. Aber die Macht, die diesem Neuen innewohnte, die revolutionäre Glut, die es in seinem Schosse barg, blickt dort doch nur in einigen wenigen Momenten durch. Man hört einzelne Trompetenstösse. Im *Manifest* aber brausen die Fluten einer nie gehörten wild-erhabenen Symphonie. Das Pathos der ergreifendsten Tragödie tritt hinter die packende Gewalt dieser weltgeschichtlichen, in einen mächtigen Kampfruf aushallenden Wirklichkeitsvisionen zurück. Der Gedanke greift allen rhetorisch ausmalenden Bilderschmuck verschmähend nach dem knappsten, nervigsten Ausdruck und schreitet wie mit stählernem Schwerterklang einher.

Die proletarische Bewegung, die in den Aufständen, den Streiks, den verbotenen Koalitionen, dem politischen Chartismus der englischen Arbeiter ihren damals bedeutsamsten Ausdruck gefunden, wird als notwendiges Erzeugnis der gesellschaftlichen Entwickelung dargestellt, die der von ihr erzeugten Bewegung

notwendig auch das Ziel setzt und die Bedingungen und Mittel zu dessen Verwirklichung aus sich erschafft. Der Fortgang der Gesellschaft aus ihrer mittelalterlich feudalen zur modernen Form schliesst als bestimmendes und treibendes Moment die Umwälzung der Produktionsweise in sich. Aus der feudalen Naturalwirtschaft, der kleinen handwerksmässigen Warenproduktion wuchs, die produktiven Kräfte unermesslich steigernd, der Kapitalismus hervor, der mit der Revolutionierung des äusseren Lebens auch die ganze überkommene Vorstellungs- und Denkweise von Grund aus umgestalten musste. In diesem welthistorischen Prozess war die aufstrebende Bourgeoisie die Führerin, und aller Reichtum, den die Kooperation der Arbeit vereinigt mit der neuen Technik erzeugte, floss ihr als Leiterin der Produktion, als Herrin der vergrösserten Betriebe zu. Der Gegensatz von Ausbeutern und Ausgebeuteten, den die Wirtschaft aller früheren Gesellschaften einschloss, nahm in dem Gegensatze von Bourgeoisie und Proletariat, von Kapitalist und Lohnarbeiter nur neue Formen an. Aber eben jene Produktivitätsentwickelung, die die neue Klasse emportrug, verbürgt am Ende den Ausgebeuteten der kapitalistischen Gesellschaft Sieg und Befreiung: eine Zukunft, in der, was die Gesellschaftsglieder brauchen, planmässig im Auftrag und durch Organe der Gesellschaft, die sich in den Besitz der Produktionsmittel gesetzt hat, produziert wird, in der alle technischen Errungenschaften der Grossproduktion gleichmäsig zum Vorteil aller ausgenutzt und unbegrenzt gesteigert werden können.

Nicht die Möglichkeit, nein, die N o t w e n d i g k e i t einer solchen Entwickelung ist, wenn anders die Gesellschaft nicht hoffnungsloser Selbstzersetzung verfallen soll, nach Auffassung des *Manifests* durch die Tendenzen der ökonomischen Bewegung sicher garantiert. Marx folgert das aus dem Phänomen der Handelskrisen, die ihm als untrügliches Zeichen gelten, dass die kapitalistischen Produktions- und Eigentumsverhältnisse — so lange bedingende Momente, Entwickelungsformen für das Wachstum der produktiven Kräfte — zu eng geworden sind, um den in ihnen produzierten Reichtum noch zu fassen. Erzeugnisse der kapitalistischen Produktion, wie es die Krisen sind, müssen sie in dem Masse an verheerender Wirkung zunehmen wie die kapitalistische Produktion sich selbst ausdehnt und weitet. Die Bourgeoisie, die die Zaubermittel der modernen Technik zu ihrem Dienst herbeigerufen, gleicht dem Hexenmeister, der die zitierten Geister nicht mehr los wird. Jeder neue Fortschritt der Produktion zieht in progressiv wachsendem Grade die Überproduktion und damit das furchtbare Elend immer weiter um sich greifender Arbeitslosigkeit hinter sich her. Es zeigt sich damit, dass der Kapitalismus Tendenzen in sich birgt, die mit dem Bestande der Gesellschaft selbst in unauflöslichem Widerspruche stehen. Er wird je länger je mehr unfähig, seinen Sklaven auch nur die nackte Existenz, die Möglichkeit zur Arbeit zu gewähren. Die Gesellschaft kann nicht unter ihm leben, sie muss bei Strafe des Untergangs aus ihm heraus. Dem Klassenkampf der Proletarier, der von partikularen Erhebungen und gewerkschaftlichem Zusammenschluss zu grossen politisch revolutionären Aktionen fortschreitet, sind Weg und Ziele durch jene unabänderlich gegebene Notwendigkeit vorgezeichnet. Es gilt für das Proletariat die Staatsmacht zu erobern und sie dann auszunutzen zu »despotischen Eingriffen« in den Wirtschaftsorganismus, die, die Bahn zu einer völligen Sozialisierung freimachen.

Ausdrücklich sind diese Ansichten über Art und Triebkraft der sozialen Fort-

entwickelung von Marx in seinen späteren Schriften nicht zurückgenommen. Aber schon die eine Tatsache, dass sich seine Analyse der modernen Ökonomie im *Kapital* nicht darauf zuspitzt durch eine Theorie der Überproduktion und der Handelskrisen diese Thesen des *Manifests* logisch zu begründen spricht sicherlich dafür, dass ihm ein zwingender Beweis für die einer allgemeinen Katastrophe zusteuernden Selbstzersetzungstendenzen des Kapitalismus nicht möglich schien. Wohl findet man Anklänge an den frühern Gedankenkreis, aber gekreuzt und verwoben mit wesentlich anderen Anschauungen, solchen, die heute unserer Partei in Fleisch und Blut übergegangen sind. Die gegenwärtige Sozialdemokratie denkt sich in ihrer ungeheueren Mehrheit die Entwickelung zum Sozialismus als bedingt durch ein allmähliches, auch wirtschaftliches, Aufsteigen des Proletariats im Rahmen der gegebenen Wirtschaftsordnung. Sie setzt also bei ihrer Rechnung in scharfem Gegensatz zum *Manifest* statt des zunehmenden Bankerotts vielmehr eine auf jede absehbare Zeit sich steigernde Produktionskraft und Tragfähigkeit der kapitalistischen Ökonomie voraus. Denn wie anders wäre sonst ein *Aufstieg* möglich? Damit hängt dann aber auch eine Schätzung der im Kapitalismus zu verrichtenden sozialen und politischen Gegenwartsarbeit, ein Vertrauen auf friedliche Formen der Entwickelung zusammen, das dem Geist des *Manifests* nicht weniger zuwiderläuft.

Es ist bekannt, dass es in erster Reihe diese sogenannte *Katastrophentheorie* war, bei der die revisionistische Kritik mit ihrer allgemeinen Forderung einsetzte sich klar zu werden, was heute vom Marxismus noch lebendig sei, und was zum blossen, unnütz weiterweg geschleppten Rudiment geworden. Die kritische Vergleichung der Theorie mit dem Parteibewusstsein, wie es sich unter den gegebenen Verhältnisen notwendigerweise bilden und in der Praxis betätigen musste, die Konfrontierung der Doktrin mit den von der realen Entwickelung zu tage geförderten neuen Tatsachen, das Streben alles, was in der Theorie sich als überlebt herausstellt, auszumerzen — und sei es, wie jene dialektisch revolutionäre Umschlagsperspektive, der genialste und obendrein auch agitatorisch reizvollste Einfall — ist von dem Geiste des Marxismus selbst gefordert. Er bedarf, um zu leben, der steten umbildenden Anpassung an das Leben. Diese Modifizierung der Ansichten über den voraussichtlichen Gang der Evolution gibt übrigens ein Beispiel, an dem die oben ausgesprochene Meinung, dass die materialistische Geschichtsauffassung in erster Reihe als Methode geschichtlicher Betrachtung zu fassen sei, sich näher verdeutlichen und illustieren liesse. Sieht man das Wesen jener Geschichtsauffassung in einer Reihe positiver Thesen, so unter anderm in der, dass die Entwickelung einer gegebenen Produktionsform — hier der kapitalistischen — dadurch bedingt sei, dass die Produktivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch zu den vorhandenen Produktionsverhältnissen (Eigentumsverhältnissen) geraten, dass diese zu Fesseln einer weiteren Entfaltung der Produktionskräfte werden, so scheint die heute im Sozialismus dominierende Auffassung, die, auf Erfahrung gestützt, die Tendenz eines sich immer schärfer zuspitzenden Widerspruches zwischen den kapitalistischen Produktionsverhältnissen und den in ihnen entwickelten Produktivkräften leugnet oder mindestens bezweifelt, in offenem Widerspruch zu dem *historischen Materialismus* zu stehen, und zwar gerade darum, weil sie realistisch mit der real gegebenen, nicht einer konstruierten ökonomischen Bewegung rechnet. Sie zieht dabei gewiss die technische Entwickelung als einen der wichtigsten Faktoren in betracht, jedoch in einer

andern Weise als jene These und das *Kommunistische Manifest* es tun. Der anscheinende Widerspruch verschwindet erst, wenn man das Wesen der materialistischen Geschichtsauffassung in einer Denkart sieht, die, ohne den gesellschaftlichen Entwickelungsrhythmus auf eine einheitlich bestimmte Formel zu bringen, vorerst nur den ganz allgemein orientierenden Gesichtspunkt geltend macht: dass die Wandlungen der Gesellschaft (die historisch vergangenen wie die als Ziel erstrebten) prinzipiell in ihrer Beziehung zu den Wandlungen des ökonomischen Prozesses, der ökonomische Prozess aber nach dem Zusammenhang, der in ihm jeweils zwischen den technischen Entwickelungstendenzen und denen der Produktions- und Eigentumsverhältnisse besteht, zu betrachten sei. Wie immer sich die Auffassungen mit den Verhältnissen geändert haben und weiter ändern, in diesem ihrem allgemeinsten, sozusagen formalen Sinn bleibt die materialistische Geschichtsauffassung ein von der modernen Arbeiterbewegung unablösbares Moment, eine Handhabe sich über ihre Lage wie die Richtungslinien ihres Vormarsches klar bewusst zu werden. In diesem Sinne wird sie auch die wissenschaftliche Erforschung des Gesellschaftslebens mit immer neuen Fragestellungen befruchten.

Nur in flüchtigem Vorüberstreifen wie des *Kommunistischen Manifests* kann der riesigen Gedankenleistung des *Kapitals* gedacht werden, des tiefstdringenden Versuchs den ökonomischen Lebensprozess der modernen Gesellschaft in seinem innersten Gefüge klarzulegen. Jahrzehnte intensivster Arbeit, begrifflich analysierender wie historisch forschender, sind darin aufgespeichert. Marx' Ziel ist den Prozess, ausgehend von dessen allgemeinen Bestimmungen und von da aus zu den spezielleren fortschreitend, zur vollen Klarheit des Begriffes zu erheben. Die Produktion in diesem ökonomischen Prozess erscheint zunächst dadurch charakterisiert, dass nicht ein Teil der Güter, wie auch in früheren Gesellschaftsformationen, sondern deren Gesamtheit für den Austausch, als *Ware* produziert wird. Die Form, in der der Austausch sich vollzieht, kann nur die Geldform sein. Mit der notwendigen Beziehung zwischen Ware und Geld beschäftigt sich der erste Abschnitt. Daran schliesst sich die Untersuchung, aus welchem Grundverhältnis — unter der Voraussetzung, dass der Austausch dem denkbar einfachsten Gesetze Austausch gleicher Arbeitsgrössen zu sein unterworfen ist — die Kapitalfunktion des Geldes in der modernen Waren produzierenden Gesellschaft begreiflich sei. Die näheren Bestimmungen hinsichtlich der modernen Warenproduktion, dass sie eine durch Kauf, und zwar durch Kauf der Produktionsmittel und der Arbeitskräfte vermittelte Produktion für den Verkauf ist, liefern den Schlüssel zur Erklärung. Im Lohn braucht der Unternehmer dem Arbeiter nur so viel Geld zu zahlen als zum Ankauf der zur Lebensfristung notwendigen Gütermenge erforderlich ist. Das Geldquantum des Durchschnittslohns richtet sich dann also, sofern der Austausch Austausch von Arbeitsäquivalenten ist, nach dem Arbeitsquantum, das zur Erzeugung jener Gütermenge durchschnittlich verausgabt werden musste. Wenn aber der Unternehmer dem Arbeiter in Lohnform eine Anweisung auf eine Gütermenge von 5 Arbeitsstunden gibt, hindert ihn nichts den Arbeiter länger, etwa das Doppelte der Stundenzahl, in seinem Betriebe wirken zu lassen. In dem zusätzlichen — das heisst zum Kostpreis der verbrauchten Produktionsmittel zusätzlichen — Preise des Produktes erzielt der Unternehmer dann natürlich einen Überschuss, *Gewinn*, durch den sein angelegtes Geldvermögen ein sich verwertendes Vermögen, *Kapital* wird. Und

dieser Überschuss bestimmt sich — immer unter jener Voraussetzung, dass der Austausch, also auch der Umsatz von Ware gegen Geldware, Austausch gleicher Arbeitsgrössen ist — nach der im Kapitalprodukt enthaltenen Menge von Überschuss- oder *Mehrarbeit*. Je mehr *Mehrarbeit* der Kapitalist aus dem einzelnen Arbeiter herausschlägt, und je mehr Arbeiter sein Kapital ihm dauernd zu beschäftigen erlaubt, um so grösser wird im Durchschnitt auch sein jährlicher Gewinn sein. Von dieser Grundlage aus analysieren die drei Bände des Werkes den Produktions- den Zirkulations- und den Gesamtprozess des Kapitals, eine Analyse, die zugleich den untrennbaren Zusammenhang der Produktions- und der Verteilungsverhältnisse klarlegt.

Freilich, so unvergleichbar das Marxsche System alle Systeme früherer Ökonomisten durch scharfe Herausarbeitung der Methode, durch die Fülle neuer Ausblicke und Präzisierung des historischen Standpunktes überragt, seine Lösungen münden in neue Fragen. Es lässt sich nicht wohl leugnen, dass jene von Marx allzu anspruchsvoll als *Wertgesetz* betitelte Hypothese, nach der der Austausch prinzipiell als Austausch gleicher Arbeitsgrössen zu denken ist, ihn in Widersprüche verwickelt, die ohne Umbildung der von Marx eingeschlagenen Methode nicht beseitigt werden können. Aber wenn er so in seiner Lösung neue Aufgaben stellt, hat er zugleich die Richtpunkte und Wege zu ihrer Bearbeitung vorbereitet.

Wie die materialistische Geschichtsauffassung als Methode gedacht und die begriffliche Analyse des *Kapitals* in innerer Beziehung zu einander stehen, lässt sich an jenem früher schon erwähnten Abschnitt über die *ursprüngliche Akkumulation* am lichtvollsten erkennen. Nachdem Marx den Begriff der spezifisch *kapitalistischen* Warenproduktion und -verteilung in den wesentlichsten Grundzügen analytisch entwickelt hat, macht er ihn zum Ausgangspunkt und Leitfaden einer historischen Untersuchung, die, indem sie sonst für sich vereinzelt behandelte Tatsachen in ihrer Beziehung zu dem grossen umfassenden ökonomischen Umwandlungsprozess, als treibende Momente in der Genesis der kapitalistischen Wirtschaft erfasst, nach allen Seiten neues Licht verbreitet. Aus dem Begriff der *kapitalistischen Ökonomie* ergibt sich, dass die Verwandlung von Ware und Geld in Kapital die »Scheidung zwischen den Arbeitern und den Eigentümern an den Verwirklichungsbedingungen der Arbeit« wie die Anhäufung grösserer Geldmassen in einzelnen Händen voraussetzt. Er fragt nun weiter: wie denn diese Voraussetzungen unter konkreten geschichtlichen Verhältnissen, speziell in England, realisiert wurden. Problemstellung und Untersuchung in diesem Abschnitt sind typisch für die Art, wie Einheit und Überblick durch Hervorkehrung des ökonomischen Gesichtspunktes im Durcheinander des massenhaften historischen Materials gewonnen werden können.

Überall weisen die Tendenzen, als deren Träger Marx gewirkt hat, ins Weite, Grenzenlose. Und so — was auch den Stempel zeitlicher Bestimmtheit tragend von Einzelgliedern seines Werkes fallen mag — wandert seines Geistes Geist, *unendlich Licht mit seinem Licht verbindend*, mit kommenden Geschlechtern in die Zukunft fort. Die Theorie, nicht eine als fertiger Besitz dogmatisch fixierte sondern als eine in dem Prozess der Selbstkritik sich fort und fort entfaltende, wird mit der unaufhaltsam vorrückenden Arbeiterbewegung, sie befruchtend und von ihr befruchtet, Hand in Hand gehen.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

MAX SCHIPPEL · MARXISMUS UND KOLONIALE EINGEBORENENFRAGE

»UND diese matte, saft- und kraftlose Prediger-denkweise macht den Anspruch sich der revolutionärsten Partei aufzudrängen, die die Geschichte kennt?« FRIEDRICH ENGELS

I

IN früheren Heften suchte ich das folgende darzulegen: Einmal, dass der Gedanke die Siedelungskolonisation, diesen einen wichtigen und vielleicht noch immer wichtigsten Teil der gesamten Kolonialpolitik des europäischen Kulturkreises, *prinzipiell* abzulehnen für vernünftige und denkende Parteigenossen niemals auch nur einen Augenblick in Erwägung kommen könne. *Grundsätzlich* war diese eine Frage eigentlich, nach den jüngsten verlegenen Zugeständnissen der vermeintlichen prinzipiellen Kolonialgegner, überhaupt nicht mehr strittig. Es blieb deshalb für dieses eine Gebiet nur noch übrig die mitunter noch beliebte Verwechselung zurückzuweisen von grösserer kolonialer Selbständigkeit und Selbstregierung mit dem Erlöschen der siedelungskolonialen Tätigkeit selber. Das Schlussergebnis war alsdann, dass wahrscheinlich auf Jahrzehnte hinaus die Besiedelungsausdehnung des europäischen Kulturkreises, deren glänzendstes Beispiel bisher die Vereinigten Staaten von Amerika boten, in Vollkraft weiter als eine der machtvollsten, umwälzendsten Kulturbewegungen wirken werde.

Ferner suchte ich zu entwickeln: Die unaufhörlich höheren Stufen entgegeneilende europäische[1]) Produktion könne, was ihren, immer rapider anschwellenden Riesenbedarf an Erzeugnissen anderer Zonen anlange, immer weniger die rückständigsten Produktionsweisen in den unentbehrlichen tropischen und subtropischen Liefergebieten neben sich dulden. Zwischen den beiden, immer untrennbarer auf einander angewiesenen Wirtschaftswelten genüge längst nicht mehr, wie die bürgerliche Kolonialtheorie des Manchestertums für alle Zukunft annehmen zu dürfen glaubte, die lose Verbindung des freien Handels, der offenen Tore, nicht mehr der freie Eintausch und Einkauf alles dessen, was wilde, barbarische und selbst mehr oder weniger zivilisierte Eingeborene in ihrer überlieferten urwüchsigen Art schaffen.[2]) Sondern

[1]) Über die abkürzenden, freilich ungenauen Ausdrucke *europäisch, aussereuropäisch, überseeisch, exotisch, Wirtschaftszone* vergl. meinen Artikel *Tropenerschliessung und europäische Wirtschaftsentwickelung* in diesem Bande der *Sozialistischen Monatshefte*, pag. 82, Note 1.

[2]) Ich gehe, wie ich kaum zu sagen brauche, von einer ganz anderen Auffassung der Kolonial- und Weltpolitik aus als Franz Mehring in seiner Schrift *Weltkrach und Weltmarkt* /Berlin 1900/. Die Schrift Mehrings zeichnet sich jedoch dadurch aus, dass sie in ganz richtiger historischer Erkenntnis die Übereinstimmung ihrer grundlegenden Anschauungen mit der altliberalen manchesterlichen Weltwirtschaftstheorie und internationalen Politik ausdrücklich betont; nach ihr wäre es Aufgabe des Sozialismus die preisgegebenen bürgerlichen Ideale weiter hochzuhalten: »Die Weltpolitik der grossen Industrie [?] hat zum erstenmal enthüllt, welche ungeahnten Kräfte im Schosse der gesellschaftlichen Arbeit schlummern: Unterjochung der Naturkräfte, Maschinerie, Anwendung der Chemie auf Industrie und Ackerbau, Dampfschiffahrt, Eisenbahnen, elektrische Telegraphen, Urbarmachung ganzer Weltteile, Schiffbarmachung der Flüsse, ganze aus dem Boden hervorgestampfte Bevölkerungen; man lese nur die beredte Schilderung des *Kommunistischen Manifestes*! Freilich nannte sich die Theorie dieser Weltpolitik — *Manchestertum*. Allein so verrufen das Schlagwort bei den deutschen Arbeitern sein mag, so wenig ist es die Art der deutschen Arbeiter sich durch Schlagworte ins Bockshorn jagen zu lassen. Als ihnen vor 20 Jahren ihre Abneigung gegen das Manchestertum zum Narrenseil gedreht werden sollte, sagte der Züricher *Sozialdemokrat* den Bismärckischen Schlaumeiern kurz und treffend: Ist's euch solch' Greuel uns

dem europäischen Kapitalismus in seinem modernsten Aufstreben falle mehr und mehr eine neue, revolutionäre Aufgabe zu, deren Fortführung sich einst eine noch höhere, sozialistische Wirtschaftsweise gleichfalls nicht entziehen könnte: die Aufgabe nämlich auch in den kulturfernen Liefergebieten seiner (und unserer) Rohstoffe und seiner (und der grossen Bevölkerungsmasse) Lebens- und Genussmittel die Produktion, an Ort und Stelle selber, zu steigender, genügender Leistungsfähigkeit, Mengenergiebigkeit und Preisbilligkeit emporzutreiben, die Produktivkraft innerhalb der primitivsten, zurückgebliebensten Gemeinwesen zu heben oder doch mindestens die Aufgabe durch grosse, dem Innern entlegener Erdstriche zustrebende Verkehrsanlagen die bisher verschlossenen, unbeweglichen Schätze der Natur und der primitiven Erzeugung dem Weltmarkt und dem europäischen Verbrauch erstmals erreichbar und mit der Zeit immer zugänglicher zu machen. Je stürmischer der kapitalistische Aufschwung daheim, desto unaufhaltsamer die notwendigen ökonomischen Umwälzungen übersee, weil wir ohne rasch wachsende Zufuhrmengen von Baumwolle, Wolle, Jute, Hanf, Kautschuk und Guttapercha, von exotischen Hölzern, Rinden, Wurzeln, Ölen und Harzen, von Erzen, Metallen und Edelmetallen, von Kaffee, Kakao, Tee, Reis, Tabak, Gewürzen und Spezereien entweder hilflos verkümmern und verschmachten müssten, oder weil der ungestörte Fortbestand rohester exotischer Produktionsweisen uns mit ständiger Rohstoff- und Lebensmittelteuerung und sogar mit Verwüstung und Verschüttung aller Lebensquellen unserer wirtschaftlichen Zukunft bedroht.

Welche neuartigen Rückwirkungen ergeben sich nun, aus diesen unwiderstehlichen modernen Wirtschaftsbedürfnissen Europas heraus, für die Angehörigen und Vertreter der tieferen, absterbenden überseeischen Wirtschaftsordnungen? Oder, mit anderen Worten, wie berühren oder bekämpfen sich, unter dem unvermeidlichen wirksameren und entschlosseneren Hinübergreifen Europas in entlegenere Produktionssphären, nunmehr die Interessen der Weissen und der Eingeborenen?

Denn darüber ist kaum ein Wort zu verlieren, dass eine wesentliche und ununterbrochene Umformung des primitiven Produzierens selber, wie sie an der Wende des 19. und 20. Jahrhunderts vielleicht als das grösste kapitalistische Zeitproblem dasteht, viel ernstere internationale Eingriffe und Vorstösse voraussetzt als jene mehr äusserliche Angliederung primitiver Völkerschaften an den europäischen Handel und Warenaustausch, mit der einst die bürgerliche Welt-

Schulter an Schulter mit dem Manchestertum zu erblicken, nun zum Teufel, so treibt nicht eine Reaktionspolitik, die noch um ganze Menschenalter hinter das Manchestertum zurückgeht! Das Kraftwort ist heute wieder sehr am Platze gegenüber den patriotischen Weltpolitikern. Es ist unbillig das Manchestertum nach deutschen Manchesterleuten zu beurteilen. Sie waren immer, auch in ihrer verhältnismässig frischesten Zeit, verwaschene Kopieen nicht einmal des englischen Originals sondern der auch schon verwaschenen französischen Kopie. Wer das Manchestertum in der ihm eigentümlichen historischen Bedeutung kennen lernen will, der lese sein bedeutendstes Geschichtswerk, Buckles *Geschichte der Zivilisation in England* . . . Es ist sehr leicht in dem monumentalen Bau verwitternde Steine auszuspüren, es ist noch viel leichter den praktischen Manchesterleuten, etwa einem Cobden, diesen oder jenen Widerspruch, diesen oder jenen Rückfall in überlebte Anschauungen nachzuweisen; trotzalledem bleibt es dabei, dass, wer das Manchestertum überwinden will, sich zunächst einmal mit dem durchdringen muss, was es historisch geleistet hat.« Das letzte bestreite ich keineswegs; ich hoffe aber oben gezeigt oder mindestens zum Nachdenken darüber angeregt zu haben: warum mit der Weiterentfaltung — nicht mit dem Krach — unserer europäischen Produktion die alte Weltpolitik vollkommen hilflos versagte und deshalb zu ihren Vätern versammelt wurde. Am allerwenigsten hat meines Erachtens die Arbeiterklasse die Aufgabe unrettbar Überlebtes wieder von den Toten zu erwecken.

wirtschaftstheorie und Weltpolitik auskommen wollte. Werden freundliche Gesinnungen und Akte, bloss belehrende und aufklärende Traktätchen ferner noch ausreichen, wenn man nicht nur an den Küsten und in den Häfen zum Tausch anzuregen gedenkt, sondern wenn man mitten im Innern der Ländereien und Reiche der Eingeborenen ausgedehnte Siedelungen gründen oder wenigstens europäisches Produktions- und Transportkapital sicher und lebendig funktionierend inmitten der umgebenden Barbarei anlegen will? Oder tauchen hier grosse Interessengegensätze und Kämpfe auf zwischen eingewurzelter alter und vordrängender neuer Wirtschaftsordnung, zwischen tieferer und oft tiefster Produktionsweise einerseits und höherer und oft höchster Wirtschaftsstufe andererseits?

II

AUCH diese Frage stellen heisst eigentlich, für einen Marxisten, sie schon beantworten. Denn es ist geradezu die historische Grundauffassung des Marxismus, dass die bisherigen privilegierten Nutzniesser einer tieferen Wirtschaftsstufe niemals gutwillig den Vorkämpfern der höheren Stufe weichen, dass niemals gleichsam wie unter dem Einfluss einer prästabilierten *Interessenharmonie* die Repräsentanten der alten Wirtschaftsordnung bloss durch geschickte Belehrung und eindringliche Aufklärung in Anhänger oder gar Selbstvollstrecker einer neuen Wirtschaftsordnung umgewandelt werden können, dass mit anderen Worten das werdende und aufstrebende Höhere sich immer nur im Konflikt, nur im Kampf mit dem Überlieferten und geschichtlich Gewordenen, nur aus eigener Kraft, durch eigene Machtorganisation und Machtanwendung emporringen könne. Gewiss gibt es unter den Nutzniessern des Alten häufig einzelne Individuen, die sich dem vorwärtsdrängenden Neuen nicht entgegenstemmen, die sich ihm sogar begeistert anschliessen, aber sie bleiben für die Gesamtentscheidung vereinzelte, verlorene Ausnahmen. Es lässt sich sogar denken, dass unter ganz besonderen Umständen ein bestimmter Konflikt sich einmal in mehrseitige, vielleicht gar allgemeine Harmonie und Bundesgenossenschaft der sozialen Interessengruppen auflöst. Doch ist das erst recht seltenster Ausnahmefall, und solange uns keine ganz exzeptionellen Voraussetzungen überzeugend nachgewiesen sind, werden wir Marxisten stets von der Regel, vom Konflikt ausgehen. Entgegengesetzte Entwickelungsvorstellungen und Erwartungen verhöhnen wir bekanntlich seit jeher gern als *Harmoniedusel* und *saft- und kraftlose Predigerdenkweise*.

Ist es gar so schwierig diesen marxistischen Grundgedanken auf die Kolonialprobleme folgerichtig anzuwenden? Fast scheint es so, denn auf jeden Fall ist unsere neueste Parteiliteratur zur Kolonialfrage eine Verleugnung aller sozialgeschichtlichen marxistischen Grundanschauungen.

III

GREIFEN wir zur Verdeutlichung den ebenso bekannten wie einfachen und schlagenden Vorgang der Siedelungskolonisation heraus! Der weisse Siedelungskolonist vertritt hier gegenüber Rot- und Schwarzhäuten und sonstigen Farbigen mit ihrer »rückständigsten Wirtschaft« und »winzigen Produktionskraft« unbestreitbar die höhere Wirtschafts- und damit Gesellschaftsordnung, die »Erhöhung der Produktiv-

kraft«, die »höchsten Produktionsmethoden«. Wie erwähnt, sieht das sogar der Genosse K. Kautsky trotz aller prinzipiellen Kolonialgegnerschaft ein: »Gegen diese Art Kolonialpolitik dürfen wir uns sicher nicht ablehnend verhalten . . . ., man hat sie vielmehr als einen gewaltigen Hebel der menschlichen Entwickelung anzuerkennen.«[3])

So weit ganz gut. Doch nunmehr zur realen Auseinandersetzung zwischen jener »Rückständigkeit« und diesen »höchsten Produktionsmethoden«. Mit einem Male treten uns in unserer jüngsten Parteischrift diese entscheidenden ökonomisch-historischen Gegensätze auf der nächsten Seite, ganz wie bei einem kleinen ethisch-ästhetischen Vulgärmarxisten — ich hoffe mich in der neuesten, politisch ungemein wichtigen Parteiunterscheidung nicht vergriffen zu haben — in ganz anderer Kennzeichnung und Schilderung entgegen, nämlich als »freier und kühner Wilder« einerseits und andererseits als »beschränkte Bauern und Kleinbürger, die aus Europa kommen«. Und zu unserem wachsenden Erstaunen wird uns alsdann als edelmarxistischer Tiefsinn verkündet: »Die freie und kühne Eigenart des Wilden erschien den beschränkten Bauern und Kleinbürgern, die aus Europa kamen, als sittenloses Heidentum und teuflische Bosheit. Da [!] entstanden leicht Konflikte, die tiefe und endlose Feindseligkeit hervorriefen. So [!] ist es in den bäuerlichen Kolonieen zu einer systematischen andauernden Aufklärungsarbeit unter den Wilden nirgends gekommen«[4])
Also daran lag es, dass die Weltgeschichte in mehreren Erdteilen so gründlich verfahren wurde: die vordringenden Träger einer höheren Wirtschaftsordnung waren zu beschränkt, um die Wilden über die Schönheiten einer unaufhaltsamen, grundstürzenden, sozialen Neuordnung aufzuklären, und darum klappte eben alles — auseinander statt interessensolidarisch zusammen. Wie marxistisch: nicht etwa vulgär- sondern edelmarxistisch! Etwas pfiffiger, und alles hätte wie geölt gehen können.

Wie verliefen jedoch bei der Siedelungskolonisation, rein ökonomisch-historisch betrachtet, die Dinge meist in Wirklichkeit? Wie mussten sie fast immer verlaufen? Der Wilde ist, in seinem Sinne, der ausschliessliche Herr des ganzen strittigen Landes. Bei seiner primitiven Wirtschaftsordnung braucht er sogar das ganze Land, sagen wir: wie bei den Zulus — und ähnlich, aber noch einfacher, bei den nordamerikanischen Indianern — als Wohnstätte und Gartenland im innersten Ring, als ausgedehnte Viehtrift in der zweiten Zone und, was darüber hinausliegt, als unentbehrliches, weithin sich erstreckendes Jagdgebiet, an das sich wiederum die Aussenjagdgründe des Nachbarstammes anschliessen. Man breche ein Glied aus dieser Kette von urwüchsigen ökonomischen Zusammenhängen heraus, und diese ganze Wirtschaftsordnung empfängt die schwerste Wunde, verblutet sich und bricht rettungslos zusammen. Aufzuklären ist hier zunächst sehr wenig; der mitten in diesem Getriebe sich festnistende, neue weisse Ansiedler muss dem Wilden als Eindringling, Schädling und Zerstörer erscheinen. Wiederum, wenn der Weisse Ansiedler werden soll — selbst unseren Parteisegen hat er nunmehr, wenigstens prinzipiell —, so muss er aus dem naturwüchsigen, kunstvoll verschlungenen und verbundenen Gefüge der Eingeborenen- und Stammeswirtschaft die seinen Produktions- (und Absatz-) -bedürfnissen entsprechenden Bodenflächen herausschlagen und herausschneiden. Der selbe Boden kann nicht Weide für Büffel

[3]) Vergl. Karl Kautsky *Sozialismus und Kolonialpolitik* (Berlin 1907) und meinen Artikel *Kolonialpolitik* in diesem Bande der *Sozialistischen Monatshefte*, pag. 3 ff.
[4]) Vergl. Kautsky, loc. cit., pag. 26.

und Jagdgrund und Lebensquelle für Indianer und Zulus bleiben und zugleich umfriedetes, vor Einzelwild und wilden Herden geschütztes Ackerland für Weisse sein. Die höhere europäische Produktionsweise muss auf ihre Geltendmachung verzichten oder sie muss gegen die niedere Wirtschaftsordnung das revolutionäre Machtmittel gebrauchen, das bisher noch bei allen grossen ökonomischen Revolutionen im Vordergrund stand: die Enteignung, die Expropriation.[5]) Wenn bei uns das fortschrittshemmende feudale Eigentum nicht einfach der bürgerlichen Aufklärung wich, wenn das abermals zum Hemmschuh werdende kapitalistische Eigentum kaum vor unserer Aufklärungstätigkeit kapitulieren wird, so gehört eine übermenschliche Einbildungskraft oder Gedankenlosigkeit dazu den vielstufigen Todessprung — nicht wie bei uns von einer Stufe zur nächsten sondern über Jahrhunderte und mitunter Jahrtausende der Kulturentwickelung hinweg — aus dem rohesten stammeskommunistischen Besitz in den modernen bäuerlichen und kapitalistischen Betrieb nach europäischem Vorbild, ohne Konflikte, lediglich von der Macht des *Gutzuredens* zu erwarten. Für uns Marxisten könnte dann nur noch die Frage übrig bleiben, ob wir die wahrscheinlich oder ganz sicher ausbrechenden Interessenkonflikte mehr mit den Augen von Zulukaffern und Indianern oder von Europäern ansehen sollen. Und auch hier heisst die Frage stellen sie beantworten.

Dieser Konsequenz kann sich schliesslich unser Edelmarxist selber bis zu einem gewissen Grade nicht entziehen. Denn er spricht grossmütig von Reservaten, mit denen sich die Eingeborenen der Siedelungskolonieen an Stelle ihres alten Vollbesitzes schliesslich begnügen müssten, auf denen sich, neben den neuen Ansiedlern, die eingeborene Bevölkerung immer noch dann ernähren könnte, »wenn man diese *unterrichtete* und *bildete* und mit der neuen Produktionsweise vertraut machte«.[6]) Aber was sind solche Reservate, um in unserer tradionellen Parteisprechweise zu bleiben? Enteignung mit einer zugebilligten Entschädigung, die in diesem Falle in Landesteilen und Revieren besteht; aber es bleibt hierbei doch die Expropriation, von den Vertretern der höheren Wirtschaftskultur angewendet gegen die, selbstverständlich fast stets widerstrebenden Vorbesitzer und Vertreter einer überwundenen Produktionsweise. Und wie wenig im Ernste Reservate auf die Dauer bedeuten, weiss manches eingeborene Volk gleichfalls aus eigener Erfahrung, so dass diese Entschädigung erst recht nur murrend und erzwungen ertragen wird: sowie das verlorene, expropriierte Land von Weissen vollbesiedelt ist oder das Reservatgebiet — wie neuerdings in Natal durch Kohlenfunde — sonstige Anziehungskraft gewinnt, setzt gegen die Reservatländereien ein ähnlicher Expropriationsprozess ein wie vorher gegen den Kern des Stammbesitzes. Reservatrechte der Rückständigkeit für die Ewigkeit gibt es nun einmal nicht, und wir, als am

[5]) Friedrich Engels sagt in seinem *Ursprung der Familie* (5. Auflage /Stuttgart 1892/, pag. 112): »Alle bisherigen Revolutionen sind Revolutionen gewesen zum Schutz einer Art des Eigentums gegen eine andere Art des Eigentums. Sie können das eine nicht schützen, ohne das andere zu verletzen. In der grossen französischen Revolution wurde das feudale Eigentum geopfert, um das bürgerliche zu retten; in der Solonischen musste das Eigentum der Gläubiger herhalten zum Besten des Eigentums der Schuldner ... In der Tat, von der ersten bis zur letzten sogenannten *politischen* Revolution sind sie alle gemacht worden zum Schutz des Eigentums einer Art und durchgeführt durch Konfiskation, auch genannt *Diebstahl*, des Eigentums einer andern Art.« Auch bei den kolonialen Umwälzungen tritt natürlich nur eine höhere Form des Besitzes und Betriebes an Stelle einer niederen Form, aber deswegen bleiben sie doch, in marxistischer Sprechweise, grosse ökonomische und politische Revolutionen fortschrittlichster Art.

[6]) Vergl. Kautsky, loc. cit., pag. 25.

wenigsten konservative Partei, werden sie am allerwenigstens anerkennen oder neuschaffen wollen.

Wollen und können wir also, wie das neuerdings selbst von prinzipiellen Kolonialgegnern als zulässig zugestanden wird, die Siedelungskolonisation nicht aus der Welt schaffen, so tun wir gut auch die notwendig daraus emporwachsenden Konflikte nicht zu übersehen und zu leugnen. Entweder, oder! Es ist ein unhaltbarer und unmöglicher wissenschaftlicher und politischer Standpunkt das unvermeidliche und, wie man allseits nunmehr zugesteht, kulturfördernde Ringen zweier Wirtschaftsordnungen zugleich marxistisch und — wie man sonst bei uns zu sagen pflegt — *harmoniedusclig* zu beurteilen. Die letzte Art der Auffassung war zwar innerhalb der altliberalen bürgerlichen Theorie durchaus konsequent, denn diese ganze Theorie baute sich auf auf der Vergötterung der einen grossen Triebkraft aller kulturellen und sozialen Fortschritte: der freien wirtschaftlichen Vereinbarung, des gleichen ökonomischen Gebens und Nehmens zwischen den Warenbesitzern, zwischen den Klassen im Innern und zwischen den Völkern nach aussen. In die marxistische Denkweise jedoch passen alle solche Auffassungen überseeischer Umwälzungen wie die Faust aufs Auge.

IV

ZUDEM zäumt unser Edelmarxist, was die Eingeborenenfrage betrifft, wieder einmal, wie wir das allmählich bei ihm gewöhnt werden, das Pferd beim Schwanze auf. Er billigt, obwohl schüchtern und mehr für gestern als für heute und morgen, die Siedelungskolonisation trotz der bisher meist eingetretenen *Vernichtung* und *Verdrängung* der eingeborenen Landvorbesitzer. Dagegen gerät er in die unbezähmbarste heiligste Entrüstung, wenn in tropischen und subtropischen Erdstrichen die zweite Art der europäischen Kolonisation zwar die Eingeborenen am Leben lässt, sie aber *ausbeutet*, das heisst zunächst doch nur allgemein: arbeiten lässt! Vernichten? Unter Umständen: ja! Arbeiten lassen? Nie und nimmer! Denn, vergessen wir unseren Marxismus nicht: jede Arbeit für andere, sogar die heutige Lohnarbeit europäischen Zuschnitts ist mit Mehrarbeit, Ausbeutung verknüpft. Erst für den Zukunftsstaat werden die Wilden, unter Preisgabe ihrer bisherigen Produktions- und Lebensweise, in moderner Weise arbeiten dürfen.

Ist diese Stellungnahme wirklich noch marxistisch?

Ich fürchte zunächst, die meisten Eingeborenen selber werden einen solchen Sachwalter ihrer Interessen trotz aller beizubringenden *Aufklärung* wie einen recht sonderbaren Kauz und Heiligen spöttisch belächeln. Denn das Vernichtetwerden oder Verhungernmüssen galt bisher noch jederzeit den dabei passiv interessierten Menschen als das Schlimmere im Vergleich zum Weiterleben, wenn auch, wie durch die Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch, als Abgabenpflichtige oder als Fronbauern oder als Lohnarbeiter. Hätte die zivilisierte Menschheit auf fast allen ihren Entwickelungsstufen nicht dieser Wertung von Dasein und Mehrarbeit gehuldigt, so wären heute die meisten nicht da, die man als oft recht fröhliche Lebewesen ringsum auf der Erde sich tummeln sieht. Den Heineschen Spottvers auf das Horazische *Dulce et*

decorum est brauche ich hier nicht zu wiederholen. Aber darauf sei hingewiesen, dass Friedrich Engels sogar die Sklaverei für einen riesenhaften Fortschritt gegenüber dem Totschlagen und Totgeschlagenwerden und sonstiger Vernichtung erklärte:

»Selbst für die Sklaven war dies ein Fortschritt; die Kriegsgefangenen, aus denen die Masse der Sklaven sich rekrutierte, behielten jetzt wenigstens das Leben, statt dass sie früher gemordet oder noch früher gar gebraten wurden.«[7])

Und nun hören wir bei dieser Gelegenheit gleich Engels weiter, wie er die Mehrarbeit, für gewisse soziale Entwickelungsstufen natürlich, nicht als Ruin jeder Kultur, sondern als unentbehrlichsten, machtvollsten Kulturhebel, als Voraussetzung jedes Kulturfortschrittes geradezu preist:

»Es ist sehr wohlfeil über Sklaverei und dergleichen in allgemeinen Redensarten loszuziehen und einen hohen sittlichen Zorn über dergleichen Schändlichkeit auszugiessen. Leider spricht man damit weiter nichts aus als das, was jedermann weiss, nämlich, dass diese antiken Einrichtungen unseren heutigen Zuständen und unseren durch diese Zustände bestimmten Gefühlen nicht mehr entsprechen. Wir erfahren aber damit kein Wort darüber, wie diese Einrichtungen entstanden sind, warum sie bestanden, und welche Rolle sie in der Geschichte gespielt haben. Und wenn wir hierauf eingehn, so müssen wir sagen, so widerspruchsvoll und so ketzerisch das auch klingen mag, dass die Einführung der Sklaverei unter den damaligen Umständen ein grosser Fortschritt war. Es ist nun einmal Tatsache, dass die Menschheit vom Tiere angefangen und daher barbarische, fast tierische Mittel nötig gehabt hat, um sich aus der Barbarei herauszuarbeiten. Die alten Gemeinwesen, wo sie fortbestanden, bilden seit Jahrtausenden die Grundlage der rohesten Staatsform, der orientalischen Despotie, von Indien bis Russland. Nur wo sie sich auflösten, sind die Völker aus sich selbst weiter vorangeschritten, und ihr nächster ökonomischer Fortschritt bestand in der Steigerung und Fortbildung der Produktion vermittelst der Sklavenarbeit. Es ist klar: Solange die menschliche Arbeit noch so wenig produktiv war, dass sie nur wenig Überschuss über die notwendigen Lebensmittel hinaus lieferte, war Steigerung der Produktionskräfte, Ausdehnung des Verkehrs, Entwickelung von Staat und Recht, Begründung von Kunst und Wissenschaft nur möglich vermittelst einer gesteigerten Arbeitsteilung, die zu ihrer Grundlage haben musste die grosse Arbeitsteilung zwischen den die einfache Handarbeit besorgenden Massen und den die Leitung der Arbeit, den Handel, die Staatsgeschäfte und späterhin die Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft betreibenden wenigen Bevorrechteten. Die einfachste, naturwüchsigste Form dieser Arbeitsteilung war eben die Sklaverei. Bei den geschichtlichen Voraussetzungen der alten, speziell der griechischen Welt konnte der Fortschritt zu einer auf Klassengegensätzen gegründeten Gesellschaft sich nur vollziehen in der Form der Sklaverei.«[8])

Für uns, als überzeugte Marxisten, ist also niemals schon deswegen eine Entwickelung verhängnisvoll, fortschrittsfeindlich und darum zu verwerfen, weil sie auf irgendwelcher, selbst der rohesten Form der Ausbeutung beruht. Vielmehr erscheint gerade uns, an der Hand gerade unserer grossen Lehrmeister, die gesamte soziale Entwickelung der Länder des europäischen Kulturkreises, von einem gewissen Zeitraum ab, als notwendige stufenweise Folge von immer reiferen, höheren Ausbeutungsformen: von der Sklaverei angefangen — dem »grossen Fortschritt«, unter bestimmten Voraussetzungen, und zwar »selbst für die Sklaven«, die nunmehr der *Vernichtung* entgingen — über die Leibeigenschaft hinweg bis zur allermodernsten europäischen Lohnarbeit. Bis zur euro-

[7]) Vergl. Friedrich Engels *Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft*, 3. Auflage /Stuttgart 1894/, pag. 190.
[8]) Vergl. Engels, loc. cit., pag. 189.

päischen Gegenwart dürfen wir sagen: ohne die jeweils adäquate Form der Ausbeutung, das heisst Mehrarbeit, kein grosser ökonomischer Fortschritt!

»Ohne Sklaverei kein griechischer Staat, keine griechische Kunst und Wissenschaft; ohne Sklaverei kein Römerreich. Ohne die Grundlage des Griechentums und des Römerreiches aber auch kein modernes Europa. Wir sollten nie vergessen, dass unsere ganze ökonomische, politische und intellektuelle Entwickelung einen Zustand zur Voraussetzung hat, in dem die Sklaverei ebenso notwendig wie allgemein anerkannt war. In diesem Sinne sind wir berechtigt zu sagen: ohne antike Sklaverei kein moderner Sozialismus.«[9])

Nun wiederholt sich in den Kolonieen und sonstigen überseeischen Erdstrichen vieles aus der ältesten europäischen Wirtschaftsgeschichte von neuem. Selbstverständlich nicht immer in genau dem gleichartigen Ablauf, und sehr häufig in abgekürztem Verfahren. Aber deshalb braucht man nicht immer gleich den Sprung aus der Menschenfresserei in den Zukunftsstaat für denkbar zu halten. Indianer, Zulus, Farbige der mannigfaltigsten Rassen stehen, wie gleichfalls Friedrich Engels den Parteigenossen nahezubringen suchte, in der Wirtschafts- und Gesellschaftsentwickelung um Jahrhunderte hinter den ersten geschichtlichen Griechen und Römern zurück, über die wir abermals um Jahrhunderte hinausgewachsen sind. Sollen wir solche Wilden zwar allenfalls zu gunsten der Siedelungskolonisation *vernichten* und *verdrängen* dürfen, aber niemals den viel weniger menschenfeindlichen Gedanken hegen können: sie würden ihren allmählichen Aufstieg zur Kultur, genau wie unsere Vorfahren, durch eine Reihe von Ausbeutungsstufen, mindestens durch die Lohnarbeit hindurch, vollziehen? *Grundsätzlich* und *prinzipiell* können wir also in der Kolonialfrage nicht sagen: wir seien jederzeit gegen jede Kolonisation, bei der irgendwelche Ungleichheit und Ausbeutung an Stelle der alten Stammesgleichheit tritt. Denken wir doch nicht einmal bei uns selber daran unsere bestehende Ausbeutung, die Lohnarbeit, von heute auf morgen abschaffen zu können, und halten wir doch für manche europäische Länder die raschere Herausbildung einer Klasse von Lohnarbeitern, also Ausgebeuteten, aus Kleinbauern und Kleinhandwerkern für einen grossen und notwendigen Fortschritt. Um so mehr können wir für unser kolonialpolitisches Verhalten von vornherein lediglich die eine Richtlinie vorzeichnen: dass wir, gleich den weiterblickenden bürgerlichen Kolonialpolitikern, jede rohere Ausbeutungsform verwerfen und bekämpfen, die bereits durch eine höhere, mildere Form ersetzt werden kann — wobei wir die letzte konkrete Entscheidung natürlich für jeden einzelnen Fall von den vorliegenden, sehr vielgestaltigen Tatsachen und Umständen abhängig machen müssen.[10])

Und wer, wie unser Edelmarxist, bei der Siedelungskolonisation ruhig Kamele

[9]) Vergl. Engels, loc. cit., pag. 191.

[10]) Im Einzelfalle haben Marx und Engels zuweilen viel zögernder geurteilt als bürgerliche Reformer. Zum Beispiel über die Abschaffung der Negersklaverei in den amerikanischen Südstaaten. Hierzu schreibt Marx 1847 (vergl. das *Elend der Philosophie* /Stuttgart 1885/, pag. 103): »Ohne Sklaverei keine Baumwolle; ohne Baumwolle keine moderne Industrie ... Ohne die Sklaverei würde Nordamerika, das vorgeschrittenste Land, sich in ein patriarchalisches Land verwandeln. Man streiche Nordamerika von der Weltkarte, und man hat die Anarchie, den vollständigen Verfall des Handels und der modernen Zivilisation. Lasst die Sklaverei verschwinden, und ihr streicht Amerika von der Völkerkarte.« Und Engels erklärt 1884 das »vollkommen richtig für das Jahr 1847«, erst später sei »die Abschaffung der Sklaverei möglich« geworden, »und selbst dann hatte sie zur Folge den Ruin des Südens«. Ich halte das eine und das andere für falsch, für eine falsche Abschätzung der Tatsachen von 1847 und 1884, aber so wenig für unsozialistisch wie oben die allgemeinen Ausserungen über Sklaverei.

zu schlucken bereit ist, sollte vollends bei der tropischen Kolonisation nicht *predigerhaft jämmerlich* Mücken seihen. Denn es ist wirklich nicht allzu schwer zu begreifen und es wird durch die ganze neuere Kolonialgeschichte bestätigt, dass gerade die tropische Kolonisation niemals so vernichtenden Raubbau mit Menschenkräften treiben darf wie es die Siedelungskolonisation nicht nur tun kann sondern nach Meinung der aktiv Beteiligten oft sogar tun muss. Die tropisch koloniale Produktion braucht die Eingeborenen so bitter notwendig wie das tägliche Brot, weil Weisse in solchen Erdstrichen wohl die Produktion organisieren, aber nicht selber arbeiten können. Die Eingeborenen bilden hier das unentbehrliche, unersetzliche Reservoir von Arbeitskräften; und wie der Kapitalismus bei uns, um seiner eigenen Zukunft willen, der ersten greuelvollen Verwüstung von kindlichen und weiblichen Menschenleben Einhalt gebieten musste, so erwachte in allen tropischen Kolonisationsrevieren nach den ersten brutalen Vorstössen und Auseinandersetzungen das Streben durch einen gewissen Eingeborenenschutz auch späteren europäischen Generationen die Fortsetzung der überseeischen Betriebe zu sichern: durch Sicherung der farbigen Arbeitskräfte. Auf den ersten, kurzsichtig profitgierigen Menschenraubbau der Pflanzer, die nach ein paar Jahren bereichert wieder von dannen ziehen möchten, und denen es im übrigen gleichgültig ist, in welchem Zustand sie das fremde Land zurücklassen, folgt fast immer und überall — um an Bekanntes anzuknüpfen — eine weiterblickende Dernburgpolitik. Das war in England so und ist heute in Deutschland und sonstigen Ländern nicht anders. Sogar der Kampf weiterblickender kapitalistischer Kolonialpolitiker gegen die dauernde, nicht ganz vorübergehende Einführung von fremden Farbigen — vor allem von indischen und chinesischen Kulis — erklärt sich aus ähnlichen durchschlagenden Erwägungen. Dass hier noch unendlich viel zu tun bleibt, ist selbstverständlich; und dabei mitzuwirken oder dabei selbst die Führung zu übernehmen, erscheint wiederum selbstverständlich als eine unserer ersten kolonialpolitischen Aufgaben. Aber die eingeborenenfeindlichen Wirkungen der tropischen Kolonisation sind gar nicht zu vergleichen mit den vernichtenden Tendenzen der Siedelungskolonisation. Der nordamerikanische Bauer brauchte keine Indianer als Farmknechte. Er brauchte nur das alte Indianerland, und deswegen jagte er die Rothäute aus ihren uralten Stammsitzen auf. Er brauchte nur Ruhe vor so gefährlichen und unruhigen Nachbarn, und deshalb choss er wie wildes Raubzeug ab, was sich mit Späherblicken in seine Nähe wagte. Wo sind deshalb die Eingeborenen fast ganz verschwunden? In den grossen siedelungskolonialen Erdstrichen: in Nordamerika, in Australien, in Teilen Südafrikas. »Sie beruhen nicht auf der Ausbeutung und Unterdrückung der Eingeborenen«, frohlockt unser Edelmarxist über diese, von ihm gebilligten Siedelungskolonieen. In der Tat treffend bemerkt; denn die Eingeborenen sind hier noch etwas mehr als ausgebeutet und unterdrückt, nämlich ausgerottet worden. Und die Kunst Tote auszubeuten ward bis zur Stunde nirgends erfunden und geübt. Weil aber die andere Art der Kolonisation vernünftigerweise gar nicht so weit gehen kann und darf, deswegen können und dürfen wir eben, belehrt uns Genosse K. Kautsky, höchstens für die — Siedelungskolonisation sein, deren Zeit nur leider, nach dem selben zuverlässigen Gewährsmann, schon endgültig vorüber ist.

V

ICH habe oben vielfach Engelssche Darlegungen zustimmend herangezogen. Allerdings, muss ich hinzufügen, ist Engels nicht ganz davon freizusprechen, dass er durch seine fesselnden Schilderungen der alten klassenlosen Stammesgemeinwesen mit den Anstoss zu jener recht kritiklosen Überschätzung des *kühnen und freien Wilden* gegenüber dem *beschränkten*, dünkelhaft aufgeblähten und rohen Europäer gegeben hat, wie sie heute in parteigenössischen Kreisen und Kundgebungen mitunter zum Ausdruck kommt. Früher trat das viel mehr zurück, und Friedrich Engels selber hat, neben allem gespendeten Lob, auf die kulturhemmenden, zivilisationsfeindlichen Schattenseiten der primitiven Verbände offen hingewiesen.

So heisst es bei ihm von den amerikanischen Indianern: sie hätten »mit wenig Menschen ein ungeheures Gebiet besetzt« und sich gegenseitig »durch ewige Kriege geschwächt«. Der Irokesenbund, die fortgeschrittenste gesellschaftliche Organisation, zu der es die Indianer überhaupt brachten, nahm sofort im Gefühl seiner Stärke einen angreifenden Charakter an und hatte auf der Höhe seiner Macht »grosse Landstriche ringsum erobert und die Bewohner teils vertrieben teils tributpflichtig gemacht«, er wurde »der Schrecken des ganzen Landes, von den grossen Seen bis an den Ohio und Potomac«.

Die einzelnen griechischen Völkchen, lesen wir weiter, »führten unaufhörliche Kriege um den Besitz der besten Landstriche und auch wohl der Beute wegen; Sklaverei der Kriegsgefangenen war bereits anerkannte Einrichtung«. Gleich darauf wird über die griechische Heldenzeit berichtet: der alte Krieg von Stamm zu Stamm sei bereits in systematische Räuberei zu Land und zur See, um Vieh, Sklaven, Schätze zu erobern, in regelrechte Erwerbsquelle ausgeartet. Die deutschen Gefolgschaften wurden »nur durch fortwährende Kriege und Raubzüge zusammengehalten, der Raub wurde Zweck«.

Zusammenfassend wird dann geurteilt:

»Vergessen wir aber nicht, dass diese Organisation [der alten freien Gentilgenossen] dem Untergang geweiht war. Über den Stamm ging sie nicht hinaus; der Bund der Stämme bezeichnet schon den Anfang ihrer Untergrabung . . ., wie sich schon zeigte in den Unterjochungsversuchen der Irokesen. Was ausserhalb des Stammes, war a u s s e r h a l b d e s R e c h t s. Wo nicht ausdrücklicher Friedensvertrag vorlag, herrschte K r i e g von Stamm zu Stamm, und der Krieg wurde geführt mit der G r a u s a m k e i t, die den Menschen vor den übrigen Tieren auszeichnet, und die erst später gemildert wurde durch das Interesse. Die Gentilverfassung in ihrer Blüte, wie wir sie in Amerika sahen, setzt voraus eine äusserst u n e n t w i c k e l t e P r o d u k t i o n, also eine äusserst dünne Bevölkerung auf weitem Gebiet . . . Die M a c h t dieser naturwüchsigen Gemeinwesen m u s s t e g e b r o c h e n w e r d e n: s i e w u r d e g e b r o c h e n.«[11])

Auch sonst war früher in der Partei das Verhimmeln der Träger der rückständigsten Wirtschaft als fremdenfreundliche, friedliebende, freie und kühne Aufklärungsdürstende und das Schmähen der Vertreter der »höchsten Produktionsmethoden« als mordgierige »beschränkte« Kaffern keineswegs Sitte. Ich finde in meinen Belegen zum Beispiel folgende drastische Kennzeichnung der südafrikanischen Eingeborenen, unterschrieben *G. L.* und erschienen in dem sächsichen Blatte, das damals Genosse Georg Ledebour redigierte:

»Die H o t t e n t o t t e n sind die Ureingeborenen Südafrikas. Sie waren von jeher ein in kleine Stämme zerfallendes Nomadenvolk, das wenig Widerstand zeigte

[11]) Vergl. Engels, loc. cit., pag. 86, 87, 149, 99, 103, 148, 91, 92.

und deshalb durch die von Nordosten, von der Küste und den Bergketten sich herunterziehenden kräftigeren Negerstämme verdrängt worden war ... Die Kaffern sind nachweislich als ein Erobervolk, Hottentotten und Betschuana ausrottend, an der Küste südwärts vorgedrungen, bis sie schliesslich an der Kapkolonie eine Grenze fanden ... Unter den kriegerischen Kafferstämmen wiederum hat der Stamm der Zulu oder, wie sie nach deutschem Lautsystem geschrieben werden müssten, der *Sulu* die grösste Rolle gespielt. Die Sulu hatten sich auf ihrer Wanderung in dem Küstenstrich festgesetzt, der jetzt nach ihnen den Namen *Sululand* trägt. Es bildete sich unter ihnen eine richtige Militärmonarchie heraus, deren Streitkräfte ihre Könige Tschaka, Dingaan, Mosilikatse zur Ausrottung aller anderen Eingeborenenstämme mit furchtbarer Konsequenz ausnutzten ... Das Auftreten der länderverwüstenden und völkervernichtenden Suludespotie rief in Südafrika Zustände hervor, für deren Ebenbilder wir in der europäischen Vergangenheit schon bis zur Zeit der Völkerwanderung zurückgreifen müssen. Damals hat der Militärdespotismus der Hunnen in Europa eine ähnliche Rolle gespielt wie in unserem Jahrhundert der Militärdespotismus der Sulu in Südwestafrika. Tschaka war der südafrikanische Attila. Aber selbst die Hunnen haben nicht mit so blutdürstiger Grausamkeit gewütet wie die Sulu auf das Geheiss der gekrönten Ungeheuer an ihrer Spitze. War es doch ein besonders auszeichnender Brauch der Sulukönige, dass sie nicht nur ihre Feinde sondern meist ihre eigenen Landeskinder zum höheren Ruhme des erlauchten Herrscherhauses abschlachten liessen: Oft aus blosser Laune sogar aber, wenn es sich um die Totenfeier bei der Beerdigung der geheiligten Person des erhabenen Herrschers oder irgend eines Mitgliedes seiner Familie handelte. Ist doch später die Zertrümmerung des Sulureiches durch die Engländer im Jahre 1879 dadurch herbeigeführt worden, dass der damalige Sulukönig Ketschwayo sich weigerte auf eine solche Massenabschlachtung seiner getreuen Landeskinder zu Ehren der verstorbenen Königin-Mutter — oder war es eine Prinzessin-Tante? — Verzicht zu leisten.«[12])

Damals sah man noch im Einschreiten der Engländer eine Notwendigkeit. Heute sollen wir alles Ernstes glauben müssen, es sei eigens unsere Aufgabe solchen angenehmen schwarzen Kulturträgern die verlorene *Selbstverwaltung* und damit dem ganzen Südafrika das alte Regime zurückzugeben. »Selbstverwaltung der Eingeborenen! Ihre Erhebungen zur Abschüttelung der Fremdherrschaft werden stets der Sympathieen des kämpfenden Proletariats sicher sein.« Wenn das »sicher« ist, so darf ich mir am Ende keine besonderen Einwendungen erlauben. Ich bin mir nur im vorliegenden Falle nicht ganz klar, welche Fremdherrschaft hier abgeschüttelt werden soll. Die der kulturfeindlichen Europäer (Siedelungseuropäer!), ja? Die der gleichfalls erobernd eingedrungenen Zulu, nein? Aber wir können doch keinesfalls gegen die »höchsten Produktionsmethoden« und für die furchtbar ausrottenden, länderverwüstenden, völkervernichtenden, rein aus Laune die eigenen Landeskinder massenabschlachtenden Überhunnen Partei nehmen? Also bleibt uns wohl nur das Bündnis, der Block ... mit den Hottentotten, den wirklichen echten Ureingeborenen Südafrikas. Doch nein, auch die Hottentotten werden sich nur mit unseren »Sympathieen« begnügen müssen:

›Die Machtmittel der kapitalistischen Nationen sind so ungeheuer gross, dass nicht zu erwarten ist, eine dieser Erhebungen vermöchte in der Gegenwart ihr Ziel zu erreichen. Sie können das Los der Eingeborenen nur verschlechtern. [!] So sehr wir solche Rebellionen begreifen, und so sehr wir mit den Rebellen fühlen, sie fördern kann die Sozialdemokratie nicht, ebensowenig wie sie aussichtslose Putsche des Proletariats in Europa selbst fördert.«[13])

Am Ende dürfen wir also diese, seit jeher unterdrückenden *Unterdrückten* und

[12]) Vergl. den Leitartikel der *Sächsischen Arbeiterzeitung* vom 21. Februar 1900.
[13]) Vergl. Kautsky, loc. cit., pag. 76.

seit jeher enterbenden *Enterbten*[14]) noch nicht einmal über unser Eingeborenenideal, über ihr Selbstregierungsrecht lediglich *aufklären* und *belehren*; denn machen sie Ernst mit unserer und ihrer Grundforderung, so geht es ihnen — in der Gegenwart nur noch schlechter. Ja, die Politik ist eine verwickelte Geschichte, sagte der Bauer im Wirtshaus; und so kam er schliesslich nur zu dem Ergebnis erst am nächsten Morgen nach Hause zu gehen.

VI

ABER Scherz bei seite: sollen wir als Marxisten fatalistisch alle koloniale Entwickelung sich selbst überlassen und vielleicht gar zu Beschönigern kapitalistischer und siedelungsbäuerlicher Ausschreitungen werden? Keineswegs. Wir sollen jedoch zunächst, wie es uns unsere Meister für andere, ihnen damals näherliegende Gebiete so unübertrefflich gelehrt haben, die modernen grossen ökonomischen und politischen Umwälzungen übersee in ihrem notwendigen Zusammenhang mit unserem ganzen europäischen Wirtschaftsleben verstehen und begreifen lernen. Hier ist bisher nur das eine erreicht: Wir brauchen uns glücklicherweise über die Unentbehrlichkeit und die überwiegenden weltwirtschaftlich-kulturellen Vorteile der Siedelungskolonisation nicht mehr zu unterhalten; hier sind wir nicht mehr *prinzipiell* gegen Kolonialpolitik. Es gilt nunmehr auf der gleichen Erkenntnisbahn fortschreitend vor allem die Unentbehrlichkeit der anderen grossen überseeischen Produktionsumgestaltungen zum Bewusstsein zu bringen, die sich in den tropischen und subtropischen Erdstrichen unaufhaltsam vollziehen, um der europäischen Wirtschaftswelt ihre Rohstoff- und Lebensmittelgrundlage zu sichern und, parallel dem riesenhaften Wachstum des europäischen Bedarfes, immer von neuem zu schaffen.

Dass sich solche überseeischen Wirtschaftsrevolutionen nicht ohne europäisches Eingreifen und nicht ohne Konflikte vollziehen werden — wie will man zum Beispiel siedelungskolonisieren, ohne Eingeborenenland einzuverleiben? —, widerspricht durchaus nicht sondern entspricht vielmehr gerade denjenigen besonderen Vorstellungen, die wir als Marxisten über den Kampf niederer und höherer Wirtschaftsordnungen, aufstrebender und überlebter Produktionsweisen gewonnen haben, hegen und pflegen. Was wir allenfalls, durch die Tatsachen und Erfahrungen der letzten Jahrzehnte in unserem Wissen bereichert, hinzulernen müssen, ist nur, dass höhere und niedere Wirtschaftsordnungen im Laufe der Geschichte sich nicht nur im Innern derselben Gemeinwesen als aufstrebende und untergehende Klassen gegenüberstehen sondern mehr und mehr auch in den Aussenbeziehungen der Völker zur Geltung kommen: die aufstrebende europäische Wirtschaftszone muss, wenn sie ihren Aufschwung erhalten und, wie das ihre historische Pflicht ist, nach Kräften beflügeln will, ihre zurückgebliebenen Aussenzonen, die leistungsschwachen

[14]) Es ist kindlich aus Bezeichnungen wie *unterdrückt, enterbt* eine Art sozialer Wesensgleichheit und Interessengemeinschaft zwischen unseren europäischen Arbeitern und den Eingeborenen herleiten zu wollen. Etwa ebenso geistreich wäre es, wenn man, was an sich den Tatsachen viel mehr entspricht, die Eingeborenen als unfähigste *Latifundienbesitzer* (vergl. oben Engels über die ungeheuren Stammesgebiete mit minimalstem Ertrage) anklagen und danach vor dem Richterstuhl der Geschichte zum Verluste aller ihrer so gut wie brachliegenden Riesenländereien verurteilen wollte. Auf solche ethisch-ästhetische Schlagwortspielereien stösst man aber vielfach bei Edelmarxisten, mitunter allerdings auch bei Vulgärmarxisten.

Liefergebiete ihrer Rohstoffe, Lebens- und Genussmittel, gleichfalls wirtschaftlich revolutionieren und mit sich emporreissen.

Träumen wir hier wie bei anderen wirtschaftlich-sozialen Umwälzungen, unserer ganzen marxistischen Grundauffassung entsprechend, nicht von eitel Harmonie, so bleibt natürlich die Milderung der Geburtswehen nach wie vor unsere Parteiaufgabe. Ich bin sogar der festen Überzeugung, dass man erst von einem solchen Standpunkt aus eine wirksame, schon in der Gegenwart kulturfördernde Stellungnahme zur Eingeborenenfrage gewinnen kann.

Was man uns aber neuerdings hierüber als Marxismus vorzuführen suchte, ist noch nicht einmal das schlechte Papier wert, auf dem es gedruckt wurde.

EDUARD BERNSTEIN · OPPORTUNISMUS

IN England spielt seit längerer Zeit ein Meinungskampf unter Sozialisten über die Frage der Taktik im Kampf um das politische Stimmrecht der Frauen. Er dreht sich nicht darum, ob man überhaupt für die Erteilung des Stimmrechts an die Frauen kämpfen soll. Es hat allerdings Sozialisten gegeben und gibt deren heute noch, — darunter auch Frauen —, welche die Einführung des Frauenstimmrechts unter den gegenwärtigen Verhältnissen für eine schwere Gefährdung des politischen und allgemeinkulturellen Fortschritts halten, weil die übergrosse Mehrheit der Frauen meistens politisch gleichgültig, kirchenfromm, engherzig und daher sehr geneigt seien die ärgsten Reaktionäre zu wählen oder ihre Stimme nach Laune und Stimmung und nicht nach politischen Überzeugungen wegzugeben. Indes, diejenigen, die so denken, sind an Zahl erheblich zusammengeschmolzen oder machen sich öffentlich wenig bemerkbar. Man hört fast nur noch Leute, die das Frauenstimmrecht teils als Naturrecht verteidigen teils aber als reales Bedürfnis unserer Zeit auf die Tagesordnung gesetzt wissen wollen.

In den Reihen derer nun, die das Frauenstimmrecht wollen, herrscht Meinungsverschiedenheit darüber, ob man die von den bürgerlichen Frauenrechtlerinnen erhobene Forderung der Ausdehnung des geltenden Wahlrechts auf die Frauen unterstützen oder lediglich für das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht aller Erwachsenen kämpfen solle. Diejenigen, die für das erstere sind, erklären gleich den anderen, dass nur das allgemeine und gleiche Stimmrecht aller Erwachsenen sie als Sozialisten befriedigen könne, halten aber die Verleihung des jetzigen Stimmrechts unter gleichen Bedingungen wie für die Männer auch an die Frauen für eine Etappe auf dem Wege dazu. An das absolute und gleiche Stimmrecht aller sei zurzeit nicht zu denken; konzentriere man aber alle Energie darauf, dass zunächst einmal Gleichheit für Frau und Mann in der Wahlrechtsfrage gesetzlich anerkannt werde, so sei, da hierfür schon weite und einflussreiche Kreise gewonnen seien, ein Erfolg wohl möglich, und wenn erst die Mauer einmal durchbrochen sei, sei auch die Bahn für weiteren Fortschritt geebnet.

Die Frage wird dadurch etwas kompliziert, dass auch darüber Meinungsverschiedenheit herrscht, welchen Klassen die Ausdehnung des jetzigen Wahlrechtes auf die Frauen vornehmlich zu gute kommen würde. Das Wahlrecht zum Parlament ist in England zwar an die Angehörigkeit zum Staatsverband

geknüpft, das heisst, es kann nicht, wie zum Beispiel das englische Gemeindewahlrecht, von Ausländern ausgeübt werden, es ist aber in den Städten ganz wie das Gemeindewahlrecht nicht Wahlrecht der Person in ihrer staatsbürgerlichen Eigenschaft sondern Wahlrecht der Person als Mieter einer Wohnung im Mietswert von mindestens 200 Mark im Jahr.[1]) Dies und der Umstand, dass in England die Wählerlisten stets im voraus gleich für ein ganzes Jahr aufgestellt werden, und nur der auf die Liste kommt, der seine Wohnung mindestens schon ein Jahr inne hat, hat zur Folge, dass eine sehr grosse Zahl von Arbeitern — man kann sie gut auf etwa 2 Millionen schätzen — noch ausserhalb des Wahlrechtes stehen.[2]) Es würden also nur Frauen das Wahlrecht erhalten, die Mieter einer Wohnung in gedachtem Mietswert und einigermasen sesshaft sind. Einige meinen, das träfe in der Mehrzahl der Fälle nur von Frauen der besitzenden Klassen zu, die bezeichnete Stimmrechtserweiterung würde daher vorwiegend diesen zu gute kommen und reaktionär wirken. Dass unter dieser Voraussetzung Sozialisten nicht die Neigung verspüren für die geschilderte Teilreform sich ins Zeug zu legen kann man gut verstehen. Aber die Richtigkeit der Voraussetzung wird bestritten. Von den Anhängern der Teilreform wird im Gegenteil behauptet, dass die Mehrzahl der Frauen, die bei ihr das Stimmrecht erhalten würden, Lehrerinnen, Buchhalterinnen, Verkäuferinnen, gewerbliche Arbeiterinnen, kurz Personen sein würden, die dem sozialistischen Kontingent oder Werbekreis angehören, dass aber keinesfalls die Mehrzahl der Frauen, die in selbstgemieteten Wohnungen oder Zimmern wohnen, den besitzenden Klassen angehören. Eine Ansicht, die in Industriezentren sehr wahrscheinlich zutrifft. Ist sie aber richtig, so kann von einem vernünftigen Grund für Sozialisten sich der Teilreform in den Weg zu stellen kaum die Rede sein. Es wäre nur zu fragen, ob Sozialisten unter dieser Voraussetzung auch berechtigt wären der Agitation für die Teilreform sich anzuschliessen oder die Teilreform als Forderung aufzustellen, wenn davon ihre Erlangung abhängt und die ganze Reform ersichtlich nicht zu erlangen ist.
Das ist der eigentliche Streit. Und so gestellt nimmt die Frage eine Form an, die zum allgemeinen Schema wird für die Reformtaktik der Sozialdemokratie, gleichviel welches die Reform ist, die gerade in Frage kommt, ob es sich um das Frauenstimmrecht, das Wahlrecht schlechthin, ein wichtiges Arbeiterschutzgesetz oder irgend welche sonstige Reform von Bedeutung handelt. Dass die Sozialdemokratie gegebenenfalls weniger annimmt als sie grundsätzlich fordert ist unbestritten. Darf sie aber, wenn der Erfolg davon abhängt, so weit gehen ihre Forderungen selbst zu ermässigen, unter Umständen für weniger kämpfen als sie nach ihrem Programm verlangen müsste?

Es ist dies eine Frage derjenigen Politik, die man gewöhnlich *Opportunismus* nennt, das heisst die Politik der Anpassung an die Umstände des Moments. Eine Politik, deren Abgrenzung von jeher das Fragezeichen der Staatsmänner und Parteien gewesen ist, weil sie ebenso leicht in schwächliches Zurückweichen und verräterisches Preisgeben ausarten kann wie ihr Gegenteil zu

[1]) Dabei ist es aber gleichgültig, ob der Betreffende die Wohnung vom Besitzer des Hauses oder einem Mieter abgemietet hat, und aus wieviel Räumen die Wohnung besteht.

[2]) Trotzdem bilden die Arbeiter heute in England die Mehrheit der Parlamentswähler. Dies den *Grenzboten* zur Antwort, die meine Kritik des preussischen Wahlrechts kürzlich mit der Frage zu entkräften suchten, ob ich etwa bereit wäre das preussische Wahlrecht mit dem englischen zu vertauschen. Ich möchte den *Grenzboten* nicht raten diesen Tausch englischen Arbeitern anzubieten.

unfruchtbarer Prinzipienreiterei führt. Innerhalb gewisser Grenzen sind wir schliesslich alle Opportunisten, in der Politik wie in unseren sonstigen Beziehungen; wer im gesellschaftlichen Leben nicht als Verträumter erscheinen will, sucht sich mit Sitten und Gebräuchen abzufinden, auch wenn er sie für sinnlos hält, was natürlich noch nicht bedeutet, dass er sich zum Sklaven jeder Mode und jedes eingewurzelten Vorurteils zu machen braucht. Aber der Kampf gegen Modetorheiten und verrottete Überlieferung wird nicht von denen mit Erfolg geführt, die mit allen Gebräuchen ihrer Umgebung im Kampf liegen, sondern von denen, die zu unterscheiden und ihren Angriff zu konzentrieren, ihr Angriffsobjekt zu isolieren wissen. Nicht anders ist es in der Regel im politischen Kampf. Ohne ein Stück Opportunismus ist noch kein politischer Kampf zu erfolgreichem Ende geführt worden.

Das ist so weit eine Binsenwahrheit, und die Kunst des Politikers, ob radikal oder nicht, besteht darin in jedem bestimmten Fall das richtige Mass von Opportunismus zu finden. Das M a s s und den M o m e n t der Selbstbeschränkung. Denn selbstverständlich ist es nicht jederzeit opportun Opportunismus zu treiben. Am allerwenigsten für eine Partei wie die Sozialdemokratie, die nicht für diese oder jene Verbesserungen im einzelnen sondern für eine Reform des ganzen Gesellschaftskörpers kämpft. Um eine grosse Partei der an dieser Gesellschaftsreform vornehmlich interessierten Klasse — der zahlreichsten Klasse in diesem Falle — sein zu können, muss sie ein umfassendes Programm mit weitgestecktem die Richtung bestimmenden Ziel aufstellen, muss sie das Gefühl rege erhalten, dass ihr Kampf sich nicht in Tagesforderungen erschöpft und nicht von Erfolgen oder Niederlagen des Sieges abhängt. *Unser der Sieg trotz alledem!* muss in der Tat ihr unvergängliches Wort sein. Aber das grosse Gut eines durch nichts zu erschütternden Bewusstseins von der Unbesiegbarkeit der verfochtenen Sache kann aus einem Faktor sonst kaum zu erwirkender Widerstandsfähigkeit und Siegeskraft zur Ursache verhängnisvoller Unterlassungsfehler und Quelle schwerer Niederlagen werden, wenn es zu dem Glauben verleitet, man müsse unter allen Umständen schliesslich siegen und brauche also gar nicht auf die vor sich gehenden Veränderungen in der umgebenden Welt Rücksicht zu nehmen und die Kampfart ihnen gemäss einzurichten. Wenn wir nicht jeden einzelnen Kampf so kämpfen, als ob von ihm der endgültige Sieg abhinge, dann wird auch dieser nie erreicht werden. Denn der Sieg des Sozialismus kann nur das Ergebnis einer ganzen Reihe von Siegen sein, nicht ein plötzlicher grosser Umsturz nach vorangegangenen Niederlagen.

Unter diesem Gesichtspunkt muss auch der Kampf um die W a h l r e f o r m i n P r e u s s e n geführt werden, den die Sozialdemokratie Preussens jetzt aufgenommen hat. Wir müssen siegen w o l l e n und uns dessen bewusst bleiben, dass der Weg zum Sieg über Siege geht. Ich schreibe das nicht ins allgemeine hin sondern als Mahnwort, zu dem mir Anlass vorzuliegen scheint. Man kann heute über den Wahlrechtskampf in Preussen in Parteikreisen Ansichten vernehmen, die es als sehr notwendig erscheinen lassen uns rechtzeitig über die taktischen Massnahmen zu verständigen, die im Verlauf des Kampfes notwendig werden können.

Um des Beispiels halber eine Frage heruszugreifen, die an den oben geschilderten Meinungsstreit der englischen Sozialisten anknüpft: Wir kämpfen in der Agitation für dasjenige Wahlrecht, das wir im Programm der

Partei als Grundsatz aufgestellt haben, für das Wahlrecht aller Erwachsenen ohne Unterschied des Geschlechts. Das ist durchaus in Ordnung, wir müssen diese Forderung, die das Frauenstimmrecht einschliesst, propagandistisch bei jeder sich bietenden Gelegenheit mit allem nur möglichen Nachdruck vertreten, wenn sie nicht bloss dekoratives Beiwerk sein soll. Verbietet uns das aber in der Aktion unter bestimmten Umständen unsere Wahlrechtforderung zeitweilig zu begrenzen, die Forderung auf weniger zu stellen als was wir prinzipiell erstreben, wenn wir wissen, dass zurzeit nicht eine einzige Partei ausser der Sozialdemokratie das Wahlrecht im obigen Sinne gutheisst, wir es also nur dann durchsetzen könnten, wenn wir die Macht hätten den Gegnern, Regierung und Parteien insgesamt das Wahlrecht zu diktieren? Eine Reihe von sozialistischen Parteien des Auslandes sind in den letzten Jahren in die Lage gekommen sich diese Frage vorzulegen und haben sie dahin beantwortet, dass sie in der Tat von ihrer Programmforderung diejenigen Abstriche machten, die sich als unumgänglich notwendig erwiesen, um den unternommenen Wahlrechtskampf einen grossen Schritt vorwärtszuführen.

Das klassische und uns nächstliegende Beispiel ist das Vorgehen der österreichischen Genossen bei der Wahlreform. Nachdem sie am 31. Oktober 1905 in Wien eine Strassendemonstration gemacht hatten, die an Temperament und Wucht die unserige vom 12. Januar dieses Jahres um ein erhebliches übertraf, beschlossen sie Tags darauf, um den nächsten Schritt, das gleiche Wahlrecht für alle Männer, um so sicherer zu erreichen, einstweilen auf die Forderung des Frauenstimmrechtes zu verzichten. Die sozialdemokratischen Frauen Österreichs stimmten dem begeistert zu; begeistert, weil sie voraussahen, dass das gleiche Wahlrecht der Männer nach Lage der Dinge nur so zu erlangen war, und sich sagten, dass für die Arbeiterklasse, Männer wie Frauen, die ein Riesenschritt auf dem Wege der Befreiung sein würde. Zwei hervorragende Vertreterinnen der sozialdemokratischen Frauen Oesterreichs, Adelheid Popp und Therese Schlesinger-Eckstein haben, die eine in den *Sozialistischen Monatsheften*, die andere in der *Neuen Zeit*, dies und die näheren Umstände, die jene Haltung bestimmten den deutschen Genossen in vorzüglichen Artikeln dargelegt, die an Aktualität für uns nichts eingebüsst haben.[3]) Die österreichischen Genossen sind dann noch weiter gegangen. Sie haben später die Regierungsvorlage akzeptiert, obgleich diese das Wahlrecht an einen einjährigen Wohnsitz und das erreichte 24. Altersjahr knüpfte und die Wahlkreise ungleich liess. Ja, sie haben, unbekümmert, ob man sie darob *Regierungspartei* schelten werde, sich gegen jeden Versuch erklärt, die so fixierte Reform zu verschleppen oder zu gefährden. Wer daran Gefallen findet gleich gewissen indischen Philosophen in seinem eigenen Nabel den Mittelpunkt der Welt zu bewundern, dem wird das als höchst verwerflicher *Opportunismus* erscheinen. Opportunismus war es allerdings, aber man kann hier wirklich sagen *revolutionärer Opportunismus.* Durch diese Politik und nur durch sie konnte die Wahlreform von 1906 in Österreich durchgesetzt werden, die eine vollständige Umwälzung der politischen Machtverhältnisse in dem bis dahin noch halbfeudalen Staat zur Folge

[3]) Vergl. Adelheid Popp *Die österreichische Wahlreform und das Frauenwahlrecht* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1906, 1. Band, pag. 301 ff., und Therese Schlesinger-Eckstein *Die österreichische Wahlrechtsbewegung und das Frauenstimmrecht* in der *Neuen Zeit*, 1906-1907, 1. Band, pag. 147 ff.

hatte und die österreichische Arbeiterpartei zu einem entscheidenden Faktor der Gesetzgebung ihres Landes gemacht hat. Der Redakteur der Wiener *Arbeiter-zeitung* Genosse Austerlitz hat in einem äusserst lesenswerten Artikel die Bilanz der damaligen Taktik der österreichischen Sozialdemokratie gezogen; er sagt unter anderem:

»Wer freilich immer nur die Parteien sieht und zuweilen sogar nur ihre Vergangenheit, der wird die zweifellose Differenz zwischen den Klasseninteressen der Bourgeoisie und dem Parteiprofit der bürgerlichen Parteien lebendig zu machen für unmöglich erachten: das österreichische Exempel, darin das bürgerliche Interesse die Parteivorurteile schlug, beweist aber sehr einleuchtend das Gegenteil.«[4])

Das ist, als sei es direkt für unsern preussischen Wahlrechtskampf geschrieben, und ist namentlich denen zur Beherzigung zu empfehlen, die das letzte Wort aller politischen Weisheit gesprochen zu haben glauben, wenn sie beständig *Klassenkampf! Klassenkampf! Klassenkampf!* ausrufen.

Klassenkampf selbstverständlich, aber mit Unterscheidung. Ich habe wiederholt an dieser Stelle gegen die verdummende Gepflogenheit polemisiert die bürgerlichen Parteien schlechthin mit bestimmten Klassen oder gar kurzweg mit der Bourgeoisie zu identifizieren. Die Parteien sind nach beiden Seiten hin den Klassen inkongruent: das Parteiinteresse ist zuweilen Reformen günstiger, zuweilen aber auch den Reformen feindlicher als das Interesse der der Parteien am nächsten stehenden Klassen oder Klassengruppen. Es gibt neben den Arbeitern noch grosse Schichten der Bevölkerung, die, sei es aus materiellen, sei es aus ideologischen Gründen, für die Demokratisierung des preussischen Wahlrechts sind. Wenn es daher richtig ist in erster Linie die Arbeiterklasse zum Kampf für das demokratische Wahlrecht aufzurufen so ist es doch grundfalsch den Wahlrechtskampf als ein ausschliessliches Interesse des Proletariats hinzustellen, und es würde, konsequent durchgeführt, ihn im höchsten Grade schädigen. Wir müssen alle Kräfte lebendig machen helfen, sie ermuntern und ermutigen, die für den Wahlrechtskampf überhaupt zu haben sind.

»Die taktische Meisterleistung der Sozialdemokratie«, heisst es an anderer Stelle bei Austerlitz, »war wohl die Isolierung der eigentlichen Gegner.« Und weiter: »Dass kein Wahlrechtskampf vorwärts kommen kann, wenn er die eigentlichen Nutzniesser des Wahlunrechts nicht zu isolieren vermag, das darf nach den österreichischen Erfahrungen geradezu als Axiom betrachtet werden.« Auch noch einen Satz möchte ich denjenigen Genossen in Preussen ans Herz legen, die da glauben, dass wir unter allen Umständen die stärkste Politik treiben, wenn wir uns vollständig isolieren, und dass wir infolgedessen uns auf das Demonstrieren beschränken, das andere aber bis auf weiteres der Regierung und den bürgerlichen Parteien überlassen sollen:

»Hier sich zu bescheiden das Wahlrecht zu *fordern*, seine reale Verwirklichung in dem buntgemengten Nationalitätenstaat aber etwa den bürgerlichen Parteien zuzuschieben, die von jeder anderen Notwendigkeit mehr als von der überzeugt waren, die ihnen Vorrechte nimmt: das wäre eine unfruchtbare Politik, das wäre die Tat ohne den Gedanken gewesen.«

Man wird mir antworten, das möge ganz gut für Österreich gepasst haben, könne aber für Preussen nicht massgebend sein, wo ganz andere Verhältnisse obwalten. Der Einwand ist aber keineswegs schlagend. So gross die Unterschiede zwischen hier und dort sind, so liefert die derzeitige politische Situation

[4]) Vergl. Fritz Austerlitz *Zwischen zwei Kämpfen* in der *Neuen Zeit*, 1906-1907. 1. Band, pag. 799.

in Deutschland doch den kräftigsten Beweis, dass die Demokratisierung des Wahlrechts in Preussen ein weit grösseres Interesse ist als das zeitliche einer einzelnen Klasse. Wenn in Österreich die Nationalitätenfrage die Wahlreform als ein staatliches Interesse erscheinen liess, so ist bei uns es das Reichsinteresse, das durch die Frage der Gestaltung des preussischen Wahlrechts eng berührt wird, sowie die internationale Stellung Deutschlands, und es liegt ganz an uns dieses wichtige Moment im Wahlrechtskampf zu seiner vollen Geltung zu bringen. Dies und noch ein zweites. »So lässt sich eine Wahlreform natürlich nicht durchsetzen, dass man hartnäckig ihre Schädlichkeit beweist: für den Staat, der sie annehmen soll, für die Parteien, die sie beschliessen müssen, also etwa ihnen versichert, dass *sie den Ast absägen, auf dem sie sitzen*, wenn sie ihre Privilegien aufgeben«, schreibt Austerlitz, und hier darf sich gar mancher Freund unter uns an die Brust schlagen und mit dem seligen Wrangel sagen: »Damit meint er mir!« Wir dürfen mit ehrlichem Gewissen die Demokratisierung des Wahlrechts als eine Reform hinstellen, an der, eine sehr kleine Klasse von Privilegierten ausgenommen, das breite Bürgertum auch ein Interesse hat, als Gewähr und mächtigem Hebel organischen sozialen Fortschritts.

Schon heute wird das von mehr Menschen im Bürgertum begriffen als viele unter uns sich träumen lassen. Man findet bei Leuten, von denen man es nach ihrer gesellschaftlichen Stellung am wenigsten vermuten würde, eine viel freiere oder, um es anders auszudrücken, radikalere Stellung zur Wahlrechtsfrage, als bei den Parteien, die als der Ausdruck ihrer Interessen gelten. Die Parteien, die an ihre Mandate denken, sind ängstlicher und mehr zu Winkelzügen geneigt als ein grosser Teil selbst ihres bürgerlichen Gefolges. Wir würden daher auch manchem bürgerlichen Politiker von Beruf einen grossen Gefallen tun, wenn wir uns als moderne Catone auf den letzten Buchstaben unserer Forderung steifen. Unzweifelhaft benachteiligt das Reichstagswahlrecht selbst bei Gleichheit der Wahlkreise die Arbeiterklasse zu gunsten der besitzenden Klassen. Wir muten also nicht nur den Frauen sondern auch im allgemeinen der Arbeiterklasse ein grosses Opfer zu, wenn wir die Übertragung des Reichstagswahlrechts auf Preussen gegebenenfalls als derzeitiges Objekt der Wahlreform in Preussen akzeptieren. Wir würden aber den Gegnern der Wahlreform den grössten Gefallen tun, wenn wir das letztere verweigerten. Denn auf diese Forderung sich zu verpflichten haben sich schon verschiedene Parteien genötigt gesehen, und sie beim Wort zu nehmen muss unsere Aufgabe sein.

Wenn wir um uns blicken, nach den Ländern, die im Laufe des letzten Jahrzehnts ihr Wahlrecht demokratisch entwickelt haben, so werden wir finden, dass es dabei nirgends ohne eine gewisse Kooperation von Parteien verschiedener Richtung abgegangen ist. Eine solche ist möglich, ohne dass man sich mit Krethi und Plethi zu einem *Block* zusammen tut; sie ist möglich bei vollständiger Aufrechterhaltung der Geschlossenheit und Unabhängigkeit der eigenen Partei. Sie fordert nur, dass man es versteht revolutionäre Energie mit opportunistischer Abmessung des nächsten Ziels zu vereinen, dass man es versteht dem als zuverlässig erkannten Willen entgegenzukommen und, wo die Neigung zum Grosstun sich zeigt, das so oft von Ausnutzung sich bietender Möglichkeiten ablenkt, statt seiner schöpferische Begeisterung zu nähren und zu pflegen.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

EDUARD DAVID · WO STEHT DER FEIND?

DIE Erringung eines demokratischen Wahlrechts zum preussischen Landtag bildet die grosse Aufgabe, von deren glücklichen Lösung jeder weitere nennenswerte politische Fortschritt in Preussen-Deutschland abhängt. Der ehemals von der Sozialdemokratie gehegte Glaube, das preussische Junkerparlament werde in sich selbst verfaulen, hat sich als schwerer Irrtum erwiesen. Von Jahr zu Jahr ist es deutlicher geworden, dass die Herrenkaste Preussens ihre Machtposition im Landtage meisterhaft auszunutzen versteht, nicht nur um die preussische sondern auch um die Reichspolitik nach ihrem Willen zu steuern. Die Reichsregierung ist faktisch nichts als eine Filiale des preussischen Staatsministeriums. Letzteres aber ist vollkommen in der Hand der feudal-klerikalen Mehrheit des Abgeordnetenhauses, die obendrein noch eine mächtige Rückendeckung in dem Herrenhause hat. Ihr Wille ist in Wahrheit das oberste Gesetz im Deutschen Reich. Diesem Umstand dankt das immer mehr auf Industrie und Welthandel angewiesene Deutsche Reich seine agrarische Hochschutzzoll- und Grenzsperrpolitik, die ihm den internationalen Wettbewerb aufs äusserste erschwert. Aus ihm resultiert die blamable Rückständigkeit der *Kulturpolitik*, die geistige und geistliche Bevormundung des wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens, die das Volk der Dichter und Denker nachgerade zum Gespötte der westeuropäischen Kulturvölker macht.

Nichts ist nun verkehrter als zu meinen, dass die derzeitigen politischen Zustände in Preussen-Deutschland das notwendige Produkt einer normalen *kapitalistischen Entwickelung* seien. Es ist geradezu absurd in dem Klassengegensatz zwischen *Bourgeoisie* und *Proletariat* den Schlüssel zum Verständnis unserer derzeitigen politischen Verhältnisse zu suchen. Der Gegensatz zwischen kapitalistischem Unternehmer und proletarischem Lohnarbeiter ist zweifellos ein mächtig wirkender Faktor in Fragen sozial- und wirtschaftspolitischer Natur. Aber wer nur diesen Gegensatz sieht, wer ihn für den allein massgebenden oder auch nur für den hauptsächlich entscheidenden Faktor in unserer politischen Konstellation hält, der trottet mit Scheuklappen durch die politische Arena. Die ganze deutsche Wirtschaftspolitik segelt seit Jahren einen ausgesprochen antikapitalistischen Kurs. Nicht die Interessenten des modernen mobilen Kapitalprofits sind bei uns die Herren der Situation sondern die Interessenten der Grundrente. Hie höhere Grundrente, hie höherer Kapitalprofit: das waren die beiden Losungen, die sich in England während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gegenüber standen. Dort siegte die Kapitalistenpartei über die Grundherrenpartei. In Preussen-Deutschland hat die letztere bis auf den heutigen Tag die Oberhand behalten. Das dankt sie Bismarck. Er war es, der zur kritischen Zeit, Ende der siebziger Jahre, die ins Wanken gekommene Position der Grundherren dadurch vor dem Zusammenbruch bewahrte, dass er die mächtige Gruppe der schweren Industrie, deren wirtschaftliche Basis die monopolisierte Montanrente ist, mit den Agrariern durch ein Schutzzollgeschäft auf Gegenseitigkeit liierte. Dieser Block der ober- und unterirdischen Agrarier hat dann aber erst seine ganze Wucht dadurch erhalten, dass es den grossen Grundherren gelang die Masse der mittleren und kleineren Landwirte an sich heranzuziehen und in einem grossartigen Organisationswerke fest zusammenzuschmieden.

Position für Position sind die Interessenten des mobilen Kapitalprofits, die Fertigfabrikanten, die Bank- und Handelsinteressenten, zurückgeworfen worden. Die neue Transport- und Verkehrsmittelpolitik hatte die Erschwerung und Verteuerung der städtisch-industriellen und kommerziellen Erwerbstätigkeit zum Ziel. Trotz des verzweifelten Geschreis der Fach- und Tagespresse der städtischen *Bourgeoisie* sind die Personentarife erhöht, die billigen Ortsportotaxen beseitigt, Frachtstempel und Fahrkartensteuer eingeführt worden. Der Hauptstoss aber, den die Interessenten der Grundrente gegen die Interessenten des mobilen Kapitalprofits führten, richtete sich gegen das Herz des modernen Geld- und Warenhandels, die Börse. Wer angesichts einer solchen Gesetzgebung Behauptungen aufstellt wie die, dass die politischen Geschehnisse in Preussen-Deutschland die *naturnotwendigen Produkte* der kapitalistischen Entwickelung, dass wir es hier mit den unvermeidlichen Erscheinungen eines *verschärften Klassengegensatzes,* mit den Kampfphasen zwischen *Bourgeoisie* und *Proletariat* zu tun hätten, der ist einfach nicht ernst zu nehmen. Der Staat Preussen ist ein Ausnahmefall, ein Anachronismus ganz besonderer Art. Wer daraus allgemeine Gesetze für die *kapitalistische Entwickelung* auf politischem Gebiet ableitet, produziert Unsinn.

Die ganze Entwickelung ausserhalb Preussens geht seit Jahren sichtbarlich auf Demokratisierung. Nur wo ein noch genügend starker Rest der alten Herrenschicht mit zuverlässigem bewaffneten Anhang vorhanden ist, gelingt es den Demokratisierungsprozess zeitweilig aufzuhalten. Die modernen, kapitalistisch höchstentwickelten Völker sehen in der Demokratie die ihnen allein adäquate Staatsform. Frankreich, England, Amerika, Australien sind Beispiele dafür. An der Durchsetzung der Demokratie auch in Deutschland ist das städtisch-industrielle und kommerzielle Bürgertum darum nicht weniger interessiert als die Lohnarbeiterschaft. Nur mit Hilfe der Demokratie kann es sich freie Bahn für die wirtschaftliche Entwickelung schaffen, die ihm Lebensbedürfnis ist. Bei allen sonstigen Interessengegensätzen zwischen ihm und der Lohnarbeiterschaft liegt hier doch eine fundamentale Interessengemeinschaft. Die ungehemmte Entwickelung der Produktivkräfte und Verkehrsmittel, des Konsums, der ganzen wirtschaftlichen Kultur ist gleichermassen für das Bürgertum wie für die Arbeiterschaft die Existenzfrage. Und was die Vorrechte der feudalen Herrenkaste in der Staatsverwaltung, im Offizierkorps, in der Diplomatie und in der Gesellschaft anlangt, so empfindet naturgemäss das *gebildete und besitzende* Bürgertum trotz der vereinzelten Konzessionsschulzen die Zurücksetzung mit noch grösserem Ingrimm als das Proletariat, das an ein Aschenbrödeldasein in jeder Hinsicht noch mehr gewöhnt ist.

Aus diesen Gründen erklärt es sich, dass die Bewegung auf Demokratisierung des preussischen Landtagswahlrechts nicht bloss auf das Proletariat beschränkt ist. Letzteres ist in Preussen erst spät zu lebendigem Interesse für den Landtag und seine Reform gekommen. Soweit es nicht unmittelbar von der sozialdemokratischen Agitation berührt wird, steht es heute noch ziemlich teilnahmlos der Sache gegenüber. Es ist gewiss eine hochwichtige Aufgabe unserer Presse die gesamte werktätige Bevölkerungsmasse in Stadt und Land in Bewegung zu setzen und sie, soweit sie nicht für unsere Partei gewinnbar ist, wenigstens zu einem aktiven Element der Demokratisierung innerhalb der anderen Parteien zu machen. Aber es wäre ein verhängnisvoller Irrtum zu

glauben auf diesem Wege allein eine so starke Sturmflut der öffentlichen Meinung erzeugen zu können wie sie erforderlich ist, um das bestehende Regiment hinwegzufegen. Das kann nur geschehen, wenn alle Elemente, die an der Demokratisierung interessiert sind, sich zu seiner Niederwerfung zusammenschliessen.

Die Zerfahrenheit ihrer Gegner hat die Herrschenden bis jetzt triumphieren lassen. Der feindliche Zwiespalt zwischen linksliberalem Bürgertum und sozialdemokratischer Arbeiterschaft garantiert ihnen die Fortdauer ihrer Vorherrschaft. Das wissen sie sehr wohl, und sie verstehen sich meisterhaft auf die Kunst *Teile deine Gegner, um sie zu beherrschen!* Erleichtert wird ihnen das durch den Umstand, dass sich das Bürgertum und die Sozialdemokratie um die nämlichen städtisch-industriellen Reichstags- und Landtagsmandate zu reissen haben, indessen die zahlreichen Bastionen der konservativ-klerikalen Herrenschicht auf dem flachen Lande von beiden unberannt bleiben. Namentlich ist es die lokale Kampfsituation zwischen Freisinn und Sozialdemokratie in Berlin, die beide immer wieder zu wütendem Aufeinanderhauen treibt. Gewiss lassen sich diese Kämpfe nicht vermeiden, gewiss klaffen grosse prinzipielle und praktische Gegensätze zwischen Linksliberalismus und Sozialdemokratie, gewiss ist ein parteipolitisches Ineinanderaufgehen ein Ding der Unmöglichkeit; aber ebenso gewiss wäre es für beide Teile eine unverantwortliche Verblendung, wollten sie darüber vergessen, dass ihnen beiden eine nächste, allernotwendigste historische Aufgabe gestellt ist, die sie nur mit vereinter Kraft lösen können: die Niederbrechung des Herrenregiments. Die gemeinsame Losung für diesen Kampf gegen den gemeinsamen Feind ist schon gegeben: Reichstagswahlrecht für Preussen! Selbst die rechtsstehenden Elemente im freisinnigen Lager, die Männer um Fischbeck, und Wiemer, haben sich durch ihren Antrag im preussischen Abgeordnetenhause auf diese Parole festgelegt und sich auch nach dem 10. Januar wiederholt öffentlich dazu bekannt. Gut. Rücken wir fortan die Demokratisierung des preussischen Wahlrechts in den Mittelpunkt all unseres politischen Denkens und Handelns; scheiden wir die Geister einzig und allein nach dem Gesichtspunkt, ob sie in dieser einen Frage für oder gegen uns sind; betrachten wir jeden als Verbündeten, der in dieser einen Frage mit uns geht; isolieren wir den konservativ-klerikalen Feind! Das ist die einzige Taktik, die in dieser Sache zum Ziel führt.

Der konservativ-liberale Block ist seit dem 10. Januar tot. Wenn auch massgebende freisinnige Abgeordnete noch den Schein wahren und wenigstens einige Resultate dieser unnatürlichen Paarung mit nach Hause bringen möchten: die politische Kombination, ein Angstprodukt Bülowscher Diplomatie, ist gerichtet. Kein Zweifel, dass das linksliberale Bürgertum auch eine heilsame Lehre aus dem Blockexperiment gezogen hat. Der schlimmste Feind steht rechts, Fühlung nehmen nach links: das ist die Stimmung, die in seinen Reihen von Tag zu Tag wächst. Diese Stimmung nicht zu zerstören sondern nach Kräften zu fördern ist in der gegebenen Situation eine ernste Pflicht. Nur wenn sie das Gros des Bürgertums wie der Arbeiterschaft durchdringt, kann die kommende Landtagswahl zu einer entscheidenden Etappe im Wahlrechtskampf werden.

Es gibt Parteigenossen, denen der *agitatorische Gesichtspunkt* bei dieser wie

bei anderen Fragen höher steht als der positive Erfolg. Denen muss gesagt werden: Wer im preussischen Wahlrechtskampf aus agitatorisch-taktischen Gründen den Zusammenschluss *aller* opponierenden Elemente verhindert und damit einen baldigen, durchschlagenden Erfolg vereitelt, der schädigt nicht nur die Sache des Fortschritts, er schwächt auch die Anziehungskraft der Partei, den Enthusiasmus und das Vertrauen unserer Wählermassen. *Der positive Erfolg ist der beste Agitator.* Und wahrhaftig, es ist hohe Zeit, dass die preussische Sozialdemokratie beweist, dass sie nicht nur viel zu fordern sondern auch einiges durchzusetzen vermag. Die konservativ-klerikale Reaktion triumphiert seit Jahren auf der ganzen Linie, und die starke Sozialdemokratie — vermag nichts daran zu ändern! Die Sozialdemokratie muss endlich heraus aus diesem Zustand der Ohnmacht. Die weiteren Ziele unserer Bewegung in Ehren, aber die nächste uns gestellte Aufgabe von weltgeschichtlicher Bedeutung ist die Umwandlung Preussens in ein modernes, *konstitutionelles* Staatswesen. Erst auf dem Boden eines solchen demokratischen Staates können unsere Kämpfe mit der bürgerlichen Demokratie zum Austrag gebracht werden. Vorerst haben wir einen mächtigen gemeinsamen Feind, der die gesunde Entwickelung der gesamten Partei auf Schritt und Tritt hemmt. Ihn niederzuwerfen kann nur durch vereinte Kräfte gelingen; darüber kann sich kein Verständiger einer Täuschung hingeben. Darum vereinigen wir sie jetzt, um dem Fortschritt die nächstnotwendige Gasse zu brechen!

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

WOLFGANG HEINE · DER ENTWURF EINES KURPFUSCHEREIGESETZES

WIEDER einmal schickt sich die reaktionäre Strömung auf wirtschaftlichem Gebiet — die bemüht ist Schritt für Schritt die aus der liberalen Ära die Reichspolitik von 1867 bis 1878 stammende Freiheit des Gewerbebetriebes einzuengen — an einen wichtigen entscheidenden Erfolg zu erringen. Und charakteristisch für die gegenwärtige politische Lage Deutschlands ist es, dass dieser Rückschritt, wie auch mancher andere, von Kreisen ausgeht, die früher die hauptsächlichsten Vertreter der Idee des freien Wettbewerbes waren, von den Kreisen der intellektuellen Arbeit. Dem ewigen Drängen der Ärzte will die Reichsregierung nachgeben und etwas schaffen, das trotz allen Verwahrungen praktisch auf nichts anderes hinausläuft als auf eine *Aufhebung der Kurierfreiheit.* Dies noch dazu in der besonders bösartigen Form, dass nicht der Gesetzgeber selbst die rückschrittliche Massregel auf seine eigene Verantwortung nehmen sondern sie dem Ermessen der Verwaltung, des aus unverantwortlichen Vertretern der verbündeten *Regierungen* bestehenden Bundesrats übertragen soll.

Dabei benutzt der Entwurf geschickt die berechtigte Entrüstung über unzweifelhafte Ausschreitungen gewissenloser Spekulanten auf die Dummheit des Publikums, Ausschreitungen, die dank den Mitteln der Publizistik heut mehr zum öffentlichen Bewusstsein gelangen als früher. Dass Geheimmittelschwindel und wirkliche Pfuscherei vielfach erfolgreiche Raubzüge gegen den Geldbeutel derer, die nicht alle werden, veranstaltet haben, und dass in manchen Fällen die

Opfer auch Schädigungen der Gesundheit davon getragen haben mögen, ist nicht zu bezweifeln. Zur Bekämpfung solcher Missbräuche würden aber die bestehenden Strafgesetze völlig ausreichen. Wenn hie und da angeklagte Kurpfuscher freigesprochen worden sind, so geschah es, weil das Gericht nicht zur Überzeugung kam, dass eine bewusste Hintergehung der Patienten oder eine Schädigung ihrer Gesundheit vorläge. In solchen Fällen besteht aber auch kein öffentliches Interesse an der Strafverfolgung.

Namentlich dürfte aber auch kein wissenschaftliches Interesse an einem neuen Eingriff der Gesetzgebung vorhanden sein. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass die Entwickelung des modernen Lebens, dass auch die Gesetzgebung durch den Ausbau der Unfall-, Kranken- und Invaliditätsversicherung die Behandlung der Krankheiten durch wissenschaftlich gebildete Ärzte in einem früher ganz unbekanten und unerwarteten Masse gefördert haben. Sicher liegt heut das Verhältnis der durch nicht studierte Personen behandelten Krankheiten zu den wissenschaftlich kurierten Fällen für die wissenschaftliche Medizin weit günstiger als vor einem Menschenalter, trotz der angeblich schrecklichen Ausbreitung des wirklichen Kurpfuschertums und trotz des Emporblühens einer von der Schulmedizin nicht als voll anerkannten Naturheilkunde. Also auch von diesem Standpunkte aus könnte man ruhig die weitere Entwickelung abwarten und sie dem freien Wettbewerb zwischen der akademischen Medizin und der freien Heiltätigkeit überlassen.

Ein eigentliches Interesse an den Einschränkungen der Kurierfreiheit hat nur der Stand der approbierten Ärzte, aber dies Interesse liegt wesentlich auf wirtschaftlichem Gebiet und besteht in der Beseitigung der Konkurrenz. So wichtig nun für die Gesellschaft das Bestehen eines wissenschaftlich durchgebildeten, geistig unabhängigen Ärztestandes ist, so verkehrt ist es, wenn man in zünftlerischen Privilegien das Mittel zur Erzeugung oder Erhaltung dieser notwendigen Eigenschaften sucht. Jedenfalls liegt darin eine Verleugnung des liberalen Grundprinzips; es ist eine bedauerliche Kurzsichtigkeit, wenn selbst das entschieden liberale *Berliner Tageblatt* an dem Gesetzentwurf noch nicht genug hat sondern eine volle Aufhebung der Kurierfreiheit fordert. Dabei will der Entwurf nur der Form nach das Recht der Ausübung der Heiltätigkeit durch jedermann aufrecht erhalten. Er will es aber durch Ausnahmen so durchlöchern, dass es tatsächlich als aufgehoben gelten kann.

Die Begründung des Entwurfs verwendet durchweg nur den beschimpfenden Ausdruck *Kurpfuscher*, aber sie verschweigt, wer alles nach der Terminologie unserer Bureaukratie und unseres privilegierten Ärztestandes darunter fällt.

Kurpfuscherinnen: das waren und sind noch die mutigen und energischen Frauen, die in den siebziger und achtziger Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts sich die wissenschaftliche Bildung und Approbation, von der Deutschland sie ausschloss, im Auslande holten, die dann in die Heimat zurückgekehrt ohne deutsche Approbation praktizierten, die Unentbehrlichkeit und die Leistungsfähigkeit weiblicher Ärzte durch die Tat bewiesen, und deren Wirksamkeit allein es zuzuschreiben ist, dass endlich die Ausschliessung der Frauen vom medizinischen Studium, vom Doktorgrad und der Approbation auch in Deutschland beseitigt wurde. Diese Frauen, die sich durch ihr selbständiges Vorgehen den Dank der ganzen Nation verdient haben, leben und arbeiten noch unter uns,

zu grösster Anerkennung ihrer im Inland approbierten Kollegen und Kolleginnen, aber sie sind *Kurpfuscher* und würden unter das neue Gesetz fallen.

Als *Kurpfuscher* im offiziellen Sinne gelten auch die nicht approbierten Zahnärzte und Zahnkünstler, die sich ebenfalls ein nicht geringes Verdienst um die Wissenschaft und um die Gesundheit der Nation erworben haben. Zu einer Zeit, wo die Zahnheilwissenschaft in Deutschland noch nicht als voll galt, haben sich deutsche Dentisten und Dentistinnen in Amerika eine wissenschaftliche Ausbildung erworben, die sie damals in Deutschland auch an den Universitäten überhaupt nicht hätten finden können. Sie haben dann in Deutschland praktiziert als *Kurpfuscher*, wie der medizinische Zünftlerjargon sie geschmackvoll nennt, haben dadurch erst die Möglichkeit einer sorgfältigen Zahnbehandlung bei uns geschaffen und deren Notwendigkeit zum öffentlichen Bewusstsein gebracht und haben einen Stand wissenschaftlich und technisch ausgezeichnet gebildeter Zahnheilkundiger und Zahntechniker schaffen helfen, auf den Deutschland stolz sein kann. Jeder weiss, dass die approbierten Zahnärzte im Deutschen Reiche nicht genügen würden, um auch nur einen winzigen Bruchteil der notwendigen Zahnbehandlungen durchzuführen. Trotzdem erleben wir seit einer Reihe von Jahren eine fortgesetzte Treiberei der approbierten Zahnärzte und der Behörden gegen die freie Zahnheiltätigkeit. Man untersagte den Krankenkassen sie zur Behandlung heranzuziehen. Man versuchte die Zahnkünstlerinnungen aufzulösen; unerhörterweise, weil diese sich bemühten durch wissenschaftliche Schulung und Fachprüfungen die Leistungen der Gewerbsgenossen zu heben. Neuerdings macht man Zahnheilkundigen Schwierigkeiten beim Bezug der für ihren Betrieb nötigen Chemikalien, indem man ihnen den Giftschein verweigert. Konsequent drängt man dahin jede eigentliche Heilbehandlung den approbierten Medizinalpersonen vorzubehalten

Diese kleinliche Interessenpolitik soll jetzt durch das neue Gesetz vollendet werden. Wer gewerbsmässig die Heiltätigkeit betreiben will, ohne im Besitz einer *Approbation* zu sein, soll einer Anzeigepflicht unterworfen werden, was allerdings jetzt schon vielfach auf grund von Polizeiverordnungen vorgeschrieben ist. Diese Personen sollen auch auf Erfordern der Behörde Auskunft über ihre Vorbildung und ihr Vorleben geben. Schlimmer ist, dass sie verpflichtet werden sollen Geschäftsbücher zu führen, die der Polizeibehörde auf Verlangen vorzulegen sind, und deren Einreichung der Bundesrat bestimmen soll. Selbstverständlich führt jeder Arzt seine Journale; das ist aber etwas ganz anderes als diese polizeilich schematisierte und kontrollierte Buchführung, wodurch die freien Heiltätigen den Trödlern, Pfandleihern und Gesindevermietern gleichgestellt werden sollen. Die Verpflichtung sich und die Verhältnisse seiner Patienten täglich polizeilicher Schnüffelei zu unterwerfen ist unvereinbar mit einer anständigen Praxis. Die Begründung des Gesetzes gibt deutlich zu erkennen, dass damit direkt beabsichtigt wird das Publikum von der Konsultierung nicht approbierter Heilkundiger abzuschrecken.

Das Gesetz will aber allen Nichtapprobierten gewisse Arten von Praxis gänzlich untersagen. Es will in § 3 bestimmen:

»Den im § 1 Absatz 1 bezeichneten Personen ist bei der Ausübung ihres Gewerbebetriebes verboten:
an Menschen und Tieren:

a) eine Behandlung, die nicht auf grund eigener Untersuchung des zu Behandelnden erfolgt (Fernbehandlung);
an Menschen:
b) die Behandlung von Tripper, Schanker, Syphilis;
c) die Behandlung unter Anwendung von Betäubungsmitteln, die über den Ort der Anwendung hinaus wirken;
d) die Behandlung mittels Hypnose;
e) die Behandlung mittels mystischer Verfahren.«

Damit würde zunächst den verdienstvollen tüchtigen Ärztinnen, die eine Approbation in Deutschland nicht haben erlangen können, jede Kurierung von Geschlechtskrankheiten verboten sein, obgleich doch gerade auf diesem Gebiet der Vorzug der Behandlung von Frauen ganz evident ist. Hat sich doch das Berliner Polizeipräsidium aus diesem Grunde vor etlichen Jahren genötigt gesehen eine nicht im Inland approbierte Ärztin, die nach der kleinlichen Judikatur nicht das Recht hatte sich *Ärztin* zu nennen, als *Polizeiärztin* anzustellen. Ebenso bedenklich ist die Bestimmung über die Anwendung von Betäubungsmitteln. Die Formulierung des Gesetzes gestattet nicht etwa die Anwendung der Mittel, die die medizinische Wissenschaft nach der Art ihrer nächsten Wirkung als *lokale* Betäubungsmittel bezeichnet und zu lokalen Betäubungen anwendet, sondern das Gesetz will alle verbieten, die überhaupt über den Ort der Anwendung hinaus wirken, das heisst eine Wirkung irgendwelcher Art haben. Es dürfte kaum ein Mittel geben, von dem nicht hinterher ein medizinischer Sachverständiger begutachten würde, dass es zwar für lokale Betäubungswirkung bestimmt sei, dass es aber auch Wirkungen anderer Art auf weitere Gebiete des Körpers haben könnte. Jedenfalls würde man damit den nicht im Inland approbierten Ärzten, Zahnärzten und den Zahnkünstlern ihre Praxis gründlich erschweren können.

Der Entwurf will aber noch weiter gehen. Im Absatz 2 des § 3 heisst es:
»Durch Beschluss des Bundesrats kann die Anwendung der unter c) bis e) genannten Verfahren auch bei Tieren, sowie die Anwendung anderer als der unter c) bis e) genannten Verfahren bei Menschen und Tieren untersagt werden.«

Das ist ein Blankettgesetz, das dem Bundesrat ermöglicht jede Art ärztlicher Behandlung nicht approbierter Personen allgemein zu untersagen. Bei der zünftlerisch reaktionären Richtung, die in den Regierungen herrscht, bedeutet das nichts weniger als die Aufhebung der Kurierfreiheit, die Proskribierung aller von der offiziellen Medizin noch nicht anerkannten Methoden, die Vernichtung zahlloser Existenzen, die bisher redlich und tüchtig an der Gesundheitspflege gearbeitet und teilweise Hervorragendes geleistet haben. Es bedeutet aber auch eine direkte Schädigung der Volksgesundheit. Denn für den hilfesuchenden Kranken ist bekanntlich das Vertrauen zu seinem Arzt und dessen Verfahren eins der wichtigsten Momente. Diesem Glauben verdanken nicht nur die unapprobierten, sondern auch die approbierten Heilkundigen viel Geld und auch viele wahre Heilerfolge. Unzählige Kranken beraubt man dieses förderlichen psychischen Heilfaktors, wenn man sie hindert sich an die Leute zu wenden, denen ihr Vertrauen gilt. Die Heilbehandlung im ganzen kann durch solches Zünftlertum einer privilegierten Kaste nur beeinträchtigt werden.

Die Begründung des Entwurfs ist nicht völlig blind gegen die schweren Bedenken, die einem solchen gesetzgeberischen Vorgehen entgegen stehen. Sie

sagt von dem gesetzlichen Kurpfuschereiverbot, das die Ärzte verlangt haben:

›Zudem würde es zu Ergebnissen führen, die nicht erwünscht und nicht nötig sind, denn es müssten folgeweise alle von der Schulmedizin zunächst nicht anerkannten Heilmethoden dem Verbot unterstellt werden. Es lässt sich aber nicht leugnen, dass, wie auf anderen Gebieten, so auch auf dem der Medizin von Nichtfachmännern mancherlei Heilmethoden empfohlen und zur Anwendung gebracht sind, die später auch in der wissenschaftlichen Medizin Eingang und Verbreitung gefunden haben. Alle solche Versuche oder Bestrebungen für die Zukunft zu unterbinden, dazu dürfte ein zwingender Grund nicht vorliegen.‹

Das ist ganz richtig, nur bilde man sich nicht ein, dass der Zustand, den das Gesetz schaffen will, eine solche Unterdrückung neuer Methoden ausschliessen würde. Der Bundesrat wird sich immer auf seine Sachverständigen, auf die aus Schulmedizinern, Pharmakologen und Juristen bestehende Kommission (§5) verlassen müssen, und diese wird einer sehr formalistischen Behandlung geneigt und wie jede bureaukratische Organisation gegen Neues sehr misstrauisch sein.

Das Gesetz will in § 4 bestimmen:

›Den im § 1 Absatz 1 bezeichneten Personen ist der Gewerbebetrieb zu untersagen, wenn Tatsachen vorliegen, welche die Annahme begründen, dass durch die Ausübung des Gewerbes das Leben der behandelten Menschen oder Tiere gefährdet oder deren Gesundheit geschädigt wird oder dass Kunden schwindelhaft ausgebeutet werden.

Der Betrieb kann untersagt werden, wenn der Gewerbetreibende wegen einer strafbaren Handlung, die mit der Ausübung des Gewerbes in Verbindung steht, rechtskräftig verurteilt ist, bei Übertretungen jedoch nur im Falle wiederholter Verurteilung.‹

Schon der erste Absatz ist nicht ganz ohne Gefahr und kann Anlass zu schikanösen Denunziationen geben. Viel schlimmer aber ist der zweite Teil. Fast alle der erwähnten nicht approbierten Ärztinnen und männlichen und weiblichen Zahnheilkundigen sind in Deutschland bestraft worden wegen »Beilegung eines ärztlichen Titels, durch den der Glaube erweckt würde, der Inhaber sei eine geprüfte Medizinalperson« (§ 147 der Gewerbeordnung), und zwar waren das Verurteilungen, die sie gar nicht vermeiden konnten. Die Polizei handhabte diese Gesetzesbestimmung anfänglich sinngemäss und tolerant und gestattete jede wahrheitsgemässe Bezeichnung. Erst kleinlich-formalistische Auslegungen der obersten Gerichte schafften den unerquicklichen Zustand absoluter Rechtsunsicherheit für die nicht im Inland approbierten Heilkundigen, der jetzt herrscht. Wie sie sich auch immer nennen wollten, so deutlich sie hervorheben mochten, dass sie keine inländische Arztapprobation besassen, immer wieder reichten ärztliche Kollegen, die Adressbücher durchschnüffelten und die Türschilder und die Briefbogen bespitzelten, Denunziationen ein und erzielten nicht selten den Erfolg einer Verurteilung auf grund des § 147 der Gewerbeordnung. Dieser Denunziationsfeldzug ist kein Ruhmesblatt für die Ärzte. Nun ist aber die Straftat des § 147 der Gewerbeordnung im Sinne des Gesetzes ein *Vergehen*; die Behörde könnte also ohne weiteres allen diesen Personen die Ausübung der Heilkunde dauernd untersagen. Es ist nicht anzunehmen, dass zurzeit schon beabsichtigt ist gegen die angesehensten der nicht approbierten Ärztinnen vorzugehen. Aber kollegiale Denunziationssucht und behördlicher Unverstand dürften sich an die minder bekannten Ärztinnen und Zahnärztinnen und an die nicht akademisch

vorgebildeten Zahnheilkundigen und Naturheilkundigen sehr bald heranwagen. Jedenfalls sind sie alle damit einer Willkür der Behörden ausgeliefert, deren Konsequenzen grenzenlos sein können.

Übrigens greift der Entwurf auch tief in das Privatleben ein. So will er selbst gelegentliche Heilhilfe, wenn sie gegen Entgelt erfolgt, unter Strafe stellen, sofern nicht vorher Anzeige gemacht ist (§ 9). Auf die Bestimmungen über die Geheimmittel einzugehen würde hier zu weit führen.

Hoffentlich wird der Entwurf, über den bisher die Presse merkwürdig still hinweggegangen ist, noch entschieden Protest wach rufen. Er bedeutet einen gefährlichen Schritt zur Bureaukratisierung des ärztlichen Berufes, zur Einengung freier geistiger Tätigkeit in zünftlerische Schranken und zu ihrer Unterwerfung unter die Aufsicht des Polizeistaats. Die Schichten der sogenannten *Intelligenz* untergraben den Boden, auf dem sie stehen, wenn sie solche Staatseingriffe herbeiführen.

PAUL GÖHRE · DER MODERNISMUS

VON Monat zu Monat hat der Kampf um den Modernismus in der katholischen Kirche weitere Kreise gezogen. Jetzt tobt er so laut, dass auch unsere Parteipresse beginnt von einzelnen besonders charakteristischen Erscheinungen und Wirkungen dieses Krieges Notiz zu nehmen. Es ist deshalb in diesem Augenblick vielleicht manchem Genossen willkommen zu erfahren, was es eigentlich mit diesem Modernismus auf sich hat. Deshalb soll die Angelegenheit im folgenden so kurz wie nur immer möglich dargelegt werden.

Der Modernismus bedeutet nichts Geringeres als den kühnen Versuch einer völligen Revolutionierung der gesamten alten, durch ein Jahrtausend und länger überlieferten, starr festgehaltenen katholischen Glaubenslehre und einer zu deren Stützung gewaltsam zugestutzten Wissenschaft, der sogenannten *Scholastik*. Die Grundgedanken dieser alten Glaubenslehre sind etwa folgende: Der katholische Glaube ist unmittelbar von Gott den Menschen offenbart, als Offenbarung ihnen geschenkt. Menschen haben ihn weder erfunden noch je etwas dazu getan. Er ist etwas schlechthin Übernatürliches, unveränderlich, einer Umbildung und Fortentwickelung weder bedürftig noch fähig, auch in keiner Weise in den Gang der Geschichte verflochten. Der Vermittler dieses geoffenbarten Glaubens ist Jesus, der unfehlbar war, allwissend wie Gott, ewig seit der Erschaffung der Welt und noch heute lebendig, sitzend zur Rechten Gottes. Er selbst ist diese Offenbarung, in seinem Sein und Wesen Inhalt und Einheit des gesamten katholischen Glaubens. Dessen Formulierung im Dogma der Kirche ist nichts als eine nach innerem Gesetz erfolgende einheitliche und organische Entfaltung des Lebens und der Wesenheit Jesu. Aus ihm haben die in der Urkirche niedergelegten Keime nicht nur der Lehre, sondern auch des Kultus und der *heiligen Gewalten* ihre besondere und unverwüstliche Triebkraft. Auch die katholische Kirche selbst, ihre Priesterschaft, ihr Betrieb sind ein Stück entfaltetes Leben Jesu, ein Stück seines Leibes und damit Gottes, und deshalb unantastbar. Die Offenbarungen Gottes sind niedergelegt in der Bibel. Auch diese ist unfehlbar und unantastbar wie

Gott und Jesus, ein heiliges Ganzes. Sie sind lautere und reine Offenbarung, bis zum letzten Punkte über dem letzten *i*. Sie ist deshalb aller Kritik entzogen. Alle Bibelforschung hat nur die Aufgabe den Inhalt der Schrift immer heller, gründlicher, verständlicher den Gläubigen darzulegen. Der Rest aller theologischen Wissenschaft aber soll nichts anderes tun als die eben charakterisierten *Heiltatsachen* und *Heilswahrheiten* als logisch, vernünftig und mit der Wirklichkeit des Lebens im Einklang stehend zu erweisen; das heisst natürlich Logik, Vernunft, Wirklichkeit und Geschichte so lange umzukneten, bis sich dieser Einklang zeigt. Diese Wissenschaft, die Scholastik, ist die eigentliche Wissenschaft des europäischen Mittelalters gewesen. Ihr klassischster Vertreter, Thomas von Aquino, ist deshalb zum Heiligen erhoben. Die Vernunft hat sich nach ihr dem Glauben zu beugen, um den Glauben als vernünftig zu erweisen. Der Glaube des einzelnen Katholiken hat zunächst reiner Gehorsamsakt zu sein, verstandesmässige Aneignung der *Heilslehren* unter schweigender Unterordnung des eigenen natürlichen Denkens unter den *Intellekt* der Kirchenlehre; also Anerkennung der Dogmen und Institutionen der Kirche, zu denen erst nachträglich auch ein persönliches, gefühlsmässiges Verhältnis gefunden werden soll, das heisst Knebelung des ganzen Menschen. Die katholische Kirche aber ist nicht mehr und nicht weniger als die sichtbare Anstalt dieses *Heils*. Seine Vermittler sind die Priester, sie stehen zwischen Gottheit und Menschheit. Der Laie hat zu schweigen und zu gehorchen, genau wie sich alles Weltliche dem Kirchlichen, jeder Staat der Kirche unterzuordnen hat.

Diese überlieferte katholische Glaubenslehre und Wissenschaft erklärt der Modernismus für unhaltbar. Er verlangt eine Reform des Katholizismus an Haupt und Gliedern, auf allen Gebieten. Der modernen Wissenschaft sollen die Tore der Kirche geöffnet, durch deren Verschmelzung mit den katholischen Glaubenswahrheiten soll der Katholizismus modernisiert und zu neuem, grösserem Einfluss und Macht über die modernen Menschen gebracht werden. Nach ihm ist auch der katholische Glaube keine übernatürliche Schöpfung, sondern ein Produkt der Geschichte. Er wurzelt nicht im Intellekt und in der Philosophie, vielmehr im Gefühl, in einem inneren natürlichen Bedürfnis des Menschen nach dem Göttlichen. Die Offenbarungen Gottes sind nichts weiter als die religiösen Erlebnisse so begabter und fühlender Menschen. Aber als solche Erlebnisse sind sie andererseits auch wirkliche Offenbarungen Gottes. Auch Jesu Offenbarungen waren nichts als religiöse Gefühlsempfindungen, klarer als die anderer, und darum höhere Offenbarungen Gottes als die in allen anderen Menschen. Der geschichtliche Jesus war ein Mensch wie alle und ist der Geschichtsforschung unterworfen wie alle. Nur sein Glaubensleben ist Gegenstand religiöser Betätigung, aller geschichtlichen Forschung unzugänglich, nur dem Glauben verständlich und erschliessbar, von diesem über die historischen Bedingungen hinausgehoben. Deshalb ist der geschichtliche Christus zu scheiden von dem Christus des Glaubens. Jener war Mensch und ist auch aus dem Evangelium nur als solcher erweisbar, dieser kann und darf als *Gottessohn* empfunden werden und wird es in der Kirche, der Gemeinschaft der Gläubigen. Aber auch Jesu religiöse Erlebnisse und Erkenntnisse waren wieder geschichtlich bedingt und darum nicht von absolutem sondern nur von relativem Werte. Auch Jesus konnte irren. Er hatte kein un-

begrenztes Wissen. Er hat auch nicht daran gedacht eine Kirche zu stiften, gar etwa die katholische. Die Lehren der Apostel, ganz besonders aber die ihrer Nachfolger, waren verschieden von denen Jesu. Es waren auch nicht bloss *Entfaltungen* religiöser Lehren Jesu sondern Ergänzungen, Fortsetzungen, Umgestaltungen, Überarbeitungen. Aber als ehrliche religiöse innere Erlebnisse aufrichtiger Gläubiger hatten sie wieder eigenen Wert und waren geschichtlich angesehen die Fortentwickelung der christlichen Religion. Nach alledem verwerfen die Modernisten notwendig auch die Lehre von der wörtlichen Inspiration (*Offenbarung*) der Bibel. Die Bibel ist eine historische Urkunde wie jede andere, daneben allerdings auch ein hervorragendes religiöses Dokument. Aber sie ist zu behandeln wie jedes andere. Bibelkritik ist darum eine Notwendigkeit, und sie ist kein Schaden. Nur um so heller leuchten die tatsächlichen religiösen Erlebnisse derer, die sie schrieben und die in ihr beschrieben werden, hervor. Die Sakramente sind keine Schöpfung Jesu sondern Einrichtungen der Apostel, um die Gläubigen immer von neuem unter tiefsten seelischen Erschütterungen an Gott zu erinnern. Die Dogmen sind keine absoluten und unveränderlichen religiösen Wahrheiten sondern nur verstandesmässige Formulierung von Glaubenswahrheiten und Glaubenserlebnissen, insofern Symbole des Glaubens, Hilfsmittel für den Gläubigen, um sich den Inhalt seines Glaubens immer schnell parat und bewusst zu halten, Bilder und Werkzeuge, Werkzeuge auch, um neue bessere Formulierungen zu finden. Sie sind also im Fluss, in der Entwicklung wie das ganze religiöse Leben, Glauben, Bewusstsein selbst. Dessen Vermittelung ist nicht bloss an die Priesterschaft gebunden, und diese selbst nicht zuerst Mittler des *Heils*, sondern der Glaubenslehre. Nur insofern diese *Heil, Erlösung* im Gläubigen schafft, sind sie wie andere auch Mittler des *Heils*. Auch der Kultus ist im Fluss und heute einzuschränken, sein Prunk ist abzuschaffen. Die Kirche aber hat sich auf ihre rein religiösen Aufgaben zu beschränken. Sie hat sich in weltlichen Dingen dem Staate ebenso unterzuordnen wie dieser der Kirche in Glaubenssachen.

So viel zur Charakteristik des Modernismus. Es wird manchem, der gegen Religion innerlich gleichgültig ist, schon viel zu viel gewesen sein, doch lässt sich ohne Details kein sachliches Bild gewinnen. Was ersehen wir aus diesem Bilde? Zunächst dies eine, dass es den Modernisten nicht darum zu tun ist den katholischen Glauben zu vernichten, vielmehr den ins Wanken geratenen zu stützen, zu stärken, zu neuer Achtung und Berücksichtigung zu bringen. Dass es ihnen nicht darum zu tun ist die katholische Kirche zu bekämpfen sondern ihr zu dienen, sie von neuem lebensfähig zu machen. Sie wollen eine Neugestaltung des Katholizismus, nicht seinen Untergang. Es ist also eine wenngleich reformatorische, so doch durchaus kirchenfreundliche und positiv aufbauende Arbeit, die sie vorhaben. Auch an eine Ersetzung des Katholizismus durch den Protestantismus denken sie nicht. Dann hätten sie ja längst nur von jenem zu diesem überzutreten brauchen. Vielmehr ist es ihnen darum zu tun im katholischen Lager eine Parallelbewegung hervorzurufen zu derjenigen, die in der protestantischen Kirche durch die sogenannte *moderne Theologie* rege gemacht worden ist. Der Modernismus ist auf katholischer Seite etwa das selbe, was auf protestantischer heute der Liberalismus der Harnack und Genossen ist. Und von hier aus gesehen bestehen zwischen

den beiden Strömungen die allerzahlreichsten und intimsten Beziehungen und Verbindungen. Wer, selbst ehemals liberaler protestantischer Theologe, modernistische Schriften und Aufsätze liest, wird tausendfach an eigene frühere Gedankengänge und an die Forschungsergebnisse der modernen protestantischen Theologie erinnert. Man kann sogar noch weiter gehen und, ohne in die Gefahr der Übertreibung zu geraten, sagen, dass diese, die moderne protestantische Theologie die eigentliche Mutter des katholischen Modernismus ist. Nicht freilich in dem engen Sinne, als ob die modernistischen katholischen Theologen die liberalprotestantischen Arbeiten einfach abgeschrieben hätten; aber sie fussen durchaus auf deren Forschungsergebnissen, haben sie stellenweise sogar weiter ausgebaut und im übrigen in ein selbständiges System gebracht, das der katholischen Eigenart genau so entspricht wie das Lehrsystem der modernen protestantischen Theologie auf den Leib der geschichtlichen protestantischen Kirche zugeschnitten ist. So sind beide gleichgeartete Schwestererscheinungen, von denen die modernistische nur die viel jüngere und abhängige ist, die aber im übrigen beide die gleiche Ursache und Wurzel haben: den Geist der modernen, vorurteilslosen, vorwiegend geschichtlich und naturwissenschaftlich bedingten Wissenschaft, die ihrerseits wieder das Produkt der modernen kapitalistisch umgewälzten, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Neugestaltung ist. Katholischer Modernismus wie moderne protestantische Theologie stellen mithin den Versuch eines Kompromisses dar zwischen dem alten überlieferten Glauben, dem alles als von Gott geordnet unerschütterlich feststeht, und der neuen Weltanschauung, der alles nur relativ und im stetigem Flusse befindlich ist.

Es ist selbstverständlich, dass eine Reformbewegung von der Gründlichkeit und Tragweite des Modernismus nicht von gestern und vorgestern ist. Vielmehr liegen ihre Anfänge schon mehrere Jahrzehnte zurück. Auch beschränkt sich die Bewegung bei weitem nicht auf Deutschland. Im Gegenteil, der deutsche Katholizismus marschiert nicht einmal mit ihm an der Spitze. Viel verbreiteter, viel offener vorgetragen und rücksichtsloser propagiert ist er in Italien, Frankreich, England und Nordamerika worden. In Frankreich war ihr Führer Loisy, in England der Jesuit Tyrrell, in Italien drei Laien, der Ingenieur Alfieri, Casati und ein Graf Callarati-Scotti, die seit Januar 1907 in Mailand eine Zeitschrift *Il Rinnovamento* als Organ des internationalen Modernismus herausgeben. Auch Frankreich hatte seine modernistische Zeitschrift, *Demain* mit Namen, und für den deutschen Modernismus wurde die in München erschienene *Renaissance* ein tapferes, schneidiges Sprachrohr. Doch benutzten die Modernisten, deren Führer sich allenthalben teils aus katholischen Universitätstheologen teils aus gebildeten Laien rekrutierten, nicht bloss diese Zeitschriften als ihre Tribünen. Sie verkündeten ihre neuen religiösen Anschauungen ebenso — versteckter oder offener — von Universitätslehrstühlen, auf Kongressen, in Vereinen, durch Bücher, Broschüren, Zeitungsartikel, Vorträge. Die Erfolge, die sie mit ihrer eifrigen und fast jesuitisch schlauen Agitation schon erzielten, waren erstaunlich. Man darf sagen, dass durch sie in den letzten Jahren der ganze internationale Katholizismus in eine starke geistige Gärung geraten war. Breite Massen der Priesterschaft und der sogenannten *gebildeten Laien* hingen ihnen bereits an. In Italien sollen ganze Klerikerseminare von ihnen *durchseucht* sein, in Frank-

reich zählten, ebenso übrigens wie in Deutschland, einige hohe Kirchenfürsten zu ihren Freunden und Protektoren, in Holland sollen gar modernistisch gesinnte Priester von ihren Vorgesetzten vor den anderen bevorzugt worden sein.

Schon des jetzigen Papstes Vorgänger, Leo XIII., hat deshalb mit Besorgnis die wachsende Macht des Modernismus beobachtet und gelegentlich vor ihm gewarnt. Doch hat er sich noch gehütet gegen ihn offiziell loszuschlagen. Auch Pius X. hat fünf lange Regierungsjahre gewartet, ehe er sich dazu entschloss. Als es geschah, waren die Wasser des Modernismus der katholischen Kirche in der Tat bis an die Stufen des Altars gestiegen. Die Vorgänge, die das päpstliche Vorgehen schliesslich veranlassten, waren einesteils die geradezu überraschenden Erfolge und Wirkungen des *Rinnovamento* in Italien und der Kampf, der sich in Deutschland an den Namen des Würzburger katholischen Theologen Schell anknüpft. Man kann Schell als den deutschen Führer des Modernismus bezeichnen. Er starb im Juni 1906. Schon bei seinen Lebzeiten waren einige seiner wissenschaftlichen Werke auf den Index gesetzt, das heisst als ketzerisch verurteilt worden. Er hatte sich aber dieser Verurteilung gebeugt und der römischen Allmacht löblich unterworfen. Trotzdem erschien ein knappes Jahr nach seinem Tode aus der Feder eines Wiener Professors der katholischen Theologie, Commer, eine Streitschrift gegen den toten Schell, die von allen modernistisch Denkenden als Pamphlet empfunden wurde. In den selben Tagen hielt Pius X. in Rom bereits eine Ansprache, in der er die Absicht aussprach alle fortschrittlichen reformkatholischen Bestrebungen in Theologie und Philosophie zu unterdrücken. In Deutschland weckte diese Ansprache sowohl wie Commers Angriffe auf Schell laute Opposition. Freunde Schells, die Professoren Merkle und Kiefl, traten für den Toten ein. Da erfolgte von Rom aus ein zweiter Schlag. Der Papst schrieb im Juni 1907 einen Brief an Commer, in dem er sich über dessen Buch und seinen Inhalt höchst erfreut und lobend aussprach und nicht nur vor jenen auf den Index gesetzten, sondern vor a l l e n Schriften Schells und seiner Freunde warnte. Gleichzeitig wurde der Versuch Schell ein Denkmal zu errichten so sehr diskreditiert, dass es unseres Wissens noch heute nicht zu stande gebracht worden ist. Inzwischen war auch gegen den *Rinnovamento* vorgegangen worden. Der Erzbischof von Mailand verbot ihn; ohne Erfolg, denn die Herausgeber erklärten, dass sie das Verbot ganz kühl liesse. Das brachte Rom vollends in Harnisch. Aber der letzte Tropfen, der das Fass der päpstlichen Intoleranz wieder einmal zum Überlaufen brachte, war wieder ein Vorgang in Deutschland. Die *Corrispondenza Romana* in Rom, die mit dem Vatikan enge Beziehungen und in den einzelnen katholischen Ländern offenbar weniger Korrespondenten als Spitzel unterhält, brachte in den allerersten Tagen des Juli 1907 die Enthüllung einer geheimen Verbindung deutscher katholischer Laien »nach Art der Freimaurer« zu dem Zweck die Indexbehörde in Rom zu beseitigen und eine dauernde christliche Kulturgesellschaft zu schaffen. Beides ist bald danach von den Beteiligten zwar abgeleugnet worden, doch beweist das angstvoll-rasche Auseinanderfahren der eben heimlich in Bildung begriffen gewesenen Organisation, dass die Wahrheit nicht weit davon gelegen haben wird. Rom war damit an seinem empfindlichsten Punkt getroffen: sein schneidigstes Machtinstrument, die Indexkongregation, das Kardinalkollegium, das alle katholischen Bücher der Welt

zu zensurieren hat, sollte untergraben werden. Und es waren Laien, die nun auch in Deutschland wie in Italien ihr Haupt erhoben: die, auf deren absoluten, demütigen, schweigenden Gehorsam die ganze Weltmacht Rom seit mehr als anderthalb Jahrtausenden aufgebaut ruht, zeigten wie Protestanten, Freimaurer, Ungläubige eigene Ansichten und eigene Absichten, eigenen gegen Rom gerichteten Willen! Ein *Syllabus* der *heiligen römischen und allgemeinen Inquisition*, unter dem Vorsitz des Papstes am Juli 1907 erlassen, war die erste Antwort. Sie war noch nicht *ex cathedra* erlassen, das heisst noch kein reiner, unfehlbarer Papsterlass. Der aber folgte dann neun Wochen später, am 8. September 1907, als die nun schon bekannte Enzyklika gegen den Modernismus, nach den Anfangsworten, mit denen sie — sie ist wie alle römischen Kundgebungen lateinisch geschrieben — beginnt, *Pascendi Dominici gregis* geheissen. Am 18. November ist dann noch ein kurzer päpstlicher Nacherlass dazu erschienen, der mit den Worten *Motu proprio* anfängt und nach ihnen bezeichnet wird. Alle drei zusammen haben in der deutschen Übersetzung, die soeben in der bekannten *Christlichen Welt* als Beiblatt erschienen ist[1]), einen Umfang, der ungefähr 44 Seiten der *Sozialistischen Monatshefte* füllen würde. Von ihnen nimmt die Enzyklika den Hauptraum ein. Natürlich war der *Syllabus errorum* schon vor den Enthüllungen der *Corrispondenza Romana* vorbereitet, aber sicher ist der Zeitpunkt seiner Veröffentlichung durch diese bestimmt. Er richtet sich noch vorwiegend gegen französische Modernisten, insbesondere gegen deren Führer Loisy, ohne ihn zu nennen: man sah damals, vor dem Eintreffen der Nachrichten aus Deutschland, dort wohl noch den Hauptherd. Der *Syllabus* zählt kurz und bündig 65 einzelne Sätze auf, die er als unkatholische Lehren verwirft; ihnen sind 65 andere entgegengestellt, die die reine katholische Lehre zum Ausdruck bringen. Die Enzyklika dagegen begnügt sich mit solcher Auswahlsammlung nicht. Sie geht aufs Ganze. Auch sie nennt freilich keine Namen. Aber sie entwirft in weitausgreifenden Darlegungen ein erschöpfendes, und, wie man zugestehen muss, im allgemeinen zutreffendes Bild von dem Modernismus. Alle irgendwie hervorragenderen modernistischen Lehrmeinungen irgend eines katholischen Theologen sind in dieses Bild eingegliedert; und wenn auch kaum einer der Modernisten zugeben wird, dass das, was in der Enzyklika als Modernismus hingestellt ist, alles seine Meinung ist, so ist doch auch seine Meinung in dem Bilde mit dargestellt.

Rom, das muss man bekennen, hat in ihr eine gründliche Arbeit getan. Die Enzyklika geht auf alle modernistischen Details ein, behandelt sie mit einem unglaublichen Ernst und erschöpfender, freilich natürlich scholastischer Gelehrsamkeit, um, von ihrem Standpunkt aus, Punkt für Punkt, wuchtig, ja zerschmetternd, die ganze Irrlehre, den ganzen angeblichen Widersinn, die vollendete Halbheit und ungeheure Gefährlichkeit für den Bestand der unfehlbaren Kirche aufzudecken. Gelegentlich wird auch eine persönliche Charakteristik der Modernisten eingeflochten. Man ist auch da gerecht genug ihre guten Absichten, ihre persönliche Ehrenhaftigkeit anzuerkennen; aber sie seien deshalb nur um so gefährlicher, und auch diese Vorzüge seien nichts als Teufelswerk; im letzten Grunde sei es aber ebensosehr Denkfaulheit,

[1]) Für Interessenten vom Verlag der *Christlichen Welt* in Marburg zum Preise von 80 Pfennigen zu beziehen.

Neugierde, Hochmut und Hass gegen die Scholastik, die sie zu solchen bedenklichen Neuerungen getrieben haben. Aus allen diesen Gründen gelte es die Bewegung einfach zu vernichten, mit Stumpf und Stiel aus dem Boden der katholischen Kirche auszurotten. Und um das zu erreichen, ordnet die Enzyklika am Schlusse eine Reihe kirchlicher Massnahmen an, die, angewandt, in der Tat im stande sind diese Absicht zu verwirklichen. Sie sollen hier noch aufgezählt werden: denn nichts charakterisiert den Geist der römischen Kirche, der vor keiner Gewaltsamkeit, keiner Niederträchtigkeit und Hinterhältigkeit zurückschreckt, besser als diese Aufzählung.

1. Alle theologischen Studien sollen künftig allein die mittelalterliche Scholastik zum Gegenstand haben.
2. Jeder modernistisch Verdächtige ist von jedem Lehramt fernzuhalten, selbst ein solcher, »der die Modernisten nur entschuldigt, die Scholastik, die heiligen Väter und das Lehramt bloss kritisiert, weltliche Wissenschaften vorzieht und überhaupt nach Neuerungen in der Wissenschaft strebt«.
3. Die Doktorwürde darf nur an Scholastiker verliehen werden, sonst wird sie von vornherein für ungültig erklärt.
4. Kein Modernist darf zum Priester geweiht werden.
5. Theologiestudierende dürfen nur noch solche Vorlesungen hören, die ihnen erlaubt werden.
6. Jede Lektüre und erst recht jede Veröffentlichung modernistischer oder des Modernismus verdächtiger Schriften ist unbedingt zu meiden, auch von Studenten und Laien.
7. An allen Bischofssitzen werden geheime Zensoren angestellt, die alle Veröffentlichungen zu überwachen haben.
8. Kein Geistlicher darf ohne Erlaubnis seines Bischofs die Leitung von Zeitungen und Zeitschriften übernehmen.
9. Jede modernistische Schriftstellerei oder die danach aussieht, ist verboten.
10. Jede katholische Zeitung erhält ebenfalls einen bestimmten Zensor; dieser hat das Recht der Korrektur, eventuell an seiner Statt der Bischof.
11. Jeder kahtolische Buchhändler wird auf seinen Büchervertrieb hin überwacht. Macht er sich modernistisch verdächtig, wird ihm sein Prädikat als *katholischer Buchhändler* entzogen.
12. Da Kongresse bisher besondere Agitationszentren der Modernisten waren, sollen Priesterkongresse künftig nur in den allerseltensten Fällen geduldet werden. Zu ihnen muss schriftliche Erlaubnis des Bischofs vorliegen.
13. In jeder Diözese ist ein *Aufsichtsrat* zur Unterstützung des Bischofs (und dessen Überwachung) einzurichten neben dem Zensor. Das Kollegium hält zweimonatliche Sitzungen ab; seine Aufgabe ist die »Aufspürung aller Anzeichen und Spuren des Modernismus im Religionsunterricht sowie Schutz der Reliquienschriften«; seine Verhandlungen und Beschlüsse sind geheim.
14. Alle drei Jahre haben Bischöfe und Ordensobere über Befolgung aller vorstehenden Vorschriften Bericht an den päpstlichen Stuhl zu erstatten.
15. In Rom wird ein *Internationales katholisches Institut für Fortschritt der Studien*, das heisst für Schaffung einer modernismusfreien Wissenschaft, errichtet. Ihr Präsident wird Rampolla, Leos XIII. ehemaliger Staatssekretär.

Es bedarf in einer sozialistischen Zeitschrift keines Wortes mehr, um diese 15 Polizeimassregeln noch irgendwie zu beleuchten: das ganze Mittelalter der Inquisition und Ketzerverbrennung wird in ihnen wieder lebendig. Dementsprechend hat auch, noch bevor sie zur Durchführung gekommen sind, ihr blosses Erscheinen auf Priester und katholische Laien gewirkt. Schon heute darf man ohne Übertreibung erklären, dass der Modernismus überall im Sterben liegt. Zwar in Italien hält sich der *Rinnovamento* noch; aber sein gräflicher Herausgeber schied schon aus; die Zahl der Mitarbeiter hat sich bedenklich gelichtet wie die der Leser, und die noch übrig gebliebene Zeitung erklärt

künftig die Angriffe auf die Kirche zu unterlassen: mindestens der halbe *Rinnovamento* ist tot. In Frankreich ging *Demain* schon ein: Loisy ist die Exkommunikation angedroht. Auch über Tyrrell hängt das Schwert der Exkommunikation. Und in Deutschland? Auch hier hat die *Renaissance* seit dem 1. Januar 1908 ihr Erscheinen eingestellt, »der Reformaktion völlig entsagend«, nachdem ihr Redakteur, Dr. J. Müller, aus der bayerischen Diözese Freysing ausgewiesen wurde. Die deutschen Bischöfe haben in einer Zusammenkunft zu Köln in den vergangenen Weihnachtstagen dem Papst wegen seiner Enzyklika gehuldigt und ihm treuen Gehorsam gegen sie versprochen. Die katholische Presse, allen voran die *Kölnische Volkszeitung* und die *Germania*, sind in Sachen Modernismus fast verstummt. Auf grund der Enzyklika ist auch schon die Bildung eines Priestervereins der Diözese Augsburg untersagt worden. Freiherr von Hertling, der noch im Sommer 1907 den Demonstranten gegen die Indexkongregation sehr nahe gestanden haben soll, hat bereits auf dem Katholikentag im Herbst 1907 völlig eingeschwenkt. Der Modernist Professor Ehrhardt in Strassburg hat sich unseres Wissens ebenfalls schon löblich unterworfen. Der Freund Schells, Kiefl in Würzburg, schwenkt soeben im *Hochland* ein, indem er erklärt, Modernisten gäbe es bei uns nicht. Nur einer, Benefiziat Dr. Engert-Ochsenfurt, hat sich nicht unterworfen und ist bereits exkommuniziert; und um Professor Schnitzer in München tobt eben der Kampf. Was will man also mehr? In Jahr und Tag wird nichts mehr, kaum noch das Wort, vom Modernismus übrig sein. Rom hat wieder einmal gesprochen und — gesiegt.

Aber welche Folgen wird dieser Sieg haben? Sicher die eine, dass die Kluft zwischen den modernen Menschen und der katholischen Kirche sich wieder ungeheuer erweitert und vertieft. Es wird uns Sozialdemokraten jetzt leichter werden den katholischen Arbeitern über die Welt des Mittelalters, in die man sie jetzt von neuem doppelt und dreifach bannen will, die Augen zu öffnen. Andererseits werden die Priester, denen alle selbständige geistige Arbeit nunmehr entzogen ist, sich noch zahlreicher auf politische Arbeit und *soziale Fürsorge* stürzen, und der politische Kampf mit dem Zentrum wird vielleicht noch stärker werden, weil drüben noch intensiver der Versuch gemacht werden wird die katholischen Arbeitermassen zentrumstreu zu bearbeiten. Auch auf die protestantische Kirche wird die Wirkung nicht ausbleiben: die moderne Theologie in ihr ist mehr als bisher isoliert, der Orthodoxie ist vom neuen der Rücken gestärkt. Und Scharen der sogenannten *Gebildeten* in beiden Kirchen werden nun auch religiös und geistig noch zahlreicher und schneller als bisher in die Arme der Reaktion getrieben werden, der sie wirtschaftlich und politisch sich längst zugewandt haben.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

EMMY VON EGIDY · EIN NEUER SCHAUSPIELER

FLORENZ: das *Politeama Nazionale*, ein Volkstheater, ein grosser Raum voll Rauch und Menschen, Herren mit Hüten, Damen mit Hüten, ganze Pinien wandelnd auf Damenköpfen, lebhaftes Gewirr, Bier und Orangen werden angeboten, Kissen vermietet. Das Publikum tobt Beifall, wenn ein schönes Mädchen hereinkommt, tobt Unwillen, wenn der Beginn der Vorstellung sich hinausschiebt, wahrt sich auf jede Weise

sein Recht mitzuspielen. Eine sizilianische Truppe spielt. Wie der Vorhang aufgeht, sehen wir Schauspieler, die Rollen spielen, gut oder schlecht. Sie spielen ein schlechtes deutsches Stück, es wird agiert, man regt sich auf, erhitzt sich. Auf einmal kommt ein Mensch auf die Bühne, ein Mensch. Alle anderen rücken von ihm fort wie Kulissen; so einzig beherrscht er vom ersten Augenblick das Interesse des Zuschauers, man sieht nur ihn, alle Sinne sind gefesselt, er bemächtigt sich irgend eines Teiles in uns, nein, unserer selbst, und wir sind gebunden, mit dem eigenen Leben gebunden ihm zu folgen, in jede Regung, solange er zu sehen ist.

Das ist Grasso. Wieder einer von jenen Armen, die nur sich selbst spielen, einer von diesen Reichen, die in jedem Zuschauer den Eindruck erwecken, dass sie den Menschen spielen, den einzig wahren Menschen.

Wir wissen es nun — denn man hat es uns sehr oft gesagt, und wir glauben es auch —, dass das nicht Schauspielkunst sei, wenn ein Mensch sich selbst in allen Variationen seines Wesens aufrollt, wenn er das Werk des Dichters, oft des minderen Schriftstellers nur benutzt, um, sich selbst ein ewiges Rätsel, eine Erklärung für sich zu suchen, eine Auslösung der eigenen Stimmung, ein Aufgehen in Nuancen der eigenen Natur; wenn er spielt, um sich in seinen eigenen Farben zu schattieren. Und doch. Unbestreitbar gibt es einige grosse Schauspieler, die nie etwas anderes taten, und die wir einfach in eine Reihe stellen dürfen mit den grossen Figuren grosser Dichter, mit denen sie den Rest problematischen Lebens teilen, an dem wir immer rätseln werden, ohne eine Auflösung zu finden: Sie s i n d. Ihre Hände bilden das sprechende Symbol dieses ewig Unveränderlichen in ihnen. Der grosse Schauspieler wird eine Maske nehmen, welche er will, er wird sein Gesicht unkenntlich machen; an der Bewegung seiner Hände wird er nichts ändern, er hat diese besondere, nur ihm eigene Sprache der Hände, die er nicht unterdrücken kann. Man denke an die Hände einer Duse, einer Sada Yakko, eines Kainz. Auch Grasso hat so die seine. Alle Italiener sprechen mit den Händen wie wir mit Worten, aber sowenig ein Dichter mit den Worten spricht, die andere brauchten, so wenig sprechen die Hände Grassos mit den üblichen Bewegungen seines Volkes.

Als ich ihn zuerst sah, spielte er einen entlassenen Sträfling auf der Flucht vor Hunger, Not und Polizei. Er kommt in ein Haus, das ihm ein Asyl werden soll, eine Stellung sogar ihm bietet. Verängstigt, geduckt fast wie ein Tier unter das unverstandene Geschick, demütig, hoffnungslos steht er, fast ohne zu hören, was man ihm sagt, stets auf dem Sprunge zu fliehen. Man reicht ihm Brot und Wein. Mit hungernden Händen bricht er das Brot, Krümel fallen zu Boden, er bückt sich sie nicht zu verlieren, mehr fällt herunter, hungernde Hast gemischt mit Verehrung der Gottesgabe macht seine Bewegungen ungeschickt, nur schwer gelingt es ihm den Bissen zum Munde zu führen. Und dabei spielen seine Hände, erheben den Ausdruck dumpfer Angst und Scheu, der hungernden erbärmlichen Kreatur zu einem seelischen Leiden, so tief verborgen, von dem er selbst, der Zuchthäusler, keine Ahnung hat.

Aber uns ergreift da etwas Sonderbares. Die Bewegungen dieser Hände rühren an tiefe und ewige Seiten in uns, der ganze Vorgang, scheinbar nichts als die realistische Darstellung eines hungernden Brotessers, rückt in eine symbolische Bedeutung: irgendwo weit fort von hier, auf dem Hintergrund des unendlichen Raumes fallen Sterne in tiefer Nacht, irgendwo in endlicher Vergangenheit

fallen herrliche Worte von den bleichen Lippen eines Gottes, lechzende Seelen bemühen sich in Hast, ohne zu begreifen. Dunkel, nur geahnt werden solche Erinnerungen in uns gestreift; wir waren entrückt, wir sammeln uns wieder und verfolgen den Vorgang. Diese geraden, in einem Stück aus dem Gelenk spielend bewegten Hände fassen nicht mit den Fingern, sie fassen mit der Fläche der Hand. Die Finger wenig gebogen, leicht auseinandergespreizt, scheinen nur die Fläche der Hand fortsetzen zu wollen, eine grössere Ausdehnung der fühlenden Fläche zu schaffen. Sinnlichste Fühlfähigkeit gepaart mit keuschester Zartheit ist ihr Ausdruck. Die Kraft eines ganzen mächtigen Körpers liegt als Nachdruck auf ihrem Befehl, demütigste Ergebenheit in ihrer Bitte, süsseste Hingabe an das Geliebte in ihrer Zärtlichkeit. Erstes und letztes verbindet sich hier: erste primitive Reaktion des Menschen gegenüber Seinesgleichen, gegenüber aufgedrängtem Gesetz und erlogener Kultur wird eins mit letzter, scheinbar durch unzählige Generationen geläuterter Empfindung, Zartheit des Herzens, Einfachheit des vollkommen durchgebildeten Wesens. Es erinnern diese Hände ebensowohl an die höchste Form des geistigen Menschen wie an die primitivste des Schwachbegabten; dazwischen allerdings laufen sie die ganze Skala der Leidenschaften ab, sie fassen, halten, töten und lieben wie selbständig bewegte Wesen. Sie offenbaren das Leben einer Seele direkt aus der animalischen Schicht des Menschen, oft vollständig in eins verschmolzen, oft ohne Übergang sich trennend von der nährenden Basis.

In seiner natürlichen Gestalt ist Grasso gross, kräftig, mit kurzem Hals, etwas zwischen die Schultern gedrückten Kopf. Mächtig entwickelte Schultermuskeln treiben die Arme in leichter Biegung vom Körper ab. Das macht seine Erscheinung der typischen des Athleten nicht unähnlich. Und athletische Kräfte entwickelt er in seinem Spiel. In Italien heisst er *l'artista del coltello* — eine oberflächliche Benennung, die nur dadurch verständlich wird, dass er noch nicht den Bannkreis des populären nationalen Schauspielers überschritten —, zahllose Raufereien kommen in den Stücken vor, die er spielt, oft auch erzählt er nur den Hergang eines Kampfes, einer Gefangennahme, einer Flucht aus dem Gefängnis. Dann erwacht die brutal-reale Kraft seines Körpers, wie Donner rollen seine Worte, wie Blitze zünden die Bewegungen seiner Hände, der starke Körper neigt und biegt sich, hingerissen von der fortschreitenden Handlung, die ihn ganz benimmt. Der Schmerz des Unrechts, das er litt, geht unter in der Wonne des Kampfes, im Rausch des Handelns. Wir folgen berauscht wie er diesen Szenen, wir glauben im Moment Zuschauer zu sein eines Weltereignisses, eines wichtigsten Naturgeschehens, eines elementaren Kampfes von Zentauren und Göttern. Denn schön, schön von selbst, schön nach einem innersten Gesetz, schön in Wildheit wie in Zahmheit bleibt eine jede seiner Bewegungen. Wie in Bildern rollen die Gebärden dieses Menschen unaufhörlich wechselnd vor uns ab. Stets sind alle Linien auf einander bezogen, einander zugeneigt, und A. Hildebrand würde mit den Reliefwirkungen, die sich hier zeigen, zufrieden sein. Auch wenn er in seltenen Momenten still ist, kann die Illusion grosser Kunstwerke entstehen: in höchster Ruhe eine Möglichkeit grösster Bewegung, eine fortwährende Täuschung des Auges. Denn niemals schlummert sie ganz, die eminente Kraft dieses Körpers; wenn sie nicht in Angriff, Abwehr oder irgend einer Anstrengung sich äussert, muss sie sich in Schönheit allein umsetzen und leuchtet als solche aus seiner Erscheinung.

Wir sind sehr bescheiden geworden in unseren Ansprüchen. Wenn irgend ein mageres, dürftiges menschliches Wesen eine einzige Linie hat, die uns nicht gerade stört, gleich sind wir bereit dieses Wesen für schön zu erklären. Verstehen wir überhaupt noch die Fülle einer wirklichen Natur, den sinnlich wahrnehmbaren Komplex verschiedener Möglichkeiten, wacher und schlummernder Leidenschaften, das durch einander bedingte, in einander verflochtene Gewebe elementaren und geistigen Lebens? Können wir noch ein ursächlich mit dem tiefsten Weltgeheimnis verknüpftes Menschenrätsel unterscheiden von hysterischer Selbststeigerung und Verworrenheit? Hier ist eine Natur. Grasso ist wie das springende Blut seiner heimatlichen Erde, das in keine Form gefasste, heisse, das vergossen wird; fremdes wie eigenes gleich einem rauchenden Opfer dargebracht der unzähmbaren Natur des Landes, aus der es geschaffen. So wie er sich darstellt, macht er uns alle jene Helden der Revolution wirklich, wie Ricarda Huch sie in ihrer *Verteidigung Roms* geschildert, sie leben auf vor unseren Augen: Masina, Nino Bixio, Luciano Manara und alle anderen, die um Garibaldi sich scharten.

Manchmal wirken Grassos Worte wie mächtiges Geschehen, und eine Bewegung wie ein süsser Laut oder ein heisser Schrei. Nur eine Szene: An einem andern Abend sah ich ihn in einem noch schlechteren, italienischen Stück die Rolle eines arglos und toll liebenden Mannes spielen, der eine Frau heiratet, obwohl er hätte bemerken können, dass sie einen anderen liebt, und voraussetzen, dass sie ihn betrügen wird. Während die Erkenntnis anfängt als eine vage Befürchtung in ihm zu dämmern kommt er zu seiner Frau herein, die eben die Liebeserklärung des andern anhörte. Er sagt nur ihren Namen, einmal, leise an der Tür: gleichgültig steht sie an den Tisch gelehnt, er kommt zu ihr heran, beugt sich vor, bückt sich demütig, den Arm halb über den Kopf gehoben, halb vor das Gesicht, wie ein Kind, das sich schämt, lehnt sich so tief seufzend mit Kopf und Arm an sie und küsst sie unter die Brust auf das Kleid, einmal, scheu, zart; dann hebt er etwas den Kopf, sieht nach ihren ungerührten Augen, beugt sich wieder und wiederholt den Kuss, ebenso scheu, ebenso zart, nur mit mehr verzweifelter Bitte. Ergreifendere Klage als den einzigen Blick, den er aus dem Winkel seines Auges zu ihrem kalten Gesicht erhebt, ist mit Worten nicht auszudrücken. Dies stumme Spiel ist eines von den seltenen Malen, in denen das eigentlich erotische Moment aus der allgemeinen sinnlichen Gegenwärtigkeit seiner Natur aufspringt, einfach und überzeugend wie eine Quelle am Schöpfungstage. Und dies auch ist eine seiner Besonderheiten, dass, obwohl sein alles Lebendige liebendes Herz immer fühlbar, immer offen in seinen Worten und Handlungen liegt, obwohl seine Hände, was sie auch berühren und fassen, mit sinnengemässer Eindringlichkeit halten, doch davon ganz verschieden und anders geartet die Glut seiner Liebe ist, das Werben seiner Anfassenden Zärtlichkeit und das Bekenntnis seiner flehenden Bedürftigkeit dem Weibe gegenüber. Niemals mischt er das Metall dieses Gefühls unter andere, niemals gibt er es in kleiner Münze aus, keine unklare Vermischung und Entwertung. Und wenn er einen Liebenden spielt, so öffnen sich Abgründe vor uns und in uns, nie Begriffenes wird lebendig, weit über den Moment hinaus greift die Offenbarung.

So spielt Grasso jeden Abend aus tiefsten Fasern eine andere Nuance seiner immer gleichen und doch wandelfähigen Natur, in Rollen, die er sich selber

zurecht macht aus Stücken, die auch dadurch nicht besser werden können, vor einem Publikum, das ihn *l'artista del coltello* nennen darf. Wann werden die ersten Strahlen seines Weltruhmes ihn erreichen? Vor 15 Jahren hatte, wie man sich erzählt, Cav. Uff. Giovanni Grasso ein Marionettentheater, wo ihn Rossi entdeckte und auf die Bühne brachte. Jetzt reist er in Italien umher mit einer eigenen Truppe, die mehrere vorzügliche Schauspieler hat und einen besonderen Stern, seine Partnerin: Madame Mimi Aguglia, ein Temperament von elementarer Gewalt. Auch war er einmal in Brasilien, und jetzt in Paris. Wird das der Anfang seines Weltruhms sein? Vielleicht. Vielleicht aber ist es doch uns vorbehalten das schlagende Herz zu entdecken, das unter der Maske des Schauspielers Grasso der Menschheit einiges zu sagen hat.

Einmal wird er der Liebling des Theaterpublikums europäischer Metropolen werden. Und unter der Masse, die ihm zujubeln wird, weil er etwas von den gefährdenden Energieen offenbart und auslöst, die mit angenehmem Gruseln der Grossstädter sich lieber vorspielen lässt als dass er sie in Wirklichkeit lebendig werden sieht, weil er leichtlich sich einreden kann in seiner Bewunderung eines solchen Schauspielers den Tribut gezahlt zu haben, den elementare Kräfte des Lebens von ihm fordern zu wollen willens scheinen, unter der so schmarotzenden Masse werden immer einige sein, die ihr tiefstes Leben bewegt fühlen durch diesen Menschen. Der scheinbare Realismus seiner Darstellung wird d i e nicht täuschen über die wahre Symbolik seines Spieles, die zu fühlen im stande sind. Künstler, Dichter und alle, die den Menschen suchen, werden ihn lieben. Am meisten die Dichter. Nicht weil er ihre Werke interpretieren wird, sondern weil er sie einiges zu lehren hat. Es gibt eine Stelle in d'Annunzios *Fuoco*, die über das, was Dichter von Schauspielern zu gewinnen haben, vielleicht alles aussagt: Die Tragödin empfängt von dem Dichter einige Notizen, einige undeutliche Striche der Figur, die er zu schaffen gedenkt, und sofort bemächtigt sich der elementare Stoff in ihr dieser Worte seines Geistes, sie nimmt Maske und Geste dessen an, was er nur erst körperlos als eine bloss geistige Geburt konzipierte, sie spielt ihm vor, was er meint, und indem er das so Gedachte sinnlich schaut, vollendet sich in ihm der dichterische Vorgang; er sieht sein Geschöpf, die Figur ist geschaffen.

Als eine ihrer vielen Möglichkeiten schlummerte in ihr, was er schaffen wollte. Möchten alle schlummernden Möglichkeiten Giovanni Grassos zu unsterblichen Figuren unserer Dichter erwachen!

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Wirtschaft / Richard Calwer

Frühjahrsaussichten Schwächer als in den letzten drei Jahren setzt 1908 die Belebung von Handel und Wandel nach der Winterstille ein. Aus fast allen Gewerben kommen Klagen über den matten Geschäftsgang, über die Zurückhaltung der Käufer auf dem Warenmarkt, über Differenzen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, über die noch ungeklärten Verhältnisse am Geldmarkte usw. Es würde zu weit führen, wollte man nur die häufigst wiederholten Klagen alle einzeln aufführen. Es wird nicht erst lange untersucht, inwieweit die Klagen berechtigt sind, die allgemeine Missstimmung ist Rechtfertigung genug für das Klagen über schlechte Zeit. Dass die Missstimmung ihren Grund hat, das zu bestreiten wäre vermessen: im Gegen-

satz zum Vorjahr gehen die Geschäfte schlechter. Man verträgt nach den fetten Jahren schon nicht mehr ein einziges weniger fettes. Denn als mager möchten wir vorläufig das Jahr 1908 nicht bezeichnen. Es beginnt erst, und der Anfang schaut keineswegs so aus, als ob der Rückgang unaufhaltsam weiter gehen sollte. Wir haben im Januar eine ziemlich erhebliche Arbeitslosigkeit in den Grossstädten konstatieren müssen, aber der festbestimmte Rhythmus des monatlichen Beschäftigungsgrades hat schon im Februar wieder eine Abnahme der Arbeitslosigkeit gebracht. Der März wird eine weitere Erleichterung bringen. Schon jetzt lässt sich übersehen, dass die Baukonjunktur in sehr vielen Gegenden und vor allem auf dem platten Lande sich weit lebhafter gestalten wird als man aus dem Gesichtswinkel der Grossstädte heraus annimmt. Landwirtschaft und Gewerbe in kleinen Orten werden auch im Jahre 1908 wieder wie in den Vorjahren die allgemeine Bautätigkeit überaus günstig beeinflussen. Aber selbst in einigen Grossstädten sind die Hauptvoraussetzungen für flottes Bauen vorhanden: die Zahl der leerstehenden Wohnungen ist 1907 stark zurückgegangen, während die Nachfrage auf dem Wohnungsmarkt im Steigen begriffen ist. Die Baukonjunktur wird weniger lebhaft ausfallen als in den Vorjahren, aber der Grad des Rückganges dürfte mässiger sein als man ihn in der augenblicklichen Missstimmung sich vorstellt. Ruhiger vollzieht sich auch zweifellos die Marktbewegung in den verschiedenen Branchen des Bekleidungsgewerbes, obwohl hier die Fachpresse ganz ausnahmsweise sich seit einiger Zeit ziemlich zuversichtlich gibt. Aber Witterung, Warenpreise und Verdienstgelegenheit während der letzen Monate wirken zusammen, um den Bedarf an Bekleidung während des Frühjahrs etwas unter Druck zu halten. Davon dürfte auch der Beschäftigungsgrad im Textilgewerbe berührt werden, der jetzt noch auf der nämlichen Höhe wie im Vorjahre steht. Am wenigsten werden bis jetzt von der Ermattung die Nahrungsmittelgewerbe betroffen, während freilich der Absatz an Genussmitteln eine Abschwächung zeigt. Am unsichersten sind die Aussichten für das Eisengewerbe, für die Industrie der Metalle, Maschinen und Instrumente. Die Erweiterung des Produktionsapparates, die in den letzten Jahren den genannten Industrieen reichliche Arbeitsgelegenheit gebracht hatte, geht im laufenden Jahre lange nicht mehr in der Progression vor sich wie 1906 und auch noch 1907. Hier ist sogar mit einem absoluten Ausfall an Arbeitsgelegenheit zu rechnen, der weder durch die kaufkräftige Landwirtschaft noch durch eine gesteigerte Ausfuhrtätigkeit ganz ausgeglichen werden dürfte.

Wenn so alles in allem die diesjährige Frühjahrsbelebung hinter der des Jahres 1907 zurückbleiben wird, so rechtfertigt dieser Unterschied doch noch lange nicht die übertriebenen Klagen, nach denen jeder Rückgang der Konjunkturkurve als eine Krise aufzufassen wäre. Solange der Rückgang sich noch so langsam und allmählich vollzieht wie bisher, solange die Beschäftigung noch besser ist als in der ersten Zeit des letzten Aufschwungs, solange möchten wir den Ausdruck *gewerbliche Krise* zur Bezeichnung der jetzigen Gestaltung der wirtschaftlichen Lage vermeiden. Wird doch nebenbei dem Wort *Krise* in der wirtschaftlichen Terminologie eine Bedeutung beigelegt, die mit dem eigentlichen Sinne des Wortes nichts zu tun hat.

× ×

Fleischkonsum Die Feststellung einer Steigerung des Fleischkonsums im Jahre 1907 hat vielfach so überraschend gewirkt, dass ein Teil der Presse von dieser überaus wichtigen Tatsache überhaupt keine Notiz genommen hat. Da die Abnahme des Fleischkonsums im Jahre 1906 zum geringsten Teile auf die begüterten Schichten der Bevölkerung entfallen sein dürfte, vielmehr mit Recht angenommen wurde, dass diese Kreise trotz der hohen Preise im allgemeinen den Fleischkonsum nicht einschränkten, so muss man umgekehrt heute zugeben, dass die Zunahme des Fleischverbrauchs im Jahre 1907 wiederum den minderbemittelten Schichten zu gute gekommen ist. Was hat es für einen Sinn aus parteipolitischen Gründen Tatsachen bestreiten zu wollen? Solange der Fleischkonsum zurückging, hat man mit Recht darauf hingewiesen, dass die Arbeiterbevölkerung am meisten unter dieser Bewegung leide. Ändern sich nun die Verhältnisse wieder, so berücksichtige man diese Wendung und stecke nicht wie der Vogel Strauss seinen Kopf in den Sand.

× ×

Kurze Chronik Auf die neue preussische Schuldbuchanleihe wurden 181 Mill. M. gezeichnet. × Die Bank von England er-

mässigte am 16. Janauar den Diskont von 6 auf 5, am 23. von 5 auf 4%. Die Reichsbank setzte am 25. Januar den Diskont von 6½ auf 6% herab. × Ende Januar wurden neue Insolvenzen aus New York berichtet.

× ×

Literatur Der Redakteur der *Frankfurter Zeitung* A. Feiler hat unter dem Titel *Das Ende der Hochkonjunktur* /Frankfurt a. M., *Neuer Frankfurter Verlag*/ Betrachtungen veröffentlicht, in denen er zu dem Schlusse kommt: ›Ein Konjunkturrückgang, aber noch keineswegs eine Krisis . . . Es unterliegt keinem Zweifel, dass wir dem Konjunkturumschwung diesmal viel besser gerüstet begegnet sind als 1900-1901.‹ Wir können dies Urteil nur unterschreiben, wie wir denn überhaupt die ganze Broschüre als eine durchaus sachliche und nüchterne Betrachtung und Würdigung der Momente, die den Umschwung veranlasst haben, zur Lektüre dringend empfehlen möchten. × Unter dem Titel *Billiges Geld* /Berlin, *Concordia*/ macht Regierungsrat Rudolf Martin Vorschläge zu einer Reform des deutschen Geld- und Banknotenwesens. × Das wichtigste aus dem Handels- und Wechselrecht nebst den einschlägigen Bestimmungen des bürgerlichen Gesetzbuches und der Ergänzungsgesetze gibt Alfred Jorcke unter dem Titel *Handelslehre* /Dresden, Reuter/ heraus. × In der Sammlung *Kultur und Fortschritt* /Leipzig, Dietrich/ ist von L. Parlett eine kurze Darstellung der *Lage und Entwickelung der italienischen Industrie im Vergleich zur deutschen* erschienen. × Hinter dem etwas gesuchten Titel *Die kapitalistische Mausefalle* /Leipzig-London, Owen/ verbirgt sich ein Katechismus für Privatkapitalisten von A. Gomoll, der das mit Banken und Börsen in Verbindung stehende Publikum durch Aufklärung vor Verlusten schützen will.

Politik / Max Schippel

Reichsschatzamt Der neue Leiter des Reichsschatzamtes ist gefunden, und zwar in der Person des bisherigen Postunterstaatssekretärs Sydow, der schon beim Wechsel im preussischen Kultusministerium ernsthaft in betracht kam. Es ist die übliche Folge unserer bureaukratischen Regierungsweise, dass die grössere Öffentlichkeit den Berufenen politisch kaum näher kennt. Während in Ländern wie England in ähnlicher Lage jeder Minister ein bekanntes, wesentlich durch seine langjährige Mitwirkung zum Siege gelangtes Programm verkörpern würde, müssen die Blätter aller deutschen Parteien Herrn Sydow noch als unbeschriebenes Blatt behandeln und sich im übrigen mit der Feststellung begnügen, er sei ein ausgezeichneter Jurist, arbeitsfreudig und im parlamentarischen Verkehr nicht allzu zugeknöpft und unzugänglich. Er kann, da man nichts Gegenteiliges von ihm weiss, vielleicht der ersehnte Peel und Gladstone werden. Ebenso leicht jedoch ist es möglich, dass er auf eine Stufe zu stellen ist mit so vielen anderen deutschen Schatzsekretären, die ihm vorangegangen und meist sang- und klanglos mehr oder weniger rasch wieder verschwunden sind, auf deren Namen und Wirken man sich heute kaum noch besinnt. Von unzweifelhafter Bedeutung ist deshalb zunächst nur die vorläufige Vertagung der Stengelschen Steuervorlagen bis zum nächsten Herbst und die Aufnahme des neuen Reichsschatzsekretärs in das preussische Staatsministerium. Wie man wohl nicht mit Unrecht annimmt, als Gegengewicht gegen den finanzpolitischen Einfluss des Freiherrn von Rheinbaben; wie manche liberale Blätter hoffen und wie es wenigstens denkbar wäre: zur Geltendmachung der Reichsinteressen gegenüber dem Ressortpartikularismus des preussischen Finanzministers und zur Erhöhung der Einflussnahme des Schatzsekretärs auf die gesamte Reichsverwaltung. Die kollegialische Ministerverfassung Preussens hat jedenfalls in den letzten Jahren einen immer stärkeren Einschlag zu gunsten des Ministerpräsidenten und Reichskanzlers erhalten. Im Reiche sind die Staatssekretäre von Bethmann-Hollweg, von Tirpitz und Sydow Untergebene des Reichskanzlers; in Preussen erscheinen sie neben ihm, dem Premier, als Vizepräsident und Minister, gleich stimmberechtigt mit den übrigen Mitgliedern. Der Reichskanzler wirft, neben seiner überragenden Stellung als Ministerpräsident, zugleich noch drei weitere Stimmen in die Wagschale, falls bei preussischen Entscheidungen grössere Gegensätze hervortreten sollten.

× ×

Polenpolitik Einem kaum erwarteten Widerstand begegnete die preussische Enteignungsvorlage im Herrenhause. Schon bei der

Abstimmung im Abgeordnetenhause fiel es auf, dass Herr von Kröcher sogar die abgeschwächte Enteignung unannehmbar fand und dagegen stimmte. In der Kommission der ersten Kammer waren die prinzipiellen Bedenken des Grossgrundbesitzes gegen eine staatliche Expropriationsgewalt noch stärker. Man legte daher eine Reihe von Ausnahmen fest, in welchen die Enteignung ausgeschlossen sein sollte: vor allem für den Fall, dass dem Eigentümer das Eigentumsrecht an dem Grundstück seit mehr als 10 Jahren zusteht. Im Plenum sprachen sich am 26. und 27. Februar der ostpreussische Graf Mirbach wie der märkische Graf Schulenburg-Grünthal, der ehemalige Landwirtschaftsminister von Lucius und der Feldmarschall Graf Haeseler, der Kardinal von Kopp und Fürst Radziwill gegen die Verschärfung der unglücklichen preussischen Polenpolitik aus. Für den mit der zweiten Kammer erzielten Kompromiss griff neben den preussischen Landwirtschafts-, Justiz- und Finanzministern Fürst Bülow persönlich mehrmals in die Debatte ein, unterstützt von den Bürgermeistern von Posen und Frankfurt a. M., von dem ehemaligen Ministerpräsidenten Graf Botho Eulenburg, von Schmoller und anderen. Die Abstimmung war bis zum letzten Augenblick ungewiss; sie endete mit einem Siege der Regierung. Folgender, von ihr gebilligter Vermittelungsantrag Adickes-Schmoller kam mit 143 gegen 111 Stimmen zur Annahme: »Ausgeschlossen ist die Enteignung a) von Gebäuden, die dem öffentlichen Gottesdienst gewidmet sind, und von Begräbnisstätten, b) von Grundstücken von Religionsgesellschaften, denen Korporationsrechte verliehen sind, sofern das Eigentumsrecht vor dem 26. Februar 1908 vollendet war, c) von Grundstücken im Eigentum von milden Stiftungen, sofern das Eigentumsrecht vor dem 26. Februar 1908 vollendet war.« Die Gruppierung bei dieser Hauptentscheidung war abermals die seltsamste. Die meisten Bürgermeister und Professoren billigten den Antrag. Es lehnten ihn ab neben dem Berliner Oberbürgermeister und den obengenannten Granden der Fürst Fürstenberg, der frühere Reichsmarinechef von Hollmann, der Herzog von Trachenberg, der Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein, der Bruder der Kaiserin, Graf Tiele-Winkler. An dem Beitritt des Abgeordnetenhauses zu diesen Abänderungsbeschlüssen ist nicht zu zweifeln. Ihr politischer Erfolg wird kaum etwas anderes sein als eine Verstärkung und Erleichterung der polnischen Agitation, der neuer Zündstoff zugeführt worden ist.

× ×

Kongo Die Erledigung des Kongobesitzes rückt noch immer nicht vom Flecke. Die Nutzniesser der alten kolonialen Monopole und Vorrechte, mit dem belgischen König an der Spitze, machen dadurch Stimmung gegen die schreiend notwendigen Reformen, dass sie fremden Mächten, vor allem England, die Anstiftung künstlicher Beunruhigung und selbstsüchtigster Nebenzwecke vorwerfen. Auch leidlich unabhängige Blätter finden sich, die es mit der Würde Belgiens für unvereinbar erklären eine Kolonialerbschaft anzutreten, in die, auf grund der Kongoakte von 1885, fremde Mächte dauernd hineinzureden beanspruchten. Mit jeder solchen Strömung erhöhen sich dann immer wieder die masslosen Forderungen des skrupellosen und geriebenen *Souveräns*. Indes steht seine koloniale Skandalwirtschaft derart vor dem Zusammenbruch, dass die belgische Regierung wohl eine festere Hand bei den Verhandlungen zeigen könnte. Jede Fortsetzung des kolonialen Raubbausystems muss zudem den Zukunftswert des Freistaates herabdrücken und die Übernahme mit jedem weiteren Aufschub zu einer Quelle vielleicht recht grosser finanzieller Verlegenheiten machen. Wenn sogar das amerikanische Parlament, das gewiss nicht an Besitzerwerb in West- und Zentralafrika denkt, ein Einschreiten der Signatarmächte gegen die heutigen Missbräuche des Kongoregiments fordert, so müsste es nicht allzu schwer sein den gekrönten *Va banque*-Spieler zur Räson zu bringen.

× ×

Kurze Chronik Die Tagung des *Bundes der Landwirte*, am 17. Februar in Berlin, zeigte das alte Bild der agrarischen Kraft und Einigkeit. Die Beschlüsse, bei solchen Zusammenkünften naturgemäss nicht die Hauptsache, galten der Blockpolitik, der man als dem *Versuch* einer Verständigung in *nationalen* Fragen zustimmte, ohne sich jedoch »von der Verfolgung der .... wirtschaftlichen Ziele irgendwie abdrängen zu lassen«, ferner der Reichsfinanzreform, bei der man die direkten Steuern den Einzelstaaten unbedingt vorbehalten will; das

Reich solle neben dem Ausbau der indirekten Steuern zu einer Stempelabgabe für Dividenden und zu einer besonderen börsenmässigen Besteuerung des in ausländischen Wertpapieren angelegten Vermögens greifen. × Das Kolonialprogramm, das Dernburg vor der Budgetkommission entwickelte, scheint die ostafrikanischen Pflanzer wegen des geforderten mässigen Eingeborenenschutzes arg zu verschnupfen. × Der Kolonialrat, nach dem Vorbild des Staats- und Volkswirtschaftsrates vor 18 Jahren gebildet, ist aufgelöst worden. Geleistet hat er nie viel; seine Befürwortung grosser Landkonzessionserteilungen hat, sogar nach der Meinung von Kolonialenthusiasten, viel Unheil gestiftet; er wurde schon längere Zeit nicht mehr einberufen. × In England hat ein Teil der Linksliberalen, von Arbeitervertretern unterstützt, einen schärferen Kampf gegen alle Rüstungsvermehrungen angekündigt, hinter dem manche Beobachter die Keime eines unversöhnlichen Zwiespaltes innerhalb der liberalen Mehrheit erblicken wollen. Das jetzt veröffentlichte Marinebudget für 1908-1909 beläuft sich auf 32,32 Mill. Lstrl. (gegen 31,42 Mill. für das Jahr 1907-1908).

Sozialpolitik / Robert Schmidt

Unfallversicherung Nach den Zusammenstellungen, die das Reichsversicherungsamt über die jährlichen Rechnungsergebnisse veröffentlicht, wurden im Jahre 1906 von allen Versicherungsträgern 142 436 864,35 M. Renten gezahlt, gegen 135 437 932,63 M. im Vorjahre. Die Berufsgenossenschaften wendeten ausserdem auf an Kosten zur Fürsorge für die Verletzten 714 071,81 (im Vorjahre 701 592,43) M., Kosten der Unfalluntersuchung und der Feststellungen der Entschädigungen 4 511 509,55 (4 315 169,57) M., Schiedsgerichtskosten 1 967 417,32 (1 785 192,78) M., Kosten der Unfallverhütung 1 549 733,41 (1 340 211,32) M., an laufenden Verwaltungskosten 12 635 298,67 (11 890 134,63) M., sonstigen Ausgaben 1 245 614,68 (1 202 641,55) M., Reservefonds 19 114 815,11 (18 042 541,06) M. Der Betriebs- und Reservefonds betrug am Ende des Jahres 270 762 946,39 (249 479 224,73) M. Die Zahl der Unfälle, für die im Jahre 1906 zum erstenmal eine Entschädigung gewährt wurde, belief sich auf 139 726 (141 121 im Vorjahre). Darunter Unfälle mit tödlichem Ausgang 9141 (8928), Unfälle mit der Folge einer dauernden Erwerbsunfähigkeit 1463 (1487). Die Zahl der von tödlich verletzten Personen hinterlassenen Entschädigungsberechtigten betrug 19 151 (19 086). Die Anzahl aller zur Anmeldung gekommenen Unfälle erhöhte sich von 609 160 im Jahre 1905 auf 645 583 im Jahre 1906. Der Anteil, den die einzelnen Berufe zu den Unfallschäden stellen, ist sehr verschieden. Im Bergbau kommen auf 1000 Versicherte 15,70 durch Unfall zu Schaden gekommene Arbeiter. Diese Zahl sinkt bis zu 3, der niedrigsten Ziffer, die die Textilindustrie erreicht.

× ×

Kost- und Logiszwang Die Kommission zur Beseitigung des Kost- und Logiswesens im Handwerk, die von den an der Frage interessierten Vorständen der Gewerkschaften im Jahre 1904 eingesetzt wurde, veröffentlicht eine Erhebung über Art und Umfang des Kost- und Logiswesens im Handwerk. Das Material ist in recht übersichtlicher Weise von Richard Calwer bearbeitet. Die Umfrage erstreckt sich auf 4010 Betriebe mit 13 257 Beschäftigten, verteilt auf 18 Berufe. Vorausgeschickt wird dem eigentlichen Thema das Ergebnis über die in den Betrieben herrschende Arbeitszeit. Von 12 982 Beschäftigten hatten 232 eine Arbeitszeit von 8 bis 10 Stunden, 3294 eine solche von 10 bis 12 Stunden, 5557 von 12 bis 14 Stunden, 3899 von mehr als 14 Stunden. Der Zustand der Schlafstätten gibt ein erschreckendes Bild von der Mangelhaftigkeit, der Unsauberkeit und der Unzulänglichkeit der meisten Räume. Liest man diese Schilderung, so sollte man glauben, dass mancher Schlafraum kaum einem Vieh, wie viel weniger einem Menschen als Lagerstätte zugemutet werden könne. In 585 Räumen kam auf eine Person eine Bodenfläche von unter 4 qm. 2195 Personen schliefen in Räumen, die im Keller oder auf dem Boden gelegen waren. Selbst der sehr einfachen Anforderung, dass für jede Person ein Bett zur Verfügung gestellt werde, wurde nicht genügt, denn 388 Personen schliefen zu zweien in einem Bett, und in 506 Fällen standen die Betten über einander, da für ein Nebeneinanderstellen der Betten kein Raum war. Schwierig war es natürlich die Kostverhältnisse zu erfassen, das Material ist hier unvollständig, weil statistische Erhebungen hier versagen müssen. Die vorzügliche Bearbeitung beginnt mit einer Betrachtung allgemeiner Art, um dann zu den einzelnen Berufen und

Gebietsgruppierungen überzugehen. Für den Sozialpolitiker ein sehr interessantes Material, das zur Begründung der Forderung der Abschaffung des Kost- und Logiswesens für die Gewerkschaften von grossem Wert ist.

×   ×

Binnenschiffahrt Das im Januar herausgegebene Protokoll des Beirats für Arbeiterstatistik enthält die Niederschrift der Vernehmung von Auskunftspersonen aus dem Binnenschiffahrtsbetrieben. Es bestätigt die mündliche Vernehmung die schon durch die Fragebogen festgestellte ungeregelte und ausserordentlich lange Arbeitszeit. Eine gewisse Regelung der Arbeitszeit ist nur in der Schiffahrt auf dem Rhein durch den Streik der Heizer durchgeführt. Der Erfolg dieses Streiks besteht darin, dass eine 8 stündige Ruhezeit des Nachts eingeführt wurde. Sonntagsruhe ist nur dann zu verzeichnen, wenn die Schiffe im Hafen liegen und durch die Bestimmungen über die Sonntagsruhe das Löschen und Beladen der Schiffe nicht gestattet wird. In Holland, so wurde von den Auskunftspersonen wiederholt betont, besteht für die gesamte Schiffahrt mit Ausnahme des Eilverkehrs die strikte Sonntagsruhe. Auf dem Stromgebiete der Elbe und den märkischen Wasserstrassen besteht eine vollkommene Willkür in der Arbeitszeit. Es kommt vor, dass die Schiffsbesatzung bis zu 48 Stunden im Dienst ist, in einigen Fällen sind Ruhepausen von 1 oder 2 Stunden üblich, die bei günstigem Fahrwasser und guter Witterung eingefügt werden können.

×   ×

Wasch- und Plättanstalten Die Erhebungen über die Arbeitszeit in Plätt- und Waschanstalten (Kleinbetrieben) sind zum Abschluss gekommen. Der Beirat für Arbeiterstatistik empfiehlt den Erlass einer Bundesratsverordnung ähnlich derjenigen für das Konfektionsgewerbe. Nur soll die Überarbeit, die an 60 Tagen im Jahre gestattet sein soll, so begrenzt werden, dass nur an 30 Tagen vor Sonn- und Festtagen diese Ausnahmen zulässig sind. Ausserdem wird auf die sanitären Missstände hingewiesen, die für die Arbeiterinnen als gesundheitsschädigend erachtet werden.

×   ×

Kurze Chronik Der Achtuhrladenschluss gelangt immer mehr zur Einführung. Gegenwärtig ist in 346 Gemeinden durch Ortsstatut diese Beschränkung in der Geschäftszeit durchgeführt. × Der 8. internationale Kongress für Arbeiterversicherung ist für den 12. Oktober nach Rom einberufen. Aus der Tagesordnung ist hervorzuheben: Arzt und Arbeiterversicherung, Schaffung eines besonderen Unterrichtszweiges für soziale Medizin, Ausbildung der Beamten für die Arbeiterversicherung, Krankheit und Invalidität, Berufskrankheit, Mutterschaftsversicherung, Witwen- und Waisenversicherung, Arbeitslosenversicherung. × Der *Verband deutscher Gewerbegerichte* wird seinen diesjährigen Verbandstag am 28. August in Jena abhalten. Zur Erörterung stehen unter anderem: die Gesetzgebung über den Arbeitsvertrag, die Literatur über den Arbeitsvertrag, die Überweisung von Rechtsstreitigkeiten vom Gewerbegericht an das Kaufmannsgericht und umgekehrt, das Recht des Arbeitszeugnisses, die Angliederung der Schlichtungskommissionen an die Einigungsämter, die Vertretung vor dem Einigungsamt.

Kommunalpolitik / Hugo Lindemann

Polizeikostengesetz Gegen den Polizeikostengesetzentwurf haben die Oberbürgermeister der grossen Städte Preussens eine Eingabe an das Abgeordnetenhaus gerichtet, die sich in vielen Punkten mit der Kritik deckt, die wir in der vorigen Rundschau (pag. 123 ff.) an dem Entwurf geübt haben. Die Petition weist in eingehender Weise nach, dass der Entwurf vollständig mit dem bisherigen Prinzip breche, das für die Aufbringung der Beiträge durch die Städte mit königlicher Polizeiverwaltung zu den Kosten dieser Verwaltung massgebend war. Damit ist eine grosse Schmälerung der Rechte der Städte herbeigeführt, die tief in ihr Etats- und Selbstbestimmungsrecht einschneidet. Der Staat erhält in Zukunft in Sachen der Polizeikosten das freie Verfügungsrecht über die Mittel der Städte. Die Städte werden nicht mehr gehört über die Zahl der anzustellenden Beamten, über die auszuführenden Bauten, sondern sie haben lediglich die Pflicht das zu bezahlen, was die Staatsregierung für gut findet. Dieser in der preussischen Gesetzgebung bisher einzig dastehende Vorgang muss nach der Petition zu den bedenklichsten Konsequenzen führen. Was heute bei den Städten mit staatlicher Polizei für richtig befunden und gesetzlich eingeführt wird, wird morgen in anderen Fragen auf die anderen

Gemeinden und Kommunalverbände ausgedehnt. Es dient dazu die Allmacht des Staates, die von der Staatsregierung auf allen Gebieten immer mehr erstrebt wird, wieder einmal weiterhin zu erstrecken. Zutreffend bemerkt auch die Petition, dass die Einstellung in den Etat und die Mitwirkung des Landtages keine Beschränkung der Willkür bedeute, da derartige Positionen von den Parlamenten kaum nachgeprüft und geändert werden könnten.

Ein zwingender Grund für die Einführung eines völlig neuen Prinzips bei der Festlegung der Polizeikostenbeiträge liegt nach der Petition nicht vor. Die Mängel des jetzigen Gesetzes lassen sich ebenso gut bei dem festen Kopfbeitrag wie bei der Bemessung der Beiträge nach einer Quote der Ausgaben beseitigen. Auch gegen das Fortfallen der Rechtskontrolle des Oberverwaltungsgerichtes macht die Petition Front. Hier lassen sich die Übelstände, soweit sie überhaupt vorhanden sind, gleichfalls beseitigen, ohne dass diese Kontrolle abgeschafft wird. Insbesondere müsse ein Rechtsweg offen bleiben zur Entscheidung der Frage, was zu den Kosten der örtlichen Polizei gehört, und was unmittelbare und mittelbare Polizeikosten sind.

Die statistischen Berechnungen, mit denen die Regierung ihren Entwurf zu begründen sucht, werden in der Petition deshalb als völlig verfehlt bezeichnet, weil sie die Polizeikostenbeiträge der Städte mit königlicher Polizei mit den Gesamtkosten für die kommunale Polizei vergleiche. Dadurch kommt es, dass die bisherigen Leistungen der Städte mit königlicher Polizei ganz erheblich geringer erscheinen als die Kosten der Städte mit kommunaler Polizei, während tatsächlich diese Städte neben den Beiträgen zur königlichen Polizei noch erhebliche Kosten für Polizei- und andere Zwecke aufwenden, die sie bei kommunaler Polizei nicht haben dürften. Die Petition weist auf die Ausgaben für die Veterinärpolizei, Personenstandsaufnahme, Zählungen, Meldeämter und dergleichen hin. Rechnet man diese Kosten noch zu den Beiträgen hinzu, so wird sich der Gesamtaufwand nicht so sehr von dem der Städte mit kommunaler Polizei entfernen. Dabei hätten die Gemeinden mit kommunaler Polizei den in Geld gar nicht zu bewertenden Vorzug, dass sie Herren im eigenen Hause seien und nicht fremde Gewalten darin schalten und walten zu lassen brauchten.

Infolge der Ausführungen eines Regierungskommissars bei der 1. Lesung im Abgeordnetenhause sind Zweifel darüber entstanden, ob das Nachtwachwesen, das den Städten durch das Gesetz vom 20. April 1892 entzogen und auf den Staat übertragen worden war, im Verordnungswege wieder den Städten zugewiesen werden soll. Damals haben die meisten Städte mit grossen Opfern die Nachtwächter, für die sie keine weitere Verwendung mehr hatten, pensionieren müssen. Dass sie das meist erst nach langen Prozessen getan haben, verschweigt allerdings die Petition. Mit Recht hebt sie aber hervor, dass geradezu unerträgliche Zustände geschaffen würden, wenn es dem Ermessen der Regierung überlassen bliebe das Nachtwachwesen wieder den Städten zuzuweisen oder bei Einführung der königlichen Polizei es ihnen zu belassen. Die Petition bezeichnet es daher als dringend notwendig durch Gesetz die Zweige der Polizei festzulegen, die der Staat übernehmen kann, und die den Gemeinden zukommen. Nur dadurch könne der Willkür vorgebeugt werden. Eine solche Regelung ist aber um so wichtiger, als der neue Entwurf die in der Begründung zu § 6 des Gesetzes vom 20. April 1892 gemachte Zusage den Städten die Wohlfahrtspolizei auf Verlangen zu überweisen direkt ignoriert. Schliesslich nimmt die Petition noch dagegen Stellung, dass Städte, deren Polizei zur Aushilfe und Unterstützung der Dorfpolizei ihrer Umgegend herangezogen werde, also direkt staatliche Zwecke erfülle, in der gleichen Höhe zur Zahlung von Beiträgen herangezogen werden sollen.

Die Kritik der Petition ist, wie man sieht, scharf, und man kann auch nicht behaupten, dass ihr die genügende Sachkenntnis fehle. Trotzdem wird sie wohl kaum im Abgeordnetenhause von Erfolg sein. Wenn es gegen die Städte geht und eine Beschränkung ihrer Selbstverwaltung von der Regierung angestrebt wird, hat diese bisher noch immer die Unterstützung des Abgeordnetenhauses gefunden. Und ob der Einfluss der Oberbürgermeister im Herrenhause ausreicht dieser städtefeindlichen Gesinnung das erforderliche Gegengewicht zu bieten, ist doch im höchsten Grade zweifelhaft.

X X

Wahlrecht Wir haben bereits in einer früheren Rundschau berichtet, dass von seiten der sozialdemokratischen b a y r i s c h e n Land-

tagsfraktion ein Antrag auf Abänderung des Gemeindewahlrechtes gestellt worden ist (vergl. *Sozialistische Monatshefte*, 1907, 2. Band, pag. 1033 ff.), und dass dieser nach einer eingehenden Beratung im Plenum des Landtages einem Ausschuss überwiesen wurde. Es liegen jetzt die Referate der vom Ausschuss bestellten Referenten Dr. Quidde und Bürgermeister Weissenfeld vor. Der erstere stellt die folgenden Grundsätze auf: Das Gemeindewahlrecht, das heisst das Recht bei Beratung und Abstimmung über Gemeindeangelegenheiten mitzuwirken und zu den Gemeindeämtern zu wählen und gewählt zu werden, soll jedem in der Gemeinde Heimatsberechtigten zustehen, der nach Artikel 11 der Gemeindeordnung zur Erwerbung des Bürgerrechtes befähigt ist, das heisst jedem volljährigen, selbständigen Mann, der sich im Besitz des bayrischen Indigenats befindet und dort mit einer direkten Steuer angelegt ist. Die zum Bürgerrecht zugelassenen Frauen sollen nicht mehr verpflichtet, aber berechtigt sein sich zur Ausübung ihrer Rechte eines Vertreters zu bedienen. Die Gemeindewahlen sollen nach dem Grundsatz der Verhältniswahl stattfinden.

Von dem sozialdemokratischen Antrage, wonach mit der selbständigen Heimat das Bürgerrecht gebührenfrei erworben wird, unterscheidet sich der Antrag Quiddes dadurch, dass er das Wahlrecht vom Bürgerrecht trennt, dass er die Verleihung dieses Wahlrechtes auf alle Heimatsberechtigten ausdehnt, und dass er zum Ausdruck bringt, dass die Erwerbung des Wahlrechtes von den gleichen Bedingungen abhängig sein soll, an die die Erwerbung des Bürgerrechtes geknüpft ist, nämlich männliches Geschlecht, Volljährigkeit, Staatsangehörigkeit, Selbständigkeit, Wohnsitz und Steuerveranlagung. Der Quiddesche Antrag ist nach verschiedenen Richtungen hin eine Halbheit. Er trennt zwar das Gemeindewahlrecht vom Bürgerrecht, kann sich aber nicht entschliessen die letzte Konsequenz der wirtschaftlichen Entwickelung zu ziehen und die Heimatgemeinde durch die Einwohnergemeinde zu ersetzen. Das gleiche gilt hinsichtlich des Frauenwahlrechtes. Hier schneidet er nur den Zopf ab, dass das Wahlrecht, soweit es den Frauen überhaupt gegeben ist, von ihnen nur durch einen Vertreter ausgeübt werden kann. Zu einer allgemeinen Forderung des kommunalen Frauenwahlrechtes schwingt er sich aber nicht auf. Der Korreferent, ein Vertreter des Zentrums, macht in seinem Referat darauf aufmerksam, dass dem Landtage ein Antrag vorliege das Heimatrecht zu beseitigen und durch den Unterstützungswohnsitz zu ersetzen. Sollte dieser Antrag die Zustimmung des Landtages finden, so würde auch dem Antrage des Referenten der Boden entzogen, weil es eine Heimat im gesetzlichen Sinne nicht mehr gebe und damit auch das Wahlrecht also nicht verbunden werden könne. Entweder müsse man also die Stellungnahme der Kammer in der Frage des Unterstützungswohnsitzes abwarten oder das Gemeindewahlrecht unabhängig von der Heimat gestalten. Die Vorschläge des Korreferenten sind infolge dieser Auffassung auch sehr unbestimmt gehalten. Das Gemeindebürgerrecht soll kraft Gesetzes erworben werden, jedoch unter Voraussetzungen, die einen hinreichenden Schutz der Ansässigen gegen die ab- und zugehenden Gemeindeeinwohner gewährleisten. Damit ist herzlich wenig gesagt, da alle näheren Bestimmungen sorgfältig vermieden werden. Die Verhältniswahl soll in den grösseren Gemeinden obligatorisch werden, den anderen unter bestimmten Vorbehalten freigegeben werden. Gegen den Antrag betreffend das Frauenstimmrecht hat der Korreferent nichts einzuwenden.

In M e i n i n g e n ist eine Änderung des Gemeindewahlgesetzes zu stande gekommen. Bisher konnte in den Städten ein Wähler bis zu 10 Stimmen abgeben, und zwar bei einem Jahressteuersatz bis zu 15 M. 1 Stimme, von 15 bis 30 M. 2 Stimmen, von 30 bis 50 M. 3 Stimmen, von 50 bis 75 M. 4 Stimmen, von 75 bis 120 M. 5 Stimmen, für jeden weiteren Jahressteuersatz von 100 M. 1 Stimme mehr, bis zu 10 Stimmen. In den Landgemeinden war eine Beschränkung der Stimmenzahl nur dadurch gegeben, dass ein Stimmberechtigter nicht mehr als ein Viertel sämtlicher Stimmen abgeben konnte. Eine Beschränkung wie in den Städten existierte also in ihnen nicht. Die Zustände, zu denen dieses Wahlgesetz in den Landgemeinden geführt hat, sind vor allem in der sozialdemokratischen Presse mehr als einmal in der ausführlichsten Weise geschildert und auch von den sozialdemokratischen Abgeordneten aufs schärfste kritisiert worden. Unter der Herrschaft des Gesetzes ist es in einigen Landgemeinden dahin gekommen, dass wenige Leute die Gemeinderäte ernannten, während die übrige Masse der Bevölke-

rung vollständig rechtlos war. Sozialdemokratische Anträge auf Einführung des gleichen Wahlrechtes sind aber von der Landtagsmehrheit immer abgelehnt worden, die nur die Stimmenbeschränkung, wie sie in den Städten bestand, auch für die Landgemeinden konzedieren wollte. Nach langem Sträuben hat nun die Regierung eine Vorlage eingebracht, die den Forderungen der Landtagsmehrheit entspricht. Die Regierungsvorlage wurde vom Landtage angenommen; in Zukunft kann also auch in den Landgemeinden ein Wähler im Höchstfalle nur 10 Stimmen abgeben. Das nennt sich dann Gemeindewahlrechtsreform!

× ×

Kurze Chronik Die Krefelder Stadtverordneten beschlossen den städtischen Arbeitern nach der Kinderzahl abgestufte Familienzuschüsse zu gewähren. × In Worms wird die vierte kommunale Apotheke errichtet. Von insgesamt 123 Apotheken in Hessen gehören nunmehr 14 den Kommunen. × Die Darmstädter Stadtverordnetenversammlung beschloss die Einführung der Berufsvormundschaft und bestellte den Vorstand des städtischen Pflegeamtes für alle die unter Vormundschaft zu stellenden Minderjährigen, die im Wege der öffentlichen Armenpflege unterstützt oder in der mütterlichen Familie unter Aufsicht des Pflegeamts erzogen werden. × Die Hamburger Bürgerschaft hat den Senat um Vorlegung eines Gesetzes ersucht, das die Einführung des staatsbürgerlichen Unterrichts in allen Staatsschulen für Knaben und Mädchen anordnen soll. × Die Stadtverordneten Magdeburgs beschlossen die Übernahme des Begräbniswesens in städtische Regie.

Gewerkschaftsbewegung / Ernst Deinhardt

Kloss † Der deutschen Gewerkschaftswelt ist Karl Kloss entrissen worden. Der Verstorbene gehörte zu den markantesten Erscheinungen der deutschen Arbeiterbewegung. Er stellte seine Kräfte ebenso sehr in den Dienst der sozialdemokratischen Partei wie der Gewerkschaften, wie ja seine aufopfernde agitatorische und organisatorische Parteitätigkeit der letzten 30 Jahre wie sein parlamentarisches Wirken in der Stuttgarter Gemeindevertretung, im württembergischen Landtag und im Reichstag im Interesse der Partei erweist. Sicher hat er auf diesen Gebieten seiner Tätigkeit auch recht grosse Erfolge erzielt. Doch lag seine Bedeutung mehr auf gewerkschaftlichem als auf politischem Gebiet. Hier hat er wirklich bahnbrechend gewirkt. Bereits in der vorsozialistengesetzlichen Zeit hat er für die Gewerkschaft seines Berufes, den *Bund deutscher Tischler*, rege gearbeitet. Unter dem Sozialistengesetz war er aber mit der erste, der gewerkschaftliche Organisationen zu gründen versuchte und gründete. Schon im Jahre 1880 gründete er Schreinerfachvereine; im Jahre 1883 sehen wir ihn als Führer der Stuttgarter Schreiner eine für die damalige Zeit bedeutsame Aussperrung erfolgreich abwehren. Und am Schluss des selben Jahres schon berief er einen Kongress der Schreiner (Tischler) Deutschlands nach Mainz ein, auf dem die Gründung einer neuen Zentralorganisation der Tischler vollzogen wurde. Kloss wurde zum besoldeten Zentralvorsitzenden dieser Organisation gewählt, und er hat diese Stellung ohne Unterbrechung mehr als 24 Jahre lang inne gehabt, auch nachdem der Tischlerverband zu einem Holzarbeiterverband erweitert wurde. Als Vorsitzender der lange Jahre hindurch grössten und bedeutendsten gewerkschaftlichen Organisation Deutschlands hat Karl Kloss wirklich Hervorragendes geleistet. Wesentlich ihm ist es mit zu verdanken gewesen, dass der Tischlerverband den vielen polizeilichen und gerichtlichen Schikanen und Verfolgungen zum Trotz sich auch unter dem Sozialistengesetz recht günstig entwickeln konnte. Der Verband zählte schon im Jahre 1893 bei seiner Überführung in den Holzarbeiterverband 19400 Mitglieder, eine ansehnliche Zahl, gemessen an den Mitgliederzahlen der übrigen Gewerkschaften. Und der Holzarbeiterverband entfaltete sich unter seiner 15jährigen Leitung in der Folge auch recht günstig; zählt er doch zurzeit rund 150000 Mitglieder. Aber weit über die von ihm geleitete Gewerkschaft hinaus sehen wir Spuren von Karl Kloss' erfolgreichem Wirken im Interesse der deutschen Gewerkschaftsbewegung. Er gehörte zu den Mitbegründern und war zwei Jahre lang Mitglied der *Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands.* Er hielt auf dem ersten Parteitag nach dem Sozialistengesetz /1890/ das Referat über Streiks und Boykotts, wobei er sehr wirksam für die Zentralverbände plädierte und viel mit dazu beitrug, dass man in der Partei mehr und mehr von

der Unterstützung der lokalistischen Gewerkschaften abkam. Auf dem ersten Kongress der deutschen Gewerkschaften, in Halberstadt, führte er den Vorsitz; hier trat er für eine grössere Zentralisation der Branchenorganisationen ein. Die von ihm vertretene Resolution der Holzarbeiter, die Industrieverbände empfahl und die Zentralisation als die Grundlage der Gewerkschaftsorganisation bezeichnete, wurde vom Kongress mit 148 gegen 37 Stimmen zum Beschluss erhoben. Damit war der Bruch mit den Lokalisten endgültig vollzogen. Auf dem sozialen Kongress in Frankfurt a. M. im Jahre 1893 hielt Kloss das Referat über Arbeitslosigkeit und Notstandsarbeiten. Das ist ihm in Parteikreisen sehr verdacht worden, man sprach auf dem Parteitag in Köln sogar von einem *Canossagang* der Gewerkschaftsführer nach Frankfurt a. M.; heute hält man es für selbstverständlich, dass man auch auf Tagungen mit bürgerlichen Sozialpolitikern gemeinsam arbeitet, wenn es gilt das Wohl der Arbeiterklasse zu fördern. Bemerkt muss auch werden, dass Kloss im Jahre 1893 das internationale Sekretariat der Holzarbeiter übernommen hat, das er 10 Jahre lang leitete.

Karl Kloss war ein prächtiger liebenswerter Mensch von lauterem Charakter, er verfügte über eine seltene Rednergabe und verstand es stets sich die Liebe und Zuneigung seiner Kollegen und Genossen wie die Achtung der Gegner zu erwerben. Das befähigte ihn in hohem Masse zum Agitator und Organisator. der Arbeiterbewegung. Und für die Sache seiner Partei und seines Standes hat er noch bis zum letzten Atemzug gewirkt, trotz seines Alters und seines Siechtums, dem er in den letzten Jahren verfallen war. Auch darin war er den jüngeren Kollegen und Genossen ein Vorbild. An seinem Grabe sagte Genosse Dietz: »Wenn die besten Namen genannt werden, wird auch der Name Karl Kloss' genannt.«

× ×

Lokalisten Die Einigungsverhandlungen, die im Auftrage des Mannheimer Parteitags vom Parteivorstand zwischen den lokalistischen Gewerkschaften und den Zentralverbänden angebahnt worden sind, haben in gewissem Sinne einen Abschluss gefunden. Und man kann jetzt schon sagen, dass dieser Abschluss einen Erfolg der Einigungsfreunde und besonders des Parteivorstandes bedeutet. Denn die grösseren und bedeutendsten lokalistischen Organisationen haben ihren Anschluss an die Zentralverbände bereits vollzogen oder wenigstens beschlossen, so dass die *Freie Vereinigung deutscher Gewerkschaften* künftig nur mehr ein Schattendasein führen dürfte. So haben sich die Zimmerer mit grosser Mehrheit für den Zusammenschluss mit dem Zentralverband erklärt, und wenn gegen diesen Beschluss auch, besonders in Berlin, von anarcholokalistischen Elementen Sturm gelaufen wurde und hier eine neue Absplitterung sich vollziehen dürfte, so wird doch der Übertritt der Mehrzahl der lokalistischen Zimmerer in den Zimmererverband erfolgen. Fast ohne Widerspruch ist die Einigung bei den Maurern und Bauarbeitern erfolgt. Auch die lokalistischen Schiffbauer, Isolierer und Steinholzleger und die Fliesenleger sind der Einigung mit dem Zentralverbande ihres Berufs durchaus geneigt. Die genannten Organisationen bildeten das Rückgrat der *Freien Vereinigung*, sie verfügten über die besten Mitgliedschaften und stärksten Kassen und hatten die lokalistische Bewegung bisher in der Hauptsache unterhalten. Man konnte erwarten, dass der für Ende Januar in Berlin einberufene Kongress der lokalistischen Gewerkschaften in Rücksicht auf diese Sachlage die Auflösung der *Freien Vereinigung* und den Anschluss der ihr angeschlossenen Organisationen an die Zentralverbände beschliessen würde. Doch weit gefehlt. Die Einigungsgegner hatten für eine starke Vertretung auf dem Kongress Sorge getragen, so dass die Auflösung der *Freien Vereinigung* mit 88 gegen 48 Stimmen abgelehnt wurde. Die Anhänger der Einigung und bisherigen Kerntruppen der Lokalisten verliessen daraufhin unter Protest den Kongress. Es sind nur noch die anarchistischen und anarchistelnden Elemente der lokalistischen Gewerkschaften, die das Banner der *Freien Vereinigung* hochhalten, und sie werden den paar Lokalorganisationen künftig ganz ihren Stempel aufdrücken. Sie hatten schon auf diesem Kongress ganz die Führung an sich gerissen, was der Beschluss beweist die *Einigkeit* künftig ganz im Sinne der syndikalistisch-anarchistischen *Voix du Peuple* zu redigieren und die Herausgabe einer anarchistisch-syndikalistischen Tageszeitung in die Wege zu leiten.

Die Gewerkschaften können mit dieser Entwickelung der Dinge nur zufrieden sein. Denn jetzt ist doch eine reinliche

Scheidung zwischen den sozialdemokratischen und den anarchistischen Elementen unter den Lokalorganisationen erfolgt. Auf sich selbst gestellt, werden die Anarcholokalisten bald versagen, die Folge dieser anarcholokalistischen Sonderorganisation wird nur ein langsames und unwürdiges Absterben der *Freien Vereinigung* sein. Schon jetzt befindet sich die grösste der ihr angeschlossenen Organisationen, der Wiesenthalverband, in der Zersetzung.

X X

Hirsch-Dunckersche Gewerkvereine Erst auf dem letzten Verbandstage, Pfingsten 1907, haben sich die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine ein neues Programm gegeben, und schon Ende des gleichen Jahres ging durch die Arbeiterpresse die Mitteilung, die Leitung jener Gewerkvereinsrichtung habe bei dem Professor B. Harms, einem bürgerlichen Sozialpolitiker, wieder ein neues Programm in Auftrag gegeben. Die Nachricht wurde von Hirsch-Dunckerscher Seite entschieden dementiert, nichtsdestoweniger erwies sie sich in der Hauptsache durchaus als richtig: der *Zentralrat* der Gewerkvereine beschäftigt sich zurzeit tatsächlich mit einer erneuten Revision des noch nicht ¾ Jahr alten Programms. Am 25. Januar fand in Berlin eine Konferenz des *Zentralrates* und der *Generalräte* der Gewerkvereine statt, um das Gewerkvereinsprogramm einer Revision zu unterziehen. Auch dieser Programmrevision ist wie der des Jahres 1907 irgend welche besondere Bedeutung nicht beizumessen. Auch hier handelt es sich in der Hauptsache nur um eine neue Formulierung der alten Hirsch-Dunckerschen Grundsätze. Die gewerkvereinsoffiziöse Pressnachricht, dass nach dieser Programmrevision »neue Hoffnungen in allen Gewerkvereinskreisen rege« sind, ist danach wohl für naive Gemüter berechnet. Denn wenn die Gewerkvereine mit dem alten Programm im letzten Jahre rund 10000 Mitglieder verloren haben, wird es ihnen mit dem neuen alten Programm im Jahre 1908 sicher nicht viel besser ergehen.

Die Gewerkvereinskonferenz beauftragte den *Zentralrat* noch zur Erweiterung der Bildung der Beamten und Mitglieder nach Bedarf Konferenzen der Gewerkvereinsredakteure wie der Beamten, ferner Bezirkskonferenzen der Ortsverbände einzuberufen. Durch solche Konferenzen soll der Bildungsgrad der Mitglieder gehoben werden. Beschlossen wurde ferner künftig an allen sozialen Wahlen durch selbständige Wahlvorschläge teilzunehmen. Nur, wo konfessionelle oder politische Arbeitervereine in Frage kommen, soll mit diesen gemeinsame Sache gemacht werden, nicht aber mit gewerkschaftlichen Organisationen anderer Richtungen. Diese Wahltaktik ist bezeichnend für den Geist, der in den Gewerkvereinen herrscht, und sie dürfte das Hirsch-Dunckersche Fiasko nur besiegeln.

X X

Handlungsgehilfen Am 26. Januar fand in Berlin eine gemeinsame Sitzung von Vertretern des *Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes* (Hamburg) und des *Verbandes deutscher Handlungsgehilfen* (Leipzig) statt, um eine Annäherung beider Organisationen herbeizuführen. Dass diese Sitzung möglich sein konnte, hat wohl manchen überrascht, denn beide Organisationen haben sich bisher bitter befehdet, und nach Lage der Sache konnte man erwarten, dass dieser *Kampf bis aufs Messer* künftig an Schärfe nicht verlieren werde. Der antisemitische Hamburger Verband, der rund 108000 Mitglieder zählte, proklamierte bisher stets den Grundsatz mit dem Gegner nur *mit dem Knie auf der Brust* zu verhandeln. Nichtsdestoweniger war er es gerade, der den älteren und solideren, aber nicht ganz *judenreinen* Leipziger Verband zu jener Sitzung einlud. Wie Kenner der Verhältnisse versichern, sollen die *Deutschnationalen* durch gewisse Existenzsorgen zu diesem ungewöhnlichen Schritt genötigt worden sein. Denn ihre Mitgliedschaft fluktuiert recht stark, und ihre Finanzverhältnisse sind trotz aller geschickten Bilanzierung nicht die besten. Dazu kam, dass sie durch die Konkurrenz namentlich des jetzt 85000 Mitglieder zählenden Leipziger Verbandes, der in den letzten Jahren eine rege sozialpolitische Tätigkeit entfaltete, politisch zu immer radikaleren Forderungen gedrängt wurden, obwohl sie von Haus aus urreaktionär waren und noch sind. Um sich dieser Konkurrenz zu entziehen und den Hamburger Verband auf eine bessere Grundlage zu stellen, erfolgte an den Leipziger Verband die Einladung zur Einigungssitzung in Berlin, die denn auch am 26. Januar zu stande kam. Es wurde dort beschlossen »ohne Verzug die erforderlichen Schritte zur Erörterung einer Interessengemeinschaft mit dem so bald wie möglich zu erstrebenden Endziele eines völligen Zusammenschlusses beider

Verbände vorzunehmen«. Damit ist die Fusionierung beider Verbände in sichere Aussicht gestellt. Bereits ist eine Kommission gewählt worden, in der von jedem Verband vier Vertreter sitzen sollen, um über die schwebenden Differenzen zu beraten; die Vereinigung des Hamburger und des Leipziger Verbandes dürfte dann nur noch eine Frage der Zeit sein, wenn nicht im letzten Augenblick die Mitglieder des *Verbandes deutscher Handlungsgehilfen* in Leipzig sich gegen die ihnen von den *Deutschnationalen* zugedachte Umklammerung und Aufsaugung energisch zur Wehr setzen.

× ×

Österreich In der *Gewerkschaft* veröffentlichte die *Gewerkschaftskommission Österreichs* bereits ihren Rechenschaftsbericht für das Jahr 1907. Erfreulicherweise kann wieder über grosse Fortschritte in der österreichischen Gewerkschaftsbewegung berichtet werden Denn im Berichtsjahre betrug allein die Mitgliederzunahme in der Gesamtorganisation rund 60000. Das entspricht nicht den Fortschritten, die im Jahre 1906 erzielt wurden, aber das Jahr 1907 war nun einmal für die Gewerkschaftsarbeit nicht so günstig wie die früheren Jahre. Die Kräfte der organisierten Arbeiterschaft wurden im 1. Halbjahr fast ganz von dem Wahlkampf in Anspruch genommen, und im 2. Halbjahr war die gewerkschaftliche Agitation durch die einsetzende Krisis sehr erschwert. Unter diesen Verhältnissen ist die Zunahme von 60000 Mitgliedern ein nicht zu unterschätzender Fortschritt. Damit hat die Gesamtorganisation die erste halbe Million von Mitgliedern überschritten. Hand in Hand mit dieser Zunahme der Mitgliederzahl ging eine Steigerung der wirtschaftlichen Erfolge und eine finanzielle Kräftigung der Organisationen. Diese zeigte sich auch in den vermehrten Einnahmen der Reichskommission. Sie betrugen 101 824,93 K., somit 6378,41 K. mehr als im Vorjahre. Verausgabt wurden insgesamt 100 960,23 K., davon 11 092,76 für das Reichssekretariat, 21 454.44 für die Landessekretariate, 16 374.24 Subventionen an andere Körperschaften und Einrichtungen, 9531,21 für Agitation und Organisation, 9660,83 für die *Gewerkschaft*, 12 126,36 an Kongresskosten. Durch Streiksammlungen wurden 91 958,60 aufgebracht. Darin sind die Einnahmen für den Solidaritätsfonds nicht mit einbegriffen.

× ×

Belgien Die belgische Gewerkschaftsbewegung entbehrt, wie wir jüngst erst ausgeführt haben (vergl. *Sozialistische Monatshefte*, 1907, 1. Band, pag. 487) in ihren Grundsätzen und in ihrer Organisation durchaus der Einheitlichkeit. Man unterscheidet Gewerkschaften, die der Arbeiterpartei und der Gewerkschaftskommission angeschlossen sind, mit insgesamt 37 057 Mitgliedern, Gewerkschaften, die nur der Arbeiterpartei angeschlossen sind, mit 12 926 Mitgliedern, Gewerkschaften, die nur der Gewerkschaftskommission angeschlossen sind, mit 15 184 Mitgliedern, unabhängige Gewerkschaften mit 61 949 und christliche Gewerkschaften mit 31 000 Mitgliedern. Das wären insgesamt 158 116 Mitglieder von gewerkschaftlichen Organisationen. Soweit bekannt, sind im Baugewerbe erst 1,96 %, in der Holzindustrie 12,14 %, im Buchdruckgewerbe 41,1 %, in der Metallindustrie 19,47 %, in der Steinindustrie 27,98 %, in der Tabakindustrie 19,19 % der Berufsangehörigen organisiert. Die Gewerkschaftsbeiträge variieren zwischen 72 fr. bis herab auf 4,80 fr. pro Jahr. Auch aus diesem Bericht geht hervor, dass die belgische Gewerkschaftsbewegung noch viel zu wünschen übrig lässt, es kann aber gesagt werden, dass sich auch hier die Verhältnisse im letzten Jahre gebessert haben.

Im Dezember hielt der Bergarbeiterverband seinen 19. Kongress ab. Diese Tagung war von besonderer Wichtigkeit, weil sie gegen die von der Bergindustrie geplanten Lohnreduktionen Stellung nahm. Es wurde beschlossen diesen Absichten der Unternehmer entschieden entgegenzutreten. Ferner wurde beschlossen im Falle der Ablehnung des von der sozialdemokratischen Partei im Parlament eingebrachten Gesetzentwurfs über den Achtstundentag durch eine Urabstimmung im Verband eine Entscheidung darüber herbeizuführen, ob auf das eventuelle Votum des Parlaments mit einem Generalstreik geantwortet werden soll.

Während der Weihnachtsfeiertage fand in Molenbeck-Saint-Jex der 9. Kongress der belgischen Gewerkschaften statt. Es wurde beschlossen einen Reservefonds zu gründen, zu dem auch die Partei und die Genossenschaften, ferner die Unterstützungs- und Bildungsvereinigungen Beiträge leisten sollen. Im Prinzip stimmte der Kongress ferner der Schaffung eines Widerstandsfonds zu; endgültig soll darüber durch Urabstimmung

in den Gewerkschaften entschieden werden.

× ×

Kurze Chronik Der Vorstand des Bäckerverbandes beabsichtigt eine Geschichte dieser Organisation herauszugeben. × In Leipzig hat die Mitgliederzahl der Gewerkschaften im Jahre 1907 um 3504 zugenommen; in München ist die Zahl der Gewerkschaftsmitglieder im gleichen Zeitraum um rund 7000 gesteigert worden. × Die christlichen Gewerkschaften nahmen nach einer vorläufigen Berechnung des *Zentralblatts* im letzten Jahre um rund 30 000 zu.

WISSENSCHAFT

Sozialwissenschaften / Conrad Schmidt

Werttheorie Die kleine vom *Vorwärts*verlag publizierte Broschüre Paul Fischers *Die Marxsche Werttheorie* ist seinerzeit in der *Berliner Arbeiterbibliothek* der *Volkstribüne* erschienen und war damals unter dem Sozialistengesetz gewiss eine sehr verdienstvolle Arbeit. Ich entsinne mich noch des starken Eindrucks, den ich selbst von dieser übersichtlich klaren und flotten, logisch konzisen Darlegung der allgemeinen Grundsätze des *Kapitals* empfing. Heute, wo seit bald anderthalb Jahrzehnten der 3. Band des Marxschen Werkes vorliegt und das abgeschlossene System in seinem ganzen inneren Zusammenhang zum Gegenstand der Diskussion geworden ist, würde jedoch, wer sich an jener Skizze orientieren wollte, sehr schlecht beraten sein. Mit keinem Wort ist die so weit zurückliegende Entstehungszeit der Schrift erwähnt, mit keinem Worte darauf hingewiesen, dass die gegen Marx damals erhobenen Einwände, die Fischer mit vollem Recht als ein Gewebe plumper Missverständnisse verhöhnt, inzwischen auch bei den Gegnern ausser Kurs geraten sind. Das gilt vor allem von der früher so beliebten Unterschiebung, dass Marx sich seine Werttheorie erdacht habe, um im Namen des *Rechts auf den vollen Arbeitsertrag* die Unrechtmässigkeit des Mehrwerts und so der ganzen kapitalistischen Gesellschaftsordnung vorzudemonstrieren, gilt von der Illusion durch eine Widerlegung jener Werttheorie den Sozialismus selbst widerlegen zu können. Mit dem Schwinden dieser schönen Hoffnung trat auch die unmittelbare, den Willen zur Erkenntnis fälschende Interessiertheit mehr in den Hintergrund, man gewöhnte sich im gegnerischen Lager daran die Marxsche Theorie wie andere Theorieen zu betrachten, und die Polemik erhielt ein sachlicheres Rüstzeug.

Das *Wertgesetz*, so hatte Fischer damals die Marxsche Auffassung interpretiert, sei das »Grundgesetz einer historisch bestimmten Epoche«, nämlich der modernen Gesellschaft mit ihrer entwickelten Warenproduktion, es stehe »heute in voller Wirksamkeit« und biete »den Schlüssel zum Verständnis der ökonomischen Erscheinungen der heutigen Gesellschaft«. Im 3. Bande aber, wo Marx die Gesetze, die er hinsichtlich der Preis- und Einkommensbildung in der modernen Volkswirtschaft strikt konsequent aus seinem *Wertgesetz* abgeleitet, mit den Gesetzen, die jene Preis- und Einkommensbildung in Wirklichkeit aufweist, konfrontiert, klafft ihm ein offener Widerspruch entgegen. Es zeigte sich nicht etwa, dass beim Kauf oder Verkauf unter dem Einfluss besonderer Umstände (Verschiebung in dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage, Monopolstellung usw.) die Preise und Gewinnsätze in einzelnen Branchen zeitweilig, eventuell auch dauernd, von der nach seinem Arbeitswertgesetz erforderlichen Grösse abweichen. Das wäre gegen die Gültigkeit der Marxschen Werthypothese, wonach der Austausch normalerweise Austausch gleicher Arbeitsgrössen sein muss, noch durchaus kein Gegenbeweis. Denn wie soll hinsichtlich der Preis- und Gewinngrössen in einer auf freier Konkurrenz gegründeten Gesellschaft eine andere als eine nur *tendenzielle* Gesetzmässigkeit bestehen? Ein *Gesetz des Austausches* kann selbstverständlich nie und nimmer in dem Sinne eine letzte, nicht weiter auflösbare und darum strikte Kausalformel des Geschehens sein wie sie die Naturwissenschaften auf ihrem Gebiet mit dem Wort *Gesetz* bezeichnen. Der Name bedeutet hier offensichtlich immer nur eine Durchschnittsregel, deren Realisierung unter den jeweils gegebenen Produktionsverhältnissen durch das egoistisch interessierte und so gewissen regelnden Maximen unterworfene Verhalten der konkurrierenden Produktionsveranstalter kausal garantiert wird. Die Geltung einer solchen Austauschregel kann daher stets nur eine annähernd allgemeine, eine durch allerhand Umstände im einzelnen modifizierbare und modifizierte sein. Das Zurückgehen auf die dem interessierten Verhalten der Produktions-

und Austauschagenten notwendigerweise gesetzten Ziele — heute das Ziel nach möglichst hohem Kapitalgewinn —, ergänzt durch die Reflexion auf die konkreten Umstände, unter denen jenes durchgängige Zielstreben sich betätigen muss, ergibt mit der Einsicht in das ursächliche Begründetsein der *Regel* zugleich die Einsicht in die ursächliche Notwendigkeit partikularer Abweichungen von ihr. Der Tatbestand, der sich bei der Vergleichung der kapitalistischen Wirklichkeit mit der aus jener Marxschen Hypothese des *Wertgesetzes* deduzierten Gesetzmässigkeit dann herausstellt, ist vielmehr der, dass das System der Preise, unter dem der Umsatz kapitalistisch erzeugter Produkte gegen Geld erfolgt und erfolgen muss, nicht etwa nur partikulare Divergenzen von seinem *Wertgesetz* einschliesst sondern eine diesem i m P r i n z i p widersprechende Gesetzmässigkeit aufweist.

Gemäss dem *Wertgesetz* muss sich die Grösse des Warenpreises nach dem notwendigen Arbeitsgehalt der betreffenden Waren, die Grösse des Profits nach der Menge der in ihnen verkörperten Mehrarbeit bestimmen. Das Jahresprodukt gleich grosser in verschiedenen Branchen angelegter Kapitale schliesst aber, je nachdem — von anderen Momenten abgesehen — der Grad der technisch maschinellen Entwickelung in diesen Branchen differiert, offenbar einen ganz verschiedenen zusätzlichen Arbeitsaufwand ein. Der in einer Branche von hochentwickelter Maschinentechnik sein Kapital anlegende Unternehmer wird nur einen Bruchteil der Arbeiterzahl beschäftigen und ausbeuten, die sein Kollege hat, der gleich viel Kapital in einer technisch weniger vorgeschrittenen Branche anlegt. Mit den verschiedenen Mengen zusätzlichen Arbeitsaufwandes im jährlichen Produkt gleich grosser Kapitale variiert aber natürlich auch die in diesen Jahresprodukten steckende Menge der *unbezahlten Arbeit*, des Mehrwerts. Wogegen das System der kapitalistischen Preisbildung auf grund des allseitigen Unternehmerstrebens nach möglichst hoher Kapitalverwertung sich unter dem Zwang der Konkurrenz selbstverständlich so regeln muss, dass die Geldgewinne gleich grosser Kapitale der Tendenz nach in den verschiedenen Branchen annähernd gleich stehen, die Profitrate sich nivelliert. Diese Antinomie, die zwischen der Hypothese, dass die Arbeitsmenge den Wert und Preis, dass mithin die Mehrarbeit den Mehrwert oder Preisüberschuss bestimme, und jenem Geregeltsein des Preissystems nach dem Prinzip des gleichen Durchschnittsgewinns besteht, ist aphoristisch von Ricardo schon bemerkt. Sie auf der Basis einer methodisch-konsequenten Durchführung der Arbeitswerthypothese zu völliger Evidenz gebracht zu haben zählt zu den grössten Verdiensten des Marxschen *Kapitals*.

Hier ist der Punkt gegeben, an dem seither die Polemik — und, wie man nicht bestreiten kann, mit gutem Recht — eingesetzt hat. Denn Marx — statt nach Konstatierung der prinzipiellen Divergenz nun den Schluss zu ziehen, dass das angebliche *Wertgesetz*, von dem er ausging, in Wahrheit nicht als ein notwendig immanentes Gesetz des Austausches gelten kann, vielmehr nur eine provisorische Annahme darstellt, die versuchsweise zur Erklärung der kapitalistischen Preis- und Einkommenphänomene angewandt werden konnte, aber bei Ausführung des Versuches zu evidenten Widersprüchen führt — bemüht sich auf allerhand Umwegen trotzdem der Hypothese den Anschein eines wirklich wirksamen Gesetzes zu bewahren. Wenn es früher hiess, das Wertgesetz bedürfe zur Wirksamkeit der Konkurrenz, die sich mit voller Energie doch nur in einer kapitalistischen Gesellschaft entfaltet, wird nun gesagt, es habe seine unmittelbare Geltung umgekehrt gerade in den v o r kapitalistischen Epochen der Warenproduktion. In der kapitalistischen Gesellschaft verschwinde es freilich von der Oberfläche, doch nur, um die geheime Kraft in einer höheren Sphäre zu betätigen. Nämlich, wenn auch die Profite und damit die Preise, die beim Umsatz der einzelnen Kapitalprodukte in den verschiedenen Branchen erzielt werden, von den durchs *Wertgesetz* geforderten abweichen müssen, sei ja damit über die P r e i s s u m m e des gesellschaftlichen Gesamtprodukts und die Gesamtsumme aller Profite noch nichts ausgemacht. Und hier in der Normierung dieser Totalsummen erweise das nur in dem Detail des Umsatzes in Ruhestand versetzte *Arbeitswertgesetz* doch wieder seine Geltung. Ein Versuch jedoch dies *in abstracto* ja denkbare Verhältnis als ein kausal, das heisst durch die Konkurrenz des Gewinnstrebens notwendig garantiertes nachzuweisen wird gar nicht unternommen; er hätte, wie leicht nachzuweisen, auch notwendig scheitern müssen. Dass aber Marx trotz des vorhandenen

Widerspruchs so zäh an seinem *Wertgesetz* festhält, hat seine Erklärung darin, dass ihm von vornherein jede tiefer gehende Analyse der kapitalistischen Warenproduktion und -verteilung, die nicht vom Austausch gleicher Arbeitsgrössen als Grundgesetz ausgeht, unmöglich schien. Das *Wertgesetz* aufgeben bedeutete in seinen Augen so viel wie auf jede methodische Untersuchung der Beziehungen verzichten, die in der modernen Wirtschaft zwischen den Preis- und den Arbeitsgrössen der Waren, zwischen der Grösse der vom Arbeiter vollbrachten Arbeitsleistung und seinem Arbeitsentgelt bestehen: auf den Nachweis der Mehrarbeit und der die Mehrarbeitsrate regelnden Bestimmungen verzichten.

Ein System kann durch die Aufdeckung von Widersprüchen erschüttert, aber nach dem bekannten Worte nur durch ein neues wirklich *überwunden* werden. Der negativ polemischen Kritik, dem Nachweis der Mängel, muss der Nachweis folgen, dass und wie die Aufgaben, die dort keine widerspruchsfreie Erledigung fanden, nach einer anderen Methode ihrer Lösung näher zu bringen sind. Ein Zurück zu den nichtssagenden Banalitäten der alten *Vulgärökonomie* oder der neueren wohl noch unfruchtbareren *Grenznutzentheorie* ist für jeden, dem die Bedeutung der von Marx ergriffenen Probleme einmal klar geworden, ganz unmöglich. Es handelt sich deshalb darum die Marxsche Ansicht, es gäbe für eine ins Innere eindringende Analyse keinen anderen Stütz- und Ausgangspunkt der Deduktion als die Hypostasierung jenes unbewiesenen, unbeweisbaren und schliesslich durch die Konsequenzen sich selbst widerlegenden *Wertgesetzes*, in positiver Weise nachzuprüfen. Nur durch ein positives theoretisches Experiment lässt sich die Streitfrage zu einem Austrag bringen: durch den Versuch, ob es gelingt, ausgehend von den allgemeinsten Bestimmungen der Warenproduktion, ohne eine Unterstellung des *Arbeitswertgesetzes*, die Gesetzmässigkeit, der der Gesamtprozess der kapitalistischen Ökonomie kausal notwendig unterworfen ist, zu eruieren. Die Entwickelung hätte an den offenkundig notwendigen, das heisst durch das egoistisch interessierte Verhalten der Produktions- und Austauschagenten zweifellos sicher garantierten Bestimmungen fort zu gehen und dann erst zu erforschen, was aus diesen gesicherten Bestimmungen — denen sich jenes bekannte, oben erwähnte regulierende Prinzip kapitalistischer Preisbildung natürlich eingliedert — bei kapitalistischer Wirtschaft hinsichtlich des Verhältnisses der Preisgrössen der Waren zu ihren Arbeitsgrössen sowie der Arbeitsleistung zum Entgelt der Arbeit kausal notwendig folgt. Nach der theoretischen Riesenarbeit, die Marx auf dem von ihm gewählten Weg vollbracht hat, sind die Schwierigkeiten, die der Durchführung eines solchen Versuches sonst entgegenstehen würden, aufs äusserste gemindert. Die *Umstülpung* der Marxschen Methode in einem solchen Experiment böte die Handhabe all die von ihm untersuchten Probleme von einer Basis aus, die nicht mehr auf einer Hypothese ruht, zu behandeln; mit der Ausschaltung des *Wertgesetzes* als Deduktionsprinzip würden, wenn der Versuch gelänge, die daraus resultierenden Widersprüche in ihrer Wurzel abgeschnitten sein.

Von neueren Aufsätzen, die gegen die Marxsche Werttheorie, in der Ausgestaltung, die sie im 3. Band erhält, polemisieren, seien die, freilich mit schwerem Formelkram belasteten, aber prinzipiell interessanten Ausführungen des Professors von Bortkiewicz *Wertrechnung und Preisrechnung* im Marxschen System, erschienen im *Archiv für Sozialwissenschaft*, namentlich erwähnt. Auch Tugan-Baranowskijs Selbstverteidigung in der *Neuen Zeit* bringt in der Hinsicht manches Anregende, so seltsam des Verfassers unentwegtes Festhalten an seiner früher hier in den *Sozialistischen Monatsheften* (1901, 2. Band, pag. 669 ff.) ausführlich kritisierten Krisentheorie erscheint.

× ×

Neuausgaben In seiner Sammlung *Hauptwerke des Sozialismus und der Sozialpolitik* /Leipzig, Hirschfeld/ hat Georg Adler auch des bei Marx zitierten John Gray Schrift *Vom menschlichen Glück* in deutscher Übersetzung herausgegeben. Ein Vorwort legt die Verbindungsfäden klar, durch die Grays Kritik — das Büchlein erschien 1820 — mit den Ausführungen Owens und Thompsons interessantem *Inquiry into the principles of the distribution of wealth the most conducive to human happiness* zusammenhängt. Danach wäre die Originalität John Grays nicht sehr gross. × Die *Soziologie* des Auguste Comte ist jetzt in einer 2bändigen Ausgabe bei Gustav Fischer in Jena deutsch erschienen; die Einleitung schrieb der Hallenser Professor Waentig.

× Des Philosophen Eduard von Hartmann *Soziale Kernfragen* sind in der *Deutschen Bücherei* in Berlin von neuem aufgelegt. Unbeschadet mancher interessanten Ausführungen bieten sie doch eine charakteristische Illustration für seines grossen Lehrmeisters Schopenhauers Satz von dem Primat des Willens über den Intellekt. Man erstaunt immer wieder, wie ererbte oder erworbene Instinkte einen Geist, der sich in anderer Hinsicht von allem Autoritätsglauben so gründlich frei gemacht, bis zu dem Grad irreführen und verblenden können, dass er bei seinen Angriffen auf die Sozialdemokratie die stumpfsten Philisterargumente kritiklos wiederholt oder noch übertrumpft. Schon die Partieen seiner berühmten *Phänomenologie des sittlichen Bewusstseins*, in denen er einen prinzipiellen Gegensatz zwischen den sozialistischen Idealen und den Idealen des Kulturfortschritts herauszudestillieren sucht, waren arg kompromittierend, aber man konnte die allgemeine Unkenntnis, die damals am Ausgang der siebziger Jahre in Sachen des Marxismus herrschte, noch als mildernden Umstand anführen. Jedoch der Wandel der Zeiten hat sein Verständnis nicht gebessert. In dieser 2., 1906 kurz vor seinem Tode von ihm durchgearbeiteten Ausgabe der *Kernfragen* hantiert er in heiterer Unbefangenheit gelegentlich noch immer mit den ältesten Kindermärchen. »Nicht die soziale, wohl aber die demokratische Seite der sozialdemokratischen Lehre« heisst es zum Beispiel im 1. Bändchen, »verlangt eine völlige Gleichstellung aller Arbeiter in bezug auf ihren Anteil am Arbeitsertrag. Der dumme, ungeschickte und faule Arbeiter soll den gleichen Lohn erhalten wie der intelligente, geschickte und fleissige . . .«. Das mag als Stichprobe genügen. × Leon Zeitlin hat unter dem Titel *Sozialstatistik* eine Auswahl der Vorlesungen, die der verstorbene Dr. Gottlieb Schnapper-Arndt über Bevölkerungs-, Wirtschafts, Moral- und Justizstatistik hielt, veröffentlicht /Leipzig, Klinkhardt/ und die Zahlen nach den letzten statistischen Publikationen ergänzt. Die Tabellen treten, was sicherlich ein Vorzug ist und dem Buch weitere Verbreitung schaffen wird, an Umfang weit hinter den lebendig geschriebenen Text zurück.

× ×

Kurze Chronik Das *Internationale Institut für Sozialbibliographie* erhält jetzt jährlich eine Reichsunterstützung von 15000 M. Es will sie zur Vollendung eines *Führers durch die internationalen sozialwissenschaftlichen Zeitschriften* verwenden. × Professor R. Ehrenberg entwirft in seinem *Thünenarchiv* einen Plan zur Errichtung eines *Instituts für exakte Wirtschaftsforschung*, das sich mit dem Brüsseler *Institut de Sociologie* berühren soll. Die Kostendeckung würde jährlich ungefähr 30- bis 40000 M. erfordern. × In der *Frankfurter Zeitung* ist von Dr. R. Brunhuber die Gründung eines *Archivs für Zeitungskunde* angeregt worden. × Der Bonner Dozent A. Weber spricht in einer kleinen instruktiven Schrift über *Die Grossstadt und ihre sozialen Probleme* /Leipzig, Quelle-Meyer/. × *Die freudige Welt* des holländischen Dichters Frederik van Eeden (deutsch von Else Otten /Berlin, Schuster & Loeffler/) propagiert eine Erneuerung des Gesellschaftslebens im Sinne und mit den Argumenten älterer Utopisten. Der Autor dementiert sich übrigens in der der Übersetzung angefügten *Nachschrift* selbst. Er erklärt den Glauben an die soziale Umgestaltungsmacht individueller Moral, worauf er bei der Abfassung des Buches all seine Hoffnungen gesetzt, eingebüsst zu haben. Was bleibt dann aber von dem Werk?

× ×

Literatur Von Professor J. Conrads *Grundriss zum Studium der politischen Ökonomie* /Jena, Gustav Fischer/ ist der 2., die *Volkswirtschaftspolitik* behandelnde Band jetzt in 5. Auflage herausgekommen. Die einschlägigen Materien werden mit ausgebreiteter Sachkenntnis grösstenteils historisch und international vergleichend erörtert, die Darstellung zeigt bei aller Komprimiertheit doch eine angenehme Flüssigkeit des Stils. Der Verfasser tritt in dem Kapitel über die *Arbeiterfrage* zuerst mit einem gewissen Liberalismus für Sicherung und Fortbildung des Koalitionsrechts ein, schwenkt aber, sobald er auf den Kontraktbruch und den Schutz der sogenannten *Arbeitswilligen* zu sprechen kommt, ins Fahrwasser reaktionärer Scharfmacher ab. Er bringt es fertig sich im Prinzip mit der verrufenen *Zuchthausvorlage*, die in ihren Strafbestimmungen nur über das gebotene Mass hinausgegangen sei, einverstanden zu erklären. × Eine Broschüre des Leipziger Privatdozenten Dr. Biermann *Die Weltanschauung des Marxismus* /Leipzig, Roth & Schunke/ skizziert recht fasslich und mit offensichtlichem Be-

mühen um Objektivität die Marxsche Wert- und Geschichtstheorie und wiederholt die üblichen Einwände dagegen. ✕ Kurz, doch ungewöhnlich inhaltsreich und anregend ist Ferdinand Tönnies' *Entwickelung der sozialen Frage* /Leipzig, Göschen/. Auch wer auf dem Gebiet nicht unbewandert ist, ja der vielleicht am meisten, wird aus dem Büchlein lernen, das mit einem allgemeinen Ausblick auf die Grundlagen der sozialen Fragen beginnend deren Entwickelung in England, Frankreich und Deutschland, ihren gegenwärtigen Stand und ihre Chancen resümierend schildert. Die Auffassung des Autors ist entschieden freiheitlich, er verschmäht es seine Stellung durch ängstliche, ausgeklügelte Kautelen zu verdunkeln.

KUNST

Dichtkunst / Max Hochdorf

Busch † Um ein Jahrfünft hat Wilhelm Busch die papierne Feier überlebt, die ihm zum 70. Geburtstag veranstaltet wurde. Als er kürzlich starb, hatten die berufsmässigen Psalmensänger nichts Besseres zu tun als ihr altes Lob von frischem zu verkünden. Da ist manches Wort gesagt worden über den meisterlichen Zeichner, über den klassischen Reimer und ernstzunehmenden Philosophen. Viele sahen in Busch ihren Freund, die sich nie besannen, dass dem Künstler solche Brüderschaft gar nicht passte. Das waren nämlich die lauen und lustigen Menschen, die an des Geschickes Tragik mit oberflächlicher Witzelei vorüberhuschen. Man hat Wilhelm Busch ein strafbares Unrecht getan, dass man seinen Spott so wenig aufreizend fand. Der Mann ist viel bissiger gewesen, viel gefährlicher, viel persönlicher und gar nicht geeignet zum Kinderstubendichter und Familienhort. Die ihn so sänftiglich sahen, verstanden ihn gar nicht. Er war ein toller Kerl, den wir lieben müssen, weil er ohne Erbarmen Heuchelei und Philisterei zerstört hat. Es ist nicht wahr, dass er ein Lachhannes für den Simpel gewesen ist. Er war ein hoher Individualist und anarchischer Eiferer von der gleichen Gattung, die heute noch im russischen Leo Tolstoj mächtig weiterlebt. Der eine arbeitet mit Pathos und mit dem lieben Gott, der zweite mit der Komik und mit der verzerrten Linie. Sie sind nur Arbeiter mit verschiedenem Handwerkszeug; ihr Geist und ihre Absicht jedoch sind sehr verwandt. An Wilhelm Busch haben sich die aufgeklärten Mucker nicht gewagt, weil sie nicht klug genug waren seine Satire zu fassen.

✕ ✕

Satirisches Was ist denn überhaupt Satirisches? Nicht das gemütliche Hinnehmen und Ausspotten der menschlichen Dummheiten. Satire ist eine Tat der Verzweiflung, der Zwang etwas zu zerstören, das morsch und in Verwesung ist. Der beste Satiriker ist der erbarmungsloseste, nicht der versöhnende, der immer wieder glaubt, dass die Welt prächtig und gut und gescheut sei. Es soll optimistische Satiriker geben, aber das sind bloss schwache und dürftige, solche, deren Courage lahm und lässig ist. Man vergleiche die Grundstimmung, die im seligen Busch herrscht, mit der schämigen Ironie, die den jüngsten Roman des Wilhelm Hegeler durchzieht. Der Roman heisst *Das Ärgernis* /Berlin, S. Fischer/. Er will gegen die angehen, die in der nackten Kunst eine Schweinerei finden, weil sie entweder ihrer Veranlagung nach verkümmerter Gemüter sind oder nach dem Austollen der Jugend sich zur scheinheiligen Zimperlichkeit bekehren. Ein Brunnen mit nackten Frauengestalten ist das Ärgernis, das eine Kleinstadt aufstöbert. Das ist schon dramatisch dargestellt worden. Wilhelm Hegeler schrieb früher besser, sorgfältiger, weniger fix und weniger fad. Jetzt tritt er die Dinge breit. Jetzt hat er vielleicht mehr Freunde, aber geringeren Ernst. Und das ist bedauerlich.

Ein Sittenheuchler zerschlägt die nackte Schönheit, weil sie seinen Augen ein Greuel ist. Das ist nun schon oft in Zeitungen berichtet worden, und darum ist es ja kein Zufall, dass solch bös Geschehnis im *Ärgernis* eine Rolle spielt, dass sich das gleiche Thema in einer Schnurre der Ludwig Thomaschen *Kleinstadtgeschichten* /München, Langen/ findet. Dieser *Lausbube* Thoma ist stets ein munterer, derber Kerl gewesen, doch sein letzter Band ist nicht ganz geraten. Die Sarkasmen auf alles und auf nichts sitzen diesmal nicht ganz so fest.

Der Wiener Peter Altenberg macht schlechte Verse, er machte aber einmal entzückende Geschichtchen, deren Duft so süss und gleichzeitig so zerstörend war, dass ein recht Radikaler ihm anhing. Altenberg war ein fremd-

artiger Schwärmer, der in unserer Gefühlsnacht ein seltsames Gestirn bedeutete, nämlich den Leitstern zum Zigeunerstolze, zur Einsamkeit des verluderten Verfallmenschen. Er zeigt diesen Dekadenten manchmal verlockend, wie er gewissermassen sich hinopfert, damit die Normalmenschen zu selteneren Nervenfeinheiten erzogen werden. Er wusste, dass wir gleich Tölpeln in unseren Kindern einen falschen Ton hören; er wusste, dass unser Glück nicht im Besitz sondern im Geniessen besteht. Und er dichtete eine Genussphilosophie für den armen Schlucker. Wilhelm Busch mag wohl die verborgene Musik dieser Lehre verspürt und gelobt haben. Er wird aber auch wohl gemerkt haben, dass Altenberg nicht das Zeug besass ein Evangelist zu werden, dass er unter tausend Worten höchstens eine Viertelperle sprach. Altenberg will das nicht merken. Und das ist schlimm. Der Mangel an Selbsterkenntnis, besser noch der Egoismus des Ruhmsüchtigen, verführt ihn dazu seine eigene Lehre zu parodieren, miserabel zu parodieren. So hat er die *Märchen des Lebens* /Berlin, S. Fischer/ niedergeschrieben. Er ist zerbrochen und fertig. Er hat sich selbst einmal so wichtig genommen, dass man seiner jetzigen Wichtigtuerei die Wahrheit entgegenhalten muss, mag er auch daran sterben.

× ×

Romane Stirbt einer überhaupt an der Wahrheit? Glaubt man dem Pathetiker Georg Hirschfeld, dann ist die Wahrheit im Gegenteil ein köstliches Lebenselixier. Man sehe nur zu, wie der Wirt von Veladuz, Jakob Freydank, durch die Ausdauer bei der Wahrheit in sittlicher und körperlicher Kernigkeit erhalten bleibt. In dem *Wirt von Veladuz* /Berlin, S. Fischer/, dem neuesten Roman Hirschfelds, begibt sich das Wunder. Im Berglande der Schweiz liegt das schöne Veladuz. Erst ist es eine herrliche Einsamkeit. Dann wird es ein Ort der leidenschaftlichsten Menschenverirrung. Der Mann, der das verlorene Land für eine moderne Kulturmenschlichkeit gewann, geht zu grunde an der Überspanntheit seines Ehrgeizes, der nicht im gleichen Verhältnisse zur Schwäche seines Charakters stand. Kranke Gemüter stecken gesunde an mit Lüge, mit verlogener Sinnlichkeit, mit entgleister Moral, mit Habsucht und mit Heuchelei. Die wahrhaftige Tochter und der Sohn des Wirtes Jakob Freydank werden fortgerissen von solcher Falschheit. Der Kampf von Kultur und Natur sind gezeigt; er sollte vielmehr gezeigt werden. Georg Hirschfeld hat sicherlich noch Kraft und auch Willen. Aber alles zerrinnt ihm. Die *Gartenlaube* blendet ihn, und so stellt er sich freiwillig in eine Reihe mit den Routiniers. Man kann das gleiche von Felix Hollaender behaupten, der in *Charlotte Adutti* /Berlin, Wedekind/ eine heftige Sünde gegen den heiligen Geist der Literatur beging.

Gar keine Routiniers sondern im Gegenteil recht ungeschickte Herren sind Josef Kohler und Friedrich Fürst Wrede. Sie beide haben eine grosse, eine ideelle Absicht sogar. Das überrascht weder bei Kohler noch bei dem Fürsten Wrede. Kohler ist der bekannte Rechtsgelehrte, der in allen Künsten während seiner Mussestunden Verheerungen anrichtet. Die Lyrik Kohlers und seine ästhetischen Aufsätze haben mir stets die Frage nahegelegt, wie es möglich sei, dass in einem so hochgelehrten Manne so viel Mangel an Kunsturteil und Geschmack zu Hause sein könne. Max Müller und Hermann Grimm waren gewiss keine schaffenden Poetennaturen, die äusserster Strenge widerstehen konnten. Aber die wundervolle Persönlichkeit redete hinter ihren poetischen Versuchen. Sie erzählten mit dem grossen Herzen und mit der weitsichtigen Vernunft. Und ihre Romane sind dennoch eine Freude dem Mann, der sich an so viel menschlicher Reife bildet. Aber Josef Kohlers Roman *Eine Faustnatur* /Berlin, *Concordia*/ ist das ganz ungenügende Extemporale eines Dilettanten. Ein Primaner hätte das besser gemacht. Er hätte besser erzählt von den Seelenzwistigkeiten dieses Gelehrten, der zwischen Frauenliebe und der Begeisterung zum Wissen schwankt, der sich nicht in das Herz einer Frau einleben kann, weil seine Ideen an Heiligerem haften. Fürst Wrede ist ein verkappter Soziologe. Er kapriziert sich jedoch auf die Form des Romans, und sein Werk *Das Liebesleben des Menschen* /Berlin, E. Hofmann/ hat durch diesen Irrtum unglaublich gelitten. Fürst Wrede kann nicht so erzählen, dass er künstlerisch in betracht käme. Er will zeigen, wie die Liebesbetätigung, deutlicher gesagt: der Geschlechtstrieb, die Menschen der Gegenwart lenkt. Er bringt Menschen aller Gattung und Richtung, lüsterne, kühle,

homosexuelle und heterosexuelle, geschlechtslose und geschlechtstolle zusammen. Die Konstruktion des Ganzen ist zu deutlich, und wo irgend ein Gefühl die erklügelten Geschöpfe beseelen soll, da verfällt der Verfasser in öde Alltäglichkeit und Frivolität. Der Stil des Fürsten ist stellenweise von beklagenswerter Lächerlichkeit.

× ×

Kurze Chronik Der grosse Künstler Anatole France hat soeben den 1. Band einer Jeanne d'Arc-Biographie bei Calman Lévy in Paris erscheinen lassen. Dieser in edlem Französisch geschriebene Band führt das Leben der Jungfrau bis zur Königskrönung in Reims. Der 2. Band wird die psychologische Ausdeutung und das Dokumentenmaterial des Prozesses bringen. × Die Gräfin Reventlow übersetzte Maupassants *Bauerngeschichten* für Langen in München. Französisches Patois ersetzt sie oft geschickt durch Niederdeutsch. × Die *Reisebriefe* der Lady Montague übersetzt Max Bauer aus dem Englischen /Berlin, Seemann/. 1716 bis 1718 fand diese Reise statt; sie ging über Wien nach dem Balkan.

DIVERSA

Bücher

Gurlitt: *Der Verkehr mit meinen Kindern* Ludwig Gurlitt erzählt in seinem Buch *Der Verkehr mit meinen Kindern* /Berlin *Concordia*/ viel von der Art, wie er mit seinen Jungen umgeht, und es ist eine frohe Sache einen Erzieher mit solch ungeheucheltem Vergnügen und Lustigkeit von seinem Amt sprechen zu hören. Seine Jungen haben es gut, und er nicht minder: das klingt durch das ganze Buch und erfreut. Im Anfang entwickelt er seine theoretischen Ansichten in erster Reihe über den Kleinkinderunterricht und betont unter anderem wieder, dass die Arbeit des Schreibenlernens den Kindern unendlich erleichtert werden würde, wenn vorher das Zeichnen ihnen ganz in Fleisch und Blut übergegangen wäre. Gurlitt hat seine Kinder erst mit dem 8. oder 9. Jahre schreiben lernen lassen, sie bis dahin aber zeichnerisch unausgesetzt angeregt, sowohl sie selbst zeichnen lassen als auch alle Dinge, von denen sie hörten, ihnen vorgezeichnet, so dass den Begriffen, soweit es ging, stets ein anschauliches Bild mitgegeben war. Dass den Kindern dabei ein viel lebendigeres Umgehen mit ihnen ermöglicht ist, liegt auf der Hand. Gurlitt verspricht sich aber von dieser Methode auch ein Hineinwachsen in die Kunst, und das scheint grundfalsch. Wenn seine Jungen künstlerisch empfinden, so tun sie es wohl losgelöst davon, denn diese Bilderchen scheinen mir nicht viel mehr zu bedeuten als eine Art Bilderschrift für die Kinder, die zwar immer Vorzüge vor der Buchstabenschrift hat, die aber künstlerisch vollständig indifferent ist. Im Gegenteil finde ich in den dort abgedruckten Zeichnungen eine nicht angenehme Routine, die die Jungen, wenn sie einmal Maler werden sollten, erst gründlich verlernen müssten. Immer in der selben geschickten Weise ist da ein Haus oder Baum wie hingeschrieben ohne jede künstlerische Färbung.

Den grössten Teil des Büchleins nimmt die Erzählung von Gurlitts Leben in Tölz ein, und wie er an die dortigen Gänge seinen Natur- und Geschichtsunterricht geknüpft hat, an dem die Kinder durch eigne Fragen und Kopfzerbrechen produktiv mitgearbeitet haben. Das ist riesig lebendig gemacht und wirkt selbst im Bericht überaus anregend. Und doch, auch dagegen habe ich Bedenken, die allerdings sehr vager Art sind und sich nur auf einige abgerissene Eindrücke stützen. Kinder scheinen mir auf bestimmte Vorstellungen, an die sich für sie stark subjektives Empfinden knüpft und die sie einmal in ihrer ganzen lebendigen Kraft mit der Phantasie aufgenommen haben, durchaus eifersüchtig; sie wollen sie mit keinem teilen, auch nicht dem besten Freunde, geschweige dem Lehrer. Nachts in aller Heimlichkeit holen sie sie wohl vor und halten ihre Zwiesprache mit diesen Bildern. Ich fürchte, dass Gurlitt für diesen heimlichen Kult zu wenig übrig lässt und manches vorholt, was zum gemeinsamen Gespräch den Kindern zu nahe ist. Es wird da erzählt, wie die von der Pest heimgesuchten Tölzer Bauern zum wundertätigen Muttergottesbilde des nächsten Dorfes wallfahrten; von den Nachbarn werden sie aus Angst vor Ansteckung mit Gewalt zurückgetrieben. Die Verzweiflung und Wut der ihrer letzten Hoffnung beraubten Tölzer durfte nun nicht in so breiter Ausmalung den Kindern gegeben werden wie Gurlitt es tut; hier hätten Andeutungen genügt, und die Ausmalungen, mit denen die eigene Phantasie der Kinder den Vorgang begleitet hätte, wären, wenn sie auch dürftiger ausgefallen wären, für die Kinder selbst lebendiger und um vieles wertvoller gewesen.

LISBETH STERN

VERANTWORTLICH FÜR DIE REDAKTION HERMANN REHLÄNDER IN REHFELDE · VERLAG DER SOZIALISTISCHEN MONATSHEFTE G. M. B. H. IN BERLIN · DRUCK: VEREINIGTE VERLAGSANSTALTEN GUSTAV BRAUNBECK & GUTENBERG-DRUCKEREI A. G. IN BERLIN



WILHELM BUSCH LETZTE AUFNAHME
MÄRZ 1907

6. Heft / 19. März 1908

RICHARD CALWER · WAHLRECHTSKAMPF UND WAHLKAMPF

IN letzter Zeit ist wieder einmal von einigen Genossen die Meinung vertreten worden, dass in dem Kampf um ein freieres Wahlrecht zum preussischen Abgeordnetenhause ein Zusammengehen mit bürgerlichen Parteien ausgeschlossen bleiben müsse; denn ein solches Zusammengehen schädige den Klassenkampfcharakter der sozialdemokratischen Partei. Zweifellos kann mit der Empfehlung dieser Taktik eines sicherlich erreicht werden: dass nämlich alles beim alten bleibt. Ein Zusammengehen mit den bürgerlichen Parteien bietet wenigstens die Aussicht auf dem Wege zu einem freieren Wahlrecht vorwärts zu kommen. Die Sozialdemokratie kann auf die Zusammensetzung des preussischen Abgeordnetenhauses einen bestimmenden Einfluss ausüben, sobald sie sich nur entschliesst sich auf jene sogenannte *Klassenkampftaktik* nicht wieder einzulassen. Marxistischer als Marx braucht sie nicht zu sein. Und Marx hat unbeschadet allen Klassenkampfes ganz gut eingesehen, dass die Unterstützung bürgerlicher Parteien zur Erreichung eines bestimmten politischen Zweckes nicht nur geduldet werden kann sondern sogar notwendig ist. Im *Kommunistischen Manifest* schildert er die Gegensätze innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft: Die Bourgeoisie befindet sich in fortwährendem Kampfe anfangs gegen die Aristokratie; später gegen die Teile der Bourgeoisie selbst, deren Interessen mit dem Fortschritt der Industrie in Widerspruch geraten; stets gegen die Bourgeoisie aller auswärtigen Länder. In allen diesen Kämpfen sieht sie sich genötigt an das Proletariat zu appellieren, seine Hilfe in Anspruch zu nehmen und es so in die politische Bewegung hineinzureissen. Soll nun das Proletariat diesem Appell Folge leisten, soll es die Bourgeoisie unterstützen? Darauf antwortet Marx ganz kategorisch:

»In Deutschland kämpft die kommunistische Partei, sobald die Bourgeoisie revolutionär auftritt, gemeinsam mit der Bourgeoisie gegen die absolute Monarchie, das feudale Grundeigentum und die Kleinbürgerei.«

Wenn irgend eine Aktion im Sinne Marx' revolutionär ist, so ist es sicherlich auch der Kampf um ein freies Wahlrecht. Das Hand in Hand Gehen mit bürgerlichen Parteien stört den Klassenkampf so lange nicht, als dem Proletariat ein klares Bewusstsein über den feindlichen Gegensatz zwischen Bourgeoisie und Proletariat beigebracht wird.

Darin ist den *Klassenkampf*rufern beizustimmen, dass bei unserer Taktik ein

Punkt nie aus den Augen gelassen werden darf: das ist der Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit, auf dem der Klassenkampfcharakter der Sozialdemokratie beruht. Wir haben bei unseren politischen Massnahmen immer zu fragen, wie sie diesen Gegensatz beeinflussen, ob sie die wirtschaftliche Entwickelung im Interesse der Arbeit fördern oder nicht. Von diesem Gesichtspunkte aus darf die Sozialdemokratie keinen Unterschied zwischen konservativen und liberalen Parteien machen; sie stehen wirtschaftlich alle in gleich prinzipiellem Gegensatz zur modernen Arbeiterbewegung, mag dieser sich bei der einen Partei schärfer, bei der anderen schwächer äussern. Aber selbst bei schärfster Wahrung des Klasseninteresses der Arbeiter ist zu untersuchen, ob im vorliegenden Falle überhaupt eine Frage in betracht kommt, bei der sich die Gegensätze nach dem Klasseninteresse scheiden. Wenn das der Fall wäre, dann würden konsequenter Weise alle bürgerlichen Parteien in der Wahlrechtsfrage samt und sonders gleich entschieden gegen ein freieres Wahlrecht in Preussen sich erklären müssen, man müsste die kämpfenden Gruppen nach der Parole *Hic Arbeit, hie Kapital!* teilen können. Dass die Dinge so liegen, wird niemand behaupten wollen. Dann wäre ja das Verhalten der liberalen Parteien ganz und gar unverständlich. Deren Haltung wird sicherlich in dem Kampfe um ein freieres Wahlrecht dadurch erschwert, dass Grossindustrie und Grosshandel ihre politischen Interessen durch das heutige Dreiklassenwahlrecht hinreichend gewahrt finden, ja dass sie zum Teil einem freieren Wahlrecht direkt abgeneigt sind. Aber über dieser Tatsache ist doch nicht der Umstand zu vergessen, dass weite Kreise der liberalen Bevölkerung sich durch das herrschende Wahlrecht zurückgesetzt fühlen, dass es sie verdriesst deswegen minderen Rechtes zu sein, weil sie bei höherer Bildung ein geringeres Einkommen haben als zum Beispiel ein reich gewordener Emporkömmling. Glaubt man allen Ernstes, dass das mittlere Bürgertum, dass die Schicht der höheren Beamten, der Richter, Ärzte, Rechtsanwälte, der Gelehrten, Künstler usw. den Stachel nicht empfinden, der darin liegt, dass die politischen Rechte von der Grösse des Geldbeutels abhängig sind? Man vergesse nicht, dass Grossindustrie und Grossgrundbesitz, die an der Aufrechterhaltung des Dreiklassenwahlrechts interessiert sind, auch innerhalb der Kapitalistenklasse nur einen sehr geringen Teil der Zugehörigen ausmachen, dass in den eigenen Reihen verhaltene oder laute Opposition gegen das bestehende Wahlrecht vorhanden ist. Auf dem Lande ist diese Opposition allerdings ziemlich minimal, weil die wirtschaftlichen Gegensätze innerhalb der Landwirtschaft weniger stark sind als innerhalb des Bürgertums in den Städten und Industriezentren. Der Grossgrundbesitzer und die Bauern ziehen wirtschaftspolitisch an ein und dem selben Strang. Die mittleren und kleinen Landwirte empfinden die politische Benachteiligung nicht, weil sie meistens in der zweiten Wählerklasse zusammen mit den Grossgrundbesitzern der ersten Klasse den gleichen Kandidaten zum Vertreter ihrer politischen Interessen haben wollen. Die wirtschaftliche Gliederung und Entwickelung des östlichen Preussens bedingt eben auch eine andere politische Struktur der Bevölkerung, als wir sie in den industriell entwickelten Gegenden oder in den Grossstädten gewohnt sind. Mit Vorwürfen von Rückständigkeit, Junkertum, Reaktion usw. kommen wir über die grossen Verschiedenheiten des wirtschaftlichen Niveaus im östlichen und westlichen Preussen nicht hinweg; sie finden ihre Begründung in dem Umstand, dass der Osten schon von Natur aus eine andere wirtschaftliche Entwickelung fordert.

Ich bin also der Meinung, dass man den Wahlrechtskampf nicht zu einer Frage des Klassenkampfes stempeln kann, will man nicht einen sehr grossen Teil der gegnerischen Klasse einfach aus der Rechnung streichen. Ja, ich gehe noch weiter: Es gibt nicht nur im liberalen, es gibt auch im konservativen Lager, allerdings sehr vereinzelt, Stimmen, die ein Wahlrecht, wie es die Sozialdemokratie fordert, als durchaus verträglich mit den konservativen Grundanschauungen erklären, die dieses Wahlrecht sogar dringend fordern. Wir möchten an dieser Stelle die Aufmerksamkeit auf ein Werk lenken, das aus der Feder eines konservativen Politikers herrührt, der sich hinter dem Pseudonym *Eccardus* verbirgt. Von diesem Autor ist eine *Geschichte des niederen Volkes in Deutschland* erschienen, die von der *Kreuzzeitung* sehr eingehend und anerkennend besprochen wurde, nicht ohne dass sie ihren abweichenden Standpunkt zum Ausdruck gebracht hätte. Als Stimme eines durchaus konservativ gesinnten Mannes sind vor allem die Schlussbemerkungen des genannten Werkes hier am Platze:

›Was nützt den preussischen Arbeitern das allgemeine Wahlrecht im Reich, mit dem sie in zwanzig Fällen einmal zu tun haben, während sie neunzehnmal der illiberalen Verwaltung eines hart anfassenden, verhältnismässig schon wieder einmal reaktionären Staatswesens unterliegen . . . . Begabte Völker vergessen nicht. Sie hegen die Erinnerung an einst genossene, in der Urzeit ihnen gleich der Atmung natürlich gewesene Verfassungszustände fast so wie tierisch-atavistische Instinkte. Noch weniger vergessen sie erlittene Unbill, und leicht flammt gerade in einer Periode materiellen Gedeihens der Stolz gegen harte Herren in ihnen auf, um nur durch gediegene Beweise von Billigkeit und Wohlwollen beschwichtigt zu werden. Die deutsche Rasse, solange sie lebt, kann niemals aufhören nach Gemeinfreiheit, nach Geltung der Berechtigung des einzelnen im politischen Dasein der Nation zu verlangen. Die Vermählung dieses ebenso nobeln wie nützlichen Wunsches mit dem Segen preussischer Zucht und Ordnung, das ist die Aufgabe, die unserm Geschlecht vom Schicksal gestellt worden ist.‹

Der konservative Autor ist trotz seiner politisch freieren Auffassung gleichzeitig ein energischer Verfechter der Interessen des Grundbesitzes. Er sieht nur ein, dass die politische Macht des Grundbesitzes durch ein freies Wahlrecht so lange nicht gebrochen werden kann, als diese Macht eine wirtschaftliche Basis hat. Er denkt aber vom deutschen Volk zu hoch, um die politische Entrechtung des vierten Standes ruhig hinzunehmen. Es ist doch in der Tat auch dem Auslande gegenüber kein Ruhmestitel, dass der Deutsche, der auswandert und sich seiner Nationalität entäussert, in einem ausländischen Staatswesen, nehmen wir des Beispiels halber die Vereinigten Staaten, politisch mündig und vollberechtigt wird, während der nämliche Deutsche, bleibt er in seinem Vaterlande, politisch minderen Rechtes ist.

In den bürgerlichen Klassen sind auf allen Seiten sehr lebensfähige Kräfte, die das heutige Wahlrecht als Unrecht empfinden und für ein freies Wahlrecht mehr oder minder entschieden eintreten. Arbeiter sowohl wie Teile der bürgerlichen Parteien streben nach dem nämlichen Ziel: die Scheidung der Geister nach einer Klassenkampf*theorie* trifft nicht zu. Man hat auch gar nicht zu fragen, ob es den Teilen der bürgerlichen Parteien, die im Wahlrechtskampfe auf der Seite der fortschrittlichen Entwickelung stehen, auch ernst ist mit ihrer Forderung eines freien Wahlrechts. Es nützt auch nichts, sondern schadet nur, zum Beispiel die liberalen Parteien fortwährend auf ihren eigenen Schwächezustand aufmerksam zu machen. Es handelt sich vielmehr darum, ob wir einen langwierigen Weg zur Erreichung eines freien Wahlrechts zum preussischen Abgeordneten-

hause nicht scheuen wollen, nachdem man erkannt hat, dass es einen kürzeren nicht gibt. Nehmen wir die Hilfe, von welcher Seite sie kommt! Wir müssen zunächst darauf ausgehen solche Männer in den Landtag zu wählen, die eine fortschrittliche Änderung des Wahlrechts gleich uns erstreben. Ohne Rücksicht auf die Erringung eigener Mandate muss es unsere Aufgabe sein durch die Stimmen der dritten Wählerklasse die Entscheidung zwischen den Kandidaten der ersten und zweiten Klasse in einem für die Wahlrechtskampagne fortschrittlichen Sinne herbeizuführen. Zu dieser Entscheidung können wir in den Wahlkreisen auf dem platten Lande nichts beitragen; dort sitzen die Konservativen noch auf lange Zeit hinaus fest; um so fester, je mehr die Bauern sich überzeugt haben, dass der *Bund der Landwirte* eine ihnen sehr nützliche Wirtschaftspolitik macht. Wohl aber können wir in städtischen und Industriewahlkreisen den Wettbewerb bürgerlicher Kandidaten zu gunsten derer entscheiden, die sich für ein freies Wahlrecht festlegen. Wir dürfen in diesem Kampfe mit den uns in der Wahlrechtsfrage nahestehenden Parteien zum Vorteil der Anhänger des bestehenden Wahlrechts nicht auch dann in Wettbewerb treten, wenn dadurch der strikte Gegner unserer Bestrebungen in den Sattel gehoben wird. Auf diesem Wege kommen wir nie und nimmer in der Wahlrechtsfrage vorwärts. Wollen wir in absehbarer Zeit vorwärtskommen, so müssen wir sogar in scheinbar weitestgehender Uneigennützigkeit die Parteigruppen im preussischen Landtag zu verstärken suchen, die sich für eine freiere Ausgestaltung des Wahlrechts erklären und dafür eintreten wollen.

Es ist zuzugeben, dass es unter den gegenwärtigen Verhältnissen sehr schwer halten wird für eine solche Taktik die Parteien zu gewinnen. Die gegenseitige, jahrelange Bekämpfung der liberalen Parteien und der Sozialdemokratie haben in beiden Lagern ein derartiges Mass von Erbitterung angesammelt, dass mit einer raschen Annäherung kaum zu rechnen ist. Sehr zum Nachteil der Sache selbst. Wenn bis zur Landtagswahl die bisher empfohlene Taktik nicht aufgegeben wird, wenn Liberale und Sozialdemokraten in den nämlichen Wahlkreisen sich gegenseitig bekämpfen, um den gemeinsamen Gegner zu stärken, dann bleibt die Zusammensetzung des preussischen Abgeordnetenhauses im allgemeinen genau so, wie sie ist, und die Frage einer Wahlrechtsreform ist dann auf lange Zeit hinaus wieder vertagt.

WOLFGANG HEINE · DIE AUSSICHTEN DES REICHSVEREINSGESETZES

LEICHT war die Aufgabe der Reichstagskommission zur Beratung des Vereinsgesetzentwurfs bisher nicht, und neue Schwierigkeiten sind bei der zweiten Lesung der Kommission zu erwarten. Die Regierung in Verbindung mit Konservativen und Nationalliberalen wird versuchen möglichst viel Polizeirechte und Einschränkungen der Volksrechte herauszuschlagen und die Verbesserungen, die die Kommission in erster Lesung an dem Entwurf vorgenommen hat, so weit als möglich zu beseitigen. Freisinnige Politiker wie Eickhoff, denen der Block höher steht als der Liberalismus, bemühen sich krampfhaft für reaktionäre Verschlechterungen Stimmung zu machen. Die freisinnige Presse zeigt teilweis eine höchst verdächtige Haltung. Aufgabe der Sozialdemokratie wird es zunächst sein die

entschiedeneren Teile der Freisinnigen zu unterstützen und eine möglichst wenig schlechte Form des Gesetzes aus der Kommission hervorgehen zu lassen. Das weitere ist dann der Verhandlung im Plenum des Reichstages zu überlassen. Die Regierungsvorlage ist seinerzeit von allen Seiten einer geradezu vernichtenden Kritik unterzogen worden. Das neue Vereinsgesetz sollte angeblich die erste Frucht einer liberalen Politik im deutschen Reiche werden. Statt dessen suchte der Entwurf die früheren Vereinsgesetze von Hessen, Baden, Württemberg der norddeutschen Polizeipraxis anzupassen. Für die zurückgebliebensten Länder Norddeutschlands wären gewisse Verbesserungen geschaffen worden, aber selbst für Preussen, das zwar nicht das schlechteste Vereinsgesetz, aber so ziemlich die engherzigste Praxis besass, sollten neben geringfügigen Erleichterungen auch erhebliche Verstärkungen der polizeilichen Befugnisse eingeführt werden.

Ein Vereinsgesetz, das den Ansprüchen eines nicht nur scheinbaren Liberalismus genügt hätte — wir sehen ganz ab von den Anforderungen einer extremen Demokratie — müsste sich folgende Aufgaben stellen: Es müsste die polizeilichen Befugnisse scharf umgrenzen; selbst weitgehende, aber klare Rechte der Verwaltungsbehörden wären immer noch erträglicher als der Zustand unklarer Willkür. Mit dem Geiste kleinlicher und ängstlicher polizeilicher Bevormundung müsste gebrochen werden. Die drei süddeutschen Staaten beweisen, wie gut man mit einem Minimum von polizeilicher Einmischung auskommen kann. Dabei wäre zu beachten, dass die meisten Schikanen gegen die Ausübung des Vereins- und Versammlungsrechts nicht auf grund vereinsrechtlicher Bestimmungen, sondern mit Hilfe allgemeinrechtlicher polizeilicher Befugnisse im angeblichen Interesse der *öffentlichen Ordnung oder Wohlfahrt* ausgeübt zu werden pflegen. Es genügte also nicht möglichst wenige vereinsrechtliche Einschränkungen festzusetzen, sondern man müsste das Vereins- und Versammlungsrecht auch gegen Eingriffe anderer Art durch spezielle Bestimmungen positiv schützen. Ein geordneter, jedermann zugänglicher Rechtsweg und die Entscheidung durch unabhängige Gerichte müsste eine gerechte und unparteiische Handhabung des Vereinsrechts garantieren.

In dieser Weise das Reichsvereinsgesetz auszugestalten wäre die Aufgabe der Freisinnigen in der Kommission gewesen. Eine grosse Anzahl sozialdemokratischer Anträge gab ihnen Gelegenheit hierzu; sie haben fast jeden niederstimmen geholfen. Es soll freilich nicht verkannt werden, dass ihre Stellung nicht ohne Schwierigkeiten war. Treibt man einmal eine Koalitionspolitik, und soll in deren Zeichen eine gesetzgeberische Schöpfung entstehen, so hat man den Wunsch auch auf die anderen Mitglieder der Verbindung Rücksicht zu nehmen. Nun nahmen diese aber gar keine Rücksicht auf die Freisinnigen. Die Regierung bekämpfte auch die zahmsten Verbesserungsanträge hartnäckig; mehrfach mit der Erklärung, sie würden das Gesetz für die Regierung unannehmbar machen. Die Konservativen stellten sich durchweg so, als brächten sie ein Opfer, wenn sie nicht noch reaktionärere Beschränkungen der Vereins- und Versammlungsfreiheit forderten. Die Nationalliberalen und die Antisemiten zeigten sich manchen Verbesserungen anfänglich geneigt, um dann, wenn die Regierung sich ablehnend ausgesprochen hatte, sofort umzufallen. Die Regierung, die Konservativen, Antisemiten und Nationalliberalen trieben hiermit nur die ihrem Wesen angemessene Politik; man konnte

sie bekämpfen, aber hatte nichts anderes zu erwarten. Irreführend ist nur, dass eine solche Politik *liberal* genannt zu werden beansprucht.

So offenbarte sich die ganze Misere des Blocks, die peinliche Rolle, die die Freisinnigen in ihm spielen müssen, unaufhörlich. Die Kommissionsberatungen arteten in Streitigkeiten zwischen den Blockbrüdern aus, wobei Zentrum, Sozialdemokraten und Polen sich ernsthaft bemühten die Freisinnigen vorwärts zu treiben und zu unterstützen. Nicht immer gelang das. Dabei wurde mehrfach, namentlich vom Zentrum, vorgeschlagen gewisse von der Reichsregierung geforderte Polizeibefugnisse zwar zu bewilligen, aber den Landesgesetzgebungen Milderungen im Interesse weitergehender Vereins- und Versammlungsfreiheit zu gestatten. Die Sozialdemokratie musste sich in diesem Stadium der Verhandlungen hiergegen ablehnend verhalten. Solche Klauseln hätten die Erhaltung der norddeutschen Missbräuche begünstigt, indem sie den Staaten mit besserem Vereinsrecht das Interesse an ihrer Beseitigung genommen hätten. Auch lag die Gefahr zu nahe, dass dies als Vorwand genommen werden würde den Einzelstaaten auch das Recht von reaktionären Verschlechterungen durch Landesgesetzgebung vorzubehalten, eine Gefahr, die namentlich in der Frage des Verbots fremder Sprachen noch immer nicht beseitigt ist. Ob in einem späteren Moment, wenn das Vereinsgesetz im ganzen einen wirklich freiheitlichen Charakter erhalten haben sollte, eine salvatorische Klausel zu gunsten der Aufrechterhaltung weitergehender landesrechtlicher Freiheiten annehmbar wäre, kann man jetzt noch nicht überblicken.

Nach sehr langwierigen Beratungen sind in der ersten Lesung der Kommission schliesslich doch noch etliche Verbesserungen des Regierungsentwurfs angenommen worden.

Zunächst die Generalklausel in § 1 der Kommissionsbeschlüsse:

»Die Vereins- und Versammlungsfreiheit unterliegt nur denjenigen Beschränkungen, welche durch dieses Gesetz vorgeschrieben und zugelassen sind.«

Diese Fassung macht im Gegensatz zu dem Regierungsentwurf keinen Unterschied zwischen den im Reiche lebenden Ausländern und Inländern. Ferner betont sie die ausschliessliche Geltung des Reichsvereinsgesetzes, das andere Einschränkungen durch die Landesrechte neben sich nicht duldet. Leider wollen die Freisinnigen in zweiter Lesung das Errungene bereits wieder abschwächen und haben folgende Fassung beantragt:

»Das Recht der Reichsangehörigen zu Zwecken, welche den Strafgesetzen nicht zuwiderlaufen, Vereine zu bilden und sich zu versammeln unterliegt nur den in diesem Gesetze oder in anderen Reichsgesetzen aufgeführten Beschränkungen.«

Damit sollen die Ausländer in Deutschland hinsichtlich ihres Vereinsrechts der polizeilichen Willkür überliefert werden. Es ist zu beachten, dass sie bisher in Preussen und den meisten Bundesstaaten teils nach dem Gesetz teils in der Praxis den Inländern völlig gleichgestellt wurden. Das neue Gesetz soll diese liberale Praxis aufheben.

Ausserdem wollen die Freisinnigen noch folgenden Absatz beantragen:

»Die allgemeinen sicherheitspolizeilichen Bestimmungen der Landesgesetze finden Anwendung, soweit es sich um die Verhütung unmittelbarer Gefahr für Leben und Gesundheit der Teilnehmer an einer Versammlung handelt.«

Dies würde insofern einen Fortschritt bedeuten, als es der Polizei alle Befugnisse zu Eingriffen aus politischen Gründen nehmen würde, die ihr jetzt auf grund landesrechtlicher Bestimmungen zustehen. Das ist ein Punkt, über

den in der ersten Lesung viel gesprochen worden ist, und worüber die Regierungsvertreter nur unklare und ausweichende Antworten gegeben haben. Namentlich handelt es sich dabei um die *Präventivverbote* von Versammlungen und die Auflösung von Vereinen auf grund des allgemeinen Rechts der Polizei zu Anordnungen *im Interesse der öffentlichen Ordnung.* Besonders in Sachsen-Weimar ist dies Recht in unerhörter Weise zur Verfolgung der Sozialdemokratie ausgenutzt worden. Wenn freilich die Freisinnigen das Recht der Polizei zu Anordnungen im Interesse von »Leben und Gesundheit der Teilnehmer« nicht näher umgrenzen wollen, so konservieren sie damit eine Anzahl der gröblichsten Missbräuche. Die Befugnisse der Baupolizei und Gesundheitspolizei werden im grossen Stile angewendet, um oppositionelle Versammlungen unmöglich zu machen, namentlich auf dem Lande und in kleinen Städten.

Die Kommissionsbeschlüsse der ersten Lesung enthalten eine wesentliche Besserung gegen den Entwurf hinsichtlich der Versammlungen unter freiem Himmel. In Preussen sind jetzt solche nur mit polizeilicher Genehmigung gestattet, in Sachsen ohne solche, sofern sie nicht auf öffentlichen Strassen und Plätzen stattfinden, doch können sie aus Gründen des öffentlichen Wohls verboten werden. In Süddeutschland sind sie mehr oder weniger frei. Der Regierungsentwurf will nun die extremsten Beschränkungen des preussischen Vereinsrechts für ganz Deutschland einführen. Die Kommissionsbeschlüsse erster Lesung haben dies abgelehnt und wollen bestimmen:

»§ 4. Soll eine öffentliche Versammlung (§ 3 Absatz 1) unter freiem Himmel abgehalten werden, so ist dies in der Anzeige oder in der dieselbe vertretenden öffentlichen Bekanntmachung ausdrücklich hervorzuheben. Versammlungen, welche auf öffentlichen Plätzen und Strassen in Städten und Ortschaften stattfinden sollen, sowie öffentliche Aufzüge in Städten und Ortschaften bedürfen der Genehmigung der Polizeibehörde. Die Genehmigung ist schriftlich zu erteilen. Die Genehmigung ist von dem Veranstalter mindestens 24 Stunden vor dem Beginne der Versammlung oder des Aufzugs unter Angabe des Ortes und der Zeit nachzusuchen. Die Genehmigung darf nur versagt werden, wenn von der Abhaltung der Versammlung oder der Veranstaltung des Aufzugs eine Gefährdung des öffentlichen Verkehrs zu befürchten ist. Öffentliche Versammlungen in einem mit dem Versammlungslokal zusammenhängenden eingefriedigten Hof oder Garten gelten nicht als öffentliche Versammlungen unter freiem Himmel . . . Die Landeszentralbehörde kann bestimmen, dass auch andere Aufzüge der vorgängigen Anzeige und Genehmigung nicht bedürfen, und dass Aufzüge, welche durch mehrere Ortschaften führen, nur einer Behörde angezeigt und von ihr genehmigt zu werden brauchen. Die Landeszentralbehörde kann bestimmen, dass und unter welchen Voraussetzungen für Versammlungen unter freiem Himmel die Anzeige an die Polizeibehörde statt der Einholung der Genehmigung genügt.«

Nach den Anträgen, die die Freisinnigen für die zweite Lesung gestellt haben, wollen sie auch an diesen Beschlüssen festhalten und nur redaktionelle Änderungen vorschlagen. Gelingt es diese Bestimmung ins Gesetz zu bringen, so bedeutet es eine wirkliche Verbesserung des Vereinsrechts für fast ganz Norddeutschland.

Trotz starken Widerstrebens der Regierung sind Beschlüsse angenommen worden, die Wahlversammlungen in der Zeit nach Ausschreibung der Wahl von der Anzeigepflicht entbinden und Wahlkomitees für die selbe Zeit davor schützen wollen als Vereine behandelt zu werden. Weitergehende Anträge der Sozialdemokraten, die auch die Zusammenkünfte von Gewerberichtern, von Stadtverordneten und von ähnlichen Personen mit öffentlichrechtlichen Funktionen vor polizeilichen Schikanen schützen sollten, wurden abgelehnt. Die Freisinnigen

waren hierbei in einer für sie peinlichen, für andre heiteren Lage. Die Regierung verhielt sich zunächst ganz ablehnend gegen die Vorschläge für Wahlzeiten. Geradezu flehend musste Herr Dr. Müller-Meiningen erklären, er könnte sich vor dem Zentrum und den Sozialdemokraten in Bayern nicht mehr sehen lassen, wenn die Regierung nicht einmal diese im bayerischen Vereinsgesetz längst enthaltene Befreiung der Wahlkomitees und Wahlversammlungen bewilligen wollte; es würde ein förmliches Kesseltreiben gegen ihn losgehen. Wie es scheint, hat sich die Regierung dadurch erweichen lassen. Charakteristisch für den in der Reichsverwaltung herrschenden *Liberalismus* ist es nur, dass die Regierung bei einer solchen Bagatelle überhaupt so viele Schwierigkeiten machte.

Der Regierungsentwurf wollte Vereine und öffentliche Versammlungen, die sich mit »öffentlichen Angelegenheiten« beschäftigen, der polizeilichen Kontrolle unterwerfen. Die Kommissionsbeschlüsse haben das Wort *öffentliche* durch *politische* ersetzt. Darin liegt kein wesentlicher Fortschritt. Der eine Begriff ist so unklar wie der andere. Es gibt kaum eine Angelegenheit, die in Vereinen und Versammlungen besprochen wird, die man nicht als *politisch* bezeichnen kann, wenn man der Rechtsprechung folgt, die in Preussen, Sachsen und Bayern herrscht. Dagegen ist beschlossen worden:

»Als Erörterung politischer Angelegenheiten gilt es insbesondere nicht, wenn in Versammlungen von den im § 152 der Gewerbeordnung genannten Personenkreisen ausschliesslich die dort bezeichneten Zwecke erörtert werden.«

Auch diese Ausnahme zu gunsten der Gewerkschaften hat meines Erachtens keinen praktischen Wert. Bereits hat die Rechtsprechung erklärt, dass unter § 152 der Gewerbeordnung nur bestimmte Abmachungen zur Erlangung bestimmter Lohn- und Arbeitsverbesserungen fielen, was andrerseits wieder die Judikatur nicht gehindert hat auch Vereine unter § 152 der Gewerbeordnung zu stellen, die generell eine Verbesserung der gesamten Lage der Arbeiterklasse erstreben. Widerspruchsvolle Auslegung von Fall zu Fall, aber fast immer mit dem Ergebnis, dass die Bestrebungen der Arbeiterklasse eingeengt werden, sind das Kennzeichen dieser Rechtsprechung. Also bleibt der Umfang der Ausnahme völlig unklar und der Willkür anheimgegeben. Ferner halte ich es beinahe für unmöglich »ausschliesslich« die in § 152 der Gewerbeordnung bezeichneten Ziele zu erörtern, ohne zugleich auf irgend ein Gebiet zu kommen, das unter den Begriff des *politischen* fiele. Höchstens ganz eng begrenzte lokale Angelegenheiten, zum Beispiel einzelne Fragen einer bestimmten Werkstatt würden unter diese Ausnahme fallen. Solche Gegenstände werden aber meistens in geschlossenen Versammlungen erörtert und würden deshalb der polizeilichen Aufsicht überhaupt nicht mehr unterliegen.

In § 9 des Entwurfs verlangt die Reichsregierung eine Befugnis der Polizei zur Auflösung von Versammlungen, die etwa der sächsischen Polizeipraxis entspricht und für Preussen und die süddeutschen Staaten eine höchst gefährliche Verschlechterung bedeuten würde. Die Polizei soll danach das Recht haben die Auflösung der Versammlung durch den Vorsitzenden zu verlangen, und wenn sie verweigert wird, selbst vorzunehmen,

»wenn Rednern, deren Ausführungen den Tatbestand eines Verbrechens oder eines nicht nur auf Antrag zu verfolgenden Vergehens enthalten, oder die sich verbotswidrig einer nichtdeutschen Sprache bedienen (§ 7), auf Aufforderung der Beauftragten der Polizeibehörde von dem Leiter oder dem Veranstalter der Versammlung das Wort nicht entzogen wird.«

Statt dessen will der Kommissionsbeschluss das Recht der Polizei die Wortentziehung und Auflösung zu fordern, beseitigen. Die Polizei soll selbst auflösen, aber nur

»wenn in der Versammlung Anträge oder Vorschläge erörtert werden, die eine Aufforderung oder Anreizung zu Verbrechen oder nicht nur auf Antrag zu verfolgenden Vergehen enthalten«.

Das ist eine Wiederherstellung der preussischen Fassung, die in der Praxis im allgemeinen nicht zu Missbräuchen geführt hat. Es ist besser, wenn die Polizei selbst die Verantwortung für die Auflösung übernehmen muss, und wenn sie sich nicht in den Betrieb der Versammlung einmischen darf. Dass vom sozialdemokratischen Standpunkte auch diese Auflösungsbefugnis viel zu weit geht, bedarf keiner Erörterung.

Am energischsten ist die Kommission vorgegangen, indem sie den § 7 der Regierungsvorlage ganz strich, der bestimmen wollte:

»Die Verhandlungen in öffentlichen Versammlungen sind in deutscher Sprache zu führen. Ausnahmen sind mit Genehmigung der Landeszentralbehörde zulässig.«

Dieser Vorschlag bezweckt die Aufhebung des Versammlungsrechts der Polen; er ist ein Herzenswunsch der preussischen Polizei, der Grossindustriellen in Oberschlesien und Westfalen und des hakatistischen deutschen Mittelstands in den polnischen Teilen Preussens. Der Staatssekretär des Innern und die konservativen und nationalliberalen Redner in der Kommission legten sich mächtig dafür ein. Dabei wurden die Gehässigkeiten der Polen und die Not der Deutschen in den Ostmarken möglichst schrecklich geschildert.

Nun ist ja daran sicher manches wahr. Exzesse eines nationalen Fanatismus sind ebenso unerfreulich wie religiöser oder parteipolitischer Fanatismus oder die Exzesse der Staatsidee. Es ist leider auch wahr, dass dank der kulturellen Unfähigkeit der preussischen Bureaukratenwirtschaft und dem Selbstbewusstsein des neuentstandenen Mittelstandes polnischer Nationalität Bezirke und Volksteile, die bereits mehr oder weniger germanisiert waren, wieder polonisiert werden. Das ist bedauerlich, denn der Gesamtcharakter des deutschen Reichs muss durch die deutsche Kultur bestimmt werden. Aber das darf nicht dazu führen den Reichsbürgern polnischer Nationalität ihr nationales Wesen gewaltsam nehmen zu wollen. Es gibt keine Politik, die durch die Geschichte handgreiflicher widerlegt wäre als solche Unterdrückung. Sie könnte die nationale Angriffskraft der Polen nur verstärken. Und die Entrechtung der polnisch sprechenden Arbeiter, die Zerstörung ihrer Gewerkschaften, worin zum guten Teil der Zweck des Sprachenverbotes liegt, würden ein verhängnisvoller Antrieb für die Grossindustrie in ganz Deutschland sein deutsche Arbeiter durch polnische zu ersetzen und alte deutsche Landesteile zu polonisieren, wie es in Westfalen geschehen ist. Das sahen denn wohl auch die Freisinnigen in der Vereinsgesetzkommission ein, und sie leisteten dem Sprachenverbot einen entschiedenen Widerstand. Die Mehrheit für die völlige Ablehnung des § 7 kam freilich auf eigentümliche Weise zu stande. Die Freisinnigen wollten der Regierung lediglich eine etwas längere Anmeldefrist für fremdsprachige Versammlungen bewilligen, die Gelegenheit gäbe für sprachkundige Überwachung zu sorgen. Dafür stimmten ausser den Freisinnigen die Sozialdemokraten, das Zentrum und die Polen. Nachdem dies angenommen war, und nun über den ganzen Paragraphen in dieser Form abgestimmt wurde, stimmten Freisinnige, Zentrum und Polen dafür, Konservative, Antisemiten und Nationallibe-

rale dagegen, und die Sozialdemokratie gab den Ausschlag, indem sie ebenfalls für die Ablehnung stimmte.

Man hat gesagt, hierdurch sei eine *Lücke* im Vereinsgesetz entstanden. Das trifft nicht zu. Vielleicht ein Loch in dem Gewebe der Regierung, aber durchaus keine Lücke in Gesetz und Recht. Im Gegenteil. Die fremdsprachigen Versammlungen würden danach dem allgemeinen Vereinsrecht unterstehen, und der Zustand, der in Preussen seit fünfzig Jahren herrscht, würde einfach fortdauern. Den Sozialdemokraten in der Kommission musste daran liegen für die zweite Lesung gar nichts vom § 7 übrig zu lassen. Regierung und Konservative werden auf alle Fälle versuchen von den Freisinnigen noch mehr herauszuschlagen; je weniger ihnen jetzt schon bewilligt ist, um so besser. Im übrigen könnte die Sozialdemokratie meines Erachtens für den § 7 in der Fassung der Freisinnigen, die ja selbst die Polen angenommen haben, auch endgültig stimmen. Die Freisinnigen aber können wirklich nicht mit Ehren über die äusserste Grenze hinausgehen, die ihr Antrag erster Lesung bezeichnet hatte. Namentlich wäre die Überweisung der Sprachenfrage an die Landesgesetzgebung, also die Auslieferung der preussischen Polen an die konservativnationalliberale Mehrheit des preussischen Landtags ein Verrat, an dessen Möglichkeit wir noch nicht glauben wollen, so oft auch wieder das Gerücht auftaucht, die Freisinnigen würden diesen Ausweg wählen. Auch der Eickhoffsche Vorschlag, der für die jetzt von Polen überschwemmten deutschen Teile des Reichs ein absolutes Verbot der Verhandlungen in polnischer Sprache bedeuten würde, ist gerade vom nationalen Standpunkte aus unannehmbar, weil er die polnische Gewerkschaftsbewegung zerstören und die Polen zu geschätzten Streikbrechern gegen die deutschen Arbeiter machen würde.

Die Drohungen der Regierung und der Konservativen das ganze Vereinsgesetz fallen zu lassen, wenn das Sprachenverbot fiele, sollte man nicht tragisch nehmen. Die Freisinnigen im Block sollten sich nur immer bewusst sein, dass sie in solchen Fragen ein erhebliches Gewicht in die Wagschale zu werfen haben. Denn der Block fristet seine Existenz von der Fiktion, dass er *liberal* sei. Diese Fiktion aufrecht zu erhalten muss die Regierung und müssen die konservativen Parteien sich schon etwas kosten lassen. Vor allem die Regierung hat ein dringendes Bedürfnis ein als *liberal* erscheinendes Reichsvereinsgesetz zu stande zu bringen. Ihr Interesse daran ist weit grösser als das der Parteien. Demgemäss übte auch der Staatssekretär von Bethmann-Hollweg durchweg die Taktik den Anschein zu erwecken, als ob schon die Regierungsvorlage ehrlich liberal wäre. Die Regierung kann sehr gut den Freisinnigen noch erheblich nachgeben; auch Konservative und Bureaukraten würden sich ihr fügen, so ungern sie das Vereinsgesetz sehen mögen.

Bleiben die Freisinnigen fest, so kann ein Reichsvereinsgesetz zu stande kommen, das zwar unseren Ansprüchen nicht genügt, das namentlich das Koalitionsrecht den Landarbeitern noch immer vorenthält und für die übrigen Arbeiter auch nicht von den Fesseln befreit, ein Gesetz, das auch der Polizeiwillkür immer noch viel Spielraum lässt und für manche süddeutsche Staaten einen Rückschritt bedeutet, das aber wesentlich besser ist als der Regierungsentwurf und für Mecklenburg, Preussen, Sachsen und die thüringischen Staaten, für die freien Städte, in einzelnen Punkten auch für Bayern Fortschritte bringt.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

WILLEM HUBERT VLIEGEN · DIE VERELENDUNG IM SOZIALDEMOKRATISCHEN PROGRAMM

NAHEZU einstimmig hat der letzte Parteitag der niederländischen sozialdemokratischen Partei eine Programmrevision beschlossen, eine Revision des prinzipiellen Teils. Da nun das niederländische Parteiprogramm im wesentlichen mit dem Erfurter Programm der deutschen Sozialdemokratie übereinstimmt oder doch wenigstens von den gleichen Gesichtspunkten ausgeht, dürfte es auch für die deutschen Parteigenossen von Interesse sein zu erfahren, welche Einwendungen die holländischen Parteigenossen bei Stellung ihres Revisionsantrages gegen das Programm erhoben haben.

Namentlich ist es die Rolle, die der sogenannten *Verelendung* der Arbeiterklasse in unserm Programm zugemessen wird, die zum Widerspruch reizt. Dazu kommt die zu absolute Auffassung des Konzentrationsprozesses, was aber wohl mehr ein formaler als ein prinzipieller Fehler ist. Die Konsequenzen, die man aus der angeblichen Verelendung gezogen hat, sind in beiden Programmen im wesentlichen die gleichen, nur dass man sie im holländischen ganz unverhüllt ausgesprochen hat, während das deutsche Raum für eine andere Exegese lässt. Sehen wir uns einmal erst den Wortlaut dieses Teiles des holländischen Programms an:

»Die Entwickelung der Gesellschaft hat zum kapitalistischen Produktionssystem geführt, bei dem der Grund und Boden und die Arbeitsmittel in die Hände einiger weniger geraten sind, von denen die grosse Klasse der Besitzlosen vollständig abhängig ist. Die kapitalistische Produktionsweise bewirkt eine immer wachsende Bereicherung der Besitzenden auf Kosten der Nichtbesitzenden, deren Armut mit der Zunahme an Armen wächst, die, da sie der Konkurrenz nicht stand halten konnten, zu Proletariern wurden. Die wachsende Arbeitslosigkeit gegenüber übermässig ausgedehnter Arbeitszeit, der Mangel an Kaufkraft bei den Massen, wodurch die gewaltige Zunahme des gesellschaftlichen Vermögens an Arbeitskraft ihr nicht zu gute kommt, und die rasche Aufeinanderfolge von Krisen und Fallissements beweisen, dass unter dem bestehenden Produktionssystem die Menschheit der Produktion nicht mehr gewachsen ist.«

Dies das holländische Programm, soweit wir seiner hier bedürfen. Der folgende Passus enthält die Konzentrationstheorie, die im Verein mit den drei im obigen erwähnten Anzeichen der Auflösung der kapitalistischen Gesellschaft zur sozialistischen Gesellschaft führen. Man braucht den zitierten Abschnitt nur zu lesen, um zu erkennen, wie vollständig das Ganze unter dem Zeichen der Verelendung steht. Die wachsende Anzahl und Armut der Proletarier, die zunehmende Arbeitslosigkeit, die rasche Aufeinanderfolge von Krisen: dies alles bewirkt, dass die heutige Gesellschaft der Produktion nicht mehr gewachsen ist. Das kann nichts anderes bedeuten als das, was man in Deutschland oft mit dem *grossen Kladderadatsch* gemeint hat, nämlich den Zusammenbruch der kapitalistischen Gesellschaft. Die Verelendung spielt also in dem Gedankengang dieses Programms eine so entscheidende Rolle, dass er ohne sie in sich zusammenfallen würde. Im Erfurter Programm ist das nicht der Fall, obwohl die Verelendung in ihm — nicht relativ sondern absolut — mit fast noch klareren Worten konstatiert wird. Hier der Wortlaut:

»Hand in Hand mit dieser Monopolisierung der Produktionsmittel geht die Verdrängung der zersplitterten Kleinbetriebe durch kolossale Grossbetriebe, geht die Entwickelung des Werkzeugs zur Maschine, geht ein riesenhaftes Wachstum der Pro-

duktivität der menschlichen Arbeit. Aber alle Vorteile dieser Umwandlung werden von den Kapitalisten und Grossgrundbesitzern monopolisiert. Für das Proletariat und die versinkenden Mittelschichten (Kleinbürger, Bauern) bedeutet sie wachsende Zunahme der Unsicherheit ihrer Existenz, des Elends, des Drucks, der Knechtung, der Erniedrigung, der Ausbeutung.«

Der letzte Satz, der fast wörtlich dem bekannten Satz des *Kapitals* entnommen ist, enthält zweifellos mit absoluter Klarheit die Verelendungstheorie. Es möchte doch schwer fallen, die Ausdrücke *wachsende Zunahme des Elends* und *wachsende Zunahme der Knechtung und Erniedrigung* so auszulegen, als ob damit gesagt sein solle, dass darum doch eine Vermehrung des Wohlstandes nicht abzustreiten sei. Die folgenden Sätze des Erfurter Programms bauen aber auf diesem Satze von der Verelendung nicht weiter auf, vielmehr wird lediglich der Gegensatz zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten, der auch ohne Verelendung seine Bedeutung hat, zum Ausgangspunkt des folgenden. Das holländische Programm zieht seine Konsequenzen direkt aus der Verelendung, während nach dem deutschen Programm erst an diesem Klassengegensatz die kapitalistische Gesellschaft scheitern muss: ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden, der die Revision des holländischen noch dringender macht.

Indes, wie gesagt, auch im deutschen Programm steht noch die Verelendungstheorie in ihrer absoluten Form, so wie sie jetzt tatsächlich nicht mehr zu vertreten ist. Ich meine, dass es Zeit wäre damit aufzuräumen und statt veraltete Auffassungen zu wiederholen, die neuere Struktur der gesellschaftlichen Entwickelung zu berücksichtigen, die einen anderen Verlauf genommen hat als unsere ersten Theoretiker vorausgesehen haben. Tatsächlich sind unsere sozialdemokratischen Programme nur Kopieen der Skizze von der gesellschaftlichen Entwickelung, wie sie schon das *Kommunistische Manifest* entwirft, wie sie später mehr ausgeführt im ersten Band des *Kapitals* wiederkehrt, wie sie in ihrer schroffsten Form von Kautsky in seinen *Erläuterungen zum Erfurter Programm* ausgedrückt ist. In diesen Schriften wird der Einfluss der kapitalistischen Entwickelung auf die Lebenshaltung des Proletariats als ein unbedingt niederdrückender geschildert, und der Widerstand des Proletariats gegen diesen Druck wird als der revolutionäre Faktor angesehen, der notwendigerweise die sozialistische Gesellschaft herbeiführen werde. Auf dem Parteitag in Hannover /1899/ hat Bebel das bestritten, und Kautsky hat in seiner Streitschrift gegen Bernstein so getan, als ob die Verelendungstheorie eine Erfindung Bernsteins wäre. Demgegenüber sei nur auf die Aufstellung der Verelendungstheorie in den obenerwähnten Schriften hingewiesen und an die Tatsache erinnert, dass in ihnen die Verelendung als ein wichtiger Faktor für die proletarische Revolution angesehen wird. Die betreffenden Stellen im *Manifest* lauten wie folgt:

»Aber die Bourgeoisie hat nicht nur die Waffen geschmiedet, die ihr den Tod bringen, sie hat auch die Männer gezeugt, die diese Waffen führen werden: die modernen Arbeiter, die Proletarier. In dem selben Masse, worin sich die Bourgeoisie, das heisst das Kapital, entwickelt, in dem selben Masse entwickelt sich das Proletariat, die Klasse der modernen Arbeiter, die nur so lange leben, als sie Arbeit finden, und die nur so lange Arbeit finden, als ihre Arbeit das Kapital vermehrt. Diese Arbeiter, die sich stückweis verkaufen müssen, sind eine Ware, wie jeder andere Handelsartikel, und daher gleichmässig allen Wechselfällen der Konkurrenz, allen Schwankungen des Marktes ausgesetzt. Die Arbeit der Proletarier hat durch die Ausdehnung der Maschinerie und die Teilung der Arbeit allen selbständigen

Charakter und damit allen Reiz für die Arbeiter verloren. Er wird ein blosses Zubehör der Maschine, von dem nur der einfachste, eintönigste, am leichtesten erlernbare Handgriff verlangt wird. Die Kosten, die der Arbeiter verursacht, beschränken sich daher fast nur auf die Lebensmittel, die er zu seinem Unterhalt und zur Fortpflanzung seiner Rasse bedarf. Der Preis einer Ware, also auch der Arbeit, ist aber gleich ihren Produktionskosten. In dem selben Masse, in dem die Widerwärtigkeit der Arbeit wächst, nimmt daher der Lohn ab. Noch mehr, in dem selben Masse, wie Maschinerie und Teilung der Arbeit zunehmen, in dem selben Masse nimmt auch die Masse der Arbeit zu, sei es durch Vermehrung der Arbeitsstunden, sei es durch Vermehrung der in einer gegebenen Zeit geforderten Arbeit, beschleunigten Lauf der Maschinen usw. Die moderne Industrie hat die kleine Werkstube des patriarchalischen Meisters in die grosse Fabrik des industriellen Kapitalisten verwandelt. Arbeitermassen, in der Fabrik zusammengedrängt, werden soldatisch organisiert. Sie werden als gemeine Industriesoldaten unter die Aufsicht einer vollständigen Hierarchie von Unteroffizieren und Offizieren gestellt. Sie sind nicht nur Knechte der Bourgeoisklasse, des Bourgeoisstaates, sie sind täglich und stündlich geknechtet von der Maschine, von dem Aufseher, und vor allem von den einzelnen fabrizierenden Bourgeois selbst. Diese Despotie ist um so kleinlicher, gehässiger, erbitternder, je offener sie den Erwerb als ihren Zweck proklamiert. Je weniger die Handarbeit Geschicklichkeit und Kraftäusserung erheischt, je mehr die moderne Industrie sich entwickelt, desto mehr wird die Arbeit der Männer durch die der Weiber verdrängt. Geschlechts- und Altersunterschiede haben keine gesellschaftliche Geltung mehr für die Arbeiterklasse. Es gibt nur noch Arbeitsinstrumente, die je nach Alter und Geschlecht verschiedene Kosten machen . . . Die Interessen, die Lebenslagen innerhalb des Proletariats gleichen sich immer mehr aus, indem die Maschinerie mehr und mehr die Unterschiede der Arbeit verwischt und den Lohn fast überall auf ein gleich niedriges Niveau herabdrückt. Die wachsende Konkurrenz der Bourgeois unter sich und die daraus hervorgehenden Handelskrisen machen den Lohn der Arbeiter immer schwankender; die immer rascher sich entwickelnde, unaufhörliche Verbesserung der Maschinerie macht ihre ganze Lebensstellung immer unsicherer; immer mehr nehmen die Kollisionen zwischen dem einzelnen Arbeiter und dem einzelnen Bourgeois den Charakter von Kollisionen zweier Klassen an. Die Arbeiter beginnen damit Koalitionen gegen die Bourgeois zu bilden; sie treten zusammen zur Behauptung ihres Arbeitslohns. Sie stiften selbst dauernde Assoziationen, um sich für die gelegentlichen Empörungen zu verproviantieren. Stellenweis bricht der Kampf in Emeuten aus. Von Zeit zu Zeit siegen die Arbeiter, aber nur vorübergehend. Das eigentliche Resultat ihrer Kämpfe ist nicht der unmittelbare Erfolg, sondern die immer weiter um sich greifende Vereinigung der Arbeiter. Alle bisherige Gesellschaft beruhte, wie wir gesehen haben, auf dem Gegensatz unterdrückender und unterdrückter Klassen. Um aber eine Klasse unterdrücken zu können, müssen ihre Bedingungen gesichert sein, innerhalb derer sie wenigstens ihre knechtische Existenz fristen kann. Der Leibeigene hat sich zum Mitglied der Kommune in der Leibeigenschaft herangearbeitet, wie der Kleinbürger zum Bourgeois unter dem Joch des feudalistischen Absolutismus. Der moderne Arbeiter dagegen, statt sich mit dem Fortschritt der Industrie zu heben, sinkt immer tiefer unter die Bedingungen seiner eigenen Klasse herab. Der Arbeiter wird zum Pauper, und der Pauperismus entwickelt sich noch schneller als Bevölkerung und Reichtum. Es tritt hiermit offen hervor, dass die Bourgeoisie unfähig ist noch länger die herrschende Klasse der Gesellschaft zu bleiben und die Lebensbedingungen ihrer Klasse der Gesellschaft als regelndes Gesetz aufzuzwingen. Sie ist unfähig zu herrschen, weil sie unfähig ist ihrem Sklaven die Existenz selbst innerhalb seiner Sklaverei zu sichern, weil sie gezwungen ist ihn in eine Lage herabsinken zu lassen, wo sie ihn ernähren muss statt von ihm ernährt zu werden.«

Die Verfasser des *Kommunistischen Manifestes* stellen hier nicht nur den Satz von der absoluten Verelendung auf sondern geben auch gleich als unmittelbare Ursache die Maschine an, die den geschulten Arbeiter immer mehr verdrängt und die menschliche Arbeit immer mehr zu einer blossen Ergänzung der Maschine mache. Kautsky hat diese vollkommen unrichtige Behauptung viele Jahre später im Erfurter Programm ungeschwächt wiederholt. Im *Kom-*

munistischen Manifest wird nicht nur die Verelendung konstatiert, es wird auch behauptet, dass die kapitalistische Gesellschaft der Elastizität entbehre, die dem Proletariat ermögliche, sich innerhalb dieser Gesellschaft zu erheben. Das Proletariat stehe also vor der Alternative sich entweder immer weiter niederdrücken zu lassen oder die kapitalistische Gesellschaft zu stürzen; ein drittes gebe es nicht:

»Alle früheren Klassen, die sich die Herrschaft eroberten, suchten ihre schon erworbene Lebensstellung zu sichern, indem sie die ganze Gesellschaft den Bedingungen ihres Erwerbes unterwarfen. Die Proletarier können sich die gesellschaftlichen Produktivkräfte nur erobern, indem sie ihre eigene bisherige Aneignungsweise und damit die ganze bisherige Aneignungsweise abschaffen. Die Proletarier haben nichts von dem Ihrigen zu sichern, sie haben alle bisherigen Privatsicherheiten und Privatversicherungen zu zerstören. Alle bisherigen Bewegungen waren Bewegungen von Minoritäten oder im Interesse von Minoritäten. Die proletarische Bewegung ist die selbständige Bewegung der ungeheuren Mehrzahl im Interesse der ungeheuren Mehrzahl. Das Proletariat, die unterste Schicht der jetzigen Gesellschaft, kann sich nicht erheben, nicht aufrichten, ohne dass der ganze Überbau der Schichten, die die offizielle Gesellschaft bilden, in die Luft gesprengt wird.«

Die kapitalistische Gesellschaft also gleicht einem Kessel, der springen muss, wenn die von ihm eingeschlossene Macht des Proletariats sich ausdehnt. Verminderung des Arbeitslohnes, Verlängerung der Arbeitszeit, Hinabgleiten zum Pauper: das ist das Los des Arbeiters innerhalb des Kapitalismus, und der psychologische Moment für die Revolution sei der Augenblick, in dem sich die Arbeiterklasse selbst der materiellen Existenzmittel beraubt sehe.

Ebenso absolut wird die Verelendung im ersten Bande des *Kapitals* aufgefasst. In dem Kapitel *Die Maschine und ihre Folgen* führt Marx als Beweis für die Degradierung der männlichen Arbeit infolge der Exploitation durch die Maschine an, dass sie Frauen- und Kinderarbeit erfordere. Er beweist es dadurch, dass er in der englischen Textilindustrie trotz gewaltiger Zunahme der Produktion eine Abnahme der Arbeiterzahl feststellt.[1]) Im Kapitel *Die Fabrik* legt Marx dar, dass der Fabrikarbeiter nur noch ein Hilfsmittel der Maschine und seine Arbeit inhaltslos sei und fast keiner Zeit bedürfe, um erlernt zu werden. Um dies zu beweisen, beruft er sich unter anderem auf den Bericht eines Komitees der *Master Spinners* in Manchester.[2]) Im folgenden Kapitel heisst es, dass die Maschinerie nicht bloss den Lohnarbeiter verdränge[3]), sondern auch das machtvollste Kriegsmittel zur Niederschlagung der periodischen Arbeiteraufstände, Streiks etc. sei.[4]) In einem weiteren Kapitel wird bestritten, dass die Maschinerie selbst der Faktor sei, der den durch sie verdrängten Arbeitern zum Beispiel durch Erweiterung der Produktion wieder zur Arbeit verhelfe.[5]) Dieser ganze Gedankengang geht offensichtlich dahin, dass die menschliche Arbeitskraft immer billiger, also der Lohn vermindert wird und die Arbeitslosigkeit stetig wächst. So wird denn auch gesagt, dass allein in den Betrieben, in denen die Maschinerie noch keine Rolle spielt, die Zahl der Arbeiter bedeutend zunimmt. Und ganz in Übereinstimmung mit der angenommenen Brotlosmachung von immer mehr Menschen stehen für Marx die Ziffern der stets geringern Bevölkerungszunahme

[1]) Vergl. Karl Marx *Das Kapital*, 1. Band, 4. Auflage (Hamburg 1890), pag. 595, Note 78.
[2]) Vergl. Marx, loc. cit., pag. 389, Note 188.
[3]) Vergl. Marx, loc. cit., pag. 397 ff.
[4]) Vergl. Marx, loc. cit., pag. 401 ff.
[5]) Vergl. Marx, loc. cit., pag. 403 ff.

Englands in dem Zeitraume von 1811 bis 1861. Der ganze siebente Teil des ersten Bandes dient zum Beweis, dass die Kapitalsakkumulation zur Verelendung führe. Marx zitiert hierfür Gladstone, der im Jahre 1843 sagte:

»Es ist einer der melancholischsten Charakterzüge im sozialen Zustande des Landes, dass mit einer Abnahme der Konsumkraft des Volkes und einer Zunahme der Entbehrungen und des Elends der arbeitenden Klassen eine beständige Akkumulation des Reichtums in den oberen Klassen und ein beständiges Anwachsen des Kapitals Hand in Hand gehen.«[6])

Zwanzig Jahre später sprach Gladstone anders. Er führte aus, dass der Reichtum noch schneller als vorher wachse, dass aber der Fortschritt sich ganz auf die besitzende Klasse beschränke, fährt aber dann fort:

»Diese Vermehrung von Reichtum und Macht muss von indirekten Vorteilen für die Arbeiterbevölkerung sein, da sie die Artikel des allgemeinen Konsums billiger macht: während die Reichen reicher geworden sind, hat die Armut der Armen abgenommen.«

Marx erwidert darauf:

»Welch lahmer Antiklimax! Wenn die Arbeiterklasse »arm« geblieben ist, nur »weniger arm« im Verhältnis, worin sie eine berauschende »Vermehrung von Reichtum und Macht« für die Klasse des Eigentums produzierte, so ist sie relativ gleich arm geblieben.«

In diesen Worten steckt etwas von der *relativen Verelendung*. Aber Marx wendet sich direkt gegen die Behauptung, dass die Lebensmittel billiger geworden seien. Ihre Preise seien gerade im Gegenteil von 1860 bis 1863 um 20 % gestiegen und auch noch weiterhin progressiv. Marx geht dann dazu über zu beweisen, dass der Pauperismus sich stets vermehre. Was also einer absoluten Verelendung gleich käme. Im Jahre 1855 gab es in England 851 369, im Jahre 1865 971 433 Personen auf der Pauperliste, und, setzt der Verfasser hinzu, diese Ziffern trügen, denn das Selbstgefühl der Arbeiter und die Barbarei in der Behandlung der Paupers in England halten diese Zahl niedrig. Marx sagt also, wenn dasjenige, was Gladstone über die Lebensmittelpreise sagte, richtig wäre, so wäre die Verelendung relativ. Es ist aber nicht richtig; die Verelendung ist mithin absolut, und das geht auch aus der Vermehrung des Pauperismus hervor. Die folgenden Kapitel *Die schlechtbezahlten Schichten der britischen industriellen Arbeiterklasse* und *Das Wandervolk* kommen in ihrer Untersuchung über die Wohnungs- und hygienischen Zustände der Arbeiter gleichfalls zu dem Resultat, dass diese sich ständig verschlechtern. Zu dem selben Schlusse kommt auch das Kapitel *Wirkung der Krisen auf den bestbezahlten Teil der Arbeiterklasse*. In Belgien standen von 450 000 Arbeiterfamilien 200 000 auf der Pauperliste. Auch das Kapitel *Das britische Ackerbauproletariat* bewegt sich in der Richtung der vorhergehenden.

Den stärksten Beweis aber für die Richtigkeit meiner Behauptung, dass Marx im ersten Bande des *Kapitals* die Verelendung im absoluten Sinne auffasse, bildet wohl der bekannte, oft zitierte Schluss des 24. Kapitels, der dann mit einer geringfügigen Änderung in das Erfurter Programm übernommen ist:

»Mit der beständig abnehmenden Zahl der Kapitalmagnaten, welche alle Vorteile dieses Umwandlungsprozesses usurpieren und monopolisieren, wächst die Masse des Elends, des Drucks, der Knechtschaft, der Entartung, der Ausbeutung; aber auch die Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des kapitalistischen Produktionsprozesses selbst geschulten, vereinten und organisierten Arbeiterklasse. Das Kapitalmonopol wird zur Fessel der Produktionsweise, die mit und unter

[6]) Vergl. Marx, loc. cit., pag. 617, Note 102.

ihm aufgeblüht ist. Die Zentralisation der Produktionsmittel und die Vergesellschaftung der Arbeit erreichen einen Punkt, wo sie unerträglich werden mit ihrer kapitalistischen Hülle. Sie wird gesprengt. Die Stunde des kapitalistischen Privateigentums schlägt. Die Expropriateurs werden expropriiert.«

Ich habe diesen Satz vollständig zitiert, um deutlich sehen zu lassen, dass Marx als Folge der Empörung gegen die Verelendung nicht eine Verbesserung der Lage des Arbeiters innerhalb des Kapitalismus sah sondern nur das Auftreten der Arbeiterklasse, um die kapitalistische Produktionsweise zu beseitigen. Die Quintessenz des *Kapitals* ist die gleiche wie die des *Kommunistischen Manifests.* In dem ganzen Werke, das alle Erscheinungen des kapitalistischen Wirtschaftssystems analysiert, wird nirgends auch nur von der Möglichkeit einer Verbesserung der Existenzbedingungen der Arbeiterklasse gesprochen. Überall, wo eine solche Verbesserung einzutreten scheint, führt Marx Tatsachen und Erscheinungen an, die seines Erachtens diese Verbesserung wieder zu nichte machen. Selbst die Verkürzung der Arbeitszeit durch die Einführung des Zehnstundentages wird in diesem Sinne behandelt:

»Obgleich daher die Fabrikinspektoren die günstigen Resultate der Fabrikgesetze von 1844 und 1850 unermüdlich und mit vollem Rechte lobpreisen, gestehen sie doch, dass die Verkürzung des Arbeitstags bereits eine die Gesundheit der Arbeiter, also die Arbeitskraft selbst zerstörende Intensität der Arbeit hervorgerufen habe.«[7])

So geht es das ganze Buch hindurch: Die günstigen Erscheinungen werden immer paralysiert oder noch übertroffen von den ungünstigen Nebenerscheinungen, die Verlängerung des Arbeitstages durch die Intensität der Arbeit, die Lohnerhöhung durch die Preissteigerung der Lebensmittel; und auch denjenigen Arbeitern, die in guten Zeiten sich verbesserten, nähmen die kritischen Zeiten alles wieder fort. In dem oben angeführten Schluss des 24. Kapitels wird der wachsenden Zunahme des Elends, des Drucks usw. der Kampf, der Aufstand usw. der Arbeiterklasse gegenübergestellt, und als ausschliesslichen Zweck und Endziel dieses Kampfes die Expropriation der Expropriateurs, also die Revolution, bezeichnet, ohne dass von irgend einer Zwischenstufe die Rede wäre. Marx spricht klar aus, dass die Empörung mit der stetig abnehmenden Zahl der Kapitalmagnaten wachse, und zwar als eine Folge des Wachstums der Masse des Elends, des Drucks, der Knechtschaft, der Entartung usw. Die Empörung wird hier also als eine unmittelbare Folge der Verelendung angesehen, ihre Zunahme abhängig gemacht von der Zunahme der Verelendung. Die Expropriation der Expropriateurs ist in diesem Gedankengange nur ein Rückschlag des Drucks, der das Proletariat in stets wachsendes Elend gebracht hat. Wenn Marx, als er das *Kapital* schrieb, auch nur einen Augenblick an die Möglichkeit der Verbesserung der Lage der Arbeiterklasse innerhalb des Kapitalismus geglaubt hätte, wenn auch diese Steigerung einen relativen Niedergang bedeutet hätte, so würde er unbedingt diese Erscheinung analysiert und ihren Einfluss auf das Endresultat des gesellschaftlichen Entwickelungsprozesses besprochen haben. Das ist nirgends geschehen. In Marx' Gedankengang bildet die Verelendung der Arbeiterklasse den eigentlichen revolutionären Faktor.

Das Erfurter Programm spricht von den Lebensbedingungen der Arbeiter ganz anders als das Gothaer Programm. Das eherne Lohngesetz musste dem Marxschen Satz über das Wachstum des Elends usw. seinen Platz räumen.

[7]) Vergl. Marx, loc. cit., pag. 382.

Das war eine grosse Revision. Das eherne Lohngesetz setzte eine fortwährende Bewegung voraus. Niederdrückende und erhebende Faktoren sind abwechselnd die stärksten. Sobald der Lohn unter eine gewisse Grenze gefallen ist, die durch die notwendigsten Lebensbedürfnisse bestimmt wird, beginnt er wieder zu steigen, um, sobald er die Maximalgrenze erreicht hat, ebenso gewiss wieder zu fallen. Einen Stillstand gibt es dabei nicht. Es ist eine Art *Perpetuum mobile*. Anders steht es mit der Vermehrung des Elends, des Druckes, der Entartung usw., wie sie Marx annimmt. Diese müssen mit Notwendigkeit zur Katastrophe führen. Es muss einmal der Augenblick kommen, in dem die Maschine überlastet wird und der Kessel auseinanderspringt. Doch hat man offenbar diesem Unterschied zwischen beiden Theorieen keinen besonderen Wert beigelegt. Denn das Gothaer Programm, in dem das eherne Lohngesetz beibehalten wurde, erschien, als das *Kommunistische Manifest* 27 und das *Kapital* schon 8 Jahre alt war. Eine merkwürdige Tatsache ist auch, dass in der im Jahre 1878 in Paris erschienenen Broschüre Jules Guesdes *La loi des salaires* das eherne Lohngesetz akzeptiert und als dessen Konsequenz eine Verwerfung jeder Reform gezogen wurde. Im Erfurter Programm finden wir die Verelendungstheorie wieder, wie sie das *Kapital* auffasst. Jedoch sagt das Erfurter Programm nicht, dass dadurch mit Notwendigkeit der Krach kommen müsse. Im Programm geht diese Verelendung über in Klassengegensätze, und erst die Klassengegensätze tun das übrige.

Die im Programm hervortretenden Gegentendenzen haben zum ausschliesslichen Zweck den Sturz des Kapitalismus, die Revolution. Und wenn es noch Zweifel gäbe über die Auffassung des Verelendungssatzes, so könnte dieser leicht durch die das Erfurter Programm erläuternde Schrift Kautskys und Schoenlanks *Grundsätze und Forderungen der Sozialdemokratie* beseitigt werden. Obschon diese Schrift wohl jedem Parteigenossen in Deutschland bekannt sein wird, muss ich doch einige Absätze daraus zitieren. Nach einer kurzen Erläuterung der Mehrwertstheorie sagen die Verfasser:

»Nun ist es leicht zu verstehen, warum die glänzenden Errungenschaften des Grossbetriebs, namentlich des Maschinenbetriebs anstatt Musse und Wohlstand für alle, vielmehr Elend, Überarbeit und Entartung für die weitesten Volksschichten mit sich gebracht haben und in steigendem Masse bringen.«

Das ist schon sehr deutlich, aber der Abschnitt, der speziell die Lage des Proletariats behandelt, ist noch deutlicher:

»Wie auf anderen Gebieten treibt der Kapitalismus auch auf diesem blossen Raubbau. Nur darum ist es ihm zu tun aus den Arbeitskräften, die er kauft, in kürzester Zeit möglichst viel Produkt herauszuschinden. Immer mehr treibt der Kapitalist die Arbeiter an, immer hastiger müssen sie arbeiten; immer mehr sucht er ihre Feiertage zu verkümmern, immer mehr den Arbeitstag zu verlängern. Der Trieb dazu wächst unter dem Einfluss des Maschinenwesens; die Maschine ermüdet nicht, und der Arbeiter wird nur noch ein Anhängsel der Maschine. Und je länger tagaus, tagein an der Maschine gearbeitet wird, desto profitabler wird sie. Eine stillstehende Maschine ist totes Kapital: ein Greuel für den Kapitalisten. Ununterbrochener Betrieb, Wechsel von Tag- und Nachtschichten, bildet sein Ideal . . . Er kann den Lohn freilich nicht willkürlich bestimmen. Dieser hängt von den verschiedensten Verhältnissen ab, namentlich aber von den gewohnheitsgemässen Bedürfnissen, das heisst den Erhaltungskosten, und von der Widerstandskraft der Arbeiter. Beides zeigt die Neigung zu sinken.«

Hier haben wir denn doch die vollständigste Verelendungstheorie; ihren Klimax erreicht diese Anschauung im Schlusssatz dieses Abschnitts:

»Die Gesellschaft hat nur die Wahl zu versumpfen und zu verfaulen, wie das Reich

der römischen Kaiser, oder das Privateigentum an den Produktionsmitteln abzuschaffen. Die unteren, die ausgebeuteten Klassen haben nur die Wahl dafür zu kämpfen oder ihrem völligen Verkommen in Überarbeit und Arbeitslosigkeit, in Prostitution und Verbrechen entgegenzusehen.«

In dem Abschnitt *Die Erhebung des Proletariats* der gleichen Broschüre werden alle Symptome der Erhebung, wie der Verfasser sie sieht, wiedergegeben, und alle diese Symptome sind moralischer und organisatorischer Art. Mit keinem Worte wird die Möglichkeit einer Verbesserung der ökonomischen Lage erwähnt. Das einzige, was über die Gewerkschaftsbewegung gesagt wird, ist, dass diese auf die Dauer den Anforderungen nicht genügen könne.

In einer später erschienenen grösseren Schrift Kautskys *Das Erfurter Programm in seinem grundsätzlichen Teil* werden die gleichen Gedanken ausgesprochen. Aber obschon diese Schrift viel umfangreicher ist, also mehr Gelegenheit bot alle Seiten der kapitalistischen Entwickelung zu beleuchten, wird auch in ihr mit keinem Worte die Möglichkeit einer Steigerung der Lebenshaltung der Arbeiterklasse innerhalb des Kapitalismus erwähnt. Dagegen findet die Verelendungstheorie in ihrer absoluten Form wiederholt ihren Ausdruck. So in dem Schlusssatz des Kapitels *Der Arbeitslose*:

»Die Frauen- und Kinderarbeit senkt also nicht bloss die Erhaltungskosten des Arbeiters, sie vermindert auch seine Widerstandskraft und vermehrt das Angebot von Arbeitskräften. Durch jeden dieser Umstände wirkt sie dahin den Lohn der Arbeiter zu erniedrigen.«

Am Ende des Kapitels *Der Widerstreit der das Proletariat erhebenden und der es herabdrückenden Tendenzen* sagt der Verfasser:

»Mögen dann die niederdrückenden Tendenzen der kapitalistischen Produktionsweise noch so schwer sich geltend machen, sie können diese Schicht ökonomisch herunterbringen, nicht aber moralisch — es sei denn, dass der Druck nicht mehr ein niederdrückender, sondern ein völlig erdrückender sei wie in manchen vorkommenden Hausindustrieen. In jedem anderen Fall wird der Druck nur die Wirkung haben Gegendruck zu erzeugen: er wirkt nun weniger verkümmernd als erbitternd; der Proletarier wird dadurch nicht mehr zum Lumpen herabgedrückt sondern zum Märtyrer erhoben.«

Eine solche Anschauung schliesst wohl jeden Gedanken an eine ökonomische Hebung aus.

Also auch im Erfurter Programm steht ungefähr das selbe wie im *Kommunistischen Manifest*: Der Arbeiter verarmt, verelendet, und daraus werden die weitestgehenden Konsequenzen für die Zukunft gezogen. Jetzt ist der Gedanke an diese Art Verelendung aufgegeben. In den letzten Jahren hat man allgemein so getan, als ob niemand je etwas derartiges gesagt oder gedacht hätte. Gut, nehmen wir davon Akt. Jedenfalls ist die absolute Verelendungstheorie aufgegeben. Aber noch steht sie im Programm, noch sind die aus ihr gezogenen Konsequenzen für unser Vorgehen massgebend. Dieser Zustand scheint mir nicht haltbar. Wenn man sagt: seht, das Proletariat gerät innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft unter stets schwereren Druck, in stets tieferes Elend, in stets ärgere Knechtschaft, und das Proletariat hat schon innerhalb des Kapitalismus Macht genug bekommen, um das unwahr zu machen, so ist das eine Änderung von allergrösster Bedeutung, die — man erschrecke nicht! — eine Revision all der Programme unumgänglich notwendig macht, in denen diese Theorie noch eine Rolle spielt. Der Fall dieser Verelendungstheorie aber hat meines Erachtens zur Folge, dass die politische Arbeiterbewegung reformistisch werden m u s s. Natürlich schliesst diese all-

gemeine Feststellung noch nicht die Entscheidung über jede einzelne Bewegung in sich, deren Zweck die Eroberung politischen Einflusses oder die Erlangung gewisser politischer Freiheiten und Rechte ist. Wie man dafür kämpft, ist gleichgültig; was man dabei erreichen will, das ist die Hauptsache. Und das kann nichts anderes sein als die sich erhebende Arbeiterklasse zu stärken, ihre Erhebung zu fordern und durch Eindringen in alle gesellschaftlichen Machtsphären die Macht für das Proletariat zu erobern suchen.

Die (absolute) Verelendungstheorie zieht die *Kladderadatsch*theorie mit sich ins Grab, und damit ist der Revolutionsromantik der Garaus gemacht. Gleichwohl werden dort Revolutionen auch in der Zukunft nicht ausbleiben, wo die Herrschenden die politische Macht nur im Interesse ihrer Klasse ausnutzen und dem Proletariat jede Möglichkeit auf einem friedlichen Wege politischen Einfluss zu gewinnen versperren. Eine Revolution im demokratischen Staate aber scheint mir ein Ding der Unmöglichkeit — wenn nicht etwa die in ihrer Stellung bedrohten Herrscher revoltieren sollten.

Die Eroberung der politischen Macht durch das Proletariat ist aber keineswegs identisch mit der Errichtung der sozialistischen Gesellschaft. Diese hat schon begonnen. Mit den Vorbereitungen für sie braucht man nicht zu warten, bis das Proletariat die Herrschaft in den Händen hat, ebenso wie sich die Umgestaltung nicht plötzlich vollziehen wird, sobald dies der Fall ist. Die Errichtung der sozialistischen Gesellschaft selbst wird eine lange Reihe von Reformen sein, die sich nur allmählich, nach und nach verwirklichen werden.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

WILHELM BÖLSCHE · ÜBER WILHELM BUSCH

BUSCH war masslos eitel«, sagte mir jemand, der ihn persönlich gekannt hatte. Eitel sein heisst in diesem Falle: dass ein Mann von Weltruf sich bei den ersten Vorzeichen dieses Rufs in Weltwinkel verkriecht, die man nicht einmal mehr mit dem geographischen Universalbuch des modernen Menschen, nämlich mit dem Reichskursbuch, entdeckt; Winkel, von denen der letzte im Zeitalter der Automobilfahrten Peking-Paris noch nicht einmal einen Leichenwagen mit zwei Pferden besass, um seinen Einsiedler in die Erde zu fahren; dieses Vehikel der Biedermeierzeit musste erst zum Zweck amtlich beschlossen werden. Eitel sein heisst, dass dieser Mann sich in Pfarrhausromantik einspinnt, Besucher, die ihn loben wollen, obstinat abweist, Briefe grundsätzlich nicht beantwortet, als einzige Sünde ganz einsam hinter seinem Zaun seine Zigarette raucht und von diesem ehernen Lebensprinzip nicht einen Moment ein Menschenalter lang abweicht, während sein Ruhm unausgesetzt steigt. Offenbar gehört diese beneidenswerte latente Erscheinungsform der masslosen Eitelkeit in die Gegend jener berühmten Definition, die den Denker, der sich für den Sieg der Wahrheit verbrennen lässt, für den vollkommensten Egoisten erklärt, dem gerade das und nur das Spass macht.

Inzwischen ist es mit dem Ruhm aber auch so eine Sache, und am Ende war der alte Epikureer der Weltflucht von Mechtshausen mit seiner Diät der Eitelkeit uns doch allen über. Busch ist, als er als Künstler alt wurde, immer noch lebte und vermöge seiner eigensinnigen Eitelkeit so verborgen lebte, dass

er von den Reportern wie etwas sensationell Neues persönlich noch einmal ausgegraben werden konnte — gerade vor Torschluss, denn das war dann das letzte desperate Mittel des Sonderlings sich der aufgenötigten Welt zu entziehen, dass er sie überhaupt verliess — begeistert gefeiert worden; man hatte eine Empfindung, dass er unser einziger lebender Klassiker sei. Aber dazwischen, lange vorher, hatte schon einmal die Stelle in seiner Bahn gelegen, wo er von einer gewissen offiziellen Kunstgelehrsamkeit für vollkommen tot und begraben erklärt worden war. In Meyers *Konversationslexikon* fand sich seit Jahr und Tag der lapidare Satz — er steht auch noch in der neuesten Auflage — dass zwar Busch glänzende Vorzüge besessen habe, nur, läuft das Schulzeugnis des betreffenden Kunstmitarbeiters aus, »geriet er als Zeichner zuletzt in Formlosigkeit«. Ein Verlag zeigte die Reproduktion einer Jugendarbeit Busch' an als »ältere, bessere Sachen« von ihm. Aber es geschahen solche Dinge auch am grünen Holz. Der Schwabe Vischer, der Ästhetiker und Dichter, der Zeit seines Lebens sich darein teilte, dass er entweder ganz erstklassig vorzügliche Sachen redete, oder aber da, wo auch bei ihm der Zopf fest sass, ganz ausgesparte Borniertheiten, hat an dem Busch des *Heiligen Antonius* und der *Frommen Helene* als typischem Beispiel die ästhetischen Lehrregeln des Pornographischen entwickelt. »Unter Pornographie«, lehrt der Professor der Ästhetik, »verstanden die Alten, wie man weiss, schamlose Wollustbilder. Das Wort kann gut auch in weiterem Sinne genommen werden; es brauchen nicht flagrante Momente dargestellt zu sein, und man kann ein Bild doch *pornographisch* nennen . . . Busch, der geschickt ungeschickte Busch, entpuppte sich nun als ganz gewandter Zeichner, und zwar im Pornographischen«, seine Bilder beseelt der Wunsch »den Leuten, die dafür Sinn haben, ein meckerndes Bocksgelächter zu entlocken«.[1]) Man müsste sich Vischer als Sachverständigen in einem *lex Heinze*-Prozess gegen Busch vorstellen . . . Auch das wird damals von dem Kritiker nicht erspart, dass Busch die Linie überschritten habe, wo man von dem Dichter sagt, er habe sich ausgeschrieben; »das selbe Fertigsein kann bei dem Zeichner eintreten«. Und wohlverstanden wurde bei Busch dieses Überschreiten konstatiert am *Heiligen Antonius* und der *Frommen Helene*; *Knopp*, den ich für Busch' glänzendste Leistung halte, war noch gar nicht erschienen, als der Herr Oberlehrer sich also vernehmen liess.

Bei Busch' Jubiläum war das ja wohl glücklich abermals antiquiert. Aber nun konnte man die Kunstweisen wieder in einer andern Stellung des Kopfschüttelns sehen. Ein grosser Kerl, das war er, ja, da liess sich nun doch nichts dran ändern, wenn Lob auch schwer fällt. Aber nun folgte die Erwägung: ob er nicht am Ende gar die Kraft gehabt hätte statt des Karikaturenbusch ein echter ganz grosser Maler zu werden . . .? Also jedenfalls etwas anderes, als er geworden war; mit dem Grundgedanken, dass er also doch eigentlich ein verbummeltes Genie gewesen, das seine Kraft nicht ausgelebt habe. Das ist mir immer der niedlichste Standpunkt: weil einer Grosses leistet, wird er gescholten, dass er es nicht auf einem anderen Felde, das gerade der Herr Oberlehrer mehr liebt, geleistet habe. Es ist die alte klassische Stimme des Goetheforschers, der von Goethe meint, er hätte, wenn man seine Dissertation lese, wohl das Zeug gehabt ein tüchtiger Jurist zu werden, wenn er eben bloss den nötigen

[1]) Vergl. Friedrich Theodor Vischer *Altes und Neues*. 1. Heft /Stuttgart 1881/. pag. 128. Die Quellenangabe tut not, weil es sonst nämlich fast nicht zu glauben ist.

Fleiss entwickelt und nicht *andere Sachen* getrieben hätte. Allen diesen Kurven entgeht man, wenn man so eitel ist sich in Mechtshausen hinter Blumentöpfen und Bienenkörben zu begraben und begraben zu lassen . . .

Trotzdem war der Ruhm und Ruf, den Wilhelm Busch zuletzt erfuhr oder von dem wenigstens die Leute draussen erfuhren, die Zeitungen lasen, ein vollkommen aufrichtiger. Busch besass zuletzt unbestritten eine kleine Gemeinde, die ihn *weil* liebte, und eine ganz ungeheure, die ihn *obgleich* vergötterte. Die letztere war die Gemeinde der Philister, der Knoppe und Onkel Noltes, die er gestäupt hatte, und die nichts gemerkt hatten. Der Philister hat immer die gleiche glückliche Eigenschaft: er nimmt vieles übel — zum Beispiel wenn das Hohe, das Ideale gelobt wird, wenn der Genius die Welt mitreisst, wenn das Individuelle, das Neue, das nicht mehr Ewiggestrige sich Bahn brechen will; dann wütet er wie der Spitz hinter dem Reiter —, aber nie nimmt er krumm, wenn der Philister selbst verspottet wird; denn er hält sich nie für den Philister, solange er ganz echt ist, er fühlt sich nie in diesem Zeichen getroffen. Als Wieland seine unvergesslichen *Abderiten* geschrieben hatte, in denen er das Philistertum unsterblich blamierte, behauptete er im Nachwort, es hätten sich so und so viel Stadtgemeinden in Franken und Schwaben beklagt, sie seien getroffen; feierlich musste er erklären, er habe wirklich und wahrhaftig nur das uralte Abdera in Griechenland gemeint. Das war ein falscher Witz, Onkel Wieland. Abdera ist überall, es ist sogar heute Grossstadt; aber wenn Du über Abdera spottest, so glaubt Dir jeder Berliner, es liege wirklich und wahrhaftig in Griechenland, und er findet diese alten Griechen äusserst amüsant.

Dass Busch zur g r o s s e n Kunst gehört, steht nachgerade wohl überall fest. Damit gehört er aber in gewissem Sinne zur e r n s t e n Kunst; denn alles, was bleibt, was ein Stück Menschheit wird, ein Stück Entwickelungsinventar, das ist in dieser Bedeutung eine ernsthafte Sache. Sein Rang macht Aristophanes zu einer ernsten Macht in der Weltliteratur. Heine hat mit vollem Recht — von diesem bestimmten Gesichtspunkt aus — den Don Quixote als eine durchaus tragische Dichtung bezeichnet. Mit irgend einer formalen Einordnung etwa bloss des Karikaturenzeichners Busch in die Geschichte der humoristischen Technik ist es einer solchen Persönlichkeit gegenüber nicht getan. Gewiss kann man ihn auch als reinen Techniker sehr hoch einschätzen. Seine Bilder wie seine Verse verraten besonders in den späteren Werken ein Maximum von Durcharbeitung, von höchster Feile, wie es selten auf beiden Gebieten ist. Man kann seine scheinbar leicht — die Schulmeister haben es roh genannt — hingeworfenen kleinen Bildchen beliebig bei Wandprojektionen vergrössern und merkt dabei immer mehr, was diese paar Striche für ein prachtvolles organisches Gerüst bilden. Hermann Grimm hatte solche Dimensionsänderung — die keine wirklich flüchtige Skizze erträgt — gelegentlich einmal mit Michelangelo durchgeführt und pries es als eine besondere Kraft Michelangelos, dass seine Gestalten solches künstliche Monumentalmass glänzend aushielten. Wir haben dann zu ein paar Bekannten kurz darauf die Geschichte mit Busch' *Heiligem Antonius* probiert — seither ist es oft nachgemacht worden —, und sie glückte auch da so gut, wie nur denkbar. Busch' Verse sind von einem formalen Fluss, einer formalen Grazie und Feinarbeit, dass sie jedes Ohr, das Gehör für echten Wortwohlklang und absolute Reinheit der Diktion im höchsten ästhetischen

Ateliersinne hat, nicht aus dem Entzücken kommen lassen. Er ist in dieser poetischen Formtechnik, wie sie jede Silbe durchdringt und trägt, innerlich auffallend mit Heine verwandt, der von einer gewissen frühen Reife seiner Kunst an auch keinen Vers mehr geschrieben hat, der nicht rein formal absolut einwandfrei wäre. In ganzen Büchern Busch', wie der *Frommen Helene*, wie *Balduin Bählamm*, ist auch nicht eine einzige Zeile mit peinlichster Einzelkritik nachzuweisen, die einen ästhetisch schlechten Reim — ich rede natürlich nicht von dem Zopf, der sogenannte *reine* Reime sucht — oder ein im Wortfluss bloss mitgeschleiftes überflüssiges Flickwort enthielte. Busch' Sprache ist im höchsten Grade melodisch. Und sie feiert ihre höchsten Triumphe da, wo er gerade die banalste Alltagsphilisterrede parodistisch einführt, ohne doch je die Kunstform als solche disharmonisch zu durchbrechen. Er war in jedem Betracht ein Künstler, der sein Instrument beherrschte und sogar ein Doppelinstrument, was gewiss selten ist. Aber das Wesentliche bleibt darum doch, was er auf dem Instrument gespielt hat; sonst verweilte man bloss bei der Atelierkunst.

Busch' grosse Melodie, die ihn in die echte Weltliteratur erheben wird, war der Kampf gegen das stagnierende Philistertum, das sich für den Herrn der Welt hält und doch in ihrem Gang nur der Ballast ist. Sein ganzes Werk ist eine einzige Monographie dieses Philisters. Er packt ihn um so unbarmherziger, indem er ihn scheinbar sich selbst schildern lässt, seine Moral, seine Wohlweisheit auch in allen Urteilen zum Ausdruck bringt, immer aber mit der fast schauerlichen Macht des Satirikers, der weiss: euch braucht man nur einmal richtig zu konzentrieren, zu destillieren, bis ins Herz aufzuleuchten, so schlagt ihr euch selber tot. Das Grundbuch, der Urtext gleichsam, ist Knopps Lebensgeschichte, dieses typische Leben des Philisters, in dem nie auch nur ein Fünkchen eines geistigen Wertes auftaucht und das uns doch mit der ganzen Würde, der moralischen Hochwertung (der Wertung der Knoppe selbst) vorgetragen wird: Seht da ein absolut ehrbares, normales, nützliches, Volk, Staat, Kirche, Moral allseitig förderndes Menschenleben, seht da ein Leben, auf dem denn auch sichtlich der Segen der guten Tat ruht, das Leben eines wahrhaft Glücklichen! . . . . So, und wenn ihr das genügend in euch aufgenommen habt, dann legt das Buch beiseite und denkt bitte einen Moment darüber nach, ob es sich wirklich lohnte, dass sich der Mensch auf Erden entwickelt hat, um endlich beim Knopp zu gipfeln. Der letzte Satz steht natürlich nicht im Buche selbst, denn eine feinere Kunstform hat solche erläuternden Anmerkungen nicht mehr nötig. Busch selbst war (in Parenthese gesagt) ein Mann von höchster und vornehmster Bildung auch auf dem rein philosophischen Gebiet: eine Tatsache, die immerhin für solche zu vermerken ist, die sich einen Einsiedler im Onkelstübchen eines kleinen Pfarrhauses der Lüneburger Heide nicht wohl anders als wirklich verbauert denken können. Um *Knopp* gruppieren sich dann die andern besten Werke wie lauter einzelne Exemplifizierungen. Was aus dem Religiösen in der Moralauffassung und Heiligenvorstellung der Onkel Noltes als Erzieher wird: *Helene, Antonius.* Wie es der Kunst, der Dichtung und Malerei ergeht, wenn sich das Philisterdasein an sie hängt und »mit tausend Kilogrammen« »hemmt das entfaltete Gefieder«: *Bählamm, Klecksel.* Wie die Politik dabei floriert: *Der Geburtstag.* Die Wissenschaft fehlt leider, ich ahne sie aber bei Gelegenheit von Busch' gern wiederholten Zahnärzten,

die dem Patienten nicht helfen können, dafür einen harten Taler verlangen und sprechen: »Das Hindernis sitzt in der Wurzel.«

Der Dichter, wie gesagt, moralisiert nicht selbst. Wo er es scheinbar tut und das sogar derb und oft, da parodiert er auch nur den Philister, der ja in wohlfeilster Moral, die eigentlich nur eine ewige Selbstbewunderung ist, schwimmt. Und doch hat er noch andere Waffen, als bloss das Konterfei, in dem er den Philister gegen seinen eigenen Bauch prallen macht. Es gibt kein grausameres Schauspiel, als wenn er gelegentlich immer einmal wieder eine Gestalt dazwischen wirft, die dem Philister über ist, ihn beutelt und zum hilflosen Notschrei bringt. Wie fein ist aber der Zug, dass auch dazu noch gar nicht der wirkliche Gegensatz des höheren Geistmenschen nötig ist! Der kommt bei Busch nicht vor. Gegen die Knoppe und Noltes sehen wir bloss Fipps, den Affen, Hans Huckebein, den Unglücksraben, die bösen Buben Max und Moritz vorrücken und sie sind in der Tat vollkommen ausreichend, um das überbietende Element schon zu verkörpern, das zugleich die Justiz übt. Gegen den trefflichen Onkel, der sich im Besitz aller Philisterversicherungen unter sein Federbett streckt, ist ja der Floh schon ein Revolutionär. Der Unglücksrabe Hans Huckebein, der mit seinen Füssen in das Heidelbeerkompott der Tante tritt und dann über die blankeste Philisterwäsche patscht, bringt schon alle Tanten zur Ohnmacht. Die Reaktion des Gegensatzes ist im Grunde ja eigentlich noch Schabernack, Unsinn, Possen, Maikäfer im Bett und Kompottflecken auf gebügelten Hemden, in denen Herr Knopp stolzieren wollte. Aber das ist eben der goldene Witz. Im letzten Verfolg sind diese Huckebeine und Fippse die Denker und Dichter und Forscher und Welterneuerer, deren Schritte den Knopps genau so als Kleckse auf ihren reinen Unschuldshemden erscheinen, denen sie ohnmächtig nachschimpfen und Knüppel nachschmeissen. Für die Satire genügt aber, dass gegen dieses Knoppmenschentum schon ein Affe ein Genie, ein Individualist, ein mutiger Barrikadenheld der Freiheit ist. Unvergleichlich ist das in der Geschichte vom Fipps durchgeführt: wie er die Welt besiegt, indem er immer wieder dem Philister über den Bauch springt, ehe der ihn fassen kann, wie er gleichsam eine Raumdimension mehr zur Verfügung hat, mit dem Fuss greift, am Schwanz hängt, auf dem Kopf läuft, während der hilflose Philistermensch atemlos hinterher keucht. Fürchterlich, unabwendbar sind die Angriffe aus dieser Dimension körperlicher Spukleichtigkeit und geistiger Wurschtigkeit gegenüber allen Heiligkeiten der Knoppwelt. Der Unglücksrabe springt nicht bloss der Tante an die Nase und die Unglückshunde Plisch und Plum rutschen hinterwärts über die saubere Wäsche. Fipps, in der Würde des Barbiers, die er sich angemasst, kräuselt mit dem seelenruhigsten Barbierlächeln dem Bauer mit der Brennschere das Ohr statt der Locke ein. Der brave Schulmeister aber fliegt gar mit seinem typischen Philisterabzeichen, der langen Pfeife, in die Luft, weil die bösen Buben ihm in dieses höchste Heiligtum des Philisterfriedens Pulver gefüllt. Gewiss, das alles ist Schabernack von Tieren und Rangen. Aber sie deuten mitten in dem parodistischen Hymnus der Selbstvergötterung des Philisters, des Knoppparadieses auf Erden die Stelle an, wo auch das alles sterblich ist, wo der dicke Knopp hilflos wie ein zappelnder Käfer im Grase liegt, und der Affe nimmt seinen Bauch zum Sprungbrett und seine Nase zur Handhabe. Eines Tages, da ihr still zufrieden den Barbier erwartet, der euch die Perrücke kräuseln

soll, wird der Fortschrittsgeist hinter euch sitzen und euch die Ohren mit einer glühenden Schere aufrollen. Die alte Pfeife werdet ihr euch eines Morgens anzünden wollen und der Zündstoff des Genius, der neuen Ideen, des erwachenden Morgenrots anderer Zeiten wird euch herausexplodieren und euren ganzen Urväterhausrat euch um den Kopf wirbeln.

Fipps der Affe wird in der Weltgeschichte immer wieder siegen, obwohl ihn in dem Buche ein dummer Philisterschuss zuletzt vom Baum holt. Aber auch Knopp hat einstweilen seine Unsterblichkeit. Aristophanes und Cervantes haben sie beide schon unter anderen Namen gekannt. Wie Wilhelm Busch sie unserer Zeit in diesen Bildern neu geprägt hat, das wird seinen Namen neben den dieser grossen Kenner, Deuter und Befreier in der Weltliteratur reihen.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

HEINRICH LUX · DIE STELLUNG DES INGENIEURS

TROTZ der weitgehenden Arbeitsteilung im Produktionsprozesse der modernen Grossindustrie ist wegen der Vielgestaltigkeit seiner einzelnen Betriebszweige ohne Spezialausbildung der beschäftigten Arbeitskräfte nicht auszukommen. Gewiss kann bei der Massenfabrikation bestimmter Waren oder Halbprodukte, wo es sich im wesentlichen um die Bedienung automatisch arbeitender Maschinen handelt, der Hauptteil der Arbeit durch ungelernte Hände geleistet werden. Aber selbst in diesen Betrieben sind zur Einstellung der Maschinen, zur Regulierung und Kontrolle ihres Arbeitsganges sowie zu ihrer Instandhaltung höher qualifizierte Arbeitskräfte erforderlich, die eine gute, wenn auch meist nur sehr einseitige Fachausbildung genossen haben müssen. In der eigentlichen Maschinenindustrie bedarf es aber nicht nur der qualifizierten Handarbeiter, sondern, mehr als in irgend einem anderen Produktionszweige der geschulten Kopfarbeiter für das Entwerfen von Maschinen, für die Ausbildung rationeller Arbeitsverfahren, für die Organisation der Arbeit, für die gewissenhafte Prüfung der fertigen Maschinen oder ihrer Einzelteile.

Die grosse Mannigfaltigkeit der Aufgaben, die der Maschinenindustrie gestellt werden, setzt deshalb auch für den Kopfarbeiter der Industrie, den Ingenieur, eine gründliche, universelle Durchbildung voraus. Der Ingenieur muss nicht nur einen allgemeinen Überblick über die wissenschaftlichen Grundlagen der Technik, über Mathematik, Chemie, Physik und Mechanik besitzen, er muss in diesen Disziplinen vielmehr vollkommen fest sein, wenn seine Tätigkeit nicht zur blossen handwerksmässigen Anwendung von Erfahrungsregeln herabsinken soll. Hand in Hand mit der wissenschaftlichen Vorbildung muss natürlich eine sorgfältige Ausbildung in seinem Spezialfache gehen. Er muss die Technik der mechanischen Mittel vollkommen beherrschen, denn er soll für eine Maschine, die diese oder jene Arbeit zu leisten hat, nicht nur die allgemeine Idee angeben können, sondern er soll im stande sein sie von Grund aus — zunächst natürlich nur auf dem Papier — und bis in alle ihre Details hinein zu konstruieren. Bei der immensen Entwickelung der Technik wird freilich von dem Ingenieur nicht verlangt werden können, dass er mit der gleichen Leichtigkeit und Eleganz heute eine Wechselstrommaschine, morgen eine hydraulische Turbine und übermorgen eine Dampflokomotive bauen könne; er wird sich von vornherein auf einen bestimmten Zweig beschränken müssen; aber

doch muss er im stande sein auf grund seiner Vorbildung auch die ihm fernerliegenden Spezialzweige der Technik zu übersehen und sich unter Umständen gründlich in sie hineinzuarbeiten.

Dieser allgemeinen Bildung des Ingenieurs verdankt Deutschland seine grosse Bedeutung auf dem Gebiete der Maschinenindustrie. Freilich darf hierbei nicht übersehen werden, dass Deutschland diese Bedeutung nicht hätte erringen können, wenn nicht zugleich auch von der Industrie selbst erhebliche Opfer für weittragende und kostspielige Versuche aufgewandt worden wären. Ich erinnere hier nur an die elektrischen Schnellfahrversuche, die Millionen verschlungen haben, ohne dass für die daran beteiligten Gesellschaften ein unmittelbarer Nutzen zu erwarten gewesen wäre. Vor allem aber muss an die immensen Versuchskosten erinnert werden, die immer aufzuwenden sind, wenn eine neue Industrie, eine neue, bisher noch völlig unbekannte Maschine, ein neues Betriebsverfahren im Werden begriffen sind. Gewiss bildet der zu erwartende kapitalistische Erfolg einen starken Anreiz das Wagnis eines gross angelegten Versuches zu unternehmen, und die gewonnenen Erfahrungen sind für die Industrie auch dann nicht verloren, wenn der Versuch missglückt ist; aber der in dem Wagemut steckende idealistische Kern darf doch nicht schlechthin als der Ausfluss rein kapitalistischer Profitgier stigmatisiert werden. An dieser Stelle ist der Ingenieur, auch wenn der Löwenanteil eines eventuellen materialistischen Erfolges dem Unternehmer zufällt, der geistige Mitarbeiter des Unternehmers, und die ideellen Interessen beider fallen zusammen.

Diese ideelle Interessengemeinschaft schwindet im regulären Produktionsprozesse aber so gut wie vollständig. Hier ist der Ingenieur nur der angestellte Untergebene, aus dessen Können möglichst grosse Vorteile herausgeholt werden müssen. Hat sich eine bestimmte Industrie konsolidiert, wird durch Trusts, Preisvereinigungen und Abkommen bei Submissionsanerbietungen der Einfluss der Konkurrenz nach Möglichkeit eliminiert; kann sich ein industrielles Etablissement auf die fast ausschliessliche Herstellung bestimmter Normalerzeugnisse beschränken, wie dies sogar in der Maschinenindustrie der Vereinigten Staaten der Fall ist; wird immer nur das bestimmte Modell reproduziert, gleichgültig, ob es eine Nähmaschine, eine Schreibmaschine, ein Dynamo, ein Dampfpflug oder eine Lokomotive ist; so kann die Industrie des allseitig durchgebildeten Ingenieurs bald fast völlig entbehren. Sie braucht dann nur Hilfskräfte, die unter der Oberleitung einiger weniger wirklicher Ingenieure Zeichnungen reproduzieren, Modelle vergrössern, diese oder jene Konstruktion nach festen Regeln und unter möglichster Ausnutzung vorhandener Normalien durchführen. Diese Hilfskräfte brauchen natürlich weder eine gründliche wissenschaftliche Vorbildung zu besitzen; noch brauchen sie auf ihrem technischen Spezialgebiete selbständig schaffende Köpfe zu sein. Es genügt vollständig, wenn ihnen das technische Handwerkszeug geläufig ist, und wenn sie die vorkommenden Formeln und Gleichungen richtig anwenden können, ohne dass von ihnen verlangt zu werden braucht, dass sie diese Formeln auch selbständig ableiten können. Im Interesse der Grossindustrie liegt es sogar, dass diese technischen Hilfskräfte nicht wirklich wissenschaftlich durchgebildet, dass sie möglichst n i c h t im stande seien die Ergebnisse wissenschaftlichen Denkens technisch zu gestalten, denn sie sollen sich nicht über das Niveau des Hilfsarbeiters, des Routiniers, erheben. Sie bleiben dann dauernd gefügige Kopf-

arbeiter, über die man weit leichter eine Herrschaft ausüben kann als über die Handarbeiter. Der nur einseitig ausgebildete, auf das engste Arbeitsgebiet spezialisierte Techniker ist an seine Arbeitsstätte dauernd gefesselt, er kann nur mit Mühe in einem anderen industriellen Etablissement Unterkunft finden, da er sich aus Mangel an allgemeiner Durchbildung in ihm bisher fremd gebliebene Zweige der Technik nur schwer einzuarbeiten vermag. Hat er Jahre hindurch nur Gasmotoren konstruiert oder elektrische Leitungen berechnet, so findet er verschlossene Türen vor den Bureaus von Dampfmaschinenfabriken oder den Spezialfabriken elektrischer Apparate. Der gelernte Schlosser, Dreher oder Feinmechaniker dagegen ist mit seiner Arbeit auf bestimmte Spezialfabriken nicht beschränkt, er findet überall Verwendung. Der Arbeiter kann deshalb *aufhören*, wenn ihm die Arbeit oder die Behandlung nicht passt, während der Techniker froh sein muss, wenn ihm nicht der Stuhl vor die Tür gesetzt wird. So wird der Techniker, der sich Kopfarbeiter dünkt, in Wirklichkeit aber nur handwerksmässiger Nachtreter von Kopfarbeit ist, zum willenlosen Lohnsklaven des industriellen Etablissements, und zwar unter äusseren Bedingungen, die weit ungünstiger als die eines Vorarbeiters oder gar eines Meisters sind. Einkommen von 4000 bis 6000 Mark sind bei diesen Arbeiterkategorieen oder bei geschickten Spezialarbeitern nichts Seltenes; die grosse Mehrzahl der Techniker aber muss sich mit einem Einkommen von 1500 Mark und darunter begnügen. Dafür aber dürfen sie sich *Ingenieure* nennen und werden von ihren Vorgesetzten mit *Herr* angeredet. Diese *höhere soziale Stellung* bedingt natürlich, dass das technische Beamtenpersonal bei einem Streite zwischen Kapital und Arbeit sofort Partei für das Kapital und gegen die Arbeiter nimmt. Es ist wohl noch in aller Erinnerung, wie bei dem Solidaritätsstreik des Maschinenpersonales der *Berliner Elektrizitätswerke* die Herren Ingenieure die Kohlenschippen in die Hand nahmen, die Maschinen bedienten und so den Ausstand für das Kapital gewinnen halfen.

Es kann der Grossindustrie natürlich nicht verargt werden, dass sie an Löhnen und Gehältern nach Möglichkeit zu sparen sucht, dass sie die mechanische Kopfarbeit von billigeren Hilfskräften und nicht von teureren, allgemein ausgebildeten Ingenieuren ausführen lässt. Und da die Entwickelung der Grossindustrie auf die Massenherstellung marktgängiger Normaltypen hin gerichtet ist, so ist der Bedarf an technischen Hilfsarbeitern naturgemäss grösser als der an allseitig ausgebildeten Ingenieuren. Um diesen Bedarf an Hilfskräften zu decken, hat deshalb die Grossindustrie, insbesondere die Maschinenindustrie nach Möglichkeit niedere technische Lehranstalten ins Leben gerufen oder gefördert und hat den Staat zur Gründung solcher Lehranstalten gezwungen. Hier werden massenweise Techniker herangezüchtet. Bei der Mangelhaftigkeit der Vorbildung und der Kürze der Studienzeit auf den niedrigen technischen Lehranstalten können diese Techniker von dem Ingenieurberufe aber nur das Handwerksmässige lernen. Mit den so vorgebildeten Technikern werden dann die Hilfsarbeiterstellen in den Konstruktionsbureaus ausgefüllt. Im Laufe der Zeit, nachdem sie für ihre Spezialarbeiten genügend eingefuchst sind, lösen die Hilfsarbeiter zwar meist die an sie gestellten, handwerksmässigen Aufgaben zur Zufriedenheit; aber bei grösseren, selbständigen Aufgaben müssen sie — von Ausnahmen abgesehen — natürlich versagen. Dafür aber haben sie — und das ist das Gefährlichste ihrer Tätigkeit — dem jüngeren Ingenieurnachwuchs die Stellungen weggenommen.

Gewiss ist der junge Ingenieur, der soeben die technische Hochschule absolviert hat, der also noch über wenig praktische Erfahrung verfügt, nichts weniger als eine produktive Kraft in dem hastenden Arbeitsgetriebe, auch er muss erst für die jeweiligen praktischen Aufgaben angelernt werden. Ist er dann aber angelernt, so sucht er natürlich, da ihm als gebildeten Menschen die einseitigste Fronarbeit auf die Dauer nicht genügen kann, bald nach anderer Betätigung seiner wirklichen oder vermeintlichen Fähigkeiten. Solange in den Konstruktionsbureaus nur wirkliche Ingenieure Stellung suchten, fehlte es deshalb nur zu oft an einem festen, sesshaften Stamme. Die jungen Ingenieure waren in den industriellen Riesenbetrieben deshalb nichts weniger als willkommene *Mitarbeiter.* Mit dem scharenweisen Eintreten der technischen Hilfsarbeiter dagegen, konnten sich die Verhältnisse in den Konstruktionsbureaus leicht stabilisieren. Man brauchte nicht mehr die jungen, akademisch gebildeten, aber praktisch noch unerfahrenen Ingenieure. Man konnte sich auf die Einstellung von Technikern beschränken und auf die Ausnutzung solcher Ingenieure, die sich auf ihren Spezialgebieten bereits bewährt hatten. Hierdurch entstand natürlich nicht nur ein beträchtliches Überangebot von jungen, sondern vor allem auch von älteren, erfahrenen Ingenieuren; und das Resultat war, dass die Ingenieurgehälter ganz erheblich reduziert werden konnten. Die Ingenieure mussten froh sein überhaupt nur eine Stellung zu erhalten, und in zahlreichen Konstruktionsbureaus sitzen an Stellen, die nur eine ganz mechanische Tätigkeit erfordern, alte akademisch gebildete Ingenieure, die natürlich auch ein Gehalt erhalten, das sonst nur einem schematisch ausgebildeten Techniker angeboten werden könnte.

Diese Situation im Ingenieurberufe, die bereits zu einer allgemeinen Kalamität geworden ist, gab kürzlich dem Professor A. Riedler von der technischen Hochschule in Charlottenburg, der als Ingenieur Weltruf geniesst, Anlass sich im *Verein deutscher Ingenieure* über die Irrwege auszusprechen, die das maschinentechnische Studium in den letzten Jahrzehnten eingeschlagen hat. In dem Vortrag, der allgemeines Aufsehen erregt hat, wird Professor Riedler ganz ausschliesslich von ideologischen Interessen für die Industrie und den Ingenieurstand als solchen geleitet, ihm liegt nichts ferner als an den Grundsäulen des kapitalistischen Produktionsprozesses zu rütteln. Er glaubt vielmehr diese Fundamente noch zu stützen, wenn es ihm gelänge den Ingenieurstand wieder auf ein höheres Niveau zu erheben. Die nachstehende Auslassung gibt einen guten Einblick in seinen Gedankengang:

›Ich habe mit Befremden in den Äusserungen, die vom *Verein deutscher Ingenieure* hinsichtlich der Frage der wirtschaftlichen Ausbildung von Ingenieuren veranlasst wurden, auch das Bedenken ausgesprochen gelesen, dass unter den Ingenieuren mit volkswirtschaftlichem Studium viel gefährlichere Elemente erwachsen würden, als es gegenwärtig die Sozialdemokraten unter den Arbeitern sind [Heiterkeit und Unruhe]. Woher solche Gefahr durch den Ingenieur, der wirtschaftlich denken lernt, was nur seine Pflicht ist, kommen soll, ist unerfindlich. Solche Gefahr ist aber viel eher zu befürchten von der besprochenen Herabdrückung des Bildungsgrades und des Berufsansehens, von der Vermengung der Ingenieure und auch der bisherigen Gewerbeschüler mit Elementen, die nicht viel mehr als Volksschulbildung in ihren Beruf mitbringen. Hierdurch erfolgt eine Proletarisierung des ganzen Standes und wird hierdurch ein unzufriedener Stand geschaffen.‹

Man sieht, es sind wirklich nicht destruktive Tendenzen, die Herrn Professor Riedler bei seinem Vortrage geleitet haben. Und trotzdem hat es Herr Professor Riedler sofort mit der ganzen grossen Industrie verdorben; denn mit

feinem Instinkt las die grosse Industrie aus den Worten Riedlers den implizierten Vorwurf heraus, mit den technischen Hilfsarbeitern Lohndrücker für die Ingenieure herangezüchtet zu haben. Professor Riedler hat in ein Wespennest gegriffen, und sogleich begann es in den Kreisen der industriellen Scharfmacher zu surren und zu summen. Erst durch die zahlreichen Stiche, die ihm versetzt worden sind, ist sich Professor Riedler wohl bewusst geworden, was er angerichtet hat. Und doch war es bei Riedler nur die Sorge um die wissenschaftliche Vertiefung des Ingenieurberufes, um seine Hebung als Stand, die ihm Anlass zu seiner Rede gaben, nicht darum war es ihm zu tun der Industrie als solcher einen Schaden zuzufügen:

»Wenn die Industrie nicht zahlreiche wissenschaftlich Gebildete aufnimmt, dann werden die wenigen, die sich trotz dieser ungünstigen Sachlage dennoch ihr zuwenden, sicher nicht die besten sein. Es ist ein grosser Irrtum anzunehmen, die Industrie benötige zu ihrem Gedeihen nur des Kapitales, einiger Übermenschen, die als Direktoren und Oberingenieure tief in Sorgen und Tantiemen stecken und vieler Kulis für die Arbeit. Im Gegenteil, sie kann nur gedeihen durch die Mitarbeit zahlreicher wissenschaftlich Gebildeter. Die organisierte Grossindustrie mit ihrer weitgeteilten Arbeit steht, wie jeder grosse Organismus, immer vor der Gefahr des Stillstandes, denn ihr Apparat ist zu gross, um rasch dem Fortschritt angepasst zu werden. Kommen dann Trusts hinzu, scheidet die wirksame Konkurrenz aus, entscheidet nur mehr eine künstliche Preispolitik, dann ist der Rückschritt unvermeidlich, wie dies mehrere Industrieen in England und Amerika zu ihrem Schaden erfahren haben. Wird die Entwickelungsmöglichkeit für wissenschaftlich Gebildete eingeschränkt durch die Bevorzugung von unwissenschaftlich Gebildeten, insbesondere unter Vernachlässigung oder Ausscheidung der allgemeinen Bildung, dann wird sich dies bald als eine schwere Schädigung der Industrie selbst erweisen.«

Aus diesen Mahnungen eines getreuen Eckarts der Industrie hörte diese aber nur den Vorwurf und den Tadel heraus. Zunächst trat der *Verein deutscher Maschinenbauanstalten* auf den Plan, um Herrn Professor Riedler eine gehörige Lektion zu erteilen. Im *Verein deutscher Ingenieure* erhob sich sodann dessen besoldeter Geschäftsführer, der als solcher seine besondere Aufgabe darin erblickt den angesehenen Verein zu einem gefügigen Werkzeuge der Grossindustrie zu degradieren. Er versuchte nicht etwa Riedler zu widerlegen, sondern ihn kurzerhand abzutun. Er operierte nach dem altbewährten Rezept dem Vortragenden untergelaufene an sich aber belanglose Unrichtigkeiten nachzuweisen und in grelles Licht zu setzen. Gleichzeitig produzierte er alte Briefe Riedlers, die dieser vor einem Dezennium geschrieben hatte, als er die Absicht der Grossindustrie noch nicht erkannt hatte mit den technischen Hilfsarbeitern eine Phalanx gegen die wissenschaftlich gebildeten Ingenieure zu errichten. Den Haupttrumpf aber spielte ein Direktor von Borsig aus, der mit teutonischer Entrüstung in Ton und Ausdruck von der *aufhetzenden Wirkung* der Rede Riedlers sprach. Natürlich durfte in dem Reigen der unvermeidliche Dr. Beumer nicht fehlen, der berufsmässige Scharfmacher der deutschen schweren Industrie, der den Professor Riedler vor dem Ministerium und dem Abgeordnetenhause denunzierte durch seine Lehrmethode die notorische Abwanderung von der Charlottenburger Technischen Hochschule bewirkt zu haben. Echt nationalliberal war die Anfrage Beumers an das Ministerium, ob Professor Riedler das freiwillig angebotene Geschenk von Maschinen im Werte von 138000 Mark schon dargebracht habe.

Mit einem Worte, es etablierte sich ein wahres Kesseltreiben gegen Professor Riedler, weil dieser es gewagt hatte ideelle Interessen über Geldsackinteressen

zu stellen, weil er als ehrlicher Ideologe über den Proletarisierungsprozess entsetzt ist, der sich in dem von ihm vertretenen Stande vollzieht. Er sucht deshalb zu retten, was ihm noch zu retten möglich scheint. In den Mitteln aber, die Professor Riedler zur Sanierung der nach seinem Empfinden unerträglich gewordenen Zustände vorschlägt, erweist er sich ganz als deutscher Professor. Er verlangt zur Hebung des ganzen Standes Schutz der Berufsbezeichnung, Verhinderung der Vermengung mit Minderwertigen. Die nächste Konsequenz wären dann Ehrengerichte für Ingenieure und Duellzwang! Mit Recht konnten die Kritiker Riedlers hier einsetzen und den Standesdünkel lächerlich machen, und sie haben ihm diese bittere Pille nicht erspart.

Der Industrie hat ein Titel noch nie imponiert; wenn sie damit Geschäfte zu machen hofft, so engagiert sie sich für Repräsentationszwecke irgend einen entlassenen Minister, natürlich nur unter der strikten Bedingung, dass dieser sich in die inneren Verwaltungsangelegenheiten nicht einmische. Hier aber handelt es sich nicht um Repräsentation sondern um die Leistung von produktiver Arbeit. Wer ihr diese Arbeit ausführt, ob ein *Dr. ing.* oder ein ehemaliger Volksschüler, das ist ihr höchst gleichgültig. Die Hauptsache ist, dass die Arbeit gemacht werde, und dass sie möglichst billig gemacht werde. Darf sich der nicht akademisch gebildete Techniker nicht mehr *Ingenieur* nennen, so wird sie ihn eben unter der Bezeichnung *Techniker* in den Betrieb oder in den Zeichensaal einstellen. Sie wird aber trotzdem mit dem Techniker den Ingenieur paralysieren. Und trotz der amtlich geschützten Standesbezeichnung wird der wirkliche Ingenieur nach wie vor gezwungen sein sich für einen Hungerlohn der Industrie anzubieten, weil seine *Standesinteressen* ihn verhindern sich in Ingenieurgewerkschaften zu organisieren, um durch gemeinsame Aktion auch mit den nicht akademisch gebildeten Technikern günstigere Arbeitsbedingungen zu erreichen. Der Mangel an Solidaritätsgefühl aller technischen Beamten unter einander wird im Gegenteil nur noch gefördert, wenn möglichst viele Rangstufen eingeführt werden. Wer denkt hierbei nicht an den *Oberbriefträger* und sein Rangabzeichen?

Bei dem in uns Deutschen nun einmal überaus stark ausgebildeten Sinn für Äusserlichkeiten und Kastengliederung, würde der Mandarinenknopf des amtlich approbierten Ingenieurtitels noch weit sicherer die Organisationsbestrebungen in den Beamtenschichten der technischen Berufe verhindern, zumal es sich bei den akademisch gebildeten Ingenieuren gar nicht um eine einheitliche Gesellschaftsschicht handelt. Eine ausserordentlich grosse Zahl der in abhängiger Stellung befindlichen Ingenieure steht durch verwandtschaftliche Beziehungen in direktem Zusammenhange mit den Industriellen selbst, sie sind die prädestinierten Anwärter für die freiwerdenden, leitenden Stellungen. Für eine weitere grosse Zahl, die über eigenes Vermögen verfügen oder sich Vermögen erheiraten können, steht die Möglichkeit offen sich selbständig zu machen. Der Rest — der Zahl nach der weit überwiegende Teil — entstammt dem neuen Mittelstande. Dieser Teil wählte den Ingenieurberuf, weil bei der Überfüllung aller anderen gelehrten Berufe die sich grandios entwickelnde Industrie noch die besten Chancen für rasches und gutes Fortkommen zu bieten schien. Eine Zeitlang war deshalb der Zudrang zum Ingenieurberuf ausserordentlich viel grösser, als der Aufnahmefähigkeit der Industrie bei noch so

rapider Entwickelung hätte entsprechen können. Aber obwohl dieser Teil des Ingenieurstandes, von wenigen Ausnahmen abgesehen, für immer dazu verurteilt ist in schlecht bezahlter, abhängiger Stellung zu verbleiben, bilden die gesellschaftlichen Vorurteile der Kaste, bildet die Qualifikation zum Reserveoffizier den stärksten Hinderungsgrund für den Zusammenschluss in straffer Organisation mit einer gegen das Unternehmertum gerichteten Spitze. Der Proletarisierungsprozess in diesen Kreisen der Kopfarbeiter wird daher weiter unbehindert fortschreiten, und er wird um so weniger Widerstand finden, je mehr sich das Missverhältnis zwischen Angebot von Kräften und Nachfrage zuspitzt.

EDMUND FISCHER · TRINKEN UND ARBEITEN

WENN die Beschlüsse eines Parteitages dazu da sind durchgeführt zu werden, dann hat der Essener Parteitag mit der einstimmig angenommenen Resolution zur Alkoholfrage den deutschen Sozialdemokraten die grösste praktische Arbeit zugewiesen, mit der je in den letzten Jahren ein Parteitag die Genossen beauftragte. Und dies lediglich durch die Stelle der Resolution, welche von den Trinksitten spricht. »Durch wirtschaftliche und soziale Missstände und die aus ihnen hervorgegangenen Trinksitten wird den Arbeitern ein zu häufiger Genuss von Alkohol aufgezwungen und angewöhnt«: das sind nach der Ansicht des Parteitages die Ursachen des Alkoholismus. Und deshalb fordert die Resolution die Arbeiterorganisationen auf »jeden Zwang zum Genuss alkoholischer Getränke bei ihren Zusammenkünften zu beseitigen, bei Bildungsveranstaltungen, Arbeitsnachweisen und Auszahlung von Streikunterstützung jeden Trinkzwang zu vermeiden, für Aufklärung durch Wort und Schrift über die Alkoholgefahr, insbesondere für Kinder und Jugendliche, und über die zum Alkoholmissbrauch verleitenden Trinksitten zu sorgen«. Alles, was die Resolution sonst noch fordert, ist nichts Neues und für die Sozialdemokratie selbstverständlich, auch aus andern Gründen als aus denen zur Bekämpfung des Alkoholismus. Nur die Bekämpfung der Trinksitten und des Trinkzwanges ist eine neue der Partei zugewiesene Aufgabe, an deren grosse Bedeutung und auch Schwierigkeit wohl die wenigsten gedacht haben, die in Essen dafür stimmten. Bis jetzt ist auch noch nichts unternommen worden diesem Beschlusse gerecht zu werden, und man wird zunächst erst einmal darüber Klarheit verschaffen müssen, wie dieser erfreuliche Beschluss durchgeführt werden soll und durchgeführt werden kann.

Ich bin kein Abstinenzler, ich gehöre zu denen, die dem Arbeiter nicht nur des Sonntags, sondern alle Tage ein *Huhn im Topf* wünschen und dazu ein Glas guten Weines. Ich weiss nicht, warum dies den Arbeitern schädlich sein sollte, den Besitzenden bekommt es sehr gut. Jedenfalls aber kann sich die Sozialdemokratie gar nicht mit der Frage beschäftigen, ob mässiger Alkoholgenuss, das heisst nicht übermässiger, schädlich sei oder nicht, die Meinungen der Gelehrten gehen hier auseinander, und alle praktische Erfahrung spricht dafür, dass ein mässiger Alkoholgenuss dem gesunden Körper Erwachsener sehr gut bekommt. Auch Kaffee, Tee, Tabak sollen schädlich sein und vieles andere mehr. Sogar Fleisch und Salz, sagen die Vegetarier — und sie *beweisen* es so *schlagend* wie die Abstinenzler die Schädlichkeit des Alkohols.

Dass mässiger Alkoholgenuss die Geisteskraft des Menschen nicht schwächt, beweisen die anerkannten Geistesgrössen, die ein Glas Wein oder Bier nicht verschmähten; Gelehrte, Künstler ersten Ranges, die Grosses leisten und unermüdlich arbeiten, dabei gesund bleiben und alt werden, trinken täglich ihren Wein oder ihr Bier. Es ist mehr als Übertreibung, wenn Abstinenzler behaupten, dass Alkoholgenuss an sich den Sinn und das Interesse für kulturelle Dinge abschwäche. Für mich, und meiner Ansicht nach auch für die Sozialdemokratie, liegt also gar kein Grund vor gegen den Alkoholgenuss überhaupt aufzutreten, dessen gänzliche Beseitigung zu erstreben, wie es die Abstinenzler verlangen. Aber die konsequente Durchführung des Essener Beschlusses hat ja auch mit der Abstinenz gar nichts zu tun und würde ein Kulturwerk ersten Ranges sein — auch aus anderen Gründen als aus dem den Alkoholismus zu bekämpfen.

Dass übermässiger Alkoholgenuss schädlich ist: darüber gibt es nur eine Meinung. Und wenn man unter Alkoholismus immer nur den übermässigen Alkoholgenuss verstanden hätte, dann wäre man in der Partei auch zweifellos schon früher zu einer Einigung in der Alkoholfrage gelangt. So widerlich der demonstrative Beifall auf dem Parteitag in Lübeck nach Ablehnung des Antrages die Alkoholfrage auf die Tagesordnung des nächsten Parteitages zu setzen auch war, erklärlich ist er, als eine Reaktion gegen die übertriebenen Abstinenzforderungen gewesen. Gesunden Menschen gegenüber, die stets nur mässig Alkohol geniessen, gesund und frisch dabei bleiben, weder Idioten noch Verbrecher werden, für Kunst, Wissenschaft und alle Kulturbestrebungen mehr Intersse bekunden als der grösste Teil der heutigen Abstinenten, die aber im Wein eine Lebensfreude erblicken, für deren Verzicht sie auch nicht einen einzigen vernünftigen Grund finden können, zumal ihnen der Genuss, was sie doch selbst am besten beurteilen können, auch körperlich sehr gut bekommt: solchen Menschen gegenüber wirkt die Behauptung — und wenn sie auch mit den besten und wissenschaftlichsten Beweisen und *schlagendsten* Statistiken bekräftigt wird —, dass jeder Alkoholgenuss schädlich und verwerflich sei, fast lächerlich, und diese empfinden es als eine Beleidigung, wenn man den Alkoholgenuss an sich zu einem abscheulichen Verbrechen stempeln will. Millionen von Menschen, auch der weitaus grösste Teil aller Arbeiter in Deutschland, geniessen den Alkohol nur in mässigen, wahrscheinlich ganz unschädlichen Quantitäten. Die sozialen Schäden der Trunksucht sind nie verkannt worden, und von Anbeginn an ist in der Arbeiterbewegung gegen den übermässigen Alkoholgenuss sehr energisch Front gemacht worden. In der Tat hat die Gewerkschaftsbewegung durch E r z i e h u n g auf diesem Gebiete mehr geleistet als es die Abstinenzbewegung je zu tun vermag. Wer sich der Zeiten vor 25 Jahren erinnert, wie damals die Trinkgelage und das Betrinken noch das ganze Denken und Interesse selbst der intelligentesten Arbeiter in Anspruch nahmen, und sie mit heute vergleicht, wird einen ganz bedeutenden Fortschritt erkennen. Nicht nur, dass der Trinker in den Organisationen stets verpönt war, dass die Arbeiter durch gegenseitige Selbsterziehung den Alkoholismus zurückdrängten, vielmehr noch dadurch, dass ideale Interessen geweckt und gepflegt wurden, ist der übermässige Alkoholgenuss bei den Arbeitern ganz bedeutend eingedämmt worden. Wenn trotzdem der Alkoholkonsum allgemein zunimmt, so ist das auf den zunehmenden Wohlstand zurück-

zuführen und noch lange kein Beweis zunehmender Trunksucht. Der Arbeiter, der sich jeden Sonnabend, Sonntag und Montag oder gar alle Tage voll und toll trinkt, sinkt unter das Vieh herab und ist für keine Kulturbestrebungen zu gewinnen, er wird im Rausche leicht Verbrechen begehen, kranke Kinder zeugen und so dazu beitragen, die fürchterlichen Alkoholstatistiken zu bereichern. Diese Art Menschen haben immer nur eine kleine Minorität gebildet, während ein sehr grosser Teil der Arbeiter und Bauern bis in die jüngste Zeit hinein die ganze Woche hindurch fast gar keinen Alkohol genossen. Wenn heute der grösste Teil der Bevölkerung täglich in mässigen Quantitäten alkoholische Getränke geniesst, so muss sich das in einem Steigen des allgemeinen Alkoholkonsums ausdrücken, während gleichzeitig der übermässige Alkoholgenuss der einzelnen zurückgehen kann. Indes, wer abstinent leben will, mag es tun, und es ist das gute Recht der Abstinenzvereine für ihre Anschauungen zu wirken. Die Abstinenzler haben sich auch zweifellos darum verdient gemacht, dass der Alkoholfrage wieder grösseres Interesse zugewendet wird. Aber durch ihre Taktik werden sie auch zu einem grossen Hindernis praktische Massregeln von der grossen Bedeutung des Essener Beschlusses durch die Arbeiterorganisationen durchzuführen. Ihr mit grossem Eifer und zum Teil mit Fanatismus betriebenes Bestreben die Arbeiterbewegung mit der Abstinenzbewegung zu verquicken ist nur zu sehr geeignet eine Reaktion hervorzurufen, die mehr Schaden anrichten kann, als der Nutzen auf der anderen Seite beträgt, indem einige Arbeiter, die bisher schon stets nur sehr mässig Alkohol genossen, zur Abstinenz bekehrt wurden. Wenn Genosse Pusemann in dieser Zeitschrift sagt, Wurm habe in Essen vorläufig »die *Hofbräuhaus*dynastie noch einmal gerettet«, weil er die Unschädlichkeit eines Liters Bier für einen normalen Menschen betonte, während es sich doch um einen »Kampf gegen das Alkoholkapital, gegen die der Gemeinschaft gefährliche Grossindustrie« handle; wenn er ferner ausführt, es sei auch ratsam »nicht von einer Alkoholfrage, sondern von einer Abstinenzfrage zu sprechen«, die Mässigkeitsrezepte seien keine Heilmittel, eine derartige Alkoholbekämpfung hielten die sozialdemokratischen Abstinenten für zwecklos; und wenn er gar noch verlangt, die sozialdemokratische Partei müsse für die gesetzliche Bekämpfung der Trinksitten, für das Wirtshausverbot, ja schliesslich auch für das gänzliche Verbot der Herstellung und des Ausschankes alkoholischer Getränke eintreten[1]), dann muss sein Ziel ja selbstverständlich sein die ganze Sozialdemokratie zur Abstinenz zu verpflichten. Tatsächlich laufen auch alle Bestrebungen der Abstinenzler darauf hinaus. Damit erreichen sie aber nur, dass der Widerspruch und die Abwehr um so heftiger werden, gar noch, wenn sie ihren Kampf in der Weise führen, wie vor einiger Zeit den gegen die Frankfurter *Volksstimme,* weil diese, wie fast alle anderen Parteiblätter, das bekannte Inserat der Brauereien aufnahm; und die Befürchtung ist nur zu berechtigt, dass unter solchen Umständen eines Tages eine solche Reaktion gegen die sozialdemokratische Abstinenzbewegung aufwacht, dass aus reinem Protest selbst das Gute unterbleibt, das gemeinsam geschaffen werden könnte. Je mehr dagegen der Kampf gegen den Alkoholismus sich beschränkt und konzentriert auf die Beseitigung der Ursachen des übermässigen Alkoholgenusses, desto erfolgreicher wird er sein, zumal nun durch den Essener

[1]) Vergl. Gerhart Pusemann *Alkohol, Partei und Gesetzgebung* in diesem Bande der *Sozialistischen Monatshefte*, pag. 171 ff.

Beschluss eine Basis geschaffen wurde, auf der Abstinenzler und *Alkoholiker* gemeinsam etwas ganz gewaltiges leisten können.

Allerdings wollen die Abstinenzler auch unter übermässigem Alkoholgenuss jeden »gewohnheitsmässigen Alkoholgenuss, wie er heute allgemein gebräuchlich und vom Standpunkt der körperlichen, wie der geistigen Hygiene als erhebliches Übermass zu bezeichnen ist«, verstanden wissen. »Die grosse Masse der Bevölkerung«, schreibt Katzenstein, »in nahezu allen Volksschichten geniesst eine Menge von Alkohol, die ihren körperlichen, geistigen, sozialen Funktionen nachteilig ist.«[2]) Damit ist also der Alkoholgenuss an sich gemeint. Katzenstein findet es daher auch schrecklich, dass der Biergenuss von 88 Liter pro Kopf der Bevölkerung im Jahre 1885 auf 117 Liter im Jahre 1904 gestiegen ist. Da Frauen und Kinder mitgerechnet sind, nimmt er an, dass jeder erwachsene Mann im Durchschnitt mindestens dreimal soviel trinke, so dass auf den erwachsenen Mann etwa täglich ein Liter käme. Dazu kommt noch der Branntweingenuss, der von 7,2 Liter pro Kopf im Jahre 1888 auf 8 Liter im Jahre 1903 gestiegen ist. »Der Weingenuss spielt daneben eine geringe Rolle.« Die Alkoholseuche würde also in der Tatsache zum Ausdruck kommen, dass jeder erwachsene Mann täglich 1 Liter Bier und $^{6}/_{100}$ Liter Branntwein tränke. Wenn sich der Konsum so verteilte, würde von einem übermässigen Alkoholgenuss nicht die Rede sein können und der Alkohol keine soziale Gefahr bedeuten. In Wirklichkeit ist es natürlich anders, sehr viele Männer trinken sehr viel weniger als das genannte Quantum, andere bedeutend mehr. Aber nach Katzenstein und den andern Abstinenten soll schon der ein *Alkoholiker* sein, der täglich einen Liter Bier oder noch weniger trinkt, und ihr Kampf richtet sich auch gegen diesen mässigen Alkoholgenuss, wie er heute fast allgemein üblich ist. Dadurch machen die Abstinenzler aber den einheitlichen Kampf der gesamten Arbeiterbewegung gegen die offen zu tage tretenden Schäden des übermässigen Alkoholgenusses unmöglich, sie stossen den grössten Teil unserer Anhänger, die wirklich mässig und keine Alkoholisten sind, zurück und fordern zur Gegenwehr heraus, so dass der ganze Kampf sich schliesslich auf theoretische Auseinandersetzungen beschränkt und den guten und gewichtigsten Beweisgründen der Abstinenzler wider den Alkohol immer nur ebenso viele und ebenso gute und gewichtige Gründe dafür entgegengehalten werden. Mit diesen Debatten kommen wir gar nicht vorwärts. Die Abstinenzler werden eine Anzahl Arbeiter zur Abstinenz bringen. Gut. Aber das sind meistens Leute, die auch bisher sehr nüchtern lebten; die eigentlichen Trinker werden davon wenig berührt! Die starke Abstinenzbewegung in England hat an der Trunksucht dort auch nicht das allergeringste geändert. Sie ist trotz ihrer Grösse eine Sekte geblieben, die auf die allgemeinen Zustände keinen Einfluss auszuüben vermochte. Beispiele wie Finnland, das in der wirtschaftlichen Entwickelung noch so sehr weit zurück ist, besagen aber nicht viel. Die Abstinenzvereine mögen auch fernerhin sich bemühen mit ihrem ganzen Eifer Arbeiter zur Abstinenz zu bekehren, niemand hindert sie daran. Pusemann behauptet, das *Blaue Kreuz* und die *Guttempler* betrieben die Trinkerrettung »mit grossem Erfolg«. Er mag recht haben. Aber diese Vereine wenden sich an die einzelnen Säufer und nehmen sich ihrer persönlich an: Die sozialdemokratischen Ab-

[2]) Vergl. Simon Katzenstein *Die sozialen Beziehungen des Alkoholismus* in den *Sozialistischen Monatshefte*n, 1907, 1. Band, pag. 465.

stinenzvereine sollen es nun auch so machen; dann bekämpfen sie die Trunksucht wirkungsvoller als wenn sie an sich schon sehr mässig Alkohol geniessende Arbeiter *bekehren*.

Was die Abstinenten von der Gesetzgebung und der Sozialdemokratie in letzter Linie verlangen, hat ja auch gar keinen praktischen Wert. Kommunalisierung der Restaurationsbetriebe, Verbot der Kneipen oder gar der gesamten Produktion alkoholischer Getränke: das sind zurzeit noch Utopieen, mit denen sich zu beschäftigen reine Zeitvergeudung ist. Wer soll denn solche Gesetze machen? Die *Alkoholiker?* Und gegen das Volk, das aus fast lauter *Alkoholikern* besteht? Lasst uns doch etwas Praktisches tun, selbst handeln! Das kann aber nur von dem Standpunkt aus geschehen, auf dem die gesamte Arbeiterbewegung einhellig steht. Der alte Standpunkt, dass die Trunksucht nur den sozialen Verhältnissen entspringe, ist nun glücklicherweise für die Sozialdemokratie überwunden. Trunksucht, Prostitution und Verbrechen entspringen ebensowenig nur dem sozialen Elend wie Prostitution, Verbrechen und Elend eine Folge der Trunksucht sind. Der Parteitag in Essen hat die Trinksitte als eine der Ursachen des zu häufigen Genusses von Alkohol bezeichnet, und alles, was wir praktisch und direkt zur Bekämpfung des übermässigen Alkoholgenusses tun können, aber auch tun müssen, ist neben unserer allgemeinen Tätigkeit zur Hebung der materiellen und geistigen Lage des Volkes die Bekämpfung der Trinksitten und des Trinkzwanges, soweit heute unser Einfluss reicht: und das verlangt konsequenterweise die völlige Emanzipation der Arbeiterbewegung von der Kneipe, die uns der Essener Parteitag mit seinem Beschluss zur Pflicht gemacht, mit der Abstinenz aber gar nichts zu tun hat.

Die notorischen Säufer sind zum weitaus grössten Teil körperlich oder geistig kranke Menschen von Natur aus; ein geistig und moralisch gesunder Mensch wird selten ein Trunkenbold im wahren Sinne des Wortes. Aber Tatsache ist, dass auch grosse Teile der geistig gesunden Menschen, verleitet durch die Lockungen, die Trinksitte und den gesellschaftlichen Trinkzwang, sich einem übermässigen Alkoholgenuss hingeben, der sie zwar noch nicht zu dem macht, was man einen *Säufer* nennt, sie aber doch körperlich und wirtschaftlich schädigt und vor allem die Arbeiter unfähiger macht sich aus ihrem Elend zu befreien, ihre Lage zu verbessern. Belehrungen allein helfen hier nicht bei allen Menschen, verschiedenes muss zusammenwirken. Dazu gehört zweifellos auch die Beseitigung oder wenigstens Einschränkung der häufigen Veranlassungen zum Trinken. Von allen Forderungen aber, die man zu diesem Zwecke erheben kann, haben nur diejenigen einen praktischen Wert, die wir auch selbst verwirklichen können; nur die Tat, nicht das Wort, kann helfen. Die Tatsache ist nun aber nicht zu bestreiten, dass heute die Arbeiterbewegung abhängig ist von der Kneipe. John Burns hat dies schon in seinem bekannten Vortrag, der auch in deutscher Sprache erschienen ist,[3]) hervorgehoben. Alle die Tausenden von Sitzungen und Versammlungen finden in Kneipen statt. Und im Kampfe um die Versammlungslokale werden die Arbeiter geradezu aufgefordert und moralisch gezwungen bei bestimmten Wirten viel zu trinken. Dass nach der Versammlung aufgefordert wird nicht gleich nach Hause zu

[3]) Vergl. John Burns *Arbeit und Trunk* (Wien 1902); hierüber siehe die Rubrik *Sozialpädagogische Bewegung* der Rundschau in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1907, 2. Band, pag. 801-802.

gehen sondern noch da zu bleiben und noch einige Glas Bier zur Unterstützung des Wirtes zu trinken, ist etwas sehr Häufiges. Die Errichtung von Volks- und Gewerkschaftshäusern hat keine Besserung gebracht, denn nun muss getrunken werden zur Unterstützung des Volkshauses! Der Beschluss des Essener Parteitages, der die Arbeiterorganisationen auffordert »jeden Zwang zum Genuss alkoholischer Getränke bei ihren Zusammenkünften zu beseitigen«, verpflichtet aber die Partei die Sitzungen und Versammlungen nicht mehr in Kneipen abzuhalten, also auch keine Volkshäuser mehr als Kneipen zu errichten. Denn damit ist es nicht getan, dass auch alkoholfreie Getränke ausgeschenkt werden. Nicht jeder mag dieses Zeug trinken, und der Zwang etwas zu konsumieren — und der wird immer bestehen, wenn die Sitzungen oder Versammlungen in Kneipen stattfinden — bedeutet auch einen Zwang, jedenfalls aber eine Veranlassung alkoholische Getränke zu geniessen. Immer zahlreicher werden die Organisationen und immer grösser, daher auch immer häufiger die Sitzungen und Versammlungen, und die Befreiung von der Kneipe wird zu einer gebieterischen Notwendigkeit, auch aus anderen Gründen als aus denen den Trinkzwang zu beseitigen.

Ich bin nicht Utopist genug, um zu glauben, dass nun mit einem Schlage alle Versammlungen und Sitzungen in andern Lokalen als in Kneipen abgehalten werden könnten. Aber ein ernster Anfang kann gemacht werden. Unsere Organisationen sind heute so stark, dass die meisten Volkshäuser aus übelriechenden Kneipen in schöne Hallen umgewandelt werden könnten, ohne unerträgliche Opfer. Eine Stadt mit 50 000 organisierten Arbeitern kann ein Gebäude im Werte von einer Million Mark verzinsen und amortisieren, wenn von jedem Mitglied nur eine Mark pro Jahr erhoben wird, und alle übrigen Unkosten können durch die Bureau- und andern Lokalmieten reichlich gedeckt werden. Und im selben Verhältnis lassen sich auch in kleineren Orten derartige Volkshäuser errichten oder Sitzungslokale mieten, in denen nicht allerhand widerliche Gerüche von Speiseresten und Getränken und ein lärmendes Kneipenleben die Verhandlungen und die Aufmerksamkeit der Hörer und Leser stören. Die Restaurationsbetriebe der meisten Volkshäuser rentieren sich nicht, und mit den Aufwendungen, die gemacht werden müssen, um das Volkshaus zu halten, könnte etwas Besseres geschaffen werden als eine öde Kneipe. In grossen Volkshäusern liesse sich ja trotzdem ein bescheidenes Buffet in einem besonderen Raum errichten, wie dies zum Beispiel im Volkshaus zu Jena der Fall ist, ohne dass deshalb das Volkshaus auch nur im geringsten den Charakter einer Kneipe erhält. Ein solches Volkshaus, mit gefälligen Lesezimmern, Räumen zu Sitzungen und Vereinsversammlungen, in denen kein Restaurationsbetrieb stattfindet, in dem regelmässig an bestimmten Tagen, vielleicht alle Sonntage, künstlerische oder wissenschaftliche Vorträge stattfinden, in Sälen, deren Wände statt mit Plakaten zur Anpreisung von Speisen und Getränken mit Reproduktionen guter Kunstwerke geschmückt sind, würde schon durch seine Existenz und seine Einrichtung erzieherisch wirken und von Verleitung zum übermässigen Alkoholgenuss abhalten. Ein solches Volkshaus wäre ein besseres Beispiel für die Masse als die abstinente Lebensweise einzelner Genossen, die für die Massen gar nichts Verführerisches hat.

Der übermässige Alkoholgenuss wäre damit natürlich noch nicht beseitigt. Aber die Sozialdemokratie will ja auch keine vorübergehende politische Partei sein

sondern eine Kulturbewegung, die ein Generationen und Jahrhunderte langes Wirken und Schaffen und Aufbauen noch vor sich hat und Stein um Stein auftragen muss, um ihr Werk zu errichten — unten anfangend. Und so muss auch mit der Emanzipation von der Kneipe einmal der Anfang gemacht werden, wenn der gesellschaftliche Zwang zum Alkoholgenuss beseitigt, die Trinksitte bekämpft werden soll. Die Errichtung des ersten *sozialdemokratischen Tempels* in Deutschland[4]) wäre eine Kulturtat, die Verbreitung und Entwickelung dieser nur der Vereinigung und Beratung, der politischen und wissenschaftlichen Belehrung und der künstlerischen Erziehung und Erbauung gewidmeten Art Volkshäuser würde mindestens ebenso rasch vor sich gehen, wie der der heutigen Art. Der Wille den von mir vorgeschlagenen Weg zu betreten muss nun kommen, denn der Parteitag in Essen hat die Genossen ja dazu verpflichtet.

Was sonst noch gegen die Trinksitten getan werden kann, liegt mehr auf dem Gebiete der Belehrung. Aber wenn die sozialdemokratischen und gewerkschaftlichen Organisationen ihren Mitgliedern die Mässigkeit im Trunke zur moralischen Pflicht machen, wenn sie gegen die Schnapspullen, die so viel Unheil anrichten, und die Trinkereien in Werkstellen und auf Bauten einschreiten, dann kann nicht nur eine grosse Wirkung auf die Mitglieder sondern auch auf uns fernstehende Arbeiter erzielt und ein Weg angebahnt werden, der zur allmählichen Beseitigung des übermässigen Alkoholgenusses wenigstens bei geistig und moralisch gesunden Menschen führt. Mit der Abstinenzbewegung hat das freilich nichts zu tun, aber Antialkoholiker und *Alkoholiker* können sich auf diese Tätigkeit einigen, um den Essener Beschluss durchzuführen.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

HEINRICH PEUS · DIE WELTHILFSSPRACHE ESPERANTO

DIE Schaffung einer internationalen Weltsprache, die auf dem ganzen Erdenrund Anerkennung fände, dünkt den meisten Menschen ein ganz unmögliches Ding. Besonders die, die sich mit der Frage nicht näher befasst haben, pflegen es als eine ganz tolle Utopisterei zu bezeichnen, wenn man überhaupt ein solches Ziel steckt. Das rührt aber in der Hauptsache daher, dass das Problem nicht klar, nicht richtig vorgestellt wird. Es sei daher gleich hier ausdrücklich festgelegt: Es handelt sich nicht um Verdrängung und Ersetzung der vielen auf natürliche Weise entstandenen Nationalsprachen durch eine einzige, die für alle Völker zu gelten hätte, sondern das Ziel ist neben den unberührt bleibenden Nationalsprachen eine künstliche Hilfssprache zu schaffen, die zwischen den Nationalsprachen als eine auf dem ganzen Erdenrund von jedem einigermassen gebildeten Menschen verwandte Brücke als Bindeglied zu dienen hätte, so dass jeder Mensch, der über den Rahmen seiner Nationalsprache hinausgehen wollte, zunächst diese eine Hilfssprache zu erlernen hätte, um dann erst nach Belieben sich dem Studium der anderen Nationalsprachen zuzuwenden.

Auch die Schrift ist auf dem Wege natürlicher Entwickelung entstanden.

[4]) In der Brüssler *Maison du Peuple* wurde bei der Gründung aus dem grossen Erfrischungssaal der Alkohol verbannt: vergl. Jean Jaurès *Auf der Warte des Brüssler Volkshauses* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1899, pag. 197.

Eine Weltschrift, die für den selben Laut überall das selbe Zeichen setzen würde, wäre auch etwas Künstliches. Wer aber wollte behaupten, dass das etwas rein Unmögliches wäre? Jedenfalls ist klar, dass das Problem solcher z w e i t e n internationalen H i l f s sprache ein unendlich viel einfacheres ist als das ganz unlösbare der Schaffung einer Sprache überhaupt für den ganzen Erdball. Durch die Wahl einer solchen Hilfssprache würde vor allem mit einem Schlage alle Eifersüchtelei zwischen den verschiedenen Nationalsprachen aus der Welt geschafft, da sogar jede natürliche Sprache in der zweiten künstlichen Hilfssprache einen gewissen Schutz fände. Die eine Sprache würde nicht mit der andern kämpfen, vielmehr würde die Hilfssprache als freundliche Vermittlerin zwischen beiden stehen. Andrerseits aber will die Hilfssprache auch nur dem gebildeten, dem kultivierten Teile der Menschheit Dienste leisten, diesen allerdings im weitesten Sinne gedacht.

Jede künstliche Sprache kann einfacher, also leichter als jede natürliche sein. Keine natürliche Sprache ist ein Ausdruck einheitlicher Logik, aus dem einfachen Grunde, weil alle natürlichen Sprachen Schöpfungen von Millionen Köpfen sind, die sich über das, was sie schufen, nicht vorher einigten, also auch kein Werk einheitlicher Systematik zu stande bringen konnten. Eine künstliche, von einem genialen Kopf geschaffene Sprache kann diese logische Geschlossenheit und Einheitlichkeit haben und damit eine ausserordentlich leichte Erlernbarkeit gewinnen. Die Sprache ist der Ausdruck des Denkens, und da das Denken an feste, scharf von einander geschiedene Begriffe und deren eindeutige Beziehungen zu einander gebunden ist, so ist das Ziel und kann es sein ganz bestimmte Ausdrucksregeln zu schaffen, für die es keine Ausnahmen gibt.

Von dieser Aufgabe ging Dr. L. Zamenhof aus Bialystok in Polen aus. Die vier Nationen, die in diesem durch den *Pogrom* in traurigem Andenken stehenden Orte neben einander leben (Polen, Russen, Deutsche und Juden), sind gleichsam der soziale Boden, aus dem Zamenhof das Problem erwuchs. Zamenhof schuf für die aus einer Wortwurzel abzuleitenden Wortarten ganz bestimmte sich stets gleich bleibende Endungen: *o* für das Substantiv: *amo* (= Liebe), *a* für das Adjektiv: *granda* (= gross), *e* für das Adverbium: *bele* (= schön), *i* für das Verbum im Infinitiv: *ami* (= lieben). Die Mehrzahlbildung lässt er einheitlich durch angehängtes *j*, die Akkusativbildung durch angehängtes *n* zu stande kommen. Genetiv und Dativ finden ihren Ausdruck durch die Präposition *de* und *al*. Alle Präpositionen regieren den Nominativ, nur die Richtung *Wohin?* wird, falls dieser Begriff nicht schon in der Präposition selbst liegt (*al* = zu, *ĝis* = bis) durch den Akkusativ ausgedrückt. Beim Verbum finden Gegenwart, Vergangenheit, Zukunft, Bedingungsform und Wunschform ihren für jede Zahl und Person sich gleich bleibenden Ausdruck in den Endungen *as, is, os, us, u*. Die aktiven respektive passiven Partizipien der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft werden unterschieden durch die Endungen *anta, inta, onta, ata, ita, ota*. Damit ist nahezu alles gesagt, was hinsichtlich der Grammatik gesagt werden muss. Das Übrige ist Auswendiglernen einer Anzahl unveränderlicher Wörter. Man schreibt genau wie man spricht und spricht genau wie man schreibt. Der Ton liegt immer auf der vorletzten Silbe.

Von grosser Bedeutung ist ferner die höchst geniale Wortbildungslehre, auf

grund deren mit wenigen Präfixen und Suffixen aus den Wortstämmen eine unermessliche Zahl Wörter abgeleitet werden, so dass also das Gedächtnis ausserordentlich wenig belastet wird. So wird aus dem Wortstamm *frat* gebildet *frato* = Bruder, *frata* = brüderlich, *frate* = brüderlich (Adverbium), *fratino* = Schwester, *frateto* = Brüderchen, *fratineto* = Schwesterchen, *bofrato* = Schwager, *bofratino* = Schwägerin, *frateco* = Brüderlichkeit, *gefratoj* = Bruder und Schwester. Bei anderen Stämmen könnten wir noch viel zahlreichere Ableitungen aufweisen. Die Frage des Wortschatzes hat Zamenhof in der Weise gelöst, dass er die Wortwurzeln möglichst unverändert den heutigen Hauptkultursprachen entnahm, so dass jede Nation eine grosse Anzahl ihr völlig vertrauter Wortstämme vorfindet, wodurch gleichzeitig den einzelnen Nationen die Brücke zu den anderen Nationalsprachen auf die natürlichste Weise von der Welt geschlagen wird.

Die überaus einfache Grammatik, die reguläre Wortbildung und die Wahl der Wortstämme machen Zamenhofs Welthilfssprache zu einer Sprache, die jedem einigermassen gebildeten Menschen zugänglich ist. Es gibt keinen mit städtischer Volksschulbildung ausgerüsteten Arbeiter von einiger Intelligenz, dem es besonders schwer werden könnte Esperanto (auf Deutsch *Der Hoffende*, unter welchem Pseudonym Zamenhof zuerst seine Schöpfung veröffentlichte) zu erlernen. Insbesondere aber kann es nicht die geringste Schwierigkeit machen auf der Schule, auch auf der Volksschule, etwa im letzten Schuljahre Esperanto zu lehren. Wenn jeder fremdsprachliche Unterricht zugleich ein praktischer Unterricht in der Logik ist, dann auch sicher der in Zamenhofs Hilfssprache. Jedes 13 jährige Schulkind mit Durchschnittsintelligenz kann in einem Schuljahr so viel von der Welthilfssprache lernen, um ein unvergessliches Fundament für die Weiterbildung zu schaffen.

Wenn das aber alles wahr ist, dann haben wir Sozialdemokraten die allerstärkste Veranlassung auf die Verbreitung des Esperanto in jeder Weise hinzuwirken. Denn eine internationale Hilfssprache kann gerade uns die grössten Vorteile bieten. Ich bitte bei dem folgenden vor allem an die führenden Personen der Arbeiterbewegung (Schriftsteller, Redakteure, Parteisekretäre, Arbeitersekretäre, Gewerkschafts- und Genossenschaftsbeamten usw.) zu denken, obwohl ich die Bedeutung der Sache keinesfalls auf diese beschränkt wissen möchte. Sie aber können den grössten Vorteil davon haben.

Der erste Vorteil wäre die Schaffung internationaler Revuen über die zahlreichen Zweige der Arbeiterbewegung. Welch grosse Bedeutung müsste es haben, wenn wir auf die Weise internationale Zeitschriften bekämen, an denen Genossen aller Länder auf dem Erdenrund mitarbeiteten! Wie wichtig wäre diese Mitarbeit wegen ihrer Originalität! Die Genossen schrieben unmittelbar aus den ihnen bekannten Verhältnissen heraus. Und die Existenzmöglichkeit solcher Revuen scheint gesichert, weil die ganze Welt die Abonnenten stellen würde. Wollte man einwenden, es sei nicht möglich in der künstlichen Sprache, die nicht organisch mit einem verwachsen sei, so gewandt zu schriftstellern wie in der Muttersprache, so ist das ein grosses Vorurteil. Die mehr als 30 esperantistischen Zeitschriften, die schon existieren, beweisen das Gegenteil. Und das würde noch ganz anders werden, wenn die Hilfssprache schon auf der Schule gelehrt würde, was im Auslande schon vielfach geschieht. Unser ganzes Wissen von den politischen und sozialen Zuständen, den Parteiverhältnissen des Aus-

landes könnte dadurch mindestens für viele Tausende unserer Parteigenossen, insbesondere für alle führenden Genossen, ganz ausserordentlich erweitert werden. Dass wir heute vom Auslande nur sehr wenig wissen, dass von diesem Wenigen obendrein die verkehrtesten Vorstellungen obwalten, wird wohl jeder zugeben. Dass wir aber durch genauere Kenntnis des Auslandes viel Agitationsstoff gewönnen, dass das ganze Weltbewusstsein der Parteigenossen dadurch mächtig gehoben würde, auch das wird jeder begreifen. Der erste Ansatz zu einer internationalen sozialistischen Revue ist durch die *Internacia Socia Revuo* gegeben, doch geben wir zu, dass dieser Anfang noch wenig Wert hat, da bisher mehr Esperantisten als Sozialisten in ihr schreiben. Erst wenn die berufenen Interpreten des Sozialismus Esperanto schreiben, wird diese Revue zu einer wirklich sozialistischen.

Ein zweiter Vorteil wäre der wichtige Schriften des internationalen Sozialismus durch Übersetzen in die Welthilfssprache der ganzen Kulturwelt zugänglich machen zu können. Man bedenke, dass die Frage der finanziellen Möglichkeit solcher Übersetzung, falls auf ein über den ganzen Erdball verbreitetes Publikum gerechnet werden kann, weit schneller gelöst ist. Wieviel Aufsätze und Schriften des internationalen Sozialismus könnten dadurch vor ein ganzes Weltpublikum gebracht werden! Obendrein ist die Übersetzung ins Esperantistische leichter als in jede Nationalsprache, wie umgekehrt niemand eine Nationalsprache leichter als Esperanto lesen kann, wenn er nur einige Monate darauf verwendet hat. Sodann bedenke man stets, dass uns die Welthilfssprache die ganze Welt, eine Nationalsprache aber nur einen ihrer Teile erschliesst.

Ein dritter Vorteil, der uns durch Esperanto geboten werden könnte, wäre eine sehr erhebliche Erleichterung unserer internationalen Arbeiterkongresse. Zunächst würde jede schriftliche Auslassung einer Nation, wenn überhaupt in einer Übersetzung, dann in Esperanto geboten. Sodann aber würde das sehr wichtige Privatgespräch zwischen den Angehörigen der verschiedenen Nationen durch Benutzung des Esperanto ungemein erleichtert werden. Man hätte gleichsam den Dolmetscher immer bei sich. Und endlich wäre es möglich bei der offiziellen Debatte statt der Übersetzung in zwei der drei Sprachen Deutsch, Französisch und Englisch, e i n e Übersetzung in Esperanto zu geben, die dann gleichzeitig weit besser von allen verstanden würde. Denn sobald Esperanto als offizielle Kongresssprache angenommen wäre, würden wohl alle nur einigermassen im Vordergrunde stehenden Sozialisten sich der geringen Mühe unterziehen Esperanto zu lernen. Auf die Dauer würde es sogar möglich werden, dass jeder Redner nur in der Hilfssprache redete. Dass das möglich ist, haben die bisherigen Esperantistenkongresse in Genf, Bologna und Cambridge bewiesen, und der Kongress in Dresden am 16. August dieses Jahres wird es aufs neue beweisen. Dass solche Kongresse in e i n e r Sprache sehr viel erfreulicher verlaufen müssen als die heutigen mit ihrem umständlichen Übersetzungsverfahren, liegt auf der Hand. Es ist nichts als ein grosses Vorurteil zu meinen, man könne in der Hilfssprache nicht ebenso klar und energisch sich ausdrücken wie in der Muttersprache. Das ist nur Sache der Übung. Wenn die Hilfssprache neben der Muttersprache erst eine Selbstverständlichkeit geworden ist, wird sich auch die erforderliche Gewandtheit im Ausdruck einstellen. Was unsere heutigen Kongressdolmetscher darin leisten, werden die Esperantisten ganz sicher fertig bringen.

Es ist hier nicht der Ort alle die Vorteile aufzuzählen, die die Welthilfssprache sonst noch bieten kann. Nur auf einen Umstand sei noch hingewiesen, der uns als internationale Sozialdemokraten besonders angeht. Es ist gewiss, dass die mangelnde Kenntnis fremder Sprachen für die Arbeiterklasse ein schweres Hemmnis bedeutet, durch das ihre soziale Geltung sehr gemindert wird. Esperanto, das jedem intelligenten Arbeiter zugänglich ist, könnte diesen Mangel in hohem Grade ausgleichen. Auch für die Arbeiterschaft wird durch die Welthilfssprache eine Brücke zu den fremden Nationen geschlagen, und zwar erfreulicherweise gleich zu allen. Und diese Brücke brauchte nicht nur dem rein geistigen Verkehr reserviert zu bleiben. Durch die Verbreitung der Hilfssprache über alle Länder würde das dem einzelnen Arbeiter zugängliche Wirtschaftsgebiet auf die ganze Erde erweitert. Heute bleibt der Arbeiter im Bezirk seiner Nationalsprache. Er scheut vor der Einwanderung in andere Länder wegen der sprachlichen Schwierigkeiten zurück. Wie klein ist deshalb das Vaterland des Arbeiters in Europa gegenüber dem des amerikanischen Arbeiters! Durch Esperanto könnte solch ein durch keine sprachlichen Schwierigkeiten begrenztes, weiteres Vaterland auch dem europäischen Arbeiter eröffnet werden, wie es für den Grosskapitalisten heute schon tatsächlich besteht. Die Bedenken, die gegen die unbeschränkte internationale Freizügigkeit der Arbeiter vom gewerkschaftlichen Standpunkt aus bestehen, und die unsere internationalen Kongresse in immer steigendem Masse beschäftigen werden, wiegen für die Esperanto sprechenden Arbeiter leichter, weil sie schon einen höheren Bildungsgrad darstellen, daher nicht zu Lohndrückern prädestiniert sind, und weil ihre Einreihung in die Organisation geringere Schwierigkeiten macht. Gerade die Bedeutung, die die Welthilfssprache für die Arbeiterklasse nach dieser Richtung hin gewinnen kann, sollte uns Sozialdemokraten veranlassen uns mit Eifer auf die Propaganda für Esperanto zu werfen. Welche Erweiterung des Gesichtskreises, welche Befreiung der Gemüter kann der Arbeiterklasse aus solcher Vergrösserung ihres Arbeitsgebietes erwachsen, wenn auch nur eine Elite der Arbeiter Erfahrungen und Eindrücke in aller Welt sammelt, was durch die Welthilfssprache ermöglicht würde. Wer durch eigenes Schauen und Erfahren freiheitlichere Einrichtungen des Auslandes kennen und schätzen lernte, ist sicher ein besserer Kämpfer für Rechte und Freiheiten des Volkes als wer durch Gewöhnung stumpf geworden die Ketten der Unfreiheit als etwas Unvermeidliches hinnimmt.

Ich empfehle aus allen diesen Gründen jedem Parteigenossen, besonders aber den jüngeren, die Erlernung des Esperanto. Wer erst einmal einige Wochen darauf verwandte, der lässt nicht wieder davon ab. Ein hervorragendes Mittel der Propaganda für das Esperanto in Parteikreisen wäre es, wenn in unseren Zeitschriften immer auch ein in Esperanto geschriebener Artikel erschiene. Möglicherweise würde der Abonnentenkreis dadurch nicht wenig erweitert. Artikel ausländischer sozialistischer Zeitschriften könnten den Stoff dazu bieten. Das Zentralorgan der englischen Genossenschaften hat, wie den Lesern der *Sozialistischen Monatshefte* in der letzten genossenschaftlichen Rundschau mitgeteilt wurde, diesen Weg bereits beschritten. Es wäre meines Erachtens erfreulich, wenn wir Deutsche diesem Beispiel folgten.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Wirtschaft Richard Calwer

Vogelstraußpolitik Die *Leipziger Volkszeitung* knüpft in einer Polemik gegen mich an die Bemerkungen an, die ich im Anschluss an den wieder gestiegenen Fleischkonsum im Jahre 1907 an dieser Stelle gemacht habe. Sie erinnert »an die überraschende Entdeckung, die Calwer in seinem *Wirtschaftsjahr 1906* zum besten gab, dass nämlich in jenem Jahr die Kaufkraft der Arbeitermassen trotz der Warenpreissteigerung eine merkliche Zunahme erfahren habe, eine Entdeckung, die unmittelbar danach durch einen bürgerlichen Gelehrten, Dr. Schürmann, dahin richtig gestellt wurde, dass es selbst den besser gestellten Industriearbeitern vielfach nicht einmal möglich gewesen sei mit den erzielten höheren Löhnen die verteuerten Lebensmittel und die gestiegenen Wohnungsmieten auch nur auszugleichen«. Vom *Vorwärts* hätte ich den Hinweis auf das Jahr 1906 erwartet, nicht aber von der *Leipziger Volkszeitung*. Ich habe mich darüber in meiner letzten Rundschau aufgehalten, dass Tatsachen und Erscheinungen des Wirtschaftslebens vielfach nicht beachtet werden, wenn sie nicht in die augenblickliche Parteischablone hineinpassen. Das ist eine verhängnisvolle Taktik, die die *Leipziger Volkszeitung* ganz richtig mit *Vogelstrausspolitik* bezeichnet. Schlimmer noch aber ist jene Taktik, die die Dinge nach dem jeweiligen Bedürfnis dreht und deutet. Die *Leipziger Volkszeitung* will sich über meine *Entdeckung* lustig machen und hat offenbar ganz vergessen, dass sie selber nach den Reichstagswahlen meiner Auffassung über das Jahr 1906 viel näher stand als der Auffassung des *Vorwärts*. Unmittelbar nach den Wahlen schrieb die *Leipziger Volkszeitung*: »Zu den wichtigsten Ursachen, die einen der vereinigten Reaktion so günstigen Ausfall herbeiführten, gehört der wirtschaftliche Aufschwung. Seit ungefähr zwei Jahren geht es auf dem Weltmarkt so lebendig wie selten zu. Und nicht nur in Deutschland. In England, Frankreich, Belgien, Amerika, allenthalben die intensivste industrielle Tätigkeit. Die Zahl der Arbeitslosen nimmt verhältnismässig ab, die Löhne nehmen verhältnismässig zu. Die neuen Steuern, die Wucht des alles verteuernden Zolltarifs wurden zwar verspürt, aber nicht mit jener Gewalt, die nötig ist, um den indifferenten Massen den sozialdemokratischen Stimmzettel in die Hand zu drücken.« So die *Leipziger Volkszeitung* im Anfang des Jahres 1907. Ich wunderte mich damals höchlichst über ihre Auslassung, die meinem Urteil über das Jahr 1906 verhältnismässig so nahe kam. Ich wundere mich aber auch darüber, dass sie ihr Urteil inzwischen total geändert hat. Warum? Könnte die Sozialdemokratie etwa dadurch Abbruch erleiden, dass ihre Presse und ihre Vertreter eine wirtschaftliche Hebung der Arbeiterbevölkerung anerkennen? Oder wird etwa gar wegen der erfolgreichen Tätigkeit der gewerkschaftlichen Arbeiterorganisationen im wirtschaftlichen Kampfe für die politische Seite der Arbeiterbewegung gefürchtet? Was wären das doch alles für kleingläubige, kurzsichtige Erwägungen! Tatsachen sind hartnäckige Dinge und lassen sich nicht ungestraft unterdrücken.

× ×

Arbeitsmarkt Im Februar ist nach den Ziffern der öffentlichen Arbeitsnachweise keine weitere Verschlechterung in der Lage des deutschen Arbeitsmarktes eingetreten. Die Spannung zwischen diesem und dem Vorjahre ist vielmehr im Februar 1908 etwa ebenso stark wie im Vorjahr. Im Kohlenbergbau ist die Beschäftigungsgelegenheit noch überwiegend befriedigend. Von Fördereinschränkungen werden in erster Linie die ausländischen Arbeiter betroffen. Unbefriedigend ist die Arbeitsgelegenheit im Eisengewerbe, in der Metall- und Maschinenindustrie. Namentlich macht sich noch nirgends eine Belebung fühlbar, die für die Frühjahrsmonate eine stärkere Zunahme der Arbeitsgelegenheit erwarten liesse. Das Textilgewerbe zeigt vereinzelt auch Abschwächungen des Beschäftigungsgrades, ohne dass indes die Aussichten schon ungünstig lägen. Am unsichersten sind die Verhältnisse im Baugewerbe zu beurteilen: hier hängt sehr viel von der Art und Weise ab, wie der Konflikt zwischen Arbeitgebern und Arbeitern zum Austrag gebracht wird. In der Presse wird mit einem Male behauptet, dass der Arbeit-

geberverband seinen einseitig ausgearbeiteten Tarif den Arbeitern gar nicht aufzwingen wolle sondern nur eine Vorarbeit leisten wollte, um die Tarifverhandlungen an den einzelnen Orten zu erleichtern. So liegen die Dinge denn doch nicht. Vielmehr wollte der Verband den Arbeitern den einseitig ausgearbeiteten Tarif aufzwingen. Sollte in dieser Taktik eine Änderung eintreten oder eingetreten sein, so wäre das recht erfreulich, und es würde sich ja dann wohl auch noch ein Weg zur Verständigung finden lassen. Die Arbeitgeber des Baugewerbes schaden durch ihr bisheriges Verhalten nicht nur der eigentlichen Bautätigkeit, sondern sie benachteiligen darüber hinaus auch die Frühjahrsbelebung auf anderen Gebieten des Wirtschaftslebens.

× ×

Kurze Chronik Die Erleichterung des Geldmarktes macht weitere Fortschritte. Am 15. Februar setzte die belgische Nationalbank ihren Diskont von 5 auf 4½ % herab, am 20. die schweizerische Nationalbank von 4½ auf 4 %. Die Bank von England ermässigte am 5. März ihren Diskont von 4 auf 3½ %, die deutsche Reichsbank am 7. März von 6 auf 5½ %. × Die Geschäftsabschlüsse der deutschen Grossbanken, die Ende Februar bis Mitte März bekannt geworden sind, ergeben mit zwei Ausnahmen gleich hohe Dividenden für 1907 wie für 1906. × Die deutsche Reichsbank hat für 1907 infolge der hohen Zinssätze einen überaus günstigen Abschluss erzielt und kann 9,89 % Dividende verteilen, obwohl vom Reingewinn 34,5 Millionen M. an das Reich abgeführt werden müssen. × Am 28. Februar setzte das Düsseldorfer Roheisensyndikat die Preise für Hämatit- und Giessereiroheisen um 3 M. pro t herab. × Das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat beschloss am 28. Februar eine Fördereinschränkung, für Kohle von 10, für Koks von 20 % der Beteiligungsziffer. × Wie durch die Presse bekannt wird, soll der Postscheckverkehr im Deutschen Reiche vom 1. April 1909 ab eingeführt werden.

Politik / Max Schippel

England und der Kaiserbrief Die letzte Woche brachte eine politische Sensation, wie sie hoffentlich nicht so bald wiederkehren wird. Der militärische Korrespondent der *Times* hatte von einem Briefe Wilhelms II. an den englischen Marineminister Lord Tweedmouth erfahren; daraus machte er in freier Phantasie sofort »einen Versuch, den für unser [englisches] Flottenbudget verantwortlichen Minister im deutschen Interesse zu beeinflussen«; eine Vorlegung des Briefes wie der Antwort sei unverzüglich seitens des Parlamentes zu fordern. Die fürchterliche Entdeckung ging unter der Überschrift *Unter welchem König?* in die Welt. Die *Times* unterstützten den grimmen Deutschenfresser sofort in einem Leitartikel: selbstverständlich habe der deutsche Kaiser »nur im deutschen Interesse« den Brief geschrieben; bekanntlich seien manche Männer »privaten Einflüssen zugänglich, wenn sie von hoher Seite kämen«, und da es sich hier um die »Leitung eines vitalen Teiles der nationalen Angelegenheiten« handle, so müsse vollste Öffentlichkeit hergestellt werden. »Die Lehre für unser Land liegt auf der Hand. Wenn bisher noch Zweifel über die Bedeutung der deutschen Flottenvergrösserung bestehen konnten, so sind sie jetzt beseitigt nach einem solchen Versuche den für unsere Flotte verantwortlichen Minister in einer den deutschen Interessen günstigen Richtung zu beeinflussen, mit anderen Worten nach einem Versuche es den deutschen Rüstungen leichter zu machen die englischen zu überholen.«

Der aufsehenerregende Streitfall hat offenbar seine zwei Seiten. Die eine Frage, ob ein Monarch auch in formloserer Weise mit Politikern verkehren dürfe, konnte sehr bald selbst von den schärfsten Hütern des konstitutionellen Zeremoniells nicht grundsätzlich verneint werden. Aus der einfachen Erwägung, dass, solange Monarchen noch leben und wirken, eine Quarantäne gegen die Berührung mit Aussenseitern doch nicht durchzuführen ist und vielleicht nicht einmal unter allen denkbaren Umständen das Beste wäre. Zudem haben gerade Blätter von der Art der *Times* den persönlichen Verbindungen und Bemühungen König Eduards eine sehr nützliche Rolle bei den Ententen mit den verschiedenen romanischen Ländern zuerkannt, und sie tun ähnliches alle Tage von neuem. Lord Lansdowne, der Führer der Opposition bei den Lords, betonte daher nur noch die eine Gefahr, dass offizielle und nichtoffizielle Schritte einander widersprechen und deshalb die Bestrebungen der verantwortlichen amtlichen Stellen durchkreuzt und verwirrt werden

könnten. Da diese Möglichkeit beim vorliegenden Anlass ausscheidet, so mag diese ganze nebensächliche Frage, heute wenigstens, bei seite bleiben.

Ernster ist jedoch eine zweite Seite. Die *Times* und ihre Hintermänner rechneten offenbar bewusst damit, dass man in England politische Gegner gar nicht wirksamer treffen könne als indem man sie freundschaftlicher Neigungen zu Deutschland, der Zugänglichkeit gegenüber deutschen Einflüssen bezichtige und verdächtige. Lord Tweedmouth sollte schon deshalb als ein Gezeichneter dastehen, weil er mit einem hervorragenden Deutschen sich über Flottenfragen ausspricht; das allein schon beweist dem Cityblatt, dass das liberale Flottenprogramm eine Art stillen Landesverrates darstellt. Ein paar Tage darauf die selbe Kampfesweise eines Mitarbeiters gegen die vermeintlich unzulänglichen Militärreformen des liberalen Kriegsministers Haldane. Dieser hatte bei Gelegenheit ganz nebenher erwähnt, dass man bei seinem längeren Aufenthalt in Berlin auf den Wert der volleren Entfaltung der *Volunteer*-truppen zu sprechen gekommen sei. Der Mitarbeiter will an den Spruch *Timeo Danaos et dona ferentes* zwar nicht erinnern, aber er fordert das Parlament auf auch über Herrn Haldane zu Gericht zu sitzen, weil er nach eigener Erklärung deutschen privaten Einflüssen nicht unbedingt verschlossen sei. In ähnlicher Weise operiert das Cityblatt bereits seit Jahr und Tag. Wer hatte die Doggerbankaffäre inszeniert, die England gegen Russland und damit den russischen Bundesgenossen Frankreich gegen England unter die Waffen rufen sollte? Deutschland. Wer kaufte englische Kohlenfelder auf, um England des Monopols der rauchlosen Schiffskohle zu berauben? Deutschland. Warum ist das österreichisch-türkische Bahnprojekt überaus verdächtig? Weil es auf deutscher Eingebung beruht. Und so fort in endlosen Variationen.

Diesmal haben sich die *Times* aber anscheinend doch verrechnet. Nachdem der erste erregte Sturm, den die Enthüllung verursachte, vorüber war, hat das englische Parlament, wie man anerkennen muss, in durchaus ernster und würdiger Weise den Treibereien vorläufig ein Ende bereitet, die unter Ausnutzung einer sinnlosen Deutschenfeindschaft dem liberalen Ministerium, vor allem den Flotten- und Kriegsministern galten. Hoffentlich spiegeln die Reden Lansdownes und Roseberys die englische Stimmung gegen Deutschland richtiger wieder als die Kundgebungen des noch immer einflussreichen imperialistischen Weltblattes. Die parlamentarischen Arbeitervertreter haben sich in schärfster Weise gegen die Hetzversuche gewendet.

× ×

Beamtengehälter

Die preussischen Wahlen, denen diesmal wegen der Wahlrechtsreform eine aussergewöhnliche Wichtigkeit zukommt, werden schon vor Pfingsten, also spätestens Anfang Juni stattfinden. Offenbar will man allseits nicht warten, bis der Block noch grössere Risse zeigt und Kompromisse der Rechten und der Nationalliberalen mit dem harmlosen Freisinn schwerer abzuschliessen sind.

Alle Blockparteien fürchten nun nicht minder gleichmässig die Unzufriedenheit der Beamten, denen längst Erhöhung der Gehälter versprochen ist, ohne dass im Reich und in Preussen entsprechende Vorlagen den Parlamenten unterbreitet sind. Das Reich hat zunächst kein Geld, und Preussen möchte gleichzeitig mit dem Reiche vorgehen, obwohl die preussische Thronrede ausdrücklich für die laufende Session die Regelung der Angelegenheit ankündigte. So ist man denn auf den ingeniösen Einfall gekommen die Beamten für die Reichsfinanzreform zu interessieren, ohne gegebene Versprechungen geradezu zu brechen: sowie Reichstag und Bundesrat sich über die Finanzreform geeinigt haben, soll die Aufbesserung der Gehälter sofort erledigt werden, mit rückwirkender Kraft vom 1. April 1908 ab. Die mittleren und unteren Beamten werden jedoch, wie im Vorjahre, Teuerungszulagen erhalten, ohne Rücksicht auf die Finanzebbe. Da der preussische Landtag schon Anfang April geschlossen werden soll, so blieb in Preussens vollends nichts weiter übrig als sich den Erklärungen des neuen Reichsschatzsekretärs Sydow anzuschliessen. Vielleicht sagt man sich auch, dass bei Wahlen eine bestimmte Regelung oft verstimmender wirkt als eine immerhin nicht unangenehme unbestimmte Erwartung. Beschämend ist jedoch der Eindruck dieses verschlungenen Weges aus der Sackgasse der finanziellen und politischen Verlegenheiten.

× ×

Sächsische Wahlrechtskrisis

Die jämmerliche Rückwärtsrevidierung des Wahlrechtes im Jahre 1896 rächt sich jetzt in Sachsen bitter. Für den neuen

Hohenthalschen Entwurf trat in der vorberatenden Landtagsdeputation überhaupt niemand ein. Umgekehrt erklärte zuletzt der Minister, unter deutlichem Hinweis auf Auflösung oder Rücktritt, alle in der Wahlrechtsdeputation gemachten Gegenvorschläge für unannehmbar, mit Ausnahme des Antrages des konservativen Abgeordneten Kühlmorgen, der die (Hohenthalschen) Kommunalvertreterwahlen zwar nicht ganz fallen lassen, aber höchstens ein Viertel oder ein Drittel der Abgeordneten auf diese Weise gewählt sehen will. »Er [der Minister] habe wiederholt in der unzweideutigsten Weise in den Motiven des Wahlgesetzentwurfs, bei der allgemeinen Vorberatung im Plenum und auch in der Wahlrechtsdeputation erklärt, dass ein Pluralwahlsystem allein und ohne Verbindung mit einem zweiten System absolut unannehmbar ist, und er werde niemals Seiner Majestät raten können einem System zuzustimmen, das sich lediglich auf diesem einen System aufbaut. Man werde ihm [dem Minister] nicht nachsagen können, dass er gegenteiligen Ansichten nicht Rechnung zu tragen vermöchte, man solle daher glauben, dass es nur die ernsteste, unerschütterliche Überzeugung sei, die die Regierung verhindere sich mit dem von der Wahlrechtsdeputation beschlossenen Pluralwahlrecht zu begnügen. Er müsse der Deputation seinen Vermittlungsvorschlag aufs dringlichste ans Herz legen und die Mitglieder der Deputation bitten sich auch immer bei ihrer Entschliessung die Situation zu vergegenwärtigen, die eintreten würde und müsste, wenn über diesen Punkt keine Verständigung zustande kommen sollte.« Nachdem die *Sächsische Arbeiterzeitung* den Wortlaut dieses Ultimatums brachte, gibt es hier kaum noch ein Vertuschen oder ein Zurück für das jetzige Ministerium. Es steht jedoch zunächst auch gar keine Verständigung zwischen Konservativen und Nationalliberalen in Aussicht. Im Gegenteil werfen die verwöhnten Konservativen den etwas lebendiger gewordenen und Morgenluft witternden Nationalliberalen vor, diese wünschten die Auflösung, um dann, in grösserer Zahl, die Regierung in ein anderes Fahrwasser zu drängen. Auch in den Plenarsitzungen kam es zu lebhaften Zusammenstössen.

✕ ✕

Kurze Chronik Die Stellung der nationalliberalen Partei zur preussischen Wahlreform ergibt sich aus folgender Resolution, die der Zentralvorstand dem Vertretertag unterbreitet: »Die Reform des preussischen Landtagswahlrechts ist unaufschiebbar. Von der Einführung des Reichstagswahlrechts ist abzusehen. Die Reform ist auf der Grundlage der von der preussischen Landtagsfraktion gestellten Anträge darauf zu richten, dass 1. zum Ausgleich für die eingetretenen erheblichen Veränderungen eine anderweite Feststellung der Wahlbezirke und der Zahl der in ihnen zu wählenden Abgeordneten herbeigeführt wird; 2. dass auf die soziale und wirtschaftliche Schichtung des Volkes in ihrer Bedeutung für die Gesamtwohlfahrt Rücksicht genommen wird; 3. dass in diese Reform die geheime und direkte Stimmabgabe aufgenommen wird.« ✕ Beide Kammern des schwedischen Reichstages genehmigten am 4. März die wirtschaftlich und politisch wichtige Dampffährenverbindung Trelleborg-Sassnitz, der auch der preussische Landtag bereits zugestimmt hat.

Sozialpolitik / Robert Schmidt

Handwerksgesetzgebung Über die Wirkung der Handwerksgesetzgebung ist vom reichsstatistischen Amt eine sehr interessante Enquete veröffentlicht. Es ergibt sich, dass die Innungsorganisationen in Süddeutschland nur wenig Boden gefasst haben. In Norddeutschland kommen auf 10000 Einwohner 97,8 Innungsmitglieder, in Süddeutschland sinkt die Zahl auf 29,9. Die Zwangsinnungen stehen mit 218468 Mitgliedern hinter den freien Innungen mit 270232 Mitgliedern zurück. Von irgend einer Tätigkeit können eine Anzahl Innungen überhaupt nichts berichten, denn 1459 Innungen hielten keine Vorstandssitzung und 323 keine Innungsversammlung in dem Berichtsjahre ab. Beschlussunfähig waren 179 Vorstandssitzungen und 210 Innungsversammlungen. 376 Innungen konnten keine Angaben über ihre Ausgaben machen, und 25 hatten überhaupt keine Ausgaben. Dass im Hinblick auf diese Ergebnisse von einer erspriesslichen Tätigkeit der Innungen keine Rede sein kann, liegt auf der Hand. So weisen nur 7% der Innungen mit 81089 Mitgliedern die Errichtung von Fachschulen auf, und zwar wurden 102882 M. verausgabt, das heisst pro Mitglied 1,71 M. pro Jahr. Staat und Gemeinde stellten als Zuschuss 194939 M. zur Verfügung, ausserdem vereinnahmten die Innungen an Schul-

geld 97 547 M. Für Arbeitsnachweise gaben die Innungen 43 081 M. aus, denen eine Einnahme von 27 450 M. gegenüberstand. 13 % aller Arbeitsnachweise sind überhaupt nicht in Tätigkeit getreten, und von den Arbeitssuchenden konnte nur 55,1 % Arbeit nachgewiesen werden. Den Herbergen wendeten nur 533 Innungen Zuschüsse im Betrage von 18 696 M. zu. Die Einnahmen für 1904 schätzt das Amt auf 3 800 000 M., genaue Angaben waren nicht zu erhalten. Bei diesen Einnahmen figurieren aber 649 151 M. als Einnahmen der Gesellenprüfung, Einschreibegebühr der Lehrlinge, der Herberge und der Arbeitsnachweise, also Einnahmen, die nur zum sehr geringen Teil von den Innungsmitgliedern aufgebracht wurden. Man kann sagen, dass die Enquete die Handwerksgesetzgebung als misslungen darstellt. Die Aufgabe der Innungen die Fachschulen, den Arbeitsnachweis und das Herbergswesen zu pflegen ist vollkommen unerfüllt geblieben. Durch die Innungskrankenkassen ist nur eine Zersplitterung unserer Krankenkassenorganisation herbeigeführt, die Innungsschiedsgerichte haben in der Rechtsprechung Erschwerungen gebracht, ohne dass behauptet werden könnte, mit diesen Einrichtungen wäre dem Handwerk ein Dienst geleistet. Auf den hier bezeichneten Gebieten ist die Tätigkeit der Innungen längst erlahmt, die Innungen sollten deshalb die Organisation der Unterstützungskassen für ihre Mitglieder mit mehr Eifer betreiben und die genossenschaftlichen Einrichtungen leistungsfähiger ausbilden. Das wären Bestrebungen, die dem Handwerker Nutzen bringen können, leider erschöpfen viele Innungen ganz ihre Kräfte in der Ausgestaltung zu einer Unternehmerorganisation, die ihr Ziel nur in entschiedener Bekämpfung der Arbeiterbestrebungen sieht.

× ×

Pensionskassen Die Pensionskassen der grossen Betriebe, deren Anschluss an die *gelben* Gewerkschaften immer mehr eingerichtet werden, haben die wichtige Streitfrage aufgerollt, ob der Arbeiter bei Lösung des Arbeitsverhältnisses einen Teil seiner Beiträge zurückverlangen kann, da ja mit dem Austritt aus dem Betriebe seine Ansprüche erlöschen. Einige Gewerbegerichte haben dahin erkannt, dass ein Recht der Rückforderung der Beiträge besteht, andere haben sich ablehnend zu solchen Ansprüchen verhalten. Im Reichstag ist die Frage in der Kommission, der der Gesetzentwurf betreffend den Versicherungsvertrag zur Beratung überwiesen wurde, zur Sprache gekommen. Die Regierung lehnte eine Regelung der Materie in diesem Gesetze ab, und die Kommission begnügte sich mit einer Resolution, die dem Wunsch Ausdruck gibt. dass eine Rückzahlung der Beiträge gesetzlich garantiert und unter gewissen Voraussetzungen die Fortsetzung der Mitgliedschaft bei diesen Kassen gestattet sein muss. Der Antrag unserer Parteigenossen, der bestimmt formuliert in diesem Gesetz die Streitfrage regeln wollte, fand keine Annahme. Durch eine Entscheidung des Essener Landgerichts über die Ansprüche einiger Arbeiter der Firma Krupp ist die dringende Regelung der Rechtsverhältnisse auf diesem Gebiet wieder deutlich zum Ausdruck gekommen. Das Gericht hat sich auf den Standpunkt gestellt, dass der § 117 Absatz 2 G. O. den Lohnabzug für Einrichtungen zur Verbesserung der Lage der Arbeiter gestattet, und die Pensionskasse als solche Einrichtung zu erachten ist. Auch ein Verstoss gegen das Lohnbeschlagnahmegesetz liege nicht vor, weil der § 115a G. O. der Verabredung der Arbeitgeber mit dem Arbeitnehmer für Wohlfahrtseinrichtungen Lohnabzüge vorzunehmen nicht entgegenstehe. Es wird nunmehr bei Beratung der Gewerbeordnungsnovelle versucht werden müssen andere Rechtsgarantieen für die Ansprüche der Arbeiter aus diesen sogenannten *Wohlfahrtskassen* herbeizuführen.

× ×

Schweiz Der Kanton Bern hat in einer Gesetzesvorlage den 10stündigen Arbeitstag auch für diejenigen Arbeiterinnen in Vorschlag gebracht, die bisher der Fabrikgesetzgebung nicht unterstellt waren. Der Entwurf ging somit weiter als die Vorlage, die von der deutschen Regierung gegenwärtig dem Reichstage unterbreitet wurde. Ferner bestimmt das Berner Gesetz, dass Arbeiterinnen, die längere Zeit in einem Geschäft tätig sind, mit Fortzahlung des Gehalts Ferien von 6 bis 12 Tagen beanspruchen können. Für Bergwerke und Steinbrüche wird für Arbeiterinnen die Beschäftigung unter Tage verboten, desgleichen kann ein Verbot der Frauenarbeit da angeordnet werden, wo Gefahren für die Gesundheit und Sittlichkeit bestehen. Die Vorschriften

über den Zustand der Arbeitsräume sind erweitert, es ist auch eine Regelung des Dienstvertrags vorgesehen. Das Gesetz gelangte nur mit 37000 gegen 20100 Stimmen zur Annahme, in der ländlichen Bevölkerung zeigte sich eine starke Abneigung.

In einem zweiten Gesetz führt der Kanton Bern behufs Beilegung der Streiks Einigungsämter ein, den Schiedsspruch ist keine Partei gezwungen anzuerkennen. Bedeutsamer sind die Bestimmungen über Einschüchterung und Belästigungen der Streikbrecher, die mit Geldstrafe oder Gefängnis bis zu 60 Tagen geahndet werden können. Umzüge bei Streiks können verboten werden, und den Ausländern steht bei der Teilnahme an Streiks die Ausweisung bevor. Gegen dieses Gesetz haben sich natürlich die Gewerkschaften und die Partei sehr energisch gewandt, es erfolgte aber in der Volksabstimmung die Annahme mit 35129 gegen 23000 Stimmen.

Die Bundesversammlung und der Ständerat der Schweiz hat die Subvention für die Arbeitersekretariate von 25000 auf 30000 fr. erhöht.

× ×

Kurze Chronik Das preussische Kriegsministerium hat eine Anzahl Aufträge für Wäsche und kleinere Bekleidungsstücke unter Umgehung der Zwischenmeister dem christlichen Gewerkverein der Heimarbeiter übergeben, es soll damit den Heimarbeitern ein höherer Lohn gesichert werden. × Der *deutsche Landwirtschaftsrat* forderte in seiner Sitzung am 12. Februar einen grösseren Schutz für die jugendlichen Arbeiter und Arbeiterinnen im Alter von 16 bis 18 Jahren, um die jugendlichen Arbeitskräfte der Industrie abwendig zu machen und der Landwirtschaft zu erhalten. × In Italien ist auf Empfehlung des Arbeitsamtes in der Kammer ein Gesetz angenommen, wonach die Nachtarbeit in Bäckereien verboten wird. × Die englische Regierung hat einen Gesetzentwurf eingebracht, der die 8stündige Arbeitszeit für die Bergarbeiter festlegt. × Das schwedische Parlament hat für die Unterhaltung von Arbeitsnachweisen 15000 Kr. bereitgestellt. Die Unterstützung wird den Gemeinden, Landwirtschaftskammern und Vereinen gewährt; unter anderm ist die Bedingung gestellt, dass der Arbeitsnachweis eine paritätische Verwaltung haben muss.

Kommunalpolitik / Hugo Lindemann

Arbeitslosenfürsorge Die stärker und stärker einsetzende Arbeitslosigkeit hat, wie in den Perioden früherer Depressionen, auch diesmal wieder die städtischen Verwaltungen unvorbereitet getroffen, obschon die Probleme der Arbeitslosigkeit und ihrer Bekämpfung während der Dauer der Hochkonjunktur eigentlich ununterbrochen zur Diskussion standen — es sei nur auf die grosse Publikation des Reichsamtes des Innern hingewiesen — und insbesondere seitens der organisierten Arbeiterschaft in der Presse, aber auch durch Anträge in den Landtagen und Kommunen selbst wieder und wieder die Notwendigkeit betont wurde in den Zeiten der wirtschaftlichen Blüte die nötigen Vorkehrungen für die mit Sicherheit zu erwartende Arbeitslosigkeit der Krisenperiode zu treffen. Die Vorgänge, die sich in den wenigen Winterwochen in den städtischen Verwaltungen abspielten, haben gezeigt, dass nur sehr geringe sozialpolitische Fortschritte auf diesem Gebiete gemacht worden sind. So fehlt es auch jetzt noch — wie Calwer in seinem Artikel *Die Arbeitslosigkeit in Berlin* in diesem Bande der *Sozialistischen Monatshefte* (pag. 227 ff.) schlagend darlegt — an den nötigen Einrichtungen den Umfang der Arbeitslosigkeit auch nur mit einiger Zuverlässigkeit festzustellen. Infolgedessen ist auch diesmal die stets wiederkehrende Erscheinung zu beobachten, dass die Zahl der Arbeitslosen ganz verschieden hoch geschätzt wird, und dass die Zählungen der Arbeiterschaft als unzuverlässig und übertrieben bezeichnet werden, von der Arbeiterschaft dagegen der Vorwurf der ungenügenden Erfassung der Arbeitslosen, der Vertuschung des Elends erhoben wird. Eine ausreichende Beobachtung des Arbeitsmarktes, die mit der Kenntnis des Umfangs und der Art der Arbeitslosigkeit auch die notwendige Grundlage für eine rationelle Arbeitslosenfürsorge schafft, muss also als eine der wichtigsten Aufgaben unserer kommunalen Verwaltungen bezeichnet werden. Dabei bedürfen diese allerdings der regen Mithilfe aller gewerkschaftlichen Organisationen.

Wie üblich beschränkt sich die kommunale Tätigkeit auf die Einrichtung von Notstandsarbeiten, Wärmehallen und dergleichen. Da es an einer sorgfältigen Vorbereitung der Notstandsarbeiten fehlt — in den Zeiten der Hochkonjunktur hat

natürlich niemand daran gedacht solche Notstandsarbeiten vorzubereiten — und eben so sehr auch an den nötigen Organen, deren Aufgabe diese Vorbereitung wäre, so mussten wieder Hals über Kopf in der Zeit der Not Arbeiten zusammengesucht und unternommen werden, die eigentlich für spätere Zeiten vorgesehen waren. Die unmittelbare Folge wird ihre Verteuerung sein müssen. Jedoch ist wenigstens ein Fortschritt bei der Behandlung der Arbeitslosen und ihrer Entlohnung zu verzeichnen. Da man in früheren Jahren die Arbeiten an Unternehmer vergab, ohne ihnen über die Höhe der zu zahlenden Löhne irgend welche Vorschriften zu machen, lieferte man die Arbeitslosen einer doppelt starken Ausbeutung aus. In diesem Winter ist meist auf Antrag der sozialdemokratischen Gemeindevertreter entweder die Ausführung der Notstandsarbeiten in eigener Regie zugesichert worden, wie zum Beispiel in Schöneberg oder den Unternehmern die Auflage gemacht Tariflöhne und einen bestimmten Mindestlohn zu zahlen, so zum Beispiel in Magdeburg. An die Einrichtung einer kommunalen Arbeitslosenunterstützung nach Genter Muster und nach dem Strassburger Vorgang ist auch unter dem Druck der Arbeitslosigkeit bis jetzt noch keine weitere deutsche Stadt herangegangen. Dieses Verhalten ist um so mehr zu bedauern, als sich die Strassburger Einrichtung nach dem kürzlich veröffentlichten Bericht der Stadtverwaltung sehr gut bewährt hat. Wir entnehmen diesem die folgenden Mitteilungen. Es beteiligten sich sämtliche Gewerkschaften und Vereine, mit Ausnahme der Gewerkschaft der Transportarbeiter, aber nur 12 von den angemeldeten und zugelassenen 20 Verbänden konnten mit Arbeitslosen in den Genuss der städtischen Arbeitslosenversicherung eintreten. Die günstige wirtschaftliche Konjunktur kommt hierin zum Ausdruck. Im ganzen wurden im Laufe des Berichtsjahres 153 Arbeitslose unterstützt. Am stärksten waren die Buchdrucker, die Holz- und Metallarbeiter an dieser Ziffer beteiligt. Ihnen folgen die Zimmerer, Tapezierer und Buchdruckereihilfsarbeiter. Von den 2618 Unterstützungstagen entfallen 795, oder mehr als ein Viertel, auf die Buchdrucker mit 676 organisierten Teilnehmern, während auf 1105 organisierte Metallarbeiter nur 498 Unterstützungstage kamen. Diese Erscheinung erklärt sich zum Teil daraus, dass die Buchdrucker keine Karenztage für den Bezug der Unterstützung haben, auch für Sonn- und Feiertage Unterstützung zahlen, ausserdem fast alle, nahezu 100 % organisiert sind. Sehr stark war auch die Inanspruchnahme der Einrichtung durch die Holzarbeiter, deren 672 Mitglieder 600 Unterstützungstage hatten. Die Gesamtsumme der städtischen Unterstützungen belief sich auf 1889,35 M., während die 12 Gewerkschaften aus eigenen Mitteln allein an Ortsunterstützung 7658,54 M. aufbrachten. Die grosse Differenz zwischen der gewerkschaftlichen und städtischen Unterstützung erklärt sich im wesentlichen daraus, dass bei der städtischen Einrichtung der einjährige Wohnsitz in der Stadt zur Voraussetzung ihrer Benutzung gemacht ist. Wichtig ist ferner die günstige wirtschaftliche Konjunktur, die sich besonders im Handelsgewerbe zeigte.

Gegen die Arbeitslosenversicherung werden, wie bekannt, hauptsächlich drei Bedenken erhoben. Man bezeichnet die Kontrolle über die Ursache der Arbeitslosigkeit und die Kontrolle über das Bestehen der Arbeitslosigkeit als schwierig, ja, geradezu unmöglich, und weist darauf hin, dass die Zuweisung passender Arbeit sich in der Praxis nicht durchführen lasse. Der Bericht der Stadtverwaltung meint nun, diese Schwierigkeiten liessen sich wohl am einfachsten dadurch überwinden, dass die Stadt selbst auf die Kontrolle verzichte und sie den Gewerkschaften überliesse. Ein solches Vorgehen, wie es in Gent beliebt worden sei, hätte aber nicht im Sinne der Strassburger Einrichtung gelegen. Diese sehe vielmehr eine eigene materielle Nachprüfung und Mitwirkung der städtischen Organe vor. Trotzdem sei das Ergebnis des einjährigen Versuches ein durchaus zufriedenstellendes, und die drei Hauptbedenken der Theorie gegen die Arbeitslosenversicherung hätten sich als nicht stichhaltig erwiesen. Wir wollen nicht in eine Untersuchung darüber eintreten, ob eine so weitgehende materielle Kontrolle der städtischen Organe notwendig gewesen wäre, jedenfalls aber ist es wertvoll hervorzuheben, dass auch diese Kontrolle möglich gewesen ist und sich bewährt hat. Die Voraussetzung dabei war allerdings das verständnisvolle Zusammenarbeiten der Organe der städtischen Verwaltung mit den Gewerkschaften. Dieser Verbindung der Gewerkschaften mit der öffentlichen Behörde legt der Bericht eine grosse, all-

gemeine sozialpolitische Bedeutung bei. Er schreibt darüber: »An mehreren Stellen haben wir bereits betont, dass die Voraussetzung des Gelingens dieser Art der Arbeitslosenfürsorge das Vertrauen von Stadt und Gewerkschaften in die gegenseitige loyale Art der Durchführung der Verwaltung ist. Je häufiger man heute beobachtet, mit wie wenig Vertrauen leider so oft gerade der Arbeiter auf die Büreaukratie blickt, und mit wie wenig Verständnis auf der anderen Seite ebenso bedauerlicherweise der Bureaukrat die Verhältnisse der Arbeiterschaft beurteilt, um so freudiger muss man eine Einrichtung begrüssen, die beide Teile zum ständigen Zusammenarbeiten und infolgedessen auch zum besseren Verstehenlernen veranlasste.«

Nach § 3 der Versicherungsordnung tritt der Zuschuss nur im Falle unfreiwilliger Arbeitslosigkeit ein. Jeder Austritt infolge eigener Kündigung wurde daher zunächst als freiwillig angesehen, und nur, wenn ein wichtiger Grund angegeben werden konnte, trat die Unterstützung ein. Als ein solch wichtiger Grund wurde zum Beispiel anerkannt die Feststellung, dass der Arbeitgeber dem Arbeiter zugemutet hatte gegen Bestimmungen eines bestehenden Tarifvertrages zu verstossen. Ebensowenig tritt die städtische Unterstützung ein, falls die Arbeitslosigkeit eine Folge von Streiks oder deren Folgen ist. Auch Krankheit als Grund der Arbeitslosigkeit schliesst die Gewährung des städtischen Zuschusses aus. Doch wurde der städtische Zuschuss dann bezahlt, wenn die Arbeitslosigkeit die indirekte Folge der Krankheit war, also nach der Gesundung des Erkrankten andauerte. Schwierigkeiten bei der Kontrolle haben sich nicht herausgestellt. Der Bericht weist darauf hin, dass ein gutgeführter städtischer Arbeitsnachweis so viele Beziehungen zu Arbeitgebern und Arbeitern hat, dass Täuschungen über den Grund der Arbeitslosigkeit ihm bald zur Kenntnis gelangen.

Mit grösseren Schwierigkeiten ist begreiflicherweise die Kontrolle über das Bestehen der Arbeitslosigkeit verbunden. Doch haben auch sie sich als überwindbar erwiesen. Die arbeitslosen Gewerkschaftsmitglieder mussten sich bei Eintritt der Arbeitslosigkeit, spätestens am ersten Werktag nach deren Eintritt, auf dem städtischen Arbeitsamt eintragen lassen und sich dort täglich zur Kontrolle melden. Bei den kleineren Gewerkschaften, die nur ehrenamtliche Gewerkschaftsbeamte an Ort und Stelle haben, war solch eine Kontrolle unbedingt notwendig. Sie wurde aber auch bei den grossen Gewerkschaften, die selbst tägliche Meldungen in der Arbeitszeit bei ihren hauptamtlich bestellten Beamten vorschreiben, verlangt, und ohne Einwendungen, ja, sogar mit lebhafter Unterstützung der Gewerkschaftsbeamten durchgeführt. Nicht selten wiesen die Gewerkschaftsbeamten die städtischen Beamten ausdrücklich auf Fälle hin, die ihnen verdächtig schienen. Die scharfe Kontrolle hat sich im wesentlichen als erfolgreich erwiesen. Der Bericht gibt allerdings zu, dass einzelne Fälle gelegentlicher Nebenbeschäftigung der Arbeitslosen vielleicht nicht festgestellt worden sind, dass aber Fälle ständigen Erwerbs ganz sicher sich auf die Dauer nicht der Entdeckung entziehen konnten. Nur ein einziger Fall ständigen Erwerbs wurde festgestellt, der dann den völligen Ausschluss des Betreffenden von dem städtischen Zuschuss, weiterhin auch aus der betreffenden Gewerkschaft zur Folge hatte.

Auch die Bestimmung über die Zuweisung passender Arbeit führte zu keinen Differenzen mit den Gewerkschaften. Unter passender Arbeit wurde natürlich Arbeit im Berufe verstanden. Gelernten Arbeitern wurde also Tagelöhnerarbeit nicht zugewiesen. Ebenso wurde daran festgehalten, dass kein Arbeitsloser gezwungen werden solle eine nicht tariflich bezahlte Stelle anzunehmen. Zweifel über die Anwendung dieser Grundsätze entstanden bei solchen Arbeitslosen, die eigentlich keinem gelernten Berufe angehören, wie den Buchdruckereihilfsarbeitern, Parketthoblern, den bei der Tabakverarbeitung beschäftigten Frauen. Bei diesen Arbeiterklassen wurde vom Arbeitsamt im Verein mit den Gewerkschaften auf die Annahme anderer Arbeit dann hingewirkt, wenn nach Lage des Arbeitsmarktes in ihrem Berufe die Zuweisung von Arbeit in ihm für längere Zeit mit Bestimmtheit unmöglich erschien. Meinungsverschiedenheiten zwischen Gewerkschaft und Arbeitsamt entstanden des öfteren bei der Zuweisung lediger Arbeiter in Arbeit nach auswärts, namentlich wenn in den auswärtigen Ortschaften geringere Löhne als nach den Strassburger Tarifsätzen gezahlt wurden. Um die Streitigkeiten zu vermeiden, wurde die besonders sorgfältige vorherige Einholung der Lohn- und Arbeitsbedingungen bei den auswärtigen Arbeitgebern

verlangt und auf grund dieses Materials dann entschieden, ob der Arbeitslose die Stelle annehmen müsse. Auf diese Weise gelang es die wenigen Zweifelsfälle zur gegenseitigen Zufriedenheit der Gewerkschaften und des Arbeitsamtes zu erledigen.

Wir müssen uns begnügen auf die Ausführungen des Berichtes über die Wohnsitzvorschrift hinzuweisen. Mit einigen Worten sei dagegen noch der Wirkung der Einrichtung nach dem Personenkreise gedacht, dem sie zu gute kommt. Von rund 20000 in Strassburg beschäftigten Arbeitern waren rund 4000 Mitglieder der der städtischen Versicherungseinrichtung angeschlossenen Verbände. Die Einrichtung käme also danach einem Viertel der Arbeiterschaft zu gute. Das sind selbstverständlich ausschliesslich qualifizierte Arbeiter, deren Organisation die Arbeitslosenversicherung für sich schon eingeführt hatten. Die Strassburger Einrichtung bringt also nur eine Teillösung des Arbeitslosenproblems. Die ungelernten Arbeiter sind von ihr ausgeschlossen; für sie wäre auch richtiger durch Notstandsarbeiten zu sorgen.

× ×

Bettermentbeiträge Nach Artikel 69 der badischen Städteordnung können die Beteiligten zur gänzlichen oder teilweisen Deckung der durch die Herstellung, Unterhaltung oder den Betrieb von Veranstaltungen der Gemeinde erwachsenen Kosten, zur Zahlung von Beiträgen herangezogen werden, wenn diese Veranstaltungen für einzelne Besitzer oder Unternehmer, oder für abgegrenzte Teile der Gemarkung besondere Vorteile bringen. Ein solcher Gemeindebeschluss bedarf der Staatsgenehmigung. Die Stadtgemeinde Mannheim hat nun kürzlich von dieser Bestimmung Gebrauch gemacht, um die Kosten einer zweiten Neckarbrücke zu decken. Wie in der Vorlage des Stadtrates angeführt wird, müssen die Folgen der durch die neue Brücke bewirkten Verkehrsumwälzungen sich in einer Steigerung der Nachfrage nach Bauboden, in einer Änderung des sozialen oder wirtschaftlichen Charakters der Bewohnerschaft der durch den Bau der neuen Brücke berührten Stadtteile, infolge Niederlassung einer pekuniär besser situierten Mieterschaft, und schliesslich in einer durch die beiden erwähnten Tatsachen hervorgerufenen Bodenwerterhöhung ausdrücken. Der Nutzen für bestimmte Interessenten tritt also bei dem Bauwerk sehr stark in den Vordergrund, während der Vorteil für die Allgemeinheit zurücktritt. Aus diesen Gründen kam die Stadtverwaltung zu dem Vorschlage zu den Kosten des eigentlichen Brückenbaues die Eigentümer der im Einflussgebiet der Brücke gelegenen Grundstücke zu Beiträgen heranzuziehen. Unter diesen Eigentümern ragt neben der Stadtgemeinde das staatliche Domänenärar hervor, das mit rund 90 ha beteiligt ist. Ihm würde daher jede Mark Wertsteigerung pro qm einen Gewinn von über 800000 M. in den Schoss werfen; und der Gewinn, den es allein für einen Teil seines Grundbesitzes aus dem Brückenbau ziehen wird, geht in die Millionen.

Bei der Festsetzung der Höhe der Beiträge hat sich die Stadtverwaltung eines individualisierenden Verfahrens bedient und die für die Bodenwertsteigerung jedes einzelnen Grundstückes speziell in betracht kommenden Momente ermittelt. Bei der Feststellung der Wertsteigerung wurden die folgenden Tatsachen zu grunde gelegt: 1. die durch die Brücke bewirkte Wegabkürzung, 2. die Entfernung von der neuen Brücke, 3. die nach der Bauordnung zulässige bauliche Ausnützung, 4. bei den grossen zusammenhängenden Grundflächen der Stadtgemeinde und des Domänenärars ihr Charakter als Komplexe mit der dadurch bedingten besseren Verwertungsmöglichkeit. Die Beitragspflicht wurde nur auf die unbebauten Grundstücke gelegt, da die Wertsteigerung der älteren Häuser nur unter Aufwendung erheblicher Kosten für Um- oder Ausbauten eintreten wird. Die Summe der Beiträge wurde auf 1369304,28 M. berechnet, so dass von den Gesamtkosten des Baues die Gemeinde 47,33 %, die Beitragspflichtigen 52,67 % aufzubringen haben würden. Von der Stadtverordnetenversammlung wurden die kapitalisierten Unterhaltungskosten der Brücke noch ausgeschieden, so dass der Beitrag der Grundbesitzer sich dementsprechend verminderte.

× ×

Kurze Chronik In die Berliner Schuldeputation wurde Genosse Singer gewählt. Das Provinzialschulkollegium hat der Wahl die Zustimmung verweigert. × Die Schöneberger Stadtverordnetenversammlung wünscht ein gemeinsames Vorgehen Gross Berlins gegen die fiskalische Waldverwüstung in der Berliner Umgebung. × Am 1. April wird in Charlottenburg das mit städtischer Unter-

stützung gegründete Ledigenheim eröffnet.

× ×

Literatur Von der von Dr. A. Keller herausgegebenen Sammelschrift *Ergebnisse der Säuglingsfürsorge* ist das 1. Heft /Wien, Deuticke/ erschienen. Es enthält einen Beitrag des Herausgebers *Kommunale Säuglingsfürsorge, Ärztliche Erfahrungen* betitelt und einen Beitrag des Stadtrat Lindemann-Magdeburg *Die Stadtgemeinde im Dienste der Säuglingsfürsorge.* Keller behandelt vom Standpunkte des Arztes aus in stetem Anschlusse an die von ihm in Magdeburg gemachten praktischen Erfahrungen alle wichtigeren Fragen der Säuglingsfürsorge. In 3 Teilen stellt er die geschlossene Säuglingsfürsorge, die offene Säuglingsfürsorge, endlich die Fürsorge für Kinder, die besonders gefährdet sind, dar. Besonders eingehende Behandlung findet die Geschichte der Milchküche in Magdeburg, und die dort gemachten Erfahrungen, die zu der Aufhebung dieser Institution geführt haben. Der Verfasser kommt zu den folgenden Vorschlägen: 1. Beratungsstunden und Überwachung der Ziehkinder, 2. materielle Unterstützung der bedürftigen stillenden Mütter, 3. Säuglingsheime. Stadtrat Lindemann entwickelt den Plan einer zentralisierten städtischen Säuglingsfürsorge, wie sie in Magdeburg nach den Beschlüssen der Stadtverordnetenversammlung zur Durchführung kommen soll. Das Buch sei allen, die sich für die Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit interessieren, zum Studium empfohlen.

× Das Buch K. Hasserts *Die Städte* /Leipzig, Teubner/ stellt die Erweiterung eines in der Kölner *Vereinigung für Rechts- und staatswissenschaftliche Fortbildung* gehaltenen Kursus dar. Es will unter möglichster Berücksichtigung des geographischen Gesichtspunktes eine Zusammenfassung des zerstreuten Stoffes und ein Beitrag zum weiteren Ausbau einer allgemeinen Geographie der Städte sein. Von den 11 Kapiteln nennen wir nur die folgenden: *Die wirtschaftlichen Typen der Städte, Die Städte und der Verkehr, Das Wachstum der Städte, Das Stadtbild, Grundriss und Aufriss, Das Baumaterial der Städte.*

Rechtspraxis / Wolfgang Heine

Boykott Der Gastwirt Albert Praschek zu Görsdorf bei Lengefeld hatte während der letzten Reichstagswahl der Sozialdemokratie seinen Saal zu einer Versammlung überlassen. Kurze Zeit darauf wurde er aus dem Militärverein zu Görsdorf ausgeschlossen. Seine Beschwerde wurde in allen Instanzen verworfen. In dem Spruch des Bundesschiedsgerichts des *Sächsischen Militärvereinsbundes* heisst es: »Dass Praschek damit die Bestrebungen der Sozialdemokratie unterstützt hat, bedarf keiner Ausführungen. Er verteidigt sich mit der Behauptung, dass laut Beschlusses der höheren Verwaltungsbehörden den Saalinhabern freigegeben worden sei ihre Säle jeder politischen Partei zu überlassen. Aber nicht darum handelt es sich, ob er an der Abgabe des Saales an die sozialdemokratische Partei gesetzlich verhindert war, sondern darum, ob diese Überlassung vereinbar war mit seiner Eigenschaft als Mitglied eines Königlich sächsischen Militärvereins. Das ist nicht der Fall . . . Die tatsächliche Unterstützung sozialdemokratischer Bestrebungen, wie sie hier vorliegt, muss bis zum Beweise des Gegenteils als Betätigung der Bestrebungen dieser Partei gelten.« Der Ausschluss aus dem Militärverein bedeutet für den Wirt einen erheblichen Nachteil, schon wegen des Verlustes der durch die Mitgliedschaft erworbenen Vermögensrechte. Noch mehr natürlich durch die Beeinträchtigung der Kundschaft. Hier liegt also ein regelrechter Boykott durch die Militärvereine gegen einen Wirt vor, der weiter nichts getan hatte als bei der Hergabe seines Lokals unparteiisch zu verfahren.

Selbstverständlich bleiben die Folgen solcher Einschüchterung nicht aus: Die Wirte auf dem Lande wagen nicht ihre Säle Sozialdemokraten zur Verfügung zu stellen. Erklären dann die Sozialdemokraten, dass sie nunmehr auch bei diesen Wirten nicht als Gäste verkehren wollen, verhängen sie also einen Boykott, um eine gerechte Behandlung durchzusetzen, so zetern die selben Leute, die den *ordnungsparteilichen* Terrorismus gegen die Wirte ausgeübt haben, über sozialdemokratischen Terrorismus.

Der Redakteur Perner der *Brandenburger Zeitung* hatte den Bericht über eine Versammlung veröffentlicht, worin mitgeteilt war, dass ein Wirt in der *Neuen Schleuse* bei Rathenow den Parteigenossen sein Lokal zu Versammlungen zuerst versprochen, dann aber verweigert hatte, und dass die organisierten Genossen und die Gewerkschaften beschlossen hatten in diesem Lokal auch als Gäste nicht mehr

zu verkehren. Perner wurde deshalb in erster Instanz wegen *groben Unfugs* zu 20 M. Geldstrafe verurteilt, aber in zweiter Instanz freigesprochen. Die Freisprechung wurde hier damit begründet, dass eine Verletzung oder Gefährdung des äusseren Bestandes der öffentlichen Ordnung, also ein grober Unfug nicht angenommen werden könnte. Der Frage, ob nicht vielmehr das sittliche Recht auf seiten der in der Ausübung ihres Versammlungsrechts beeinträchtigten Sozialdemokraten läge, ging das Gericht aus dem Wege.

Dagegen ist ein Urteil des reichsländischen Oberlandesgericht zu Kolmar zu beachten, das dieses grundlegende Problem energischer anfasst. In Mülhausen i. E. hatten mehrere Wirte gegen den Reichstagsabgeordneten Emmel und die Vorstandsmitglieder des sozialdemokratischen Vereins Zivilklage erhoben, nachdem in der *Mülhauser Volkszeitung* mitgeteilt worden war, dass der sozialdemokratische Verein beschlossen hätte die Lokale dieser Wirte zu sperren, weil diese Lokalitäten anderen Parteien zu Versammlungen überlassen wurden, der Sozialdemokratie aber nicht. Das Landgericht Mülhausen verurteilte die Beklagten diesen Boykott aufzuheben. Das Oberlandesgericht Kolmar aber hat dieses Urteil kassiert und unter anderem folgendes ausgeführt: »Jede politische Partei bedarf zur Erreichung ihrer Ziele, zu ihrer gesetzlich gestatteten Betätigung des ebenfalls gesetzlich gewährleisteten Versammlungsrechts und zu diesem Zwecke geeigneter Versammlungsräume, namentlich zu Zeiten der Wahlkämpfe ... Jede politische Partei hat deshalb an sich ein berechtigtes Interesse sich die erforderlichen Versammlungsräume zu sichern und die Inhaber solcher, als welche meist Wirte in betracht kommen, zu bestimmen ihr die Räume zu gewähren ... Dieses Verlangen ist auch kein unbilliges gegenüber solchen Wirten, deren Wirtschaften gewöhnlich von den Parteigenossen besucht werden. Die Wirte haben allerdings keine rechtliche Verpflichtung die Säle zu gewähren, die Parteigenossen haben aber auch keine Verpflichtung die gewerblichen Interessen des Wirtes weiter zu fördern, wenn er durch Versagung der Säle den Interessen der Partei entgegentritt. Wenn unter solchen Umständen eine Partei oder ein politischer Verein einen Wirt boykottiert, um ihn für die erwähnten Zwecke willfährig zu machen, so liegt hierin an sich kein Verstoss gegen die guten Sitten, sondern ein Akt der berechtigten Selbsthilfe. Dass der hier in Rede stehende Boykott nur einem solchen Zwecke und nicht etwa lediglich der Rache für die angebliche Versagung der Säle diente, ist unbestritten ... Es kann auch nicht behauptet werden, dass der angestrebte Zweck mit Beendigung der Reichstagswahl hinfällig geworden sei. Denn das Bedürfnis einer politischen Partei nach Versammlungsräumen ist ein dauerndes und nicht bloss auf Wahlzeiten beschränkt, ganz abgesehen davon, dass Wahlen zu den verschiedensten Zwecken nahezu jährlich, also auch dauernd erforderlich sind.« Da die Kläger Revision eingelegt haben, schwebt der Prozess noch beim Reichsgericht.

× ×

Koalitionsrecht und Erpressung Bekanntlich ist neuerdings der § 153 G. O., der an sich ein Ausnahmegesetz gegen Arbeiterkoalitionen darstellt, in einer Weise ausdehnend interpretiert worden, die das Koalitionsrecht der Arbeiter überhaupt in Frage stellen muss. Dieses Gesetz bedroht den mit Strafe, der »andere« durch Zwangsmittel zu bestimmen versucht an Verabredungen teilzunehmen oder Verabredungen Folge zu leisten oder zu hindern sucht von Verabredungen zurückzutreten, welche die Erlangung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen bezwecken. Diese Bestimmung ist seit dem Erlass der Gewerbeordnung von 1869 dahin aufgefasst worden, dass sie bezweckte den Arbeiter gegen den Koalitionszwang anderer Arbeiter und den Arbeitgeber gegen den Koalitionszwang seiner Klassengenossen zu schützen. Dies war auch stets der Standpunkt, den das Preussische Kammergericht einnahm. Erst seit einigen Jahren hat das Reichsgericht, indem es sich mechanisch an das Wort »andere« klammerte und eine gründliche Prüfung der Entstehungsgeschichte des § 153 G. O. unterliess, dem Gesetz die Auslegung gegeben, dass darunter auch das Vorgehen von Arbeitern gegen Arbeitgeber, namentlich die Androhung eines Streiks oder einer Sperre fiele. Diese neue Auslegung müsste in der Praxis dahin führen, dass die Ausübung des in § 152 G. O. eingeführten Koalitionsrechts durch § 153 unter Strafe gestellt wäre. Mehrfach sind auch Arbeiter in solchen Fällen verurteilt worden. Die Anwendung der selben Rechtsauffassung auf Unternehmer, die ihre Arbeiter mit Aussperrung bedroht hatten, wurde in einem gleichliegenden

Falle in Breslau im Jahre 1907 abgelehnt. Das Reichsgericht hat ferner den besonderen Fehler begangen auch die Tarifverträge zwischen Arbeitern und Arbeitgebern, die ihrer ganzen Natur nach den Kampforganisationen der Arbeiter gegen die Arbeiter und umgekehrt total entgegengesetzt sind, ebenfalls unter die in § 152, 153 G. O. erwähnten »Verabredungen und Vereinigungen« einzubegreifen und dadurch die Entwickelung der Tarifverträge ernsthaft zu gefährden. Denn solche Verträge werden immer wirkungslos bleiben ohne Sperrung der Aussenstehenden.

In der Reichstagssitzung vom 20. April 1907 kam diese Frage zu einer ausführlichen Erörterung. Der Staatssekretär des Reichsjustizamts äusserte damals selbst seine Bedenken gegen die Auffassung des Reichsgerichts. Inzwischen hat, wohl nicht ohne Veranlassung dieser Reichstagsdebatte, ein Urteil des Reichsgerichts, 4. Strafsenat, vom 18. Juni 1907 diese neue Auslegung des § 153 G. O. etwas modifiziert, ohne sich jedoch zu einem entschiedenen Bruch mit ihr und zu einer Wiederaufnahme der richtigen älteren Praxis entschliessen zu können.

Zur rechten Zeit nun erscheinen auf einmal zwei hochbedeutende Abhandlungen über diese Frage, beide unzweifelhaft durch die Reichstagsverhandlungen des vorigen Jahres hervorgerufen. Im neuesten Heft des *Archivs für Strafrecht*, herausgegeben von Kohler, veröffentlicht der Wirkliche Geheime Oberregierungsrat von Tischendorf, der bei den Reichstagsverhandlungen als kriminalistischer Vertreter des Reichsjustizamts mitzuwirken pflegt, einen Aufsatz *Koalitionszwang und Erpressung im gewerblichen Lohnkampfe* und in der *Deutschen Juristenzeitung* vom 1. März 1908 erscheint ein Artikel *Zum Koalitionsrecht* von dem bayrischen Staatsminister a. D. von Landmann. Beide widerlegen in wirkungsvollster Weise die vom Reichsgericht angenommene Anwendung des § 153 G. O. auf Tarifverträge und auf Koalitionshandlungen der Arbeiter gegen Unternehmer.

Am 9. März dieses Jahres hat nun auch der Strafsenat des Kammergerichts zu Berlin in einer Sache kontra Krause von neuem zu der Frage Stellung genommen. Der Angeklagte hatte im Auftrage seiner Mitarbeiter dem Vertreter des Arbeitgebers mitgeteilt, dass die Arbeiter die Entlassung forderten, weil ein nicht in ihrem Verbande Organisierter beschäftigt wurde. Darin hatte das Gericht die Absicht gesehen durch die Drohung der Arbeitsniederlegung die Entlassung dieses Mannes herbeizuführen. Das Gericht hatte zugleich ausdrücklich festgestellt, dass die Arbeiter nicht die Absicht gehabt hatten den Mann zur Teilnahme an ihrem Verband zu zwingen, es hatte aber in der verlangten Nichtbeschäftigung dieses Mannes eine »günstige Arbeitsbedingung« und in der verblümten Aufforderung ihn zu entlassen einen Zwang gegen den Arbeitgeber gesehen der »Verabredung« zur Durchführung dieser Arbeitsbedingung »Folge zu leisten«. Dies entsprach der vom Reichsgericht eingeführten Auslegung des § 153 G. O. Das Kammergericht erklärte sie für unrichtig und sprach frei.

Der oben genannte Aufsatz des Geheimrats von Tischendorf enthält aber noch einen Abschnitt über die Auslegung des Erpressungsparagraphen (§ 253 Str. G. B.), der bekanntlich häufig gegen Arbeiter angewendet worden ist, die unter Ankündigung der Arbeitsniederlegung Lohnverbesserungen, Einstellung von Arbeitsgenossen oder dergleichen forderten. Diese verkehrte Theorie hat unter anderen juristischen Fehlern den, dass sie grundsätzlich behauptet, es käme für die Frage, ob der Angeklagte einen *rechtswidrigen Vermögensvorteil* erstrebt habe, nicht darauf an, welche Gegenleistung er gegeben oder angeboten habe, und es wäre deshalb *Erpressung*, wenn ein Arbeiter Lohnerhöhung forderte, obgleich er seine Arbeitsleistung dafür gäbe. Hierbei setzt die Kritik von Tischendorfs ein. Er weist aus der inneren Verwandtschaft zwischen *Erpressung* und *Betrug* überzeugend nach, dass zur *Erpressung* eine Beschädigung des Vermögens des von der Erpressung Betroffenen gehöre, und dass man, wenn man dies vernachlässige, zu unhaltbaren Folgerungen kommen müsste. Soll der Arbeitgeber für den geforderten Lohn eine Gegenleistung in Form der Arbeit erhalten, so ist sein Vermögen nicht beschädigt. Wenn diese Auffassung von Tischendorfs durchdringt, können die Bestrebungen nach Lohnerhöhung und Einstellung von Arbeitern nicht mehr als *Erpressung* angeklagt werden; ebensowenig die Versuche andere zur Teilnahme an der Organisation zu bewegen, weil die Organisation dem Beitretenden für seine Beiträge Gegenleistungen

von solchem Werte gewährt, dass eine Vermögensbeschädigung nicht angenommen werden kann.
Man kann die innere Verwandtschaft von Betrug und Erpressung auch in anderer Weise zur Bekämpfung der herrschenden Rechtsauslegung verwenden; dies hat zum Beispiel der Verfasser dieser Rundschau vor einigen Jahren im *Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik* versucht. Für die Praxis aber dürfte die ausgezeichnete Arbeit von Tischendorfs in dem weit verbreiteten *Archiv für Strafrecht* grössere Bedeutung gewinnen.

× ×

Kurze Chronik Ein Gefreiter der Landwehr, der zu einer Übung bei den 9. Jägern eingezogen war, begegnete in Bergedorf einem Aufzug des Gewerkschaftskartells. Der Tambourmajor eines Trommlerkorps, das daran teilnahm, redete den ihm bekannten Landwehrmann an, und dieser wechselte einige Worte mit ihm. Darauf wurde der Landwehrmann vom Kriegsgericht zu 2 Monaten Gefängnis verurteilt, weil er sich des »Ungehorsams« schuldig gemacht »und eine starke Gefährdung der militärischen Disziplin, wie auch eine Schädigung des Ansehens des Heeres« herbeigeführt hätte. Zwar wurde festgestellt, dass die Korporationen des Gewerkschaftskartells nicht sozialdemokratisch waren sondern nur die Mehrheit der Mitglieder; auch, dass der Angeklagte nicht am Festzuge teilgenommen hatte. In dem vorübergehenden Gespräch wurde aber eine Teilnahme an einer sozialdemokratischen Festlichkeit gesehen. Das Oberkriegsgericht zu Altona bestätigte dies Urteil. So leid einem der Verurteilte tun kann, so gibt es unzweifelhaft kein besseres Mittel, um die Unduldsamkeit und innere Ungerechtigkeit des militärischen Systems aller Welt darzutun als eine solche Verurteilung. Insofern muss es agitatorisch für die Sozialdemokratie wirken. × Der Anarchist Oestreich ist am 27. Februar vom Reichsgericht wegen *Hochverrats* zu 3 Jahren Zuchthaus verurteilt worden. Grund der Anklage war ein Artikel des Blattes *Der freie Arbeiter*, der einige antimilitaristische Tiraden enthielt, die schon für sich den Angeklagten als einen phantastischen Schwärmer charakterisierten, dessen politische Gedankengänge sich in wesenlosen Allgemeinheiten bewegen. Auch seine Darlegungen in der Verhandlung bestätigten diese Charakteristik. Es wurde festgestellt, dass der Angeklagte die Stellung als Redakteur des *Freien Arbeiters* ohne jede Bezahlung lediglich seiner idealistischen Überzeugung wegen übernommen hatte. Nach dem Gesetz darf auf Zuchthaus nur erkannt werden, wenn die strafbare Handlung aus einer »ehrlosen Gesinnung« entsprungen ist. Trotzdem hat das Reichsgericht hier den Unglücklichen dem Zuchthaus überliefert, und den Antrag des Reichsanwalts, der nur 2 Jahre gefordert hatte, noch um 1 Jahr überschritten. × Das preussische Kammergericht hat am 25. Februar die Revision des Obersten Gädke gegen das Urteil verworfen, das ihn wegen unbefugter Führung des Titels *Oberst a. D.* bestrafte. Auch das Vorgehen gegen Gädke ist ein Ausfluss der militärischen Intoleranz. Weil Gädke seine politische Überzeugung ausgesprochen hatte, wurde ihm ehrengerichtlich sein Titel entzogen. In dem Prozess handelte es sich schliesslich darum, ob der König als oberster Kriegsherr das Recht habe ohne verfassungsmässige Gegenzeichnung eines Ministers eine Ehrengerichtsordnung zu erlassen, die auch Personen dem Ehrengerichte unterstellte, welche aus dem Heere ausgeschieden sind. Das Kammergericht hat, wie schon nach seiner früheren Entscheidung in der selben Sache vorauszusehen war, dieses Recht des Königs bejaht und damit die verfassungsmässigen Rechte der Zivilbevölkerung der militärischen Kommandogewalt gegenüber preisgegeben. Herr Gädke wird dies verschmerzen können, die Leidtragende ist die Justiz. Verfolgung von Überzeugungen, Ehrlosmachung wegen Überzeugungen, Einschränkung der staatsbürgerlichen Rechte: das sind die Auswüchse, die sich überall zeigen, wo die Form des Militarismus, die sich in Deutschland ausgebildet hat, ihren Einfluss ausübt.

× ×

Literatur Der Vormundschaftsrichter J. F. Landsberg gibt in seinem Buch *Das Recht der Zwangs- und Fürsorgeerziehung* /Berlin, Rothschild/ eine sehr eingehende systematische Darstellung des Kampfes gegen die Verwahrlosung Jugendlicher mit praktischen Vorschlägen zum Ausbau der Gesetzgebung. Dem Verfasser fehlt namentlich nicht die Einsicht in die sozialen Ursachen des Übels. Der Abschnitt über die zerstörenden Wirkungen der frühzeitigen gewerblichen Beschäfti-

gung sind besonders beachtenswert in einer Zeit, wo das soziale Verständnis so zurückgeht, dass der Reichstagsabgeordnete Stresemann wagen konnte die Hausindustrie als eine Art Quelle der Verjüngung und Versittlichung der Nation zu verherrlichen. Alle Kinder, die zerstörender Ausbeutung ausgesetzt sind, der Fürsorgeerziehung zu unterwerfen ist, wie Verfasser anerkennt, bei der grossen Zahl unmöglich. Er schlägt vor, dass Personen unter 17 Jahren für jede gewerbliche Tätigkeit der Genehmigung des Vormundschaftsrichters bedürfen sollten, die nur nach Begutachtung durch den Gewerbeinspektor und, wenn nötig, den Kreisarzt erteilt werden dürfte. Ausser den Sozialdemokraten wird wohl keine Partei diesen Vorschlag unterstützen. Beachtenswert sind auch die Vorschläge einer der Fürsorge günstigeren Regulierung der Armenlast. Ebenso die Forderung, dass über die Verhängung der Fürsorgeerziehung in einer auf dem Prinzip der Mündlichkeit und Unmittelbarkeit aufgeführten Schlussverhandlung entschieden würde, was schon Amtsgerichtsrat Köhne verlangt hatte. Bisher wird viel zu sehr schriftlich und bureaukratisch verfahren. Da der Verfasser auch humane Erziehungsgrundsätze empfiehlt, seien ihm einige nicht allzu sachkundige Ausfälle gegen die Sozialdemokratie verziehen.

Sozialistische Bewegung / Josef Bloch

Preussische Wahlrechtsbewegung Im Juni sollen die Landtagswahlen in Preussen stattfinden. Deren Ausfall entscheidet fürs erste über die Gestaltung des preussischen Wahlrechts. Die Sozialdemokratie kann zu ihrem Teil die Zusammensetzung des Landtages beeinflussen. Sie kann namentlich diejenigen Elemente innerhalb des liberalen Lagers, die entschiedener für die Wahlreform eintreten, numerisch und moralisch stärken. Sie übernimmt damit eine nicht geringe Verantwortung. Die Auffassung, die sie von dem Charakter des jetzt unmittelbar bevorstehenden Kampfes hat, hat auch eine unmittelbare Wirkung auf das Schicksal des Wahlrechts. Zeit zu theoretischen Streitigkeiten über die Natur dieses Kampfes wird der Partei nicht mehr gelassen. Gleichwohl können falsche oder schematische Anschauungen, die in ruhigen Zeiten leicht zu ertragen wären, jetzt, da es darauf ankommt, was man wirklich tut, einen bedeutenden Schaden anrichten. Man muss also auch in der Terminilogie vorsichtig sein und daran denken, dass Schlagworte von anderen ernst genommen werden können. Es ist zum Beispiel ganz verkehrt den Wahlrechtskampf als Klassenkampf hinzustellen, wie es neulich der *Vorwärts* getan hat, wogegen sich die *Preussenkorrespondenz* dann mit Recht wandte. Freilich, in dem allgemeinen Sinne, dass jeder grosse politische Kampf auch ein Klassenkampf ist, insofern als die wirtschaftlichen Interessen der Klassen, aus denen sich unsere Gesellschaft zusammensetzt, berührt werden, ist es der Wahlrechtskampf auch. Aber dieser allgemeine Sinn wird keinerlei Unterscheidsmerkmale abgeben und für die Praxis absolut nichts besagen. In dem Sinne, in dem dieser Ausdruck aber allein vernünftigerweise verstanden werden kann: dass es sich um einen grossen Kampf zweier Klassen handelt, die mit einander um die Herrschaft ringen, und in dem jeder Vorteil, den die eine erringt, einen Schaden für die andere bedeutet, ist der Wahlrechtskampf ganz und gar kein Klassenkampf. An der Reform des Wahlrechts sind, abgesehen von einer kleinen Gruppe, alle Klassen der preussischen Bevölkerung interessiert, weil die gesamte Nation einen Nutzen davon hätte. Hier ist einmal die Gelegenheit gegeben an die sogenannte *Solidarität der Klassen* zu appellieren, die, wie Millerand vor Jahren ausführte, eine notwendige Ergänzung jedes Klassenkampfes bildet. Es ist daher auch verfehlt zur Entkräftung jenes Schlagwortes sich eines Arguments zu bedienen wie jenes, dass in Preussen-Deutschland die Bourgeoisie gerade durch ihre Klasseninteressen den Grossgrundbesitzern feindlich gegenüberstehen müsse, dass sie etwa aus wirtschaftspolitischen Gründen ein Interesse an dem Sturze der Junkerherrschaft hätte. Das ist nicht der Fall, und es ist nicht geraten gerade die Wirtschaftspolitik des Reichs, das Schutzzollsystem, in diesen Kampf mit hineinzuziehen. Dieses System ist unter tätiger Anteilnahme der Industrie zu stande gekommen, die schliesslich auch ihren Vorteil dabei fand, und man sieht heute in den Kreisen der Industrie und selbst des Handels mehr und mehr die Meinung vertreten, dass eine kaufkräftige Landwirtschaft die beste Sicherung des inneren Marktes bilde und daher der Industrie selber zu gute komme. Aber auch die, die auf dem entgegengesetzten Standpunkt stehen, dürfen nicht übersehen, dass nun einmal

wirtschaftspolitisch ein Zusammengehen zwischen der Landwirtschaft und der Industrie zurzeit stattfindet, und dass schliesslich jede Klasse am besten ihre eigenen Interessen zu kennen glaubt und keine von einer anderen gute Lehren annimmt. Mit Recht weist die sozialdemokratische Arbeiterschaft alle Belehrungen wohlmeinender bürgerlicher Politiker zurück, die sie auf den *rechten Weg* führen wollen. Das nämliche muss man den anderen Klassen zugestehen, und es wäre eine irreale Politik, wollte man sich darauf einlassen sie über ihre eigenen Interessen aufzuklären. Eine solche Politik macht nur misstrauisch und entfremdet auch diejenigen der Sache der Landtagswahlreform, die Gründe haben für sie einzutreten. Man verringert also seine eigene Macht und die Chancen der Reform selber. Es sei hier nochmals an das treffliche Wort des österreichischen Genossen Austerlitz erinnert, das schon Bernstein im vorigen Heft zitiert hat, und das so recht aus der wahren Praxis eines solchen Kampfes heraus entstanden ist: »So lässt sich eine Wahlreform natürlich nicht durchsetzen, dass man hartnäckig ihre Schädlichkeit beweist: für den Staat, der sie annehmen soll, für die Parteien, die sie beschliessen müssen, also etwa ihnen versichert, dass *sie den Ast absägen, auf dem sie sitzen.*« Schliesslich müssen wir doch mit der Mehrheitskonstellation rechnen, wie sie im Abgeordnetenhause allenfalls durch äusserste Kraftanstrengung zu erreichen wäre. Weshalb also durch das Hineinziehen der Zollpolitik des Reichs — das um so zweckloser ist, als diese ja für die nächste Zeit vollständig festgelegt ist — die Widerstände gegen die Landtagswahlreform vergrössern?

Zum Glück brauchen wir uns auf eine derartige Taktik auch gar nicht einzulassen. Nicht der angebliche wirtschaftpolitische Gegensatz zwischen Industrie und Landwirtschaft ist es, der die Landtagswahlreform erfordert, sondern die allgemeine Notwendigkeit einer Umgestaltung der politischen und kulturellen Verhältnisse in Preussen und rückwirkend im Reich. Auch wirtschaftliche Gesichtspunkte kommen dabei sehr in Frage — nur braucht man nicht gerade die Handelspolitik im Auge zu haben —, das aufstrebende Deutsche Reich hat ein Interesse daran, dass es von einem, in seiner Art zwar kräftig funktionierenden, die wirtschaftliche Entwickelung aber hemmenden bureaukratischen System erlöst wird, das sich selbst fortzeugend erhält und nur durch eine wirkliche Änderung des ganzen Preussensystems beseitigt werden kann. Preussen hat seiner straffen Verwaltung viel zu verdanken. Aber ihre Form hat sich überlebt und daher verkleinlicht. In die Ära der *Weltpolitik* passt sie schon ganz und gar nicht hinein. Nehmen wir nur die Kolonialpolitik, an der die Bourgeoisie ein Interesse hat — und die als ideelles Moment gerade bei den Intellektuellen heute im Vordergrund steht —, so ist doch allgemein die Empfindung und Einsicht vorhanden, dass man mit den hergebrachten assessoral-bureaukratischen Methoden nicht weiterkommen kann, dass man notgedrungen stets gehindert ist die eventuell gegebenen Möglichkeiten auszunutzen. Da genügt es aber nicht, dass ein Vertreter des Kaufmannskapitals an die Spitze des Kolonialamts berufen wird, da muss eine wirkliche Änderung im System stattfinden, das wieder in Preussen seinen Rückhalt hat. Ebenso auf anderen Gebieten, in unserem Verkehrswesen, auf den Eisenbahnen, in der Post. Es sind nicht in erster Linie die politischen Parteien, denen die Schuld für unsere Rückständigkeit zu geben ist: es sei nur daran erinnert, dass selbst ein Konservativer wie Herr von Podbielski, der aber immerhin Parlamentarier war und dem wirklichen Leben näher stand als dem grünen Tisch, als Leiter der Reichspostverwaltung sehr fortschrittlich gewirkt und während seiner kurzen Amtstätigkeit mehr Reformen durchgeführt hat als das letzte verknöcherte Stephan-Jahrzehnt, und dass sein nurbureaukratischer Nachfolger jetzt dabei ist diese Reformen eine nach der andern wieder zu annullieren. Es ist die Bureaukratie an sich, die wir los werden müssen, die zu beseitigen ein dringendes Klasseninteresse ist, aber nicht nur der Arbeiterklasse sondern zum Teil noch weit mehr des Bürgertums. Der kompromittierende Gegensatz zwischen den grossen geistigen und wirtschaftlichen Kräften Deutschlands, die ihm seinen Rang unter den ersten Nationen der Welt geben, und den engen Fesseln politischer Rückständigkeit, in die es von dem preussischen System immer wieder geschlagen wird, muss aufhören. Dieses wirtschaftliche Moment neben dem allgemein kulturellen, von dem in der vorigen Rundschau die Rede war, muss allerdings stark betont werden.

Für die Sozialdemokratie, der solchermassen die Einsicht erwächst, dass nicht nur die Arbeiterschaft sondern auch die Klassen, aus denen sich die Parteien des preussischen Abgeordnetenhauses zusammensetzen, erheblich an der Wahlrechtsreform interessiert sind, folgt daraus, dass man alle Tendenzen nach dieser Richtung zu stärken und zu steigern hat. Es ist mehrfach von seiten der Parteileitung erklärt worden, dass jede Partei unsere Unterstützung hat, die sich auf die Reform des Landtagswahlrechts verpflichtet. Die Partei wird daher von jeder persönlichen Empfindlichkeit abzusehen und alle Wahlrechtsfreunde zu unterstützen haben. Sie wird zu ihrem Teil zur wirklichen Liberalisierung des preussischen Parlaments beitragen, unbekümmert um die Gegensätze, die sie von den bürgerlichen Parteien trennen, und um Klassenkampf*theorieen*, die weder wissenschaftlichen Ansprüchen genügen noch praktisch irgendwie brauchbar sind, die auch keinen Rückhalt in der Leitung oder in der Masse der Partei haben sondern nur von einigen Parteigenossen als Spezialität gepflegt werden.

Die eigentliche Schlacht im Wahlrechtskampf wird bei der Landtagswahl selber geschlagen werden. Dass bis dahin und als eigentliche Vorbereitung dazu die Partei alle ihre Kräfte in Bewegung setzen muss, um die Wahlrechtsbewegung nicht einschlafen zu lassen und sie immer intensiver zu gestalten, bedarf keiner Begründung. Man wird dem *Vorwärts*leitartikel vom 12. März in diesem Punkt durchaus beipflichten: die Partei soll sich auf die eigene Kraft verlassen; das heisst, sie hat mit solcher Anstrengung und Zähigkeit vorzugehen, als ob sie dadurch allein zum Ziele kommen könnte; sie darf aber natürlich gerade darum keinen Faktor ungenutzt lassen, der der Sache zu statten kommt. In der *Neuen Zeit* ist jetzt erneut die Frage unserer Mittel im Wahlrechtskampf angeschnitten worden. Das muss Verwunderung erregen. Denn man hat angenommen, dass diese Mittel längst feststehen, und auf dem preussischen Parteitag sind neugierige Frager mit der Erwiderung abgefertigt worden, dass man seine Waffen nicht aller Welt erst zeige, ehe man sie gebrauche. Dass man ein Vierteljahr später und ein Vierteljahr vor den Wahlen erst anfangen würde sich über diese Waffen zu unterhalten, hätte man damals nicht angenommen. Solche öffentlichen Erörterungen haben in diesem Stadium des Kampfes wenig Sinn mehr. Noch weniger Zweck hat es die Mittel zu diskutieren, die aller Wahrscheinlichkeit nach, für die nächste Zeit wenigstens, unanwendbar sind. Mit blossen Drohungen verringert man lediglich seine aktive Kraft, denn die Zeit ist gar zu kurz, und es erweist sich sofort, ob man seine Drohungen wahrzumachen im stande ist. Der Hinweis darauf, dass zum Beispiel in Österreich die Erörterung des Generalstreiks den Wahlrechtskampf entschieden habe, ist denn doch in mehr als einer Hinsicht hinfällig. Einmal ist die Wahlreform in Österreich durch ganz andere Mittel zu stande gekommen als durch die Streikandrohung, sodann aber hat eine solche Erörterung doch vollends keine Wirkung, wenn man vorsichtshalber von vornherein hinzufügt, dass es bei der Erörterung bleiben wird. Die Partei sollte statt in akademische Streitigkeiten wieder hineinzugeraten — in die im letzten Jahrzehnt allzu viele Aktionen ausliefen — sich nun wirklich auf die nächsten Aufgaben konzentrieren, die ihr durch die Situation in Preussen gestellt sind.

Gerade zur rechten Zeit erscheint eine neue Auflage der von Dr. Leo Arons im Auftrage des Parteivorstandes herausgegebenen kleinen Schrift *Die preussischen Landtagswahlen* /Berlin, Buchhandlung *Vorwärts*/. Sie enthält in knapper und präziser Form einen Überblick über die wichtigsten Eigentümlichkeiten des Wahlrechts und über die einzelnen gesetzlichen Bestimmungen. Eine Kenntnis dieser Dinge, die namentlich auch in den Kreisen der Partei noch wenig verbreitet ist, ist nicht nur für die Wahlbeteiligung selber unerlässlich sondern wirkt auch in hohem Masse agitatorisch, da sie den Widersinn und die Brutalität des bestehenden Wahlrechts nüchtern und scharf jedem demonstriert. Besonders bemerkenswert ist der Vorschlag des Genossen Arons die öffentliche Abstimmung dazu zu benutzen, um alle die, die dem Einfluss der Sozialdemokratie zugänglich sind, zur Stimmabgabe für sie zu zwingen. Selbstverständlich kann ein solches Verfahren, wie auch Arons selber hervorhebt, nur »in der Notwehr und ausschliesslich zu dem Zwecke das unerhörte Wahlsystem ein für allemal zu beseitigen« seine Rechtfertigung finden. Die Gegner, die dann über Terrorismus sich beklagen, können nicht leugnen, dass damit der eigentliche

Sinn der öffentlichen Stimmabgabe getroffen wird, dass die Sozialdemokratie also nur diese Institution zu dem Zweck benutzt, zu dem sie seinerzeit vom Gesetzgeber dem Volk aufoktroyiert wurde, zu dem sie auch in der Praxis all die Jahrzehnte hindurch bis auf den heutigen Tag von den Machthabern benutzt worden ist und benutzt wird. Der Beeinflussung von oben wird mit gleichem Recht die von unten entgegengesetzt. Die öffentliche Abstimmung wird so durch ihre eigene Logik *ad absurdum* geführt; man verurteilt sie, indem man sich ihrer bedient.

Die Landtagswahl muss die grosse und eigentliche Demonstration für die Landtagswahlreform werden. Die sozialdemokratische Partei wird jetzt alles daran setzen müssen alle Arbeiterschichten unterschiedslos (auch die nichtsozialdemokratischen) für die Idee der Wahlrechtsreform und für die Wahlbeteiligung in diesem Sinne zu gewinnen, auch in der gesamten Öffentlichkeit immer wieder und wieder auf das nachdrücklichste die Wahlreform und Wahlbeteiligung auf der Tagesordnung zu erhalten. Dabei wird sie sich von der Haltung der freisinnigen Organe nicht beirren lassen. Nicht gerade die Leitung der *Freisinnigen Volkspartei* ist der Felsen, auf dem die Kirche der zukünftigen Reform gebaut ist. Die freiheitlich empfindenden Massen des Bürgertums wachsen schon jetzt der offiziellen Führung über den Kopf. Sie werden es noch mehr, wenn sie den Rückhalt einer starken Kulturbewegung haben, an der auch die Sozialdemokratie mit ihrer ganzen Macht teilnimmt, in der ausgesprochenen Absicht nicht ein spezielles Parteiinteresse, sondern dieses eine grosse Werk der Landtagswahlreform zu fördern.

× ×

Positive Arbeit Ein gutes Beispiel politischen Sinnes hat uns die oldenburgische Landtagsfraktion gegeben, als sie am 5. März in zweiter Lesung für die Wahlreformvorlage stimmte. Sie tat es, weil diese Reform der Arbeiterschaft und der Bevölkerung überhaupt ganz erhebliche Vorteile bringt. Das Wahlrecht wird nicht mehr an die Erwerbung des Staatsbürgerrechts geknüpft, auch wird es auf die Unselbständigen über 25 Jahre ausgedehnt; die Zahl der Wahlberechtigten vermehrt sich dadurch um 40 bis 50%. Von grosser Wichtigkeit ist auch die Beseitigung der indirekten Wahl, die bei der Schwierigkeit sozialdemokratische Wahlmänner zu bekommen gerade der Sozialdemokratie sehr schädlich war. Als Kompensation für diese Verbesserungen hat der Landtag in die Verlängerung der Legislaturperiode von 3 auf 5 Jahre willigen müssen. Dieses politische Verhalten der Fraktion musste natürlich den berufsmäsigen Unwillen der *Leipziger Volkszeitung* hervorrufen, der dann, wie üblich, einen Tag später der *Vorwärts* folgte. Es sollte eigentlich wundernehmen, dass manche Genossen noch so wenig mit den Anfangsgründen der Politik vertraut sind. Von unseren Abgeordneten im Reichstag ist mehrfach erklärt worden, dass man bei der Gesamtabstimmung über einen Gesetzentwurf die Vorteile und Nachteile gegen einander abwäge und, wenn die Vorteile überwiegen, ihm zustimme. Das ist ja auch ganz selbstverständlich; indem man das noch extra betonte, wollte man dem Vorwurf begegnen, dass die Sozialdemokratie nur negiere, aber nicht positiv mitzuarbeiten strebe. Gerade dieses Motiv glaubte nun die *Leipziger Volkszeitung* bei den Oldenburgern rügen zu müssen. Wenn sie meint, die Fraktion habe sich nicht darum zu kümmern, was man im Lande sagt, so scheint sie denn doch nicht zu berücksichtigen, dass die da draussen im Lande die sind, die man für die Partei gewinnen will, und dass es in der Tat einen gewaltigen Unterschied ausmacht, ob diese Wähler den Eindruck gewinnen, die Partei, der sie sich anschliessen sollen. kritisiere nur oder schaffe auch. Der ewige Hinweis darauf, dass man noch weit mehr verlangt habe, kann auf die Dauer nicht genügen. Nicht was man verlangt, sondern was man erreicht gibt den Gradmesser politischer Wirksamkeit ab. Und man beraubt sich dessen, was man selber geschaffen, wenn man bei der Endabstimmung alles wieder preisgibt.

Die oldenburgische Landtagswahlreform, in der das zu stande kam, was Fürst Bülow in Preussen für dem Staatswohl nicht entsprechend erklärt hat, mag ein gutes Vorzeichen für den Lauf der Dinge in Preussen, und die Haltung der oldenburgischen Landtagsfraktion mag ein gutes Vorzeichen für die Haltung unserer preussischen Politiker sein.

× ×

Kurze Chronik Bei den Wahlen zum kroatischen Landtag wurde in Agram Genosse Korac gewählt: der erste sozialdemo-

kratische Abgeordnete Kroatiens. Also ist auch der kroatische Landtag dem preussischen voraus. × Der sozialdemokratische Jugendbund Schwedens hat nach dem Bericht des Ausschusses im Jahre 1907 bedeutend an Ausdehnung gewonnen. Er hat in den letzten 7 Monaten 125 neue Jugendklubs gebildet und 9 Broschüren und 5 Bücher in zusammen 192000 Exemplaren herausgegeben. Wichtig ist, dass er 100 Studienzirkel eingerichtet hat und 27 Wanderbibliotheken von Ort zu Ort schickt. × Die *Zionistisch-sozialistische Arbeiterpartei* Russlands hat ihre 3. Konferenz abgehalten. Sie befindet sich, wie aus den Verhandlungen hervorgeht, zurzeit in einer kritischen Lage, sie hat namentlich unter der Auswanderung stark gelitten; mehrere Lokalorganisationen mussten geschlossen werden, weil alle ihre Mitglieder nach Amerika ausgewandert waren. Der gewaltige Druck der Reaktion in Russland hat das politische und geistige Leben innerhalb der Partei zum Stillstand gebracht. Gleichwohl hat diese den Mut nicht verloren, sie geht vielmehr daran von unten wieder aufzubauen. Als ihre erste Aufgabe betrachtet sie die Schaffung von besonderen Einrichtungen für die Organisation der jüdischen Aus- und Einwanderung.

WISSENSCHAFT

Hygiene / Heinrich Grün

Allgemeines Über die Definition der sozialen Hygiene sind die Meinungen der verschiedenen Autoren geteilt. Die einen, an ihrer Spitze Jaffé und Fürst, sagen, dass die soziale Hygiene ein Grenzgebiet zwischen praktischer Medizin und sozialer Praxis sei, während eine andere Gruppe, unter ihnen besonders Teleky, behauptet, sie sei ein Grenzgebiet zwischen praktischer Medizin und Sozialwissenschaften. Vielleicht gilt dies manchen als Wortspielerei, aber immerhin stecken hinter diesen Definitionen grössere Gegensätze als man oberflächlich annehmen würde. Fürst und Jaffé meinen nämlich mit ihrer Erklärung, dass sich die soziale Medizin in erster und hauptsächlichster Beziehung mit der Kranken- und Unfallsversicherung beschäftige — allerdings geben sie in ihren Zeitschriften ein bedeutend grösseres Programm an —, Teleky hingegen steckt die Grenzen der sozialen Hygiene bedeutend weiter und will einige theoretische Disziplinen, insbesondere die Sozialstatistik, welche man gewöhnlich den Nationalökonomen als angeblich ureigenstes Gebiet überlässt, einbezogen wissen. Obwohl ich mich der Meinung Telekys anschliesse, möchte ich es denn doch mit einer anderen Definition versuchen: Die soziale Hygiene ist die Lehre von dem ursächlichen Zusammenhang sozialer Missstände mit bestimmten Krankheiten. Mit dieser Definition könnten sowohl Fürst-Jaffé als auch Teleky einverstanden sein, weil sie in ihrer Hinterhältigkeit einen grossen Spielraum lässt. Im übrigen genügt dermalen jede der Erklärungen bis zu dem Zeitpunkte, wo die soziale Hygiene nicht mehr ein Stückwerk ist, zusammengeflickt von einzelnen Ärzten, Nationalökonomen und Sozialpolitikern aller Nationen, sondern eine, schon etwas systematischere und vollkommenere Wissenschaft. Es sind leider nicht allzu viele Mitarbeiter an diesem sozialen Werke, weil diejenigen, die als Ärzte Fachleute der wissenschaftlichen Hygiene sein sollten, infolge der schlechten Erwerbsverhältnisse keine Zeit und Lust für die praktische Betätigung haben, und weil andererseits diejenigen, die sich zu dem mühevollen Werk bereit zeigen, sich nur unter grossen Mühseligkeiten gewisse wissenschaftliche Voraussetzungen aneignen können.

Keineswegs kann man behaupten, dass die soziale Hygiene zurzeit noch eine alleinige Domäne der Ärzte sei. Im Gegenteil: Was den Ärzten von dem ursprünglichen Gebiet geblieben ist, kann nur als *wissenschaftliche Hygiene* bezeichnet werden, immerhin noch ein grosses und dankenswertes Feld, welches je nach dem sozialen Verständnis, insbesondere nach dem sozialen Fühlen enger oder weiter sein kann. Die soziale Hygiene, wie sie einstens war, wird als *empirische Hygiene* bezeichnet. Sie war gar nicht so gering wie manche glauben. Man denke nur an die Grundsätze der alten Babylonier beim Städtebau, an die Nahrungshygiene der Juden und an die Schulhygiene der Griechen. Besonders zu erwähnen sind die wunderbaren sanitären Anlagen der Römer schon unter Tarquinius, der die Kanalisation Roms begann, und unter seinem Sohne, der die Abwässer Roms durch die *Cloaca maxima* in den Tiber leiten liess. Besonders die Wasserversorgung Roms ist für jeden Hygieniker ein Gegenstand des höchsten Lobes: Nach Praussnitz betrug der Wasserkonsum pro Kopf der röm-

schen Bevölkerung täglich 500 bis 1000 l, während sich jetzt in grösseren Städten der Wasserkonsum pro Kopf auf höchstens 100 l beläuft.

Den ersten Anlauf zu einer wissenschaftlichen respektive theoretischen Betrachtung über Krankheiten durch soziale Verhältnisse machte Bernardo Ramazzini 1701 mit seiner Schrift *De morbis artificum diatribe*. Aber ein Ausbau der empirischen Hygiene des Altertums, die im Mittelalter beinahe in Vergessenheit geriet, und der Wiederanfänge im 18. Jahrhundert ward erst möglich, als viele neue Wissenszweige der Medizin dienstbar gemacht wurden: Physik, Chemie, Optik und andere Disziplinen wie Ethnographie und Anthropologie. Wohl in erster Linie war es das Mikroskop, das die Zellenlehre schuf, alte Lehren stürzte und zur wissenschaftlich begründeten Ursachenlehre der Krankheiten führte. Für viele Krankheiten die gemeinsamen Ursachen festzustellen und die praktischen Konsequenzen daraus zu ziehen war die erste Aufgabe der jetzt erst wissenschaftlichen sozialen Hygiene. Und als die Forscher in wissenschaftlichem Fanatismus den noch unbetretenen sozialhygienischen Urwald durchdrangen, da stiessen sie auf etwas, was sie wohl oft gesehen, aber nie zur Kenntnis genommen hatten: auf das soziale Elend. Sie konstatierten gar bald den Zusammenhang zwischen den Krankheiten einiger bestimmter sozialer Gruppen und den unhygienischen Verhältnissen, in denen sich diese befanden. Gerade diesen Revolutionszeiten in der Wissenschaft — sie fielen mit der 1848er Revolution ungefähr zusammen — ist es zu danken, dass sich viele Forscher und Politiker, ansonsten reaktionär oder zum mindesten sehr konservativ, mit etwas sozialem Öle salben mussten. Die Folgen traten auch bald zu tage: Während die wissenschaftliche Medizin bloss die Bekämpferin der Krankheiten war, konnte sie sich nun zur Bekämpfung der Krankheitsursachen ausbilden, und sie trat aus dem Stadium der Unsicherheit in die Ära des zielbewussten Handelns. Aber nicht bloss die rein hygienische Lehre entwickelte sich, sondern die Erkenntnis der sozialen Missstände führte zur staatlichen Sanitätspflege und zur sozialen Hygiene.

Diese soziale Hygiene enthält daher mehr als einige Doktrinäre in den Begriff hinein- und aus ihm herauskommentieren. Ich glaube sogar, dass sie über ein unermessliches Aufgabenfeld verfügt: Eintreten für bessere Lebenshaltung der besitzlosen Klassen, Ausbau der Spitäler, der Krankenpflege, Altersfürsorge, Kranken- und Unfallsversicherung usw. usw. wurde vom Sozialhygieniker dem Politiker als Kampfziel übergeben. Dadurch aber hat die soziale Hygiene bereits den Bereich der Ärzte verlassen und ist in den der Sozialpolitiker und Politiker übergegangen, die für manche Forderungen, die der wissenschaftliche Hygieniker aufstellt, oft vergebens bei Regierungen und anderen Faktoren eintreten müssen. Ein theoretischer Zweig der sozialen Hygiene ist allerdings nur teilweise den Nationalökonomen überantwortet, nämlich die Sozialstatistik. Diese ist von unermesslicher Bedeutung für die Untersuchung der individuellen und sozialen Verhältnisse unserer heutigen Gesellschaft. Man erfährt durch die Statistik die Lebensgewohnheiten und Gebräuche des ganzen Volkes oder gewisser Schichten, die Wohnungs-, Eigentums-, Nahrungs-, Verkehrs- und Berufsverhältnisse und ihren Einfluss auf die öffentliche Gesundheit, auf die Arbeitsleistung einzelner und ganzer Berufsgruppen. Man stellt Tabellen auf, welche das Verhältnis von Morbidität und Mortalität bei den verschiedenen Berufszweigen zur speziellen Arbeitsleistung veranschaulicht, und man zieht aus den Zahlen die folgenreichsten Schlüsse für die Verbesserung gewisser sozialer Schädlichkeiten. Die Voraussetzung für die Betätigung in der sozialen Hygiene ist jedoch die Kenntnis der einzelnen Kapitel der allgemeinen und individuellen Hygiene. Es wird sich daher ein jeder Mitarbeiter bemühen müssen, sich wenigstens die Grundprinzipien der Hygiene von Luft, Kleidung, Boden, Wasser (Trink- und Nutzwasser), Wohnung (Hausbau, Strassenanlegung), Heizung (Lokal- und Zentralheizung), Ernährung (Nahrungs- und Genussmittel, Alkohol), Infektionskrankheiten, Beleuchtung, Ventilation anzueignen und von Kanalisation (Abwässer, Abfallstoffe), Krankenhäusern und Heilanstalten, Leichenbestattung (Erd- und Feuerbestattung) und Bädern einige Kenntnisse zu erwerben. Hat er zu den erworbenen Kenntnissen auch soziales Verständnis, dann wird er, ob er Arzt, Techniker, Advokat, Nationalökonom, Lehrer, Handwerker, Arbeiter oder Geschäftsmann ist, zur öffentlichen Gesundheit beitragen können. Dem Arzt liegt die Aufgabe ob alles zu erforschen, was der Gesundheit nachteilig ist oder

werden könnte, und alles das zu bestimmen, was der Gesundheit zuträglich ist, der praktische Sozialhygieniker ist bemüht die Mittel anzugeben und die Massregeln anzustreben, durch die die Gefahren für die Gesundheit der Menschen vermieden respektive die einzelnen möglichst widerstandsfähig gemacht werden.

✕ ✕

Aufgaben der Rubrik Die *Sozialistischen Monatshefte* werden nunmehr in regelmässigen Intervallen alle die vielen Kapitel der sozialen Hygiene in den Kreis der Betrachtungen ziehen. In diesen Abhandlungen soll keine peinliche Abgrenzung zwischen praktischer und wissenschaftlicher Sozialhygiene gemacht werden. In jedes Gebiet der Hygiene sollen soziale Triebkräfte eindringen, und diese Demokratisierung der Wissenschaft wird ihre Früchte bringen. Zur Mitarbeit an der Hygiene ist jeder berechtigt, im Gegensatz zur praktischen Betätigung in der praktischen Medizin, wo man immerhin eine gewisse Zünftelei zum Schutze der Volksgesundheit als berechtigt ansehen muss. Ich werde also folgende Gegenstände behandeln: 1. Bau und Wohnungshygiene, 2. Kanalisation, 3. Gewerbehygiene und Berufskrankheiten, 4. Infektionskrankheiten, 5. Tierseuchen, 6. Gesetzgebung und Statistik, 7. Rassenhygiene (soziale Prophylaxis), 8. soziale Krankenpflege (Krankenhaus, Heilstättenwesen, Samariterdienst und Rettungswesen), 9. Armenkrankenpflege und Kinderfürsorge, 10. Kranken-, Unfall- und Invaliditätsversicherung, 11. Prostitution, 12. Nahrungshygiene, 13. ärztliche Angelegenheiten und endlich 14. Kurpfuschertum und sein Schaden für die Volksgesundheit. Einzelne dieser Gegenstände greifen natürlich zum Teil auch in die Gebiete anderer Rundschaurubriken ein, zum Beispiel *Sozialpolitik, Kommunalpolitik*, aber auch *Bildungsbewegung* und selbst *Frauenbewegung*. Es ist ferner selbstverständlich, dass bei diesem grossen Programm nicht immer jedes Kapitel besprochen werden wird, aber es soll wenigstens der Versuch unternommen werden die Leser der *Sozialistischen Monatshefte* über alle neuen Erscheinungen der allgemeinen und sozialen Hygiene auf dem laufenden zu erhalten.

Da jedoch die soziale Hygiene noch keine einheitliche Lehre vorstellt, sondern sich aus vielen subjektiven Ratschlägen zusammensetzt, so werde ich, soweit ich es vermag, versuchen möglichst objektiv — wer kann sagen, dass er unbedingt objektiv sein wird? — zu schildern und zu kritisieren.

✕ ✕

Kurze Chronik Die *Deutsche Gesellschaft für soziale Hygiene* beschäftigte sich mit der Frage der Konzeptionsbeschränkung in Arbeiterfamilien; Dr. C. Hamburger referierte darüber am 16. Januar in Berlin. ✕ Der kürzlich veröffentlichte Kurpfuschereigesetzentwurf für das Deutsche Reich lässt jede Unterscheidung zwischen wirklichen Kurpfuschern und akademisch gebildeten, nur nicht gerade im Inland approbierten Medizinalpersonen vermissen. Es wird zum mindesten notwendig sein Kautelen in das Gesetz hineinzubringen, die dessen missbräuchliche Ausnutzung gegen im Auslande Approbierte verhindern. ✕ In Österreich finden zurzeit Beratungen über die Schaffung eines Seuchengesetzes statt. Auch soll nach deutschem Muster ein Reichsgesundheitsamt errichtet werden; der Fiskus macht aber noch Schwierigkeiten. ✕ In England beschäftigt sich eine königliche Kommission mit dem Nachweis, dass die Tuberkulose des Menschen und des Rindes ein und dieselbe Krankheit sei.

KUNST

Musik / Hugo Leichtentritt

Instrumentalmusik Die Zeit von Weihnachten bis Anfang März war trotz der Fülle musikalischer Veranstaltungen recht arm an Ereignissen von künstlerischer Bedeutsamkeit. Dutzende von neuen Werken wurden aufgeführt, doch kaum eines war darunter, das für voll zu nehmen wäre. Von den hier gehörten Kompositionen deutscher Künstler verdient an erster Stelle genannt zu werden eine Symphonie des Müncheners Hermann Bischoff. Ein überzeugter Schüler Richard Strauss', ist Bischoff doch unter der Schar der Straussgefolgschaft einer der reifsten, selbständigsten Köpfe. Seine Symphonie machte den Eindruck eines, wenn auch nicht hinreissend genialen, so doch ernst zu nehmenden vornehmen Kunstwerks. Karl Klingler, der als vorzüglicher Geiger bekannt ist, trat mit einem neuen Violinkonzert eigener Komposition hervor. Die früher gehörten Kompositionen Klinglers liessen zum mindesten etwas Annehmbares erwarten. Annehmbar war denn auch sein Konzert,

aber nicht mehr. Eine gediegene, tüchtige Arbeit, die jedoch ihren Ursprung von Brahms her gar zu deutlich offenbart. Immerhin wiesen ganze Abschnitte auf eine tiefere Veranlagung und persönliche Züge, die vorerst noch nicht genügend zum Durchbruch gekommen sind. Ähnlich verhält es sich mit den Werken eines anderen jungen Berliner Musikers, Dr. James Simon, der eine Reihe von Kammermusik-, Klavierwerken und Gesängen hören liess. Seinem gut entwickelten Sinn für Form und gedrungene Durchführung fehlt vorerst noch die nötige Unterlage, ohne die alle sonstigen Vorzüge nicht von viel Belang sind, nämlich die kräftige, schlagende melodische und motivische Erfindung. Von Brahms, Schumann, Grieg wird er sich frei machen müssen. Der Berliner Musikreferent E. E. Taubert kam mit mehreren respektablen Werken zu Worte, einem Violinkonzert, einer Suite für Klavier; Tauberts Musik ist konservativ, weder hinreissend, noch stark interessierend, entbehrt aber doch nicht der künstlerischen Qualitäten. Über neue Kompositionen ausländischer Komponisten sei in der nächsten Rundschau berichtet.

× ×

Oper Berlin ist, wie gewöhnlich, rückständig in der Aufführung neuer Opern. Es ist seit Monaten nicht einmal von einem Durchfall zu berichten. An auswärtigen deutschen Bühnen gingen im Januar mehrere neue Werke in Szene. In München war am 1. Januar Erstaufführung des *Don Quixote,* Text von Fuchs, Musik von Anton Beer-Walbrunn. Der *Don Quixote*stoff ist eine alte Sehnsucht der Opernbühne. Mehr als dreissig Opernkomponisten haben mit ihm gerungen. Schon 1689 führte Förtsch in Hamburg seinen *Don Quixote* auf; den letzten Versuch vor Beer-Walbrunn machte Wilhelm Kienzl, der Komponist des populär gewordenen *Evangelimann.* Richard Strauss' geistreiche Tondichtung, die den Stoff zweifellos am genialsten behandelt, sei hier nur nebenbei erwähnt; sie verzichtet auf die Bühne. Ob Beer den spröden Stoff bezwungen hat? Münchener Berichte melden manches Gute über sein Werk. × Am 2. Januar brachte die Wiener Hofoper Karl Goldmarks neuestes Werk heraus, das *Wintermärchen,* Text nach Shakespeare von A. M. Willner. Die Schöpfung des 78jährigen Meisters erregte in Wien viel Interesse wegen der Frische der Musik. × Siegfried Wagners neueste Oper *Das Sternengebot* machte bei ihrer Erstaufführung in Hamburg am 21. Januar wenig Eindruck. × Das Dresdner Hoftheater führte wenige Tage darauf die Oper *Acte* des bekannten spanischen Violinvirtuosen Juan Manén auf.

× ×

Totenliste In London starb in den ersten Tagen des neuen Jahres August Wilhelmj im Alter von 62 Jahren. In Deutschland war der grosse Geiger seit vielen Jahren ein Fremdling; die jüngere Generation kennt ihn wohl nur vom Hörensagen. Aber schon in jungen Jahren war er weltberühmt. Ein Höhepunkt seines künstlerischen Wirkens trat ein, als Richard Wagner ihn 1876 zu den denkwürdigen Bayreuther *Nibelungen*aufführungen an das erste Geigenpult des Orchesters berief. Seit dem Beginn der neunziger Jahre schränkte er die Konzertreisen ein, die ihn nach allen Erdteilen geführt hatten. Seitdem hat er in London als Lehrer an der Guild-Hall School of Music eine arbeitsreiche Tätigkeit entfaltet.

In Amerika beklagt man den Tod Edward MacDowells, der, erst 46 Jahre alt, im Irrsinn gestorben ist. Er war zweifellos der bedeutendste Musiker, den Amerika bis jetzt hervorgebracht hat, — mehr als das, er war eine eigengeartete, starke Künstlerpersönlichkeit. In seinen Kompositionen zeigt sich zum ersten Male eine nationale amerikanische Kunst. Ihr Charakteristikum ist eine intime Naturempfindung, jenes Sichversenken in den Geist einer herben, jungfräulichen Landschaft, das ja auch die Gedichte und Schriften eines Walt Whitman, Emerson, Thoreau, Lowell, Bryant, Whittier und anderer auszeichnet. MacDowell hat sich nicht nur der nationalen Volksweise, der Negerlieder und der Indianergesänge bedient, dem Lokalkolorit zu Liebe. Über diese immerhin äusserlichen Anregungen hinaus versteht er durch eine eigentümlich feine, bewegliche und reich abgetönte Harmonik, durch geistvolle Rhythmik jenen naturfrischen Hauch von Seeluft, jene Bilder von brandendem Seegischt, Felsengestade oder Wiesengrün und Waldesdämmer der Phantasie des empfänglichen Hörers aufzuzwingen. Und immer klingt ein reizvoll fremdartiger Unterton mit. Ein Landschafter, der viel mit Grieg gemeinsam hat. Der wertvollste Teil seines Schaffens beruht

in kleineren Klavierstücken, Liedern, die eben durch jene echt amerikanischen Landschaftsstimmungen angeregt sind. Weniger glücklich war er in grossen Formen, die in der Musik eine architektonische Anlage bedingen, die er seiner Begabung nach nicht so zu meistern vermochte.

× ×

Kurze Chronik Am 13. Februar waren 25 Jahre vergangen seit Richard Wagners plötzlichem Tode in Venedig. Allenthalben wurde der Gedenktag durch feierliche Musikaufführungen begangen. × Der berühmte Geiger Henri Marteau wurde an die Berliner Königliche Hochschule berufen als Nachfolger Joachims in seinem Amte als Lehrer (nicht als Direktor). × Am 6. Januar feierte Max Bruch seinen 70. Geburtstag. Wenn sein Name ausgesprochen wird, denkt der Musikfreund an Chorwerke wie *Odysseus, Achilleus, Das Lied von der Glocke, Schön Ellen* usw., die, obschon noch immer aufgeführt, dennoch den Höhepunkt ihrer Wirksamkeit schon überschritten haben, oder es kommt ihm das g-moll-Violinkonzert in den Sinn, das bis zum heutigen Tage seinen Platz behauptet hat, als eines der besten neueren Violinwerke, an denen bekanntlich kein Überfluss herrscht. Aber von seinen zahlreichen anderen Werken ist nicht viel übrig geblieben. × Neu gebildet hat sich die *Gesellschaft der Musikfreunde*, die ihren Mitgliedern eine Reihe von Musikaufführungen mit erlesenen Programmen in Aussicht stellt. In Oskar Fried als Leiter dürfte die Persönlichkeit gefunden sein, die geeignet ist das neue Unternehmen der Blüte entgegenzuführen. × Der Berliner *Philharmonische Chor* feierte das Fest seines 25jährigen Bestehens. Das Festkonzert, eine geradezu wundervolle Aufführung der Bachschen H-moll-Messe, zeigte die zurzeit hier wohl unerreichte Leistungsfähigkeit des Chors in ganz überzeugender Weise. Sein Begründer und Leiter, Professor Siegfried Ochs, darf mit berechtigtem Stolz auf das von ihm Erreichte zurückblicken.

× ×

Literatur Das wichtigste von den während des Winters erschienenen Büchern ist Albert Schweitzers *Johann Sebastian Bach* /Leipzig, Breitkopf & Härtel/. Ein dicker Band von mehr als 800 Seiten. Für die noch immer wachsende Bedeutung Bachs kennzeichnend ist ein Blick auf die Entstehungsgeschichte des Werkes. Schweitzer ist Elsässer, von Beruf Dozent der Theologie an der Strassburger Universität, im Nebenfach Bachenthusiast und vorzüglicher Musiker. Seine Musikstudien in Paris fielen in eine Zeit, um 1900, in der man anfing J. S. Bach für Frankreich zu entdecken. Nicht nur die Musiker, auch das kunstverständige Publikum in Paris wurde so stark in den Bann des deutschen Meisters gezogen, dass eine *Société J. S. Bach* gegründet werden konnte, die gegenwärtig in voller Blüte steht. Ihr einziger Zweck ist stilgerechte Aufführung und Verbreitung der Bachschen Werke. Schon vor Jahren erregte Schweitzer als Bachkenner in den Pariser Fachkreisen Aufsehen. Bei dem stetig wachsenden Interesse für Bach wurde er gedrängt ein Werk über Bach zu verfassen, das den französischen Leser in Bachs Gefühls- und Ausdrucksweise einführe. Aus einer kleinen Abhandlung über die Orgelchoräle wurde im Laufe der Jahre eine umfassende Studie. Diesem französisch geschriebenen Bachbuch folgte nun das vorliegende deutsche Werk, das eine freie Umbildung des französischen Werks ist. Das Biographische wird darin nur nebenbei behandelt; Spittas monumentales Bachbuch in dieser Hinsicht zu ersetzen war wohl auch nicht Schweitzers Absicht. Das Hauptgewicht ist gelegt auf die Betrachtung der Werke des Ästhetischen und des Stilistischen im Vortrag. Neu und überaus anregend sind die eingehenden Ausführungen über Bach als Hauptvertreter der *malerischen* Musik, im Gegensatz zu der *dichterischen* Musik eines Richard Wagner. Die ängstlich gehütete akademische Tradition vom *absoluten* Musiker Bach geht dabei allerdings in die Brüche; aber für die Erkenntnis des Künstlers Bach wird viel gewonnen, und weite Perspektiven tun sich vor dem Leser auf. Das Buch ist auch musikalisch gebildeten Laien sehr wohl zugänglich. Es gehört zum Besten der ausgedehnten Bachliteratur.

DIVERSA

Bücher

Bölsche: *Tierbuch* Eine »Lieblingsidee« will Bölsche mit seinem Tierbuch /Berlin, Bondi/, von dem der 1. Band erschienen ist, der Verwirklichung entgegenführen, und zwar

bezieht sich der Ausdruck *Lieblingsidee* auf zweierlei Dinge. Das Buch soll zu sehr billigem Preis — 2,50 M. kostet der über 300 Seiten starke, vornehm ausgestattete Grossoktavband — dem grossen Kreis der literarisch und vorwiegend humanistisch gebildeten Laien und Fachleute eine tatsächliche Kenntnis des Tierlebens vermitteln. Es soll das erste Glied einer Serie von zoologischen Betrachtungen sein, die späterhin eine Mission erfüllen sollen, wie sie das Gessnersche Tierbuch im 16. Jahrhundert und Brehms *Tierleben* im vorigen Jahrhundert erfüllt haben. Doch Bölsche nennt es bescheiden einen Versuch, auf dem spätere Geschlechter einst weiter bauen können. Natürlich schreibt er nicht eine *Zoologie*, die sich gebildete Leute allenfalls noch kaufen und ins Bücherregal stellen, deren gibt es gerade genug, er stellt nicht Systeme und Theorieen auf, die nur der Fachmann beurteilen kann, sondern er führt seinen Leser in den zoologischen Garten, ins Aquarium, ins Museum und lehrt ihn schauen und suchen. Eine ganze Menge scheinbar äusserlicher Merkmale, die Entwickelung der Zähne, der Schuppen, Haare, Federn, der Hufe und Krallen, die verschiedenartigen Formen der Fürsorge für die Jungen usw., alle diese Dinge, die wir selber beobachten können, erhellen für uns die grossen Zusammenhänge innerhalb der verschiedenen Entwickelungsstufen und leiten uns sowohl rückwärts in die dunkeln Zeiten der Urgeschichte als vorwärts zum letzten Entwickelungsprodukt, dem Menschen. Erst wenn wir wissen, warum sich die Individuen des Tierreichs so und nicht anders gestalten mussten, wenn wir verstehen, wie viele Versuche nötig waren, bis die einzelnen Gattungen sich zu ihrer höchsten Zweckmässigkeit emporarbeiteten, wie die Betonung und Ausgestaltung einzelner Merkmale die Gattungen bestimmt, erkennen wir, wie das gesamte Tierreich wie ein mächtiger hundertästiger Baum aus einer Wurzel herauswachsend und in e i n e m Gipfel endend eigentlich zu den Dingen gehört, die wir kennen müssten, bevor die spekulative Tätigkeit unseres Geistes einsetzt. Bölsche hofft, dass dereinst die Zoologie mit zu dem Besitz eines jeden Gebildeten gehören werde, wie es beispielsweise heute auch die Kunstgeschichte ist.

Der vorliegende Band spricht von den Säugetieren, die dem allgemeinen Verständnis auch am nächsten liegen, die beigegebenen Harderschen Originalillustrationen beziehen sich nur auf ausgestorbene Tiere. Alles, was heute aus der Tierwelt noch lebt, soll am lebenden respektive gut konservierten Objekt und nicht aus Büchern studiert werden. Sicherlich hat Bölsche in diesem neuen Werk, in dem er auch, in zwar künstlerischer, aber schlichter und einfach sachlicher Form uns seine klaren Schilderungen gibt, wieder den Weg betreten, der ihn, wie sein *Liebesleben*, zu den grossen und wertvollen Erziehern unserer Zeit hinführt.

IDA HÄNY-LUX

Notizen

Marx und die Sklaverei

Marx als Verfechter der Sklaverei: unter diesem sensationellen Titel veröffentlicht Genosse K. Kautsky in der *Neuen Zeit* eine allerneueste sinnlose Winkelkrakeelerei. Das ganze, mehr als vierseitige Einrennen offenster Türen beweist jedoch lediglich, dass unser Parteiwächter zusehends nicht nur ein immer liederlicherer, oberflächlicherer Schriftsteller sondern auch ein immer liederlicherer, oberflächlicherer Leser geworden ist.

So beginnt denn der Weisheitserguss gleich mit der unverfrorenen Flunkerei: ich hätte Engels zum ›Gegner des Milizsystems‹ gemacht. Ich habe — wie ich nun zum 100. Male wiederhole und erst kürzlich (in meinem Artikel *Nationalitäts- und sonstiger Revisionismus* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1907, 2. Band, pag. 712-713) abermals wiederholte — Engels stets, schon in meinem ersten *Isegrim*artikel in d e m Sinne als Miliz a n h ä n g e r bezeichnet, dass er ›das h e u t i g e System s c h l i e s s l i c h aus seiner eigenen inneren Bewegung im wirklichen Volksheer e n d e n sah‹. Ich habe nur bestritten und bestreite mit jedem lese- und denkfähigen Genossen nach wie vor, dass Engels in der Miliz ein dem bestehenden Heerwesen wie etwas ganz Wesensfremdes ›entgegenzusetzendes‹ System gesehen habe. Ich sagte: ›Meist überwiegt die immer mehr vertiefte Anschauung, dass n i c h t eine neue G r u n d l a g e der Heeresverfassung im spekulativen Kopfe auszuhecken und der, allerdings unschönen und widerspruchsvollen Wirklichkeit entgegenzustellen ist, sondern dass die Erweiterung und F o r t b i l d u n g . . . gleichbedeutend ist mit einer vollständigen U m w ä l z u n g aller bestehenden Machtverhältnisse. Die quantitative Erweiterung wird mit der Zeit zu einem qualitativen

Umschlag.« Ist dieser Unterschied unserem Edelmarxisten gar nicht begreiflich zu machen? Und ich sage nochmals: Alles das findet sich sofort in meinem ersten Artikel, es ist nicht etwa erst spätere Deklaration und Zutat. Aber vielleicht versteht Genosse Kautsky den Unterschied endlich, wenn er einmal die österreichische Begründung der zweijährigen Dienstzeit liest, aber ordentlich und gründlich liest (vergl. meinen oben genannten Artikel, pag 713).

Nun hat unser liederlicher Tugendhüter schon wieder eine andere Schandtat entdeckt. Ich habe nämlich — soll man's glauben? — Marx und Engels in alle Ewigkeit die Sklaverei als Notwendigkeit verteidigen lassen, während doch Marx . . . Und nun bricht wieder ein öder Wortschwall hervor, was Marx *schon* 1864 gegen die Sklaverei geschrieben habe, dann 1865, dann . . . Schande, Infamie habe er sogar gesagt . . ., und noch verschiedenes andere habe er gesagt.

Gewiss, das alles hat er seinerzeit gesagt. Sollte ich das alles nicht gewusst haben? Oder hapert's doch vielleicht wo anders? Die Sache ist in der Tat so lächerlich einfach, dass ich die grausenerregende *Fälschung* — jede Parteidiskussion bewegt sich ja neuerdings nur zwischen *Fälschern* und *Unterschlagern* — wortgetreu nochmals abdrucke:

Text: W i r (alle, Marx, Engels, Edelmarxisten, Vulgärmarxisten, einfache Marxisten) »v e r w e r f e n und b e k ä m p f e n« »jede rohere Ausbeutungsform, die bereits durch eine höhere, mildere Form ersetzt werden kann — wobei wir die letzte konkrete Entscheidung natürlich für jeden einzelnen Fall von den vorliegenden, sehr vielgestaltigen Tatsachen und Umständen abhängig machen müssen«. Dazu Fussnote: »Im E i n z e l f a l l e haben Marx und Engels zuweilen viel z ö g e r n d e r [gleich in der Urschrift unterstrichen: zögernder, weiter nichts!] geurteilt als bürgerliche Reformer. Zum Beispiel über die Abschaffung der Negersklaverei in den amerikanischen Südstaaten. Hierzu schreibt Marx 1 8 4 7: »Ohne Sklaverei keine Baumwolle; ohne Baumwolle keine moderne Industrie . . . Ohne die Sklaverei würde Nordamerika, das vorgeschrittenste Land, sich in ein patriarchalisches Land verwandeln. Man streiche Nordamerika von der Weltkarte, und man hat die Anarchie, den vollständigen Verfall des Handels und der modernen Zivilisation. Lasst die Sklaverei verschwinden, und ihr streicht Amerika von der Völkerkarte.« Und Engels erklärt 1 8 8 4 das »vollkommen richtig für das Jahr 1847«, erst später sei »die Abschaffung der Sklaverei möglich« geworden, »und selbst dann hatte sie zur Folge den Ruin des Südens«. Ich halte das eine und das andere für falsch, für eine falsche Abschätzung der Tatsachen von 1 8 4 7 und 1 8 8 4, aber so wenig für unsozialistisch wie oben die allgemeinen Äusserungen über Sklaverei.«

Eines Kommentars bedürfen diese Sätze für vernünftige Menschen überhaupt nicht. Ich frage also den Genossen Kautsky nur noch: Ist er so unwissend, dass ihm unbekannt geblieben ist, wie rückhaltlos, ohne j e d e s aufsteigende Bedenken wegen der *Streichung Amerikas von der Völkerkarte*, im Jahre 1847 der Kern der bürgerlichen Abolitionsbewegung die Abschaffung auch der südstaatlichen Sklaverei s o f o r t für möglich und durchsetzbar erklärte? War also das angeführte Urteil Marx' in dem selben Jahre 1847, im Vergleich zu manchem dieser Reformer, *zögernder* oder nicht? Ist der Genosse Kautsky so unwissend, dass ihm unbekannt geblieben ist, wie im Jahre 1884 viele bürgerliche Reformer längst nicht mehr an den *Ruin* des Südens als Folge der *Abschaffung* glaubten? War also das Urteil Engels' in dem selben Jahre 1884, im Vergleich hiermit, *zögernder* oder nicht? Wörtlich heisst es bei Engels, noch eindeutiger als in meiner knappen Zusammenfassung: »Dies war vollkommen richtig für das Jahr 1847 . . . E r s t s e i t d e m der Norden Korn und Fleisch für die Ausfuhr produzierte und daneben ein Industrieland wurde, und seitdem dem amerikanischen Baumwollmonopol in Indien, Ägypten, Brasilien usw. eine mächtige Konkurrenz entstanden, war die Abschaffung der Sklaverei m ö g l i c h.« Nochmals: da hatten es manche bürgerliche Reformer *eiliger*. Engels hat, wie ich jederzeit nachschlagen könnte, s p ä t e r dieses Urteil über die südstaatliche Wirtschaftsentwickelung selber berichtigt, aber eben . . . später, zögernder als mancher bürgerliche Abolitionist. Und weiter habe ich nichts behauptet . . .

Und damit kann ich diese letzte, ebenso geniale wie gewissenhafte Leistung unseres Übermarxisten in Gnaden laufen lassen. Nicht einmal der kleinste Winkelkrakeel gelingt ihm mehr. MAX SCHIPPEL

VERANTWORTLICH FÜR DIE REDAKTION HERMANN REHLÄNDER IN REHFELDE · VERLAG DER SOZIALISTISCHEN MONATSHEFTE G. M. B. H. IN BERLIN · DRUCK: VEREINIGTE VERLAGSANSTALTEN GUSTAV BRAUNBECK & GUTENBERG-DRUCKEREI A. G. IN BERLIN



EUGÈNE DELACROIX / SELBSTPORTRÄT

7. Heft / 2. April 1908

EDUARD BERNSTEIN · ZUR EINLEITUNG DES WAHLKAMPFES

NICHT viel mehr als zwei Monate trennen uns vom Termin der Neuwahl für den preussischen Landtag. Dass die Sozialdemokratie Preussens mit grösster Energie in den Wahlkampf eintreten und alles aufbieten wird, um die Wahl zu einer machtvollen Demonstration für ihre Grundsätze und Forderungen zu gestalten, steht ausser Frage. Ebenso fraglos ist, dass die Partei im Wahlkampf die Forderung des demokratischen Wahlrechts für den preussischen Landtag an die erste Stelle rücken, sie zur Parole des diesmaligen Kampfes, zum Schibolet für die Stellungnahme zu den Gegnern erheben wird. Denn sie ist in der Tat heute die Frage aller Fragen. Wie einer sich zu ihr verhält, so wird er sich zu fast allen tiefergehenden Fragen unserer Zeit stellen, ob sie das Wirtschaftsleben, das Bildungswesen, das Verwaltungs- und sonstige Recht oder irgend ein anderes Kulturgebiet berühren. In diesem Sinne kann man sagen, dass, soweit Gesetzgebungsangelegenheiten überhaupt auf das Gesellschaftsleben zurückwirken, in einem Lande mit so entwickelter Arbeiterschaft wie Preussen, die Wahlrechtsfrage heute d i e soziale Frage ist.

Hätten wir in Preussen ein dem Reichstagswahlrecht wesensgleiches Wahlrecht, so könnte man die Erörterung der Wahltaktik im gegenwärtigen Moment für verfrüht erachten. Es würde genügen uns zunächst über die allgemeine Wahlparole zu verständigen. Gegenüber dem Wahlsystem, unter dem wir in Preussen zu kämpfen haben, genügt das indes nicht. Denn hier, beim System der indirekten Wahl und öffentlichen Stimmabgabe, bestimmen die Vorgänge vor und während der Hauptwahl in viel höherem Grade auch schon den Ausgang der Stichwahlen, als es beim geheimen Stimmrecht und direkter Wahl der Fall ist. Vergegenwärtigen wir uns noch einmal, worum es sich diesmal im Wahlkampf handelt. Selbstverständlich werden und müssen wir suchen eine so grosse Abgabe von Stimmen für die Sozialdemokratie zu erzielen und so viel Mandate aus eigener Kraft für die Partei zu erobern als nur irgend möglich. Dass in dieser Hinsicht die Aussichten für uns diesmal besser sind als bei den Wahlen von 1903 kann als sicher angenommen werden. Von den drei neuen Landtagswahlkreisen Berlins können mindestens zwei als günstig für die Sozialdemokratie

bezeichnet werden, desgleichen der Wahlkreis Rixdorf-Schöneberg und vielleicht noch einer der neuen Wahlkreise im westfälischen Kohlenrevier. Ausserdem aber wird das Einkommensteuergesetz vom 19. Juni 1906 mit seinem famosen § 23 in verschiedenen Wahlkreisen dafür gesorgt haben die zweite Wählerklasse günstiger für die Sozialdemokratie zu gestalten als dies vordem der Fall war. Man zieht nicht umsonst die Steuerschraube bei den Arbeitern fester an als bei anderen Klassen. Setzt man Arbeiter, wie es vielfach geschehen ist, auf grund von Angaben von Prinzipalen gleich um viele Stufen in der Steuerskala höher an, so darf man sich nicht wundern, wenn man ihnen bei der Wahl nunmehr in der zweiten Wählerklasse begegnet. Und es wäre nur recht und billig, wenn sich dies auch in einem Wechsel der Mandate manifestierte. Doch werden wir uns selbstverständlich darüber keinen übertriebenen Hoffnungen hingeben. Wenn wir beim jetzigen Wahlsystem aus eigener Kraft 6 bis 8 Landtagsmandate erringen, so wird das schon ein grosser Erfolg sein.

Aber damit, und selbst wenn es noch etliche Mandate mehr würden, wäre für die Demokratisierung des Landtagswahlrechts doch nur erst wenig erreicht. Vergegenwärtigen wir uns noch einmal die Machtverhältnisse im jetzigen Landtag. Es haben dort Mandate: Konservative 143, Freikonservative 60, Nationalliberale 79, Zentrum 97, Freisinnige 33, Polen 13, fraktionslos sind 8, zusammen 433. Von allen diesen kann man als Fraktion heute nur die Polen als leidlich zuverlässig in der Forderung des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts ansehen. Vom Zentrum sind ein Teil kaum verhüllte Gegner, die Mehrzahl laue Freunde, und nur eine wahrscheinlich sehr kleine Minderheit entschiedene Anhänger der Einführung des demokratischen Wahlrechts in Preussen. Ähnlich steht es in kleinerem Massstabe mit dem Freisinn. Indes hat dieser die Forderung wenigstens auf seinem Programm stehen. Aber er macht mit Zentrum und Polen immer erst ein Drittel des Landtags aus, während zwei Drittel, die dreigliedrige Kompanie Konservative, Freikonservative und Nationalliberale, zwei oder drei Eingänger ausgenommen, sehr entschiedene Gegner des gleichen Wahlrechts, die Konservativen überhaupt gegen jede Beseitigung ihrer Wahlrechtsprivilegien sind. Kommen die Parteien in ihrer alten Stärke oder mit nur unwesentlichen Verschiebungen in ihrem Stärkeverhältnis zu einander in den Landtag zurück, so bleibt entweder auch hinsichtlich des Wahlrechts alles beim alten, weil sich keine Mehrheit für einen bestimmten Änderungsvorschlag zusammen findet, oder aber wir bekommen, in Übereinstimmung mit den Ankündigungen Bülows, ein Pluralwahlrecht, das noch schlechter sein würde als das belgische, das *Wahlrecht der vier Infamieen*, wie die belgischen Arbeiter es nennen. Denn das belgische Pluralwahlsystem hat wenigstens annähernd gleiche Wahlkreise und die geheime Stimmabgabe, die Bülow *nicht in Aussicht stellen kann*, sowie ein Maximum von zwei Pluralstimmen neben der jedem Wahlberechtigten zustehenden Wahlstimme, während bei uns, ausser Alter, Bildung und wer weiss was noch, die Steuerleistung eine Zuschusswahlstimme begründen soll. Ist nun schon jedes Pluralwahlrecht mit der äussersten Energie zu bekämpfen, so würde ein solches Pluralsystem, ja, selbst das belgische System, sobald es mit o f f e n e r Stimmabgabe verquickt wird, als ein Schlag ins Gesicht der Reform verlangenden Arbeiterschaft betrachtet werden müssen. Die Frage ist nur: Können wir es verhindern, dass Regierung und Abgeordnetenhaus in der nächsten Legislaturperiode die Forderung auf Be-

seitigung des Dreiklassenwahlsystems mit Schaffung eines solchen Pluralwahlsystems beantworten.

Dass wir es durch ausserparlamentarische Aktionen und Demonstrationen allein vermögen, scheint mir ziemlich zweifelhaft. Ich unterschätze den Wert dieser Demonstrationen ganz und gar nicht und erwarte, dass sie fortgesetzt und weiter entwickelt werden. Aber Wunder erwarte ich nicht von ihnen. Solange die Sozialdemokratie nicht in die Lage kommt den herrschenden Gewalten ihre Bedingungen zu diktieren — und dann wäre die Frage natürlich aufs einfachste gelöst —, so lange haben ausserparlamentarische Aktionen nur dann Aussicht sich in gesetzgeberische Aktionen umzusetzen, wenn sie bei den Faktoren der Gesetzgebung gleiche oder verwandte Tendenzen in gewisser Stärke vorfinden oder auszulösen und zu mehren vermögen. Das hat die Geschichte aller Wahlrechtsaktionen gezeigt. In allen Ländern stossen wir da auf das gleiche Bild, die gleiche Erfahrung. Von den Wahlrechtskämpfen der Chartisten und den Aufständen der Babouvisten oder Blanquisten angefangen bis zu den Wahlrechtsbewegungen der letzten Jahrzehnte in Belgien, Österreich, Schweden, Süddeutschland usw. ist es immer die gleiche Geschichte: Wo oder solange die Partei der Arbeiter allein steht, schlagen die heroischsten politischen Kämpfe fehl; wo sie auf verwandte Tendenzen in anderen Schichten stösst und eine Parallelaktion zu stande kommt, werden oft mit verhältnismässig geringen Opfern die grössten Fortschritte erzielt.

Der Wahlrechtskampf, den die Sozialdemokratie in Preussen führt, hat nun das Eigentümliche, dass es zwar nicht an Elementen im Lande fehlt, deren Tendenzen in Sachen des Wahlrechts die gleichen oder fast die gleichen sind wie die der Sozialdemokratie, dass sie aber parlamentarisch fast unvertreten sind, während ihr Anschluss an die Sozialdemokratie in diesem Kampf durch die öffentliche Stimmabgabe verhindert wird. Es sind nicht nur die Beamten und Angestellten im Staats- oder Kapitalsdienst, für die bei öffentlicher Stimmabgabe das Wahlrecht eine Lüge ist. Für unzählige scheinbar selbständige Geschäftsleute in Stadt und Land, in Handel, Gewerbe und Landwirtschaft steht es um die Freiheit der Wahl nicht besser, und wenn jetzt unsere Genossen bei der Wahl ihren Einfluss als Käufer gegenüber der Geschäftswelt geltend machen wollen, so werden sie nur das selbe tun, was insbesondere die Konservativen in ihren Domänen bisher in schamlosester Offenheit getan haben und noch heute tun. Die Literatur der Freisinnigen aus der Zeit, wo sie noch Opposition waren, und ihrer Vorgänger, der Fortschrittler, ist voll von Beweisstücken dafür.

Wären die Freisinnigen wirklich eine bürgerlich-demokratische Partei, so müssten sie vor allem die Partei der Angestellten und abhängigen Geschäftsleute sein und eine deren Interessen entsprechende Politik betreiben. In diesem Falle wäre ein Hand in Hand arbeiten von Freisinn und Sozialdemokratie im bevorstehenden Wahlkampf das natürlichste Ding von der Welt. Wie sehr es in der Natur der Sache liegt, zeigt das Verhalten unserer Genossen in Presse und Versammlungen solchen Freisinnigen gegenüber, von denen sie die Überzeugung gewonnen haben, dass es ihnen mit ihrer bürgerlichen Demokratie ernst ist. Es täuscht sich wohl niemand unter uns darüber, dass wir in vielen Fällen die Herren Barth und Gothein zu ebenso entschiedenen Gegnern haben würden oder werden wie die Herren Fischbeck, Kopsch, Wiemer und Genossen. Ja, nach

meiner Ansicht unter Umständen und in bestimmten Fragen wahrscheinlich zu noch entschiedeneren Gegnern. Denn wer in gewissen Punkten politisch fest ist, ist es gewöhnlich in allen. Aber was soll man von den variablen Grössen sagen, die heute die Politik des Freisinns bestimmen? Was von ihnen halten, in welchem Punkt auf Festigkeit bei ihnen rechnen?

Es gibt Gegner, mit denen ein Sozialdemokrat unter keinen Umständen zusammengehen kann, weil sie in allen grundlegenden Fragen Interessen vertreten, die denen der Arbeiterklasse entgegengesetzt sind. Sonst jedoch kann Gegnerschaft in Einzelfragen allein noch kein Grund sein von jeweiliger Kooperation abzusehen, die ja nicht notwendig die Form eines regelrechten Bündnisses oder Kompromisses anzunehmen braucht, für die vielmehr eine einfache Verständigung oft die grössere Gewähr erspriesslicher Resultate darbietet. Aber selbst eine blosse Verständigung mit dem Freisinn scheint nach Lage der Dinge ausgeschlossen, soweit er als Partei in betracht kommt. Man muss dem Fürsten Bülow das eine zugestehen: wenn seine Blockpolitik sonst nichts zu stande bringt, so hat sie doch das eine erzielt: sie hat die Kluft zwischen der Partei, die in Preussen die bürgerliche Demokratie vertreten sollte, und der Arbeiterdemokratie noch breiter und tiefer gemacht als sie vorher war und nach der Natur der Dinge zu sein brauchte. Vom Standpunkt der jetzigen Regierung aus ein grosser Erfolg, aber grade darum in den Augen eines jeden, der eine bürgerlich-demokratische Partei bei uns noch für möglich und wünschenswert hält, eine Schädigung des politischen Lebens, vor der alle die kleinen Geschenke, die der Liberalismus beim Block einhandeln kann, als gänzlich nichtig in die Wage fallen. Der Leute, die das empfinden, gibt es eine ganze Anzahl im Gefolge des Freisinns. So recht wohl ist ja überhaupt nur einer kleinen Minderheit der Freisinnigen bei der gegenwärtigen Blockbrüderschaft. Wenn es Leute im Freisinnslager gibt, die sich von den Herren auf der Rechten durch nicht viel mehr als weniger höfliche Manieren unterscheiden, so sind sie doch, so gross ihr Einfluss auch heute in der Leitung der Partei sein mag, nicht schon die Partei selbst, und ihre Politik begegnet bei den in Reihe und Glied stehenden Mitgliedern zum teil offenem Widerspruch, zum teil nur unlustig oder skeptisch abwartender Duldung.

Fassen wir die Situation so auf statt ganz einseitig den Freisinn bloss als die Partei der Börse zu betrachten, so ergibt sich die von uns ihm gegenüber zu beobachtende Taktik so sehr von selbst, dass sie an verschiedenen Provinzorten schon ohne jede von oben ausgehende Parole oder Direktive in der Hauptsache von den Genossen selbst proklamiert worden ist. Nicht erst heute und nicht nur für ein Land trifft es zu, dass in den industriellen Mittelstädten, wo die Klassenunterschiede sich viel reiner abzeichnen, auch die politischen Fragen viel nüchterner und klarer beurteilt werden als in den von allen möglichen Nebenfragen und Traditionen beeinflussten Hauptstädten.

Einer alten Überlieferung nach ist Berlin die Hochburg des *Radikalismus* in der Sozialdemokratie. Sie ist aber sehr irreleitend. Berlin ist durchaus nicht *radikaler* als die Provinz, die massgebenden Genossen haben in Berlin so wenig wie anderwärts Lust die Politik des mit dem Kopf gegen die Wand Rennens zu kultivieren. Worin jedoch Berlin in der Tat *radikaler* ist als die Masse der Provinzorte, das ist die Gegnerschaft gegen den Freisinn. Begreiflich genug. Hier hat der Freisinn lange eine Art Alleinherrschaft aus-

geübt und ist im Rathaus noch die herrschende Partei. Als solche hat er in reichem Masse alle die unangenehmen Eigenschaften entwickelt, welche die politische Herrschaft von jeher mit sich zu bringen pflegt. Der politische Streber und der gedankenlose Mitläufer, die anderwärts Nationalliberale, Konservative oder auch Zentrumsläufer werden, nennen sich in Berlin *freisinnig*. So versteht man es, wenn gerade einsässige Genossen Berlins sehr geneigt sind, auf die Frage *Was ist ein Freisinniger?* die gleiche Antwort zu geben, die im 18. Jahrhundert in England zur Zeit der Herrschaft der Whigs der berühmte Lexikograph Sam Johnson auf die Frage *Was ist ein Whig?* gab, nämlich: ein Schurke. Man versteht aber auch, warum diese Berliner Stimmung nicht für die Politik der Partei im ganzen Lande massgebend sein darf. Denn tatsächlich herrscht im Lande nicht der Freisinn sondern Junker plus Pfaffe plus Bureaukrat plus Industriemagnat plus andere Privilegierte mehr.

Ist somit der Freisinn nicht schon schlechthin der Feind, so können wir nach allem Dargelegten heute doch nur die Gegenströmung in seinem Lager und Gefolge gegen seine derzeitige Politik als Wahlfaktor in unsere Rechnung einsetzen. Dass sie zu einer Spaltung des Freisinns führt, halte ich nicht für sehr wahrscheinlich, und jedenfalls werden wir uns in diese Frage nicht einmischen. Wir haben gar kein Interesse daran, dass der Freisinn sich von neuem spaltet. Aber wir können die schon vorhandene aktive und in noch grösserem Masse vorhandene latente Gegnerschaft gegen die undemokratische Politik der jetzigen Freisinnsführer durch unsere Taktik und Kampfesweise stärken und politisch fruchtbar gestalten.

Von seiten der Leitung der Sozialdemokratie ist in dieser Hinsicht bisher nur die Parole bekanntgegeben worden, dass wir im Kampf für das gleiche Wahlrecht in Preussen jede ehrliche Mitwirkung annehmen, komme sie, von welcher Seite sie wolle. Das ist so weit ganz gut, aber es reicht nicht aus. Denn es lässt der Auslegung einen gar zu weiten Spielraum. Es soll doch wohl etwas mehr besagen als die platte Selbstverständlichkeit, dass wir jedem huldreich gestatten unsere Demonstrationen mitzumachen und für unsere Wahlmänner und Kandidaten zu stimmen. Was aber sagt es mehr? Was sagt es hinsichtlich einer etwaigen Gegenleistung unserer Partei im Wahlkampf? Darüber heute schon Klarheit zu schaffen ist deshalb von Wichtigkeit, weil unsere Erklärung in diesem Punkt sowohl für die Auswahl der freisinnigen Wahlmänner wie für die der Kandidaten selbst von weittragender Bedeutung sein kann.

In einer ganzen Reihe von Wahlkreisen sind die Freisinnigen nicht stark genug aus eigener Kraft zu siegen sondern für die Erlangung des Mandats auf Hilfe von rechts oder links angewiesen. Bisher hat man im Freisinnslager gewöhnlich auf beides spekuliert und, je nach der Natur des Wahlkreises, hier als *Hort der Freiheit* gegen die *Reaktion* und dort als *Schutzwehr der Ordnung* gegen die *rote Gefahr* das Mandat eingeheimst. Jetzt weist alles darauf hin, dass unter dem Einfluss der Blockbrüderschaft die Freisinnsleitung vorwiegend als letzteres zu kämpfen gedenkt. Es braucht dafür nur an die Parole des Abgeordneten Kopsch vom *Kulturblock von Zedlitz bis zum extremsten Freisinnigen* erinnert zu werden. Ich weiss nicht, was Herr Kopsch unter *extremsten Freisinn* versteht. Jedenfalls aber kann es kein demokratischer Freisinn sein. Ein Wahlblock, der die plutokratischste aller Parteien, die geschworene Gegnerin

der Demokratie in jeder Form, einschliesst, heisst auf deutsch einfach Verrat der Demokratie. Was Herr von Zedlitz unter *Kultur* versteht, hat er am 23. März 1906 im Abgeordnetenhaus kundgegeben, wo er vom jetzigen preussischen Landtagswahlsystem erklärte, dass es »turmhoch« über dem Reichstagswahlrecht stehe, weil es »nicht von der äussersten Ungerechtigkeit ist und auch nicht so kulturwidrig, wie das Reichstagswahlrecht.« Das gleiche und geheime Wahlrecht heute *kulturwidrig!* Wer einen *Kulturblock*, der das verträgt, nicht von vornherein scharf und unzweideutig abweist, der erklärt sich damit bereit das Wahlrecht und mehr für Halbheiten in Schul-, Kirchen-, Justiz- usw. -fragen einzutauschen. Denn weiter als bis zu lahmen Halbheiten geht selbst darin die Zedlitzsche *Kultur* nicht. Für Kandidaten eines solchen *Blocks* stimmen hiesse unseren ganzen Wahlrechtskampf für blossen Zeitvertreib erklären.

Dies die eine, die negative Seite. Je schärfer wir gegen solches *Kulturblock*spiel Stellung nehmen und je wirksamer wir es bekämpfen wollen, um so deutlicher müssen wir unsere Bereitwilligkeit kundgeben solche gegnerischen Kandidaten zu unterstützen, deren Verhalten uns ein entschiedenes Eintreten für das gleiche Wahlrecht verbürgt. An einigen Orten, darunter beispielsweise Frankfurt am Main, ist es bereits geschehen; hoffentlich lässt eine entsprechende kategorische Kundgebung des Landesausschusses für Preussen in diesem Sinne nicht lange auf sich warten. Denn, wie gesagt, durch sie kann die Auswahl der Kandidaten, auf die es viel ankommt, wesentlich und bedeutungsvoll beeinflusst werden. Dass wir an Gegenleistungen für solche Unterstützung in Gestalt von Unterstützung unserer Kandidaten nicht sonderlich viel zu erwarten haben, darüber täuscht sich niemand unter uns. Aber eines wird man verlangen und als Prüfstein der politischen Aufrichtigkeit betrachten müssen: Auf der anderen Seite muss energisch darauf hingewirkt werden, dass zu Wahlmännern nach Möglichkeit nur solche Leute genommen werden, die mutig und unabhängig genug sind gegebenenfalls für einen Sozialdemokraten zu stimmen. Es wird das nicht immer leicht sein solche Leute zu finden, aber in vielen Fällen heisst es auch hier: wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg.

Über diese drei Punkte Klarheit zu schaffen erscheint mir als das dringendste Erfordernis des gegenwärtigen Moments. Es sind natürlich noch andere Fragen der Wahltaktik zu entscheiden. Für ihre Erörterung wird es aber später noch Zeit sein. Prinzipiell werden sie schon durch die Beschlussfassung über die dargelegten Punkte entschieden.

KARL LEUTHNER · DEMOKRATIE UND SELBSTBEHAUPTUNG DER NATION

ZUSAMMENFASSUNG und gleichmässige Richtung des Gesamtwillens: diese feste und einheitliche Leitung steht unter den Voraussetzungen der auswärtigen Politik obenan. Ja, sie ist in den Beziehungen zu den anderen Völkern der politische Ausdruck dafür, dass ein Volk sich selbst, dass es seine Existenz will. Darum haben von den ältesten Zeiten bis zu diesem Tage die Anwälte des monarchischen Gedankens aus den Bedingungen der Selbstbehauptung eines Gemeinwesens stets ihre wirksamsten Argumente gezogen. »Im allgemeinen gibt die Einheitlichkeit

der Leitung .... den monarchischen Staatsordnungen ein entschiedenes Übergewicht über die freie Verfassung«, sagt Eduard Meyer in seiner *Geschichte des Altertums.* Und wie sich dieses Übergewicht in der angehenden Antike, in dem durch die Stadtkriege zerklüfteten Griechenland, wiederherstellte, schildert in lapidarer Weise Wendland in seinem Werk *Die hellenistisch-römische Kultur in ihren Beziehungen zu Judentum und Christentum*: »Der Widerstand der kleinstaatlichen Interessen in Griechenland hatte die zur Einigung drängenden Kräfte lahmgelegt. Philipp und Alexander wurden die Träger der Idee der nationalen Einheit, die den Griechen des Festlandes von aussen aufgezwungen werden musste und von ihrer Majorität bald als Erlösung von dem Fluch der Alleinstreberei freudig begrüsst wurde; sie stellten die panhellenischen Tendenzen und die volkstümlichen Gedanken eines Feldzuges nach Asien in den Dienst ihrer Politik ... Im Grunde neigte überhaupt die Stimmung der Zeit der monarchischen Form zu. Die geistige Entwickelung hatte in weiten Kreisen dem monarchischen Gedanken den Boden bereitet. In wiederholten Versuchen stellt Xenophon Ideal und Grundsätze der monarchischen Herrschaft theoretisch und in Beispielen dar. Die Idealphilosophie gestaltet das Bild des wahren Herrschers ... Selbst Demosthenes muss widerwillig die Überlegenheit der Monarchie in der planvollen Verwertung der Kräfte und in der energischen Durchführung einer zielbewussten Politik anerkennen ....« So werden auch in dem zerrissenen Deutschland und Italien mitten in der demokratischen Strömung der dreissiger Jahre prophetische Stimmen der Sehnsucht nach dem starken Mann und Retter laut, und als in unseren Tagen während der russischen Revolution autonomistische Strömungen die Reichseinheit zu sprengen drohten, riefen nicht bloss die *Nowoje Wremja* und ihre Hintersassen sondern auch streng konstitutionell, ja freiheitlich gesinnte Leute das Zarentum als Klammer des Reichs und letzten Hort des Zusammenhalts aus.

Je grösser aber und je komplizierter das Staatsgebilde wird, und in je vielseitigere Beziehungen zu ebenfalls dauernd geformten Staaten es tritt, um so mehr steigert sich die Forderung der einheitlichen Leitung zu dem Gebot des Nietzscheschen *langen Willens,* der Fähigkeit über Generationen hinweg bestimmte Interessen zu wahren, bestimmte Ziele festzuhalten. In den grössten Verhältnissen, deren Bild uns etwa England und Rom bieten, rechnet die Politik schliesslich mit allen Staaten der ihr bekannten Welt nur noch als mit Werkzeugen und Schauplätzen ihrer Weltpolitik. In ihnen scheint sich der Erdkreis nur noch nach unterworfenen und noch nicht unterworfenen Gebieten zu scheiden, über denen aber doch schon eine ideale Oberherrlichkeit schwebt. Jedenfalls gibt es keinen Winkel der Welt, wo Rom, wo England nicht mitzusprechen und zwar die erste Stimme abzugeben hätte. Und wie vor zwei Jahren die Briten den Franzosen Marokko schenkten, das ihnen nicht gehörte, so teilten die Römer auf dem selben Boden Kronen aus, ehe sie noch einen Fuss breit afrikanischer Erde besassen, und erhoben Affären zum Kriegsfall, die sie ungefähr ebensoviel angingen wie die Bagdadbahn die Engländer. Die Sicherheit, mit der in die Zukunft hinaus gewollt und gestrebt wird, bekommt sozusagen eine geographische Bestimmtheit. Die Politik der Römer im Polande und in Südgallien vor Caesars Eroberungszügen bietet hierfür ein ebenso einleuchtendes Beispiel wie es für die neueste Zeit etwa Rohrbach

in seiner Darstellung des Fortschreitens der russischen Weltmacht in Mittel- und Westasien aufgezeichnet hat. Doch wüsste ich keinen schlagenderen Beleg als eine Stelle aus der Rede, die Feldmarschall Yamagata als Ministerpräsident im ersten japanischen Parlament am 6. Dezember 1890 gehalten hat. Er sagte: »Die Unabhängigkeit und Selbsterhaltung eines Landes wird bedingt erstens durch die Verteidigung seiner Machtsphäre und zweitens durch den Schutz seiner Interessensphäre. Ich verstehe unter Machtsphäre die Gebiete des Landes und unter Interessensphäre das Gebiet, das in engstem Zusammenhang mit der Sicherheit der Grenze des Landes steht. Es gibt kein Land, das nicht seine Machtsphäre verteidigen, noch weniger eines, das seine Interessensphäre nicht behaupten wollte.« Man beachte auch den offensiven Sinn des *noch weniger*: er ist im chinesischen und russischen Krieg dem allgemeinen Verständnis aufgegangen. Aber am wichtigsten bleibt doch die scharfe räumliche Abgrenzung, die räumliche Anschauung des politisch Gewollten. Korea und Formosa — um sie handelt es sich hier zunächst —, was sie auch sonst sein mochten, galten dem japanischen Politiker nur als Mittel zur »Sicherheit der Grenze«; vor solchem Zweck verschwindet ihr Eigenrecht in nichts. In die Gesamtrechnung dieser Staatskunst fügt sich ein welterschütternder Krieg als Massregel einer notwendigen Grenzberichtigung ein, etwa wie dem französischen Kolonialpolitiker die Eroberung Marokkos als unausbleibliche Folgerung jener Politik erscheint, die zum Erwerb von Algier geführt hat.

Grundvoraussetzung ist aber, dass in allen diesen Fällen eine bestimmte Aktion Jahre, ja Jahrzehnte vorher ins Auge gefasst, im Auge behalten, vorbereitet und im geeignet erscheinenden Augenblick durchgeführt wird. Doch zugleich sehen wir, dass die Fähigkeit des langen Planens und langen Festhaltens eines Planes unter den verschiedensten Regierungsformen einem Staate möglich wird. Sogar die am tiefsten aufwühlenden inneren Umwälzungen beirren die Richtung des nach aussen gekehrten Staatswillens nicht. Welcher Abstand von den Zeiten Louis Philippes bis zu den Tagen Clemenceaus! Aber in Afrika tritt die republikanische Gegenwart durchaus als Erbin der vorangegangenen Monarchieen auf. Und nur in Afrika? Bietet nicht Delcassés Einkreisungspolitik mit Thiers' Drohungen, die in Beckers *Sie sollen ihn nicht haben* ihren Nachhall fanden, gewisse Analogieen? Also ist das Problem, dieses schwierige Problem der Demokratie: dass sie bei all der Mannigfaltigkeit der sich bekämpfenden Interessen, denen sie in der inneren Politik einen fast unbeschränkt freien Spielraum bietet, nach aussen dennoch auf lange Zeiträume hin die Kraft geschlossener Aktionen wahren muss, dieses Lebensproblem des freien Staates, bereits gelöst.

Aber unter bestimmten Bedingungen und in bestimmten Ländern. Wenn das Subjekt der Staatsmacht wechselt, so bleibt immer die entscheidende Frage, wie sich der Wille zur Selbstbehauptung nach aussen auf diese überträgt. Dabei sind allmähliche Übergänge ebensogut möglich wie plötzliche Überwälzungen. In Rom und in England behielten Aristokraten und Optimaten die Lenkung der auswärtigen Angelegenheiten in der Hand, ungeachtet der Demokratisierung des Staatswesens; der Einfluss des Volkes auf diesen Teil der Regierungsgewalt war nur ein mittelbarer und oft nur Schein. In Nordamerika und in Australien haben urwüchsige demokratische Gebilde die Organe der Zusammenfassung und kraftvollen Wirkung nach aussen aus sich hervorgebildet. In

Frankreich schmolz das Feuer der grossen Revolution auch diese Kronkleinodien um. Das erobernde präponderante Frankreich wurde das französische Volk. Und hier zeigte sich, wie sehr Jakob Burckhardts tiefes Wort, das er auf die Religionen münzt, »der Augenblick und die Umstände, da Elemente einer Religion zu festen Formen sich kristallisiert hätten, seien für alle Folgezeit ihrer Entwickelung entscheidend«, auch von den Staaten gilt. Der Thron der Capets, in Versailles gestürzt, erhob sich in dem Herzen jedes Franzosen; da der Staat nun das Volk war, war die Republik das Königreich der 38 Millionen *Louis les Grands*. Und es ist so geblieben, wenn man die Hervés der verschiedenen Epochen abzieht. Die Versailler Idolatrie hat sich in die Selbstvergöttlichung der *Grande Nation* verwandelt; an Stelle des *Roi Soleil* leuchtet die Lichtstadt Paris, das an der Spitze der Zivilisation marschierende Frankreich in das Dunkel der übrigen Barbarenwelt. Der französische Kosmopolitismus, den die Revolution rasch durch die Geburt des Chauvinismus ablöste, kennt nur die durch Frankreich — nötigenfalls mit Waffengewalt — beglückte Welt, wie man Heinrich IV. nachsagte, er plane den Weltfrieden durch einen Weltkrieg zu begründen. Vor allem aber ist die Einheit Frankreichs, wie sie von Ludwig XI. begründet, von Richelieu vollendet wurde, jedem Franzosen ein Lebensgefühl. Und haben Republik und Kaisertum die bourbonische Zentralisation nur gesteigert, so ist der territoriale Begriff, der Staatsbegriff der Nation so sehr französisch geworden, dass selbst ein Jaurès von ihm nicht frei bleibt, die Elsässer für Franzosen hält trotz des deutschen Dialektes, den sie sprechen, und ohne Verständnis dafür, wie teuer sie die politischen Vorteile der französischen Revolution erkauft haben, indem sie, losgerissen aus ihrer Kulturgemeinschaft, unfruchtbar, leer, ohne Schöpferkraft blieben in den reichsten Jahrzehnten unserer Entwickelung, die alle deutschen Stämme wetteifernd den Bau der modernen Wissenschaft, Philosophie und Dichtung aufführten. Daher kommt es denn, dass Frankreich, das Land der Umwälzungen, für seine Nachbarn das selbe geblieben ist, das es war, dass es immer noch als dunkler Schatten über den deutschen Dingen liegt, und dass nicht die Umgestaltung der Staatsform sondern nur die Unfruchtbarkeit der Ehen, die aus dem einst zahlreichsten das an Zahl schwächste Volk gemacht hat, die Gefährlichkeit seiner Vormachtspolitik milderte und allmählich schwinden lässt. Doch diese Nachteile für die anderen gehen den Franzosen nichts an: er besitzt den unvergleichlichen Vorzug des Königtums und seiner leidigen Fesseln nicht zu bedürfen, weil er selbst königlich geworden ist, begabt das Ganze im Herzen zu tragen, die Schicksale seines Volkes wie seine eigenen zu empfinden. Diese heisse Liebe zur eigenen Nation, die bei dem Franzosen ängstlicher Erwerbssinn, Parteigeist und ultramontane Strömungen gelegentlich trüben, niemals ersticken können, ist die granitene Grundlage seiner selbstherrlichen Demokratie, sie ist auch der inspirierende Genius einer auswärtigen Politik, die, mag sie richtig, mag sie in die Irre gehen, fast stets einig mit dem Volksempfinden geht.

In Ländern eines unentwickelten Konstitutionalismus, wo man kindlich alle Wunderdinge vom Parlament erwartet, spukt in vielen Köpfen der Wahnglaube, die parlamentarische Kontrolle sichere dem Volke die Teilnahme an der äusseren Politik. Wie töricht diese Meinung ist, zeigt die einfache Erwägung, dass die Staatsform an der Art und den Bedingungen gewisser Lebens-

funktionen des Staates unmöglich etwas ändern kann. Wie das Heer immer nur einer kommandieren kann, und nicht eine Volksversammlung, so vermag auch nur einer — und etwa noch eine Gruppe Erfahrener als Ratgeber — Geschäfte zu leiten, bei denen es gilt den rechten Augenblick lauernd zu erhaschen, von wichtigen Verträgen die wichtigsten Punkte und oft ganze Abmachungen zwischen zwei Staaten in strengem Geheimnis zu bewahren. Das britische Parlament ist der absolute Herr und wurde doch bei jedem bedeutenderen Staatsvertrag der letzten Jahre vor eine fertige Tatsache gestellt, das souveräne englische Volk liess sich in den Burenkrieg hineinbugsieren wie der Selbstherrscher Alexander II. in den Türkenkrieg. Wenn man jedoch sagt, die englische Regierung sei bloss ein Ausschuss von Vertrauensmännern der herrschenden Partei, so darf man nicht übersehen, dass *Vertrauen* nicht so sehr die Ergänzung als der Ersatz der Kontrolle ist — und oft ihr Gegensatz. Die herrschende Demokratie nämlich — von der hoffnungslos opponierenden in jedem Zug und im tiefsten Wesen verschieden — muss Funktionen ausüben, das heisst Funktionäre herausstellen und sie mit Vollmachten betrauen. Ihnen verleiht sie fast unmittelbar ausübende Macht, und wenn sie ihnen auch nicht wie die primitivere römische ein nahezu unbegrenztes Recht für die Amtsdauer einräumt, so hat die Kontrolle doch enge Schranken und nur eine nachträgliche Wirksamkeit, was bei auswärtigen Geschäften, wo begangene Fehler nicht mehr gut gemacht werden können, am meisten ins Gewicht fällt. Wieviel gibt es überhaupt in einem regierenden Parlament zu verhandeln, das rasch und im engsten Kreis beraten und entschieden werden muss! Mit dem Reich der Demokratie wächst das Reich der Führer und ihrer Heimlichkeiten, nur die Demokratie der Impotenz lebt sich ganz öffentlich in der ohnmächtigen Phrase aus.

Doch wozu Selbstverständlichkeiten häufen? Übernimmt die Demokratie den Staat, so muss sie seine Geschäfte auch erfüllen, das heisst den Krieg einheitlich und die äussere Politik mit Diskretion betreiben. Sie schafft also viele Gewalten, in denen nur die ähnlichen der Monarchie reproduziert werden. Dennoch ist das Volk der Souverän, und wenn Bismarck, um den alten König zu entschlossenen Taten umzustimmen, grimmigen Wortstreit und Nervenkrisen nicht scheuen durfte, so dass er beim Hinausgehen aus dem Arbeitszimmer seines Herrn in wilder Erregung die Türklinke abbrechen mochte, so hat Chamberlain der Welt gezeigt, welche Mittel der Pressagitation nötig sind, um die dunklen Wogen der Volksmassen aufzupeitschen. Dennoch ziemt es uns schlecht über diese imperialistische Presskampagne die Nase zu rümpfen. Das Volk ist der Riese des Märchens, sein Atem knickt die stärksten Bäume, die Prozesse seines Lebens, Denkens und Umdenkens können sich nur mit Getöse vollziehen. Bezahlte Zeitungsmache? Schön! Nur irrt man, wenn man glaubt, das englische Volk sei am letzten Ende der Betrogene. Im Gegenteil, das englische Volk ist es, das die Grösse Englands will, das eifersüchtig über seine Vorherrschaft auf dem Meere, über sein Weltimperium wacht. Wenn man es heute mit den deutschen Seerüstungen graulich macht, Deutschland überhaupt als Popanz verwendet, weil man Japan und Amerika nicht gut nennen kann, wenn man die Instinkte seiner Handelseifersucht aufregt, um ihm den Plan des grösseren Englands mit seinen grossen Kosten plausibler erscheinen zu lassen, so haben solche Versuche, ob mit anständigen

oder unanständigen Mitteln unternommen, nur darum Sinn und Bedeutung, weil jeder hoffen darf nicht vergeblich den Engländer zu beunruhigen, wenn er den Ruhm seiner Seegeltung und Handelsgrösse gefährdet zeigt. Schulze-Gaevernitz hat in seinem nicht nur an Voreiligkeiten sondern auch an tiefen und feinen volkspsychologischen Ergründungen reichen Buche über den englischen Imperialismus eins zur besondern Schärfe und überzeugenden Klarheit herausgearbeitet: wie der politische Sinn des selbstherrlichen englischen Volkes selbst in den Zeiten der Verdunkelung durch manchersterliche Ideen, als man von der Nützlichkeit des Aufgebens der Kolonieen reden durfte, wo immer es zu entscheidender Tat kam, die Regierung in der Richtung der realen Notwendigkeit der britischen Weltpolitik vorwärtsstiess. So wurde sogar Gladstone, ob er nun wollte oder nicht, ein Mehrer des Reichs, und auch jetzt sehen wir zwar die liberale Regierung die imperialistischen Prokonsuln Cromer und Curzon aus dem Amt entfernen, aber die weltumschnürende Machtpolitik seiner konservativen Vorgänger führt Gray in noch grösserem Sinne fort.

Und er ist darin bloss der beauftragte Geschäftsträger seines Volkes. Gerade bei kleinen Anlässen enthüllt sich oft das Tiefste und Verborgenste eines Volkscharakters. Als der portugiesische König unter den Revolverschüssen seiner geliebten Untertanen die Seele aushauchte, hüllte sich ganz England in Trauer. In Parlament und Presse waren Liberale und Konservative einig, um dem heimgegangenen Freund Grossbritanniens die gebührenden Tränen des Mitleids zu weinen. Ob sie echt waren? Warum nicht? An sich betrachtet hätte dieser Carlos mit seiner Diktatur des Bankrotts dem freiheitsstolzen und geschäftlich korrekten Engländer am wenigsten behagen können. Allein das sind Urteile der Privatmoral, vielleicht der Parteimoral. Dem Auslande gegenüber ist der Engländer nicht Mensch, auch nicht Liberaler oder Konservativer, sondern Engländer. Ob er nun als bescheidener Leitartikler die Feder, oder ob er als Minister das Portefeuille führt: er fühlt sich vor dem Auslande als Vertreter seiner Nation, als Stück und Teil deren Souveränität, mit der gesalbt und gekrönt er selbst hinter das staubige Schreibpult tritt. Und so sagt er sich wohl: Dieser Carlos war ein wunderlicher Christ, ginge uns sein Portugal weniger an, würde ich jetzt in freiheitlicher Entrüstung rasen — was sich auch sehr schön anliesse und an sich vorteilhaft wäre: denn England hat bei gar manchen immer noch das Ansehen, dass es die Freiheit uneigennützig in aller Welt schützt und fördert —; doch Portugal ist unsere unentbehrliche Schiffsstation, und sein König war ein ergebener Vasall, hier kommen Interessen Englands in betracht und seine Ehre, die gebietet den Treuen Treue zu bewahren.

Noch im letzten englischen Schmock und selbst im verranntesten *Theoretiker* — wie der Fall Steads beweist, des jetzt zum Flottenschwärmer bekehrten — lebt ein Funke von jenem Idealismus, der den einzelnen nötigt vor dem Namen des Volkes alle Privatliebhabereien und alle Privatmoral zurücktreten zu lassen. Das Gegenbild können wir leider in unserer Nähe in unserem Volke am leichtesten antreffen, wo jeder statt der unsichtbaren Krone die ihm an den Leib gewachsene Bierbank und Bierbankpolitik mitschleppt und auf der Tribüne nicht anders als in der Kneipe seine Moral auslebt. Lasst den Engländer seine Prinzipien plagen, so handelt sich's um eine Sache, in die nicht die Interessen seines Staates verflochten sind, oder wo es sein Ansehen erhöht;

bei uns wird der Prinzipienlärm am lautesten, wenn die Pflicht geböte die anvertrauten Interessen der gesamten Nation am gewissenhaftesten wahrzunehmen. Es hat eben jeder das Gefühl, dass er unverbindlich redet, als ein Unverantwortlicher, und dass für das Ganze die hohe Obrigkeit zu sorgen hat. Wir haben die Freiheit der Kritik, die träge, schwatzhafte Moral des Zuschauers. Die anderen, die auf der Bühne Weltgeschichte agieren, sind nicht so frei: sie haben die Gefahr, die Gebundenheit, die Gebote, die den Handelnden leiten.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

ROMAN STRELTZOW · DIE POLITISCHE LAGE UND DIE SOZIALDEMOKRATIE IN RUSSLAND

DIE Geschichte wiederholt sich. Die Reaktion ist erstarkt, und mit ihr kehren die alten Begleiterscheinungen wieder. Das *unterirdische Russland*, das eine Zeitlang fast ganz entvölkert war, ist wiederum stark belebt, und die gute alte Zeit des Emigrantentums ist wieder da. Das Aufleben des Emigrantentums ruft auch die *unterirdische* Presse auf den Plan. Die verrostete russische Druckmaschine im Auslande beginnt wieder zu arbeiten, und die friedlichen Ufer des Genfer Sees hören von neuem das freie russische sozialistische Wort. Die Geschichte wiederholt sich.

Die Wiedergeburt der russischen sozialistischen Presse im Auslande dokumentiert gewissermassen offiziell die traurige Tatsache, dass alle Versuche des russischen Sozialismus ein legales Dasein für sich zu erobern misslungen sind. Nur im Parlament darf noch ein sozialistisches Wort ertönen. Ausserhalb dieses Hauses bleiben die Vertreter der Arbeitersache stumm. Die ersten Zeilen der *befreiten* Presse sind naturgemäss Betrachtungen über das Woher und das Wohin. Man sucht die Vergangenheit zu erfassen, denn man will die Gegenwart verstehen, um für die Zukunft bauen zu können. Die Bekanntschaft mit diesen Betrachtungen ist also auch für die ausländischen Genossen nicht uninteressant. Sie zeigen, was man für die nächste Zeit von der russischen Revolution zu erwarten hat.

Wir beginnen mit den Ansichten, die das Organ der *Bolschewiki*fraktion, der *Proletarij*, geäussert hat. Das Organ kann sich natürlich der Tatsache nicht verschliessen, dass der »erste Ansturm der Revolution« abgeschlagen und die Herrschaft der Reaktion wieder hergestellt ist. »Aber worüber herrscht die Reaktion?« Auf diese klare Frage bekommen wir eine etwas verschwommene Antwort:

»Nicht über das Element des Volkslebens: dieses beherrscht niemand, und niemand ausser der organisierten Masse selbst wird auch die Herrschaft über es gewinnen können . . . Als Herren und Herrscher erscheinen die Sieger nur in der kleinen, von Bajonetten verteidigten Welt der offiziellen Politik.«

Nach der Ansicht des *Proletarij* hat also die Reaktion keine Unterstützung im Volke selbst, und ihre Macht beruht nur auf den Bajonetten der Armee. Wie es kommt, dass die Armee, die auf grund der allgemeinen Wehrpflicht gebildet ist, so unberührt von der Volksstimmung bleiben kann, erklärt der Artikel nicht. Das Rätsel der politischen Macht, die von keiner Volksmasse — bewusst oder unbewusst — getragen wird, bleibt somit ungelöst. Das ist sehr schade, besonders angesichts der Vorstellung der *Proletarij*redaktion

von der momentanen Lage der sozialen Kräfte in Russland. Wir erfahren darüber folgendes:

»Rechts: der reaktionäre Verband der Grossgrundbesitzer, der Grosskapitalisten und der Bureaukratie. Dieser Verband steht auf dem Boden der aktiven Konterrevolution, worunter er den Bürgerkrieg gegen das Volk versteht, und die er auch in dieser Form betätigt. Links: das bewusst revolutionäre Proletaritat und das revolutionär gestimmte Bauerntum. Sie stehen auch in Kampfposition und sammeln Kräfte für die nächste Etappe der Revolution, die sie sich als einen neuen Massenansturm auf die alte Ordnung und auf die Reaktion denken. Zwischen diesen und jenen: Mittelschichten des Mittel- und Kleinbürgertums mit seiner *Intelligenz*. Mutlos erdulden sie das Joch der Reaktion, weit entfernt von jeglicher kriegerischer Stimmung, ohne Glauben an die Revolution.«

An einer anderen Stelle heisst es:

»Beide Lager, die Reaktion und die Revolution, fahren weiter fort in der Verstärkung und Entfaltung ihrer Kräfte. Beide stehen auf dem revolutionären Boden und denken nicht daran ihn zu verlassen.«

Die Sache liegt also klar. Die Revolution verfügt über das gesamte Bauerntum und über das gesamte Proletariat, das heisst über mehr als 95 % des gesamten russischen Volkes. Die Reaktion dagegen herrscht nur in der »kleinen Welt der offiziellen Politik« und hat zu ihrer Verfügung nur die Grossgrundbesitzer, Grosskapitalisten und die Beamten, das heisst kaum mehr als einige Zehn- oder Hunderttausend Personen. Sowohl die Reaktion als auch die Revolution stehen in der »Kampfposition« und entfalten ihre Kräfte. Die Mittelschichten bleiben mut- und tatlos, der Sieg der übergrossen Majorität der *bewussten Revolutionäre* und *revolutionär Gestimmten* ist unter diesen Umständen mehr als sicher.

Dies erfreuliche Bild der politischen Situation in Russland wird gewiss jeden Freund der russischen Freiheitsbewegung mit grosser Befriedigung erfüllen. Man darf nur nicht dabei irgendwelche opportunistischen Zweifel aufkommen lassen, man soll das rosafarbene Bild geniessen, so wie es dargeboten wird. Denn es wäre wirklich lächerlich und philisterhaft, wollte man der *bewusst revolutionären* Redaktion des *Proletarij* etwa folgende Fragen vorlegen: Wie kommt es, dass bei solcher Machtstellung der Revolution die Reaktion doch so stark ist, dass sie das Wahlrecht ohne weiteres gegen das Bauerntum und das Proletariat ändern konnte? Wie ist es möglich, dass die winzige Zahl der Reaktionäre jede Bewegung des Proletariats unterdrücken konnte? Weshalb schwieg das Proletariat, als man seine Gewerkschaften auflöste, als man seine Partei zertrümmerte, als man seine Deputierten nach Sibirien in die Bergwerke transportierte? Und wie ist es möglich, dass bei solcher revolutionären Stimmung und Kampfbereitschaft des Proletariats und des Bauerntums, der *Proletarij*, das führende Organ der Millionen und Abermillionen der *bewussten Revolutionäre* und der *revolutionär Gestimmten*, in das Ausland fliehen musste, um von dort erst den nahe bevorstehenden Sturm zu leiten? Indes, das sind alles höchst müssige und widerwärtig opportunistische Fragen, die einen *bewusst revolutionären* Mitarbeiter des *Proletarij* nicht zu quälen brauchen.

Das Organ der *Menschewiki*, das die Meinungen Plechanows, Axelrods und ihrer Freunde wiedergibt, der *Golos Sozialdemokrata*, sieht freilich die Situation ganz anders an:

»Die unvollendete russische Revolution ist in diesem Momente zerschlagen. Die Anstrengungen der revolutionären Klassen endeten mit ihrer Niederlage . . . Die Regierung hat nicht alle Attacken der revolutionären Armee abgeschlagen; aber

sie hat noch die Möglichkeit zur Reparatur der Breschen zu schreiten, die die Revolution ihrer Festung zu legen vermochte.«

Und wie sieht jetzt die revolutionäre Armee aus, die nach den Beteuerungen des *Proletarij* in »Kampfposition« sich befindet? Der *Golos Sozialdemokrata* meint darüber:

»Die revolutionäre Armee ist nicht nur verblutet; sie ist noch dazu desorganisiert und demoralisiert. Der erzwungene Rückzug vollzieht sich in Unordnung; zeitweise ergreift die enttäuschten Reihen eine Panik, und ohne Kampf gibt die Armee Positionen auf, die noch mit Erfolg verteidigt werden können . . . Das sind die gewöhnlichen Folgen einer grossen Niederlage, und seit dem Dezember 1905 haben sie alle eine solche erlitten: das Bürgertum, das Proletariat, die städtische Demokratie und das Bauerntum.«

Man sieht, die *Menschewiki* haben ganz andere Wahrnehmungsorgane als die *Bolschewiki*. Und man muss zugestehen, dass die ehrliche Sprache der *Menschewiki* viel mehr mit den Tatsachen der Wirklichkeit in Einklang steht als die selbstgefälligen Selbsttäuschungen der Leninianer. Es ist deshalb ganz natürlich, dass die *Bolschewiki*, die nicht den Mut haben der Wirklichkeit ins Auge zu schauen, in den rücksichtslosen Feststellungen der *Menschewiki* nur *Begräbnisreden* erblicken. Sie verstehen nicht, dass ohne rücksichtsloses Aussprechen dessen, was ist, die sozialistische Bewegung in Russland keinen Schritt vorwärts machen kann. Der Sozialismus hat es nicht nötig sich selbst an Phrasen zu berauschen, und die *Begräbnisreden* der *Menschewiki* dienen seiner Entwickelung in viel höherem Masse als die Hurrarufe der *revolutionären* Schönredner.

Die Rücksichtslosigkeit, die dem *Golos Sozialdemokrata* eigen ist, schreckt auch vor der Erkenntnis der Lage der eigenen Partei nicht zurück. Unerschrocken konstatiert er die Tatsache, dass der Parteiorganismus so gut wie gar nicht funktioniert und dass es jetzt eine der wichtigsten Aufgaben der Sozialdemokratie sei diesen Organismus wiederherzustellen. Die Ursachen dieser Funktionsstörungen schildert der *Golos* folgendermassen:

»Nach der Dezemberniederlage haben die Bedingungen der russischen Arbeiterbewegung eine tiefgehende Änderung erfahren. Alle gesellschaftlichen Klassen schaffen eigene Zentren der politischen Leitung, wählen sich eigene Wege des politischen Kampfes. Das Proletariat selbst beginnt instinktiv — und oft gegen die Ratschläge seiner sozialdemokratischen Führer — seine eigenen Massenorganisationen auf demjenigen Boden zu bilden, der ihm, juristisch oder faktisch, durch die Halbsiege der Revolution zugänglich gemacht wurde. *Duma*fraktionen, Arbeiterklubs, Gewerkschaften und Gewerkschaftspresse, Fabrikausschüsse und Genossenschaften werden Zentren der aktiven Elemente des Proletariats und Zentren für die Beeinflussung der breiten Arbeitermassen. Der Parteiapparat, der immer mehr von der Öffentlichkeit verdrängt wurde, findet aber den Boden nicht mehr, den er bis 1905 hatte. Die früheren Funktionen sind während der Revolution in bedeutendem Umfange in andere Sphären übergegangen. Die sozialistische Propaganda ist eine halblegale Tätigkeit geworden, die politische Agitation wird auch teilweise von der legalen Presse betrieben, und die Organisation des alltäglichen ökonomischen Kampfes haben die Gewerkschaften übernommen. Gleichzeitig hat die Revolution der Sozialdemokratie fast überall diejenigen kleinbürgerlichen Schichten abwendig gemacht, deren Beeinflussung in früherer Zeit eine ihrer wichtigen politischen Aufgaben war. Der Parteiapparat verlor die Funktionen, für die er geschaffen war, und begann deshalb dem Verfall entgegenzugehen . . . Unter diesen Umständen, auf dem Hintergrund des wachsenden Triumphes der Reaktion und der unerhörten Verfolgungen der Sozialdemokratie, bedurfte es nicht allzuviel Zeit, bis die Parteiorganisation in volle Unordnung kam und in die Rolle eines fünften Rades für die Arbeiterbewegung geriet.«

Die *Menschewiki*fraktion gibt sich somit volle Rechenschaft über die augenblickliche Lage. Sie weiss, dass es viele Mühe und viele harten Kämpfe erfordern wird dem zerrütteten Parteiorganismus auf die Beine zu helfen. Sie kann sich aber damit trösten, dass ihre Bemühungen Erfolg versprechen. Eine Regeneration der sozialistischen Bewegung in Russland ist nur auf dem Wege des *Menschewismus* möglich.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

WOLFGANG HEINE · ZUR FRAGE DER MACHTMITTEL IM KAMPF UMS WAHLRECHT

WEGEN meine Ausserungen über den Wahlrechtskampf in dieser Zeitschrift[1]) polemisiert ein Artikel der *Neuen Zeit*[2]). Ich hatte darauf hingewiesen, dass die materiellen Machtmittel der Sozialdemokratie in diesem Kampf sehr gering seien, und dass namentlich keine Rede davon sein könne durch eine kurze revolutionäre Aktion für Preussen das im Reich geltende Wahlrecht zu erringen. Ich will mich nicht dabei aufhalten, dass der Verfaser jenes Artikels, Genosse Prager, dies so wiedergibt, als hätte ich eine »kurze revolutionäre Aktion« als »Schreckgespenst an die Wand gemalt«. Ich habe nur festgestellt, dass zu einer solchen die Machtmittel fehlen, dass Versuche dieser Art nur der preussischen Reaktion zu gute kommen würden, dass die Sozialdemokratie solche Torheiten vermeiden würde, und dass man deshalb auch dementsprechend reden solle. Ich bin indessen zufrieden, dass auch Genosse Prager nicht an solche Aktion zu glauben scheint und schenke ihm die liebenswürdige Unterstellung. Ich freue mich sogar sehr, wenn meine Bemerkung von den »geringen materiellen Machtmitteln« den Genossen veranlasst hat die der Sozialdemokratie zur Verfügung stehenden materiellen Machtmittel zu prüfen und aufzuzählen.

Der Generalstreik kommt auch nach Pragers Darlegung bei den in Deutschland zurzeit herrschenden Verhältnissen nicht in Frage, weil die Arbeiterklasse die Kosten zu tragen hätte. Das entspricht ganz meiner Auffassung, die ich früher einmal schon in den *Sozialistischen Monatsheften* ausgesprochen habe[3]). Die Phantasie eines friedlichen, nicht zur Gewaltanwendung führenden Generalstreiks ist unhaltbar. Hat man also Gründe — gleichviel welcher Art — nicht zur Gewalt zu greifen, so sprechen diese auch gegen den Generalstreik. Übrigens gilt nach meiner Überzeugung und nach den tatsächlichen Erfahrungen ganz das selbe von Strassendemonstrationen, sobald sie einen gewissen begrenzten Umfang überschreiten. Ob sich diese Verhältnisse im Laufe der Zeit einmal ändern werden, ob es dann möglich sein wird durch Generalstreik und Strassendemonstrationen zu wirken, ohne sofort einen Entscheidungskampf mit der Waffe herbeizuführen, brauchen wir jetzt nicht zu untersuchen. Von jedem Standpunkt aus wird man anerkennen müssen, dass Generalstreik und andere Demonstrationen, wenn sie darauf hinauslaufen, dass die Arbeiter verprügelt, eingekerkert oder niedergeschossen

1) Vergl. meinen Artikel *Der Kampf um die preussische Wahlrechtsreform* in diesem Bande der *Sozialistischen Monatshefte*, pag. 75 ff.

2) Vergl. Eugen Prager *Der Kampf um das Wahlrecht* in der *Neuen Zeit*, 1907-1908, 1. Band, pag. 803 ff.

3) Vergl. meinen Artikel *Politischer Massenstreik im gegenwärtigen Deutschland?* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1905, 2. Band, pag. 754 ff.

werden, ohne sich wirksam wehren zu können, kaum als *materielle Machtmittel* zu bezeichnen wären.

Genosse Prager denkt vor allem an wirtschaftliche Machtmittel und erwägt die Möglichkeit der passiven Resistenz; dabei berücksichtigt er, wie anerkannt werden muss, auch die moralischen Bedenken, die ihr entgegenstehen. Wenn er aber doch gewisse Hoffnungen daran knüpft, so übersieht er meines Erachtens folgendes: Die passive Resistenz konnte Erfolge erreichen bei der Post und Eisenbahn, wo der Dienst unbedingt getan werden muss, auch wenn bei der Arbeit wirtschaftlich nichts herauskommt, wo auch die Angestellten zumeist dauernde Kontrakte haben, feste Gehälter beziehen und nur auf grund von Disziplinarvorschriften entlassen werden können, die natürlich schwer anwendbar sind, wenn die Angestellten genau reglementsmässig gearbeitet haben. In den Privatindustrieen ist das ganz anders. In Norddeutschland sind die Arbeiter meist ohne Kündigung angestellt, können also auch ohne Grund täglich entlassen werden. Ein grosser Teil der Vorschriften über die Ausführung der Arbeiten ist leicht abzuändern. Jede Weigerung, in der befohlenen Art zu arbeiten kann, auch wo eine Kündigungsfrist besteht, sofort zur Entlassung führen; die ausgesprochene Absicht möglichst wenig zu arbeiten sicherlich. Die wichtigsten Arbeiten werden in Stücklohn ausgeführt, so dass die Arbeiter bei passiver Resistenz zunächst sich selber schädigen würden. Jedenfalls würde kein industrieller Arbeitgeber so töricht sein Arbeitslohn, Material, Kohle und Licht zu verschwenden, um nicht einmal ein Arbeitsprodukt zu erzielen; er würde es viel vorteilhafter finden den Betrieb sofort zu schliessen. Aus einer einigermassen umfangreichen passiven Resistenz würde alsbald eine viel umfangreichere Arbeiteraussperrung werden. Namentlich wenn die passive Resistenz einem allgemeinen politischen Zweck diente, der Arbeitgeber also gar nicht die Möglichkeit hätte sie durch Bewilligungen zu beseitigen, würde sie unzweifelhaft diese Folge haben, während sie vielleicht in einzelnen Fällen auf einen oder wenige Betriebe und rein im Arbeitsvertrag liegende Ziele beschränkt, zu raschen Erfolgen führen könnte. Was also gegen einen politischen Massenstreik spricht, das ist auch gegen die passive Resistenz als politisches Kampfmittel der Massen einzuwenden. Abgesehen von der schweren Durchführbarkeit in wirtschaftlicher Beziehung kommt namentlich die Unsumme von Erbitterung in betracht, die ein solcher Kampf erzeugen muss, weil er eine Unzahl berechtigter Interessen verletzt, die mit dem Ziel des Kampfes in keiner Weise zusammenhängen, und weil er wahllos den Freund wie den Feind schädigt. Für das gegenwärtige Preussen scheint mir die passive Resistenz kein in betracht kommendes materielles Machtmittel im Wahlrechtskampfe zu sein.[4])

Sodann erinnert Genosse Prager an die Macht der Arbeiter als Konsumenten. Er glaubt die Gleichgültigkeit oder gar Feindlichkeit der kleinen Kaufleute und Handwerker gegen die Wahlreform überwinden zu können, wenn man ihnen bewiese, dass es gegen ihr Interesse sei mit den Gegnern der Arbeiter gemeinsame Sache zu machen. Er fordert deshalb energische Unterstützung der Konsumvereine durch die Arbeiter. Dies wäre schon an sich lobenswert, aber durchaus kein Mittel die Kleinbürger zu einer der Wahlreform

[4]) Auch die Redaktion der *Neuen Zeit* lehnt übrigens in einer Erklärung (1907-1908, 1. Band, pag. 896) die passive Resistenz als Mittel im Wahlrechtskampf ab.

günstigeren Stellungnahme zu zwingen. Als solches *materielles Machtmittel* könnte höchstens die Drohung wirken dem Konsumverein beizutreten, aber nur mit dem Hinweis, dass man im Falle wahlrechtsfreundlicher Haltung der Bäcker, Krämer usw. wieder bei ihnen kaufen oder aus dem Konsumverein austreten würde. Das kann Genosse Prager aber wohl nicht wünschen. Es würde auch der Konsumvereinsbewegung weniger nützen als schaden.

Gänzlich phantastisch erscheint mir aber der Hinweis Pragers, die Arbeiterschaft habe ein materielles Machtmittel in der Möglichkeit sich des Biers und Branntweins zu enthalten und dadurch die Steuereinnahmen des Staates zu schädigen. Ich wünschte, dass die Arbeiter schon aus anderen Gründen ihren Konsum von Bier und Branntwein noch mehr einschränkten. Einen völligen Verzicht darauf halte ich in der Gegenwart für unmöglich. Welche Schwierigkeiten macht schon die Durchführung jedes kurzen lokalen Bierboykotts, wo doch in der Regel andere Biere als Ersatz zur Verfügung stehen! Es ist undenkbar, dass einer politischen Forderung wegen im Handumdrehen eine das ganze Volk beherrschende Sitte abgelegt würde. Solche Kampfmittel kann eine kleine Gruppe vorübergehend anwenden, namentlich wenn äussere Verhältnisse sie unterstützen. Die Nordamerikaner konnten vor Beginn des Unabhängigkeitskrieges den Teeimport, der in wenigen Händen war, lahmlegen und damit die Teetaxe praktisch hintertreiben. Kam kein Tee ins Land, so konnte keiner getrunken werden. Ganz anders liegt es bei uns mit dem Bier und Branntwein, die überall im Inlande hergestellt werden, und die sich den Konsumenten geradezu aufdrängen. Zudem müsste diese heroische Enthaltsamkeit jahrelang durchgeführt werden, ehe sie als materielles Machtmittel auf den Staat und seine einflussreichen Mitbürger wirken könnte. Wenn sie überhaupt wirkte. Denn die aufgeklärte Arbeiterschaft stellt schon jetzt die schwächsten Konsumenten geistiger Getränke, und die unaufgeklärten Liebhaber des Alkohols würden durch solche Politik von der Aufklärung, von unseren politischen Zielen und damit auch von der endlichen Überwindung der Trinksitten nur immer ferner gehalten werden; sie würden den Bier- und Schnapsgenuss erst recht mit dem Bewusstsein betreiben dabei patriotisch zu handeln.

Für diese *reformerische* Phantastik, die mir ebenso irreführend erscheint, wie *revolutionäre* Phantasieen, ist übrigens Genosse Prager nicht allein verantwortlich, sondern er beruft sich dafür auf Frau Roland-Holst.

Die wirklichen und nächsten materiellen Machtmittel der Arbeiterklasse in der Wahlrechtsfrage liegen in der Ausnutzung der kommenden Landtagswahl. Diese muss zu einer grossartigen Stimmenzählung für die Wahlrechtsreform benutzt, und es muss durch überlegte Wahltaktik auch die Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses möglichst beeinflusst werden. Demnächst kommt der Vorschlag der *Preussenkorrespondenz* in betracht, der die Öffentlichkeit der Stimmabgabe und den Terrorismus und Gewissenszwang, den die Anhänger des bestehenden Wahlrechts damit zu üben pflegen, und der der wahre Zweck der öffentlichen Wahl ist, durch sich selber widerlegen will. So sehr wir grundsätzlich alles verwerfen, was die freie Betätigung der Überzeugungen einengt, so sehr wir in dieser uneingeschränkten Freiheit der Wähler die Grundlage des politischen Lebens, das notwendige Korrektiv gegen Willkürherrschaft und gegen Schwerfälligkeit der Regierung sowohl wie der Parteien erblicken, ja gerade eben aus diesem Grunde halten wir die Sozialdemokratie für berechtigt

hier einmal die selben Waffen gegen die Volksfeinde zu kehren, die diese fortwährend gegen das Volk verwenden. Es geht nicht länger, dass die Öffentlichkeit der Abstimmung von einer kleinen unverständigen Minderheit zur Unterdrückung der Mehrheit benutzt wird. Die Mehrheit selbst soll sich der Macht, die sie dadurch ausüben kann, erinnern und sie benutzen, freilich nur um die Öffentlichkeit der Wahl und damit die Möglichkeit jeden Drucks auf die freie Überzeugung, komme er von oben oder unten, endgültig zu beseitigen. Deshalb ist es jetzt Recht und Pflicht der Arbeiterklasse alle Geschäftsleute, die bei der nächsten Wahl nicht unbedingt im Sinne der Wahlrechtsreform stimmen, dieser Abstimmung wegen ihre wirtschaftliche Macht fühlen zu lassen und dadurch der öffentlichen Abstimmung Gegner zu schaffen. Der Weg zur gleichen und direkten Wahl geht über die geheime Wahl.

Merkwürdigerweise erwähnt Genosse Prager diese materiellen Mittel des Wahlrechtskampfes gar nicht. Wichtiger als die von ihm erörterten sind sie schon, wenn man sich auch nicht der Täuschung hingeben soll durch sie sofortige unmittelbare Erfolge zu erzielen. Die wahrsten und besten Machtmittel der Arbeiter in der Wahlrechtsfrage liegen allerdings auf moralischem Gebiet: darin, dass die Ungerechtigkeit der öffentlichen Dreiklassenwahl, ihre Unvereinbarkeit mit jeder ruhigen natürlichen Fortentwickelung Deutschlands schliesslich von jedem zugegeben werden muss, der nicht lügt. Ferner aber in der Tatsache, dass ebenso entrechtet wie die Arbeiter auch die gesamten Mittelklassen sind, namentlich auch die im Besitze der Organe der öffentlichen Meinung befindlichen Kreise der sogenannten *Intelligenz*. Für einen schnell zur Entscheidung treibenden Kampf wäre auf diese Kreise kaum zu rechnen, wohl aber auf ihre allmähliche Durchdringung mit dem Bewusstsein der Unhaltbarkeit des jetzigen Zustandes. Solche geistigen Einflüsse würden schliesslich auch diejenigen Führer bürgerlicher Parteien mit fortreissen, die jetzt aus kleinlichem Parteiinteresse oder aus Unfähigkeit der Wahlrechtsbewegung lau oder gar feindlich gegenüber stehen.

MATHILDE MORNAY · DELACROIX

DELACROIX' Erscheinung fällt in eine Zeit, in der die Kunst einer kräftigen Hand bedurfte, um aus höfischer Engigkeit und billiger Gefühlskoketterie herausgerissen zu werden. David und Ingres malten damals ihre Bilder, die keinen Zoll breit aus dem Rahmen traten, den die konventionelle Zeit des ersten Kaiserreiches ihnen vorschrieb. Die Sprache der Farbe war vergessen, und die Form wagte nur noch leise und süss zu reden; im besten Falle war sie unaufdringlich und fand durch Einfachheit einen vornehmen Stil. Sie wusste nichts mehr vom Leben, und Donatello und Michelangelo schienen für dies Zeitalter nicht gelebt zu haben. Die Bilder Ingres' zeichnen sich durch eine gewisse schläfrige Delikatesse aus; und Davids Menschen scheinen die Genauigkeit und Pünktlichkeit in Person zu sein; sie wecken Vorstellungen von Paradesälen und Exerzierplätzen.

Delacroix machte sich mit einem Schlage von der Schule los, und seine Bedeutung ist um so heller, als er die Kampfesfreude rettete in einer Zeit, die auf weichen Kissen einzuschlafen drohte. Wie etwas vollkommen Neues, etwas Elementares wirkt er zwischen seinen Zeitgenossen, und ein Strom von Kraft

und Jugendlichkeit geht von ihm aus, der in seinem Überfluten nur Fruchtbarkeit mit sich bringen kann. Fruchtbarkeit ist der vielleicht tiefste Inhalt der Werke Delacroix'. Die Fruchtbarkeit der Erde, die Wachstum und Farben gebende Fruchtbarkeit quillt aus seinen Landschaften, aus den Leibern seiner Menschen. Eine merkwürdige Kritik hörte ich kürzlich vor einigen seiner Bilder: »Wie findest du Delacroix?« fragte jemand seinen Nachbar. »Blut«, antwortete der Gefragte. Er war sich schwerlich bewusst, wie umfassend seine Antwort war. Dem naivsten Beobachter mag dies Wort auf die Lippen kommen durch den Eindruck der Phantasie Delacroix', die etwas von Raubtierfreude hat. Raubtiere liebte er ebensosehr darzustellen wie sich bäumende Pferde; doch ist diese besondere Vorliebe nur ein kleiner Teil der Schale eines grossen Kerns. Die Phantasie Delacroix' roch Blut, empfand Fleisch, weil in ihr ein drängendes Gefühl für zuckende Körper, für Gewalt, für gesteigertes Leben war, kurz weil Blut in ihr selber war. Er ist aus dem alten Geschlecht jener Künstler, die ihre Kraft aus der Erde schöpfend immer wieder dieser Erde und dem heissen Leben auf dieser Erde Gewalt antun wollen, die diese feindselige und geliebte Macht sich unterjochen müssen, um neues Leben zu zeugen. Sie haben sich die Arme stark machen lassen durch die Schule ihrer Väter und suchen immer wieder das Leuchten in die Dunkelheit zu zwingen. In der Schläfrigkeit und Verlogenheit, die zu jeder Zeit das Durchschnittskontingent der Malerei stellen werden, und die am Anfang des 19. Jahrhunderts selbst durch wirkliche Talente, an deren Spitze Ingres stand, autorisiert wurden, zeigte Delacroix zuerst den Mut der Sachlichkeit. Der süsslichen Phantasie seiner Zeitgenossen setzte er Nüchternheit entgegen, und diese Aufrichtigkeit der Anschauung war ausschlaggebender für den Eindruck seines Erscheinens als die Wildheit seiner Stoffe, die den zarten Geist der damaligen Künstler frappierten.

Delacroix muss mit einem unbestechlichen Auge in das Leben gesehen haben; er liess sich nicht durch Nachbarn, durch enge Räume und niedrige Dächer verwirren, sondern seine Seele griff zurück zu den Vorfahren, deren rechter Enkel er war, und riss ihr Erbe an sich. Er steht auf den Schultern Rubens', und er war ein kluger Schüler des Velazquez. Darin liegt seine Stärke, das Zukunftverheissende seiner Persönlichkeit, und darin liegt auch seine Schwäche. Es scheint fast, als ob Delacroix berufen war die Kunst zu retten, hinüberzuretten durch eine schwächliche Zeit in eine ferne Zukunft, als ob er der Fährmann war, der die Krone über den Strom bringen sollte; aber er war nicht der Herzog selbst, der sie sich aufs Haupt setzen durfte. Rubens hinterliess der Welt den Eindruck des hinreissenden Temperaments, einer Lebensfreude, die sich in Licht badete, und die mit lachenden unersättlichen Lippen die Welt zu küssen schien. Die Welt des Rubens brauchte den Velazquez, das Fassen der Melodie in das stärkste Lied, doch noch fehlte dieser Zusammenfasser. Es liegt ein unendlich feinsinniger Wille darin, dass die Natur, die dem Werk der Künstler eine wundervolle Vollendung gab, einen Menschen schuf wie Rubens, der ein so unvollendetes Werk zurückliess, der, obgleich er Höhen erklomm, die andere kaum ahnten, doch sein Feld roh und unkultiviert liess. Mit einer Gewissenlosigkeit ohne gleichen scheint dieser Künstler mit seiner Aufgabe gewirtschaftet zu haben, und doch hat noch keiner seiner Schüler, der mit schärferem Gewissen an diese Arbeit herantrat, auch nur

ein dem annäherndes Weltumfassen aus seiner Seele leuchten lassen. Rubens' Roheit war ein Teil, und nicht der kleinste Teil seines Genies, und seine Welt war so gross, dass eine ganze Nachwelt noch wird zu kauen haben an den Bissen, die er ihnen vorsetzte.

Delacroix hätte zu der Familie Rubens' gehört, auch wenn er nie ein Bild seines Vorgängers gesehen hätte. Er gehörte ebenso gut zu der Tizians und Goyas, denn diese Menschen waren nicht Kinder einer Richtung; sie waren schlechthin Kinder der Malerei. In goldigen Tizians steckt schon diese wunderbare Beziehung des Fleisches zu allem Umgebenden, die Sprache des Blaus einer Seidenschärpe zum Gold der Fransen, ebenso wie sie aus jedem Rubens hervorleuchtet, wie sie aus der weissen Brust der Diana vor dem hellen durchglühten Grau des Himmels herausstrahlt. Goya spricht sich in einem einzigen roten Tuch zwischen dumpfem Sand und blauen Lufttönen ebenso scharf aus in der Wildheit und Konzentration seiner Stiergefechte wie in der Leidenschaft seiner Bearbeitungen. Konzentration: das war das Erbe jener Alten, der durch Velazquez befestigte Besitz und wurde das Geschenk, das Delacroix seiner Zeit und der Nachwelt zu bieten hatte. Es hat viel zu tun mit dem Blut, das er in seinen Bildern malte. Es kam ihm nicht drauf an zu zeigen, dass es feine, zarte Hände gibt, nicht, dass ein Hals oder die Füsse eines Menschen sich schön bewegen können, nicht, dass kluge Gedanken gedacht werden, sondern, dass die Welt ein blutdurchströmtes Herz, einen blutdurchströmten Körper hat und eine heisse Seele. Darum ist untrennbar in den Werken Delacroix' die Seele von dem Körper, ihrer Form, gegen die sie peitscht, und in der sie sich ausdrückt.

Delacroix konnte mit vollem Recht das Wort *Kolorist*, mit dem man ihn schon bei Lebzeiten rühmen wollte, zurückweisen; er wusste, dass dieser Name ihn ebenso wenig deckte wie der eines Malers romantischer Abenteuer und orientalischer Legenden. Er zog die ganze Erscheinungswelt in den Kreis seines Schaffens, und sein Herz brannte bei dem Farbenklang eines Stillebens wie bei den Bildern, die er sich aus dem Freiheitskampf der Griechen holte. Der Berliner Kunstsalon Cassirer brachte im November eine Delacroix-Ausstellung. Sie musste schon für jeden, der sie sah, ohne den Maler gut zu kennen, ein Appell an das künstlerische Gewissen sein. All den Menschen, denen es um Kunst zu tun ist, die sie nur nicht zu finden wissen, möchte man sagen: Geht zu diesen Menschen wie Géricault und Delacroix! Die Ausstellung bei Cassirer, für die der bei Gurlitt gezeigte Géricault der beste Vorläufer war, gab nur Bruchstücke aus dem Werk Delacroix'; die Hauptsachen sind allein in Paris zu sehen. Aber schon in diesen Skizzen und kleineren Bildern liegt ein Stoss der Leidenschaft für den Laien, und der Kenner findet seine ganze Liebe für den Künstler in einzelnen Perlen. Ernst wird vor diesen Skizzen die Erinnerung an die *Dantebarke*, das Erstlingswerk des Zweiundzwanzigjährigen. Dies Werk muss unheimlich auf die Zeitgenossen gewirkt haben. Es war genial, aber es war nicht nur genial, sondern es war vollendet. Es ist Dante, der zur Unterwelt fährt, und es sind Verdammte, deren Arme sich an den Kahn klammern. Die Wucht des Verfluchtseins in diesen armen, rohen Leibern und die gekrönte Schicksalslosigkeit des Dichters, den sein Genius zum Schmerz der Hölle führt: dies alles konnte der junge Delacroix sagen und so ausdrücken, dass seine Zeit begriff.

dass es sich um etwas Grosses handelte. Die Farbe des Bildes ist satt und dunkel, der Kolorismus gemässigt und zusammengehalten durch die graue Höllenschwüle, die sich über das Wasser lagert. Nur das Fleisch der *Zornigen* leuchtet aus den tiefen Tönen.

Delacroix war mit einem Schlage berühmt. Er sah sich mit einem Sprung auf einem Berge über den kleinen Wohnungen seiner Zeitgenossen. Es gehörte viel dazu sich auf dieser Höhe zu halten. Und er wusste damals selbst, dass der Tageserfolg ihm nicht in dem Masse treu bleiben würde wie er ihn bei Sonnenaufgang begrüsst hatte. Aber ebenso sicher war er seiner Sonne, er wusste, dass sie noch nicht im Zenith stand und noch höhere Höhen zu durchlaufen hatte. Sein zweites Werk war das *Gemetzel von Chios.* Ein Zurückflauen der Begeisterung des Publikums war zu erwarten gewesen; auf eine solche Entrüstung, wie sie das Bild erregte, hatte sich wohl selbst Delacroix nicht gefasst gemacht. Wie eine Lästerung, wie der autoritätslose Geist der Revolution selbst wirkte das Massaker. Eine Lästerung aller ästhetischen Ideale, jedes Schönheitsbedürfnisses und den Kompetenteren wie eine freche Hintenansetzung aller Kompositionsregeln, aller Forderungen der Malerei überhaupt. Das Publikum hatte recht mit seinem Tadel, wie es immer recht hat mit Tadel, und es hatte doch tausendmal unrecht; denn der scheinbare Rückschritt Delacroix' war doch nur ein mutiger Schritt vorwärts in seiner Entwickelung. Er musste Errungenes aufgeben, er musste scheinbar die Reife der *Dantebarke* abwerfen, um tiefer zu graben. Wie tief er grub, bis an die Quellen alles Menschlichen, das zeigt er in der toten Mutter. Der Leichnam einer Mutter, deren Kind noch die Brust sucht, war die Verkörperung dessen, was Delacroix in dem ganzen Bilde sagen wollte. Seelisch beherrscht diese Szene und die daneben sitzende Figur mit dem Ausdruck des sich aufgebenden Leidens das Bild; malerisch bleibt die Verbindung tot.

Delacroix hat wohl nie wieder diesen Fehler gemacht zu einem Entwurf zu greifen, dessen Grossartigkeit seine Reife nicht nachkam. Aber wir können ihm dankbar sein für diesen wundervollsten Jugendfehler. Je älter er wurde, desto klarer wird uns sein Bild als das eines Menschen, der sich so scharf erzogen hatte, dass er stets mit seinen Grenzen rechnete und innerhalb dieser Grenzen so stark sein konnte, weil er unbedingt nüchtern und sachlich war. Er hatte sein Leben lang mit einem kranken Körper zu tun, und es ist ein nicht kleiner Teil seiner Selbstbeherrschung, dass er doch diesen Körper durch ebensoviel Schonung wie Energie zum Werkzeug malerischer Grosstaten machte. Fast nirgends zeigt er diese konzentrierte Kraft stärker als gerade in kleineren Bildern: Stilleben, Landschaften, einem Löwenbild im *Louvre.* Das sind ganz einfache, grossartige Worte der Malerei. Delacroix erfasste die ganze Schwingungskraft der Töne, die psychologische Macht der Farbe; ihm ist nicht die besondere Betonung sondern der Wert der Hauptsachen in der Natur selbstverständlich; er geht jedem Leuchten nach und ebenso jedem kleinsten Verdämmern, jedem Hauch und jedem Härchen. Zu dem Wertvollsten, was Paris besitzt, gehört eins seiner Stilleben: auf der Erde liegende Hummern und die blauen Federn eines Auerhahns vor einer Landschaft, die, ohne sich dem Vordergrund gegenüber aufzudrängen, tiefe, heimliche Schönheit hat. So spielte er mit der ganzen Verschwendungssucht der Natur in Farben, um dann in seinen Selbstporträts das Porträthafte so als Hauptsache

zu fassen, dass er sich auf das Allereinfachste in der Malerei zurückziehen konnte. Nichts illustriert die Gemässigtheit seiner Persönlichkeit schärfer als diese Selbstbekenntnisse, denn das sind sie, gerade weil sie zurückhaltend sind. Dieser Mensch nimmt sich selbst klug, knapp, sachlich, bewusst; ein Mensch, der sich viel gewährte und noch mehr versagte. Er hat einmal selbst gesagt: »Das grösste Genie ist nichts als ein hervorragend vernünftiges Wesen.« Dies ist die treffendste Selbstkritik, die er sich geben konnte, und wie sein Genie untrennbar ist von der vernünftigen Art, in der er sich mit dem Leben auseinandersetzte, so erfasste er auch stets dort das Malerische am schärfsten, wo seine Klugheit, seine spürende, psychologische Seele auf ihre Rechnung kam. Er hat wenig Stärkeres und wenig Feineres gemalt als ein kleines Bild des geigenden Paganini. Aus dem Dunkel kommen nur der gespannt der Musik nachgehende Kopf und die Hände leuchtend hervor. In dem Kopf und in der spielenden Hand liegt so viel Malerei, so viel Musik, dass wir längst aufgehört haben Delacroix zu sehen, wir vergessen über der Malerei die Malerei, über der Bewegung die Musik und verstehen nur den Menschen besser.

Delacroix war in der Mitte der zwanziger Jahre in England gewesen, und Constable wurde ihm der erste Anreger die in der *Dantebarke* und dem *Gemetzel von Chios* noch gefangene Farbe dem Einfluss der alten Meister zu öffnen und damit die Tür aufzustossen für seine Nachfolger. Der unmittelbare Ausdruck dieses neuen Wissens, der Begeisterung für seinen Helden Rubens wurde dann die Deckenkomposition in der Deputiertenkammer. Er verlor sich hier vielleicht zu sehr in seinen Meister, und es gibt Skizzen von Delacroix, die sich von solchen des Rubens kaum unterscheiden; aber es ist fast ein Rätsel, dass er in diesen Skizzen, in denen er so ganz Schüler war, nicht schwächer erscheint als sein Vorbild.

Delacroix' äusseres Leben hat als wichtigstes Ereignis eine Reise nach Marokko im Jahre 1832. Delacroix wusste, warum er die Gelegenheit sich einer Orientexpedition anzuschliessen so schnell ergriff, und er fand dort die Ruhe in einer Farbenwelt, deren Prophet er schon in Frankreich gewesen war. Hier fand die ganze Umfassungsfähigkeit seines Wesens, die so gar nichts mit verdächtiger Vielseitigkeit zu tun hat, ihren stärksten Ausdruck. Der *Harem*, der *Sardanapal* und eine entzückende Skizze, in der Teppiche, Kleider und das Weiss nackter Frauen zu einem Orchester der Freude zusammenklingen, sind ebenso Früchte dieser Reise wie die einsamen Wege, die er zwischen Büschen und Bäumen hindurch den Löwen nachkroch. Gerade in diesen letzten Skizzen ist eine Intensität der Farbe und in einem Bilde, das einen zerfleischenden Löwen darstellt, ein in Farbe und Zeichnung sich ausdrückendes Gefühl für das Wilde des Vorgangs ohne das leiseste Pathos, dass gerade diese Werke seiner reifsten Jahre unsrer Zeit, die überall Sentimentalität wittert, besonders nahe stehen müssen. Nach der marokkanischen Reise wurden Delacroix verschiedene staatliche Aufträge. Die wenig bekannten Gemälde im *Luxembourg* und die Ausmalung einer Kapelle im *Saint-Sulpice*. Es wird uns schwer uns in diese Delacroix zu finden. Zur selben Zeit, in der er seine wundervollen Stilleben malte, reservierte er sich in den Kirchengemälden so sehr, dass wir ihn kaum entdecken zwischen den schwachen Bildern der anderen Kapellen. Der Eindruck ist nicht stark vor diesen Fresken, aber es ist die Erinnerung an etwas Einfaches und Vornehmes, die uns bleibt.

Delacroix war kein Mensch, dem die Stille einer Kirche vertraut war; er hatte nichts zu tun mit der Zeitlosigkeit eines Kultus, wenige und sicher kein Maler seiner Zeit waren so wie er Repräsentanten der Entwickelung.

Delacroix' Bild ist eines der merkwürdigsten unserer Kunstgeschichte. Plötzlich auftauchend als ein Prometheus, der der kleinen Welt der Schwächlinge und Kinder einen Feuerstrahl bringen konnte, blieb er doch immer nur der Halbgott, dem die Leidenschaft die Sonne der Olympier verdunkelte. Es war die Leidenschaft, die sein Jahrhundert nicht loslassen sollte, wie es übergossen blieb von dem Licht, das er brachte. Und dies wiedergeschenkte Licht ist das Entscheidende seiner Persönlichkeit; wie er logisch die Aufgabe erfüllte, die die vergangenen Jahrhunderte ihm gaben, so ist die Malerei unsrer Zeit und unsrer Nachkommen undenkbar ohne ihn. Er war der Vater der heutigen Malerei, der Eroberer eines neuen Landes: Söhne, macht euch zu Königen!

BO BERGMAN · DAS BLUT

SIE kam als fünftes Kind auf die Welt, und man kann nicht sagen, dass sie willkommen war. Ihre Eltern gehörten zum Gut wie die Stallhunde und das Vieh. Der Vater war Arbeiter in der Ziegelei, und die Mutter war Stallmagd gewesen und half noch beim Melken. Vom Stall hatte sie auch ihre ersten und stärksten Eindrücke. An das Heim selbst erinnerte sie sich aus den ersten Jahren nur als an etwas sehr Kaltes und sehr Enges, wo sie immer im Wege stand — aber im Stall war Platz, und da war es auch weit und warm und eine Welt für sich. Der Stall wurde darum ihr rechtes Heim. Sie balgte sich mit den grossen dicken Katzen um die Milch und schlief im Stroh. Als sie grösser wurde, lernte sie die Namen der Tiere. Da waren alle Kühe, Liesel und Brita und Mairose und hundert andere, und da waren drei Stiere, ein schwarzer, ein brauner und ein weisser, aber der weisse war der schönste. Er hiess Bull und hatte vergoldete Hörnerspitzen und das gräfliche Wappen in den Schenkel eingebrannt; es sah aus wie gestickt. Seine Namenstafel war von Diplomen und Daten umgeben, und oft kamen Herren und studierten sie. Und Bull rollte seine Augäpfel und pfauchte und zerrte an dem Ring, dass die Nüstern bluteten. Er war gefürchtet und vergöttert; und er hatte zwei Menschen getötet; das machte ihn zum Souverän des Ortes.

Aber am allermeisten liebte Lova die Kälbchen; das waren ihre Geschwister. Sie streichelte und liebkoste sie, als sie noch kaum auf ihren zitternden Beinchen stehen konnte, und sie beantwortete ihr trauriges Brüllen mit ihrem altklugen Geplapper und ihren warmen Händchen. Sie kamen ihr ebenso hilflos in der grossen fremden Welt vor wie sie selbst. Sie bekam ihren braunen Blick, der ein Rätsel und ein Leid barg, aber auch die grundlose Fröhlichkeit, die bei Sonne und schönem Wetter über alle Zäune tollte.

»Da rennt sie schon wieder«, sagte die Mutter. Sie stand breit und hüftenstark in der Türe und sah, wie das Mädchen mitten in einer Schar von Schafen oder Gänsen dahinstürmte.

Die Luft unter all dem Vieh war dick von Dünsten, und im Winter liess man

nicht mehr hinaus als absolut notwendig, um nur ja nichts von der Wärme einzubüssen. Da drinnen wurden saftige Worte gewechselt, während der Milchstrahl in den Eimer zischte und die Ketten rasselten; und es gab derbe Küsse dort oben auf dem Heuboden und die kurze keuchende Liebe der Tiere. Dann kam zur gegebenen Zeit das Resultat, und die schmutzige Kinderschar wuchs in den Hütten rings im Umkreise. Manchmal erfolgte die Trauung, meistens nicht. Es ging, wie es gehen konnte; der Pastor zeichnete einen neuen Namen in das Kirchenbuch ein und überliess den Rest unserem Herrgott. Aber auch wilder Hafer kann aufschiessen, und was von den kleinen Menschenpflänzlein übrig blieb, nachdem Diphtheritis und Tuberkulose ihr Teil genommen, reichte auf jeden Fall für die Bedürfnisse des Gutes hin, und über das Gut hinaus kam nicht viel.

Denn die Stadt hatte noch nicht begonnen das Land zu plündern. Es war in den sechziger Jahren, und Eisenbahnen und Zeitungen hatten die Menschen noch nicht in Umlauf gebracht. Das Volk setzte sein Leben auf dem Flecke fort, wo es begonnen hatte, und alle Karren fuhren in der selben Radspur.

Das Gut war ein altes Fideikommiss mit so viel Land wie ein kleines deutsches Fürstentum. Das Hauptgebäude hatte zwei Stockwerke, Freitreppe und ein hohes glasiertes Ziegeldach. Das Tor war eine Wölbung, die mitten durch das Haus hindurchging, so dass der See, der gerade davorlag, in einem Halbkreis von Steinen blau leuchtete, wenn man vom Lande her durch den Park kam. Der Gästesaal nahm die ganze Breite des Gebäudes ein, mit gegenüberliegenden Fenstern, durch die die untergehende Sonne quer hindurchschien. An Herbstabenden konnte alles brennen wie eine grosse Laterne. Und das sich kreuzende Licht war im Winter von toter Ödigkeit; es war, als hätte das Haus sein Inneres verloren, als sei es ausgeblasen wie ein Ei, alles menschlichen Lebens entblösst.

Auf dem Hof war eine Sanduhr und ein Springbrunnen und ein zorniger Pfau, der Antonius hiess. Der Park erstreckte sich den See entlang, mit Wegen, die so gerade liefen wie Gassen. Hier waren die gräflichen Kinder in Ponywagen gefahren und geritten, aber das war schon lange her, die Mädchen waren verheiratet, Kurt, der älteste Sohn, in Zürich gestorben, wo er Konsulatsbeamter gewesen war, und der Erbe des Gutes war in Stockholm in Garnison. Er hiess Karl Leo.

Die langen Parkwege lagen leer da, und nur an einigen Tagen im heissesten Hochsommer liess der alte Graf seinen Rollstuhl zum See hinunterfahren. Lova hatte ihn aus der Ferne gesehen und war erschrocken auf und davon gelaufen. Er ähnelte mehr einem Affen als einem Menschen: der Unterkiefer hing herab, und die unförmlichen Arme lagen schlaff auf den Lehnen, mit aufgeschwollenen Fingern. Der Bediente hatte eine Kognakflasche in der hinteren Rocktasche.

Der Graf spielte, dass er eine Reise machte. An der grossen Eiche und vor der Dianastatue waren Gasthäuser, und es war kalt und unfreundlich. »Die Sonne gibt keine Wärme mehr«, sagte der Graf, »und man muss sich stärken.« Er trank, bis er einschlummerte, und dann setzte der Bediente fort. Eines Tages hatte man sie beinahe in einer Umarmung eingeschlummert gefunden, während die Kognakflasche im Grase lag und den Klee begoss. John, der Be-

diente, war das Ein und Alles des Grafen. Er empfing Douceurs von seinem Herrn, um über die kleine Schwäche zu schweigen — von der die ganze Gegend wusste — und Douceurs vom Verwalter, um diese Schwäche anzuregen, die ihm freie Hände liess. Seine Hände waren sogar ganz ungewöhnlich frei, wenn sie im Kassenschrank hantierten. Er vergass nicht sein Pfund zu verwalten.

Karl Leo kam ein paarmal im Jahre nach Hause, über Weihnachten und zur Elenjagd. Wenn er jagte, hatte er Regimentskameraden mit, und da lebte das Gut auf. Das waren lustige Herren, die von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang aushalten konnten und ebenso lange schliefen, wenn es darauf ankam; sie hatten ein schlechtes Gewissen, wenn sie eine Schuld bezahlten, und die Welt gehörte ihnen. Man ass und trank auf dem Altan zum See zu und schleuderte die Flaschen ins Wasser, und Karl Leo sang mit seinem gröhlenden Bass Liebeslieder.

Er war gross und sehr hell, mit einem schönen, hartnäckigen Blick, der nur in eine Richtung sehen zu können schien. Die Unterlippe stand vor, wie bei den Pfälzern. Er war leicht gerührt, aber lachte schwer. Ohne andere Erfahrung des Daseins als das Garnisons- und Gutbesitzerleben war er leichtsinnig, ungebildet, grausam und gutherzig, alles durcheinander. Es fiel ihm schwer in Gang zu kommen und schwer aufzuhören. Seine Passion waren Hunde, Weiber und — in aller Stille — Speck mit braunen Bohnen.

Diesen Herbst war er länger als gewöhnlich zurückgehalten worden; es stand schlimm mit dem alten Grafen, er konnte es nicht mehr lange machen, und Tante Laurentia war auf dem Gutshof erschienen. Wenn sie kam, wusste man, dass es zu Ende ging. Karl Leo sah allem mit Gleichmut entgegen und kümmerte sich um seine Hunde. Er langweilte sich und fasste das als einen obligaten Anfang der Trauer auf.

Doch der Alte krabbelte sich wieder heraus, und eines schönen Tages liess Tante Laurentia ihre Koffer kommen. Ausser dem übrigen Gepäck nahm sie noch eine Tochter des Gutes mit, die zur Kammerjungfer oder so etwas ähnlichem dressiert werden sollte und die sie sich ausgewählt hatte, nachdem sie das zugängliche Material vor sich aufgestellt und die Hälfte davon mit ihren stechenden, mit der Lorgnette bewaffneten Augen gemordet hatte.

Das Mädchen war Lova. Sie war jetzt fünfzehn Jahre und eben konfirmiert, aber noch kaum erwachsen. Es sah auf jeden Fall aus, als liesse sich etwas aus ihr machen, mit ihrem reichen, weizengelben Haar, dem frischen Mund und den grossen Augen, die ihre Neugierde, ihre unbewusste Zärtlichkeit und ihr Rätsel beibehalten hatten.

»Wenn ihr nur noch die Nase wächst«, sagte Tante Laurentia. »Und die Hände. Wo hat sie die gestohlen? Gestohlenes Gut zeigt man nicht noch her, Kind.«

Das war Lovas erste Erziehung, und in Stockholm wurde sie fortgesetzt. Die alte Frau hatte recht: sie machte sich schon, wenn ihr nur die Nase wuchs, und es wuchs ihr auch noch anderes, und noch mehr entwuchs sie. Sie lernte ebenso leicht wie sie vergass. Die Umpflanzung nahm viel weniger Zeit in Anspruch als Tante Laurentia sich gedacht hatte, und in ein paar Jahren war das Stallkind ein Stadtkind. Das war der Instinkt und die Be-

gabung des Weibes dem Milieu sich anzupassen, und sie wurde von einem kleinen schlauen Köpfchen unterstützt. Sie wechselte nicht nur die Kleider. Sie schien Haut, Gefühle, Seele gewechselt zu haben. Der Lakai wird der Klasse, aus der er hervorgegangen ist, oft fremder als sein Herr der selben Klasse, der er niemals angehört hat, und Lova verstand die ihre nicht mehr. Anfangs hatte sie sich natürlich nach Hause gesehnt und hatte ihre Seufzer im Kopfkissen ersticken müssen, aber das ging vorüber, und sie kam von ihrem ersten Besuch ganz enttäuscht zurück. Sie hatte nichts so wie früher gefunden, weil sie selbst eine andere geworden war.

Das schwarze Kleid mit dem weissen Schürzchen machte ihr Gesicht bleicher und die Augen grösser. Sie lachte oft, aber ohne sich im Lachen hinzugeben. Ihr Gang war leicht und doch fest. Die Zärtlichkeiten der Mittagsherren im Vorzimmer nahm sie mit Fassung auf, und kam es so weit wie zu einem Kusse, so kam es doch nicht weiter. Sie hatte auf dem Grunde der Seele das Misstrauen des Kindes aus dem Volke; das half ihr über vieles hinweg. Tante Laurentia war die Witwe eines Admiralitätsrates und wohnte auf der Blasieinsel und führte ein wenig Haus. Sie galt für reich. Karl Leo lieh sich Geld von ihr aus, wenn es von daheim versiegte, und das geschah nicht selten. Sein Leben kostete ziemlich viel; da waren die Zirkusdamen und die Offiziersmesse und der Stall. Die Strafe waren die Mittwochszirkel der Alten, die Aschermittwoche, wie Karl Leo sagte; aber er tat gehorsam Pönitenz und schluckte seinen Tee, um nicht etwas schlucken zu müssen, was noch schlechter schmeckte.

Lova kam mit dem Tablett herein.

An einem solchen Abend entdeckte Karl Leo sie. Er war mit seiner Tante allein geblieben; alle, die konnten, waren gegangen, aber Karl Leo konnte nicht. Er sass da, und seine langen Kavalleristenbeine hingen über den Boden, und da kam sie. Er zog die Beine an sich und sah sie mit seinem hellen hartnäckigen Blick an, anfangs gleichgültig wie früher, doch dann mit langsam erwachendem Interesse.

»Da hast du dir ein schönes Mädchen angeschafft, Tante«, sagte er, als sie gegangen war.

»Hö, hö, hö, sie ist nicht neu.«

»Nein, aber ich habe sie noch nicht gesehen.«

»Sie ist von dir, Karl Leo. Hausprodukt, kann man sagen. Aber veredelt.«

Dieses Mal zupfte Karl Leo sie im Vorzimmer am Ohr. Sie errötete und knixte, und das nächste Mal küsste er sie. Da erblasste sie. Es war nicht ihr erster Kuss. Sie hatte vorher andere empfangen und keinen Schaden dabei genommen, sie waren ebenso leicht vergessen wie empfangen, aber dieser — es war sonderbar, er brannte nicht nur auf der Lippe, und er liess sich nicht vergessen. Sie hatte natürlich niemals an Karl Leo denken können und ihn also auch nicht geliebt. Aber doch. Den anderen gegenüber, die sie vorher geküsst hatten, war sie ein freier Mensch gewesen und hatte sich so gefühlt, doch nicht gegen Karl Leo. Er war noch ihr Herr. Wenn er seine Lippen auf die ihren drückte, nahm er nur sein Eigentum in Besitz.

Sie konnte sich darüber nicht leicht Rechenschaft geben, aber sie empfand es so. Es war im Blut; sie konnte es nicht ändern, sie war nicht sie selbst

gewesen, als das grosse rote Gesicht mit dem starren Blick sich zu ihr hinab beugte; und sie erinnerte sich nur, dass sie die Augen geschlossen hatte. Das Ganze war wie eine seltsame Lähmung gewesen. Sie fühlte sich wie zersägt in den Beinen, als sie abends ins Bett kam. Und sie weinte sich in den Schlaf.

Sie erwachte mit verwirrtem Kopf, die Angst war wieder da, aber auch etwas anderes. Und plötzlich begann das Herz wild zu schlagen, im Triumph. Etwas von dem Stolz der Sklavin, wenn sie Gnade vor ihrem Herrn gefunden, entflammte ihre Augen. Der Kuss hatte sie emporgehoben. Sie hatte vorher geküsst, ohne nachzugeben, jetzt hatte sie vor sich selbst nachgegeben, weil es nicht anders möglich war, weil sie nicht frei war; und zugleich hatte gerade dieses Gefühl der Unfreiheit sie befreit.

Sie wusste nicht, dass sie ihn schon liebte.

Wie es dann zuging, dass sie sein wurde, daran ist nichts zu erzählen. Er begehrte sie, das war genug. Und mit dem ersten flüchtigen Kusse, der nichts gewünscht, hatte er tatsächlich so viel von ihr empfangen, dass, was noch übrig war, gering wurde — in ihren eigenen Augen.

Sie trafen sich in seiner kleinen Wohnung in der Friedensstrasse, und sie liebte ihn. Er grübelte über die Sache nicht weiter nach, es war auch keine Ursache dazu; er begnügte sich damit ihre frische Fröhlichkeit, ihre Jugend und Unberührtheit zu geniessen; anfangs ein wenig träge erstaunt, wie es nun einmal seine Art war, und dann plötzlich selbst gepackt, brutal und blind. Es war immerhin eine Abwechselung nach den Zirkusdamen, die er bisher bevorzugt hatte. Im übrigen hatte er sie gern, und manchmal konnte er an sie denken, ohne dass er wusste, warum. Wenn er die Schwadron abritt und wenn er mit anderen Frauen sprach.

Tante Laura war nie so zärtlich gegen Karl Leo gewesen; er versäumte jetzt selten die Mittwoche und hielt immer bis zuletzt aus. Lova glitt stumm durch den Salon, mit niedergeschlagenen Augen und heissen Wangen.

»*My love*«, flüsterte Karl Leo im Vorzimmer. Das war Lovas neuer Name. Wie banal die ganze Geschichte auch war: für sie, Lova, war alles neu und gross und schön. Sie ging mit Leib und Seele darin auf. Wie die meisten Frauen und namentlich die, welche lieben, lebte sie im Augenblick, ohne Gedanken und ohne Frage an die Zukunft. Sie liebte alles, was sein war: die Möbel und den Tabaksrauch in den Zimmern und die Jagdtrophäen der Wände und die alten Uniformen, die in den Ecken herumhingen. Es war ein Teil von ihm, ihrem Herrn. Und sie sprach von ihren kleinen Erinnerungen aus der Heimat.

»Ich erinnere mich noch, wie Sie die alte Brücke heraufreiten wollten, Karl Leo, und ich stand im Wege. Und Sie hoben die Reitgerte . . .«

Und ganz in ihre Liebe versunken fügte sie hinzu:

»Ich wünschte, Sie hätten zugeschlagen . . .«

Sie sagte ihm niemals *du*.

Die Zeit verging. Eines Tages erfuhr sie von ihrer Herrin, dass der alte Graf zu seinen Vätern eingegangen und Karl Leo abgereist war. Tante Laurentia fuhr selber nach, mit allen ihren Koffern. Als sie zurückkam, war Karl Leo nicht mit. Er hatte seinen Abschied vom Regiment genommen:

das Gut brauchte ihn. Es sah schlimm aus nach dem Tode des alten Grafen, und sein Sohn bekam viel zu tun. Ein paar Tage trank er, um von der ganzen Geschichte loszukommen, aber als er einmal festen Fuss im Kontor gefasst hatte, da sass er, wo er sass, und keine Kratzfüsse und kein Achselzucken halfen dem Verwalter. Karl Leo brauchte zu allem Zeit, aber er liess nicht locker, bevor er begriff. Und als er begriffen hatte, da begriff auch der Verwalter, dass er sich packen konnte.

Und dann griff der neue Gutsherr gleich tüchtig zu, und er schonte niemanden, ebensowenig wie sich selbst. Er wurde hart, und es war schwer es ihm recht zu machen. Die Geschichte mit dem Verwalter hatte ihn misstrauisch gegen alle Untergebenen gemacht, und die Leute hatten es schlecht. Obendrein wurde es ein elender Sommer, die Felder schwammen, und der Roggen musste unreif gemäht werden, um nicht ganz zu verfaulen. Der Hunger drohte, und die Arbeit ging schwer. Aber Karl Leo trieb nur immer an.

Er wurde in diesen Monaten ein gehasster Mann.

Lova verstand anfangs nichts; sie hoffte noch immer, dass er zurückkommen werde. Aber er kam nicht, und er schrieb nicht.

Sie weigerte sich zu glauben, weigerte sich zu trauern. Als ihr schliesslich alles klar wurde, da war es, als hätte jemand eine Schnur um ihr Herz zugezogen; das Blut stockte, Arme und Beine welkten, es war eine Qual sich zu bewegen, sie war zu nichts mehr im stande und am allerwenigsten zum Denken. Sie wusste, was sie zu erwarten hatte, und eines Tages kündigte sie ihren Platz bei Tante Laurentia und brachte ihr Kind unter fremden Menschen zur Welt. Es kam Geld von Karl Leo, aber nicht ein Wort. Wenn er nur geschrieben hätte! Er hatte sie zu einem lebenden Menschen gemacht, jetzt war sie wieder ein totes Ding in seinen Augen und das, als sie es am nötigsten hatte das Gegenteil zu glauben: ein Hausgerät, das fortgeschleudert wurde, wenn es verbraucht war.

Ihr Blut, das dem seinen zugejubelt, floss träge und vergiftet. Sie war und blieb die Sklavin, auch wenn das Leiden sie in ihren eigenen Augen freigekauft hatte, und mit ihren tiefsten Instinkten rief sie bald nach Rache, bald nach Unterwerfung. Ihr Los wurde das gewöhnliche. Sie musste in einen neuen Dienst gehen, und ihr Kind bekam sie an den Sonntagnachmittagen zu sehen, ein wenig aufgeputzt für die Gelegenheit, angekleidet wie für einen Besuch. Es gehörte nicht ihr. Es schrie, wenn sie es anrührte. Ein Jahr hielt sie es aus, dann nahm sie ihr Kind, und an einem Oktobermorgen stieg sie an der kleinen heimatlichen Station im Regen und Schmutz aus. Sie begriff selbst nicht, wie alles zugegangen war. Es geschah nicht, um Karl Leo zu sehen, und noch weniger hatte sie ihren Eltern zu sagen. Sie sehnte sich nach nichts und doch nach allem mit einander: nach der Luft und dem Boden, dem Rauch von der Ziegelei, wo der Vater sich noch rackerte, nach den Tieren, dem Heugeruch, dem See. Es war eine sehr verworrene Sehnsucht, aber darum nicht weniger gebieterisch. Sie hatte etwas von dem Verlangen des kranken Tieres seine Höhle aufzusuchen.

Das Blut zog.

Und wenn sie es so recht bedachte, sehnte sie sich weniger für sich selbst als für das Kind. Das würde hier unten gleichsam sicherer ihr gehören.

Das Volk hat nicht viele Worte, und sie wurde ohne grössere Überraschung, aber auch ohne jeden Unwillen empfangen. Dass sie ins Unglück gekommen war, wusste man. Aber das war allzu gewöhnlich, um Anlass zu besonderen Auslegungen zu geben, und wenn sie den Namen des Vaters verschwieg, so war das ihre Sache. Was geschehen war, liess sich ja auf keinen Fall ändern. Der eine oder andere, der sich von dem letzten Besuch her an sie erinnerte und damals mit jetzt verglich, empfand wohl eine heimliche Freude, dass ihr Hochmut geknickt war und ihre Hände nicht mehr so herrschaftlich weiss. Aber das war auch alles. Sie machte kein Wesens aus sich, sie schwieg und ging aus dem Wege, und so liess man sie sein.

Ein Platz als Melkerin war immer zu haben; das wurde mit dem Grossknecht ausgemacht, denn einen Verwalter gab es nicht mehr. Karl Leo selbst war verreist, in Geschäften. Und eines Morgens gegen fünf Uhr sass sie wieder im Stall, der die Zuflucht ihrer Kindheit gewesen, und im Stroh zwischen den Melkeimern kroch ihr Kind herum, wie sie selbst einstmal gekrochen war. Bull mit den vergoldeten Hörnern lebte freilich nur mehr als eine Überlieferung und ein Name in den Stammbüchern fort, aber der Nachfolger sah mindestens ebenso hochadelig aus. Und die Kälber brüllten, und die Katzen miauten, und die Milch rieselte in den Eimer, und die Liebe lebte im Heu, ganz wie früher.

Das meiste war gleich; die Zeit war hier unten nicht vorwärtsgegangen. Als sie eines Tages in den Stall kam, entdeckte sie in den Fensternischen die eingemauerten Ziegelsteine mit den Abdrücken der Füsse der gräflichen Kinder. Karl Leo stand unter einem kleinen, breiten und kräftigen Fuss. Und dann eine Jahreszahl. Hastig beugte sie sich hinab und küsste den Stein. Sie konnte nicht erklären, woher es kam. Und ein Schluchzen schüttelte sie wie ein langer Frostschauer.

Aber sie war noch nicht viele Wochen auf dem Gut herumgegangen, als sie merkte, dass doch nicht alles beim alten war. Sie hörte Karl Leos Namen nennen, und er zog böse Worte nach sich und zornige Augen und Fäuste, die sich ballten. Er war nicht geliebt, das war leicht zu merken. Selbst konnte sie diesen Namen nicht segnen, aber ihn zu hassen, das ging noch weniger. In ihrer Brust brannte es. Es war ein Gefühl, als sollte das Herz in zwei Hälften springen; als teilte sich das Blut, und der eine Strom sang von dem alten Glück, und der andere von allem, was nachkam. Sie wurde zwischen ihrem doppelten Ich hin und her gerissen. Sie konnte einen grossen blonden Kopf mit starrendem Blick, den sie an ihrer Brust geborgen hatte, nicht vergessen, und sie konnte ebensowenig vergessen, wer sie jetzt war, und wer er war. Die Liebeserinnerung kämpfte mit dem Stammgefühl, mit dem Bluterbe.

Sie wurde kalt und brennend heiss, wenn sie seinen Namen hörte. Peter auf Anderstorp stand da und sprach mit einem der Stallknechte von ihm.
»Dieser Teufel«, sagte Peter.
Sie fühlte einen Stich in der Brust. Mit den Händen auf den Hüften blieb sie stehen.
»Schweig, Peter!«, schrie sie. Und sie fügte ruhiger hinzu: »Ich denke, jeder hat sein Teil.«

Doch der Groll gegen den Abwesenden wuchs immer mehr und mehr, und jetzt wurde nicht mehr geflüstert. Man sprach laut, überall in den Hütten, beim Kaffee und beim Branntwein. Lova musste es mit dem Essen herunterschlucken — wenn es überhaupt noch ein Essen gab. Denn damit begann es zu hapern. Das Notjahr war da, und man balgte sich um die Kartoffeln. Vor dem Kornspeicher ging Tag und Nacht die Wache auf und ab, und es wurde dennoch gestohlen. Die Rationen wurden eingezogen; der Grossknecht und der Aufseher von der Ziegelei konnten für das Volk nichts tun. Der Gutsherr hatte *Nein* gesagt, und jetzt war er nicht zu Hause.

Lova fühlte, wie sich die Verzweiflung in sie einfrass, langsam und unerschütterlich. Wohin sollte das führen? Gott im Himmel, es musste doch ein Ende nehmen! Am meisten beunruhigte es sie, dass es so still rings um sie geworden war; die Flüche über Karl Leo schienen verstummt, und man nickte nur, wenn man sich traf. Eine merkwürdige Stille, dumpf und undurchdringlich wie der Schneehimmel lag über allem. Es war eine Erwartung, die die Brust bedrückte. Endlich erfuhr Lova alles: man hatte beschlossen die Sache selbst in die Hand zu nehmen, in gesammelter Stärke, Männer, Frauen und Kinder, wollte man dem Gutsherrn entgegenziehen, wenn er kam, und wollte er nicht sehen und hören, dann . . .

Er kam an einem blaukalten Dezembermorgen. Durch die Tauflecke der Scheibe sah Lova den Schlitten vorübersausen, mit einem Mann in einem ungeheuren Seehundspelz. Sie hatte nicht einen Zug erkannt, und doch klopfte es in ihren Schläfen wie bei einer Fieberkranken.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Und als die Glocken läuteten, begannen die Menschen aus den Hütten zu kriechen. Alle Alter waren vertreten. Sie blinzelten gegen das scharfe Schneelicht und bewegten sich hin und her, mit ungelenken fremden Bewegungen, gleichsam ohne Ziel. Einige gesellten sich zu einander und trennten sich wieder, dann kamen neue, und langsam, Schritt für Schritt, zur Seite und zu Boden blickend, aber nie gerade vor sich hin, begann sich die Schar über den grossen Platz zu schieben und zum Hauptgebäude hinauf. Die jungen Burschen gingen an der Spitze, dunkel wie zum Kirchgang, und die alten Leute und das Weibervolk kam hinterher; die Kinder hatten starre Augen, die rund vor Hunger und Neugierde aus den blaugefrorenen Gesichtern blickten; die Kleinsten wimmerten schwach.

Sonst war alles still. Nur das Knirschen im Schnee.

Einige Minuten verstrichen.

Endlich stand Karl Leo auf der Freitreppe. Er kam mit blossem Kopf heraus, in einem alten Offiziersdolman mit abgeschabten Schnüren. An den Füssen hatte er Schmierlederstiefel und in der linken Hand eine Pfeife, die zwischen seinen Fingern rauchte. Lova stand ganz weit zurück, das Kind auf dem Arm. Die Sonne schien ihm gerade ins Gesicht, so dass sie jede Runzel sehen konnte. Er war alt geworden. Er war ganz kahl, und mit den zwei Haarbüscheln über den Ohren glich er Karl XII. auf einem Zeitungsausschnitt, der im Stall hing. Die dicke Unterlippe stand vor; die Augen waren zwei lange Spalten.

Und das war das Werk zweier Jahre. Sie liebte ihn nicht mehr, aber sie hätte weinen mögen.

Noch war es still in der sonnefunkelnden Luft, keiner wollte den Anfang machen. Karl Leo wartete, und ein Rauchball fuhr aus seinem Munde wie ein Schuss. Er sah auf die Schar unter sich. Da stand sie und rieb sich an einander wie zusammengetriebenes Vieh, unschlüssig in sich selbst verwickelt, und nichts sprach von Drohung und Forderung. Er war der Herr. Und die Oberlippe verzog sich zu einem flüchtigen Lächeln, das die tabaksgelben Zähne entblösste.

Lova sah es und fühlte, wie sie erblasste. Vor diesem Lächeln strömte all ihr Blut in einer einzigen grossen Welle zum Herzen. Sie bekam ihre Kraft zurück. Sie war kein geteilter Mensch mehr. Und sie wusste, wohin sie gehörte. Nicht zu ihm, er war der Feind, zu der Schar rings um sie gehörte sie, die noch nicht reden gelernt, weil sie noch nicht verlangen gelernt sondern, solange sie lebte, nur entgegengenommen hatte: Brot und Peitschenhiebe. Natürlich dachte sie all dies nicht klar. Aber sie fühlte, dass sie Fleisch vom Fleische dieser Menschen war, Blut von ihrem Blute, und sie hasste den Mann auf der Treppe.

Plötzlich hörte sie seine Stimme. Eine leere heisere Kommandostimme.
»Was gibt's?«
Jemand aus dem Haufen antwortete:
»Wir können nicht auskommen, und wir wollten den Herrn Grafen ergebenst bitten . . . .«
»Hat euch der Grossknecht nicht gesagt, dass ich nicht kann?«
»Ja, aber so geht es nicht weiter. Wir hungern . . . .«
Und so, als hätten die letzten Worte endlich den Gedanken aller ausgelöst, rief jetzt die ganze Schar:
»Wir hungern, wir hungern.«
Aber es war mehr Murmeln als Rufen, und man sah nicht zur Treppe hinauf. Karl Leo hob erstaunt die Augenbrauen und zog sie wieder zusammen, und er zögerte mit der Antwort:
»Ich kann nicht«, kam es schliesslich.
Und er wandte sich, um hineinzugehen.

Im selben Augenblick brach Lova durch die Schar durch. Nun war sie an der Treppe. Sie streckte ihr Kind in die Höhe. Ihr Gesicht war weiss und verzerrt.
»Willst du, dass er auch verhungert?« schrie sie. »Es ist dein Kind, Karl Leo, das weist du.«
Zum ersten und letzten Male in ihrem Leben duzte sie ihn.

Karl Leo machte eine Bewegung, als wenn er eine Kugel in den Leib bekommen hätte. Ein paar scharfe rote Flecken zeigten sich auf den Backenknochen, und die linke Hand presste die brennende Pfeife, aber er sah gerade hinaus in die Luft, als er antwortete: er wolle die Sache seiner Untergebenen noch einmal überlegen und ihnen morgen Bescheid geben.

Alles war in ein paar Augenblicken vor sich gegangen, und jetzt erst merkte man die Stille. Totenstill war es geworden, als Karl Leo sich zurückgezogen hatte. Und mitten in dem schneeweissen sonnebeschienenen Hof stand Lova einsam; und ebenso einsam war sie, als sie heimwärts ging, die Augen blind von Tränen, ihr Kind an sich gepresst.

Sie bereute nichts, und sie verlangte keinen Dank für das, was sie getan. Morgen würde die Antwort von Karl Leo kommen; sie wusste, das es kein *Nein* sein würde. Das war ein Glück. Aber sie selbst war verkauft, ausgeliefert zugleich mit ihrem Geheimnis. Niemand hatte etwas gesagt, als sie an jenem regnerischen Oktobermorgen mit ihrem Kinde gekommen war. Und auch später nicht, aber jetzt wusste man, wem es gehörte, und nun hatte sie es und sich selbst unter den Hass gegen Karl Leo gebracht. Man würde ihr nicht verzeihen. Man würde vergessen, dass man ihr etwas schuldig war, nicht aber, wessen sie sich schuldig gemacht. Sie hörte den Hohn und das Flüstern in der Luft, als sie die Türe hinter sich zuschlug.

Das war nun auf jeden Fall gleichgültig. Morgen würde sie ihrer Wege gehen, gleichviel wohin. Sie war müde, zerbrochen, zerfetzt. Aber sie war nicht unglücklich. Sie fühlte sich in irgend einer Weise vor sich selbst wieder aufgerichtet. Und als der Vater in das Zimmer stapfte, und der Urteilsspruch schon in seinen zusammengekniffenen Kinnbacken und den kleinen sauertöpfischen Augen zu lesen war, da begegnete sie ihm mit einem grossen, hellen, wunderlichen Blick.

KURT HEINIG · ZUR AUSGESTALTUNG DER GEWERKSCHAFTSBIBLIOTHEKEN

ALLENTHALBEN erklingen aus den Reihen der Arbeiterorganisationen immer und immer wieder die Rufe nach mehr Bildungsmöglichkeiten. An und für sich erscheint dies ja als ein ganz selbstverständliches Symptom einer allgemeinen Kulturbewegung. Aber trotzdem muss immer wieder an eine kritische Prüfung dieser Forderungen gegangen werden, weil gerade hier heute relativ Vollkommenes schon in kurzer Zeit sehr unvollkommen werden kann. Ende 1905 mussten die Gewerkschaftsbüchereien für rund 1 345 000 Mitglieder ausreichen, Ende 1906 schon für 1 690 000 und Ende 1907 für ungefähr 2 Millionen. Es mag ununtersucht bleiben, ob jetzt Zeit für eine Diskussion über Bildungsfragen vorhanden ist. Bei allen Fragen dieser Art handelt es sich ja erst in zweiter Linie um das Wann, am wichtigsten ist stets das Wie. Und da hat sich stets als die richtigste Taktik erwiesen, wenn keine direkte Lücke vorhanden ist, vor allem das Vorhandene gründlich auszubauen, dann erst an Angliederungen und Neueinrichtungen zu denken. Eines der wichtigsten Bildungsmittel bildet für den Arbeiter neben der Presse und den Zusammenkünften die Bücherei. Obwohl wir nun mit Stolz darauf hinweisen können, dass einige der grossen Zentralorganisationen darin schon Mustergültiges geleistet haben, lässt sich doch nicht leugnen, dass viel mehr Nutzen aus dieser Einrichtung für die Arbeiterbewegung gezogen werden muss. Die Tatsache, dass einige Büchereien von den Genossen weniger benutzt werden, ist wohl einzig und allein auf die systemlose Organisation der Büchereien zurückzuführen, was man auch aus den Zahlen erkennen kann, die organisch eingerichtete und gut geleitete Büchereien aufzuweisen haben.

Nun zur Bibliothekenfrage selbst. Von vornherein muss da unterschieden werden zwischen Verbandsmitgliedschaften und ihren Büchereien in den Gross-

städten, den mittleren und kleinen Städten und den kleinsten Zahlstellen draussen auf dem Lande.

In allen Grossstädten wird selbstverständlich das Ideal immer eine zentralisierte Bücherei aller Gewerkschaften, auch der politischen und genossenschaftlichen Organisationen, sein. Dazu fest angestellte, sachkundige Büchereileiter, eigene Räumlichkeiten mit Lese- und Arbeitsraum, Handbücherei usw. Diese Zentralisation ist leider mit wenigen Ausnahmen in den Grossstädten erst im Anfangsstadium, was sich klar aus den Tabellen der *Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands* zur Statistik der Gewerkschaftskartelle im Jahre 1906 ergibt.

Von 526 Kartellen — 553 gibt es im ganzen — besassen Ende 1906 nur 300 eine zentralisierte Bücherei, davon 46 ein eigenes Lesezimmer.[1]) 51 Kartelle hatten zur selben Zeit mehr als je 5000 Mitglieder. Von diesen 51 besassen nur 25 eine Zentralbücherei und gar nur 21 ein dazugehöriges Lesezimmer. Berlin ist hierbei nicht berücksichtigt. Von den 40 deutschen Städten mit über 100000 Einwohnern besitzen 13 eine zentralisierte Bücherei, davon 6 ein eigenes Lesezimmer. Ob sämtliche dieser Büchereien angestellte Bibliothekare besitzen, konnte ich leider nicht feststellen, ist aber wohl anzunehmen. Die für die Grossstadt einer Zentralisation besonders entgegenstehenden räumlichen Schwierigkeiten lassen sich doch überwinden, nötigenfalls durch Einrichtung von Filialbüchereien, wie sie mehrere Volksbüchereien schon mit Erfolg eingeführt haben. Schwerer ist es schon die einzelnen, oft Tausende von Bänden umfassenden, in sich organisch gegliederten Verbandsbüchereien zusammenzufügen. Diejenigen, die eine solche Massnahme für zu gewaltsam halten, mögen sich von Paul Bröcker an die Solidarität erinnern lassen[2]) und andrerseits einsehen, dass durch das Sammeln all dieser kleinen Hilfsmittel in einer Zentrale der erzieherische und agitatorische Wert nicht einfach mit dem Quantum der Bücher sondern gleichsam in dessen Quadrat wächst; mit ihm auch der Vorteil für jeden einzelnen Verband.

Die Summe von Vorteilen, die sich für die Arbeiterbewegung durch eine derartige Zentralisation ergeben würden, lässt sich am besten an konkreten Tatsachen erkennen; auch an Berlin, das ein Beispiel dafür ist, wie es nicht sein soll. Wenngleich alle vorher erwähnten Schwierigkeiten, die sich einer Grossstadt in dieser Frage bieten, für Berlin doppelt schwer ins Gewicht fallen, so ist doch wahrscheinlich, dass die Vorteile eines systematischen Büchereiwesens all diese Nachteile wettmachen würden. In Berlin besitzen die grossen Gewerkschaften Büchereien mit Zehntausenden von Bänden. Von den der *Berliner Gewerkschaftskommission* 1906 angegliederten 81 Verwaltungen besitzen auch die kleinsten Filialen ihre Bücherei; ebenso hat fast jeder Beruf seine Sammlung allgemein wissenschaftlicher und unterhaltender Bücher, mit gesonderter Verwaltung. Ausser einer gut organisierten städtischen Volksbibliothek mit Leseräumen und vielen Filialen wäre hier noch die besonders den Interessen der Arbeiter entsprechend eingerichtete Heimannsche *Öffentliche Bibliothek,* die auch ihren Leseraum mit etwa 500 Zeitungen und Zeitschriften und eine grosse Handbücherei besitzt, zu nennen. Auch in den Vorortstädten

[1]) Das Berliner Gewerkschaftskartell hat nach der Statistik ein eignes Lesezimmer, aber keine zentralisierte Bücherei.

[2]) Vergl. Paul Bröcker *Allgemeine Gewerkschaftsbibliotheken* in den *Sozialistischen Monatsheften,* 1903, 1. Band, pag. 362 ff.

Charlottenburg, Schöneberg usw. existieren zum Teil — oder werden doch schon geplant — eigene Volksbüchereien. Wenn wir hier von den Dutzenden von wissenschaftlichen Institutionen und Museen mit ihren dem Arbeiter zugänglichen Büchersammlungen absehen, wäre noch auf die königliche Bibliothek mit ihren 1 300 000 Bänden, ihrer Zeitschriftensammlung und ihrer umfangreichen Handbücherei hinzuweisen. Ein Zusammenfügen der Büchereien, die nicht durch die Arbeiterorganisationen geschaffen sind, ist selbstverständlich ausgeschlossen und indiskutabel. Wohl aber könnten sich die Berliner Organisationen Büchereileiter anstellen, die sich mit den Katalogen all dieser Büchereien vertraut zu machen hätten und jedem wissbegierigen Genossen die ausführlichsten Angaben über die allgemeinere und speziellere Literatur geben könnten. Die Zentralbücherei der Arbeiterorganisationen könnte ihre Bestände dann systematisch, analog den Lücken des allgemeinen Bücherbesitzes ergänzen.

Wir kommen jetzt zu der vor allem zu erledigenden Frage einer abgeänderten und organisch gegliederten Einrichtung der Verbandsbüchereien in den Grossstädten. Ihrem Zwecke entsprechend müssten sie in zwei Teile zerfallen, in einen ersten, der die allgemeine Literatur in ihren einzelnen Disziplinen in sich aufnähme, in einen zweiten, der nur der Fachliteratur vorbehalten bliebe. Daneben aber müssten wiederum die Kataloge aller in der Stadt vorhandenen Institute Platz finden, die solche Fachbücher, Werke und Arbeiten zum Zwecke der öffentlichen Benutzung im Besitze haben. Auch würde es nichts schaden, wenn die Bücherverzeichnisse der allgemeinen Literatursammlungen, soweit dies möglich, in dem entsprechenden Teile der Bücherei ständen. Auch die Zusammenstellung der Bücherei würde durch Zentralisation weit besser werden als es heute möglich ist, wo nicht einmal die Verbände bei Neuanschaffungen usw. auf eine gegenseitige Ergänzung bedacht sind. Neben einer wahrhaft guten Unterhaltungsliteratur müssen natürlich vor allem die wichtigsten wissenschaftlichen Disziplinen in einer reichhaltigen Auswahl von Büchern vertreten sein. Dass dies in einer Zentrale weit ergiebiger ausgestaltet werden könnte, ist klar, wenn man bedenkt, dass der Arbeiter heute in den vielen kleineren Verbandsbüchereien immer die gleiche beschränkte Anzahl von Büchern der selben Autoren findet. Die 255 000 Mark, die die zentralisierten Gewerkschaften 1906 für Büchereizwecke ausgegeben haben, würden so erst die Früchte tragen, auf die man bei Ausgabe einer solchen Summe zu rechnen hat. Bei der Anschaffung von neuen Büchern darf nicht nur nach dem Gesichtspunkte der Billigkeit verfahren werden; die teilweise jämmerlichen Übersetzungen guter ausländischer Autoren in schlechtester Ausstattung, die nur durch geringe Arbeitslöhne zu einem Spottpreis auf den Markt geworfen werden können, gehören in keine Arbeiterbücherei, zumal sie mit den Originalen fast nichts mehr gemein haben als die Handlung, während der Klang und die besondere Farbe vollständig verloren gehen. Was die Zahl der Bücher anlangt, so ist dafür zu sorgen, dass vielverlangte Bücher in mehreren Exemplaren vorhanden sind, damit nicht durch häufiges vergebliches Verlangen der Bücher das Interesse an ihnen überhaupt schwindet.

Für die Einrichtung des bisher meist nichts weiter als den Buchtitel, den Namen des Autors und das Katalogzeichen enthaltenden Katalogs möchte ich auf den alljährlich erscheinenden Bücherkatalog des *Vorwärts*verlages hinweisen,

der zu Titel, Namen usw. noch einige kurze, erklärende Sätze hinzufügt. Freilich müsste das systematisch und in fachmännischer Weise geschehen. Ferner muss ein guter Katalog noch ein alphabetisches Autorenverzeichnis und ein Sachregister, in dem womöglich unter einer Rubrik, zum Beispiel der Volkswirtschaftslehre, die wichtigsten, gleichsam einführenden Werke gesondert von den andern angeführt würden, enthalten. Um zu vermeiden, dass mehrere Male vergeblich das selbe Buch verlangt wird, empfiehlt es sich einen sogenannten *Indikator* aufzustellen, wie ihn mehrere Arbeiterbüchereien schon mit Erfolg besitzen. Er besteht aus einer Art schmalem Schrank ohne Tür und Rückwand. Der Innenraum ist in eine entsprechende Anzahl von Fächern mit Holztäfelchen eingeteilt. Auf ihren beiden Seiten tragen diese die laufenden Katalognummern, auf der einen Seite auf rotem, auf der andern auf blauem Grunde. Jedesmal wenn ein Buch ausgeliehen wird, wird die entsprechende Nummer auf die rote Seite gekehrt, woraus der Entleiher sofort erkennen kann, ob ein Buch vorhanden oder ausgeliehen ist.

Schliesslich ist noch die Einsetzung einer Kommission für Bücherangelegenheiten dringend notwendig, da der Ortsvorstand des betreffenden Verbandes meist mehr zu tun hat als die unbedingt erforderlichen Eintragungen über Ausleihe und Rückgabe zu machen und für die Instandhaltung der Bücher zu sorgen. Es werden sich wohl unter den literaturkundigen Genossen und Genossinnen stets solche finden, die bereit und geeignet zu diesem Amte sind. Unter Hinzuziehung geeigneter Kräfte hätte eine Kommission sich auch mit Literaturnachweisen, unter besonderer Berücksichtigung der Berufsliteratur, zu befassen. Einige Verbände haben es jetzt schon so durchgeführt, dass der Zentralvorstand eine grössere Anzahl von Büchern kauft und sie an die einzelnen Mitgliedschaften verteilt. Hier bleibt es aber trotzdem unbenommen aus dem Lokalfonds die Bücherei selbständig zu erweitern.

Nun zu den Büchereien der mittleren und kleineren Städte. Da hier keine der Schwierigkeiten existieren, die sich einer Grossstadt in den Weg stellen, ist in jedem Falle zu einer Zentralisation zu raten, zumal bei den geringen Mitteln, die der einzelnen Gewerkschaft zur Verfügung stehen. Tatsächlich besassen 1906 auch fast 60 % aller Kartelle mit weniger als 5000 Mitgliedern ihre Zentrale. Räumlichkeiten für die Einrichtung einer Zentrale mit Leseraum könnten eventuell dort, wo keine Parteizeitung und kein Arbeitersekretariat solche bieten, irgend einem Genossen abgemietet werden; etwa ein oder zwei Zimmer. Auf keinen Fall aber darf man dadurch, dass sie in ein Wirtshaus verlegt wird, dazu gezwungen oder verleitet werden bei der Lektüre oder beim Umwechseln der Bücher etwas zu verzehren.

Über die Einrichtung der Leseräume macht ausser dem zitierten Genossen Paul Bröcker auch Genosse Max Quarck in dieser Zeitschrift recht beachtenswerte Vorschläge. Er schreibt unter anderem:

»An die Wände dieser Arbeiterlesezimmer gehören einfache und billige Rahmen, in denen täglich die instruktiven Illustrationen, Landkarten usw. aufgespannt werden, welche die Redaktionen unserer Blätter mit Leichtigkeit aus dem ihnen täglich Zugehenden auswählen können. Dann brauchen unsere jungen Leute nicht mehr die Warte- und Bildersäle der bürgerlichen *Generalanzeiger*presse zu füllen. Eine kleine Handbibliothek zum Nachschlagen darf nicht fehlen. In solche Lesezimmer lassen sich recht gut Lektionen für unsere heranwachsende Jugend, Lichtbildervorträge, Kunsterscheinungen usw. verlegen. Bilder und Materialien dazu kann man, wenn die Sache nicht systematischer angefasst und verbreiteter ist, in der Nachbarschaft

leicht austauschen, und man ist dann nicht darauf angewiesen sich nur mit demjenigen zu begnügen, was reisende Vortragende mitbringen.«[3])

Schliesslich soll es einem Leseraume auch nicht an einer einfachen künstlerischen Ausstattung durch guten Wandschmuck auf nicht zu hell gestrichenen Wänden usw. fehlen. Da die Fachabteilungen in den kleinen Städten meist gar zu klein werden würden, empfiehlt es sich statt ihrer vielleicht Branchenabteilungen einzurichten, deren Verwaltung natürlich wieder allein den betreffenden Verbänden zustehen würde. Die Art der allgemeinen Zusammenstellung, Katalog usw. hätte der der Grossstädte zu entsprechen, jedoch würde wohl die Mithilfe der oben erwähnten Büchereikommission der Zentralvorstände mehr in Anspruch genommen werden.

Die kleinsten Zahlstellen und Ortsverbände draussen auf dem Lande werden es bei ihrer geringen Mitgliederzahl in den seltensten Fällen zu einer eigenen Bücherei bringen, denn an die Lieferung einer solchen durch den Zentralvorstand ist nicht zu denken. Und doch muss gerade diesen Genossen, die gleichsam auf vorgeschobenem Posten als moderne Kulturpioniere für den Sozialismus kämpfen, auf alle Fälle die Zufuhr geistiger Nahrung systematisch erleichtert werden. Ihr Wirken in den kleineren Orten ist durchaus nicht gering einzuschätzen, zumal wenn man bedenkt, dass die Rekruten der grossstädtischen Industriearbeiterarmee heute zu einem guten Teile aus kleinen Orten stammen. Noch ein anderes ist zu bedenken. 30 organisierte Arbeiter bilden in manchem Dorfe eine sehr beachtenswerte Macht. Wer öfters hinauskommt aufs Land, in die kleinsten Orte, wird oftmals staunen, welchen Einfluss die womöglich auch politisch organisierten Arbeiter auf den Lauf der Dinge haben. Bei den niedrigen Steuersätzen stellen sie oft Wähler zweiter, mitunter sogar erster Wählerklasse dar, ein eignes Häuschen, ein Stück nebenbei bewirtschaftetes Land macht sie zum Grundbesitzer. Das Interesse für öffentliche Angelegenheiten kennen sie von der Grossstadt her. So bilden sie oft in der Gemeinde, im Gemeinderat die anerkannten, hochgeachteten, zum mindesten aber gefürchteten Vertreter der mächtigen Sozialdemokratie. Alle diese Genossen müssen mit dem nötigen Aufklärungsmaterial versorgt werden, und da Fachorgan, eventuell auch Arbeiterpresse und Vorträge dieser Aufgabe in keiner Weise genügen, muss doch wieder zur Bücherei als dem besten Bildungsmittel die Zuflucht genommen werden.

Hier ist es nun, wo das gemeinnützige Wirken der Wanderbüchereien einzusetzen hat, über deren Technik und Praxis uns Genosse Südekum vor einiger Zeit in diesen Heften sehr Hörenswertes mitteilte, was er selbst aus den Erfahrungen mit der von ihm seit Jahresfrist geleiteten Wanderbücherei für die kleinsten sozialdemokratischen Parteiorganisationen draussen auf dem Lande geschöpft hat. Er schreibt:

»Den Grundstock der Bücherei bildete eine Auswahl von Büchern . . ., es kam ein Grundstock von etwa 240 Bänden zusammen, die ich zunächst in 16 Reihen einteilte. Jede Reihe besteht aus Büchern, die der sozialistischen Propaganda dienen, dann aber auch aus geschichtlichen, schöngeistigen, naturwissenschaftlichen und medizinischen Büchern. Die Anzahl schwankte zwischen 9 und 16 verschiedenen Werken, je nach dem Umfang der einzelnen Bände; das Ausmass war damit gegeben, dass jede Reihe mit Verpackung das Gewicht eines einfachen Postpakets nicht übersteigen durfte. Bei der Wahl des Verpackungsmaterials kam es darauf an leichtes

[3]) Vergl. Max Quarck *Volksbildung und Sozialdemokratie* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1906, 2. Band, pag. 757 ff.

Gewicht mit Handlichkeit und grosser Dauerhaftigkeit zu verbinden. . . . . Ich liess mir vom Tischler zwei 25×33 grosse Bretter machen, auf deren eines ein zirka 1 Quadratmeter grosses Stück Wachstuch aufgenagelt wurde. Legt man die Bücher auf das Wachstuch, schlägt die Enden zusammen, setzt hierauf das zweite Brett und umschnürt das Ganze mit starkem Bindfaden, so erhält man ein leichtes und den Fährlichkeiten des Transportes in jeder Weise gewachsenes Paket. Das Packmaterial für eine Reihe stellt sich auf ungefähr 1,30 Mark.«*)

Mit den geschilderten einfachen Mitteln hat nun Genosse Südekum die Wanderbücherei hinausgehen lassen, nicht ohne einen statistischen Fragebogen, um das Resultat prüfen zu können. Wenn man nun die zum Teil abgedruckten Antworten der Genossen liest und sieht, mit welcher ehrlichen Freude die Arbeiter diese Gelegenheit ergriffen haben der Arbeiterbewegung wieder zu nützen, muss man nur bedauern, dass noch nicht mehr in dieser Hinsicht geschehen ist. Wie notwendig dies wäre, geht auch aus der Antwort des Vorsitzenden der Zahlstelle des Stein- und Erdarbeiterverbandes zu Helmbrecht in Oberfranken hervor. Er schreibt auf dem Fragebogen:

»Es sieht in bezug auf Aufklärung bei uns noch sehr schlecht aus. Von einem guten Buche ist nichts vorhanden, viel weniger von einer Bibliothek. Und gerade bei uns machen die die besten Geschäfte, die mit Schundromanen handeln. Es ist zum Weinen, wenn man zusehen muss, wie die schlechtesten Romane von jung und alt nur so verschlungen werden, selbst noch von Partei- und Gewerkschaftsgenossen.«

Die oben erwähnte Büchereikommission des Zentralvorstandes der Verbände wäre die natürliche Zentrale für solche Wanderbüchereien. Bei der Auswahl der Bücher wäre hier nur mehr auf gewerkschaftliche und speziell berufliche Fragen Rücksicht zu nehmen. So könnte auch den Pionieren der Organisation, des Sozialismus überhaupt, sehr viel geholfen werden. Und nicht nur den Männern, auch den Frauen, den Erzieherinnen des kommenden Geschlechtes, das unser Erbe übernehmen soll.

Zu all diesen Vorschlägen mag nur noch gesagt werden, dass darunter nur weniges noch nicht versucht ist. Das einzige, was fehlt, ist die Einheit im Handeln. Wir wissen, dass wir besseres und grösseres Wissen brauchen als uns die bürgerliche Gesellschaft als Waffe entgegenhält und als sie den Arbeitern in der Schule mit auf den Weg gibt. Darum müssen auch die Gewerkschaften sich noch viel mehr als bisher mit dieser Frage beschäftigen: das Ergebnis lohnt den Aufwand.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

ROBERT DANNEBERG · STAATSLEHRWERKSTÄTTEN?

ORGANISATION der Jugend lautet eine der Fragen, die in letzter Zeit in den sozialistischen Parteien nahezu aller Länder stark in den Vordergrund getreten. Zugleich mit ihr begann aber auch das Problem der Erziehung und besonders der gewerblichen Ausbildung die Sozialdemokratie zu beschäftigen, mit dem sie sich früher kaum befasst hatte. Da ist auch hier und da von den Staatslehrwerkstätten die Rede gewesen, ohne dass aber gerade ihnen besondere Beachtung geschenkt worden wäre, obwohl die Frage pädagogisch, sozialpolitisch und politisch von sehr grosser Bedeutung ist. Genosse Quessel hat in dieser Zeitschrift darauf hin-

*) Vergl. Albert Südekum *Wanderbibliotheken* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1907, 2. Band, pag. 771.

gewiesen, dass die Resolution 148, die dem Mannheimer Parteitag vorlag, sich nicht klar geäussert hat, ob Lehrwerkstätten neben der bestehenden Meisterlehre zu wünschen wären oder als Ersatz an ihre Stelle zu treten hätten.[1]) Der Zusammenhang, in dem sich die Worte *Errichtung von Lehrwerkstätten* befinden, spricht wohl für die erste Ansicht. Mit Recht aber verlangt Quessel, dass sich die Sozialdemokratie hier deutlich entscheide. Er selbst meint, dass Staatslehrwerkstätten, als Ersatz der Meisterlehre gedacht, schon wegen der hohen Kosten keine Aussicht auf Verwirklichung hätten. Ist dies richtig? Soll eine solche Forderung deshalb, weil hohe Kosten oder Hindernisse politischer Art ihre Verwirklichung in naher Zeit als aussichtslos erscheinen lassen, überhaupt verworfen werden? Das ist wohl nicht der richtige Standpunkt, von dem aus diese Frage zu betrachten ist. Sie kann nur betrachtet werden im Zusammenhang mit dem Problem der Lehre von heute und den Reformen, die sich aus ihr entwickeln.

Was ist die Meisterlehre? Wie geschieht die gewerbliche Ausbildung der Arbeiter heutzutage? Der Lehrling steht zu seinem Meister in einem doppelten Verhältnis. Er ist sein Schüler, aber auch sein Arbeiter. Der Meister gibt dem Lehrling Unterricht, der Lehrling stellt dem Meister seine Arbeitskraft zur Verfügung. Aus dieser Doppelstellung des Lehrlings resultiert das ganze Lehrlingselend. Der Meister, der mit dem Lehrling respektive dessen Vertreter den Vertrag abschliesst, ist der wirtschaftlich stärkere Teil, bekommt überdies noch eine Art väterlicher Gewalt über den Lehrling. Da nun die beiden Leistungen (Unterricht und Arbeit) im Vertrag weder quantitativ noch qualitativ abgegrenzt werden können, so ist die Auslegung der wichtigsten Punkte des Vertrages in der Praxis ganz dem Belieben des Meisters überlassen. Denn die Vereinbarung eines Lehrgelds, das der Lehrling dem Meister zu entrichten hat, oder eines kleinen Lohnes, den der Lehrling allwöchentlich zu bekommen hat, ist nicht das Wesentliche. Der Meister wird nun trachten die Arbeitskraft des Lehrlings bis an die Grenzen seiner Körperkraft, und leider oft noch weit darüber hinaus, auszunutzen, die Zeit des Unterrichtes dagegen möglichst einzuschränken. Und nur zu spät merkt der Lehrling, dass er viel mehr Arbeiter als Schüler war, dass er ausgenutzt, aber nicht ausgebildet ist; und nur zu oft wird er am Ende seiner Lehrzeit gewahr, dass er von seinem Gewerbe wenig versteht. Das Versprechen der Leistung des Unterrichts wird so nur zum Vorwand sich einen billigen und willfährigen Arbeiter kontraktlich zu binden.

Dass derartige jugendliche Arbeitskräfte, die erst ihre Qualifikation erwerben sollen, in der Grossindustrie an Stelle von wirklich qualifizierten Arbeitskräften aus mannigfachen Gründen nicht verwendet werden können, ist klar. Für das Kleingewerbe sind sie aber geradezu die Rettung geworden. Der Meister, der die infolge der gewerkschaftlichen Kämpfe erhöhten Gehilfenlöhne nicht mehr zahlen kann, der den Vorsprung der Fabriktechnik vor seiner Handarbeit durch eine lange Arbeitszeit wettmachen will, die sich der Gehilfe nicht gefallen lässt, mietet junge, widerstandsunfähige Arbeitskräfte gegen — Unterricht. Auf solche Art erhalten sich Tausende von Kleinmeistern, die sonst längst ihre Selbständigkeit eingebüsst hätten. Sogar der Bericht der österreichischen Gewerbeinspektoren

[1]) Vergl. Ludwig Quessel *Meisterlehre oder Lehrwerkstätten?* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1907, 2. Band, pag. 861 ff.

für 1905 gibt diese Tatsache zu. Man hat sich früher vielfach geschämt sie einzugestehen, und das Gejammer, dass die Anstellung von Lehrlingen eigentlich von seiten des Handwerks ein Opfer an die Allgemeinheit sei, will auch heute noch nicht ganz verstummen. Damit reimt sich freilich die wirkliche Handhabung durch die Meister und auch die Auffassung der Gewerbegesetzgebung sehr schlecht zusammen. In der österreichischen Gewerbeordnung besteht die Entziehung des Rechtes Lehrlinge zu halten als eine Strafe für den Meister, die ihn härter trifft als jede andere und darum nur äusserst selten zur Anwendung gelangt. Vielleicht noch drastischer trat diese richtige Auffassung vom Lehrverhältnisse in dem Bericht hervor, den im Jahre 1906 gelegentlich der Reform der Gewerbeordnung der Spezialberichterstatter Schneider über die fakultative Meisterprüfung ans österreichische Abgeordnetenhaus erstattet hat, und in dem es heisst: »Andrerseits soll in dem ausschliesslichen Vorrecht Lehrlinge verwenden zu dürfen und in den damit verbundenen Vorteilen auch eine Belohnung für jene Handwerker bestehen, welche die Meisterprüfung abgelegt haben.« Vorrecht, Vorteile, Belohnung: deutlicher kann es wohl nicht ausgesprochen werden. Dabei ist die Gesetzgebung so rücksichtsvoll für das Kleingewerbe keine Maximalarbeitszeit zu fixieren. Die österreichische Gewerbeordnung enthält bloss ein Verbot der Nachtarbeit für Jugendliche unter 16 Jahren, wobei als Nacht die Zeit von 8 Uhr abends bis 5 Uhr früh verstanden wird, so dass noch immer der Fünfzehnstundentag erlaubt ist, der auch in der Praxis noch nicht ganz abgekommen ist. Für Lehrlinge, die älter als 16 Jahre sind, fehlt eine Begrenzung der Arbeitszeit im Kleingewerbe überhaupt. Dass unter solchen Umständen der *Unterricht* in der Lehre eine ganz nebensächliche Rolle spielt, wird niemanden wundernehmen. Wenn nun die Industriellen über Mangel an qualifizierten Arbeitskräften klagen, so ist damit nicht gesagt, dass die Meisterlehre quantitativ den Ansprüchen der modernen Industrie nicht genüge. Sie genügt bloss nicht in qualitativer Beziehung. Denn Tausende und Abertausende junger Arbeiter, die *freigesprochen* werden, sind um ein paar Jahre ihres Lebens betrogen worden, und entsprechen nach Absolvierung der Lehre den Anforderungen, die an einen gelernten Arbeiter ihres Faches gestellt werden, so wenig, dass sie als Hilfsarbeiter Beschäftigung suchen oder in der Fabrik erst frisch zu lernen anfangen müssen.

So ist die Meisterlehre — die Fabriklehre kommt neben ihr kaum in betracht — vielfach eine Quelle des Unglücks für die heranwachsende Arbeitergeneration, die fürs ganze Leben geschädigt wird. Das statistische Amt für das Deutsche Reich stellte darüber folgende Betrachtungen an:

»Es gibt schätzungsweise im Deutschen Reiche 900 000 Lehrlinge; diese erleiden wohl jährlich eine Einbusse von durchschnittlich 100 Mark an Lohn dadurch, dass sie als jugendliche Arbeiter, Laufburschen usw. ausgenutzt werden, ohne den höheren Lohn der letzteren zu erhalten. Gesamteinbusse dieser Lehrlinge jährlich zirka 9 Millionen Mark. Es gibt schätzungsweise im Deutschen Reiche mindestens 750 000 Personen, die trotz Durchlaufens einer Handwerkslehre eine ungenügende Ausbildung in ihrem Gewerbe erhielten. Ihr durchschnittlicher Lohn wird dadurch, sei es, dass sie noch im Handwerk, oder dass sie in Fabriken beschäftigt sind, um mindestens 150 Mark pro Jahr verkürzt. Gesamteinbusse dieser Arbeiter 750 × 750 000 = 112½ Millionen Mark jährlich.«[1])

So nötig die Industrie qualifizierte Arbeitskräfte braucht, so ungern befasst sie sich mit ihrer Ausbildung, und der preussische Eisenbahnmaschineninspektor

[1]) Vergl. Konrad Weiss *Die gewerbliche Ausbildung* /Leipzig 1903/, pag. 18.

Garbe konnte schon vor fast 20 Jahren nicht mit Unrecht behaupten, es sei charakteristisch, dass »heute als Ausnahme, als besonderes Verdienst betrachtet, belobt und prämiiert wird, was ehedem für einen die Lehre verlassenden Berufsgenossen als selbstverständlich galt, nämlich der Nachweis erzielter Leistungsfähigkeit und Berufstüchtigkeit«[3]). Aber setzen wir einmal den idealen Fall: Der Lehrling gerät nicht in die Hände eines Lehrlingszüchters, sondern untersteht einem Meister, der diesen Namen, sofern er heute überhaupt noch am Platze ist, verdient. Wird seine Ausbildung in diesem seltenen Falle wirklich vollkommen sein? Ganz unmöglich. Auch der Meister, der gewillt ist und die Fähigkeit hat Unterricht zu erteilen, kann den Lehrling doch nicht systematisch unterweisen, da die Arbeiten in einem Betriebe, zumal im Kleinbetriebe, nicht nach pädagogischen Gesichtspunkten durchgeführt werden können. Es muss gearbeitet werden, was der Tag verlangt, Schweres und Leichtes bunt durch einander, oft dutzende Male ein und das selbe. Eine wirkliche Unterweisung an der Stätte der Produktion ist nicht denkbar. Ausserdem ist es bei der heute weit fortgeschrittenen Spezialisierung völlig ausgeschlossen auch nur einen Überblick über ein Gewerbe zu erhalten, wenn man drei oder vier Jahre in der Werkstätte eines Handwerkers zubringt. Wenngleich eine wirkliche Unterweisung in der heutigen Lehre nicht möglich ist, und die Klagen der Unternehmer über die schlechte Qualifikation der Arbeiter immer häufiger werden, so ist doch von einer grosszügigen Aktion zur Änderung dieses für Arbeiter und Unternehmer gleich ungesunden Zustandes nirgends etwas zu verspüren. Für die Heranbildung einzelner wichtiger Kategorieen qualifizierter Arbeitskräfte hat der Staat durch Gründung technischer Hoch- und Mittelschulen freilich gesorgt. Die Ausbildung von Ingenieuren, Chemikern etc. im Warenproduktionsprozess ist eben zu unvorteilhaft. Für die Masse der Arbeiterschaft geschieht nichts. Als Lehrling zahlt der jugendliche Arbeiter seinen Unterricht durch seine Arbeit selbst, als Schüler müsste er vom Staat erhalten werden.

Wie kann das nun geändert werden? Eine Reform des Lehrlingswesens ist nach zwei Seiten denkbar. Sie kann den Lehrling als Arbeiter oder als Schüler treffen. Reformen der ersten Art werden meist unter dem Namen des *Lehrlingsschutzes* zusammengefasst. Dieser ist von unendlicher Wichtigkeit, aber er kann dem Lehrling, soweit er ein Schüler ist, nicht oder nur indirekt nützen. Ist dem Lehrling als Schüler zu helfen? Eine wirkliche Reform auf diesem Gebiete halte ich für ausgeschlossen. Eine Unterrichtsreform muss die Unterrichts**methode** und den Unterrichts**stoff** ändern. Dieser kann durch gesetzliche Vorschriften nicht berührt werden, der Lehrling kann immer nur an den Arbeiten lernen, die der Zufall in die Werkstätte seines Meisters bringt. Und von einer Methode in der Unterweisung kann nicht die Rede sein, solange sie sich innerhalb der Warenproduktion vollzieht. Alle Mittel, die bisher vorgeschlagen worden sind, haben entweder nur im engen Kreise geholfen oder sind praktisch überhaupt undurchführbar. Die Gesetzgebung hat meist die Lehrlingsprüfung in Vorschlag gebracht, doch ist auch sie völlig ungeeignet an den Dingen etwas zu ändern. Wird sie ernst durchgeführt, dann bestätigen ihre Resultate nur, was man auch ohne sie wusste: dass nämlich die Lehre nichts wert ist; sinkt die Prüfung zur Formalität herab, so verfehlt sie ihren Zweck

[3]) Vergl. Robert Garbe *Der zeitgemässe Ausbau des gesamten Lehrlingswesens für Industrie und Gewerbe* /Berlin 1889/. pag. 55.

von Anbeginn. Bei dieser Gelegenheit möchte ich, ohne mich auf diese Frage hier näher einzulassen, nur erwähnen, dass auch die Lehrlingsskalen hier kaum helfen können; denn selbst bei exaktester Einhaltung der Vorschriften vermögen sie an der Methode und der Begrenzung des Unterrichtsstoffes für den Lehrling nichts zu ändern; sie beeinflussen den Unterricht nur insofern als auch die Zahl der Schüler für den Lehrerfolg in betracht kommt.

Da die wichtigsten Mängel der Lehre aus ihrem Wesen entspringen, können sie nur durch die Beseitigung der Lehre selbst aus der Welt geschafft werden. So sagte schon Bücher im Jahre 1875 auf einer Generalversammlung des *Vereins für Sozialpolitik* in Bonn: »Wir müssen prinzipiell die Ausbildung der Lehrlinge von der Praxis der Werkstätte trennen und für die Ausbildung der Lehrlinge besondere Organe schaffen.« Das Gesagte beweist, dass mit der Errichtung einzelner Lehrwerkstätten neben der Meisterlehre nur wenig gedient ist. Es wird dadurch höchstens der grosse Unterschied aufgezeigt, der zwischen den Resultaten eines wirklichen gewerblichen Unterrichts und den Ergebnissen der Meisterlehre besteht; vorausgesetzt, dass die Unterrichtsmethode der Lehrwerkstätten zweckentsprechend ist, was in den bestehenden Anstalten nicht immer der Fall ist. Für jeden, der eine gründliche Reform der gewerblichen Ausbildung erstrebt, gibt es nur eine Losung: völlige Beseitigung der Meisterlehre und allgemeine Errichtung von Lehrwerkstätten durch Staat und Gemeinde. Dass diese Reform nicht über Nacht durchgeführt werden kann, obwohl neben der Arbeiterschaft auch der Staat an ihr ein eminentes Interesse haben müsste, sei gleich zugegeben. Sie würde grundstürzende Änderungen im Wirtschaftsleben zur Folge haben, die den Neigungen der herrschenden Klassen durchaus nicht entsprächen. Es würde einerseits der Staat in starkem Ausmasse in die Reihe der Warenproduzenten treten — denn bei jedem gewerblichen Unterricht werden auch teilweise marktfähige Waren erzeugt, wenn auch natürlich ihre Erzeugung nicht Zweck des Unterrichtes ist —, und auf der andern Seite würde das Verschwinden des Handwerkertums, aus dem die Ordnungsparteien ihre stärksten Wählerkontingente gegen die Sozialdemokratie holen, bedeutend beschleunigt werden. Gleichwohl ist die Verwirklichung dieses Gedankens nicht nur möglich sondern bestimmt zu erwarten. Die Lehrlingsausbildung wird immer schlechter, der Mangel an tüchtigen Arbeitern immer fühlbarer: da muss ein Moment kommen, in dem der Staat als Repräsentant der Kapitalistenklasse in deren Interesse eingreift. Je länger es noch so weitergeht wie bisher desto lieber ist es ihm freilich: er erspart Kosten und erhält durch Zulassung der Lehrlingsausbeutung künstlich die Selbständigkeit von Bevölkerungsschichten aufrecht, die zu den Kerntruppen der Reaktion gehören und ohne die Möglichkeit der Lehrlingsausbeutung rettungslos ins Proletariat versinken müssten. Wann der Umschwung beginnen wird, das ist wesentlich von dem Interesse des Kleinbürgertums an dem Lehrlingssystem abhängig. Wenn das Gesetz nicht mehr schrankenlose Ausbeutung gestattet, dann verliert das Kleingewerbe allmählich das Interesse an den Lehrlingen. Es gilt also vor allem den Lehrling als jugendlichen Arbeiter zu schützen. Je ausgiebiger der Lehrlingsschutz wird, um so weniger können die Lehrlinge dem Kleinmeister nützen, denn der Lehrlingsschutz verteuert ihre Arbeitskraft. Zwei Forderungen verdienen vor allem die grösste Beachtung: die Verkürzung der Lehrzeit und die Festsetzung eines entsprechenden Maximalarbeitstages für die Lehrlinge. Freilich sind Arbeiterschutz-

gesetze für niemanden so schwer durchzusetzen wie für Lehrlinge. Aber niemand braucht den Schutz nötiger als gerade sie. Und er hilft ihnen nicht nur momentan, sondern fördert zugleich die Entwickelung der Lehrwerkstätten. Das ist aber auch der einzige Weg, der zu einer wirklichen Reform der gewerblichen Ausbildung führt. Die Arbeiterklasse allein wird ihn gehen, sie wird auch den Staat am Ende zur Errichtung von Lehrwerkstätten zwingen.

Die Sozialdemokratie hat sich jedoch mit diesen Dingen bisher nur wenig beschäftigt. Obwohl die Forderung der Lehrwerkstätten bedeutend genug ist, so fehlt sie dem Minimalprogramm der Partei überall, abgesehen von der Schweiz. In diesem Lande, in dem das Fachschulwesen schon heute besonders stark entwickelt ist, hat auch die Sozialdemokratie auf dem Züricher Parteitage /1904/ in ihr Programm die Forderung der »Berufslehre in Lehrwerkstätten und Fachschulen als Ersatz für die Berufslehre beim Meister« aufgenommen. In Österreich, dem klassischen Lande der zünftlerischen Bestrebungen, war die Sozialdemokratie wiederholt genötigt, sich mit der Frage zu beschäftigen. Auf dem Parteitage von 1901, der auch das Parteiprogramm beschloss, gelangte folgende Resolution zur Annahme:

»In der Erwägung, dass dem masslosen Lehrlingselend durch keine schwächliche Reform ein Ende bereitet werden kann, fordert der Parteitag die Abschaffung des Lehrlingswesens und die Errichtung von Staatslehrwerkstätten zum Zwecke der Heranbildung eines tüchtigen gewerblichen Nachwuchses. Der Staat hätte nicht nur für die Einrichtung und Instandhaltung dieser Anstalten, sondern auch für eine angemessene Verpflegung der aufgenommenen Zöglinge Sorge zu tragen.«

Bei der Beratung der letzten Gewerbenovelle im Arbeitsbeirat vertraten die Arbeiterdelegierten diese Forderung. Im Abgeordnetenhaus hob der Abgeordnete Eldersch, der Sprecher der sozialdemokratischen Fraktion, in der Beratung zweimal hervor, dass die Sozialdemokratie prinzipiell die Beseitigung der Meisterlehre und die obligatorische Einführung der Lehrwerkstätten fordere. Die Gewerkschaften stehen in Österreich auf dem selben Standpunkt. In einer Enquete, die im Winter 1892-1893 von den Gewerkschaften Wiens einberufen worden war, sprachen sich unter 26 Experten, die 21 Gewerbe vertraten, 25 für die Beseitigung der Meisterlehre aus. Einige Monate später erhoben die Gewerkschaftsdelegierten, darunter auch ein Vertreter der Buchdrucker, die gleiche Forderung in einer Enquete, die der Gewerbeausschuss des Abgeordnetenhauses veranstaltete. Auch aus der jüngsten Zeit liegen Äusserungen ähnlicher Art vor. So zum Beispiel vertrat das Organ des österreichischen Verbandes der Bäcker erst kürzlich wieder diese Forderung, und auf der internationalen Konferenz der Friseure, die in Stuttgart tagte, wurde eine vom Österreicher Alscher vorgeschlagene Resolution angenommen, die in Punkt 6 »Lehrlingsausbildung in staatlichen oder kommunalen Lehrwerkstätten, Verbot des Lehrlingshaltens in Privatbetrieben« verlangt.

Die Verwirklichung dieser Forderung hängt von dem politischen Einfluss der Arbeiterklasse ab. Die Tatsache, dass einzelne Länder, wie zum Beispiel Österreich, auch heute schon eine Anzahl von Lehrwerkstätten errichtet haben, deren Absolventen im Gewerbegesetz sogar teilweise Privilegien geniessen, darf freilich nicht darüber hinwegtäuschen, dass die völlige Beseitigung der Meisterlehre noch in weiter Ferne steht. Wir haben heute zum Beispiel in Österreich neben 300 000 Lehrlingen etwa 12 000 Schüler von Lehrwerkstätten. Für das gesamte gewerbliche Bildungswesen gibt der Staat rund 11 Millionen Kronen aus. Er hat Lehrwerkstätten nur dort errichtet, wo ein Gewerbe im Nieder-

gang begriffen war, und neue Produktionsmethoden rascher eingeführt werden sollten. Den Mittelstand zu schützen war dabei sein Hauptbestreben. Und das selbe ist auch in den andern Ländern der Fall, die Einrichtungen ähnlicher Art schaffen. Mit der völligen Beseitigung der Meisterlehre ist das Handwerkertum heute weniger einverstanden denn je, weil Lehrlingsausbeutung in immer höherem Masse die Grundlage seiner Existenz wird. Je rascher die wirtschaftliche Entwickelung vorwärts schreitet, desto grösser wird die Ausbeutung der Lehrlinge, und desto schlechter deren Ausbildung. Dabei wächst jedoch die Arbeiterschaft immer mehr an Zahl und gewinnt immer grösseren Einfluss auf die Gesetzgebung, der nicht nur Arbeiterschutzgesetze im allgemeinen, sondern auch Lehrlingsschutzvorschriften im besonderen abgerungen werden müssen. Da diese das Handwerkertum an der Befriedigung des gesteigerten Bedürfnisses nach Lehrlingsausbeutung hindern, so wird der Kampf um den Lehrling immer heftiger werden, bis sich endlich das Halten von Lehrlingen, worüber schon heute, wenn auch leider nur unberechtigt, gejammert wird, nicht mehr rentiert. Dann erst wird die Bahn für die gründliche Reform der gewerblichen Ausbildung frei sein.

Für die Gewerkschaften wird die Frage um so dringender, je grösser die Zahl der Arbeiter wird, für die sie Lohnkämpfe zu führen haben. Denn gute Qualifikation der Arbeiter ist beim Abschluss von Tarifverträgen Voraussetzung. Freilich ist nicht zu verkennen, dass eine staatliche Regelung des Lehrlingswesens auch antigewerkschaftliche und vor allem antisozialdemokratische Tendenzen haben könnte. Der Staat würde, um nur eins zu erwähnen, einen grossen Einfluss auf die Erziehung der Arbeiterklasse gewinnen. Aber ihre Früchte braucht die Sozialdemokratie so wenig zu fürchten, wie den Einfluss der Volksschule oder der Kaserne. Und dann darf man nicht vergessen, dass, ehe obligatorische Lehrwerkstätten eingeführt werden, die Arbeiterklasse ja schon einen sehr hohen Grad von Macht im Staate erlangt haben muss. Das Wichtigste bei der Beurteilung der ganzen Frage ist, dass die Staatslehrwerkstätten als Ersatz für die Meisterlehre infolge der wirtschaftlichen Entwickelung immer notwendiger werden, und ihre Einführung durch den Kampf der Arbeiterklasse gegen die Lehrlingsausbeutung beschleunigt wird. Dass die grosse Umwälzung mit ihren politischen Folgen der Entwickelung zum Sozialismus einen mächtigen Ansporn geben muss, soll für die Sozialdemokratie der Grund sein sich dieser Forderung mit grösserer Energie anzunehmen als das bisher der Fall war.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Politik / Max Schippel

Pressestreik Mit einer erquickenden Entschlossenheit und Einmütigkeit, wie man ihr leider nicht immer bei ähnlichen Anlässen begegnet, wiesen in den letzten Tagen die Reichstagsjournalisten aller Parteien eine Beleidigung zurück, die aus der Mitte des Parlamentes kam, ohne die sonst übliche Zurückweisung seitens des Präsidiums oder Zurücknahme seitens des Entgleisten zu finden.

Eine durch das unangebrachte Pathos des Vortrages ziemlich verunglückte Äusserung des Abgeordneten Erzberger über die gleichfalls ewige Negerseele hatte im Hause wie auf den Tribünen Heiterkeit erregt. Auch bei den Pressevertretern, denen so wenig wie den anderen Sterblichen unter ihnen im Parterre Menschliches fremd ist, und denen, mindestens so gut wie den anderen, nach

endlosen kräfteerschöpfenden, öden Tages- und Abendsitzungen ein befreiendes Lachen wahrlich gelegentlich zu gönnen war. Darauf reagierte der Zentrumsabgeordnete Gröber, dem noch aus der verflossenen Zeit der regierenden Partei ein ziemlich rücksichtsloses Herrenbewusstsein eignet, mit den herausfordernden Worten: »Wieder oben, die Schornalisten, die selben Saubengels, die neulich unterbrochen haben!« Eine Abordnung der Beschimpften nahm zunächst Rücksprache mit dem Reichstagspräsidenten. Da dessen im weiteren Verlaufe der Sitzung ausgesprochenes Bedauern über den Zwischenfall ganz ungenügend schien, so unterblieb vom 20. bis zum 24. März so gut wie alle Berichterstattung über die Reichstagsverhandlungen. Die Redaktionen selber stellten sich durchaus auf die Seite ihrer Mitarbeiter; inländische wie ausländische Berufsorganisationen überboten sich förmlich in Sympathiekundgebungen. Unter dem Druck der ganz unhaltbar gewordenen Zustände bat zuletzt der Abgeordnete Gröber, zur Geschäftsordnung das Wort nehmend, um Entschuldigung wegen des unparlamentarischen Ausdrucks. Damit war das Normalverhältnis zwischen Presse und Reichstag wieder zurückgekehrt.

Man wird es der Presse nicht verdenken können, dass sie vom Parlament und von dessen Angehörigen die gleiche öffentliche Achtung verlangt wie sie umgekehrt niemand eifersüchtiger hütet und beansprucht als gerade die Mehrzahl der modernen Parlamente. Beide, Presse wie Parlament, sind unentbehrliche Organe der öffentlichen Meinung; und wenn sich hier in den letzten Jahrzehnten eine Rangverschiebung vollzogen haben sollte, dann sicherlich nur zu gunsten der Presse, nicht aber der Parlamente. In allen höherstehenden europäischen Staaten sind heute die meisten politischen Erörterungen längst schon durch Tages- und Wochenschriften ausgereift und mitunter sogar bis zur Spruchreife erschöpft, ehe das letzte parlamentarische Aufwärmen und Auftragen beginnt. Es ist deshalb kein Zufall, dass selbst in England die parlamentarischen Debatten im Durchschnitt, von einzelnen grossen Entscheidungstagen abgesehen, lange nicht mehr der Aufmerksamkeit begegnen wie früher. Je entwickelter die Presse, desto leichter fällt es ihr jederzeit früher aufzustehen als die in Zeit und Geschäftsgang viel mehr gebundenen Parlamente. Vielleicht noch immer von England abgesehen, verkörpert sich darum in der Presse fast aller Parteien ein viel grösseres Mass von Intelligenz und agitatorischer Schlagkraft als in den Fraktionen der Vertretungskörperschaften. Aber gleichviel, ob man darin einen durchaus modernen, fortschrittlichen Grundzug unseres politischen Lebens sehen mag: jedenfalls ist es ein allgemeinstes Interesse, dass das eine unentbehrliche Organ der öffentlichen Meinung und Meinungskämpfe sich nicht durch Herabsetzung seiner Repräsentanten selber degradieren lässt. Und da wir als Sozialdemokraten jederzeit jeden Angriff auf das Ansehen des Parlamentes solidarisch, Schulter an Schulter mit anderen bürgerlichen Fraktionen mit abwehren halfen, so wäre es um so unverständlicher gewesen unsere Solidarität mit bürgerlichen Journalisten aller Parteien deshalb bedenklich zu finden und wohl gar preiszugeben, weil, wie man behauptete, der Gegensatz *Block kontra Zentrum* in die Frage mit hineinspielte. In allen ähnlichen Streitfällen hat man, wenn man nicht der Kurzsichtigkeit geziehen werden wollte, niemals nach dem Einzelanlass und der Einzelwirkung entschieden sondern mit vollstem Rechte immer nur an das Prinzip und an das *Heute dir, morgen mir!* gedacht.

Wir haben somit allen Anlass uns der Führung und des Erfolges dieses eigenartigen Pressestreiks zu freuen.

× ×

Kolonialdebatten Die Kolonialdebatten im Reichstag haben von neuem gezeigt, welche böse Erbschaft jeder Leiter unseres Kolonialamtes aus der Vergangenheit übernimmt, und Herr Dernburg wird, wie jeder seiner Vorgänger, kaum den Tag als einen glücklichen preisen, an dem ihn sein Ehrgeiz trieb sich zur Sanierung des Nachlasses der von Kayser, von Buchka, von Stuebel und des Prinzen Hohenlohe bereit zu erklären. Die sogenannten *alten Afrikaner* stehen heute Herrn Dernburg feindlicher als je gegenüber. Sie haben wohl am Anfang den scharfen Angriffskampf gegen das Zentrum mit Beifall begrüsst, aus wahlpolitischen Gründen und weil der überseeischen Bureaukratie wie den Pflanzern, Farmern und Händlern der Missionseinfluss und die Missionstätigkeit nie besonders behagte. Seitdem jedoch der reformeifrige Staatssekretär gleich jedem weiterblickenden bürgerlichen Kolonialreformer auch die Notwendigkeit eines gewissen Einge-

borenenschutzes zur Beruhigung der Kolonieen und zur Sicherung der kolonialen Zukunft predigte, hören die Zusammenstösse mit den Pflanzerwortführern und mit den Abgeordneten von Liebert, Semler, Arendt, Arning, Paasche nicht mehr auf. Alldeutsche Blätter beschuldigen Dernburg bereits, dass er sich dem Zentrum zu nähern suche, um bei einem Windwechsel nicht den Anschluss an die wahrscheinliche Fahrtrichtung zu verlieren. Das beruht weniger auf Wahrscheinlichkeit und gutem Glauben als auf denunziatorischer Berechnung und Diskreditierungssucht. Doch ist die Haltung Dernburgs zusehends unsicherer geworden, und damit ist auch der Glaube wankend geworden, man habe in ihm wirklich einen Herkules für den Augiasstall gefunden. Der Missmut erhielt neue Nahrung, als die Massnahmen gegen Simon Copper in Südwestafrika abermals keinen vollen Erfolg ergaben, und auch in Kamerun wieder Gefechte in den Grenzbezirken stattfanden. Jedenfalls hat der Kolonialsekretär die schwierigste Amtstätigkeit noch vor sich, wenn ihn die Welle überhaupt noch lange trägt. Und leider würde ein Amtswechsel gegenwärtig nur die ältere Richtung der deutschen Kolonialpolitik verstärken.

× ×

Kurze Chronik Ein dem Reichstage zugegangener Gesetzentwurf betreffend Änderungen im Münzwesen schlägt die Ausprägung von 25 Pfg.-Stücken vor, ferner die Erhöhung des Kopfbetrages an Silberscheidemünzen von 15 auf 20 M. Die Regierung will zunächst mit einer Erhöhung der Kopfquote um 3 M. auskommen, wünscht jedoch sofort die weitergehende gesetzliche Ermächtigung für einen späteren »grösseren ausserordentlichen Bedarf an Silbermünzen«. × Die Wolken zwischen Japan und Amerika scheinen sich zu verziehen. In der Einwanderungsfrage ist eine formelle Einigung bereits geschaffen; die amerikanische Flotte wird sogar die japanische Gastfreundschaft geniessen. Ebenso haben China und Australien Einladungen an die Flotte ergehen lassen. × Dagegen regt sich das chinesische Selbstgefühl stark gegen die Japaner auf, besonders nachdem der von Macao aus waffenschmuggelnde japanische Dampfer Tatsu Maru nach der Beschlagnahme wieder freigegeben werden musste. × Vor Haiti liegen wieder einmal Kriegsschiffe europäischer Nationen, weil der Präsident nach Hinrichtung verschiedener angeblicher Verschwörer die fremden Missionen bedrohte, in denen eine Reihe von Flüchtlingen Schutz suchte. × Die Kongoannexionsvorlage wurde in der Kommission gegen die Stimmen der beiden Sozialdemokraten angenommen; am 7. April soll die Plenarberatung beginnen, deren Ergebnis nunmehr kaum noch zweifelhaft ist.

Sozialistische Bewegung / Josef Bloch

Preussische Wahlrechtsbewegung Der Wahlrechtskampf in Preussen wird durch den Wahlkampf abgelöst. Seine nächste Aktion bildet die Wahl selber. Es muss nun vor allem verhindert werden, dass die sozialdemokratische Partei mit ihrer Taktik bei der Wahl in eine Sackgasse gerät. Man hat leider zu lange mit der Intransigenz gespielt, nun wird es schwer sich in der Situation zurecht zu finden. Auch herrscht noch jetzt bei einem Teil der Parteigenossen die Neigung die Gegensätze, die die Sozialdemokratie von den übrigen (echten oder lauen) Wahlreformfreunden trennen, zu verschärfen statt das Augenmerk auf die Reform selber zu richten und jeden Schritt zu tun, der auf diesem Wege liegt. Es sei daher nochmals betont: Nichts ist weniger angebracht als das Gerede vom Klassenkampf bei der Landtagswahl, ebenso wie es überflüssig und daher schädlich ist wirtschaftspolitische Streitfragen hineinzuziehen, die die Widerstände gegen jede Reform zu verschärfen geeignet sind. Man überlasse diese Dinge ruhig der späteren Entwickelung, die vielleicht auch in der Sozialdemokratie eine innere Wandlung, eine Abkehr vom Hergebrachten bewirken wird. Jetzt ist es die Pflicht der Parteigenossen der mehr unbesonnenen als beabsichtigten Erhöhung einer in dieser Angelegenheit nicht notwendigen Spannung entgegenzuwirken und trotz aller Antipathie, die uns namentlich von der *Freisinnigen Volkspartei* trennen mag, trotz der Haltung der Herren Fischbeck und Kopsch und der *Vossischen Zeitung*, die politische Arithmetik nicht verwirren zu lassen. Man muss sich und den anderen stets vor Augen halten, dass die Wahlreform selber das Wichtigste ist und um jeden Preis erzielt werden muss, dass dagegen alles Weitere zurückzustehen hat. Es ergibt sich daraus die eindeutige klare Taktik: Selbstverständlich muss man in erster Linie alles aufbieten, um auch im Wahlkampf die eigene

Partei, die doch schliesslich die grösste Garantie bietet, vorwärts zu bringen. Da man indes nur in einer verschwindend kleinen Anzahl von Fällen die Aussicht hat selbst Sitze zu bekommen, in einer grösseren Anzahl von Wahlkreisen aber den Ausfall entscheidend beeinflussen kann, so arbeitet man für die Wahlreform, indem man überall deren Freund gegen deren Gegner unterstützt, mag dieser Freund sonst, seiner Person oder seiner Parteirichtung nach, noch so sehr zu bekämpfen sein. Man muss sich darüber klar sein: Dass eine Wahlrechtsreform kommt, ist sehr wahrscheinlich; wie sie ausfällt, das hat die Bevölkerung in ihrer Hand. Es macht schon einen gewaltigen Unterschied aus, ob der Gesamtton des Abgeordnetenhauses eine Schwebung mehr nach rechts oder eine Schwebung mehr nach links erhält. Von ihren prinzipiellen Forderungen soll die Sozialdemokratie selber nicht abgehen. Aber sie darf nicht vergessen, dass es schliesslich der preussische Landtag selber ist, der über die Reform beschliesst. Also nur auf dessen Zusammensetzung kommt es in diesem Wahlkampf an, auf sonst weiter nichts. Es bedarf keiner Verbrüderung mit anderen Parteien, auch gar keines Zusammengehens — das ist ja nach der Lage der Dinge auf beiden Seiten ziemlich ausgeschlossen —, es bedarf einfach der Unterstützung aller Wahlreformfreunde, entsprechend dem Sinn der vom Parteivorstandsmitglied Singer abgegebenen und auf dem preussischen Parteitag wiederholten Erklärung. Die Gegenleistung speziell für unsere Partei besteht in der Wahlreform selber: Die Wahlreform gibt ihr die Möglichkeit zu späteren Erfolgen, und um diese Möglichkeit vorzubereiten, kann sie jetzt mit Selbstverleugnung jede Parteipolitik bei seite lassen und reine Wahlreformpolitik treiben. Die Wahl aller Kandidaten, die sich als Gegner des Dreiklassenwahlrechts erklären und sich verpflichten jeden Versuch zu seiner Abschaffung zu unterstützen und selber zu unternehmen: diese Parole scheint der Partei von den Verhältnissen heute aufgenötigt und zweckmässig. Vorläufig ist über die besondere Taktik bei der Wahl noch kein Beschluss gefasst worden: hoffen wir, dass er so ausfällt!

× ×

Pressestreik und Partei An dem Journalistenkonflikt im Reichstag war auch die Sozialdemokratie beteiligt. Sie hat in ihrer Weise Solidarität geübt. Sie hatte einen schönen Anlass zu beweisen, dass ihr der Zusammenhang zwischen Presse und Parlament vollständig klar sei, und dass sie die törichte Überheblichkeit parlamentsbureaukratischen Geistes nach Gebühr qualifiziere. Wenn die sozialdemokratische Reichstagsfraktion nicht die Initiative ergriff, um dem beleidigten Journalistenstande die schuldige Genugtuung zu geben, so geschah es doch wohl nur aus einer Art Courtoisie gegen den Abgeordneten, der in seiner Erregung sich hatte hinreissen lassen, und dem sie die Gelegenheit geben wollte das, was er angerichtet, selber wieder gut zu machen. Gerade unter Sozialdemokraten musste man sich darüber klar sein, dass es sich bei dem Konflikt nicht um eine blosse Verbalinjurie handelte sondern um eine Auffassung von dem Wesen und dem Wert der Presse überhaupt, die ebenso Beweis wie zum Teil Ursache unserer politischen Rückständigkeit ist. Im Interesse des Parlamentarismus selber ist es zu bedauern, wenn die einzelnen Abgeordneten durch ihr Verhalten zeigen, dass sie über dessen Wesen und über ihre eigene Bedeutung falsch unterrichtet sind. Die schöpferischen politischen Gedanken wachsen selten in der Zeitung, seltener aber im Parlament: sie können nur dort vollzogen werden. Von einigen wenigen, nicht durch Wahl sondern durch Begabung dazu Berufenen werden sie erzeugt und entwickelt. Gewiss sind Publizisten darunter und auch Abgeordnete — man denke zum Beispiel nur an die Gewerkschaftsführer, die im eigentlichen Sinne Fachleute sind und selber auf ihrem Gebiet produktive politische Arbeit leisten —, aber nicht dem Stande als solchem ist die Produktivität eigentümlich: gerade die bedeutendsten politischen Köpfe befinden sich heute ausserhalb der gewählten Vertretung. Die leitenden Ideen findet man in den Schriften dieser Wissenschaftler und Politiker, die die Realitäten zu studieren, deren Konsequenzen zu ziehen vermögen und das Ergebnis ihrer Forschungen in grösseren Werken oder Journalen dem politischen Publikum übergeben. Die Tagespresse schmilzt es in kleine Münze um, es wird verbreitet und unzähligemal wiederholt, die einzelnen Abgordneten verarbeiten es dann in Kommissionsbeschlüssen und in Reden im Plenum, die Tagespresse greift dieses, zuerst von ihr, dann von den Abgeordneten Verarbeitete nochmals auf und wirft es in die Masse. Ein ewiger

Prozess, in dem Journalisten und Parlamentarier in ewiger Wiederholung die Reihenfolge wechseln: gleichwertig als Teile des politischen Organismus. Es darf daher nicht der eine Teil sich eine Zensur über den anderen anmassen. Irgendwelcher Dünkel schadet nur seinem Träger. Eine ungerechtfertigte Meinung, die ein Parlamentarier vielleicht von seinen eigenen Qualitäten haben mag, kann der Kritik der erfahrenen Berichterstatter auf der Journalistentribüne, die vielseitiger, oft kenntnisreicher und parlamentarisch erfahrener sind, nicht lange stand halten. Die Geringschätzung, mit der unsere Abgeordneten zuweilen auch in unseren eigenen Reihen behandelt werden — man erinnere sich nur, wie die *Leipziger Volkszeitung* vor einigen Jahren unsere Reichstagsfraktion als *die 78 Genossen* von oben herab zur Ordnung rief! —, hat der Partei sicherlich nicht gut getan; diese primitiven Anschauungen muss man gründlich ausrotten. Gerade der Presse fällt die Aufgabe zu die Masse über das Wesen des Parlamentarismus aufzuklären und die Abgeordneten von dem Verdacht des *parlamentarischen Kretinismus* zu reinigen. Soll sie aber ihre erzieherische Tätigkeit mit Erfolg ausüben, so muss sie auch selbst die Stellung erhalten, die ihrer Bedeutung entspricht. Dass es damit selbst in der sozialdemokratischen Partei noch ziemlich schlecht bestellt ist, davon haben wir in den vergangenen Jahren wenig erfreuliche Beispiele erlebt. Der Journalistenkonflikt im Reichstag, in dem die Vertreter der bürgerlichen und der sozialdemokratischen Presse charaktervoll zusammenstanden und ihre Berufsehre entschieden zu vertreten gewusst haben, muss eine Mahnung sein endlich die Presse mehr würdigen zu lernen. Pressfreiheit und Volksvertretung sind beide die Grundlagen des konstitutionellen Lebens, beide in Deutschland gleichzeitig geboren, unauflöslich mit einander verbunden. Beiden gegenüber steht die Bureaukratie, mag sie die des Staates, mag sie die einer Partei sein. Der Zopf vormärzlicher Anschauungen über die Presse kann ruhig auch in manchen Parteiinstanzen abgeschnitten werden, selbst wenn manche verschwiegene Eitelkeit sich dadurch etwas gekränkt fühlt.

× ×

Frankreich: Wiederanbahnung des Blocks Die Rede über die Einkommensteuer, die Genosse Jaurès am 27. und 28. Februar in der Kammer gehalten hat, markiert vielleicht den Ausgangspunkt für eine Weiterentwickelung der Politik der sozialistischen Partei, die in den letzten Jahren hinter den unfruchtbaren Syndikalismus zurückgetreten war. Der Vortrag Jaurès', in dem er die finanztechnische Seite des Projekts wie dessen politische und parlamentarische Bedeutung sachlich klar herausgearbeitet und mit bewunderungswürdiger Beredsamkeit beleuchtet hat, war eine bedeutende Tat. Auch in der Kammer selber war dieser Eindruck vorherrschend. Man erkannte den Jaurès wieder, der früher als der erste Redner Frankreichs die Massen hinzureissen und die Politiker zu überzeugen verstand. Die ganze Linke brachte ihm am Schluss eine Ovation dar. Der frühere Marineminister und jetzige Abgeordnete Pelletan setzte in der einflussreichen *Dépêche de Toulouse* auseinander, dass diese Rede die Wiederherstellung des Blocks bedeute, der bekanntlich vor vier Jahren durch die Nachgiebigkeit Jaurès' gegenüber der Amsterdamer Resolution in die Brüche ging. Das ist wohl etwas zu sanguinisch geurteilt: so schnell kann man den Weg der Reform nicht wiederfinden, nachdem man lange Zeit allerhand direkte und andere *Aktionen* hat predigen lassen. Aber darin hat Pelletan schliesslich recht, dass diese Rede denen sehr gegen den Strich gehen wird, die aus dem Sozialismus eine enge Sekte machen wollen, und deren einzige politische Weisheit in der gegenseitigen Bekämpfung der sozialistischen und der bürgerlichen Demokratie besteht. Jaurès hat in seiner Rede den Gedanken der aktiven Mitarbeit der geeinigten Partei an den Reformbestrebungen der bürgerlichen Linken formuliert. Er hat damit den Weg gewiesen, der allein aus der *radikalen* Versumpfung der Partei herausführt. Wenn es vielleicht auch noch eine Zeitlang dauern wird, ehe die geeinigte Partei ihn ernstlich betritt, so scheint es doch, dass sie sich dazu entscheiden wird.

× ×

Kurze Chronik Der badische Parteitag, der am 7. und 8. März in Offenburg abgehalten wurde, zeigte, dass die Organisation der badischen Partei zwar noch vieles zu wünschen übrig lässt, dass aber deren politische Wirksamkeit relativ gross ist. Die 1000 sozialdemokratischen Gemeindevertreter, die sozialdemokratischen Bürgermeister, die positive Tätigkeit der Landtagsfraktion nimmt, wie dort ausgeführt wurde, dem sozialistenfeindlichen Mini-

sterium den Wind aus den Segeln. Symptomatisch wichtig ist ein Beschluss der Tätigkeit der Kreistage in Zukunft grössere Beachtung zu schenken und auf eine Reform des Kreistagswahlrechts hinzuwirken. × Der 14. Parteitag der holländischen Sozialdemokratie wird Ostern in Arnheim stattfinden. Es wird da unter anderm darüber entschieden werden, ob das Zentralorgan *Het Volk* unter der gegenwärtigen kollektiven Redaktion bleiben, oder ob ein Chefredakteur ernannt werden soll. Ein weiterer Antrag betrifft die Herausgabe einer Monatsschrift durch die Partei selbst, neben der bereits bestehenden, von einzelnen Genossen intransigenter Richtung herausgegebenen *Nieuwe Tijd*. Von den wichtigeren politischen Gegenständen der provisorischen Tagesordnung sei die Agitation für das allgemeine Wahlrecht, die Kommunalpolitik, die Stellung der Partei zum Genossenschafts- und Gewerkschaftswesen hervorgehoben. × Bei den Gemeindewahlen in Reykjavik auf Island hat die junge sozialdemokratische Arbeiterpartei statt der erhofften 4 Mandate nur eins errungen, und das, obgleich nach der neuen Gemeindeverfassung alle Männer und Frauen, die mindestens 5 Kr. Steuer zahlen, wahlberechtigt sind. Die Schuld an dem Misserfolg wird der Zersplitterung der Arbeiterschaft zugeschrieben. × Das Nationalkomitee der amerikanischen *S. P.* hat es abgelehnt mit der *S. L. P.* Einigungsverhandlungen zu führen: ein Beschluss, der durch die unmögliche Politik der *S. L. P.* und durch die ganze Art ihrer Leitung seine Rechtfertigung findet.

Gewerkschaftsbewegung / Ernst Deinhardt

Generalkommission der Gewerkschaften

Im *Korrespondenzblatt* veröffentlicht die *Generalkommission* ihren Rechenschaftsbericht für das Jahr 1907; ein sehr beachtenswertes gewerkschaftliches Dokument. In ihm wird eingangs auf die Bedeutung des Entwurfs zu einem Reichsvereinsgesetz für die Gewerkschaften hingewiesen. Obwohl das Gesetz lange nicht den Wünschen der Gewerkschaften entspricht, hat die *Generalkommission* es doch unterlassen dagegen eine grosszügige Protestbewegung einzuleiten, weil es für Norddeutschland immerhin im allgemeinen einen Fortschritt bringt, wie auch die Einheitlichkeit des Rechts, die es bringt, anzuerkennen ist.

In den letzten Jahren sind immer mehr gemeinsame Sitzungen von *Generalkommission* und Vorstand der sozialdemokratischen Partei zur stehenden Einrichtung unserer Bewegung geworden. Solche Sitzungen fanden nicht nur zwecks Regelung der beiden Körperschaften von der deutschen Delegation des Stuttgarter internationalen Kongresses zur endgültigen Entscheidung übertragenen Maifeierfrage statt; auch andere die gewerkschaftliche und politische Bewegung gleicherweise berührende Fragen sind durch derartige Aussprachen beider Körperschaften geregelt worden. »In allen Fällen ist eine Verständigung über die beratenen Fragen erzielt worden, und ist es zu keinerlei Differenz oder zu einer Meinungsverschiedenheit nach erfolgter Aussprache gekommen.« Gewiss ein erfreuliches Zeichen. Sehr eingehend hat sich die *Generalkommission* mit der Frage der Dienstbotenorganisation beschäftigt. Die Gewerkschaftskartelle wurden angewiesen den Versuch zu machen Dienstbotenorganisationen im lokalen Rahmen ins Leben zu rufen, weiter trat die *Generalkommission* in eine Prüfung der Frage ein, inwieweit unter dem gegenwärtigen Gesinderecht die Gründung einer Zentralorganisation für die Dienstboten möglich sei. Leider wurden diese Vorarbeiten durch das unzeitgemässe Eingreifen der sozialdemokratischen Frauenorganisation in die Dienstbotenbewegung gestört.

Aus grundsätzlichen Bedenken wurde der Antrag des *Vereins Berliner Hausangestellten*, des *Verbandes der Hausierer und reisenden Händler*, des *Industrieverbandes für den Solinger Bezirk* und des *Verbandes der reisenden und gereist habenden organisierten Arbeiter* auf Anschluss an die *Generalkommission* abgelehnt, dagegen wurde der Anschluss der Zentralverbände der Hoteldiener und der Xylographen an die Zentrale der freien Gewerkschaften vollzogen. Ein Zusammenarbeiten mit den bürgerlichen Frauenrechtlerinnen und Sozialreformern auf einem Arbeiterinnentag und in einem Ausschuss für Arbeiterinneninteressen wurde ebenfalls abgelehnt. In den Einrichtungen der Agitationskommissionen, die ganz oder teilweise von der *Generalkommission* finanziert werden, hat sich nur insoweit eine Änderung vollzogen, als seit April 1907 das Arbeitersekretariat für das Saarrevier vollständig aus den Mitteln der *Generalkommission* erhalten wird. Das Informationsbureau für die Bodenseeuferstaaten wird jährlich mit 100 M. unterstützt. In der Leistung von Zuschüssen zur Gründung oder Erhaltung von Ar-

beiter- und Gewerkschaftssekretariaten oder Beschaffung von Versammlungslokalen musste sich die Kommission nach wie vor aus organisatorischen Gründen grosse Zurückhaltung auferlegen.

Über die Unterrichtskurse spricht sich der Bericht sehr anerkennend aus. Es fanden deren bisher 8 statt, die von insgesamt 442 Teilnehmern besucht waren. Die Teilnehmerzahl schwankte bei den einzelnen Kursen zwischen 29 und 71. Von einzelnen Gewerkschaften wurden die Kurse stark in Anspruch genommen. So nahmen vom Maurerverband 97 Mitglieder an den Kursen teil. Wieder wird in dem Bericht das geringe Entgegenkommen des reichsstatistischen Amtes bei Durchführung der amtlichen Streikstatistik kritisiert. Die Haltung dieser Reichsbehörde ist um so weniger zu verstehen, wenn man berücksichtigt, dass sie zur Durchführung der Arbeiterstatistik in steigendem Masse die Gewerkschaften in Anspruch nehmen muss.

Das *Korrespondenzblatt* erscheint jetzt in einer Auflage von 23600 Exemplaren, während das italienische Organ, dessen Erscheinungsort jetzt Hamburg ist, 10650, das polnische 6000 Auflage hat. Die Abrechnung der Kommission weist eine Reineinnahme von 320178 (1906 242766) M., eine Ausgabe von 226710 (190537) M. auf. Das Vermögen stieg von 254764 auf 348232 M. Von den Ausgaben sind zu erwähnen 43520 M. an Unterstützung von Provinzialagitationskommissionen, 17046 M. für die sonstige Agitation, 25072 M. für den Verlag, 25520 M. für die Verwaltung der *Generalkommission*, 6151 M. für die Unterrichtskurse, 44479 M. für das *Korrespondenzblatt*, 13456 M. für das Zentralarbeitersekretariat. Bei insgesamt 6 durch die *Generalkommission* veranstalteten Streiksammlungen gingen insgesamt 200254 M. ein, die bis auf 4776 M. den Hilfe heischenden Gewerkschaften zugeführt wurden.

× ×

Christliche Gewerkschaften Das Jahr 1907 hat den christlichen Gewerkschaften nicht solch grossen Erfolg gebracht wie das Jahr 1906, immerhin haben sie ihre Mitgliederzahl noch um rund 30000 vermehrt. Anscheinend haben die Reichstagswahlen die Entwickelung der christlichen Bewegung ungünstig beeinflusst, und besonders scheint die Tatsache, dass sich die Gewerkschaftsführer teils für das Zentrum gegen den Block teils für den Block gegen das Zentrum engagiert haben, von Nachteil auf die christlichen Organisationen gewesen zu sein, weshalb der Ausschuss des *Gesamtverbandes* in seinem im *Zentralblatt* erschienenen Rechenschaftsbericht entschieden von seinen Beamten mehr Zurückhaltung in politischen Dingen fordert. In dem Bericht wird auch gegen die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine entschieden Stellung genommen, die »auf Kosten der christlichen Gewerkschaften und mit teilweise nicht einwandfreien Mitteln« versucht hätten ihr Agitationsterrain zu erweitern. Der Vorstand des *Gesamtverbandes* hat sich mehrfach mit der Dienstboten- und Landarbeiterfrage befasst. Die Organisation der Dienstboten wurde den konfessionellen Frauenvereinen überlassen, während die Frage der Organisation der Landarbeiter noch nicht entschieden ist. Im Berichtsjahre wurden in einer Reihe von Organisationen bedeutende Beitragserhöhungen durchgeführt. Ferner die Zahl der im Hauptberuf tätigen Beamten bedeutend erhöht. So wurde im Generalsekretariat ein weiterer Beamter angestellt, ferner wurden für Mittel- und Norddeutschland Sekretariate mit dem Sitz in Erfurt und Hamburg errichtet, denen je ein Beamter vorsteht. In Bayern rechts des Rheins waren 21 Beamte angestellt (gegen 14 im Jahre 1906), in Schlesien 8.

Die Einnahmen des Generalsekretariats im Jahre 1907 beziffern sich auf 104863 M., darunter 49896 (1906 35636) M. an Beiträgen. An Ausgaben entstanden 83589 M., darunter 11633 M. für das *Zentralblatt*, 6946 M. für das polnische, 4853 M. für das italienische Organ, 6230 M. für das Generalsekretariat, 1620 M. für das Bureau für Arbeitervertretung vor dem Reichsversicherungsamt, 19540 M. für Agitation und 1 36 M. für den *deutschen Arbeiterkongress*. Das *Zentralblatt* erscheint in einer Auflage von 9200, das polnische Organ von 4500, und das italienische von 2500 Exemplaren.

× ×

Ungarn Vom 5. bis 7. Januar fand in Budapest der 4. Kongress der Gewerkschaften Ungarns statt. Es waren 206 Delegierte anwesend, davon allein 138 aus Budapest, was sich bei der dominierenden Stellung dieser Stadt in der ungarischen Arbeiterbewegung leicht genug erklärt. Die Gewerkschaften dieses Landes haben sich in den letzten Jahren recht günstig entwickelt, immerhin sind die Organisationen klein, gemessen an den Berufsverbänden

der westeuropäischen industriellen Länder. Innerhalb der letzten 3 Jahre hat sich die Mitgliederzahl um 88 194 erhöht, das heisst mehr als verdoppelt, ebenso ist das Gesamtvermögen der Gewerkschaften um beiläufig 700 000 K. gestiegen, was ebenfalls einer Verdoppelung der Fonds gleichkommt. Die Bewegung macht auch weiter gute Fortschritte, trotz der fortgesetzten Verfolgung durch die Behörden. Nach Erledigung der mehr geschäftlichen Fragen beschäftigte sich der Kongress zunächst mit dem Streik- und Vereinigungsrecht. Ein solches Recht besteht in Ungarn nicht. Nur durch Ministerialverfügungen sind dahingehende Bestimmungen getroffen. Das erschwert die gewerkschaftliche Arbeit natürlich ungemein, da fortgesetzte polizeiliche Verfolgungen die Folge dieser Rechtslage sind. Der Kongress forderte denn auch die Gewährung eines freiheitlichen Streik-, Vereins- und Versammlungsrechtes. Weiter wurden Grundsätze über den Abschluss von Kollektivverträgen beraten und angenommen, über die Organisationsfrage erneut im Sinne weitgehenderer und straffster Zentralisation Beschluss gefasst und zu dem gesetzlichen Arbeiterschutz in Ungarn Stellung genommen. Schliesslich wurde für den Gewerkschaftsrat ein neues Statut aufgestellt, das im einzelnen die Funktionen des Gewerkschaftskongresses, des Gewerkschaftsrates und der Provinzialgewerkschaftskommissionen regelt. Von wesentlichen Änderungen gegenüber den bisher geltenden Bestimmungen ist zu erwähnen: die Erhöhung der Zahl der Mitglieder, für die ein Delegierter zum Kongress zu wählen ist, von 500 auf 1000, ferner die Erhöhung der Beiträge an den Gewerkschaftsrat von 2 % auf 3 % von je 75 % der direkten Einnahmen der Gewerkschaften. In den neuen Bestimmungen ist auch ein Gewerkschaftsausschuss vorgesehen, bestehend aus Vertretern der Zentralverbände, der den Gewerkschaftsrat in seiner Tätigkeit zu unterstützen hat. Der Kongress sprach sich noch für Förderung der Konsumvereine und Bekämpfung der Schäden des Alkoholismus aus.

× ×

Kurze Chronik Das vor 2 Jahren bei der *Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands* eingesetzte A r b e i t e r i n n e n s e k r e t a r i a t, dem die Genossin Ida Altmann vorsteht, hat seinen zweiten Jahresbericht veröffentlicht. Dieses Institut hat sich für die Gewerkschaften als durchaus zweckmässig erwiesen, und es wird von den Gewerkschaften in immer stärkerem Masse in Anspruch genommen. Nicht weniger als 28 Verbände, 4 Kartelle und 4 Gewerkschaftskommissionen wie auch 3 Arbeitersekretariate traten im letzten Jahre an es heran oder wurden von ihm zu Aktionen angeregt, und weit über 300 Versammlungen wurden vom Sekretariat teils angeregt, teils veranstaltet oder mit Referentinnen versorgt. × Im Fabrikarbeiterverband wird zurzeit die Frage, ob die L a n d a r b e i t e r durch diese Organisation nach wie vor organisiert werden sollen, oder ob für sie eine besondere Organisation gegründet werden soll, sehr eingehend diskutiert. × Am 9. Februar fand in Halle eine Konferenz von Vertretern der Organisationen der kunstgewerblichen Z e i c h n e r statt, die sich mit der Gründung einer einheitlichen Zeichnerorganisation beschäftigte. Die massgebenden Organisationen dieses Berufes werden über die Verschmelzung zu einer Einheitsorganisation schon demnächst Stellung nehmen. × Die l o k a l i s t i s c h e Fliesenlegerorganisation hat auf ihrer Generalversammlung in Dresden am 8. März beschlossen den Anschluss an den Maurerverband zu vollziehen.

Genossenschaftsbewegung / Gertrud David

Fleischversorgung Das so schwierige Problem der genossenschaftlichen Fleischversorgung hat der Konsumverein Hagen auf einem neuen Wege zu lösen versucht. Statt eine eigene Schlächterei zu errichten, hat er das Fleisch bereits geschlachteter Tiere bezogen, und zwar Rindfleisch aus Hagen selbst, Hammelfleisch aus Ostfriesland und Kalbfleisch aus Holland. Er hat mit diesem Bezuge sehr gute Erfahrungen gemacht. Die einzigen Betriebseinrichtungen, die er benötigt, bestehen in einer Eisenschiene mit Haken an der Wand, einem Hauklotz, Hackbeil, Säge und einigen Messern. Der Verkauf geschieht in der Weise, dass Anfang der Woche die Mitglieder bei den Lagerhaltern ihre Bestellungen aufgeben, die von diesen genau nach Art und Gewicht des Fleisches an die Verwaltung weiter vermittelt werden. Donnerstag trifft dann das Fleisch per Eilgut ein, und wird von einem Metzger in die bestellten Teile zerlegt. Diese werden in weisse Leinentücher verpackt und mit Preis versehen in die Verkaufsstellen befördert, wo sie von den Mitgliedern abgeholt werden. Der Verein, der diesen Betriebs-

zweig seit zwei Jahren aufgenommen hat, hat bisher regelmässig nur in den Wintermonaten frisch geschlachtetes Fleisch bezogen, weil nur im Winter die Witterungsverhältnisse für den Transport günstig sind. Obgleich auf Fleisch die volle Rückvergütung gewährt wird, konnte man doch stets billiger als alle übrigen Metzger am Orte sein. Trotzdem wurde noch ein ansehnlicher Bruttoverdienst erzielt, der bei Hammelfleisch 17,5 %, bei Kalbfleisch 18,4 % und bei Rindfleisch 12,2 % betrug. Im Durchschnitt wurden im Fleischgeschäft 15,5 % brutto verdient.
Jedenfalls dürfte das Experiment zur Nachahmung anreizen, das übrigens auch der gesamten übrigen Bevölkerung Vorteil gebracht hat, insofern es die städtischen Metzger genötigt hat mit ihren Fleischpreisen gleichfalls herabzugehen.

× ×

Gartenstädte Die erste vor 3 Jahren gegründete englische Gartenstadt Letchworth bei Hitchin schreitet in ihrer Entwickelung rüstig vorwärts. Die Einwohnerzahl ist nunmehr auf rund 5000 gestiegen; zu den 10 bisherigen industriellen Betrieben sind zwei neue hinzugetreten: ein Säge- und Hobelwerk mit elektrischem Betrieb und eine Teppich- und Gobelinweberei, die ihren Betrieb von Haslemere nach Letchworth verlegt hat. Auch im letzten Jahre wurde wieder eine Ausstellung von über 50 Landhäusern in der Gartenstadt veranstaltet, die in Grundriss und Ausgestaltung den Bedürfnissen des städtischen Arbeiters entsprechen und ausserdem dem Charakter des Stadtbildes angepasst sind. Sämtliche Häuser wurden teils von der *First Garden City*, teils von andern Käufern übernommen. Übrigens wird Letchworth auch das interessante Projekt einer Haushaltungsgenossenschaft erleben. Nach den vorliegenden Plänen für die *Cooperative Homes* sollen drei Seiten eines grossen Rechtecks mit kleinen Häuschen im Reihenhausbau bebaut werden, während an der vierten die Zentralküche und in der Mitte ein grosser Garten liegen wird. Die Speisen können sowohl in dem grossen gemeinsamen Speisesaal als auch im Haushalt der Mitglieder, der übrigens auch mit einer eigenen kleinen Kücheneinrichtung versehen wird, eingenommen werden. Für Reinigungsarbeiten usw. stellt die Zentrale auf Wunsch das nötige Personal zur Verfügung.
Die Gartenstadt stellt auch ein geeignetes Feld für die durch die neueste englische Gesetzgebung stark geförderte Bewegung zur Schaffung ländlicher Heimstätten, die *Small Holdings*-Bewegung dar. Die *Norton Small Holdings Limited* hat bereits 21 Heimstätten, die 250 Morgen umfassen, gegründet. Ausserdem sind noch 6 Heimstätten durch die obenerwähnte Landhausausstellung geschaffen, auf der auch Musterheimstätten für ländliche Kleinbetriebe fertig aufgebaut ausgestellt werden. Endlich wird jetzt noch eine *Model Small Holding* nach dänischem Muster ins Leben gerufen, die hauptsächlich der Milchproduktion, für die in Letchworth ein besonders guter Markt ist, dienen soll, und für deren Verwaltung man eine dänische Familie zu gewinnen hofft.
Die *Deutsche Gartenstadtgesellschaft* versandte kürzlich vornehmlich in Industriekreisen ein Zirkular, das die Gründung einer gartenstädtischen Siedlung in Norddeutschland vorbereiten soll. Nachdem die erste englische Gartenstadt einen so unerwarteten Erfolg gehabt hat, hält die Gesellschaft die Zeit für gekommen auch in Deutschland an eine praktische Gestaltung der Idee zu gehen. Geldmittel dazu sind bereits von Freunden der Bewegung zur Verfügung gestellt worden, unter der Bedingung, dass sich Industrielle zur Übersiedlung bereit erklären. Der Vorstand fordert daher alle, die ein Interesse an einem solchen Unternehmen haben, vor allem die auswanderungsbereiten Vertreter des Gewerbelebens auf ihre Ansichten und Wünsche zu äussern, die dann bei der Wahl des Geländes Berücksichtigung finden sollen. Vermutlich wird die Wahl auf die Umgebung von Berlin fallen, in der, wie verlautet, bereits für ein sehr günstig gelegenes Terrain das Vorkaufsrecht gesichert ist. Findet der Aufruf Widerhall, so soll sofort an die Errichtung einer gemeinnützigen Gründungsgesellschaft geschritten werden. Anfragen von Interessenten sind zu richten an Herrn Adolf Otto, Nikolassee bei Berlin.

× ×

Ungarn: *Hangya* Die 1898 gegründete Grosseinkaufsgesellschaft *Hangya* der ungarischen Konsumvereine erfreut sich einer vorzüglichen Entwickelung. Die Gesellschaft, die sehr bescheiden mit einem Umsatze von 45 000 K. im ersten Jahre ins Leben trat, erzielte in ihrem 10. Geschäftsjahre 1907

einen Umsatz von 12584852 K., das ist 2978859 K. mehr als im Vorjahre. Die Zahl der angeschlossenen Vereine hat sich gegenüber 1906 von 804 auf 900, die der Mitglieder dieser Vereine von 110000 auf 140000 vermehrt. Das Anteilkapital der Gesellschaft stieg im Berichtsjahre von 230000 auf 260000 K. Von dem erzielten Reinüberschuss von 95987 K. werden 95 % zur Stärkung der Reserven verwandt; nur 5 % gelangen als Rückvergütung zur Verteilung. Erwähnt sei noch, dass die Gesellschaft im letzten Jahre einen Pensionsfonds für ihre 180 Angestellten errichtet hat. Die *Hangya*, die, wie der gelegentlich des 10 jährigen Bestehens veröffentlichte Bericht mitteilt, harte Kämpfe mit den Vertretern des Privathandels auszufechten hatte, ist heute zu einem Hauptstützpunkt der ungarischen Konsumgenossenschaftsbewegung geworden.

× ×

Kurze Chronik Der Konflikt zwischen der *G. E. G.* und dem M a r k e n a r t i k e l v e r b a n d hat nunmehr sein Ende erreicht. Die Mehrzahl der in Frage kommenden Firmen hat, nachdem die Verbandsleitung bereits früher das Verkaufsverbot über die *G. E. G.* aufgehoben hatte, die bedingungslose Lieferung zugesagt. × Die genaue U m s a t z ziffer der *G. E. G.* für 1907 ist nunmehr auf 59866220 M. festgestellt worden, 13362982 M. mehr als im Vorjahre, was einer Steigerung von 28,7 % entspricht. Die absolute Zunahme ist bei weitem die grösste seit Bestehen der Gesellschaft. × Die Einigung der B e r l i n e r Konsumvereine hat einen erheblichen Schritt vorwärts gemacht. Eine am 15. Februar abgehaltene gemeinsame Sitzung der beiden zunächst in Frage kommenden Vereinsverwaltungen, des *Berliner Konsumvereins* und der *Genossenschaft Berlin und Umgegend*, setzte eine 13gliedrige Kommission ein, die die Grundlagen der neuen Organisation vorberaten soll. × Das vereinigte T e e g e s c h ä f t der englischen und schottischen *C. W. S.* beschäftigt gegenwärtig über 9000 Personen. × Zur Vorbereitung der Errichtung einer Grosseinkaufsgesellschaft i t a l i e n i s c h e r Konsumvereine ist auf einer Genossenschaftskonferenz in Mailand eine Kommission gewählt worden, der auch Luigi Luzzatti, der Präsident des letzten internationalen Genossenschaftskongresses angehört. × Die grösste der f r a n z ö s i s c h e n sozialistischen Konsumgenossenschaften *La Bellevilloise* in Paris zählte am Schlusse des letzten Geschäftsjahres 6500 Mitglieder und erzielte einen Umsatz von 3,8 Mill. fr. Sie beschäftigt 137 Personen, unterhält eine Apotheke und hat sich 6 Ärzte verpflichtet, die auf ihre Kosten die ärmeren Mitglieder behandeln. × Die Gründung einer genossenschaftlichen Gartenstadt in M e x i k o wird von einer kalifornischen Propagandagesellschaft betrieben. Es sollen 300000 Acres Land erworben und dieses in Stücken von 5 bis 20 Acres unter die Genossen zum landwirtschaftlichen Kleinbetrieb verteilt werden, während für die Errichtung der Stadt selbst im Zentrum des Besitztums 6000 Acres reserviert werden sollen.

Frauenbewegung / Wally Zepler

Politische Arbeiterinnenorganisation In Form einer Broschüre erschienen kürzlich die teilweise zu spät eingelaufenen Berichte der Arbeiterinnenorganisationen verschiedener Länder an die 1. internationale Konferenz sozialdemokratischer Frauen in Stuttgart. Sie geben eine kurz gefasste, aber recht interessante Zusammenstellung des Standes und der Geschichte der Arbeiterinnenbewegung oder der Mitwirkung der Frauen überhaupt an den politischen und gewerkschaftlichen Kämpfen des Proletariats in den Hauptkulturländern. Natürlich ist der Grad der politischen Aufklärung wie die Ausdehnung der Gewerkschaftsorganisation unter den Arbeiterinnen nur ein getreues Spiegelbild des Standes der gesamten proletarischen Bewegung bei den einzelnen Nationen. Die Agitation verfolgt ja hier nicht — wie die frauenrechtlerischen Bestrebungen — irgend welche besonderen, nur für die Frauen geltenden Ziele, sondern sie will nichts als die Organisationsformen des allgemeinen proletarischen Kampfes auf das weibliche Proletariat übertragen. Trotzdem haben die vielfach bestehenden gesetzlichen Hemmungen, mehr aber noch die ausserordentlichen Schwierigkeiten eines agitatorischen Eindringens in die Kreise der Frauen fast überall zur Begründung eigner Agitationsorgane für die weibliche Arbeiterschaft geführt.

Entsprechend der Stärke der Partei in Deutschland ist auch unter der weiblichen Arbeiterschaft bei uns der Fortgang der Bewegung nach allen Richtungen hin am ausgesprochensten erkennbar. Besonders im letzten Jahrfünft zeigt sich eine sehr erfreuliche Steigerung. Da sich durch die

Gesetzgebung in verschiedenen Bundesstaaten der Eintritt der Frauen in die sozialdemokratischen Parteiorganisationen verbietet, hat man seit dem Gothaer Parteitag /1896/ die Leitung der politischen Arbeit in die Hand von weiblichen Vertrauenspersonen gelegt, deren jetzt bereits 407 neben einer besoldeten Zentralvertrauensperson fungieren. Durch dieses System dehnt sich die Agitation unter den Proletarierinnen bis in die entlegensten Ortschaften. Die Tätigkeit der Genossinnen geht im allgemeinen in gleicher Linie mit der der Männer; das heisst, sie sucht nach Möglichkeit die Arbeiterinnen zur Mitarbeit auf allen Gebieten der Politik und Sozialgesetzgebung heranzuziehen. Besondere Beachtung finden natürlich die Fragen, die von spezieller Wichtigkeit für das weibliche Proletariat sind, wie Heimarbeit, Frauen- und Kinderschutz, Schulgesetzgebung, Wahlrecht usw. Im gegenwärtigen Wahlrechtskampfe haben gerade die Frauen sehr lebhaften Enthusiasmus bewiesen, der sich sowohl in ihrer Massenteilnahme an den Versammlungen wie bei den Strassendemonstrationen zeigte. Die Arbeiterfrauen fangen auch an sich der Macht bewusster zu werden, die sie als Konsumentinnen zu üben vermögen. Bei dem Streik der Bäckergesellen im letzten Jahre nahmen sie scharf Partei nicht allein durch Veranstaltung grosser Agitationsversammlungen und Geldsammlungen zu gunsten der Streikenden sondern auch durch Boykottierung der nicht bewilligenden Geschäfte. Durch den gleichen systematischen Boykott der widerstrebenden Firmen unterstützten sie die organisierten Schneider in ihrem Kampfe für Errichtung von Betriebswerkstätten und verhalfen vor allem nach erbittertem Ringen den streikenden Angestellten der Jandorfschen Warenhäuser zum Siege. Im letzten Jahre haben sich die Sozialdemokratinnen auch mit der Dienstbotenfrage beschäftigt und die Leitung der bestehenden Dienstbotenvereine teilweise übernommen. Es soll einer späteren Rundschau vorbehalten bleiben über den Stand dieser Bewegung eingehender zu berichten. Gestützt wird die politische Aufklärungsarbeit durch den starken Vertrieb der *Gleichheit* unter den Arbeiterinnen, die gegenwärtig gegen 70000 Abonnenten zählt. Auch hat man seit einigen Jahren für die Frauen eine besondere Form der Parteibeiträge eingeführt, durch deren regelmässige Leistung das Bewusstsein der Parteiangehörigkeit in ihnen wachgehalten wird. Solche Beiträge zahlen gegenwärtig gegen 9000 Arbeiterinnen.

X X

Gewerkschaftliche Organisation Fast stärker noch als das Wachstum des politischen Interesses bezeugt der überraschende Anstieg der gewerkschaftlichen Arbeiterinnenorganisation die fortschreitende Entwickelung wie die geleistete Aufklärungsarbeit. Von 74411 im Jahre 1905 war die Zahl der weiblichen Mitglieder der Zentralverbände Ende 1906 bereits auf zirka 120000 gestiegen: die Zunahme betrug also in einem Jahre 59,8 %. Von 1900 mit seinen nur 22844 organisierten Arbeiterinnen bis 1906 ist gar eine Zunahme von 420,5 % vorhanden, während sie im gleichen Zeitraum bei den Männern nur 138,9 % betrug. Die grösste Zahl der weiblichen Mitglieder wie die erheblichste prozentuale Steigerung weist der Verband der Textilarbeiter auf. Er zählte 1900 nur 5254, 1906 37020 Frauen. Dieser bedeutende Erfolg ist neben den erhöhten Bemühungen der Verbandsleitungen selbst hauptsächlich der durch Jahre fortgesetzten mühevollen Tätigkeit einiger Genossinnen zu danken, die sich seit langem ausschliesslich der gewerkschaftlichen Arbeit widmen und mit Hilfe der *Generalkommission* vor einigen Jahren hier in Berlin ein besonderes gewerkschaftliches Arbeiterinnensekretariat als Zentralstelle für alle gewerkschaftlichen Arbeiterinneninteressen mit einer besoldeten Genossin an der Spitze gründeten. Die Mittel der Organisierung waren neben öffentlichen Versammlungen die Kleinarbeit durch Werkstubensitzungen und Fabrikversammlungen und von dort ausgehend die persönliche Weiteragitation unter der Mitarbeiterschaft.

Da trotzalledem die Zahl der organisierten Frauen erst etwa 7 % sämtlicher gewerblichen Arbeiterinnen beträgt, so bleibt immer weiterer und vertiefter Tätigkeit noch ein ungeheures Feld.

X X

Bildungsorganisation Am reinsten zum Ausdruck kommt das reger pulsierende Leben unter den Arbeiterinnen vielleicht in ihren Bildungsvereinen und Diskutierabenden, die gar keine unmittelbaren praktisch-politischen Zwecke verfolgen sondern zunächst nur die Geister wachzurütteln, die klaffenden Lücken des Wissens nach Möglichkeit auszufüllen, die geistige und politische Erkenntnis der Frauen zu erhöhen streben. Der Berliner Bildungsverein, der

zum Ausgangspunkt aller späteren gleichen Gründungen wurde, hat eine wechselvolle Geschichte hinter sich. 1869, also in den ersten Anfängen der Arbeiterbewegung zum erstenmal von Proletarierinnen ins Leben gerufen, um eine Zentralstelle für die Arbeiterinnenorganisation zu gewinnen, wurde er wiederholt aufgelöst und wiederholt unter verschiedener Leitung neu organisiert, bis er sich in seiner gegenwärtigen Gestalt endlich seit 9 Jahren ohne polizeiliche Schikanierungen weiter entfalten konnte. Die Beschäftigung mit politischen Fragen ist ihm als Frauenverein in Preussen versagt. Er wirkt nur durch Vorträge und Besprechungen mannigfacher Themen aus den Gebieten der Wirtschafts- und Sozialentwickelung, der Geschichte, des Frauenlebens, der Schul- und häuslichen Erziehung, des Kinderschutzes, kurz, aller der Probleme, die das Dasein und die soziale Stellung der modernen Proletarierinnen am schärfsten erleuchten. Daneben sucht er durch literarische und künstlerische Darbietungen das künstlerische Empfinden zu schulen. Charakteristisch und für die psychologische Wertung unserer sozialen Klassengliederung interessant ist dabei die immer wiederholte Erfahrung, dass die scheinbar der Proletarierin am fernsten liegenden künstlerischen Themen stets gerade der lebhaftesten Teilnahme begegnen. Der Berliner Bildungsverein besitzt jetzt gegen 1000 Mitglieder, eine Zahl, die an sich nicht übermässig gross erscheint, ihre wesentliche Bedeutung aber dadurch erhält, dass aus ihnen heraus sich eine ganze Anzahl intelligenter Genossinnen zu selbständigem agitatorischen Wirken weiter gebildet haben. Dem Berliner Bildungsverein folgten bald gleichartige in anderen Städten. Von den Hauptorganisationen gingen dann weitere Zweiggründungen aus, so dass jetzt 94 Vereine mit im ganzen 10 300 Mitgliedern existieren.

In den Lese- und Diskutierabenden, die ebenfalls erst seit einigen Jahren, jetzt aber bereits an 120 verschiedenen Orten bestehen, soll je ein kleinerer Kreis von Frauen durch Erörterung politischer Fragen zum allmählichen Verständnis des Parteiprogramms und des sozialistischen Gedankenkreises erzogen werden. Diese Abende wirken schon deshalb günstig, weil sie die Zaghaftigkeit der Frauen überwinden helfen und sie langsam an eigenes Reden und an selbständigen Ideenausdruck gewöhnen.

X X

Arbeiterinnen-organisationen des Auslands Von den ausserdeutschen Ländern erfahren wir aus Österreich, dass dort im Jahre 1906 42 000 gewerkschaftlich organisierte Arbeiterinnen gezählt wurden, sowie dass seit 1898 eine eigene Leitung für die Frauenagitation in dem von Partei und Gewerkschaften subventionierten *Frauenreichskomitee* besteht. Bekannt ist die leidenschaftliche Teilnahme der österreichischen Proletarierinnen an den Wahlrechtskämpfen unter vorläufigem Verzicht auf die sofortige Forderung des Wahlrechts auch für das weibliche Geschlecht. Aber auch in anderen Fragen haben die Arbeiterinnen dort lebhaft Stellung genommen, vor allem gegen die Lebensmittel- und Fleischverteuerung. Der Kampf um die Ausdehnung des allgemeinen Wahlrechts auf die Frauen soll nun von der starken sozialdemokratischen Parlamentsfraktion um so eifriger aufgenommen werden.

In Frankreich ist zu einer Organisation der Proletarierfrauen noch so gut wie nichts geschehen. Belgien und Holland stehen eben im Beginn dahinzielender Bestrebungen.

Für England geben — entsprechend den dortigen Parteiverhältnissen — die *S. D. F.* und die *I. L. P.* gesonderte Berichte. In der erstgenannten Gruppe hat sich ein besonderes Frauenkomitee erst vor kurzem konstituiert. Es beschäftigt sich hauptsächlich mit der Gründung von Frauenbildungsvereinen, die sich auch hier als notwendige Vorstadien politischer Aufklärung erwiesen haben. In der *I. L. P.* arbeiten die Frauen überall gemeinsam mit den Männern. Sie haben Sitz und Stimme im Parteivorstande wie in allen Lokalorganisationen und verfechten die Interessen der weiblichen Arbeiterschaft in Ermangelung eines eigenen Organs durch regelmässige Artikel in den Blättern ihrer Partei. Nächstdem wurde 1906 zur Organisierung des weiblichen Proletariats eine *Liga für Frauenarbeit* gebildet, aus der seit 1900 bestehenden *L. P.* heraus, die, wie bekannt, neben Mitgliedern der *I. L. P.* Gewerkschafter und *Fabier* umfasst. Wie unter den männlichen Arbeitern, so ist auch unter den Arbeiterinnen in England vorläufig die rein gewerkschaftliche Organisation am kraftvollsten entwickelt. Ihr gehören mehr als 140 000 weibliche Mitglieder an, unter denen die Ideen des Sozialismus allmählich immer stärker an Boden gewinnen.

Die *Nationalliga fortschrittlicher Frauen*

Amerikas, eine sozialistische Organisation, berichtet über einen Mitgliederstand von 3000 Frauen. Sie sucht nach allen Richtungen hin im sozialistischen Sinne aufklärend zu wirken.

Die schwedischen Frauen, die in einem sozialdemokratischen Frauenverbande organisiert sind und die Schweizerinnen senden nur einen summarischen Bericht; ebenso fehlen Angaben aus den hier nicht genannten Ländern vollständig.

Interessant ist dagegen der Bericht aus Finnland, wo unter der Gewalt der Revolutionsbewegung das politische Leben auch unter den Arbeiterinnen innerhalb weniger Jahre stürmisch aufflammte. Bekanntlich hat die lebendige Agitation unter den Frauen dort zur Eroberung nicht nur des aktiven und passiven Wahlrechts, sondern zugleich zur Wahl von 19 weiblichen Abgeordneten, darunter 9 Sozialdemokratinnen geführt. Die finnischen Frauen sind damit zu Pionieren des ganzen weiblichen Geschlechts in Europa geworden. Die Partei zählte Ende 1907 18677 weibliche Mitglieder. Die Frauen entfalten in der Landtagsfraktion wie draussen im Lande nach allen Seiten eine bedeutende Tätigkeit. Es bleibt natürlich abzuwarten, wie weit in ruhigeren Zeiten das rasch entzündete Feuer weiterglühen wird.

✕ ✕

Kurze Chronik Zur Pflege internationaler Beziehungen zwischen den englischen Sozialistinnen und den Genossinnen anderer Länder hat sich in London ein *Sozialistisches Frauenkomitee* konstituiert mit Genossin Dora Montefiore als Berichterstatterin. ✕ Am 17. Dezember fand in der Londoner *Queens Hall* eine von 2000 Personen besuchte Demonstrationsversammlung der zum Zwecke der Propagierung des Frauenstimmrechts gegründeten *Männerliga für Frauenstimmrecht* statt, die sich scharf für Ausdehnung des gegenwärtigen und jedes eventuell veränderten künftigen Wahlrechts auf das weibliche Geschlecht aussprach. ✕ Die Ortsgruppe Gross Berlin des *Kaufmännischen Verbandes für weibliche Angestellte* hat an den Magistrat und die Stadtverordnetenversammlung in Berlin das Ersuchen gerichtet vom 1. April 1908 den Fortbildungsschulzwang auf weibliche Handlungsgehilfen und Lehrlinge auszudehnen. ✕ Die sächsische Regierung hat die dem Landtage unterbreitete Gesetzesvorlage über die Zulassung von Mädchen in alle höheren Lehranstalten wieder zurückgezogen. ✕ Im preussischen Kultusministerium hat am 10. Januar eine Konferenz zur Regelung des Hebammenwesens stattgefunden, die aber, wie verlautet, nicht zu dem Beschluss einer gesetzlichen Neuregelung geführt hat.

✕ • ✕

Literatur In den vom Verlag Ernst Haberland in Leipzig herausgegebenen *Biographieen bedeutender Frauen* erschien kürzlich als 7. Band *Rahel* von Ellen Key. Es musste wohl eine Frau und eine im echtesten Sinne moderne Frau sein, die das Bild der genialen, in Geist und Empfinden selbst so modernen Rahel Varnhagen für unsere Zeit rekonstruierte. Vergleicht man Berdrows Rahelbuch mit dieser Skizze, so begreift man Ellen Keys Bekenntnis, dass ihre Arbeit nur der Ausdruck einer lebenslangen Liebe zu Rahel und eines lebenslangen Studiums ihrer Persönlichkeit ist. Dort die kühle literarische Zusammenstellung, die bei allem fleissigen Eindringen doch nie an die innere Wesenheit, an den Kern dieser einzigartigen Psyche kerankommt, hier der vibrierende Ton seelischen Mitempfindens, Gedankenstrahlen, die mit zitternden Reflexen Rahels und zugleich ihrer Biographin Geist durchhellen, Worte, die uns selber treffen, die das schmerzvolle Ringen einsamer Frauenherzen vor uns offenlegen. Mag man, wie das bei so individueller Auffassung ja selbstverständlich ist, mit dem und jenem Punkt vielleicht nicht einverstanden sein: im ganzen hat doch E. Key mit ihrem Buch Rahel wieder unter uns lebendig werden lassen. Und sie hat sich damit erneuten Anspruch auf unseren warmen Dank erworben. Denn Rahel, nach E. Key »die grösste Frau, die Deutschland seine Tochter nennen kann«, ist wenig gekannt und weniger noch nach ihrer Bedeutung geschätzt, und doch sollten die Frauen unserer Tage Opferkerzen brennen vor dem Altar dieser Frau, die ganz Weib gewesen ist und ganz selbstherrliche Menschenpersönlichkeit.

WISSENSCHAFT

Sozialgeschichte / Paul Kampffmeyer

Rassenkämpfe In dem Werke Georg von Skals *Das amerikanische Volk* /Berlin, Fleischel/ fällt ein helles Tageslicht auf die Kämpfe der weissen und schwarzen Rasse Amerikas. Zurzeit bevölkern

8 333 994 Neger die Vereinigten Staaten Nordamerikas. Die Emanzipation brachte dem Neger in den Südstaaten nur scheinbar die Gleichberechtigung mit der weissen Rasse. Die im Süden von Staaten und Gemeinden erlassenen Gesetze und Verordnungen zwangen die Neger in das Joch einer harten wirtschaftlichen Abhängigkeit. Der Staat Mississippi zum Beispiel verfügte, dass jeder Neger unter 18 Jahren, dessen Eltern nicht die Mittel hatten ihre Kinder zu erhalten, einem Weissen als Lehrling überwiesen werden sollte; und zwar hatte der frühere Eigentümer den ersten Anspruch auf die Dienste des Kindes. »Wo die Bevölkerung so arm war wie im Süden nach dem Kriege«, bemerkt dazu Skal, »gab es wenige Familien, die den geforderten Nachweis führen konnten, und wohl gar keine farbigen.« Die über 18 Jahre alten Neger ohne regelmässige Beschäftigung verfielen schweren Geldstrafen, die sie in harter Fron abarbeiten mussten. Die Bewegungsfreiheit der Neger wurde zum Teil auf das äusserste eingeschränkt. Nicht genug mit dieser drückenden ökonomischen Fessel, legte man die ganze Persönlichkeit des Negers in Eisen. Der Süden schloss vielfach kurzerhand den Neger von den politischen Wahlen aus: »Der Staat Mississippi nahm einen Paragraphen in seine Verfassung auf, nach dem niemand wählen darf, der nicht einen von dem Wahlbeamten ausgesuchten Abschnitt der Verfassung lesen, schreiben oder, nachdem er ihm vorgelesen worden ist, genau erklären kann.« In Mississippi wurden von den weissen Wahlbeamten, die ihre Rassegenossen in jeder Weise bevorzugten, über 100 000 Neger und höchstens 2000 Weisse ausgeschlossen. Allen drückenden Ausnahmegesetzen zum Trotz ist der Neger Amerikas kulturell eine tüchtige Wegstrecke vorwärts geschritten. Der Prozentsatz der Analphabeten unter den Negern ist allein von 1890 bis 1900 von 57,1 auf 44,5 % zurückgegangen. Die Neger betrieben im Jahre 1900 schon 746 717 Farmen. Mehr als ein Viertel der Landwirtschaft treibenden Neger, nämlich 174 434 Farmer, besitzen das von ihnen bewirtschaftete Land (13 621 753 Acres) als Eigentum. Zwei sehr bedeutsame kulturhistorische Momente hebt Georg von Skal aus der Geschichte des Aufstiegs der schwarzen Rasse hervor: »Die Tatsache, dass nach konservativen Schätzungen die 8 840 000 Neger in den Vereinigten Staaten sich in vierzig Jahren Eigentum im Wert von mindestens 800 Mill. Dollars erworben haben, von denen jeder Cent mit der Faust und im Schweisse des Angesichts verdient worden ist, und die andere, dass der ganzen Rasse bei ihrer Erlösung aus der Sklaverei eigene Initiative und der Trieb zur Arbeit im eigenen Interesse vollständig fremd waren und ihr ausserdem tausend Hindernisse in den Weg gelegt wurden, lässt keinen Zweifel übrig, dass der Neger im stande ist sich seine materielle Zukunft zu sichern.« Die intellektuelle und sittliche Erziehung der Neger wies teilweise glänzende Resultate auf. In dem Hamptoninstitute, in dem 350 Mädchen und 450 Knaben gleichzeitig erzogen werden, ereigneten sich in 17 Jahren nur drei Verstösse gegen die Sittlichkeit, und diese Verstösse »waren von der leichtesten Art... Ähnliche Resultate dürfte kaum ein anderes Internat in der ganzen Welt aufzuweisen haben.« Die von Skal hervorgehobenen Momente in der Geschichte der kulturellen Hebung der Negerrasse sprechen für die Lösung der Rassenfrage in dem Sinne einer vollständigen Gleichberechtigung beider Rassen.

× ×

Staatsentwickelung Das Werden des Staates zeichnet mit kräftigen Strichen Franz Oppenheimer in seiner Abhandlung *Der Staat* (in der Sammlung *Die Gesellschaft* /Frankfurt a. M., Rütten & Loening/). Der Mensch kann nach Oppenheimer den Kreis seiner Bedürfnisse entweder durch Arbeit oder durch Raub, durch eigenes Schaffen oder durch die Aneignung der Erzeugnisse fremden Schaffens sättigen. Das erste Befriedigungsmittel menschlicher Bedürfnisse bezeichnet Oppenheimer als ökonomisches Mittel, das zweite als politisches Mittel. Das politische Mittel, der gewaltsame Raub fremder Arbeitserzeugnisse schuf den Staat. Die Entstehung des Staates selbst setzt eine gewisse Entfaltung des ökonomischen Mittels, der Arbeit, voraus. Der Raubende streckt seine Hand nach bereits geschaffenen Gegenständen aus. Der Staat als Herrschaftsorganisation hat eine bestimmte Ergiebigkeit des ökonomischen Mittels, der Arbeit, zur notwendigen Grundlage. »Darum sind die primitiven Jäger staatslos, und die höheren Jäger bringen es nur dann zur Staatenbildung, wenn sie in ihrer Nachbarschaft entwickeltere Wirtschaftsorganisationen vorfinden, die sie unter-

werfen können.« Die Arbeit schreitet fort, es bilden sich Tauschverkehr, Handel und Gewerbe aus, und in der Gewerbestadt, der Organisation des ökonomischen Mittels, entsteht der Gegenpol und Widerpart des Staates. Die Stadt unterhöhlt den Feudalstaat und baut den Verfassungsstaat mit seiner herrschenden und beherrschten Klasse und seiner wohlorganisierten Beamtenschaft auf. Im Verfassungsstaat erobert sich die gesamte Bevölkerung des Staates die Freiheit und das Recht der Gleichheit zurück. Der Staat strebt zu seiner Selbstaufhebung hin, aus dem »entfalteten politischen Mittel« wird die »Freibürgerschaft«. Die äussere Form des Staates wird im wesentlichen die vom Verfassungsstaate ausgebildete bleiben, die Verwaltung durch ein Beamtentum; aber der Inhalt des bisherigen Staatslebens wird verschwunden sein, die wirtschaftliche Ausbeutung einer Klasse durch die andere ... »Der *Staat* der Zukunft wird die durch Selbstverwaltung geleitete *Gesellschaft* sein.« In diesem Ziele trifft die Oppenheimersche Darstellung mit der Lehre des Marxschen Sozialismus zusammen. Die strenge Scheidelinie zwischen dem ökonomischen und politischen Mittel besteht natürlich nur in der Oppenheimerschen Theorie. Die Organisationsformen des ökonomischen Mittels, der Arbeit, basieren keineswegs nur auf freier Vereinbarung, sie enthalten sehr wesentliche Zwangs- und Herrschaftsmomente.

×   ×

Kurze Chronik Die Chefredakteure der grossen Berliner Zeitungen begrüssten jüngst den Plan eines englischen Aktionskomitees, an dessen Spitze der vorjährige Lord Mayor Londons und die ersten Persönlichkeiten der Wissenschaft, Kunst, Politik und Hochfinanz Englands stehen: eine B e s c h r e i b u n g D e u t s c h l a n d s i n e n g l i s c h e r S p r a c h e aus ersten Federn Deutschlands zu schaffen. In dieser Beschreibung soll auch der Geschichte ein Heft gewidmet sein. Das Komitee bemüht sich in kultureller, wirtschaftlicher und politischer Beziehung auf die breiten Massen zu wirken und damit zugleich eine gesunde Friedenspolitik zu unterstützen. Das geschichtliche Werk wird in erster Linie ein kulturhistorisches sein müssen, wenn es diesen Zweck erreichen will. Die Engländer und Amerikaner müssen in das geschichtliche Werden unserer sozialen Kultur eingeführt werden, damit sie manche ihnen heute noch unsympathische Seite des neudeutschen Nationalcharakters verstehen lernen. Über das gegenseitige Verstehen hinweg aber führt die Bahn zum gemeinsamen internationalen Aufbau bewährter politischer und sozialer Institutionen.

×   ×

Literatur In seinem Buche *Mythen und Sagen der Bibel und ihre Übereinstimmung mit der Mythologie der Indogermanen* /Berlin, Walther/ charakterisiert P a u l K o c h die Bibel als ein »mythologisches Buch«. An vielen Stellen seiner Arbeit scheint uns Koch die Übereinstimmung der biblischen Mythen mit den indogermanischen Sagen gar zu künstlich und willkürlich zu konstruieren. × *Die Geschichte des niederen Volkes in Deutschland* von *E c c a r d u s* /Stuttgart, Spemann/ behandelt die ganze Volksbewegung des Bauernkrieges eingehend und anschaulich, tastet aber leider über die grossen historischen Befreiungskämpfe der Menschheit, über die himmelstürmende Literatur der Vorläufer der grossen französischen Revolution, über diese revolutionäre Weltwende selbst, über den achtundvierziger Völkerfrühling, über die moderne Frauenbewegung, über den proletarischen Emanzipationskampf ohne Verständnis hinweg. × In dem *Zeitalter der Reformation* A l b e r t K a l t h o f f s /Jena, Diederichs/ tritt der Kulturhistoriker zu sehr hinter den religiös erbauenden Prediger zurück. Kalthoff entdeckt überall in der Geschichte »Spuren ewigen Gotteslebens«. Immerhin bestrebt er sich die soziale Revolution des 16. Jahrhunderts, die Reformation aus wirtschaftlichen und sozialen Klassenkämpfen zu erklären.

KUNST

Dichtkunst / Max Hochdorf

Weltanschauungsbücher Wenn im poetischen Werk ein starkes Bekenntnis gegeben wird, wenn die Heiligkeit eines Menschen sich offenbart und ein eifernder Trotz den Dingen dieser Erde gerecht zu werden, dann lieben die oberflächlich von der Poesie Berührten dieses Werk sehr. Eine Arbeit von solchen Eigenschaften kann auch schön sein, dann, wenn sich die Idee mit dem sprachlichen Ausdruck der Idee deckt, wenn der Dichter nicht zu schwach gewesen ist seinem reifen Geiste die reife Kunstform zu schenken. Aber leider sind der Geist und die Einsicht eher reif als das Gestaltungsvermögen, und daher

kommt es, dass viele unter den jungen Poeten mit ganz geschwollenen Werken anfangen, sei es nun in Lyrik, Dramatik oder Erzählung.

Der Verlag von Axel Juncker in Stuttgart hat einige Lyriker von grüner Jugend gedruckt. Sie alle sind viel klüger als ihre Verse. Aber es ist ihnen versagt diese Klugheit zu singen. Sie alle sind viel ergriffener von hohen Gefühlen als ihre Verse. Sie vermögen es nicht das Gefühl beredt zu machen. Da ist Käte Cajetan-Milner, *Hinter dem Leben* heisst ihr Buch. Das ist so zu verstehen, dass sie den Geheimnissen und den Verirrungen des Lebens nachschleicht, dass sie denen ihre Musik ablauschend singen will. Sie kann aber ihrem Instrument keinen eigenen Ton entlocken. Während in ihrer Seele die Anmut verklungener Frühlingslieder, verklungener Schmerzenslieder noch zittert, findet sie zu ihrer Darstellung wenig mehr als erborgte Töne und Bilder. Da ist ferner A. Christlieb von gleicher Natur. *Ein Tag der Seele* heisst das Bändchen. Claire Henrica Weber, die einfache *Gedichte* firmiert, ist etwas mehr, ist etwas selbständiger und musikalischer. Dagegen ist Paul Friedrich, der nicht Verse macht, sondern gehobene Prosa hobelt, all diesen Fleissigen unterlegen, gespreizt schreibt er über sein Büchel *Das Pfauenrad der Sphinx*. Aber er kann nichts andres als matt über die Philosophie des Individualismus daherzureden.

In den vier genannten Bänden konnte man noch eine gewisse Formstrenge finden, die Gelehrigkeit der Stilisten, die sich an den Gaben moderner Vorbilder schulten. Davon ist bei Robert Seidel nichts zu finden, aber auch nichts von Künstelei und Geziertheit. Seidel ist ein Polemiker und ein Sänger vom Schlage der Jungdeutschen, ein prachtvoller Volksmann. Sein Gewissen ist die Hauptsache, nicht seine Kunst. *Lichtglaube und Zukunftssonnen* nennt er seine neuen Gedichte /Berlin, Buchhandlung *Vorwärts*/. Wo die ästhetische Kritik ablehnen muss, hat der anders Interessierte natürlich anders zu urteilen. Eine Rhetorik in Versen; keine Poesie, aber Empfindung.

Eine Kolportagegeschichte in sauberem Einband ist noch kein Roman: das sei dem Verfasser des *Hurraschreier* betitelten *Zeitromans*, /Dresden, Reissner/, V. E. Perranus, sehr laut ins Ohr gesagt. *Hurraschreier* sind Fabrikherren, die ihre Arbeiter knechten, um bei Hofe zu winseln, die Arbeitertöchter verführen, um selber in Wollust und Vergnügen zu leben. Was nützt dem Verfasser seine prächtige Gesinnung? Was nützt ihm sein Hass gegen alle schlechten Arbeitgeber und Ausbeuter? Sein Spott über schlechte Zeitungsschreiber? Er hat ihm, dem Schriftsteller, zu nichts anderem verholfen als zu einem schlechten Buche.

Den Boden der Gegenwart verlassen, sich über sie in die Zukunft heben und aus der Vergangenheit die ewigen Güter retten, das war der Wunsch des Dänen Laurids Brunn, der in seinem Roman *Der Ewige* /Berlin, Fleischel/ auch ein Buch der Weltanschauung schaffen wollte. Brunn, der ein grübelnder Dichter ist, in dessen Haupte die Idee des Ahasverus wuchert, der eine Unvergänglichkeit der Kraft und eine Ewigkeit der Ohnmacht kennt, hat um diese Symbole seinen Roman geformt. Der unvergänglich Starke ist der Nordländer, der sich durch die Not ringt, gesunde, fruchtbare Kindesbrut in die Welt setzt und sich fortgepflanzt sieht, damit sein Wesen nicht untergeht. Aber die Nachkommenschaft der Kraft hat einen modernen Moderstich, einen Hang zum Selbstaufzehren. Indem sie nicht geradeaus vorwärts geht, unbekümmert um fremdes Leid, indem sie strebt dies Leid zu bessern und zu beugen. Ein symbolischer Roman ist Brunns Buch, dem eine unterhaltende Realistik im ersten Teile Farbe gibt, dem die Grübeleien des zweiten Teiles die künstlerische Helligkeit rauben. Dem Dänen ist der Italiener Giovanni Cena verwandt, der in seinem Weltanschauungsroman *Mahnungen* /Stuttgart, Juncker/ eine schöne Mannesseele über die Not der Schwachen einiges erfahren und sagen lässt. Aber Theorie, Theorie, Gedanken statt der Bilder. Besser schon ist das Buch eines jungen Mannes. Willy Speyer, dem man ein grosses Talent nachsagt. Nun, vorerst kann er nur ein paar Lieblingssätze in gewandter, aber bei den Heutigen schliesslich nicht seltener Sprache sagen. Die Begebenheit des Buches *Oedipus* /Berlin, Cassirer/ ist das Leben des Knaben, der in sich schlechtes, aber feines Blut vermutet, der sich und seine Umgebung allzu bewusst stilisiert, den Aparten allzu sehr betont und doch nicht formt. Manches Literaturreife ist eingeflochten. Und doch hätte man dies Buch, das sicherlich eine

zu früh gepflückte Frucht ist, besser nicht drucken sollen. Wie soll ein junger Mensch sich denn erziehen, wenn man ihn so zur Unbescheidenheit anstachelt?

✕ ✕

Dramen Die jüngste Komödie H e r m a n n B a h r s *Die gelbe Nachtigall* /Berlin, S. Fischer/ wäre dann nicht übel, wenn neben der weiblichen Hauptperson ein Gegenspieler von gleicher Lebenswahrhaftigkeit stände. Die Hauptperson ist ein kleines Mädchen, das durch Talent und Unverschämtheit und einen genialen Kniff zur gefeierten Sängerin wird. Sie hat sich nämlich als japanische Sängerin ausgegeben, und mit Hilfe dieses Truges bekommt sie bald Berühmtheit und Beifall. Der ihr den Trick erdichtet hat, ist Albert Korz, der Abgott des Theaters, der das Theater aber verabscheut. Die gelbe Nachtigall ist die Schülerin des Korz im Äffen des Publikums. Sie verlacht den einstigen Lehrer, der in ihr geniale Komödiantengaben geweckt hat. Dieser Korz ist leider ein Ausbund an Unwahrscheinlichkeit und Theatermache. Darum ist das Stück literarisch nicht viel wert, obwohl die Szenen lustig durcheinander gehen.

Die traurige Ohnmacht liegt über einem fünfaktigen Drama *Hochzeit* des E m i l S t r a u s s /Berlin, S. Fischer/. Die Frau soll Sympathie wecken, die den Greis heiraten soll, die sich noch rechtzeitig und mit Stolz zu dem Jungen rettet, dem sie die Vorsehung bestimmt hat. Der schöne Erzähler versteht nicht das Leiseste vom Theater. Darum sei ihm der Versuch vergeben, wenn er ihn nicht wiederholt.

✕ ✕

Kurze Chronik Seinen 70. Geburtstag feierte A d o l f L' A r r o n g e. Die preussische Regierung hat seine Verdienste anerkannt, indem sie ihn zum Professor ernannte. Der Dramatiker L'Arronge bedeutet uns wenig. Das Verdienst des Jubilars um die Gründung des *Deutschen Theaters* aber ist gewaltig zu loben. ✕ *Ginx' Jüngster* heisst ein witziger Roman des Engländers E. J e n k i n s, der in Minden bei Bruns deutsch übersetzt wurde. ✕ *Meisterbriefe aus der Blütezeit der R o m a n t i k* sammelte Joanas Fränkel für B. Behrs Verlag in Berlin. Die Frühzeit der Romantik ist in dem 1. Bande, dem mehrere folgen sollen. Erich Schmidt überwacht das Ganze.

Bühnenkunst / Rudolf Kurtz

Versuche Es ist eine Zeit der Experimente auf unserer Schaubühne, ein Streben die szenischen Eindrücke präziser zu gestalten. Und haben sich auch nicht unerwartete Fernsichten geöffnet, so zeigen sich doch Wege seelische Zustände verfeinerter auszudrücken.

In der Charlottenburger Hochschule für Musik gab William Wauer mit seinem Ensemble ein paar Abende. Es ist ein Wagnis von imponierender Unbefangenheit: mit den sehr verblassten *Geschwistern* Goethes, mit einem bühnenunmöglichen Hofmannsthal (*Die Frau am Fenster*) und zwei Strindbergschen Einaktern zu beginnen, deren Wirksamkeit in der intellektuellen Sphäre liegt. Ganz wertlos waren nur die Leistungen der Frau Zehme, einer Dianora von beängstigender Farblosigkeit und Monotonie. Überhaupt war diese Hofmannsthalinterpretation eine Qual; und ein Regisseur wie Wauer sollte übrigens vorsichtiger sein und das Fenster nicht gegenüber dem Zuschauerraum bauen, sondern irgendwie seitlich, weil sonst nie der Ausblick auf die tiefer liegende Strasse geglaubt wird. Goethe wurde sehr nett auf einer kleinen Vorbühne gespielt, in einem sehr zart und diskret abgetönten Milieu; ein sehr hübscher Einfall war es die Schauspieler durch die Saaltüren die Bühne betreten zu lassen. Bemerkenswert war die entzückend natürliche Marianne, unaufdringlich und ganz unaffektiert sentimental, oft ein wenig eingelernt aber von der rührenden Anmut der jungen Mädchen. Entscheidendes brachte die Inszene der *Gläubiger* Strindbergs. Der Adolf wurde von einem nicht übermässig begabten Herrn gespielt, der sich absolut kein Mass wusste. Aber es war eine Leistung, eine Tat. Ungefähr als hätte ein sehr sensibler Kritiker den Charakter analysiert und die blossgelegten Elemente in einer neuen Synthese vereinigt. Eine Studie mit stark pathologischem Einschlag, wie es Strindberg fordert. Der Adolf erschien als ein Künstlertypus wie sie die Träume kleiner Mädchen beunruhigen, genial frisiert mit lockeren, sehr fahrigen Bewegungen und einer femininen, erregten Stimme, die etwas von dem Schmollen junger Mädchen und dem Weinerlichen eines erschöpften Neurasthenikers hatte. Er kannte nicht einen Augenblick Ruhe, alles arbeitete an ihm, bewegte sich ohne Sinn und Ziel, absolut

kraftlos und nur zu Worten fähig, eine angstvolle Resonanz der Magie des anderen, der übrigens sehr mittelmässig gespielt wurde. Ebenso künstlerisch durchdacht war die Thekla; der reine Typus der dämonischen Gans, als die nun einmal Strindberg die Frau erkannt hat, unbedenksam, leichtlebig, von ihrer Macht sehr eingenommen und darum zu Machtproben sehr geneigt. Die seelische Leere war gut herausgebracht, sie war voll lebenslustiger Belanglosigkeit, mit betulichen Mütterlichkeitsinstinkten, spielte mit *Brüderchen*, ohne eine Ahnung von ihrem aufreibenden Scherzen zu haben.

✕ ✕

Berlin: Hebbeltheater Ein individuelles Können der Darsteller lässt sich nicht feststellen: wohl aber die Leistung eines Regisseurs, der mit grösseren Mitteln vieles Neue an die Oberfläche bringen wird. Und schliesslich ist es der Sinn der Schauspielkunst Ausdruck, Oberfläche zu werden, und es ist die Tragik vieler Künstler nicht restlos sich ausdrücken zu können. Das wurde mir von neuem klar, als ich Friedrich Kaissler in Julius Babs *Anderem* sah. Kaissler hat eine wundervolle Haltung und ein glänzendes Organ: Es gab eine Szene, als er, dem die Kleider des anderen — rein äusserlich ausgedrückt — auch dessen Machtstellung suggerierten, sich mit diesem vollkommen identifizierte und nun die jungen Maler, die ihn zu diesem Spiel verleitet, zurückwies, und es war eine entfesselte königliche Hoheit in diesem starren unnahbaren Zorn, der Stolz legendärer Herrscher und die Empörung des gefangenen Königs. Kaissler beherrscht mühelos die Skala der Erregungen, die zarten Schatten, in denen jedes einzelne Wort den Spiegel der Sprache tönt: es ist keine geringe Kunst die stete Spannung nicht monoton werden zu lassen. Und es gab noch einen starken Moment, als die aufgespeicherte Sinnlichkeit in ihm sich löste, als er die Fesseln plötzlich abstreifte, mit einem Fusstritt von sich schleuderte. Aber die Tönung des Ausbruchs, die farbenreiche Polyphonie der Leidenschaft vermag er nicht zu entfalten. Seine Kunst beginnt, wo das Intellektuelle wirksam ist: das ganz animalisch gewordene, gleichsam entindividualisierte Individuum glaubt man ihm nicht. Er bleibt hart, wo er an seiner eigenen Leidenschaft schmelzen muss. Und diese seelische Härte, diese Reflexion erstreckt sich bis auf die Gebärde. Ich habe die Empfindung, er sieht seine augenblickliche Stellung in sich gespiegelt und Scham und Ehrgeiz formen an ihm: so verstehe ich seine Hilflosigkeit gegenüber der Situation, das Mechanische, Eckige seiner Bewegungen. Ihm fehlt der Komödiant. Die Erlösung dieser Künstler ist der Humor. Vielleicht findet sich einmal ein Spiel durchsichtiger Heiterkeit: und Kaissler wird ein neues Erlebnis sein. Nach ihm die Gattin. Frau Fehdmer hat etwas von der subtilen Fremdheit, die in den Zügen der Gioconda und in den Blicken der Frauen Utamaros ist. Dazu zitternde, fahrige Bewegungen, ein wenig deutlich und übertrieben, aber eine ganz wundervolle Unsicherheit der Hände im Raum, die ich nicht entbehren möchte. Dann wieder statuenhafte Gebärden an einer Säule, im weissen Gewand mit aufgelösten, blonden Haaren, flehendes Umherschleichen mit ruhelos bewegten Händen. Das Nervöse der Gebärden betont sich stärker durch ein sehr sensibles Organ: ich bin so roh zu glauben, dass dieser einschneidende, etwas nasale Metallton durch die künstlerische Bewältigung eines physischen Fehlers entsteht. Wundervoll war sie in den ersten Gesprächen mit Kaissler: jeder Affekt spiegelte sich mit zarter Deutlichkeit in den gestuften Übergängen ihrer Stimme. Das Experimentierende ihrer Leistung kann ich nicht übersehen: aber ich möchte gern, dass sie die Hedda Gabler spielt. Weil man ihr unerschütterlich den Degout vor dem Gewöhnlichen und Selbstverständlichen glauben muss, weil sie die Gebärde der grossen Dame hat. Unmöglich ist es Frau Fehdmer zuzumessen, dass die psychologischen Integralrechnungen des Autors eine gewisse spielerische Unreife hatten, die an gefährliche österreichische Lyrik erinnert. Über Nissen in Kürze. Er brachte den Typus eines lebensheiteren, mäzenatischen Kaufmanns mit ausserordentlicher Sicherheit heraus, mit einer feisten, in sich getragenen Würde. Tragisches war wenig genug zu gestalten, der Autor hatte es im Episodischen erledigt. Wie der wieder in sein Milieu Versetzte sich dann im Schmerz an der Leiche seiner Gattin wiederfindet — das einzig Dichterische des Werkes —, das fand bei Nissen eine gedämpfte, auf Trauer und Vergänglichkeit gestimmte Wiedergabe. Nennen will ich noch Paul Otto wegen der unbedenklichen Leichtigkeit seiner Sprache und den absonderlichen Wlach, den ich in einem Wedekindschen oder Strindbergschen Drama

sehen möchte. Im übrigen ist das *Hebbeltheater* wundervoll und nächst dem *Kommerspielhaus* das schönste grössere Theater Berlins, obschon die *Kammerspiele* über die Diskretion ihrer Benennung hinaus sehr suggestive Massenwirkungen zu entfalten wissen.

×　×

Aristophanes-aufführung Das bewies die Aufführung der *Lysistrata* in einer Greinerschen Umdichtung. Man hat gelegentlich dieser Aufführung in Berlin über Operette gestöhnt: man hätte sich lieber am Gebotenen erfreuen sollen. Vom Aristophanes soll man eben keine Aischyleischen Griechen erwarten. Die Griechinnen des Aristophanes sind Karikaturen des Euripideischen Pathos: im Gegensatz zu aller Würde eine schwatzende, hemmungslos bewegte Schar. Gertrud Eysoldts Lysistrate war in allem Tieferen ausgezeichnet: sie hatte jenes Beardsleylächeln, das den tragischen Widersinn dieses übermütigen Schwankes ahnt: sie hatte eine bestimmte Grösse, als sie, die unpersönliche, von allen Staatsgeschäften entfernte Frau die Männer um ihre Frauen flehen hörte, sich von ihnen demütig umringt sah; da zitterte ihre Stimme zwischen dem Übermütigen und einer dunklen Härte, einem Spiegel der kalten Indifferenz des Schicksals. Vielleicht war sie etwas zu sehr die kühle überlegene Politikerin, man glaubte ihr nicht, dass es ihr letzlich um ihr Ehebett zu tun war. Ausgezeichnet war Else Kupfers Kalonike, eine süsse kleine Frau, eitel, ganz entzückend eitel, schwärmerisch, putzsüchtig und betrübt und lustig im schnellen Wechsel. Das huschte von einem schmollenden, süssgespitzten Munde zu einem unwilligen Kinderschluchzen wie ein junges sehr unglückliches Weibchen. Camilla Eibenschütz war im Liebesspiel mit ihrem Gatten eine ausgezeichnete Myrrhine: wie sie sich fangen liess, mit verlegenem Kindergesicht noch eine Decke, ein Kissen, eine Salbe holen zu müssen erklärte und mit ganz lockern flinken Schritten und einem aufreizend erotischen Kichern die Stufen der Akropolis hinauflief. Aber alle diese Einzelheiten flossen in der Schlussszene zu einem starken szenischen Bilde zusammen — das an den Schluss von Bahrs *Ringelspiel* als einem leiseren Vorspiel gemahnte —: Um die Akropolis dämmert der Abend, ein heiterer, durchsichtiger Abend. Unter Lärm und Musik naht der Zug der Männer; am Fuss der Akropolis reiht sich eine begehrliche, bewegliche Schar mit flimmernden gelben Lichtern, sehnend, und jubelnd zugleich steigt der vielkehlige Ruf zur Feier der Kypris empor. Auf ein Wort Lysistrates stürmen sie die Stufen der Akropolis hinauf, die Frauen zu holen. Das Fest des Dionysos beginnt, in einer lockenden Atmosphäre von Nacht und Liebe, Urmenschliches bricht elementar durch alle Konventionen, die Ehe zeigt sich in ihrer primitivsten Form als Frauenraub. Wie in einer Böcklinschen Landschaft stürmt der Faun auf die Sylphe, im Dunkel der beginnenden Nacht suchen sich die Paare. Ein erostrunkener Reigen der Frauen rast am Fusse der Akropolis, heranstürmende Männer zerreissen ihn, und von der wirr zerstreuten Schar schwärmt nur eine unbekümmert weiter, ein wundervoller Traum in Weiss und lichtem Blau. Es ist die Tänzerin (Grete Wiesenthal). Ein Biegen und Neigen in lächelnder Freiheit, das entfesselte Taumeln gleichsam appolinisch im Körper verklärend. Noch bannt dieser schimmernde Traum, dieser ganz in Rhythmen gelöste kindhafte Körper, diese Hingabe im jubelnden Ausströmen körperlicher Entfesselung, die zu einer dekorativen Bildlichkeit erstarrt durch die sanfte Begleitung der Arme. Da stürzt ein roter Krieger auf diesen schillernden Lichttraum, noch ein jauchzendes lustvolles Entfliehen und Ergreifen und frohlockend trägt er sie auf ausgebreiteten Armen in den nun abebbenden Lärm der abenteuerlichen Liebesnacht.

×　×

Berliner Bühnen Zum Schluss noch ein Überblick über unsere mittleren Theater. Das anständigste Niveau fand ich im *Friedrich Wilhelmstädtischen Schauspielhaus*; Persönlichkeiten im *Schillertheater*, wo vor allen Leopold Iwald als ein lebender Mensch unter Typern hervorragt. Ich sah ihn in einem unmöglichen Schwank von L'Arronge: er wusste wahrhaftig aus seinem Witzblattassessor etwas Lebendiges zu gestalten, während die Mehrzahl der anderen Darsteller auf komische Wirkungen hin spielte. In einem anderen Stück fiel mir P. Bildt auf, der allerdings sich allzu deutlich um charakteristische Noten bemüht und darum zu oft die Vorbilder ablesen lässt, aber jedenfalls bei gelassenerem Eifer zu einer Schöpfung persönlichen Gepräges kommen wird.

×　×

Kurze Chronik Am 8. März feierte A d o l f L'A r r o n g e seinen 70. Geburtstag. Zahlreiche Dekorationen bezeugen die Seltenheit eines so unveralteten Rufes. Adolf

L'Arronge ist einer der angenehmsten jener Volksdichter, die für ein unverwöhntes Publikum die wahren Tragiker bedeuten. Ist auch der Horizont begrenzt, ihre Tiefe nur das, was ein erholungsbedürftiger Zuschauer von einem bunt bewegten und darum alltäglichen Menschenleben abliest, so kennen sie ihre Menschen und verwenden keine unsauberen Mittel, die durch ihre Prätention verletzen. Ein ausgezeichneter Kenner des Theaters — als Direktor wertvoll — bietet er dankbare Rollen: wer wird Emil Thomas als alten Weigelt vergessen. Adolf L'Arronge kann noch einmal eine Zugkraft werden für das gleiche Publikum wie vor 30 Jahren: nur ist es jetzt in den nördlichen und östlichen Theatern zu suchen, deren Wandlung vom Variété zur Schaubühne bisher unbemerkt geblieben zu sein scheint. Herr Bernhard Rose, die Volksausgabe Max Reinhardts, soll es nur mit *Mein Leopold* versuchen! ⨯ Durch eine Feuersbrunst wurde das Meininger Hoftheater verwüstet; damit fiel das letzte Wahrzeichen einer stolzen und theatergeschichtlich unvergesslichen Tradition: der Meininger. Ihre Klassikeraufführungen gehörten zu den besten und reichsten Erinnerungen unserer Väter. ⨯ Das Berliner *Hebbeltheater* liess sich an Stelle seines verstorbenen Regisseurs Vallentin Herrn Woldemar Runge aus München kommen, dem ein guter Ruf vorangeht.

⨯ ⨯

Literatur Jedes Jahr bringt eine grössere Anzahl *dramaturgischer* Bücher. Dramaturgisch, weil sie den literarischen Wert der Bühnenwerke festzustellen bemüht sind oder bestenfalls den Verfasser historisch-genetisch darzustellen suchen. Allenfalls werden den Darstellern noch einige Etiketten angeheftet und der Erfolg oder Misserfolg registriert. Gewöhnlich bleibt letzten Endes eine literarhistorische Studie, aus mehr oder weniger guten Kritiken zusammengestellt. Man muss mir schon gestatten den Begriff des *Dramaturgischen* persönlicher zu interpretieren; als eine Beziehung auf die Bühne. Die dramaturgische Tätigkeit besteht in der Betrachtung der Objekte als Erscheinungen des *Theaters*; und nur dieser Beziehungswert ist das eigentlich dramaturgische: alles andere ist Literarhistorik des Dramas. Selbstverständlich ist die künstlerische Gestaltung des Kunstwerkes durch die Mittel der Bühne, durch Darsteller, Dekorationen usw. zu betrachten: und wenn das Schauspielerische auch so einseitig betont bleibt wie bei dem alten Rötscher, so ist es doch wenigstens Dramaturgie. Dass alles dieses nur auf Basis der Kunst möglich ist, möchte ich nicht gern erwähnen: und um einen Eindruck festzuhalten, möchte ich auf Alfred Kerrs *Schauspielkunst* hinweisen, das allerdings von einem grossen Dichter geschrieben ist. Von diesem strahlenden Kunstwerk zu Wilhelm Kienzls Schrift *Die Bühne, ein Echo der Zeit* /Berlin, *Concordia*/ ist nun zwar kein Weg, es ist aber aus den mir vorliegenden Werken das, was noch am ehesten dramaturgisch ist. Er hat doch kulturelle Absichten, eine freiere und weitere Auffassung des Problems und letzten Endes den Instinkt für das Künstlerische. Kienzl weiss mit angenehmer Beweglichkeit den Inhalt einer Bühnenimpression zu skizzieren, das Tempo eines Kunstwerkes in seiner Sprache festzuhalten, und oft bleibt die Gebärde und der Ton des Schauspielers in seinen Kritiken. Jedenfalls ist Leben in ihm, deutliche Zeichen eines szenischen Erlebnisses. ⨯ Das habe ich in Heinrich Stümckes *Modernem Theater* /Berlin, *Deutsche Bücherei*/ ganz vermisst. Immerhin ist Stümcke ein Kritiker von grossem, nicht *ad hoc* erworbenem literarischen Wissen, hat eine umfangreiche Bühnenpraxis und verrät nicht grössere Prätentionen als diese, die er erfüllt. ⨯ Die interessanteste das Theater angehende Veröffentlichung erschien in den Heften des nun verjüngten *Nord und Süd*, in denen auf eine Umfrage eingehend sich mehrere Schriftsteller über das Theater geäussert haben: so Wolzogen, Holzamer und vor allem Thomas Mann, dessen umfangreicher *Versuch über das Theater* mit den anderen Ergebnissen der Enquete nach ihrer Beendigung eingehender betrachtet werden soll.

KULTUR

Kunstgewerbe / Joseph August Lux

Strassenbild Wir stehen im Zeichen der Heimatkunst, das ist die Kunst des Gewohnheitsbildes, wobei nach einer stillschweigenden Verabredung das Gewohnheitsbild aus der Zeit von 1750 bis 1850 verstanden ist. Nun ist die Sache auch schon zu einer Baupolizeiregel geworden. Im Sommer vorigen Jahres ist ein Gesetz gegen die Verunstaltung von Ortschaften erlassen worden, und vor einigen Wochen ist eine Mahnung der beiden

preussischen Minister des Innern und der öffentlichen Arbeiten nachgefolgt, die den Baustil der Krähwinkler Heimatkunst als leuchtendes Vorbild empfiehlt. Zur Durchführung des Gesetzes gegen die Verunstaltung von Ortschaften und landschaftlich hervorragenden Gegenden sind die Regierungspräsidenten angewiesen worden Ortsstatute zu erlassen. Nach diesen soll jede Schaffung eines positiv hässlichen Zustandes, der geeignet ist ein für die ästhetische Gestaltung offenes Auge zu verletzen, als grobe Verunstaltung anzusehen sein. Für künstlerisch bedeutende Strassen soll gefordert werden, dass sich Neu- und Umbauten den benachbarten Bauten derart anpassen, dass das Gesamtbild eine Schädigung im ästhetischen Sinne nicht erleidet. Dieser Erlass ist insofern von grosser Bedeutung, als die Pflege des Schönen beim Bauen und Gestalten immer mehr eine Pflicht der Öffentlichkeit wird, die gerade dort einsetzen muss, wo es am dringendsten nottut, nämlich im Alltag. Wie sagte William Morris? »Wenn es bei Ihnen Grundsatz geworden ist das Land, was sein Aussehen betrifft, als dem Volke gehörig, und jeden, der dieses Aussehen willkürlich beeinträchtigt, als öffentlichen Feind anzusehen, ist unsere Sache auf dem Wege zum Siege.« Die neue Massnahme trägt jedoch den Zusatz: »dass die auf ästhetischem Gebiet liegenden Wünsche zurücktreten müssen, wenn wirtschaftliche Interessen gefährdet werden«. Was heisst das? Wenn es Grundsatz geworden ist in der Gestaltung vornehme Gesinnung zu betätigen, warum sollten dadurch die wirtschaftlichen Interessen gefährdet werden? Warum soll sich mit den wirtschaftlichen Interessen der Begriff des *Anständigen,* auch in formaler Hinsicht Anständigen, nicht verbinden lassen? Es ist schliesslich Naturgesetz, dass alle Verordnungen auf mehr als einem Bein hinken. Zum Beispiel durch die Vorschrift der *Anpassung.* Das Wort kann leicht gegen jede neue, persönliche und schöpferische Regung gemünzt werden, die sich nicht den äusseren Baumotiven anpasst, und die doch, wie alles Echte und Künstlerische passt, wenn auch nicht gerade anpasst.

×   ×

Studentenkunst Wie bekannt, hat das württembergische Landesmuseum in Stuttgart einen Wettbewerb zur Hebung studentischer Kunst ausgeschrieben, der nun zur Entscheidung kommen soll. Kein Zweifel, dass der Gedanke gut ist. Aber gibt's denn so was überhaupt wie Studentenkunst? Dieser Begriff, wie alle Spezialisierungen der Kunst, ist nur ein Zeichen, wie wenig das allumfassende Wesen der Kunst erkannt ist, von der selbst Tolstoj sagt, dass sie eine Lebensnotwendigkeit ist. Die Gebrauchsgegenstände, Dedikationen, Plaketten, Innen- und Aussenarchitekturen usw. können auch für Studenten nicht anders sein als entweder geschmacklos oder geschmackvoll. Dass sie meistens geschmacklos sind, beweist nur, dass die akademische Jugend noch nicht an der Bildung unserer Zeit teilgenommen hat. Das Preisausschreiben drückt die Hoffnung aus, dass sie an der Bildung unserer Zeit teilnehmen wird. Künstlerisch gebildet wird sie sein, wenn sie ihre Pflicht zum guten Geschmack erfüllt und erkannt hat, dass es etwas wie Studentenkunst an sich nicht gibt. Einstweilen humpelt das Leben auf unzähligen Krücken, wie Volkskunst, Kinderkunst, Studentenkunst, Bahnhofskunst, Kasernenkunst, Hauskunst usw. usw., der einzigen unteilbaren Kunst nach, die nur in dem Kern ihres Wesens geliebt und betätigt werden kann. Ihre Kraft wirkt auch im Unscheinbarsten.

×   ×

Fall Muthesius Im *Berliner Kunstgewerbeverein* haben die Gegner der kunstgewerblichen Reform, die im Vorjahre den sogenannten *Fall Muthesius* angezettelt haben, bei der kürzlich abgehaltenen Jahresversammlung neuerdings einen Putsch versucht. Sie versuchten die Versammlung durch eine rasch auf die Beine gebrachte Zufallsmajorität zu überrumpeln und bei der Neuwahl des Vorsitzenden Muthesius niederzustimmen. Muthesius ist aus dieser Wahlkriegsepisode als Sieger glänzend hervorgegangen. Das ist ein grosses Glück für den *Berliner Kunstgewerbeverein,* der der künstlerischen Tendenz nach in Muthesius eine leitende Kraft besitzt, die durch Lauterkeit der Gesinnung, künstlerischen Weitblick und aktives Interesse für die schwebenden Kulturprobleme gleich ausgezeichnet ist.

Die Sache wurde auch im preussischen Abgeordnetenhause zur Sprache gebracht, und der Handelsminister hatte sich über den Fall zu äussern, da ja Muthesius auch Beamter des Landes-

gewerbeamtes ist. Der Minister deckte vollends den Standpunkt seines Beamten, und er glaubte ihn am besten mit dem Wort zu schützen: »Die Richtung bestimmt der Minister und nicht einer seiner Beamten.« Diesen Satz zu widerlegen, dazu bedarf es keines besonderen Scharfsinns. Die Richtung bestimmt weder der Minister noch der Beamte sondern die Kulturtendenz des Volkes. Andererseits ist Muthesius nicht das, was man schlechtweg einen *Beamten* nennt. Er ist als Fachmann in das Landesgewerbeamt berufen worden, um seiner fachmännischen Einsicht gemäss die Schulen zu reformieren, damit sie der fortschrittlichen Kulturtendenz des guten Geschmackes und der angewandten Kunst zu dienen vermögen. Daraus folgt, dass ein solcher Fachmann keinesfalls der vom Minister bestimmten Richtung folgt, sondern umgekehrt der Minister der vom Fachmann bestimmten Richtung. Im übrigen aber ist es zu beklagen, dass eine Gruppe von Geschäftsleuten noch immer in dem Wahn lebt, sie könne eine elementare Entwickelung, wie sie im Kunstgewerbe vor sich geht, durch Intrigen unterbinden.

× ×

Kurze Chronik Bayern ist im Begriffe seine Postmarken zu reformieren. Österreich ist mit gutem Geschmack vorausgegangen und hat vor einigen Wochen 17 Kategorieen von Postmarken von 1 h bis zu 10 K. zur Ausgabe gebracht, die, in Stahlschnitt und Buntdruck ausgeführt, ausserordentlich dekorativ und anziehend gestaltet sind. Die dekorative Gestaltung stammt von Professor Kolo Moser und die Porträtköpfe und Architekturbilder, die in den Postmarken enthalten sind, hat der Kupferstecher Schirnboek nach Porträts und Ansichten gestochen. × Die Düsseldorfer Kunstgewerbeakademie hat endlich ihren Direktor bekommen, in der Person des Architekten Wilhelm Kreis, der an der Dresdener Kunstgewerbeschule wirkte. Kreis kommt in verhältnismässig sehr jungen Jahren zur Leitung. Er ist 1873 in Eltville geboren, assistierte bei Wallot und war, wie gesagt, zuletzt Kunstgewerbeschulprofessor in Dresden. Er hat nicht weniger als 40 Bismarcktürme gebaut. Hervorragend bekannt ist er durch sein sächsisches Haus in der Dresdener Kunstgewerbeausstellung von 1906 geworden. Als Entwerfer der neuen *Augustusbrücke* in Dresden, die ebenfalls eine Kunst des Gewohnheitsbildes ist, trat er besonders in den Gesichtskreis des öffentlichen Interesses. Seiner künstlerischen Charakteristik nach ist er der Römer des 20. Jahrhunderts. Seine Architektur ist wuchtig, auf Masse gestellt, und seine Baumotive haben eine Rassenverwandtschaft mit der römisch antiken Überlieferung. Dabei ist er modern.

DIVERSA

Bücher

Haase und Zell: *Der Zoo* Diese bei Seemann erschienene Kinderzoologie, zu der Paul Haase die Bilder, Dr. Th. Zell die Schilderungen geliefert hat, ist in ihrem Plan vorzüglich. Einzelne grosse Tierbilder, nicht nach Gattungen geordnet, stehen bunt und deutlich da und sind der Kinderphantasie durchaus eindringlich. Den Text finde ich leider nicht entsprechend; er ist vielleicht älteren Kindern angemessen und nicht unbedingt amüsant zu lesen. LISBETH STERN

Notizen

***Vorwärts* und Sachlichkeit** Ein wohl einzig dastehendes journalistisches und parteigenössisches Verhalten zeigt bis zur Stunde der *Vorwärts*. Am 13. März setzte er den armen gutgläubigen Berliner und deutschen Genossen einen Auszug aus der (hier im vorigen Heft, pag. 393-394, genügend gekennzeichneten) Kautskyschen Genieleistung vor. An dem selben Tage protestierte ich in einer Zuschrift an die *Vorwärts*redaktion gegen die sinnlose Stupidität der ganzen Unterstellung und kündigte zugleich meine Zurückweisung in den wenige Tage später fälligen *Sozialistischen Monatsheften* an. Trotzdem brachte dann der *Vorwärts* am 17. März die besagte Genieleistung *Marx als Verfechter der Sklaverei* nochmals — doppelt genäht hält besser! — *in extenso*, zwei Spalten lang. Unmittelbar darauf erschien in dieser Zeitschrift meine Erwiderung. Seitdem ist der tapfere *Vorwärts* still wie ein Mäuschen. Dass die Berliner und deutschen Genossen schliesslich doch ein Recht, und zwar ein sehr gutes Recht darauf haben nicht einseitig — sagen wir der Höflichkeit wegen: nicht einseitig — informiert zu werden, scheint der Redaktion ganz unfassbar zu sein. Doch was nicht ist, kann noch werden. Ein wenig wird sich ja nachhelfen lassen. MAX SCHIPPEL

VERANTWORTLICH FÜR DIE REDAKTION HERMANN REHLÄNDER IN REHFELDE · VERLAG DER SOZIALISTISCHEN MONATSHEFTE G. M. B. H. IN BERLIN · DRUCK: VEREINIGTE VERLAGSANSTALTEN GUSTAV BRAUNBECK & GUTENBERG-DRUCKEREI A. G. IN BERLIN

8. Heft / 16. April 1908

KARL LEUTHNER · DEUTSCHER JAMMER

DIE zugespitzt persönliche Form, die die auswärtige Politik Deutschlands unter Wilhelm II. angenommen hat, verhüllt es dem an der Oberfläche haftenden Blick, dass ihre Unfruchtbarkeit und Ziellosigkeit nicht individuell und momentan bedingt, nicht Wirkung und Erwerb der letzten Jahre sondern ein schlimmes Erbe ist. Treitschke hat Bismarck nachgerühmt, er erhebe sich in dem einen Sinne über Napoléon, dass sein Planen und Handeln im Rahmen einer grossen nationalen Aufgabe stand, den es nicht überschritt, und darum in einem Werke von bleibender Dauer und Grösse sich vergegenständlichen konnte. Aber nur im uneigentlichen Sinne kann man in Bismarck den Vollstrecker und Erfüller nationaler Bestrebungen sehen, nur aus einer gewissen übergeschichtlichen Perspektive. Die geschichtlichen, wirklichen Wünsche und Hoffnungen seiner Zeit setzten sich ihm entgegen, im blutigen Kampfe mit der Mehrheit der Nation und gegen das Übelwollen aller wurde die entscheidende Tat des Jahres 1866 vollführt. Sie stellt sich deshalb mit ihren Folgen als eine individuelle Leistung dar und zeigt die Schranken, die jeder Individualität gesetzt sind. Bismarck war in einer Zeit reif geworden, die mehr als die vorangehenden und die seinem Tode folgenden Jahrzehnte ausschliesslich von europäischen Problemen bewegt wurde. So kam es, dass er in den Jahren der deutschen, seiner Vorherrschaft wohl in einzelnen Handlungen und Versuchen über den europäischen Umkreis hinausgriff, dass sich aber seine Politik zu dem raschen Wachstum der Volkszahl, zu der gewaltigen Expansion der Industrie, zu den weltpolitischen Zielen des aufstrebenden Handels niemals eigentlich ins Verhältnis setzte. Der bestimmende Geist der Bismarckschen Staatskunst nach 1871 ist ein durchaus anderer. Immer wird Deutschland, eingeengt und gehemmt durch die geographische Lage, seine Politik vorsichtig auf Bündnisse stützen müssen; allein die Art, wie Bismarck mit der unerschöpflichen Kunst seines diplomatischen Genies das Gewerbe seiner Allianzen und Rückversicherungen flocht, Frankreich aus Europa herausführte, hat etwas von bedrängender Sorge, die wie ein Schatten auf ihm lag von jenen Jahren eines ungeheuren Ringens her, da jeder Tag und jeder Schritt mit der Gefahr des Untergangs drohte.

Es war eine rein bewahrende Politik, mit der der Greis das Werk des Mannes behütete. Und füglich mochte sich der Gründer des Reichs keine neuen Ziele

setzen. Aber hat die Nation, indem sie gärte und schwoll in junger Kraft und mit ihrer wachsenden Volkszahl und wirtschaftlichen Entwickelung alle anderen Völker des Kontinents hinter sich zurückliess, ihm keine neuen Ziele entgegengehalten? Es bestimmt das Schicksal der Deutschen, dass sie, wie sie früher seiner Führung widerstrebten, sich ihr jetzt willenlos hingaben. Ihre Politik hatte sich einst in grossdeutschen Utopistereien, in dem Ungedanken eines Bundes der beiden Grossmächte verloren und verschwand nun ganz in einem blinden Vertrauen. In diesen Jahren, da der Überschwang des Sieges alle Blüten geschmackloser Selbstüberhebung trieb, da jene alldeutsche Phraseologie der *Hochgefühle* und *Grosstaten* geboren wurde, zeigt die Nation in ihren Begriffen und Träumen von auswärtiger Politik eine erstaunliche Leerheit. Als hätte die ungeheure Tat von 1870-1871 die Nation in Bewunderung vor sich selbst gebannt; sie kommt über dieses Erlebnis nicht hinaus, sie misst es fast nur an der Vergangenheit, sieht es immer wieder hell und heller auf dem dunklen Hintergrund der *schmachvollen deutschen Zerrissenheit* aufleuchten und reimt und redet von der Zeit der Erfüllung auch dann noch, als der Krach im *Reiche Gottes* recht unheilig rumort hatte.

Das gebietende Ansehen, das Bismarck dem Reiche im Rate der europäischen Staaten gab, deckte einstweilen alle Mängel und Schwächen. Als er, um in Limanscher Poesie zu reden, »gebannt wurde in Nacht und Grauen«, stellte sich überraschend schnell das Gefühl von der unzulänglichen Leitung der Reichspolitik ein. Doch wenn jetzt die Zeit gekommen war, wo Deutschland in den Sattel gesetzt selbst reiten sollte, so würde man doch vergebens nach klaren Vorstellungen und einem bestimmten Wollen suchen. Was erstrebt das deutsche Volk, was erhofft, was wünscht es, wie begreift es seine Stellung unter den Nachbarn, wie erträumt es seine Zukunft im Verhältnis zu ihnen? Für England liesse sich da fast eine genaue Antwort geben, für Frankreich, Italien und Russland eine ungefähre, unter uns Deutschen erscheint schon die Frage wunderlich. Den sonderbaren Windungen und Wendungen, Luftstössen und Komplimenten der nachbismärckischen Reichspolitik folgen die einen noch immer gläubig, die anderen — und sie in stets wechselnder Zahl — kopfschüttelnd und kritisierend. Allein Vertrauen und Tadel wächst auf dem Grunde der selben Überzeugung, dass die hohe Regierung, der *allein verantwortliche* Kanzler die Sache zu besorgen habe. Ist in einem Lande der herrschenden und herrschfähigen Demokratie der Leiter der auswärtigen Politik, was deren grosse Ziele und Linien betrifft, nur der Exponent der öffentlichen Meinung: wo spricht sie sich in Deutschland aus, welche wesentlichen Gemeinsamkeiten des deutschen Denkens liessen sich etwa anführen? Einige und zwar recht nützliche warnende Regulative: nicht immer so voreilig, nicht überall sich dreinmengen, weder zu gefällig noch zu tönend! Wie aber lautet das *Ja* zu dem *Nein*? Wir hören es nicht. Und ein Anwalt des herrschenden Systems könnte sogar fragen, ob gewisse rednerische Plötzlichkeiten und gewisse phantasievolle Visionen einer ursachlos erwachsenden deutschen Weltgrösse nicht in den alldeutschen Grosssprechereien ebenso ihr verzerrtes Gegenbild finden wie andererseits das vielgetadelte Liebeswerben um Frankreichs und Englands Gunst sich wieder links zu einem Ton vergröbert und verdichtet, der die verächtlichsten Gewohnheiten deutscher Ausländerei unserer Grossväterzeit in so manchem *demokratischen* Leitartikel wiedererstehen lässt.

Wie liesse sich diese Fremdheit in den eigensten Angelegenheiten, diese Unfruchtbarkeit politischer Ideen bei einer Nation, die seit 150 Jahren zu den drei geistig führenden Völkern gehört, irgend verständlich machen? Man pflegt die Jugend des Staates, die jugendliche Unausgebildetheit des öffentlichen Wesens zur Erklärung herbeizuziehen, und halb und halb haben wir alle dieser Ansicht beigepflichtet. Nun sehen wir jedoch aus dem Feuer der russischen Revolution ein völlig neues öffentliches Leben hervorgehen, und seine Entfaltungen widerlegen jene so plausible Deutung. Sie zwingen uns über die Gründe unseres Elends umzulernen. Sicherlich zeigt ja wohl das russische Parteileben und Parteidenken echt kindliche und kindische Züge, wie sie sonst nur dank einer krankhaft fortdauernden Infantilität im politischen Dasein der Deutschen wiedergefunden werden: kritiklose Bewunderung des westlichen Auslands und hemmungsloses Dahingegebensein an *Grundsätze*, das aus tätigen und nach Gelegenheiten der Tat ausspähenden Politikern trunkene Derwische des Prinzips und leider noch häufiger Gebetmühlen des prinzipiellen Schlagwortes macht. Man denke an das Schicksal der zweiten *Duma*, in der jugendlich brausende politische Schaffenslust erstickt wurde im Hangen und Bangen zwischen der Gefahr der Auflösung und der Drohung mit dem Vorwurf des Prinzipienverrats, bis dass die geistleiblichen Hörigen der Grundsätze sehend und doch unwiderstehlich getrieben in die höhnend vorgehaltenen Netze der Staatsstreichhelden hineinrannten. Nur allmählich beginnt es sich damit in Russland zu bessern; dennoch wäre es ungerecht den Russen die Staats- und Weltfremdheit der deutschen Demokratie zuzuschreiben. Was den ersten Atemzug, das erste Lebenszeichen der handelnden, nach Macht und Herrschaft verlangenden Demokratie ausmacht, regt sich unter ihnen sichtbar: die russischen Demokraten fangen an — besonders soweit es die Beziehungen zum Auslande betrifft — sich mit ihrem Staate, mit ihrem Volke zu identifizieren, sie fühlen sich schon nach aussen als Vertreter der Gesamtheit, rüsten sich schon trotz einzelner Entgleisungen mit dem Pathos des Volksganzen. Man kann Tugenden am besten an ihrem Schatten, dem Laster, deutlich machen. Wer in den letzten Monaten das führende *Kadetten*blatt, die *Rjetsch*, mit der Aufmerksamkeit las, die sie als Anzeiger der geistigen Entwickelungen weiter Kreise der Intelligenz verdient, den musste nichts mehr überraschen als die vielfältigen Übereinstimmungen zwischen der auswärtigen Politik des Demokratenblattes und des leitenden Organs der Reaktion, der *Nowoje Wremja*. Die selben Urteile über den Vertrag mit England, die selbe Aufgeregtheit über die Sandschakbahn, die selben Verdächtigungen Deutschlands, als spiele es den Einbläser der österreichischen Balkanpolitik. Immer mengt sich freilich die *liberale* Anschauung ein, dass ein Bündnis mit den *freiheitlichen* Westmächten stets ehrenvoll ist und Gewinn bringt, und dass Bündnisse mit demokratischen Staaten demokratische Bündnisse seien: eine Anschauung, die weder hier noch bei den geistesverwandten deutschen Staatsdenkern durch die französische Allianz mit Nikolaj II. oder die zarenfreundliche Schwenkung der Greyschen Politik erschüttert wird; allein im Hintergrunde der parteigemässen Torheit wirkt ein massiver, rassenhafter Instinkt, der russische Hass gegen den deutschen Namen, der sich mit Erörterungen über die deutsche Reaktion nur ganz oberflächlich motiviert — da man sich ja in diesem Gefühl einig mit den schlimmsten Reaktionären Russlands weiss — und die Motivierung oft auch ganz abwirft, so wenn die *Rjetsch* alle verleumderische

Tücke Suworins und seiner Leute überbietend nicht die deutsche Regierung sondern das deutsche Volk in seiner Gesamtheit bezichtigt, dass es lüstern noch einmal fünf Milliarden aus fremden Taschen zu holen dem Herrscher mit fröhlicher Willigkeit auf den Kriegspfaden seiner agressiven Politik folge. Die Miljukow, Hessen usw., die Macher der *Rjetsch,* wissen sehr wohl den Wert des Berliner Ruhmesjahrmarktes zu schätzen und zu nützen, aber sie wissen auch, dass selbst die schlimmsten und gefährlichsten Hetzereien und Schmähungen ihnen das Geschäft nie stören werden. Wer hätte sich je dadurch in Deutschland unmöglich gemacht, dass er die Deutschen verunehrte oder ihre Sicherheit gefährdete? Da müssen schon allgemein moralische oder sentimentale Motive — wie bei der Ächtung Chamberlains die Burenbegeisterung — mitwirken. Allein auch hier zeigt sich, dass Charakterschwächen verderblicher sind als Laster; am schlechtesten behandelt wird überall nicht der es verdient, sondern der es duldend hinnimmt. Nächst den Bülowschen Schmiegsamkeiten und zuvorkommenden Höflichkeiten hat nichts den Respekt vor Deutschland so sehr gemindert als jene dickfellige Unempfindlichkeit.

Und am Respekt hat jede Nation ein gut Teil seiner Unversehrbarkeit, seiner Friedenssicherheit. Doch sollte das nur nebenbei gesagt werden. Das Entscheidende ist hier, dass selbst die *Kadetten* in der kurzen Frist ihrer Entwickelung — während des japanischen Krieges machte sie wie fast alle Freiheitlichen die erste Glut der revolutionären Erregung zu Freunden des Feindes — dahin gelangt sind die Grundlagen einer nationalen, das heisst einer möglichen, für die Herrschaft vorbestimmten Demokratie zu legen. Ja, so seltsam dies klingen mag, diese *Westler,* angefüllt mit der nationalökonomischen Weisheit deutscher Universitäten und mit den parlamentarischen Doktrinen Frankreichs und Englands, verraten dem, der durch die Hülle der Worte und Theorieen die lenkenden Triebe zu sehen vermag, dass unterirdische Kanäle aus den Quellen des Slawophilentums, ja des Uchtomskijschen Panasiatismus, lebenspendend Wasser auf ihre Beete leiten. Die antideutsche, die balkanische Tradition der auswärtigen Politik Russlands kann jeder in ihren rednerischen und journalistischen Äusserungen wiederfinden, und die Sorge um den fernen Osten spricht sich, wenn auch bloss negativ in einer scharfen Kritik der behördlichen Unterlassungen beim Schutz des Reiches gegen Japan und China, so doch ganz unzweideutig aus. Es gibt eben in der Tat eine Überlieferung russischer Politik, von der jeder getragen wird, eine Volksüberlieferung, ideell und agitatorisch ausgebildet in den dunkelsten Tagen der Zarenallmacht und schon damals die äusseren Geschicke des Reiches mitlenkend. Und indem allmählich jede, auch die aus vorwiegend fremdländischen Gedankenelementen hervorwachsende Partei sie in sich aufnimmt, knüpft sie an die Geschichte des Gesamtvolkes an, erfüllt sich mit seinen Hoffnungen, Strebungen, Vorstellungen, seinem irrenden Wahn und wird so ein Spiegel des Ganzen, fähig einmal alle Strahlen des nationalen Lebens in sich aufzufangen.

Dieser Ausblick auf die russischen Entwickelungen verwehrt uns die Ursachen des ziellosen, traditionslosen und ideenarmen Gebarens der Deutschen in Dingen der auswärtigen Politik an der Oberfläche zu suchen: sie liegen tiefer, vielleicht völlig in der Tiefe und entspringen einer Disgregation der Instinkte. Wer russische Revolutionäre kennen gelernt hat, weiss, dass sich bei ihnen zu allem Hass, zu aller Empörung über die heimischen Zustände eine innige, rüh-

rende Liebe zum eigenen Volke gesellt, die meist von einer unverkennbaren Abneigung gegen alles deutsche Wesen ihr allgemein slawisches, bei einigen durch das leise geringschätzige Misstrauen gegen das Polnische ihr besonderes moskowitisches Relief erhält. Nicht Haxthausens Irrtum über Ursprung und Geschichte des *Mir,* die bloss die vermittelnden Vorstellungen lieh, sondern jene Herzensstellung zum eigenen Volke, der Drang mitten in erbitterter Polemik am Heimischen ein Objekt der Verklärung zu gewinnen, hat zu der religiösen Verehrung des *Muschik* geführt, zur Anbetung »des absoluten Schafpelzes, des Schafpelzes der Zukunft, des kommunistischen, des sozialen Schafpelzes«, die Herzen verspottet, und für die er doch die Liturgie ersonnen hat, in der sich von Chomjakow bis Tolstoj alle vereinigen, und der in den Tagen der Revolution Masslow ein marxistisches Erbauungsbuch gewidmet hat. Die Bauernverehrung ist indes nur die bald historisch bald mystisch bald wirtschaftsgeschichtlich motivierte Liebeshuldigung für das Mütterchen Russland, die jedem gesunden, zukunftsvollen, zur Lenkung seiner eigenen Geschicke vorbestimmten Volke eigentümliche Selbstvergötterung der Nation. Die Verwandtschaft der Herzen ermöglicht jene gleiche Richtung des Denkens, die in den grossen Fragen der äusseren Geschicke des Reichs den Volkswillen zur gebietenden Macht erhebt, erbaut also die tiefsten Fundamente der Volksherrschaft.

Takt in den Fragen, die die Beziehungen des eigenen Volkes zu fremden Völkern betreffen, ist also zuletzt Herzenstakt, entquillt dem ruhigen, hellen nationalen Selbstgefühl. Wie vielen von uns Deutschen dürfte man ihn zuerkennen? Was in dem Volke des schwächsten Nationalgefühls *Nationalismus* heisst, das kommt meist mit viel Geräusch und prunkenden Gebärden daher, hüllt sich in abstruse Theorie. Man sieht förmlich die Mühe, die der Deutsche hat, sich zu beweisen, dass er sein Volk lieben dürfe und könne. Was sollte bei dem schlichten Empfinden, dass ich zu meinem Volke stehe wie zu Weib und Kind, weil es eben mein Volk ist, und zu dem tiefen Geistesdrange in der Kultur, der ich eingeboren bin, alle höchsten Güter liebend zu hegen, alle Tiefen, die meiner Begabung fassbar sind, zu ermessen: was sollte bei dieser klaren und sichern Stellung zum Eigenen und Mitgeborenen mich hindern mit freiem und reinem Blick nach dem Fremden zu sehen, den Formenadel der romanischen, die grossen Linien der englischen, die volkstümliche Tiefe der russischen Literatur und Gesittung zu bewundern? Die deutschtümelnde und tüchtigkeitsprotzende Überhebung der siebziger Jahre, die auf Frankreich wie auf ein verrottetes und verfaulendes Land hinabsah, war nur der Umschlag aus der bedientenhaften Bewunderung, mit der der Liberalismus jungdeutscher Abkunft über den Rhein geblickt hatte, und läuft heute bei einem guten Teil unseres Literaturdandytums wieder in eine geckenhafte Unterschätzung der ihm, wie es scheint, zum grössten und besten Teile unbekannten deutschen Kultur über. Doch knüpfen sich an den Nationalismus überall die ihm typischen Entartungen. Die romantische Hohenstaufentheatralik, die Realpolitik posierende Bismarckvergöttlichung, der Chamberlainsche Germanenkultus ist nicht aufdringlicher und aufgeputzter als Barrès' affektiertes Lothringentum und seine Sorge um die Reinheit des lateinischen Genies; das Alldeutschtum mit dem anhaftenden Geruch von Antisemitismus hat doch kaum irgendwo unser Geisteswesen in den Tiefen angegriffen, dieweil Machar, der Führer

der tschechischen Moderne, und die Männer, die sich um die *Tschechische Revue* scharen, bezeugen, dass der grenzenlose Deutschenhass der tschechischen Wissenschaft und Kunst lange verwehrt habe und noch heute erschwere zu irgend einem Problem unbefangen und ohne Seitenblick des Neides und Hasses auf die deutschen Leistungen Stellung zu nehmen. Dennoch hat die französische Polemik gegen den Chauvinismus sich niemals oder nur in einzelnen zur Verunglimpfung des eigenen Volkes und Landes verirrt, und Machar ist ein glühender tschechischer Patriot, und die ersten und schärfsten Bekämpfer der tschechischen Germanophobie, die tschechischen Sozialdemokraten, sind nicht minder glühende tschechische Patrioten.

Nicht an oberflächlichen, dem Kontrast entstammenden Empfindungen hängt die nationale Instinktunsicherheit der Deutschen und vornehmlich der deutschen Demokraten; sie wächst aus der Wurzel, wo sie mit den letzten Ursachen der Schwäche aller Demokratie in Deutschland verflochten ist. Man könnte es fast als Gesetz aussprechen, dass in der ruhigen Entwickelung des geordneten Staatswesens nur diejenigen Machtposten und Funktionen erobert werden können, zu deren Besitz und Ausübung man sich irgendwie im allgemeinsten Sinne intellektuell befähigt erwiesen. Um es immer und immer zu wiederholen: den Staat kann nur leiten, wer lernt für das Ganze des Volkes in seinen allgemeinsten, also besonders aus den Beziehungen mit den Nachbarn sich ergebenden Angelegenheiten zu denken und zu sorgen. Und dazu ist wieder die Vorbedingung, dass man die Stellung der eigenen unter den anderen Nationen richtig erkenne. Wie sicher führt hierbei die meisten Völker der Instinkt ihrer Liebe und ihres Hasses! Man spottet gern über die Franzosen, weil gelegentlich ein Pariser Journalist Prag nach Ungarn und Breslau noch Posen versetzt. Das sind Sünden vor dem Schulmeister. Trotzdem findet die französische, die russische, die englische Presse meist mit intuitiver Sicherheit heraus, wie sich die Völker und Völkchen im Gefühl zu ihnen verhalten; Vorgänge bei dem Nachbar wird der Franzose und der Russe niemals wie der Deutsche als blosses Schauspiel, bei dem er zum Schluss ethisch zu zischen oder Beifall zu klatschen hat, ansehen, er erhebt immer die Frage des verantwortlichen Sachwalters seiner Nation: Was nützt, was schadet es uns? So hat die Ausgleichskrise und der österreichische Sprachenkampf französische Juristen und Historiker zu Arbeiten bewogen, die auch rein wissenschaftlich einen unbestrittenen Wert haben, bei denen aber offenbar die Neugier, was sich bei solchen Kämpfen etwa zum Vorteil Frankreichs ändern könne, mit den Anstoss gab, und die Tendenz aus der durchweg slawenfreundlichen Färbung leicht erkennbar wird. Die Politik war hier Wegweiserin der Forschung, während umgekehrt in Deutschland reine Wissenschaft — man denke an Ratzels unvergleichliche *Politische Geographie* — sich vergeblich bemüht dem politischen Denken eine realistische Grundlage zu sichern. Und um bei dem österreichischen Beispiel zu bleiben: Man empfindet offenbar in London und Paris weit lebhafter als in Berlin, was eine Lockerung der Beziehungen der beiden Zentralmächte zu bedeuten hätte, wenngleich schon ein Blick auf die Gestaltung der Grenzen und die Tatsache, dass im Nachbarlande 11 Millionen Deutsche wohnen, jedem im Reiche sagen müsste, wie viel da auf dem Spiele steht. Gleichwohl konnte man in einem deutschen Blatte lesen, dass Deutschland nicht würdig sei mit Österreich-Ungarn verbündet zu sein, solange

in Preussen das allgemeine und gleiche Wahlrecht nicht eingeführt werde, als ob es in Ungarn bestände und in Deutschland etwa nicht oder in Österreich bis 1906 bestanden hätte, vor allem aber, als ob Bündnisse eine Prämie auf gute Verfassungen wären, und die Allianz mit dem Donaustaat für die 62 Millionen Reichsdeutschen nicht eine Versicherung dagegen bedeutete in einen Strudel von Blut und Verwüstung hineingezogen zu werden! Einer der angesehensten liberalen Publizisten Deutschlands predigt gerade jetzt das Bündnis mit England und Frankreich — natürlich aus Kulturgründen, die ihn über Österreich-Ungarn schweigen lassen —, gerade jetzt, wo sich ein französischer Admiral, der die Republik in Petersburg vertreten wird, nach seinem eigenen Bekenntnis anschickt die Entwickelung der russischen Armee und Flotte mit scharfer Aufmerksamkeit zu verfolgen, und jeder Tag mit neuen Niederlagen der englischen Liberalen das Kommen der konservativen Herrlichkeit ankündigt.

Von dem französischen Gelehrten Eisenmann lernen jetzt Österreicher und Ungarn die Details der Ausgleichsgeschichte kennen. Der deutsche Gelehrte und Politiker Gothein hält im Reichstag eine Rede über die Rückwirkungen der Polenpolitik auf Österreich, das er — wie so viele Reichsdeutsche — als eine Einheit des Empfindens und Meinens auffasst, ohne Ahnung davon, dass die verschiedene Grundstellung des Gefühls bei Deutschen einerseits Tschechen und Polen andrerseits dem Reiche gegenüber für das Verhältnis beider Staaten viel wichtiger ist als alles, was in Deutschland geschieht, ja dass dies auch jene Grundstellung kaum merklich ändern kann. Darauf aufmerksam gemacht versteht er nicht einmal, was man von ihm will; in der Tat hat er offenbar, wie es in Deutschland und fast nur in Deutschland üblich, die auswärtigen Beziehungen bloss in dem subalternen Sinn einer agitatorischen Ausnutzung zitiert, an sich sind sie ihm fremd und gleichgültig. Während des Sandschakbahnrummels konnte in der erzdemokratischen *Rjetsch* Herr Bojantschaninow Russlands Interessen in Mazedonien ganz in dem geschichtlich überlieferten Sinne vertreten und erörtern, unbekümmert darum, dass es in der erzreaktionären *Nowoje Wremja* Herr Menschikow, dessen blosser Name auf jeden freiheitlich gesinnten Russen wie ein rotes Tuch wirkt, ungefähr ebenso tut; in Deutschland aber fanden sich einzelne Blätter, die frei nach dem *Matin* und den *Times* die schwarzen Balkanränke der Reichsregierung *enthüllten*, im guten Glauben, dass der Freiheit alles gedeihen müsse, was vom Westen komme, und ohne zu bedenken, dass diesmal der Weg über den Westen nur ein Umweg war, und das Gift, das sie in ihrer, nur noch in Deutschland so rein blühenden Naivetät dem Leser vorsetzen, zuerst in der Küche der Herren Suworin und Stolypin Bruder, in der *Nowoje Wremja*, dem führenden Organ aller Panslawisten und Zarenfreunde, gekocht worden war. Solche Beispiele aber liessen sich zu dicken Büchern häufen.

Seit den Tagen von Jena und Olmütz wurde Preussen noch von keiner so unfähigen Diplomatie geleitet wie diejenige ist, die das Reich vor und nach Algeciras vertritt. Dennoch kann sie ruhig und ungekränkt walten, aber weniger darum, weil es dem Reichstag an konstitutioneller als weil es den stimmführenden Politikern an geistiger Kompetenz und an pflichtgemässem Interesse für die auswärtigen Angelegenheiten des deutschen Volkes fehlt. Zwei Grundmotive beherrschen wie die innere so bei dem schwachen Gemein-

sinn auch die äussere Politik der Deutschen: das Gegensatzgefühl und die rein agitatorische Anschauungs- und Arbeitsweise, die hier aus einem Mittel zu dem einzigen Zweck der Politik erhoben ist. Beide verblenden Politiker und Publizisten nicht selten so sehr, dass sie der Reichsregierung — die immer unrecht haben muss — auch dann unrecht geben, wenn die ausländische Intrige von weitem zu spüren ist. Doch wäre dies das Geringere; schlimmer ist, dass dieses Arbeiten mit blossen Gegensatzwerten und Gegensatzworten in die Abhängigkeit von denen bringt, die man bekämpft, und so das geistloseste Regime, das Deutschland je gesehen hat, geistesmächtig macht über das Handeln und Meinen der Opposition. Denn, wer immer *Nein* sagt, ahmt eben so nach wie wer immer *Ja* sagt. Da ist denn unausbleiblich, dass eins auf das andere abfärbt. Nichts wirkt an dem jetzt herrschenden System unausstehlicher als die lärmende Art seiner Kundgebungen nach aussen und seiner Regierungsweise im Innern nebst dem, dass es auch seine alltäglichsten Aktionen mit der ethischen Salbung religiöser und patriotischer Gefühle ausstattet. Will man die Wirkung hiervon in die Ferne beochachten, so muss man sich nur etwa an den Kampf um den Zolltarif erinnern. Auch in anderen Ländern wurden Zolltarife entworfen und durchgedrückt, ohne dass man jedoch dort die ganze Welt zum Zeugen des Ungeheuren angerufen, und ohne dass man um dieser nüchternen wirtschaftlichen Dinge willen alle Tiefen der Ethik aufgestürmt hätte. Deutschland aber, über dem doch das Gestirn Marx' aufgegangen sein soll, erlebte damals einen Rückfall um fünf Jahrzehnte in die ungetrübtesten Manchesterbegeisterungen, und der Geist Brentanos waltete über allen Geistern. Ob der vortreffliche Gelehrte und schwache Politiker wohl seither bemerkt hat, wie und warum seine Prophezeiungen von der Unmöglichkeit künftiger Handelsverträge zu schanden wurden? In Wien, wo man übrigens sonst die deutschen Erregungen sorgfältig benutzte, um das laue patriotische Feuer zu nähren, und in Stille den Balkanschweinen den Eingang versperrte, lächelte man über Prophezeiung und Propheten: wusste doch hier jedes Kind, dass der Handelsvertrag mit Deutschland als Bindemittel für den Ausgleich politisch unentbehrlich war. Und zweifellos wusste es auch der letzte Sekretär der deutschen Botschaft. Mussten es führende Politiker in Deutschland nicht auch erschliessen können? Fürst Bülow wird es in der Tat noch lange gut haben das versammelte Volk im Reichstage mit Spässchen zu regalieren.

MAX SCHIPPEL · MANCHESTERTHEORIE UND ENGLISCHE KOLONIALPRAXIS

I

SEIT Seeleys berühmtem Wort: »Wir Briten haben eine ganze Welt gleichsam im Zustand des Unbewussten erobert und bevölkert« ist schon oft darauf hingewiesen worden, dass die reale englische Kolonialentwickelung bereits jahrzehntelang durchaus nicht einfach den auf Markt und Gassen gepredigten und in amtlichen Erklärungen niedergelegten Richtlinien entsprach. Unter der populären, naturgemäss zunächst den Blick ausschliesslich fesselnden Oberströmung, neben der, zusehends zur allgemein vorherrschenden Volksstimmung sich erhebenden

manchesterlichen Abneigung und Feindschaft gegen alles staatlich-mutterländische Übergreifen in überseeische Wirtschaftsgebiete wirkten und woben, nur fast unbemerkt und unmerkbar, seit jeher ganz andere elementare Kräfte in schnurstracks entgegengesetztem Sinne. Zahllose koloniale Keime wurden ausgesät, während jedermann an das Ende jedweder europäischen Kolonisation glaubte, und zwar ausgesät nicht nur im freien Schalten und Walten der privaten wirtschaftlichen Interessen sondern unter tätigster Anteilnahme der verschiedensten politischen Organe und Organisationen daheim und übersee, der selben Organe, deren Nichtbetätigung man gleichzeitig als der politischen Weisheit letzten Schluss pries. Heute am Ende dieses ganzen Entwickelungsprozesses sehen wir als fertige Tatsache eine lebensvolle kolonialpolitische Praxis vor uns stehen, die in den bezeichnendsten Grundzügen das ausgesprochenste Gegenbild zu den manchesterlichen Zukunftsvorstellungen am Anfang bietet.

Aber bis in die achtziger und neunziger Jahre hinein achteten nur wenige aufmerksame und scharfäugige Beobachter auf das Neue, das in vollster Blütenschönheit und Erntereife »eine ganze Welt« überspannt. Erst etwa mit Dilkes *Problemen Grösserbritanniens* und Seeleys *Ausdehnung Englands* traten die gewaltigen politischen und ökonomischen Neuerscheinungen über die Schwelle des populären Bewusstseins. Freilich, die rasche Ausbreitung ganz andersartiger kolonialpolitischer Anschauungen und Forderungen bewies alsdann um so unwiderleglicher, dass die äusserlich, von den Lippen festgehaltene altmanchesterliche Auffassung schon seit geraumer Zeit innerlich entwurzelt war. Selbst wer sich heute noch in England kolonialpolitischer Manchestermann nennt, ist im Wesen ganz etwas anderes als sein Vorgänger vor einem halben Jahrhundert oder noch vor einem Menschenalter.

II

DER gewaltige staatsrechtliche, welt- und handelspolitische Umschwung, der heute in dem Ruf nach einem panbritischen Reichsrat, nach gegenseitigen Vorzugszöllen und interbritischen Verkehrserleichterungen mit Staatshilfe zum Ausdruck kommt, sei diesmal hier nur erwähnt. Er ist in Deutschland allgemein bekannt und hat in einem Deutschen[1]) einen der vorzüglichsten Darsteller gefunden. Mit dem Kampf gegen alle Schutzzölle bahnten dereinst die Cobden und Bright sich und ihren Meinungsgenossen den Weg zur Vorherrschaft in Gesetzgebung und Verwaltung. Gegenwärtig bilden die vielen und weiterstreckten Pflanzstaaten, sofern sie zu eigenem politischen Dasein erwacht sind, einen geschlossenen Ring von Schutzzollländern, mit protektionistischen Schärfen und Kanten, die kein Land Europas nachzuahmen vermöchte. Differentialzölle waren dereinst als noch schlimmere Ausgeburt des protektionistischen Wahnes verfemt. Heute findet man sich mit allen kanadischen, australischen, südafrikanischen Zollbevorzugungen der mutterländischen und britisch-kolonialen Herkünfte zum mindesten unbesehens

[1]) Dr. G. von Schulze-Gaevernitz *Britischer Imperialismus und englischer Freihandel zu Beginn des 20. Jahrhunderts* /Leipzig 1906/ (vergl. die geistvollen Bemerkungen Karl Leuthners in seinem Artikel *Demokratie und Selbstbehauptung der Nation* in diesem Bande der *Sozialistischen Monatshefte*, pag. 407.

ab, oder man schwärmt sogar für Ausdehnung dieses Systems in der überseeischen Praxis und womöglich schon für Erwiderung der differenzierenden Zollbegünstigung durch das Mutterland selber. Der Premierminister Laurier, der nach Kräften das seine zur Ausbildung des kanadischen Zolltarifes beiträgt und der 1897 den ersten Schritt zur Präferentialpolitik unternahm, konnte dennoch 1897 in London, bei Gelegenheit der Kolonialkonferenz, als Heros des *Cobdenklubs* gefeiert werden. So behalten die Menschen ihre überlieferten Redeformeln und Gewohnheiten bei, während tatsächlich die alte liebgewordene Flagge bereits eine ganz neue wesensfremde Ware deckt. Doch darüber sind die Zweifel längst verstummt, und es verlohnt sich deshalb kaum länger bei diesen schrittweisen und dennoch durch ihre Geschwindigkeit verblüffenden Umwandlungen zu verweilen.

III

BETRACHTEN wir dagegen ein anderes, grundlegendes Gebiet der englischen Kolonialpraxis: die erste Schaffung und weitere Ausgestaltung des Transport- und Verkehrssystems. Der ältere bürgerlich liberale Wirtschaftspolitiker verliess sich hier selbstzufrieden auf die einfachsten Gedankengänge. Worin spricht sich das Bedürfnis nach einer Eisenbahn aus? Darin, dass sie rentiert, dass die zuströmenden und zu erwartenden Transportmassen einen genügenden Unternehmungsprofit versprechen. Ist das jedoch der Fall, dann braucht man sich um Förderung der Schienenwege staatlicherseits nicht übermässig zu sorgen. Wo Profit winkt, eilt das Kapital jederzeit in Überfülle herbei. Wo jedoch keine Profite winken, soll der Staat erst recht keine Hand rühren, denn die Profitlosigkeit ist nur ein Gradmesser der Widernatürlichkeit und Lebensunfähigkeit eines Unternehmens. Also prinzipiell niemals eigene Staatsbahnen und auch niemals Staatssubventionen, sei es durch Landschenkungen sei es durch Zinsgarantieen und auf sonstwelche Weise, an das bauausführende und betriebsleitende Privatkapital!

»Die Eisenbahnpolitik Grossbritanniens . . . ist von dem Gedanken mehr oder weniger auch heute noch beherrscht, dass der Eisenbahnverkehr eines Landes sich am besten entwickelt bei freiem Wettbewerb der Bahnen, dass der Staat durch Wahrnehmung einer gelinden Aufsicht im stande ist die öffentlichen Interessen beim Eisenbahnbetriebe zur Geltung zu bringen. Obgleich die Eisenbahnen Englands bei weitem die teuersten auf der ganzen Erde sind — 1 km Eisenbahn kostete in England im Jahre 1896 durchschnittlich 601 417 Mark, in Deutschland 251 973 Mark —, sind sie niemals vom Staate durch Geld oder Zinsbürgschaft oder in anderer Weise unterstützt worden.«[1])

Aber längst ehe Bismarcksche Reichs- und Staatsbahnpläne schwarze Befürchtungen über staatssozialistische Gewaltexperimente nährten, war in den überseeischen Gliedstaaten des vermeintlichen Manchesterreiches eine zum Teil viel ketzerischere Verkehrsmittelpolitik eingeschlagen worden. Siedelungs- und andere Kolonieen haben sich hier förmlich in *staatssozialistischen* Eingriffen überboten: ich gebrauche das Wort so wie ich es im Umlauf finde.

Wenn Indien überhaupt ein ansehnliches Schienenwegnetz haben wollte, so musste es von Anbeginn an Zinsbürgschaften übernehmen oder selber bauen. Alle ursprünglichen grösseren *Trunk*linien beruhen daher auf starken Staats-

[1]) Vergl. A. von der Leyen im Artikel *Eisenbahnpolitik* des *Handwörterbuchs der Staatswissenschaften*, 3. Band, 2. Auflage /Jena 1900/, pag. 552 ff.

beihilfen; die Regierung stellte kostenlos das nötige Land zur Verfügung, sie garantierte eine 5prozentige Verzinsung für das Aktienkapital. Dafür sicherte sich die indische Verwaltung unter bestimmten Bedingungen das Rückfallsrecht, und auf diese Weise kam sie seit 1880 in den Besitz einer ganzen Reihe wichtiger Linien. 1870 ging man mehr zum direkten Staatsbau über, um seit 1880 sich wieder mehr auf die Subventionen für Privatgesellschaften, obwohl in neugeregelter Form, zu verlassen. Erst ungefähr seit der Jahrhundertwende bereiten die *guaranteed* und *assisted companies*, mit den gegenüberstehenden Gewinnanteilsrechten, der Regierung kein Defizit mehr. Als Staatslinien werden in der indischen Statistik für Ende 1899 16831 englische Meilen bezeichnet, gegenüber nur 3931 Meilen Gesellschaftslinien. Neben den Eisenbahnen jedoch verfügt die indische Regierung noch über einen riesenhaften, jährlich sich erweiternden Besitz von Kanal- und Berieselungsanlagen, deren Kulturwert man einst verkannte und nunmehr um so rascher zu entfalten sucht.

Auf Ceylon, auf der malayischen Halbinsel, in Ost- und Westafrika, in Ägypten finden wir die englische Verwaltung erst recht als grossen Schienenwegebauer wieder, trotz aller fortdauernden Bekreuzigung vor jedem Verstaatlichungsgedanken in der Heimat. Man würde lachen, wenn ein Sonderling die Erschliessung dieser tropischen und subtropischen Kolonialstriche ausschliesslich oder vorwiegend vom Profitstreben des Privatkapitals erwarten wollte. Aber trotzdem entrüstete man sich noch immer gern, wenn jemand den Staatsbahngedanken als mit dem englischen Nationalcharakter verträglich bezeichnete; aus triftigen Gründen schwindet allerdings selbst dieses Vorurteil.

Eine noch grandiosere Ausweitung der Staatswirtschaft hat sich in den Siedelungskolonieen vollzogen, am unaufhaltsamsten wohl in Australien, wo der Staat, gleichviel ob Bund oder Einzelstaat, zeitweise die Gesamtheit aller Einzelunternehmer überragt hat. Seit den Tagen der Strafkolonisten hatten sich hier die Verwaltungen mit dem Wegebau befasst, um das Hinterland mit der Küste und Ansiedelung mit Ansiedelung zu verbinden. Als Eisenbahnen in Frage kamen, griff man abermals zu, um die mühevoll geschaffenen Landstrassen möglichst zweckmässig an die Linien der schnelleren und weiteren Massentransporte anzugliedern. Zudem zeigte das europäische Privatkapital damals noch geringe Neigung auf eigene Faust auf australische Abenteuer auszugehen, während die Staaten immerhin unter leidlich günstigen Bedingungen Anleihen erhalten konnten. Ferner bildet die Zuführung agrarischer und montaner Erzeugnisse aus dem Innern nach den Häfen und umgekehrt europäischer Fabrikate nach den Innenbezirken der Landwirtschaft und des Bergbaus zunächst das Rückgrat des ganzen Kolonisationsfortschreitens in solchen Erdstrichen.[3]) So stossen wir denn in Neu-

[3]) Mit gewohnter Treffsicherheit urteilt Lord Durham in seinem Bericht von 1839 über die gleichen Vorgänge und Eindrücke in den Vereinigten Staaten: »Kein Unterschied in der Regierungsbetätigung ist, soweit ich sehen kann, in der alten und neuen Welt für einen Europäer schlagender als die anscheinende Überschätzung, die man der Schaffung öffentlicher Werke seitens der amerikanischen Gesetzgebung beizulegen scheint. Spricht man vom Wert einer Regierung, so bemisst man ihn nach den öffentlichen Werken, die sie durchgeführt hat. Fragt man den einzelnen, wie seine eigene Vertretungskörperschaft gewirkt hat, so wird er gewöhnlich damit antworten, wieviel Strassen oder Brücken sie in seinem Bezirk errichtet oder zu errichten versäumt hat; und wenn er ein Urteil über Verfassungsänderungen abgeben soll, so wird er ihre Zweckmässigkeit wahrscheinlich danach einschätzen, wieviele und um wieviel bessere Strassen und Brücken seiner Nachbarschaft unter dem

seeland und allen australischen Staaten, Viktoria und Südaustralien ausgenommen, kaum auf eine Spur von Privatbahnen zu öffentlich allgemeiner Benutzung.

In vielen Grundzügen ähnlich ist die Verkehrspolitik des alten selbstverwaltenden Südafrikas, also des Kaplandes und Natals verlaufen. In Kapland hing der Gang der Kolonisation gleichfalls ganz wesentlich von den Schienenstrassen ab, um den Anschluss an die Märkte und die innere Siedelungsverknüpfung zu schaffen. Die drei Grundlinien wiesen von Kapstadt nach der äussersten Nordecke, mehr im Osten von Port Elisabeth und dann abermals von East London nach den Transvaalgoldfeldern. Alle diese drei Rückgratlinien nebst ihren Zwischenbindegliedern, dazu alle anderen bedeutenderen Eisenbahnen der Kolonie waren seit ihrem Entstehen Staatseigentum (1901 2161 Meilen), und nur ein paar kleinere Bahnen, wie die Kupferbahn von Ookiep nach Port Nolloth, gehören Privatgesellschaften (1901 822 Meilen), die jedoch, wie unsere mitteldeutschen Kleinstaaten gegenüber Preussen, ihren Betrieb zu zwei Dritteln gleichfalls dem Staate überlassen hatten. Natals Gedeihen wird überaus stark von der Durchfuhr nach den westlicheren Revieren jenseits der Bergketten bedingt. Kein Wunder, dass wir, später auch aus strategischen Gründen, die Natalregierung von vornherein an der Spitze der Verkehrsförderer erblicken; von den 1901 eröffneten 620 Meilen Eisenbahnen war nur wenig ausserhalb des Staatsbesitzes.

Andere Wege schlug allerdings das dritte grosse Siedelungskolonialgebiet, Kanada, ein. Es gleicht auch darin seinem südlichen amerikanischen Nachbar, den Vereinigten Staaten. Seine Bahnen sind private Erwerbsgesellschaften geblieben. Aber da bei ihrem Bau an privatwirtschaftliche Rentabilität gar nicht zu denken war, während die Staaten (Provinzen) und dann das Dominion ohne die eisernen Bindeklammern zerstreute kümmerliche Einzelstücke längs der natürlichen Flussläufe, ohne Zukunft und inneren Zusammenhalt geblieben wären, da andererseits dem lockeren Staatsgefüge zunächst jeder eigene technische und wirtschaftliche Verwaltungsapparat zu weitausschauenden Eigenunternehmungen fehlte, so setzte man die fabelhaftesten Subsidien für das wagende Privatkapital aus. Die grosskanadische Überlandbahn hat von der Bundesregierung allein, von Zuwendungen der Provinzen und Gemeindeverbände abgesehen, 11 Millionen Dollars Subvention bewilligt erhalten, ferner eine Landschenkung von 25 Millionen Acres, gleich 10 Millionen Hektaren oder $^1/_5$ der Gesamtfläche des Deutschen Reiches. Im Jahre 1902 wurden die seitens des Bundes an Eisenbahnen gewährten Subventionen berechnet: auf 20,9 Millionen Dollars Darlehen, 300 000 Dollars Aktienübernahme *à fonds*

jetzigen und dem verbesserten System zufallen werden. Geht man die Verhandlungen einer Legislatur durch, so wird man entdecken, welch grosser Teil der Debatten sich um solche Fragen dreht; und sieht man das Budget durch, so wird man einen noch grösseren Teil der öffentlichen Gelder für diese Zwecke verwendet finden. Wer sich die tatsächlichen Voraussetzungen in der neuen Welt vergegenwärtigt, wird unschwer verstehen, warum man hier eine solche Aufmerksamkeit der notwendigerweise ersten gesellschaftlichen Tätigkeit und dem naturgemäss ersten Regierungsbemühen schenkt. Die Vorsorge, die in Europa der Staat für den Schutz der Bürger gegen fremde Feinde trifft, gilt in Amerika hauptsächlich, um den schönen und treffenden Ausdruck eines französischen Schriftstellers zu gebrauchen, dem Krieg gegen die Naturwildnis. Die Ausrüstung einer wichtigen Festung oder die Erhaltung einer genügenden Armee oder Flotte an gefährdeten Stellen kann den Europäer nicht mehr kümmern als den amerikanischen Ansiedler der Bau grosser Verkehrsverbindungen. Und naturgemäss übernimmt der Staat selber die Herstellung solcher Werke, die allen gleich sehr am Herzen liegen.«

perdu und 178,8 Millionen Dollars eigentliche Subsidien, im ganzen somit auf 800 Millionen Mark — wie erwähnt, neben den provinzialen (einzelstaatlichen) und kommunalen Zubussen. Ferner opferte der Bund 50 Millionen Acres Land.

Und trotz aller parlamentarischen Korruptionserscheinungen, die mit diesen Subventionsabkommen verbunden waren, trotz aller Rückschläge aus der Landverschleuderung bildet das Erreichte und Geschaffene noch immer den Stolz der kanadischen Verwaltung. Ferner hat man die grossen Kanalbauten und Flussregulierungen meist in Staatsregie durchgeführt. O manchesterliche wirtschaftliche Staatseleminierung, wer erkennt dich in den grossen zukunftsreichen Aussenbezirken der kapitalistischen Kultur wieder?

V

WIE wir vor allem auch aus deutschen Erfahrungen wissen, richtete ferner die liberal-individualistische Wirtschaftsbewegung ihre Angriffe jederzeit gegen den staatlichen Landbesitz. Alles Land, das ausserhalb des freien Kauf- und Tauschverkehres stand, galt als starres Bollwerk der konservativen Rückständigkeit. In England hat die Frage nicht die nämliche agitatorische Rolle gespielt wie bei uns, weil das 19. Jahrhundert, nach allen vorangegangenen Verkäufen, Verschenkungen und Verschleuderungen, jenseits des Kanals nur noch spärlichste Reste von Staatsländereien vorfand. Aber die Grundauffassung war ganz die gleiche wie in Deutschland und die massenhafte Überführung von Bodenflächen in Staatsbesitz würde vollends als Greuel aller Greuel betrachtet worden sein.

Aber wie will man in den jungen neuweltlichen Pflanzstaaten über das Problem des *herrenlosen* Landes hinwegkommen? Gibt man dieses Land frei, so finden sich nach alter Erfahrung häufig grosskapitalistische Spekulanten, die für ein Spottgeld oder vollkommen unentgeltlich ganze Bezirke und förmliche Provinzen erwerben, und die alsdann jeder rasch vorwärtsrückenden agrarischen Einwanderung und Ansiedelung mit ihren Besitzrechten und Preisforderungen im Wege stehen. Auf dem Zuzug und der produktiven Tätigkeit europäischer Bauern ruht jedoch zunächst das Schicksal und die Erschliessung aller Siedelungskolonieen, von denen hier zunächst die Rede sein soll. Man sammelt daher, notgedrungen und mit der Zeit mehr und mehr wohlüberlegt, alles herrenlose Land — das heisst alles den eingeborenen Vorbesitzern nicht ausdrücklich zuerkannte Land — zu einer grossen *public domain* an, über die man in einer Weise verfügt, die mit unserer europäischen Auffassung von freier Konkurrenz zwischen Käufer und Verkäufer, mit dem freien Spiel von Angebot und Nachfrage, mit dem privatwirtschaftlich freien Weiterverfügungsrecht des neuen Erwerbers oft verblüffend gründlich aufräumt.

Schon in den dreissiger Jahren wird in Lord Durhams tief einschneidendem Bericht über Kanada die ausschlaggebende Bedeutung der kolonialen Landpolitik und des Besitzes an öffentlichen Ländereien betont:

›Herstellung eines gesunden und allgemeinen Systems für die Bodenverwaltung und die Besiedelung der Kolonieen ist ein notwendiger Bestandteil jeder guten und dauernden Regierungsweise .... Die Verfügung über öffentliche Ländereien hat in einem jungen Lande mehr Einfluss auf die Volkswohlfahrt als irgendwelcher andere Regierungszweig .... Ich erwähnte bereits die ausserordentliche Bedeutung, die in

neu sich bildenden Gemeinwesen der Schaffung und Verbesserung der Verkehrsmittel zukommt. Aber in solchen Gemeinwesen, vor allem wenn erst ein kleiner Teil des Landes mit Ansiedlern besetzt ist, gibt es einen noch viel wichtigeren Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit .... Ich meine die Verfügung seitens der Regierung über die Ländereien des neuen Gemeinwesens. In alten Staaten braucht sich die öffentliche Meinung um solche Dinge nicht zu kümmern; in neuen Kolonieen, errichtet innerhalb fruchtbarer und ausgedehnter Erdstriche, rückt diese Frage für alle in den Vordergrund, sie wird zur hervorragendsten Aufgabe der Regierung. Von der Lösung dieser Aufgabe, darf man sagen, hängen alle anderen Entwickelungen ab. Werden Ländereien nicht mit freigebiger Hand an Einwohner und Einwanderer ausgeteilt, so erfährt die Gesellschaft die Übel eines alten und übervölkerten Staates und daneben noch dazu die Nachteile, die einem wilden Lande anhaften .... Wenn andrerseits das Land in sorgloser Verschwendung weggegeben wird, so bilden sich neue Übel anderer Art heraus. Grosse Flächen fallen in das Eigentum einzelner, die ihre Ländereien unbesetzt und unbestellt zurücklassen. Einöden werden so zwischen regsamen Ansiedlern geschaffen; die natürlichen Schwierigkeiten des Verkehrens steigen beträchtlich; die Einwohner sind nicht nur über weite Räume zerstreut sondern auch von einander durch unpassierbare Ödstrecken getrennt; der Landwirt ist abgeschnitten oder weit hinweggezwungen vom Markte, auf dem er sein überschüssiges Erzeugnis absetzen oder seinen Bedarf einkaufen kann. Die grössten Hindernisse erheben sich für das gegenseitige Zusammenarbeiten, für den Austausch, für die Berufsteilung, für das kommunale und sonstige öffentliche Zusammenwirken, für das Wachstum der Städte, für das Kirchenwesen, den Schulbesuch, die Nachrichtenverbreitung, für die Allgemeinbildung und selbst für die zivilisierenden Wirkungen blosser geselliger Zusammenkünfte. Eintönig und stagnierend muss in der Tat das Dasein eines Volkes verlaufen, das ständig zu solcher gegenseitiger Trennung verurteilt ist. Wenn noch dazu die Ländereien eines jungen Gemeinwesens so oberflächlich vermessen sind, dass die Besitzgrenzen ungenau und ungenügend sich abzeichnen, so schafft die Regierung einen Herd unseliger Streitfälle. Liegen dagegen die Voraussetzungen entgegengesetzt, so würden die Wirkungen die besten statt die schlimmsten sein; beständige regelmässige Versorgung mit Neuland je nach dem Wachstum der Bevölkerung durch Geburten und Einwanderungen; alle Errungenschaften der Transport- und Verkehrserleichterung; Sicherheit der Umgrenzung und der Besitztitel beim Boden; die grössten Erleichterungen für den Erwerb zweckentsprechender Flächen; die grösste Ermunterung von Einwanderung und Ansiedlung; der rascheste Fortschritt des Volkes in der wirtschaftlichen Lebenshaltung und in der sozialen Hebung, dazu eine allgemeine Anerkennung der Regierungstätigkeit. Welch ein Gegensatz zwischen den beiden Bildern!«[4])

Über die in der Tat erstaunliche Ausdehnung der Ländereien, die heute noch zu Siedelungszwecken den verschiedenen kolonialen Regierungen in Kanada, Australien, Südafrika als *public domain* zur Verfügung stehen, bieten einen ganz guten Anhalt die Ziffern, die ich in dieser Zeitschrift über Kanada mitteilte.[5]) Charakteristisch ist alsdann weiter, dass viele der kolonialen Gesetzgebungen die altliberale Abneigung gegen ein *geteiltes* Eigentumsrecht nicht kennen. Die Rentengutsform, die Erbpacht, die Verknüpfung des Eigentumsrechtes mit Leistungsverpflichtungen kehren nicht selten wieder.

V

BILDEN die grossen modernen Verkehrsmittel und die ausgedehnten Staatsländereien gewissermassen das Knochengrüst der kolonialpolitischen Praxis, so ist damit doch die Sphäre der überseeischen staatlichen Tätigkeit noch lange nicht erschöpft. Gerade in den hervorragendsten britischen Kolonieen sinkt auch auf diesen weiteren Gebieten die alte mutterländische Grenzabsteckung zwischen Staat und wirt-

[4]) Vergl. *The Report of the Earl of Durham*, neue Auflage (London 1902), pag. 212, 176, 144 ff.

[5]) Vergl. meinen Artikel *Kolonialpolitik* in diesem Bande der *Sozialistischen Monatshefte*, pag. 8.

schaftlicher Privattätigkeit hilflos zusammen, aus dem einfachen Grunde, weil unter den ganz anderen Voraussetzungen junger Länder abermals das private Kapital die ihm in der Theorie vorbehaltenen Funktionen tatsächlich nicht vollzieht oder vorläufig gar nicht vollziehen kann, und weil deshalb der junge koloniale Staat in die Bresche springen muss, falls man auf die betreffenden Funktionen und Leistungen nicht ganz und gar verzichten will oder kann.

Es ist bekannt, dass Australien, Neuseeland hinzugerechnet, im allgemeinen die Grenzen des staatlichen Eingreifens und Organisierens am weitesten hinausgeschoben hat, bis weit hinein in Gebiete, die selbst wir staatssozialistisch angehauchten Deutschen vorläufig weiter als sichere Reservate der Privatinitiative und des Privatprofites zu betrachten gewöhnt sind. Umgekehrt macht man aber in Australien auch aus dem Staatssozialismus, aus dem Gegensatz zur freien privatkapitalistischen Konkurrenz kein neues Prinzip. Denn was der eine australische Staat wegen seiner eigenartigen Lage schafft, bleibt häufig im Nachbarstaate unnachgeahmt, falls hier das soziale Bedürfnis schon in anderer Weise, ohne staatlichen Kraftaufwand, befriedigt wird. Der neuseeländische Staat mit seinen Staatsbahnen stellte den grössten Kohlenverbraucher dar, während das Privatkapital in der Produktion und Lieferung des Brennstoffes versagte: also erwarb und betrieb der neuseeländische Staat Kohlengruben. Andere australische Staaten jedoch mit günstigerer Kohlenversorgung verzichteten auf den Schritt. Wo gewisse Versicherungszweige monopolistisch ausgebeutet wurden, griff man zu Staatsversicherungen. Wo Privataktiengesellschaften den Versicherungsaufgaben genügten und unter sich genügenden Wettbewerb entfalteten, vertraute man ebenso gern, um mit Rodbertus zu reden, auf den sich selbst überlassenen Verkehr.

Immerhin ist die Liste staatlicher Wirtschaftsschöpfungen in Australien eine überraschend reiche. Seitdem Neuseeland und Westaustralien im Jahre 1904 vorausgingen, gewähren alle australischen Kolonieen, einzig mit Ausnahme Queenslands, den Farmern Kredite, hauptsächlich für landwirtschaftliche Meliorationen; die Taxations- und Vermittelungsgebühren sind dabei überaus niedrig bemessen. Queensland leiht Zuckerrohrbauern die nötigen Kapitalien, um eine gemeinsame zentrale Zuckerfabrik zu errichten. Ähnlich zahlt hier der Staat Prämien zur Förderung von Molkereien und Fleischpackereien. Südaustralien und Viktoria beteiligen sich sogar, als Staaten, am Exporthandel mit Farmerzeugnissen; sie bildeten die Pioniere für gewisse Ausfuhren, sorgten für Kühlhäuser an den Verschiffungsplätzen, für Gefrierräume auf den Dampfern, für Verkaufshallen in London, weil das Privatkapital diesen Vertrieb zunächst für zu riskant hielt. So hat Südaustralien den Export von Butter, Hammelfleisch, Wein, Äpfeln und Kaninchenfleisch staatlicherseits selber mit in die Hand genommen. Die neuseeländische Staatslebensversicherung hatte, ohne eine monopolistische Stellung zu beanspruchen, 1905 41 291 Policen ausgegeben und über eine Gesamtversicherungssumme von etwa einer halben Millarde Mark abgeschlossen. Das staatliche Feuerversicherungsamt Neuseelands soll seit seinem Wirken die Versicherungssätze, je nach den verschiedenen Gefahrengruppen, um ein Zehntel bis ein Drittel herabgebracht haben.

Bedarf es endlich an dieser Stelle mehr als eines blossen Hinweises: dass, was die Arbeiterfragen und den Arbeiterschutz anlangt, zwar das

Mutterland England selber seine staatliche Passivität aufgeben musste, dass jedoch die jungen Pflanzstaaten, abermals mit Australien an der Spitze, viel gründlicher mit dem alten manchesterlichen Gehenlassen auch auf diesem Gebiet brechen konnten, dass sie vielfach ganz neuartige Sozialreformen (Minimallöhne, Heimarbeitsregelungen, Schiedsämter usw.) zum erstenmal entwickelten und die alten europäischen Länder mit ganz neuen geistigen und politischen Anregungen beschenkten?*)

Es gibt in England heute noch sektiererisch gespreizte Käuze, die in der Kolonisation Amerikas nichts erblicken als die Vergewaltigung der Rothäute, in der Kolonisation Australiens nichts als die Brutalitäten gegen die nunmehr fast ausgestorbenen Australneger und deshalb, rückwirkend für England und Europa, in der ganzen britischen Kolonialentfaltung nichts als Verrohung und Entwürdigung. Sieht man näher zu, so wird das Bild ein ganz anderes. Einige der grössten demokratischen Gedanken und Vorbilder verdanken wir den neuentstandenen überseeischen Gemeinwesen, seit der Zeit der ersten amerikanischen Kolonialfreistaaten bis zur Bildung der kolonialen Arbeiterparteien in Australien. Nirgends setzt sich das sozialreformerische Fortschreiten, zum Teil anspornend und mustergültig für Europa, in so raschem Zeitmass durch wie in einigen dieser kolonial jungen Gemeinwesen. Nirgends ist der Staat derart auf die Erfüllung grosser, vor allem wirtschaftlicher Kulturaufgaben hingewiesen worden wie in diesen Aussenbezirken der europäischen Kultur, in denen der Einzelmensch, das Einzelkapital und selbst die freie Kapitalsorganisation leicht von vornherein kleinmütig versagt oder vor der Zeit kraftlos zusammenbricht, und wo nur die organisierte Gesamtkraft des Gemeinwesens die übermächtigen entwickelungsfeindlichen Gewalten überwindet. Sollen wir als Sozialisten auch darüber noch greinen?

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

RICHARD CALWER · DIE WIRTSCHAFTLICHE HEBUNG DER ARBEITERKLASSE

NACH dem *Vorwärts* soll ich kürzlich behauptet haben, man solle die Lage des Arbeitsmarktes möglichst rosig schildern, da eine solche Taktik im Interesse der Arbeiter liege. Solchen Unsinn zu behaupten ist mir natürlich nicht entfernt eingefallen. Aber die Unterstellung des *Vorwärts* gibt mir wenigstens Anlass hier einmal etwas ausführlicher über ein Thema zu reden, das ich schon des öfteren gestreift, aber nicht weiter erörtert habe.

Es ist gewissermassen zum Dogma in Parteikreisen geworden, dass Verände-

*) Im *Social Democratic Herald* von Milwaukee lässt am 7. März 1908 ein begeisterter Parteigenosse einen neuseeländischen Freund erzählen: »Kein Kind zahlt bei uns etwas für Benutzung der Strassenbahn; Schulbücher für Kinder braucht man nicht zu zahlen; sie müssen bis zum 16. Jahre zur Schule gehen. Keine verheiratete Frau kann in einer Fabrik arbeiten; und wenn ein Mann arbeitslos ist, so geht er zum Postverwalter seines Ortes, und findet sich an Ort und Stelle keine Beschäftigung für ihn, so steht ihm Freifahrt zu nach irgend welchem Platz, der Arbeit bietet; ist er ausserdem mittellos, so erhält ihn die Regierung bis zur Wiederbeschäftigung . . . Kein Trust kann überkapitalisieren und unterproduzieren. Am lautesten schreien die Versicherungsgesellschaften, die mit den Preisen des Regierungswettbewerbes konkurrieren müssen. Viele Unternehmungen stehen unter kommunaler Leitung . . .«

rungen in der wirtschaftlichen Lage der Arbeiterbevölkerung gar nicht beachtet werden dürfen oder doch nur, sofern sie eine Verschlechterung der Lage zur Folge haben. Es wird als eine unzulässige Neuerung angesehen, wenn festgestellt wird, dass die Lage der Arbeiterbevölkerung eine Besserung erfahren hat oder erfährt. Man wehrt sich gegen die Anerkennung einer solchen Tatsache, weil man nicht zugeben zu können glaubt, dass im Rahmen der privatkapitalistischen Wirtschaftsordnung eine Besserung der wirtschaftlichen Lage der Arbeiterbevölkerung möglich ist. Denn mit diesem Zugeständnis glaubt man eine der wichtigsten Waffen im Emanzipationskampfe der Arbeiterklasse aus der Hand zu geben. Bessert sich die Lage der Arbeiterbevölkerung schon innerhalb der heutigen Wirtschaftsordnung, so lässt das Feuer zur Niederreissung dieser Ordnung innerhalb der Arbeiterklasse nach: so dürfte wohl der Gedankengang derer sein, die von einer wirtschaftlichen Hebung der Arbeiterbevölkerung nichts wissen wollen.

Ob diese Auffassung richtig oder falsch ist, darüber kann uns keine Theorie sondern zunächst nur eine Untersuchung der tatsächlichen Verhältnisse Aufschluss geben. Jede Theorie hat mit der Wirklichkeit in Übereinstimmung zu bleiben. Widerstreitet die Theorie den Tatsachen, so muss man mit ihr aufräumen oder sie modifizieren. Eine Untersuchung, ob sich die Lage der Arbeiterbevölkerung im Deutschen Reiche gebessert hat, hat einmal die Bewegung des Lohnniveaus zu verfolgen und gleichzeitig an den Veränderungen der Kaufkraft des Geldes zu messen, ob der Reallohn gestiegen oder gefallen ist.

Für die Arbeiter der berufsgenossenschaftlich organisierten Betriebe besitzen wir nun in den Lohnnachweisungen der gewerblichen Berufsgenossenschaften eine Lohnstatistik, die zwar noch verbesserungsfähig ist, aber die Bewegung des Lohnniveaus in einigermassen zutreffender Weise anzeigt. Ausgehend vom Jahre 1895 wurde von mir berechnet, in welchem Grade der nominelle Jahresverdienst eines Vollarbeiters bis zum Jahre 1906 zugenommen hat. Es wäre nun aus zwei Gründen ein grosser Fehler, wollte man ohne weiteres die für 1895 berechnete Durchschnittszahl des Jahresverdienstes mit der entsprechend für 1906 berechneten Ziffer vergleichen. Im Durchschnitt der berufsgenossenschaftlich organisierten gewerblichen Betriebe kam nämlich im Jahre 1895 auf einen Arbeiter ein Jahreslohn von 672,68 Mark, im Jahre 1906 ein solcher von 1027,59 Mark. Der Jahreslohn für 1895 ist hier erheblich zu niedrig berechnet. Das kommt einmal daher, dass die Lohnnachweisungen der gewerblichen Berufsgenossenschaften vom 31. Oktober 1900 ab eine einschneidende Veränderung erfahren haben, sodann aber auch daher, dass für 1906 der Durchschnittslohn für den Vollarbeiter, 1895 aber für den Versicherten berechnet ist. Ein unmittelbarer Vergleich der beiden Ziffern ist also ausgeschlossen. Aber es ist doch eine annähernde Ermittelung einer vergleichbaren Ziffer für 1895 möglich, da zahlreiche Berufsgenossenschaften oder doch einzelne Sektionen von Berufsgenossenschaften schon vor 1901 die tatsächlich bezahlten Lohnsummen mitgeteilt haben. Ebenso ist das jeweilige Verhältnis von Versicherten zu Vollarbeitern einigermassen zutreffend zu eruieren. Nimmt man nun für 1895 eine entsprechende Erhöhung des Durchschnittsverdienstes von annähernd rund 10% der oben angegebenen Ziffer für 1895 an, so hat man die die Vergleichbarkeit ausschliessenden Momente so beseitigt,

dass man wahrscheinlicherweise den Jahresverdienst eines Vollarbeiters für das Jahr 1895 eher zu hoch als zu niedrig festgestellt hat. Würde man den Vergleich erst mit dem Jahre 1901 beginnen lassen, so würde sich für dieses Jahr der Jahresdurchschnittslohn eines Vollarbeiters auf rund 840 Mark stellen. Wir haben also folgende 3 vergleichbare Ziffern: für das Jahr 1895 746,68, für das Jahr 1901 840,00 und für das Jahr 1906 1027,59 Mark. Von 1895 bis 1901 beträgt die Steigerung insgesamt 93,32 oder jährlich 15,55 Mark, von 1901 bis 1906 187,59 oder jährlich 37,52 Mark. Von 1895 bis 1906 stellt sich die Steigerung auf rund 281 Mark oder auf 37 bis 38 % des Ausgangsjahres. In dieser Progression ist der Nominallohn gestiegen.

Seit 1895 haben aber auch die Warenpreise eine ganz erhebliche Erhöhung erfahren, so dass damals mit einer Mark mehr Ware gekauft werden konnte als im Jahre 1906. Ist es nun möglich die Veränderung der Warenpreise in einer Weise festzustellen, dass der Grad der Verteuerung respektive Verbilligung des Konsums ersichtlich wird? Ich habe zur Erreichung dieses Zweckes folgende Methode eingeschlagen: Wir kennen von den wichtigsten Waren die Quantitäten, die jährlich vom Markte aufgenommen werden und grösstenteils auch in den Konsum übergehen. Die Quantitäten dieser Waren stehen zu einander in einem bestimmten Verhältnis, so dass zum Beispiel der Menge nach auf 3,29 Teile Weizen erst 0,70 Teile Schweinefleisch, aber 64,84 Teile Steinkohle kommen. Um den Einfluss der Warenpreisveränderungen auf den Konsum festzustellen, darf ich mich nicht mit dem Einheitspreis einer Ware pro Doppelzentner oder Tonne begnügen sondern muss auch die Quantität des Konsums in Betracht ziehen. Wenn ich also für die wichtigsten Waren einen Durchschnittspreis berechnen will, so muss ich zunächst das Verhältnis der Konsumquantitäten zu einander berechnen. Ich setze die in einem Jahre verbrauchten Quantitäten der berücksichtigten Waren gleich 100 und berechne den Anteil jeder einzelnen Ware an dieser Konsumeinheit, die 100 Tonnen bedeutet. Die Anteile der Konsumeinheit multipliziert mit dem entsprechenden Warenpreis pro Tonne ergeben dann die jeweiligen Kosten der Konsumeinheit. Die Kosten der Konsumeinheit basieren auf Notierungen des Grosshandels, lassen also die Aufschläge des Zwischen- und Kleinhandels nicht zum Ausdruck kommen. Da aber die Spannung zwischen Grosshandels- und Detailpreisen im Verlaufe eines längeren Zeitraumes nicht allzusehr schwankt, so kann man an den Veränderungen der Kosten für die Wareneinheit die Einwirkung der Preisveränderungen auf den Konsum und die Veränderungen in der Kaufkraft des Geldes weit besser messen als dies auf grund arithmetischer Durchschnitte aus einer Summe von Warenpreisen möglich ist. Nach dieser Methode berechnet stellte sich der Kostenbetrag pro Verbrauchseinheit auf 4618,55 Mark im Jahre 1895, auf 5281,02 im Jahre 1901 und auf 5662,00 Mark im Durchschnitt des Jahres 1906. Von 1895 bis 1901 hob sich das Warenpreisniveau um 14,3 %, von 1901 bis 1906 um 7,2 %, von 1895 bis 1906 aber um 22,59 %. Ich will wieder, um kein zu günstiges Verhältnis anzunehmen, für den Detailhandel eine noch um 2,41 % höhere Preissteigerung als für 1895 annehmen, so dass das Warenpreisniveau sich seit 1895 um rund 25 % erhöht haben würde. In der ganzen Rechnung sind alle Ansätze so angenommen, dass die Lohnsteigerung eher zu niedrig, die Warenpreissteigerung eher zu hoch bemessen ist.

Das Ergebnis meiner Rechnung ist nun folgendes: Der Nominallohn des in berufsgenossenschaftlichen Betrieben beschäftigten Vollarbeiters ist seit 1895 um rund 37 bis 38 %, das Warenpreisniveau in der nämlichen Zeit um rund 25 % gestiegen. Die Differenz zwischen beiden Steigerungsziffern gibt die Bewegung des Reallohnes an, der seit 1895 bis einschliesslich 1906 um zirka 12 bis 13 % oder im Durchschnitt jährlich um 1 % zugenommen hat. Nehmen wir das Jahr 1901 als Ausgangspunkt, so ist der Minimallohn bis 1906 um zirka 22,3, das Warenpreisniveau um 7,2 respektive mit einem Zuschlag für ein stärkeres Ansteigen der Detailpreise um rund 9,5 % gewachsen, so dass die Steigerung des Reallohnes 13,8 oder im Durchschnitt eines Jahres 2,76 % beträgt. Ich habe indes mit Absicht in der von mir herausgegebenen *Arbeitsmarktkorrespondenz* die Berechnung für 1901 bis 1906 nicht gegeben, weil sie für ein allgemeines Urteil ein viel zu günstiges Bild ergeben hätte. 1901 war nämlich das erste Jahr der letzten Krise, in dem auf der einen Seite die Warenpreise überaus hoch standen, während die Löhne schon einen starken Rückgang aufwiesen. Von einem solch ungünstigen Jahre ausgehend würde man ein schiefes Bild erhalten. Hier führe ich die Berechnung für die Periode 1901 bis 1906 an, um begreiflich zu machen, dass meine Lohnziffer für 1895 nicht zu niedrig angenommen sein kann. Wenn dies aber zugestanden wird, so ist das Ergebnis, dass die wirtschaftliche Lage der in berufsgenossenschaftlich organisierten Gewerbebetrieben beschäftigten Arbeiter von 1895 bis 1906 sich ganz merklich gehoben hat. Dieser hier geführte Nachweis könnte noch auf andere Weise ergänzt und in seiner annähernden Richtigkeit gestützt werden. Doch ist hier der Raum zu knapp, um diese wichtige Frage noch weiter zu erörtern. Wenn in dem neuesten Heft der *Neuen Zeit* ein Genosse *K.* ausführt, der *Vorwärts* hätte die »Wertlosigkeit« meiner statistischen Ermittelungen »dargetan«, so bekundet der Gute damit nur, dass er von den Dingen keine Ahnung hat, aber doch über sie urteilen zu können vermeint. Der *Vorwärts* hat sich nämlich mit dem Artikel der *Arbeitsmarktkorrespondenz*, der die Hebung der wirtschaftlichen Lage der Arbeiter in der Periode 1895 bis 1906 behandelte, überhaupt nicht beschäftigt, er hat ihn weder erwähnt noch gegen ihn polemisiert. Trotzdem hat nach dem gut unterrichteten Genossen in der *Neuen Zeit* der *Vorwärts* die Wertlosigkeit meiner statistischen Ermittelungen nachgewiesen.

Die grossgewerbliche Arbeiterschaft hat also ihre Ansprüche ans Leben steigern können: ein Resultat, das jeder Sozialist mit grosser Genugtuung begrüssen sollte. Denn glaubt man denn im Ernst, dass die intensive gewerkschaftliche Tätigkeit der Gewerkschaften seit 1895 auf die wirtschaftliche Lage der Arbeiterbevölkerung nicht die geringste Einwirkung ausgeübt haben sollte, glaubt man denn, dass die Aktivität der deutschen Arbeiterklasse auf wirtschaftlichem Gebiete zu weiter nichts geführt haben sollte als dass ihre Lage gleich geblieben wäre oder sich gar verschlechtert hätte? Sie hat sich gebessert, und sie hat sich sogar innerhalb der heutigen Wirtschaftsordnung gebessert und bessern können. Diese *heutige Wirtschaftsordnung* ist eben durchaus keine feste, starre Ordnung sondern der Umbildung, der Entwickelung unterworfen: die Warenhäuser, die Kombinationsbetriebe, die grossen Arbeiter- und Arbeitgeberorganisationen haben die *heutige Wirtschaftsordnung* seit 1895 ganz wesentlich verändert und keineswegs in einem für die sozialistische Entwicke-

lung ungünstigen Sinne. Das rein liberale Prinzip der privatkapitalistischen Ordnung hat auf weiten Gebieten schon seine Macht und Geltung verloren und wird sie immer mehr verlieren. Die wirtschaftliche Entwickelung wartet nicht auf einen bestimmten Tag, der einerseits den Abschluss der privatkapitalistischen Periode und andererseits den Anbruch einer sozialistischen Ordnung bedeutet, sondern sie verändert ihren Charakter allmählich nach den jeweiligen Bedürfnissen und Notwendigkeiten der Zeit. Die Ansätze sozialistischer Entwickelung sind heute schon zahlreicher und stärker, als man gemeinhin annimmt.

Wenn nun aber so die wirtschaftliche Lage der Arbeiterbevölkerung sich schon heute bessert und mit der zunehmenden Stärke der gewerkschaftlichen Organisation weiterhin verbessern wird, ist es denn nicht die einzig richtige Taktik sich auf den Boden der Wirklichkeit zu stellen, den Arbeitern zu zeigen, dass ihre Lage sich dank der wirtschaftlichen Entwickelung Deutschlands und dank ihren starken Organisationen gehoben hat, und ihnen die Mittel und Wege zu weisen, auf denen ein weiterer Aufstieg zu erreichen ist? Man fürchte doch nicht, dass das Streben nach einer besseren sozialen Lage bei wirtschaftlichem Fortschreiten aufhöre! Ganz im Gegenteil, die Ansprüche ans Leben wachsen mit der Höhe des sozialen Niveaus. Der Arbeiter wird die Ware *Arbeitskraft* immer wertvoller zu machen suchen, er wird durch eine kluge Arbeitsmarktpolitik ihren Preis zu steigern trachten. Das geschieht nun freilich nicht dadurch, dass man den Arbeitsmarkt stets und ständig so schwarz wie möglich schildert sondern dass man das jeweilige Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage möglichst genau zu ermitteln sucht. Wird da der *Vorwärts* wieder behaupten, ich hätte empfohlen, man möge den Arbeitsmarkt immer rosig schildern? Nein, jede Verschlechterung des Arbeitsmarktes soll anerkannt werden. Aber man soll auf der anderen Seite Verschlechterungen nicht übertreiben. Das ist's, was ich gesagt habe, und was ich nochmals sage.

Der Arbeiter ist Verkäufer der Ware *Arbeitskraft*. Die Bezahlung der Ware *Arbeitskraft* richtet sich in hohem Masse noch immer nach dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage. Wenn nun die Lage des Arbeitsmarktes übertrieben ungünstig geschildert wird, so zieht daraus nur der Arbeitgeber Nutzen. Wenn ich eine Ware verkaufen will, und ich verbreite in der Presse Nachrichten über die Lage des Marktes, die schwarz in schwarz gehalten sind, so werden die Käufer der von mir angebotenen Ware die übertrieben ungünstige Schilderung der Marktlage zu Preisdrückereien zu meinem Nachteil ausnützen. Genau so liegen die Verhältnisse auf dem Arbeitsmarkt. Wenn ein gewerblicher Niedergang im Anzuge ist, und die Arbeiterpresse malt den Horizont noch dunkler als er ist, so ist diese Taktik vom Standpunkte des Arbeitsmarktes so ziemlich die verkehrteste, die sich denken lässt. Man soll keine Verschlechterung vertuschen, aber man soll sich erst recht vor Übertreibungen ungünstiger Symptome hüten. Denn die Verkäufer der Ware *Arbeitskraft* haben von solchen Übertreibungen nur Schaden in ihrer wirtschaftlichen Position. Dass ich weit entfernt bin Schönfärberei zu treiben, davon könnte doch eigentlich der *Vorwärts* einige Kenntnis haben. Als ihm vorgeworfen wurde, dass seine Schätzung der Arbeitslosen für Berlin im Januar dieses Jahres übertrieben sei, da war ich es, der in den *Sozialistischen Monatsheften* seine Schätzung als zutreffend nachzuweisen suchte. Freilich ebenso bestimmt

werde ich mich gegen den *Vorwärts* erklären, wenn er sich in Übertreibungen ergeht, wie er dies in besonders hohem Grade bei den letzten Reichstagswahlen getan hat. Der *Vorwärts* hat den Ausgang der Polemik offenbar ganz vergessen. Sie entstand dadurch, dass er für die Wahlen 1907 das Wort *Hungerwahlen* geprägt hat, obwohl im Vergleich zu den Wahlen im Jahre 1903 sich die wirtschaftliche Lage der Arbeiterbevölkerung im Jahre 1906 ganz wesentlich gebessert hatte.

Gegenüber dem Festhalten an einem tatsächlich überwundenen Standpunkt muss immer und immer wieder gesagt werden, wie die Dinge liegen. Es steht für mich fest, dass die allmähliche wirtschaftliche Hebung der Arbeiterbevölkerung erkannt werden wird und muss. Eine genaue Kenntnis der wirtschaftlichen Lage und im besonderen der Lage des Arbeitsmarktes ist eben die Voraussetzung für eine wirksame gewerkschaftliche Tätigkeit. Hier kann eine Verkennung oder gar Verdunkelung der tatsächlichen Verhältnisse die fatalsten Konsequenzen haben. Solange nur Streiks von geringer Ausdehnung geführt wurden, so lange mochte man die Folgen für eine Inszenierung zur unpassenden Zeit denen überlassen, die den Streik begonnen hatten. Wir sind aber infolge der zunehmenden Zentralisation der Arbeiter- und Arbeitgeberorganisationen über die Periode der kleinen Kämpfe hinaus. Die Konflikte wachsen sich bei der Solidarität in beiden Lagern zu weitumfassenden Wirtschaftskämpfen aus, die man nicht leichthin beginnt. Hier gilt es vorher erst das wirtschaftliche Terrain genau zu sondieren, um danach die Chancen des Kampfes zu bemessen. Hier gilt es die Dinge mit photographischer Treue wiedergeben. Ebenso wichtig, vielleicht noch wichtiger ist aber eine genaue Erkenntnis der wirtschaftlichen Lage der Arbeiter für die Periode der Tarifverträge, in die wir doch auch in Deutschland nunmehr glücklich eingetreten sind. Für den Abschluss der Verträge selbst, für die grössere oder geringere Nachgiebigkeit ist immer und immer wieder eine genaue Orientierung auf dem Arbeitsmarkte und über das Verhältnis von Kapital und Arbeit notwendig. Man kann nicht zweierlei Erkenntnis in demokratischen Organisationen einführen: die eine für einen engeren Kreis Eingeweihter, die andere für die grosse Masse der Arbeiter. Endlich ist aber auch noch auf einen agitatorischen Gesichtspunkt hinzuweisen, der gebieterisch fordert, dass wir die Dinge nehmen, wie sie sind. Die Arbeiter schliessen sich Organisationen an, zahlen Beiträge, bringen Opfer. Die Gewerkschaftsbeamten arbeiten jahraus jahrein. Soll ein Einfluss all dieser Tätigkeit auf die Gestaltung der wirtschaftlichen Lage der Arbeiter überhaupt nicht zugestanden werden? Ist es nicht leichter die Organisationen zu stärken, wenn man darauf hinweist, dass dank der gewerkschaftlichen Tätigkeit die Lage der Arbeiter sich gebessert hat, als wenn man behauptet, unsere unausgesetzte Kleinarbeit weise keine Erfolge auf? Wie unsere Kartelle durch die Kraft des Zusammenschlusses die Marktlage auszunutzen vermögen, so können die Arbeiterorganisationen weitgehenden Einfluss auf die Verwertung der Ware *Arbeitskraft* ausüben. Sie tun es auch schon, wenn es sich auch statistisch bis auf Mark und Pfennig nicht nachweisen lässt. Nichts gibt den Arbeiterorganisationen grössere Anziehungskraft als wenn bei ihrer Werbearbeit darauf hingewiesen werden kann, wie sich die wirtschaftliche Lage der Arbeiter mit ihrem zunehmenden Zusammenschluss gehoben hat. Das sind Gründe genug,

die es notwendig machen den wissenschaftlich unhaltbaren Standpunkt zu verlassen, nach dem die Lage der Arbeiterbevölkerung sich innerhalb der heutigen Wirtschaftsordnung nicht bessern könne und nicht gebessert habe. Mit dieser Konzession an die Wirklichkeit wird man sicherlich nicht die Arbeiterschaft in Genügsamkeit einlullen; man wird vielmehr dadurch ihre Kräfte erst recht anspornen, da das Kämpfen um eine Verbesserung der wirtschaftlichen Lage auch schon für die lebende Generation Vorteile verspricht.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

PAUL HUG · DAS OLDENBURGISCHE BEISPIEL

OLDENBURG in Deutschland voran: so rauschte es vor kurzem durch den deutschen Blätterwald und auch durch den Wald der sozialdemokratischen Presse, als dem oldenburgischen Landtag eine Wahlrechtsvorlage zuging, die das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht brachte, während in Preussen dagegen die Einführung eines solchen Wahlrechts als dem Staatswohl nicht entsprechend bezeichnet wurde. Das Zentralorgan unserer Partei, der *Vorwärts*, brachte jene Parole in fettem Druck. Nun der Gesetzentwurf mit Hilfe der vier Sozialdemokraten angenommen ist, ist die oldenburgische Wahlreform nur reaktionäres Flickwerk, und die oldenburgische sozialdemokratische Fraktion hat die Partei verraten. Aber diese Fraktion hat trotz der *radikalen* Kritik aus dem Reich immer noch nicht das Gefühl sich und die Partei blamiert zu haben. Eher erscheint ihr das Verhalten des *Vorwärts* blamabel, der zuerst des Lobes über die Vorlage voll war und nachher die sozialdemokratischen Abgeordneten verdammte, die für sie stimmten.

In den *Sozialistischen Monatsheften* ist bereits kurz über die Haltung und die Motive der oldenburgischen Landtagsfraktion berichtet worden, die Genosse Bloch als »ein gutes Beispiel politischen Sinnes« bezeichnete. Dazu bemerkte das *Norddeutsche Volksblatt*: »Da die *Sozialistischen Monatshefte* in taktischen und theoretischen Fragen auf einem ausgesprochen revisionistischen Standpunkte und fast stets in striktem Gegensatze zu der führenden [!] Parteipresse stehen, ist ihre Stellungnahme selbstverständlich.« Nun, dieser Vorwurf des Revisionismus kann die Vier nicht erschüttern: es scheint das ja nur ein anderer Ausdruck für praktische Politik zu sein. Die Vier sind sich keinen Augenblick im Zweifel darüber gewesen, dass der Wahlrechtsentwurf grosse Mängel enthält, und sie haben nicht in das überschwängliche Lob eingestimmt. Sie haben für die Beseitigung der Bestimmungen gekämpft, die das bestehende Wahlgesetz verschlechtern, sie haben versucht Verbesserungen über das Gute hinaus, das die Reform bringt, durchzusetzen. Beides ist ihnen nicht gelungen. So haben sie denn für die Vorlage und auch für eine Verschlechterung des bisherigen Zustandes, für die Verlängerung der Wahlperiode von 3 auf 5 Jahre gestimmt.

Von den sich *radikal* gebärdenden Parteiblättern ist der Fraktion namentlich das als Prinzipienverletzung angerechnet worden, dass ihr Redner zur Begründung der Abstimmung unter anderm auch anführte: die Fraktion wolle nicht, dass man ihr im Lande den Vorwurf mache, sie verschmähe den Sperling in der Hand, weil sie die Taube auf dem Dache nicht bekommen könne.

Und doch bildet diese Motivierung nur einen allgemeinen Grundsatz, nach dem sich auch unsere Abgeordneten im Reichstag stets richten und zu richten haben. Unsere Reichstagsfraktion müsste endgültig darauf verzichten auch nur im geringsten an Reformen mitzuarbeiten, wenn sie, der Leipziger Parole folgend, jenes Korrektiv der öffentlichen Stimmung ignorieren wollte. Unsere Partei muss mit Rücksicht auf die Massen da draussen, die sie gewinnen will, positive parlamentarische Arbeit leisten, mag sie auch noch so geringe Ergebnisse bringen, wenn diese nur derart sind, dass man von ihnen ausgehend weitere von grösserer Bedeutung später erlangen kann. Man braucht damit durchaus keinen Stimmenfang zu treiben, aber man kann damit die Aufklärungsarbeit erleichtern und fördern. Mit dem Reden im Parlament allein ist es nicht getan, die Arbeiterwähler erwarten auch reale Erfolge von ihren Vertretern. Dadurch wird nicht etwa die Anspruchslosigkeit gefördert. Im Gegenteil, jeder Erfolg schliesst das Verlangen und die Möglichkeit weiterer Erfolge in sich. In der oldenburgischen Bevölkerung hätte man es mit verschwindenden Ausnahmen einfach nicht verstanden, wenn wir wegen der Verlängerung der Wahlperiode die Wahlreform zu Fall gebracht und dadurch die Beseitigung der verhassten, korrumpierenden indirekten Wahl verhindert hätten.

Indes, dieser agitatorische Gesichtspunkt bildete keineswegs den einzigen oder auch nur den Hauptbeweggrund für die Entscheidung der Fraktion. Ausschlaggebend war vielmehr die Erwägung, dass im Falle des Scheiterns des Gesetzentwurfs in absehbarer Zeit ein besserer nicht vorgelegt werden würde; man musste damit rechnen, dass ein neuer Entwurf als Grundlage das Pluralwahlsystem erhalten würde. Die Erklärung des Fraktionsredners schloss daher mit folgenden Worten:

»Wenn ich trotz des inneren Widerstrebens mich für den Mehrheitsantrag [Annahme der Regierungsforderung] erklärt habe, so geschah das aus dem einen Grunde, den ich auch im Ausschuss betont habe: weil wir nicht die Verantwortung für das Scheitern des Gesetzes übernehmen wollen. Denn, wie die Dinge liegen, scheint uns das Zustandekommen eines besseren Gesetzes für lange Zeit ausgeschlossen. Man würde uns auch bei der Wahlagitation im Lande, mangels anderer, besserer Gründe, vorwerfen: wir Sozialdemokraten ständen auch in diesem Punkte auf dem Standpunkte des *Alles oder nichts.*«

Man hat nun gesagt, die vier Sozialdemokraten hätten gar nicht die Verantwortung für das Scheitern des Gesetzes zu fürchten brauchen, denn es sei ohnehin einer grossen Mehrheit sicher gewesen. Abgesehen von der Seltsamkeit einer solchen Argumentierung, die offen eingesteht, dass man im Grunde das gern haben will, was man offiziell verwirft, ist dazu zu bemerken, dass man in einem Parlament, in dem die Fraktionen nicht nach Parteianschauungen fest gegliedert sind — die unsrige ausgenommen — vor einer Abstimmung fast niemals mit Sicherheit das Ergebnis voraussehen kann. Es gibt in Oldenburg einflussreiche Kreise, denen die Wahlreform viel zu weit ging, und die bessere Kautelen gegen eine Überflutung des Landes mit sozialdemokratischen Stimmen verlangten, als die Regierungsvorlage sie vorsah. Vor allem verlangten sie das Pluralwahlrecht für den Besitz. Ferner steht es fest, dass der Landesfürst nur widerwillig seine Zustimmung zu der Reform gegeben hat, heute sie dazu überhaupt nicht mehr geben würde. Es ist endlich eine Tatsache, dass die preussische Regierung sehr verschnupft darüber gewesen ist und noch ist, dass der kleine Nachbarstaat das allge-

meine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht einführen will, das sie für ihren eigenen Gebrauch so schroff zurückweist. Es ist ein offenes Geheimnis, dass der oldenburgischen Regierung darüber Vorhaltungen gemacht worden sind, die — man mag das noch so sehr bedauern oder verurteilen — sie bestimmt haben nur dann das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht zu gewähren, wenn der Landtag der 3jährigen Anwesenheitsdauer im Grossherzogtum und der Verlängerung der Wahlperioden von 3 auf 5 Jahre zustimmt. Dazu gab es auch im Landtage Elemente, die die Wahlreform nicht wollten, weil sie ihnen zu weit ging. Die beiden bürgerlichen Abgeordneten, die im Ausschuss gegen die Verlängerung der Wahlperiode stimmten, taten es nicht, weil ihnen das als eine Verschlechterung erschien, sondern, weil sie am liebsten das ganze Gesetz, das ihnen in anderen Punkten zu liberal war, scheitern lassen wollten. Bei der Haltung, welche der eine zur direkten Wahl, der andere zur Wahlkreisgeometrie eingenommen hatte, musste man erwarten, dass sie und ihre Freunde, im ganzen etwa 15 bis 17 Abgeordnete, gegen den Regierungsantrag stimmen würden. Hätten die Sozialdemokraten aus grundsätzlicher Gegnerschaft gegen die Verlängerung der Wahlperiode mit ihnen gestimmt, so wäre, da mehrere Abgeordnete fehlten, der Regierungsantrag abgelehnt worden und dadurch die Reform gefallen. Die Geschäfte der reaktionären ultramontanen und bauernbündlerischen Abgeordneten zu führen, dazu fühlten wir Sozialdemokraten keinen Beruf. Freilich kam es bei der Abstimmung dann anders. Aber das konnte uns niemand im voraus garantieren; sonst hätten wir uns den Ruhmeskranz der *Unentwegtheit* leicht erwerben können.

Zur Beurteilung der Frage, ob die Vorteile des neuen Wahlgesetzes seine Verschlechterungen aufwiegen, sei folgendes mitgeteilt:
Das oldenburgische Landtagswahlrecht ist gleich und geheim, aber indirekt und nicht allgemein. Wahlberechtigt und wählbar sind nur geborene oder naturalisierte Oldenburger über 25 Jahre, alle anderen nicht. Das Wahlrecht besitzen auch nicht die Dienstboten, Knechte sowie Gewerbe- und Handlungsgehilfen, die beim Arbeitgeber Kost und Logis haben, auch wenn sie Oldenburger sind. Die Regierungsvorlage machte nun den Vorschlag allen diesen, auch den Nichtoldenburgern, das Wahlrecht zu verleihen, ausserdem die direkte Wahl einzuführen. Sie verlangte aber als Kompensationen folgende Beschränkungen: 1. Jeder Wähler muss 3 Jahre in Oldenburg gewohnt haben. 2. Die Zahl der Wahlkreise bleibt auf 18, die der Abgeordneten auf 44 beschränkt, ohne Rücksicht auf die Vermehrung der Bevölkerung, die bisher automatisch bestimmend war. 3. Die Gruppenwahl (2 bis 5 Abgeordnete für jeden Kreis) bleibt bestehen; nur 3 Kreise erhalten je 1 Abgeordneten. 4. Die Wahlperiode wird von 3 Jahre auf 5 Jahre verlängert. Im Ausschuss wie bei der ersten Lesung im Plenum bekämpften die sozialdemokratischen Abgeordneten nicht nur diese Bedingungen, sondern stellten noch weitergehende Forderungen auf, wie Frauenwahlrecht, Herabsetzung der Wahlmündigkeit und gerechte Wahlkreiseinteilung. Als der Gesetzentwurf aus der ersten Lesung herauskam, hatte er folgende Gestalt: Die direkte, allgemeine und gleiche Wahl war beschlossen, die Gruppenwahl aber abgelehnt; für jeden Wahlkreis sollte 1 Abgeordneter gewählt werden. Auch die Festlegung der Wahlkreise und der Abgeordnetenzahl war abgelehnt, die Entwickelung der

Bevölkerung sollte nach wie vor bestimmend sein. An der 3jährigen Wahlperiode wurde gleichfalls festgehalten. Also von den 4 oben genannten Kompensationen hatte die Regierung nur eine einzige durchzubringen vermocht. Zur zweiten Lesung liess sie nun die unter 2 und 3 genannten Bedingungen selber fallen, hielt aber an der Verlängerung der Wahlperiode von 3 auf 5 Jahre als einer *conditio sine qua non* fest. Um das Gesetz nicht scheitern zu lassen, beschloss die Mehrheit des Landtags, darunter auch die sozialdemokratische Fraktion, diese Bedingung in den Kauf zu nehmen.

Trotz der beiden Bestimmungen über die Karenzzeit und die Wahlperiode sind die Vorteile der Wahlreform für die Arbeiter sehr gross. Sie bestehen im wesentlichen in folgendem:

1. Durch den Wegfall der Erwerbung des Staatsbürgerrechts und die Ausdehnung des Wahlrechts auf die Unselbständigen vermehrt sich die Zahl der Wahlbrechtigten um mindestens 40 bis 50 %. Das zeigt ein Vergleich mit der Zahl der Kommunalwähler zur Evidenz.

In der Gemeinde Bant gab es im Jahre 1905, als die Naturalisation mit Hochdruck betrieben wurde, nur 1273 Landtagswähler, dagegen 2800 Gemeindewähler. In der Gemeinde Osternburg bei der Stadt Oldenburg gab es 1905 nur 200 Landtagswähler, dagegen 600 Gemeindewähler. In der Gemeinde Schwartau gab es 250 Landtagswähler und 550 Gemeindewähler. Diese werden, wie die 2800 Gemeindewähler in Bant, sofort Landtagswähler, wenn das neue Wahlgesetz in Kraft tritt. Es ist das eine Vermehrung der Landtagswähler um 100 %. Die Vermehrung der Wähler stellt sich aber noch günstiger, weil für das Wahlrecht in der Gemeinde eine 3 jährige Anwesenheit in dieser, für das Wahlrecht zum Landtage aber eine 3jährige Anwesenheit im ganzen Grossherzogtum notwendig ist.

2. Durch die Beseitigung der indirekten Wahl hört für die Arbeiter die Schwierigkeit auf Wahlmänner, und namentlich sozialdemokratische Wahlmänner, zu bekommen.

3. Mit der Beseitigung der Gruppenwahl hören die Wahlkompromisse und damit die üblichen Enttäuschungen über die Unzuverlässigkeit und über die Treulosigkeit der anderen Parteien auf.

Bezeichnend für die Wertung des Gesetzes sind die Befürchtungen, die man nunmehr in den Kreisen unserer Gegner hegt. Man sieht dort schon den Landtag den Sozialdemokraten ausgeliefert. Diese Befürchtung ist unbegründet. Aber das steht fest: Auf einen oder zwei Wahlkreise wie jetzt wird die sozialdemokratische Vertretung nicht mehr beschränkt bleiben. Die Furcht vor einer ausserordentlichen Vermehrung der Sozialdemokraten hat auch den Antrag geboren, nach dem nicht die Bevölkerungszahl allein sondern auch die Steuerfähigkeit und die Bodenfläche für die Wahlkreiseinteilung massgebend sein sollte. Mit knapper Not, mit einer Stimme Mehrheit ist dieser Antrag abgelehnt worden. Wäre er angenommen worden, so hätte zum Beispiel der Bezirk, in dem Bant liegt, der jetzt durch 3 Abgeordnete vertreten wird und der demnächst 4 Abgeordnete zu wählen hat, in Zukunft unter dem neuen Wahlgesetze nur deren 2 erhalten.

Das ist die Sachlage. Meine Kollegen und ich haben es nach gewissenhafter Prüfung des Für und Wider für unsere Pflicht gehalten das wenige Schlechte der Wahlreform herunterzuschlucken, um das Gute zu erhalten, in der Überzeugung, dass von dieser neuen Position aus ein noch vollkommeneres Wahlrecht leichter zu erkämpfen ist als von der alten. Wir mussten den Widerspruch und die Kritik der berufsmässigen Parteiretter erwarten und halten

ihm auch stand. Einen Widerruf gibt es nicht. Wie die deutsche Partei den *Prinzipienverrat* der bayrischen Genossen ertragen hat, die die Wahlmündigkeit von 21 Jahren preisgeben mussten; wie sie nicht daran zu grunde ging, dass die württembergischen Genossen für das gleiche Wahlrecht die erste Kammer hinnehmen mussten, dass in Baden das gleiche Wahlrecht mit Hilfe der Genossen an die badische Staatsangehörigkeit, eine 2jährige Karenzzeit und eine 4jährige Wahlperiode gebunden ist, so wird sie auch ob der Zustimmung der sozialdemokratischen Fraktion zu der Wahlreform in Oldenburg keinen Schaden nehmen. Zu wünschen wäre es vielmehr, dass das oldenburgische Beispiel in Preussen seine Nachahmung finde; wie zufrieden würde die Partei sein, wenn die Einführung des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts für den preussischen Landtag mit Opfern s o l c h e r Art erkauft werden könnte!

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

OTTO HUE · DIE SOZIALPOLITIK DES REICHS

MEISTENS sprachen die Volksvertreter im Reichstag vor fast leeren Bänken. Weder die Personen und die Parteistellung der Redner noch weniger die von ihnen vorgetragenen Angelegenheiten machen diese Interesselosigkeit begreiflich. Ob es sich um fachgewerbliche, volkshygienische oder versicherungsgesetzliche Wünsche, um einen nationalliberalen, konservativen, antisemitischen, polnischen, freisinnigen, sozialdemokratischen oder Zentrumsredner handelte: das *hohe Haus* wies gähnende Leere auf. Die sozialpolitischen Debatten des Reichstages litten in diesem Jahre unter einer nach meinem Empfinden verstärkten Indifferenz. Nachdem der Nachfolger des Grafen Posadowsky sich einigemal vorgestellt hatte, vermochten auch seine Auslassungen nur selten eine stattlichere Zahl der Mitglieder des Hauses aus den Wandelgängen herbeizulocken.

Woher diese Teilnahmlosigkeit so vieler Parlamentarier? Einfach, weil sie sich resigniert sagen: Es wird ja doch nicht anders! Bei Beginn der Legislaturperiode ging ein Regen von Initiativanträgen, Resolutionen und Interpellationen auf uns hernieder. So gut wie alles ist noch unerledigt. Wer die Drucksachen liest, findet unter den wichtigsten bürgerlichen Anträgen recht viele alte s o z i a l d e m o k r a t i s c h e Bekannte. Ein Vergleich mit den betreffenden Anträgen, die die Sozialdemokraten teilweise schon in den siebziger Jahren gestellt haben, wird das beweisen; nur redaktionelle Änderungen sind vorgenommen. »Immer noch ist es die Sozialdemokratie, die drängt, und es ist ihr Weg, auf dem man geht«, schrieb Dr. W. M. Schulz — übrigens ein Gegner unserer Partei — neulich in den *Preussischen Jahrbüchern*. Allerdings, unsere Anregungen, noch vor wenig Jahren *phantastisch, auf Hetze berechnet* genannt, feiern jetzt ihre Auferstehung in bürgerlichen Gesetzesvorschlägen, was — mögen die Motive sein wie sie wollen — uns doch zur Genugtuung gereicht. Man muss anerkennen, dass die Sozialdemokratie in ihrer positiven Wirksamkeit den Zeitbedürfnissen entspricht. Aber obgleich die eine und die andere bürgerliche Partei in ihren Anträgen den von der sozialdemokratischen Kritik vorgezeichneten Reformweg betreten hat, ist die sozial-

politische Gesetzgebung Deutschlands seit Jahren unfruchtbar geblieben. Das empfinden selbst solche Parlamentsmitglieder, die es nicht eingestehen. Aus diesem Gefühl entsteht die Resignation, die im leeren Sitzungssaal sich demonstrativen Ausdruck verschafft. Es kommt jetzt häufiger vor, dass auch bürgerliche Sozialpolitiker auf ausländische soziale Gesetze als Muster hinweisen.

Zweifellos ist der Einfluss des Reichstages auf die Regierungsmassnahmen aussergewöhnlich gering, wenn man den Einfluss der Volksvertretungen in England, Frankreich und Belgien damit vergleicht; ja, auch der österreichische Reichsrat hat sich bei der Regierung mehr Respekt zu verschaffen gewusst als der deutsche Reichstag. Der Reichstag ist eigentlich nicht mehr als eine beratende, begutachtende Körperschaft; wie seine Beschlüsse vom Bundesrat behandelt werden, dafür spricht allein schon das Kapitel der Etatsüberschreitungen eine beredte Sprache. Wie man sich bettet, so schläft man! Der Reichstag hat mit Lammsgeduld immer wieder an die *höhere Einsicht* der Regierung appelliert. Nachdem er sich einmal mit der bescheidenen Rolle eines Mitläufers begnügt hatte, war die Ignorierung so vieler Beschlüsse und Wünsche der Volksvertreter durch die Regierung eine einfach logische Folge. Nun ist auch in den Parlamentarierkreisen eine entsagende Verdrossenheit eingekehrt. Alljährlich die selben Klagen und Beschwerden, alljährlich das Bewusstsein, am Tatbestand wird nichts geändert: das treibt auch die arbeitseifrigsten Volksvertreter entweder dem entsagenden Gleichmut in die Arme oder reizt zum lebhafteren Protest. Wir Sozialdemokraten resignieren nicht sondern protestieren. Aber es ist eine masslose Übertreibung, wenn behauptet wird, die Sozialdemokratie liesse an der deutschen sozialen Gesetzgebung kein gutes Haar. Im Gegenteil, wir haben ihre Bedeutung nach Gebühr gewürdigt. Selbst wenn wirklich völlig absprechende Urteile von Sozialdemokraten vorlägen, ist mit Leichtigkeit nachzuweisen, dass auch bürgerliche Kritiker durchaus wegwerfende Erklärungen zum Beispiel über den Wert der Invaliditäts- und Altersversicherung veröffentlicht haben. Wie nun gar erst die nächstbeteiligte Arbeiterschaft über die Praxis der Versicherungsgesetzgebung denkt, davon spürt man in den Parlamentsreden christlichnationaler Arbeiterführer nur einen schwachen Hauch. Draussen im Lande klingt's anders. Da erklären unter Umständen christliche Gewerkvereinssekretäre, die Sozialdemokraten forderten noch zu wenig. Sollten also Übertreibungen vorgekommen sein, dann sicher nicht nur auf sozialdemokratischer und freigewerkschaftlicher Seite. Übertrieben wird auf allen Seiten, mit dem Lobe wie mit dem Tadel. Den deutschen Delegierten auf den internationalen Bergarbeiterkongressen ist es zu danken, dass die Delegierten von England, Frankreich und Belgien eine genauere Kenntnis von der deutschen Versicherungsgesetzgebung erlangten, dass sie sich nun bemühen ihre unbestrittenen Vorzüge unter Vermeidung ihrer ebenso unbestreitbaren Fehler auch in der Gesetzgebung ihrer Länder zur Geltung zu bringen. Vor acht Jahren haben wir in Paris den ausländischen Bergarbeiterdelegierten eingehende Informationen gegeben über die deutsche Arbeiterversicherung. Wir können heute mit Genugtuung feststellen, dass seitdem sowohl in den Parlamenten als auch auf den Nationalkongressen Englands, Frankreichs und Belgiens die Bergarbeitervertreter das Gute an der deutschen Arbeiterversicherung wiederholt zur Nachahmung empfohlen haben. Dennoch wird das Vorhandensein grosser organischer

Mängel in unserer Unfall- und Invaliditätsversicherung, von häufigen Fehlgriffen in der Administration auch von nichtsozialdemokratischen Abgeordneten in den Reichstagsdebatten zugegeben. Die Verringerung der bewilligten Invalidenrenten von 174 508 im Jahre 1903 auf 134 563 in 1907, trotz grosser Zunahme der Versicherten, ist unbestreitbar. Kein rechtdenkender Mensch wird die Rentenzahlung an Unberechtigte befürworten, aber die Darstellung von seiten der Regierung entspricht doch nicht den Tatsachen. Diese behauptet, die vielen Rentenentziehungen seien — abgesehen von etwaigen »wenigen begreiflichen Fehlsprüchen« — auf grund eingehender Würdigung der körperlichen Verhältnisse der Rentenempfänger erfolgt. In Wirklichkeit können unsere Arbeitersekretäre mit einem erdrückenden Gegenmaterial dienen. Das Rentenfestsetzungs- und Entziehungsverfahren wird viel zu sehr schematisch betrieben, berücksichtigt viel zu wenig die Individualität des Betreffenden. Das kann man aussprechen ohne den zuständigen Instanzen den guten Glauben abzusprechen. Desgleichen ist es angebracht hier festzustellen, dass recht viele versicherungsgesetzliche Klagereden im Reichstag belanglos geworden wären, hätte man nur bei der Entstehung und Amendierung der Versicherungsgesetze die von sozialistischer Seite gestellten Verbesserungsanträge angenommen.

Indessen haben die Erörterungen über die Versicherungsgesetzgebung nicht die meiste Zeit des Reichstages in Anspruch genommen, vielmehr waren es die Beschwerden über den unzureichenden Arbeiterschutz. Wie berechtigt sie sind, sagt uns schon der letzte Bericht über die Rechnungsergebnisse der Berufsgenossenschaften. 645 583 Unfälle sind 1906 zur Anmeldung gekommen, gegen 609 160 im Vorjahre. Für die gewerblichen Berufsgenossenschaften stieg von 1902 bis 1906 die Zahl der pro 1000 Vollarbeiter angemeldeten Unfälle von 45,99 auf 59,89. Innerhalb des letzten Jahrfünfts sind allein 24 820 gewerbliche Arbeiter tötlich verunglückt. Eine unübersehbare Menge zerstörten Menschenglücks, ein unwiederbringlicher Verlust unserer Volkswirtschaft. Wer möchte das nicht bessern, wer hätte ein Interesse an der Zunahme des Blutstroms? Kein Mensch. Aber es ist charakteristisch, mit welcher Energie die landwirtschaftlichen Vereine den Kampf gegen die Auszahlung der *kleinen Unfallrenten* (20 oder 25 % des infolge Erwerbsverminderung entgangenen Lohnes) führen. Sie sollen sämtlich entzogen werden. Dieser ausserordentliche Schlag würde 40 bis 50 % der Unfallrentner treffen und sich logischerweise nicht auf die landwirtschaftlichen Unfallverletzten beschränken. Der Regierungsvertreter sprach sich nicht unbedingt gegen die agrarischerseits geforderte Rentenquetsche *en masse* aus. In der Petitionskommission des Reichstages wurde sogar eine entsprechende Petition des *Rheinischen Bauernvereins* nicht durch Übergang zur Tagesordnung erledigt, sondern eine Mehrheit von Konservativen, Zentrumsleuten — nur ein Zentrumsabgeordneter stimmte dagegen —, Nationalliberalen, Antisemiten und Christlichsozialen überwies die Rentenquetschpetition dem Reichskanzler als Material. Kann man durch Rentenentziehungen die Ursachen der frühzeitigeren Arbeiterinvalidität und der steigenden Unfälle ausrotten? Der Staatssekretär gab zu, dass sich zum Beispiel die Dauer der Arbeitsfähigkeit der Grubenarbeiter in auffallender Weise verkürzt hat. Von den neu invalid gewordenen preussischen Knappschaftsmitgliedern waren 1896 rund 11 %, 1906 aber 24 % noch nicht

älter als 35 Jahre. Diese Tatsache bestritt auch Herr von Bethmann-Hollweg nicht; er stellte Ermittelungen über die Ursachen dieser Erscheinung in Aussicht. Würden für die schwere Eisen- und Stahlindustrie, für die chemische Industrie, für die Textilindustrieen auch Spezialstatistiken hinsichtlich der Arbeiterinvalidität existieren, ich glaube, die Bergarbeiterinvalidenstatistik erhielte eine schlimme Ergänzung. Von 1000 Versicherten erlitten Unfälle in der Knappschaftsberufsgenossenschaft 127,52, in der Brauerei- und Mälzereiberufsgenossenschaft 126,83, in der rheinisch-westfälischen Hütten- und Walzwerksberufsgenossenschaft sogar 198,41. Wie kommt es, dass an sich ungefährlichere Berufe doch unfallreicher sind als ein anerkannt sehr gefährlicher, wie der des Grubenarbeiters? Diese Frage beantworten heisst die grossen Mängel unserer Unfallverhütung, unserer Arbeiterschutzgesetzgebung blosslegen.

Das haben vor allen die sozialdemokratischen Redner tun müssen, weil es nationale Pflicht ist fressende Wunden am Volkskörper zu zeigen, um den Arzt zur Heilung zu veranlassen. Da dies Jahr für Jahr geschehen ist, ohne dadurch die Gesetzgebungsmaschine in Gang zu bringen für die Schutzbedürftigen, so kann man es den Mahnern wirklich nicht verdenken, wenn ihre Kritik schärfer, ihr Ton leidenschaftlicher wird. Nahmen doch auch in dieser Session die konservativen und klerikalen Redner die Parlamentstribüne sehr ausgiebig in Anspruch, um wichtige Interessen ihrer Klientel zu vertreten. Wenn die Regierung den Anträgen der Volksvertreter hinsichtlich der Inaugurierung eines wirksamen Arbeiterschutzes, einer freiheitlichen Regelung des Vereins-, Versammlungs- und Gewerkschaftsrechtes ebenso bereitwillig entgegenkäme wie den Anregungen von rechts, so wären die betreffenden Abgeordneten nicht genötigt immer wieder die selben Beschwerden vorzutragen, und die von keiner Seite wohltuend empfundene Ausdehnung und Verzettelung der Debatten unterbliebe. Auch die Wortführer des gewerblichen Mittelstandes haben ganze Sitzungen mit ihren Protesten gegen die Bevorzugung des Grosskapitals und gegen die nach ihrer Ansicht zu starke soziale Belastung des Handwerks ausgefüllt.

Unser Wirtschaftsorganismus ist eben ausserordentlich kompliziert. Viele Interessen kreuzen sich. Das agrarische Kapital protestiert gegen die grosskapitalistische Syndizierung, die industriellen Syndikalisten weisen auf die infolge der Nahrungsverteuerung notwendig gewordenen Lohnsteigerungen hin und behaupten eine bedeutende Erhöhung der industriellen Selbstkosten. Im Lager der Industriellen kämpfen die Käufer und Verbraucher von Rohstoffen und Halbfabrikaten gegen die syndikalistische Monopolisierung von Kohle und Eisen. Die Handwerker und kleinen Kaufleute klagen über erdrückende Konkurrenz der Grossindustriellen und der riesigen Warenhäuser. Hüben wie drüben fallen die schwersten Anschuldigungen. Das Parlament hallte tagelang von diesen Interessenkonflikten wieder. Mehrere Sitzungen hat man vornehmlich über die Bedeutung und Wirkung der Syndikate und Kartelle debattiert, um schliesslich als Lückenbüsser eine vom Zentrum beantragte, sehr harmlose Resolution anzunehmen. Wenn grundsätzlich die Syndikats- und Kartellfrage behandelt wird, wie das wiederholt von sozialistischen Rednern getan wurde, dann stösst man auf das Grundproblem unserer Zeit. Konstitution und Entwickelungstendenz unseres Wirtschaftssystems werden aufgerollt. Wer etwa

glaubt mit harmlosen Vorschlägen wie die Zentrumsresolution den kapitalistischen Monopolgesellschaften beikommen zu können, der kann sich nicht klar sein über die Proteusnatur dieser Bildungen. Während man sich noch über die Struktur des Kohlensyndikats unterhält, gehen hochbedeutsame Fusionen zwischen den Syndikatswerken vor sich, die in der Richtung der Vertrustung unserer massgebenden Industrieen liegen. Die Reichstagsresolution über das Kartellwesen ist eigentlich schon überholt. Diese Fusionen von Rohmaterial, Halbfabrikat, Weiterverarbeitung und höchstwertiger Fertigfabrikation stellen uns wieder vor ganz andere Aufgaben. Sollen sie gelöst werden, dann müssen die landläufigen Vorstellungen von dem Privateigentum an den Produktionsmitteln im sozialistischen Sinne umgewertet werden.

Der Zusammenhang zwischen der sozialgesetzlichen Unfruchtbarkeit — insoweit sie den notwendigsten Arbeiterschutz betrifft — und der wirtschaftspolitischen Macht der grosskapitalistischen Syndikalisten ist unverkennbar. Es ist nicht so, dass die Staatssekretäre von den Syndikaten und Kartellen etwa vorgeschrieben erhielten, was sozialgesetzlich zu tun sei. In dieser groben Form wird die rührige Nebenregierung sicher nicht ausgeübt. Aber man erinnere sich nur, wie entschieden die Regierungsvertreter sich der reichsgesetzlichen Regelung des Bergrechts und der Bergarbeiterangelegenheiten entgegenstemmen, während längst Bergrechtstheoretiker ersten Ranges wie Professor Arndt und die Bergarbeiterkongresse aller Schattierungen aus allgemeinen und speziellen Gründen diese Materien reichsgesetzlich zu ordnen wünschen. Würde der Reichstag zuständig sein, wo heute nur die Landtage berufen sind, dann könnte sich die Regierung wenigstens nicht hinter dem Kompetenzkonflikt verschanzen. Auch die unzweifelhaft enorm angewachsene Erbitterung der Rohstoffkäufer gegen die Preisschraubereien der Syndikate bekäme dann im Reichsparlament einen ganz anderen Resonanzboden. Im preussischen Landtag zumal haben die grossindustriellen Monopolisten eine starke Stütze. Und was nützt es überhaupt, dass man im Reichstag die Privatmonopole kritisiert, von der Gesetzgebung Remedur fordert, wenn der preussische Bergwerksfiskus selbst, der nur im Landtage Rechenschaft abzulegen hat, genau ebenso handelt wie die Kohlen-, Koks- und Brikettsyndikate? Im neuesten Geschäftsbericht der *Oberschlesischen Eisenindustrieaktiengesellschaft* heisst es, der oberschlesische Bergfiskus habe den Kokskohlenpreis von 1905 bis 30. Juni 1907 von 6,50 auf 7,80 pro Tonne erhöht. Obschon im zweiten Semester 1907 die Abflauung auf dem Walzeisenmarkt bemerkbar war, erhöhte der Fiskus den Kohlenpreis auf 8,20 Mark und war, obgleich die schwere Depression in der Eisen- und Stahlindustrie inzwischen weltbekannt wurde, nicht zu bewegen die Preise für das erste Semester 1908 herabzusetzen. Also genau das selbe, was dem rheinisch-westfälischen Kohlensyndikat zum schwersten Vorwurf gemacht wird, praktiziert auch der preussische Bergfiskus. Schon darum ist es überflüssig nun noch erst darzulegen, warum die Reichstagswünsche betreffend die Einschränkung der Herrschaft der Privatmonopolisten von der Regierung ignoriert werden.

Frappant sind die Vorgänge in Sachen des Hüttenarbeiterschutzgesetzes. Nachdem sozialdemokratischerseits zuerst 1904, dann nachdrücklicher 1906 die schwere Bedrohung der Arbeitergesundheit in den Hochofen-, Hütten- und Walzwerken geschildert worden ist, haben sich auch bürgerliche Sozialpolitiker

mit dieser *terra incognita* unserer Arbeiterschutzgesetzgebung beschäftigt. Mit grosser Mehrheit wurde die Reichsgesetzgebung zum Einschreiten aufgefordert. Von keiner parlamentarischen Seite ist aber ein landesgesetzliches Eingreifen verlangt worden, in keinem Falle wurde behauptet, die Hüttenwerksmissstände seien nur in Preussen zu finden. Verlangt wurden vorläufig Bundesratverordnungen und gleichzeitig Erhebungen durch die arbeitsstatistische Kommission im Reichsamt des Inneren. Plötzlich kommt die Nachricht, das — preussische Handelsministerium stelle die vom Reichstag gewünschten Erhebungen an. Der preussische Minister ist dem Reichstag gegenüber nicht verantwortlich; was auch im preussischen Handelsministerium geschehen sollte, der Reichstag hat darauf verfassungsgemäss keinen Einfluss. Durch diese Schiebung soll also der Reichstag auch für den Hüttenarbeiterschutz ausgeschaltet werden. Die Art der vom preussischen Ministerium beliebten Enquete schliesst eine objektive Klarstellung der Hüttenwerkszustände überhaupt aus.

Diese Vorgänge beweisen doch unwiderleglich, dass die Regierung sich scheut in die Arbeiterverhältnisse der machtvoll syndizierten und kartellierten Industriellen reichsgesetzlich einzugreifen. Mit Recht hat im vorigen Jahre der Abgeordnete Naumann hervorgehoben, hier läge die Achillesferse unserer sozialen Gesetzgebung. Die gewerkschaftlichen Tarifabschlüsse, die gemeinnützigen Erfolge auf dem Gebiete der Modernisierung des Arbeitsvertrages beschränken sich fast nur auf die kleinen und mittleren Betriebe. In der schweren Grossindustrie (Kohle, Erze, Salze, Eisen, Stahl, Web- und Spinnstoffe, chemische Fabrikate) dominiert der absolute Werksherr. Hier sind die gewaltigen Syndikate und Kartelle zu Hause. Vor diesen gerade hat die vorbeugende soziale Gesetzgebung Halt gemacht. Wo der Schutz der Staatsmacht den Ausgenutzten am notwendigsten ist, da hat er bisher nicht nur versagt, sondern die Regierung bemüht sich auch, wie gezeigt, diesen unnatürlichen Zustand aufrecht zu halten. Da man schlechterdings, wenn schon einmal durch Gewerbegesetznovellen oder Spezialgesetze den prinzipiellen Arbeiterschutzgesetzforderungen nachgekommen werden soll, die schwere Industrie erst recht nicht ausnehmen kann, so unterbleibt eben ganz eine grosszügige soziale Gesetzgebung. Wenn wir auch bereit sind den einzelnen Regierungsvertretern den guten Willen zur sozialen Tat zuzubilligen: die Tat ist doch nun einmal nicht zur Ausführung gelangt.

Nebenbei gesagt, macht der neue Staatssekretär des Innern, Herr von Bethmann-Hollweg, ebenso wenig den Eindruck eines Nurbureaukraten wie sein auffallend plötzlich verabschiedeter Vorgänger. Aber ich glaube, er und seine Mitarbeiter werden besser wissen als ich es sagen kann, wie wenig doch der gute Wille des einzelnen gegenüber dem massigen Einfluss der grossindustriellen Syndikalisten ausmacht, hinter denen ja die weltumspannende Macht des internationalen Bankenkapitals steht. Was das bedeutet, hat uns allen die *Hibernia*affäre gezeigt.

Wenn wenigstens der Bewegungsfreiheit der Schwächeren keine polizeilich-bureaukratischen Schranken gezogen würden! Der schon oben erwähnte Dr. Schulz setzt in seinem Artikel in interessanter Weise auseinander, in Nordamerika sei das »Geschrei nach Staatshilfe« nicht so allgemein wie in Deutschland, weil dort der ohne polizeiliche Bevormundung erzogene Bürger

sich mehr auf die Selbsthilfe verlege. In Preussen-Deutschland dagegen geht neben dem Bürger von der Wiege bis zum Grabe die fürsorgliche Staatsautorität in Gestalt der Polizei, was das Selbstgefühl des Überwachten nicht kräftigen kann. Statt durch Lösung der polizeilich-bureaukratischen Fesseln dem Deutschen das arbeitsfrohe Selbstbewusstsein, den Trieb nach Selbsthilfe zu stärken wird uns jetzt wieder durch das Reichsvereinsgesetz der Bevormundungsbazillus eingeimpft werden. Hinterher beklagt man sich über das Geschrei nach Staatshilfe. Nicht mit Unrecht erklärt Herr von Massow, der sozialpolitische Rundschauer der *Konservativen Monatsschrift*, unseren Staatsbeamten mangele es infolge ihres eigenartigen Studienganges an sozialpolitischer Ausbildung. Vielleicht ist hierauf ein gut Teil der polizeilich-bureaukratischen Trugschlüsse zurückzuführen. Das Reichsvereinsgesetz bewegt sich in der Richtung dieser Trugschlüsse, ebenso der so gut wie allseitig abgelehnte Gesetzentwurf über die Arbeitskammern. Nicht das Selbstbewusstsein sondern das lähmende Bevormundungsgefühl der wirtschaftlich Schwächeren wird dadurch gestärkt. Herr von Massow plädiert für eine Sozialpolitik »auf christlicher Grundlage«. Nun, christlich gehandelt ist es nicht gesetzlich und administrativ dem Schwächeren Fesseln anzulegen, wo er im Daseinskampfe gegen den Mächtigeren volle Bewegungsfreiheit braucht wie das tägliche Brot.

Das ist gerade in der jetzigen Zeit ein Unglück für das deutsche Volk: Auf der einen Seite geht vor sich die Konsolidierung der grosskapitalistischen Monopole, denen die Staats- und Reichsregierung, wie der Augenschein lehrt, mindestens passiv gegenübersteht. Auf der anderen Seite eine Volksmasse, die als Erwerbstätige und Konsumenten um so mehr auf Selbsthilfe mittels wirtschaftlicher und politischer Organisationen angewiesen ist, je weniger die Regierung das *Geschrei nach Staatshilfe* beachtet. Will die Regierung nicht den Staat als Nachtwächter gelten lassen, dann muss sie erst recht den wirtschaftlich Schwächeren wenigstens volle Bewegungsfreiheit zur Selbsthilfe einräumen. Dass sie diese gesunde Sozialpolitik begünstigt, wird ein objektiver Beurteiler der offiziellen Kundgebungen im Laufe der sozialpolitischen Reichstagsdebatten nicht zugeben können.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

ROBERT SCHMIDT · EIN VORSCHLAG ZUR ERRICHTUNG GESETZLICHER ARBEITERVERTRETUNGEN

UNSERE Reichstagsfraktion hat in dem letzten Jahre ihren Gesetzentwurf, der die Organisation eines Arbeitsamtes und der Arbeitskammern enthielt, nicht mehr eingebracht. Der Entwurf war veraltet, denn die Gewerbegerichtsgesetze und die Gewerbeordnung hatten manche Änderungen erfahren, und die Rechtsprechung auf dem Gebiet des Arbeitsvertrages und des Arbeiterschutzes hatte Streitfragen entfacht, die bei einer Vorlage über Errichtung der Arbeitskammern berücksichtigt werden mussten. Dazu kam, dass sich der Parteitag in Jena /1905/ für die Forderung der Arbeiterkammern ausgesprochen hatte, die im alten Entwurf der Fraktion nicht vorgesehen wurden. Es musste mithin der Entwurf

unter Berücksichtigung all dieser Umstände einer vollständigen Umarbeitung unterworfen werden.

Den Versuch einer Umarbeitung unternahm der Schreiber dieses im Herbst 1906. Der Entwurf, den ich der Fraktion übergab, fand manchen Widerspruch, weshalb ich auf eine Durchberatung nicht drang. Da aber die Frage gegenwärtig durch den Regierungsgesetzentwurf betreffend die Errichtung von Arbeitskammern aktuell geworden ist, möchte ich meinen Vorschlag zur öffentlichen Diskussion stellen.

Zur Information muss ich folgendes vorausschicken. Das Reichsarbeitsamt hatte im alten Entwurf der Fraktion keine bestimmte Gestalt erhalten, die Errichtung war, was die Form anlangt, der Regierung überlassen. Mein Entwurf will den Beirat für Arbeiterstatistik aufheben und dessen Befugnisse mit einer erheblichen Erweiterung dem Reichsarbeitsamt übertragen, in welchem eine Gruppierung nach Industrie, Handel und Landwirtschaft stattfindet. Dem Reichsarbeitsamt sollen eine Reihe von Befugnissen übertragen werden, die heute nach den Bestimmungen der Gewerbeordnung den höheren Verwaltungsbehörden, Zentralbehörden und dem Bundesrat überantwortet sind. Es wird damit die Absicht verfolgt die Zersplitterung im Gewerberecht zu beseitigen, einen einheitlichen Instanzenzug für Beschwerden zu schaffen, für die heute bald diese bald jene Behörde zuständig ist. Natürlich handelt es sich nur um Entscheidungen über Beschwerden, wobei nicht nur der Titel VII der Gewerbeordnung in betracht kommt sondern auch andere Bestimmungen. Daneben muss der Weg des Verwaltungsstreitverfahrens, wo er heute schon zulässig ist, offen bleiben, wie auch die Stellung der Gewerbegerichte unberührt bleibt; denn es kann nicht die Behörde, die eine Verordnung verfügt, auch als letzte richterliche Instanz eingesetzt werden.

Die im einzelnen aufgeführten sozialpolitischen Aufgaben in § 4 bedürfen keiner weiteren Begründung.

In den Gewerbeämtern soll eine Behörde eingesetzt werden, die alle Befugnisse übernimmt, die nach der Gewerbeordnung heute den Polizeibehörden übertragen sind, im grunde genommen eine Ausgestaltung der Gewerbeinspektion nicht nur zu einer revidierenden sondern auch zu einer anordnenden Aufsichtsbehörde. Die Polizei muss aus der ganzen Gewerbekontrolle ausgeschaltet werden, weil bei dem Umfang der Arbeiterschutzvorschriften und der juridischen und technischen Kenntnisse, die für die Beamten erforderlich sind, die Polizeibehörde ganz ungeeignet ist, ihr vor allem die Beamten mit der nötigen Vorbildung fehlen. Heute ist die Aufsicht viel zu sehr zersplittert. So kontrolliert die Unfallverhütungsvorschriften der technische Beamte der Berufsgenossenschaften, die Vorschriften der Gewerbeordnung über Sonntagsruhe, Beschäftigung jugendlicher Arbeiter, Innehaltung der Bundesratsverordnungen, Feuersicherheit usw. die Ortspolizeibehörde, die Gewerbeinspektion umfasst schliesslich das ganze Gebiet des Arbeiterschutzes. Viel ratsamer erscheint es diese ganze Aufsicht einer Behörde zu übertragen, die berufenste dazu ist die Gewerbeinspektion, die zu einem Gewerbeamt ausgestaltet werden muss. Diesen Gewerbeämtern wird damit eine sehr bedeutsame und umfangreiche Tätigkeit überwiesen, sie werden natürlich für die Bewältigung dieser Aufgaben, die in § 7 dargelegt sind, besondere technisch gebildete Beamte anstellen müssen.

Um aber in dieser Behörde eine ständige Verbindung mit den Arbeitern und Unternehmern aufrecht zu erhalten, wird ein Gewerbebeirat, der aus Arbeitern und Unternehmern zusammengesetzt ist, gebildet. Dieser Beirat soll für seinen Bezirk die Zustimmung geben bei Erlass der Schutzverordnungen, die heute nach der Gewerbeordnung die unteren Polizei- oder Verwaltungsbehörden erlassen können; die Befugnis erstreckt sich weiter auf die Anordnungen zum Schutze der Gesundheit der Arbeiter in der Heimarbeit, Landwirtschaft, Schiffahrt usw. Für den Erlass solcher Vorschriften muss eine Korporation aus beiden Interessenkreisen vorgesehen sein, deshalb ist hier die paritätische Grundlage der Vertretung vorgeschlagen. Es wird der Behörde damit eine Begrenzung der Befugnisse auferlegt, die wir bisher nicht kennen, der aber ein demokratischer Zug eigen ist. Es kann allerdings der Einwand erhoben werden, dass dieser Beirat unter Umständen wenig Neigung verspüren dürfte einen sozialpolitisch fortschrittlichen Standpunkt einzunehmen; das kann aber bei einer reinen Beamtenkorporation auch eintreten. Die Arbeiter müssen eben dafür sorgen, dass tüchtige Vertreter aus ihren Kreisen entsandt werden, dann werden solche Befürchtungen sich nicht bewahrheiten. Weder das Gewerbeamt noch die im folgenden genannte Arbeiterkammer soll als Einigungsamt bei Tarifverträgen oder gewerblichen Streitigkeiten fungieren; dafür genügt das Gewerbegericht. Dagegen soll das Gewerbeamt bei schon festgesetzten Tarifen deren weitere Einführung betreiben. In welcher Weise dies geschehen soll, darüber geben die Abänderungen zur Gewerbeordnung über den Tarifvertrag nähere Auskunft.

Als dritte Korporation ist die Arbeiterkammer berufen eine Vertretung der Arbeiterinteressen darzustellen entgegen der Unternehmerkorporation in den Handels-, Gewerbe-, Handwerks- und Landwirtschaftskammern. Die Bestimmungen sind hier zum Teil dem alten Gesetzentwurf der Fraktion nachgebildet, die Aufgaben sind erweitert und bestimmter in § 25 formuliert.

Mit diesem Entwurf der Errichtung eines Reichsarbeitsamtes, der Gewerbeämter und der Arbeiterkammern hatte ich eine Änderung der Gewerbeordnung ausgearbeitet, die eine enge Verbindung beider Gesetze herbeiführt. Es sind dabei dem Gewerbeamt, dem Gewerbebeirat und dem Reichsarbeitsamt eine Reihe Befugnisse überwiesen, auf die nur in der Gewerbeordnung bezug genommen werden konnte. Auf die Einzelheiten einzugehen und den Entwurf zum Abdruck zu bringen würde zu weit führen, nur zwei erhebliche Änderungen, die ich in die Gewerbeordnung einfügen wollte, und die für die Gewerkschaften von grosser Bedeutung sind, finden die Leser am Schluss wiedergegeben. Die §§ 119c bis 119h wollen dem Tarifvertrag ein festeres Gefüge geben und vor allen Dingen die Ausdehnung auf alle Unternehmungen in einem Beruf, wenn von beiden Seiten die Zustimmung gegeben wird. Damit wäre der Kampf der Arbeiter gegen die Unternehmer, die sich innerhalb eines Berufes den Verpflichtungen des Tarifs entziehen, beseitigt, und die Unternehmer haben sicherlich kein Interesse an der Aufrechterhaltung eines Zustandes, der es ganz in das Belieben des einzelnen Unternehmers stellt, ob er der Tarifvereinbarung beitritt. Daneben wird die rechtliche Grundlage des Tarifvertrags noch bei § 152 der Gewerbeordnung zu regeln sein. Ein Zwang zum Abschluss eines Tarifvertrags soll nicht statuiert werden, die Vereinbarung soll vielmehr die freie Grundlage behalten, ent-

weder können die Vertragschliessenden durch ihre Vertretung in den Korporationen oder durch Vermittelung der Gewerbegerichte die Vereinbarung treffen. Da für die weitere Ausdehnung des Tarifs auf die ausserhalb des Vertrags stehenden Unternehmer die Abstimmung vorgesehen ist, so ist nicht zu befürchten, dass zum Beispiel ein Vertrag der *gelben* Gewerkschaften, der rein zu gunsten der Unternehmer abgeschlossen ist, eine Bedeutung erhält, der über den Kreis dieser Handlanger kapitalistischer Interessen hinausgeht.

In den §§ 119i bis 119n ist ein obligatorischer Arbeitsnachweis vorgesehen. Die Verwaltung ist auf paritätischer Grundlage aufgebaut; bei Streiks soll die Arbeitsvermittelung ruhen. Durch eine Bestimmung in § 119n ist die Führung der schwarzen Liste untersagt.

Andere Vorschläge bedürfen keiner Erörterung, weil sie nicht neu sind sondern alte Wünsche der Gewerkschaften und der Partei enthalten; sie ergeben sich von selbst bei der Durchsicht der Entwürfe. Bemerken möchte ich nur, dass ich keinen Anspruch darauf erhebe in diesen Vorschlägen alle aufgeworfenen Fragen zu erschöpfen, ebenso wird natürlich mancher der Lösung dieses oder jenes Problems nicht zustimmen, aber die hier aufgeworfenen Fragen gewinnen eine immer grössere Bedeutung, und es scheint mir, als ob wir in der Partei und Gewerkschaft geneigt sind der Lösung aus dem Wege zu gehen statt durch Diskussion der Frage Klarheit zu schaffen.

Entwurf eines Gesetzes betreffend Reichsarbeitsamt, Gewerbeämter und Arbeiterkammern

Reichsarbeitsamt

§ 1. Zur Förderung der sozialpolitischen Aufgaben wird ein Reichsarbeitsamt errichtet, das unter Leitung eines Präsidenten und dreier Direktoren steht, die vom Reichskanzler ernannt werden.

§ 2. Zu den beratenden und beschliessenden Sitzungen des Reicharbeitsamtes sind die nichtständigen Mitglieder heranzuziehen, die in gleicher Zahl vom Bundesrat, dem Reichstag, den Arbeitgebern und den Arbeitern zu wählen sind. Die Zahl der Vertreter bestimmt der Reichskanzler.

Die Wahl der Vertreter des Reichstages hat mit Rücksicht auf die Parteigruppierung zu erfolgen, das Mandat behält nach Schluss der Legislaturperiode bis zu Beginn einer neuen Gültigkeit.

Die Wahl der Arbeitgeber erfolgt durch die Handwerks-, Gewerbe-, Handels- und Landwirtschaftskammern.

Die Wahl der Arbeitnehmer erfolgt durch die Arbeiterkammern.

Für die in Absatz 3 und 4 benannten Wahlen erlässt der Reichskanzler die Wahlordnung. Der Wahl ist die Proportionalwahl zu grunde zu legen. Das Mandat der Vertreter erlischt nach 3 Jahren.

Die Wahl ist in der Industrie nach Berufsgruppen, für Handel und Landwirtschaft besonders zu gliedern.

Die Wahl leitet das Reichsamt des Innern.

§ 3. Das Reichsarbeitsamt bildet für die Berufsgruppen Landwirtschaft, Industrie und Handel je eine Abteilung. Jede dieser Abteilungen steht unter Leitung eines Direktors.

Die Abteilungen haben die ihre Berufsgruppen angehenden Fragen zu beraten und sind befugt besondere Ausschüsse einzusetzen.

Die für das Reichsarbeitsamt verbindlichen Beschlüsse müssen in einer vom Präsidenten einzuberufenden Sitzung, zu der alle Mitglieder eingeladen sind, erfolgen.

Die dem Reichsarbeitsamt überwiesenen Beschwerden aus dem Titel VII der Gewerbeordnung und diesem Gesetz werden von einer Spruchkammer entschieden, die unter Vorsitz des Präsidenten des Reichsarbeitsamtes tagt.

Jede Abteilung bildet eine Spruchkammer, die aus 8 Mitgliedern besteht und unter Berücksichtigung der in § 2 bezeichneten Vertretungen vom Präsidenten ernannt wird. Die Geschäftsordnung gibt sich das Reichsarbeitsamt selbst.

§ 4. Das Reichsarbeitsamt hat das kaiserliche statistische Amt bei Bearbeitung der auf dem Gebiete der Arbeiterstatistik vorgenommenen Erhebungen zu unterstützen. Insbesondere liegt ihm ob:

1. auf Anordnung des Bundesrates, des Reichstages oder der Arbeiterkammern arbeiterstatistische Erhebungen vorzunehmen und die Ergebnisse zu begutachten, eventuell zu gesetzgeberischen Vorschlägen zu gestalten;
2. in Fällen, in denen es zur Ergänzung des statistischen Materials erforderlich erscheint, Auskunftspersonen zu vernehmen;
3. dem Reichstag Vorschläge für die Vornahme oder Durchführung arbeiterstatistischer Erhebungen zu machen;
4. der Erlass von Verordnungen auf grund der Bestimmungen des Titels VII der Gewerbeordnung sowie der Erlass von Verordnungen zum Schutze von Gesundheit und Leben der in der Heimarbeit, der Hausindustrie, der Landwirtschaft, des Handels und Verkehrs, der Fischerei und der Schiffahrt beschäftigten Personen;
5. der Erlass von Schutzmassregeln für die Ausführungen bei Hoch- und Tiefbauten;
6. der Erlass von bergpolizeilichen Vorschriften;
7. internationale Verständigung auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes anzubahnen.

In den Fällen der Ziffern 1. 4, 5 und 6 ist den in § 2 Absatz 3 und 4 genannten Korporationen Gelegenheit zu einer gutachtlichen Äusserung zu geben. Bei Vernehmung von Auskunftspersonen (Ziffer 2) sollen, soweit es möglich ist, Vorschläge der Berufsorganisationen der Arbeitnehmer und Arbeitgeber berücksichtigt werden.

§ 5. Publikationsorgan des Reichsarbeitsamtes ist das *Reichsarbeitsblatt*.

Gewerbeämter

§ 6. Für den Bezirk einer Handwerks- oder Gewerbekammer wird ein Gewerbeamt errichtet.

Zur Leitung und Erledigung der Geschäfte beruft die Zentralbehörde desjenigen Bundesstaates, in dem das Gewerbeamt den Sitz hat, die nötige Zahl der Beamten. Die Leitung des Gewerbeamtes liegt dem Gewerberat ob.

Erstreckt sich der Bezirk des Gewerbeamtes über mehrere Bundesstaaten, so sind von den Zentralbehörden der in betracht kommenden Bundesstaaten gemeinschaftlich die Beamten zu ernennen.

Den Gewerbeämtern werden zur Ausübung der Kontrolle über die Innehaltung der in § 4 Ziffer 4 und 5 und der in § 7 Ziffer 2 und 4 benannten Verordnungen Hilfskontrolleure beigegeben, die von den Arbeiterkammern gewählt werden.

§ 7. Die Gewerbeämter haben in der nach diesem Gesetz gegebenen Abgrenzung die Befugnisse der Landespolizeibehörden.

Zu den Aufgaben der Gewerbeämter gehören:

1. die Fabrikinspektion (§ 139b der Gewerbeordnung);
2. die Dampfkesselrevision;
3. Überwachung aller vom Reichsarbeitsamt erlassenen Verordnungen;
4. Überwachung der bergpolizeilichen Verordnungen;
5. der Erlass besonderer Ausführungsbestimmungen über Verordnungen des Reichsarbeitsamtes (§ 4 Ziffer 4 und 5);
6. die Wahrnehmung der aus Titel VII der Gewerbeordnung sich ergebenden Befugnisse;
7. die Abstimmungen bei Tarifverträgen zu leiten und vorzubereiten;
8. Beschwerden über den Arbeitsnachweis zu entscheiden;
9. die Statuten über Errichtung eines Arbeitsnachweises zu genehmigen;
10. die Leitung der Wahlen zu den Arbeiterkammern.

Die Aufgaben der Fabrikinspektion werden von besonderen für diese Zwecke angestellten Beamten und Beamtinnen erfüllt, insbesondere sollen, sobald im Bezirk Betriebe vorhanden sind, die in erheblicher Zahl weibliche Arbeitskräfte beschäftigen, Gewerbeinspektorinnen angestellt werden.

Die Zahl der Beamten ist so zu bemessen, dass die Betriebe im Bezirk des Gewerbeamtes jährlich mindestens einmal kontrolliert werden können.

Die Bergpolizeibehörde, die Oberbergämter gliedern sich den Gewerbeämtern an und sind dem Gewerberat unterstellt.

§ 8. Die Kontrolle über die Innehaltung der in § 7 in Ziffer 3, 4 und 5 benannten Verordnungen und Vorschriften soll eine regelmässige, oft sich wiederholende sein; im übrigen finden die Bestimmungen des § 139b der Gewerbeordnung die entsprechende Anwendung.

§ 9. Vor Erlass der in § 7 Ziffer 5 benannten Ausführungsbestimmungen ist die Zustimmung des Gewerbebeirates einzuholen, desgleichen entscheidet der Gewerbebeirat über Beschwerden betreffend die Führung des Arbeitsnachweises sowie in den Fällen des § 105 b Absatz 2 und des § 128 der Gewerbeordnung.
§ 10. Der Gewerbebeirat muss zu gleichen Teilen aus Vertretern der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer bestehen. Die Arbeitgeber werden von den Handwerks-, Gewerbe-, Handels- und Landwirtschaftskammern, die der Arbeiter von den Arbeiterkammern gewählt.
Die Zahl der Vertreter soll in der Regel 20 betragen, den Vorsitz führt der Gewerberat, Mitglieder des Gewerbeamtes haben beratende Stimme in den Sitzungen des Gewerbebeirates.
Der Gewerbebeirat wird nur im Bedarfsfalle von dem Gewerberat einberufen. Zur Beschlussfassung genügt die einfache Majorität, bei Stimmengleichheit entscheidet der Vorsitzende.
§ 11. Die Wahl der Vertreter zum Gewerbebeirat soll so erfolgen, dass möglichst alle im Bezirk des Gewerbeamtes vorhandenen Berufsgruppen vertreten sind. Die hierfür nötigen Anordnungen erlässt das Gewerbeamt. In bezug auf das Wahlrecht und die Wählbarkeit finden die Bestimmungen der §§ 14, 15 und 20 dieses Gesetzes entsprechende Anwendung.
§ 12. Bei Ausführungsbestimmungen (§ 7 Ziffer 5), die eine besondere Berufsgruppe angehen, sind vor der Beschlussfassung aus den Kreisen der Arbeitgeber und der Arbeiter Vertreter gutachtlich zu hören. Soweit Organisationen der Interessenten vorhanden sind, sind diese oder von ihnen vorgeschlagene Personen zur Abgabe eines Gutachtens aufzufordern.

Arbeiterkammern

§ 13. Für die Wahrnehmung der Interessen der Personen, die als Arbeiter, Gehilfen, Gesellen, Lehrlinge oder Dienstboten beschäftigt sind, sowie zur Unterstützung der Aufgaben des Gewerbeamtes wird für den Bezirk eines Gewerbeamtes eine Arbeiterkammer errichtet, deren Mitgliederzahl vom Reichsarbeitsamt nach der Grösse des Bezirks und der Zahl der Betriebe bestimmt wird, jedoch soll die Zahl der Mitglieder nicht weniger als 10 betragen.
§ 14. Die Mitglieder der Arbeiterkammer werden auf grund der Proportionalwahl nach einem gleichen, unmittelbaren und geheimen Stimmrecht gewählt. Gleichzeitig ist eine entsprechende Anzahl Stellvertreter zu wählen. Ist die Reihe der Stellvertreter erschöpft, so hat das Reichsarbeitsamt eine Ergänzungswahl anzuordnen. Bei Stimmengleichheit entscheidet das Los.
§ 15. Das Wahlrecht und die Wählbarkeit haben alle grossjährige Personen, die als Arbeiter, Gehilfen, Gesellen oder Dienstboten beschäftigt sind.
Nicht wählbar sind Personen, die sich nicht im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte befinden.
Die Mandatsdauer der Mitglieder der Arbeiterkammer beziehungsweise ihrer Stellvertreter währt 2 Jahre; sie beginnt mit dem Kalenderjahre.
Wählbar sind auch solche Personen, die als Angestellte in Berufsorganisationen der Arbeiter tätig sind.
§ 16. Die Wahl findet an einem Sonntag statt und zwar im Laufe des Monats Oktober desjenigen Jahres, in dem das Mandat der Mitglieder der Arbeiterkammern zu Ende geht.
Den Wahltag bestimmt das Reichsarbeitsamt, ebenso die Art und Form der Legitimation für die Wähler und die Normen, unter welchen die Wahlhandlung stattzufinden hat.
§ 17. Die Wahlzeit ist so festzusetzen, dass auch die am Wahltage beschäftigten Personen ohne Rücksicht auf Tag- oder Nachtschicht sich an der Wahl beteiligen können. Die Betriebsleiter sind verpflichtet den von ihnen beschäftigten wahlberechtigten Personen auskömmlich Zeit für die Ausübung des Wahlrechts zu gewähren. Die Verletzung dieser Vorschrift ist mit Geldstrafe von 20 bis 100 Mark für jeden Wähler, der an der Ausübung seines Wahlrechts gehindert wird, zu ahnden. Die Strafe setzt das Gewerbeamt des Bezirks, für den gewählt wurde, fest.
Das Gewerbeamt bestimmt die Abgrenzung der Wahlbezirke in der Weise, dass allen Beteiligten die Ausübung des Wahlrechts leicht ermöglicht wird.
§ 18. Die Wahl leitet das Gewerbeamt, es ernennt die Vorsitzenden des Wahlbezirks sowie die Beisitzer aus dem Kreise der Wähler.

§ 19. Ein Einspruch der Wahlberechtigten gegen die Gültigkeit einer Wahl ist binnen 4 Wochen nach der Wahl an die Arbeiterkammer zu richten, diese prüft den erhobenen Einspruch und hat im Falle der Ungültigkeitserklärung einer Wahl denjenigen Stellvertreter einzuberufen, auf den die meisten Stimmen fielen. Gegen die Entscheidung ist binnen 2 Wochen Beschwerde beim Reichsarbeitsamt zulässig. Die Entscheidung des Reichsarbeitsamtes ist endgültig.

Hat das Reichsarbeitsamt die Wahl für ungültig erklärt, so ist sofort eine Neuwahl anzuordnen.

§ 20. Die Mitgliedschaft zur Arbeiterkammer erlischt, sobald die betreffende Person dauernd den Bezirk der Arbeiterkammer verlässt, für die sie gewählt war, oder wenn die Voraussetzung für die Wählbarkeit (§ 15) nicht mehr vorhanden ist.

§ 21. Die Arbeiterkammer gibt sich ihre Geschäftsordnung selbst; ihre Sitzungen sind öffentlich. Die Tagesordnung wird in den von der Arbeiterkammer zu Publikationsorganen bestimmten Zeitungen bekannt gemacht.

§ 22. Den Vorsitz in der Arbeiterkammer führt der Gewerberat oder dessen Stellvertreter. Der Vorsitzende setzt die Tagesordnung für die Sitzungen fest, soweit nicht die Arbeiterkammer selbst darüber beschliesst.

§ 23. Der Vorsitzende ist verpflichtet die Arbeiterkammer mindestens alle 3 Monate einmal zu einer Sitzung zusammenzuberufen; er muss sie zu einer ausserordentlichen Sitzung einberufen, sobald mindestens ein Drittel der Mitglieder der Arbeiterkammer mit Angabe des Gegenstandes, über den verhandelt werden soll, es beantragt. Dem Antrage ist innerhalb 14 Tage, nachdem er in die Hände des Vorsitzenden gelangte, stattzugeben.

§ 24. Die Arbeiterkammer fasst ihre Beschlüsse mit einfacher Mehrheit, Stimmengleichheit gilt als Ablehnung; sie ist beschlussfähig, sobald mindestens die Hälfte der Mitglieder anwesend ist. Mitglieder, die ohne genügende Entschuldigung in der Sitzung fehlen, kann der Vorsitzende mit einer Geldstrafe von 5 bis 20 Mark belegen. Mitglieder des Gewerbeamtes können den Sitzungen der Arbeiterkammer beiwohnen, sie haben beratende Stimme.

§ 25. Die Arbeiterkammern unterstützen die Gewerbeämter in den ihnen obliegenden Aufgaben; insbesondere gehören zu den Aufgaben der Arbeiterkammern:

1. dem Reichsarbeitsamt Anträge über Vornahme von Enqueten oder statistischen Erhebungen zu unterbreiten;
2. Beschwerden über Missstände im gewerblichen Leben ihres Bezirkes dem Gewerbeamt zu übermitteln;
3. an die gesetzgebenden Körperschaften in Staat und Reich sowie an die Verwaltungsbehörden der Gemeinden mit Vorschlägen heranzutreten, wie Übelstände des wirtschaftlichen Lebens beseitigt werden können;
4. sich über Gesetzesentwürfe sowie gesetzgeberische Vorschläge und Verordnungen des Reichsarbeitsamtes gutachtlich zu äussern;
5. die Wahl der nichtständigen Vertreter zum Reichsarbeitsamt;
6. die Wahl von Hilfskontrolleuren für die Gewerbeämter (§ 6);
7. Mitwirkung an dem Erlass von Ausführungsbestimmungen des Gewerbeamtes (§ 7 Ziffer 5).

Die Arbeiterkammern können dem Reichsarbeitsamte Anträge unterbreiten über die Vornahme von Enqueten, statistischen Erhebungen betreffend die Gehälter, die Löhne, die Arbeitsart und die Arbeitsdauer, die Tätigkeit der Unternehmerverbände, der Arbeitergewerkschaften, die Lebensmittel und Mietspreise, die Wirkung von Verordnungen und Gesetzen, insbesondere von Handelsverträgen, Zöllen, Steuern und Abgaben.

Werden bestimmt formulierte Anträge dieser Art von drei Vierteln aller Arbeiterkammern unterstützt und gestellt, so ist diesen Anträgen seitens des Reichsarbeitsamtes stattzugeben.

§ 26. Die Mitglieder der Arbeiterkammer erhalten für die Sitzungen, welchen sie beiwohnen, eine Entschädigung und Ersatz der Reisekosten. Die gleiche Entschädigung erhalten die Teilnehmer an den Verhandlungen der vom Reichsarbeitsamt und Gewerbebeirat einberufenen Tagung. Die Höhe dieser Entschädigungen setzt das Reichsarbeitsamt fest.

Schlussbestimmung

§ 27. Die Kosten, die aus der Durchführung dieses Gesetzes entstehen, trägt das Reich; sie sind alljährlich in den Reichsetat einzustellen.

Abänderungen zur Gewerbeordnung

Tarifvertrag

§ 119c. Sind in einem erheblichen Teil eines Gewerbes zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern Tarifverträge abgeschlossen, so haben staatliche und kommunale Behörden Aufträge nur an solche Gewerbetreibenden zu vergeben, die diese Tarifvereinbarungen anerkannt haben.

§ 119d. Auf Antrag der beteiligten Arbeiter oder der Gewerbetreibenden eines Berufes oder der Berufsorganisationen beider Teile kann durch Abstimmung unter den Beteiligten die Einführung eines vor dem Einigungsamt des Gewerbegerichts oder durch freie Vereinbarung festgesetzten Tarifvertrages für das gesamte Gewerbe innerhalb einer Gemeinde oder des Bezirks des Gewerbeamts herbeigeführt werden.

Der Antrag ist an das Gewerbeamt zu richten, dem die Leitung der Abstimmung obliegt. Die beteiligten Gewerbetreibenden und Arbeiter sind durch die im Bezirk erscheinenden Blätter über Tag und Ort der Abstimmung in Kenntnis zu setzen.

Die Abstimmung ist auf einen Sonntag festzusetzen. Die näheren Vorschriften über den Abstimmungsmodus erlässt das Gewerbeamt.

Bei der Abstimmung entscheidet die Mehrheit der an der Abstimmung Teilnehmenden; ausgeschlossen von der Teilnahme an der Abstimmung sind die Lehrlinge. Für rechtsverbindliche Anerkennung des Tarifs ist die Zustimmung beider Teile notwendig.

§ 119e. Geht der Antrag auf Einführung eines Tarifvertrages von den Berufsorganisationen der Arbeitgeber oder der Arbeiter aus, so hat das Gewerbeamt festzustellen, ob die Zahl der der Organisation Angehörigen die Hälfte der im Berufe Tätigen übersteigt. Ist dies der Fall, und ist aus der Abstimmung in der Berufsorganisation zu entnehmen, dass nur eine ganz unerhebliche Minderheit dem Tarif entgegensteht, so bedarf es nicht der Abstimmung. In diesem Fall ersetzt die Zustimmung der Berufsorganisation die in § 119d vorgesehene Abstimmung.

§ 119 f. Haben die Beteiligten ihre Zustimmung zu der Einführung des Tarifvertrages gegeben, so bestimmt das Gewerbeamt, sofern nicht im Tarif selbst darüber Bestimmungen getroffen sind, den Zeitpunkt, von wann ab der Tarif rechtsverbindlich für Arbeitgeber und Arbeitnehmer wird.

Die Aufstellung des Tarifs ist Gegenstand freier Vereinbarung, jedoch ist eine nicht über 5 Jahre hinausgehende Vertragsdauer innezuhalten.

Anträge auf allgemeine Einführung eines Tarifs können, wenn sie abgelehnt wurden, nach Ablauf eines Jahres wiederholt werden, es bedarf dazu des schriftlichen Antrages von mindestens einem Viertel der Berufsangehörigen der Gruppe, die den Antrag stellt.

§ 119g. Tarife, die sich über das Reich erstrecken sollen, finden ohne Zustimmung auch in den Landesteilen oder Gewerbeamtsbezirken rechtsverbindliche Einführung, wenn drei Viertel aller im Berufe tätigen Arbeiter zu den tariflichen Bedingungen arbeiten.

Die hierfür nötigen Anordnungen erlässt das Reichsarbeitsamt auf Antrag der beteiligten Berufsorganisationen.

Die Lokalzuschläge zu den Grundpositionen des Tarifes werden vom Reichsarbeitsamt nach schriftlicher Berichterstattung der beteiligten Berufsorganisationen unter Berücksichtigung der im Tarif beobachteten Grundsätze sowie der örtlichen Verhältnisse (Wohnungsmieten, Lebensmittelpreise) festgesetzt.

§ 119h. Beschwerden über unrichtige Abstimmung und den Abstimmungsmodus entscheidet das Reichsarbeitsamt endgültig. Die Beschwerde hat aufschiebende Wirkung und muss innerhalb 14 Tage von dem Vorstand einer Berufsorganisation eingelegt werden. Beschwerden einzelner Beteiligter bleiben unberücksichtigt.

Arbeitsnachweis

§ 119i. In Städten über 10 000 Einwohner, soweit es tunlich mit Heranziehung der umliegenden Gemeinden oder für einen Kommunalverband, sind Arbeitsnachweise einzurichten.

Je nach der Zahl der in betracht kommenden Arbeiterschaft ist hierbei die Berufseinteilung innezuhalten.

§ 119k. Die Verwaltung des Arbeitsnachweises geschieht unter gleicher Beteiligung der Arbeiter und der Unternehmer durch den Ausschuss des Arbeitsnachweises.

Die Wahl der Unternehmer erfolgt je nach der Ausdehnung des Arbeitsnachweises auf die einzelnen Berufsgruppen von den Handels-, Gewerbe-, Handwerks- und Landwirtschaftskammern, die Wahl der Arbeiter durch die Arbeiterkammer.
Die Wählbarkeit der Vertreter richtet sich nach dem Wahlrecht zu den genannten Korporationen.
Die Zahl der Ausschussmitglieder darf nicht unter 10 betragen und ist für grössere Arbeitsnachweise entsprechend zu erhöhen.
Der Ausschuss wählt den Vorsitzenden selbst. Zur Wahl des Vorsitzenden ist mindestens Zweidrittelmajorität nötig. In der Wahl der Person ist der Ausschuss nicht beschränkt.
Unter der gleichen Voraussetzung erfolgt die Wahl der Beamten für den Arbeitsnachweis.
§ 119l. Der Ausschuss des Arbeitsnachweises erlässt das Statut für den Arbeitsnachweis und hat die Genehmigung beim Gewerbeamt nachzusuchen.
Die Genehmigung ist zu erteilen, wenn das Statut nicht gegen die Bestimmungen dieses Gesetzes verstösst.
Die Abgrenzung des Bezirks des Arbeitsnachweises erfolgt auf Vorschlag des Ausschusses mit Zustimmung des Gewerbeamts und des Gewerbebeirats.
§119m. Die Arbeitsvermittelung muss sowohl für Arbeitgeber wie für Arbeiter unentgeltlich erfolgen.
Die Kosten des Arbeitsnachweises trägt die Gemeinde respektive der Kommunalverband.
§ 119n. Bei Arbeiterausständen hat der Arbeitsnachweis auf die Bekanntgabe der beteiligten Berufsorganisation die Vermittelung von Arbeitern für die Betriebe einzustellen, wo der Ausstand eingetreten ist. Die Aufnahme der Arbeitsvermittelung erfolgt erst dann, wenn von den Berufsorganisationen der Arbeitgeber und der Arbeiter dem Arbeitsnachweis angezeigt ist, dass der Ausstand beendet ist.
Wird die Arbeit in vollem Umfange wieder fortgesetzt, ohne dass eine Bekanntgabe der Beendigung des Ausstandes erfolgt, so hat der Arbeitsnachweis ohne die Voraussetzungen des Absatzes 1 die Sperre aufzuheben.
Von der Zugehörigkeit zu einer Berufsorganisation des Arbeitsuchenden darf die Arbeitsvermittelung nicht abhängig gemacht werden, desgleichen ist es untersagt Arbeiter durch stillschweigende Verabredung oder sonstige Verfügung oder Beschlüsse von der Benutzung des Arbeitsnachweises auszuschliessen.

KONRAD MÜLLER-KABOTH · LEKTÜRE

VON Zeit zu Zeit, immer zwischen zwei Manuskripten, befällt den Schriftsteller die Gewissheit, dass der Kopf, auf den er seine Sache gestellt hat, ein armseliges und nichtiges Ding ist. Immer zwischen zwei Manuskripten verliert der Schriftsteller das Gefühl seiner Wortmächtigkeit, mit müder Skepsis betrachtet er die Abstraktion, die er vier Wochen lang am Schreibtisch angespannt mit zäher Verbohrtheit übte, und was ihm noch tags vorher Befreiung war, die Zucht des Gehirns, das die souveränen und blutvollen Dinge des Lebens, die vagen und schwankenden, in präzisen Begriffen unterjocht und zu fassbaren Formen härtet, erscheint ihm mit einem Male roh und zwecklos, gewalttätig und von lächerlicher Prätention. Immer zwischen zwei Manuskripten wird der Schriftsteller unsicher und ziellos; was er getan, ekelt ihn, und was vor ihm liegt, graut ihn unbekannt und grenzenlos an, ein Land im Nebel, dessen Ende nicht kennt, der es ohne Bedenken betritt. Losgebunden von seinem tyrannischen Handwerk treibt nun der Schriftsteller auf einem Meer verschwommener Gefühle. Er sieht die Weichheit seiner Jugend sich regen, die einst mit phantastischen Wünschen dem Leben zu nahe trat; blasse, schal gewordene Träume steigen auf, die vom Blute der Sehnsucht genährt von neuem Farbe und Zauber gewinnen, und

während er sich der andrängenden Empfindungen wehrt, die seine Klarheit umwölken und seinen Willen schwächen, löst er sich langsam aus der asketischen Sinnenruhe seiner Arbeitsstube und sinkt ins Gewühl des Lebens hinunter, des verachteten und bitter geschmähten Lebens, das geistlos und ohne Direktion seine vagen und abenteuerlichen Kurven zieht. »O, das Leben!« apostrophiert der Schriftsteller. Eigentlich ist er tiefsehnsüchtig nach dem Leben. Eigentlich liebt er das Leben mit einer ganz grundlosen und verlorenen Liebe. Und irgendwo lauert diese gekränkte und getretene Liebe auszubrechen und den Taumelnden ins Leben zu reissen dorthin, wo es am brünstigsten giert, wo es nichts ist als ein kochender Sinn, eine Ekstase des Herzens, eine tiefe, verzweifelte, gebieterische Gebärde. O, das Leben!

Der Schriftsteller geht durch die Strassen, und Bilder überstürzen ihn: Er denkt an Nastassja Filippowna, an Rogoschin, an den Fürsten Myschkin; er sieht Sonja, die bleiche, zerpflückte, aber unbefleckte Blume, und Raskolnikow, der in Anbetung vor ihr niedersinkt, er sieht die Duse, die als Hedda Gabler Lövborgs Manuskript verbrennt, und hört die Rebekka West mit schleppender Stimme, den stummen Vorwurf in den grossen Augen, dem Pastor Rosmer den melancholischen Sinn ihrer Läuterung enthüllen. Ah, das ist das Leben: wenn Nastassja Filippowna mit wildem Hohn die Banknoten ins Feuer wirft, mit denen Rogoschin sie erkaufte, und die Angst im Herzen mit ihrem Mörder durch die bittere Nacht stürmt, weil des Fürsten Myschkin Reinheit ihrer Seele wehetut; oder wenn dieser gleiche Fürst Myschkin weint, weil seine Liebe Nastassjas Seelenaufruhr tief erleidet und die Unerbittlichkeit begreift, die das dämonische Erdenkind, die gezeichnete und dennoch zur Heiligkeit berufene Sünderin, von seiner sanften, unbemakelten Ekstase trennt. Dies ist das Leben, wenn aus dem Unbewussten der Leidenschaft die Gebärde herausspringt als ein Symbol, dem man nachsinnen muss in Graun und Süsse, wenn Worte zu Taten werden und Taten nichts sind als die Aureole tiefster Instinkte, die mit einem Male hervorschiessen gross und klar wie das Schicksal, das sie herausfordern und besiegeln: O, das tiefe, ungewisse, immer dunkle, immer wahrhaftige Leben! . . . Der Schriftsteller geht durch die Strassen und sieht sich um: Menschen, fremd und feindselig, gleiten vorüber, Menschen, die nur Gewimmel sind und mit kalten, bewegungslosen Grimassen den ekstatischen Puls seiner Bilder schmerzhaft berühren. Er sitzt des Abends zu Biere neben Bürgern, die feist sind, die tags ihren Dienst tun und des Nachts gut schlafen und zwischen Schlafen und Arbeit das Bedürfnis ihres freieren Selbst befriedigen, indem sie das Leben, das andere leben, mit dem nie fehlenden Urteil der Unbeteiligten ergiebig beschwatzen. »Hm«, monologisiert der Schriftsteller, »das Leben darfst du nicht unter denen suchen, die es noch leben. Dieses Leben, das du siehst, dieses Vegetieren von Tag zu Tag mit Dickhäutergleichmut, ist seicht wie der Tümpel, den der gestrige Regen stehen gelassen. Du bist sehnsüchtig dich zu vergessen. Du willst den eisernen Klammern des Gedankens entrückt sein. Willst untertauchen in fremden Schicksalen. Willst, am Unmöglichen berauscht, gläubig werden. Eitel Gefühl sein, eitel Bewegung in Lust und Schmerz: Kehre um und lies. Nimm Bücher und lies. Vergrabe dich in Bücher, die keine Gedanken haben. In Bücher, die nicht einmal Worte haben. Nimm Bücher, wie sie Balzac, wie sie Dostojewskij, wie sie Hamsun schrieb, und sieh, wie das Wort dir in ihnen gleichgültig wird, weil dich der

Atem des Schriftstellers unmittelbar in die unbändigste Fülle des Lebens reisst, in eine Welt voller Schicksal und unerhörter Abenteuer der Seele.«

Also sprechend kehrt er nach Hause zurück. Er beäugt die Schätze, die auf seinem Tisch sich angesammelt haben, und verbannt mit schnellem Griff einige theoretische Folianten, die zu oberst liegen, in abgrundtiefe Verborgenheit. Wie er weiter mustert, stösst er auf ein Buch des Herrn Anatole France, das der Verlag Piper in München hat übersetzen lassen; ***Leben und Meinungen des Herrn Hieronymus Coignard*** oder wie der ironische Obertitel lautet: ***Die Bratküche zur Königin Pedauque***. Er zaudert. Anatole France, der Entsiegler von Lebensquellen, über die der Bücherschutt tausendjähriger Literaturen gesunken, bekannt als ein fein pointierender Geist, der die apokryphen Namen der Historie zu lebenden Wesen erweckt, um ein skeptisches Epigramm anmutig in einen Kranz bedeutungsvoller Geschehnisse zu winden, dieser Künstler der Arabeske und des schön ziselierten Wortes, der das Leben liebt, weil ein Schatz sublimer Erkenntnisse dem Rhythmus seiner Gestaltungen eingebunden ist: dieser sollte ihm bieten können, wonach er dürstet? Wie, wenn er an einer Stelle aus der Rolle fiele und die Absicht des paradoxen Gedankens nicht aus der Figuration der Lebensmaschinerie sondern nackt, in der Form des didaktischen Aperçus merken liesse: würde er weiter lesen können? Dennoch beginnt er die Lektüre, und siehe, von Seite zu Seite erheitern sich seine Mienen mehr, und nicht eher legt er das Buch aus der Hand, als bis auch das letzte Wort sich verabschiedet. Denn wiewohl Herr Coignard, Doktor der Theologie und Lizentiat der freien Künste, ein fein beredter Mann ist und seine erstaunliche Belesenheit mit Grazie ans Licht zu stellen weiss, so ist er doch einer jener abenteuerlichen Dilettanten des Lebens, die selbst das Alter nicht vor den süssen Torheiten schützt, die unbehaust, unbehütet und zuchtlos in unwürdigen Schicksalen ihre Kraft verstümpern und immer erst im Fall die Freiheit ihrer Vernunft gewinnen, die sie schützen konnte. Jakobus Bratspiessdreher, Coignards verehrender Schüler, erzählt dieses groteske und im Dunkel verlaufende Leben; er erzählt es mit der treuen Beharrlichkeit einfältiger Kopisten, die um ihrer Einfalt willen lebendig zu schildern wissen, und was er gibt, Gedanken und Erlebnisse seines geliebten Lehrers, ist das Bild einer Persönlichkeit, die, noch in den Sitten einer rauheren Zeit befangen, in ihrem Geiste dennoch den Zauber und das Licht einer freieren Kultur vorantrug, einer undogmatischen Skepsis, einer nachsichtigen Weltfreude, einer reifen, unsentimentalen Betrachtung der Dinge.

Der Leser lehnt sich auf seinem Stuhl zurück und lässt seine Empfindungen spielen. »Sanft und ohne Schwermut ist die Wirkung dieses Buches«, denkt er: »denn wiewohl ich mit allen Personen dieser Geschichte mitlebte und mit ihnen in allen Situationen stand und litt und siegte, nehme ich ohne Bitternis Abschied von ihnen wie von Fremden, deren Gesellschaft mir eine Weile lang wohltat.« Und er vergleicht diesem schmerzlosen Sichherausheben aus einer imaginären Welt den Eindruck von Büchern, die er nicht schliessen konnte, ohne Tränen zu fühlen, in denen das letzte Wort ihn mit einer unbestimmten und grenzenlosen Trauer erfüllte. »Damit man einem Buche endlose Fortsetzungen wünscht«, überlegt er, »muss es einige Menschen enthalten, an die man sein Herz verliert, Menschen, für die man zittert und in Gedanken tausend heroische Wunder vollbringt. Nur liebend kann man sich selbst vergessen, nur

liebend die Imagination so innig durchdringen, dass der ästhetisch distanzierte Kalkül sich von selber aufgibt und der Genuss ein ganz naives Mitgenommensein wird. Ein Schriftsteller, der solche Illusionswunder mit kühler Artistenüberlegung vollbrachte, war Gustave Flaubert, als er die *Madame Bovary* schrieb; Dostojewskij, der niemals Artist war, gelangen sie spontan. Dass das Genie des einen und die Kultur des andern sich in gleichen Zielen treffen, beweist den geringeren Grad jener erlesenen Schar von Autoren, die jede Art differenzierter Bewusstheit in ihren Lesern zu erhalten wünschen, um das sublime Spiel ihrer Künste bis ins Detail genossen zu sehen. Ihr Lohn ist das intellektuelle Vergnügen, das mit dem Bewusstsein der Täuschung gern auf die Mittel achtet, die diese Täuschung zu stande bringen, und wiewohl sie das Leben nachahmen und von Schicksalen und Abenteuern und sich bewegenden Menschen berichten, ist doch die Gestaltung der Fabel eine Systematisierung des Lebens, in der als schöpferischer Urkeim verborgen nur der Gedanke ruht. Diesen Autoren sind die Bücher, die sie schreiben, nur Transparente ihrer Persönlichkeit, die sich im Kreis der Kulturphönomene in komplizierten Kurven bewegt, und darum sind sie selbst immer noch interessanter als ihre Bücher. Oder anders: ihre Bücher erläutern in künstlerischer Einkleidung nur das eine Problem ihrer persönlichen Entwickelung und haben also mit dem Tage ihre Kraft verloren, an dem dieses Problem vollständig gekannt ist. Herr Anatole France gehört zu den vollendetsten Typen dieser Schriftstellergattung.«

Danach greift er zu einigen Novellenbüchern des Cervantes, die der *Insel-verlag* eben ediert hat. Er fühlt, dass die literarische Stimmung des letzten Buches ihn langsam in die kühle Sphäre des abstrahierenden Gedankens zurückgedrängt hat, und wie ihn vordem nach dem fortreissenden Rhythmus fanatisierter Lebensäusserungen verlangte, so geniesst er es jetzt mit lächelndem Behagen, rauchend, mit gleichmässig temperierter Laune einige Schriftsteller zu beobachten, die Witz und Geschmack und alle Künste einer geschickten Hand, einer gesättigten Klugheit und eines fein wägenden künstlerischen Kalküls zusammennehmen, um ihre Leser mit amüsanten Einfällen zu unterhalten. Der Schritt von Anatole France zu Cervantes erscheint ihm darum nicht gross, denn er fühlt instinktiv, dass der alte Erzähler wohl eine zeitgemässe naivere Kunstübung, weniger subtile Artistik, weniger intellektuelle Verfeinerung, im Charakter seiner Kunst aber kraft der romanischen Blutsverwandtschaft kaum eine entscheidende Wandlung zeigen werde. Und in der Tat bewegt man sich auch bei Cervantes in den schön geschwungenen Kreisfiguren eines fabulierenden Weltverstandes. Dieser Verstand, dem das Individuum und die Geheimnisse der Individualpsyche selbstverständlich noch fremd sind, der die Menschen korporativ unterscheidet und studiert, ersinnt gefällige Geschichten, deren Konflikte und Verwickelungen die agierenden Personen über möglichst zahlreiche und möglichst gegensätzliche Schauplätze führt. Die Gelegenheit, die sich auf diese Weise ergibt, eine ausgebreitete Weltkenntnis zu bekunden wird mit einer breiten und sehr launigen Ruhe wahrgenommen — eine Eigenschaft, die eine jahrhundertalte Ästhetik bis auf den heutigen Tag als des Erzählers typischeste angenommen hat —, und so mag es leicht dahin kommen, dass der Freund und Kenner alter Kulturen an diesen Novellen mehr Freude gewinnt als der rein poetisch Interessierte. Denn das Poetische des Cervantes, das, was er und seine Zeitgenossen als das Poetische verstanden haben, seine

abenteuerreiche Handlung, die sich immer nur um ein durch scheinbare Standesunterschiede kompliziertes Liebesmotiv gruppiert, kann eine um vier Jahrhunderte älter gewordene Welt nur noch als Mummenschanz belächeln, der höchstens einen zweifelhaften Opernstoff hergibt. Und insofern als dieser poetische Kern durchaus in der Form gelöst ist und ohne Verstümmelung nicht herauszuschälen, kann der selbstbewusst Geniessende, dem die Autorität klingender und weltberühmter Namen nicht das Gleichgewicht raubt, diesen Novellen nur den distanzierten und intellektuell gekühlten Reiz abnehmen, den jede ältere, abgelebte und darum in sich vollendete Kulturform auf die kritische Sensibilität ausübt. Er wird vieles an dieser Form mit Lächeln betrachten, weil ihn die Naivetät der Fabeln mit Rührung erfüllt, wird sich ferner an der zierlichen, geschnörkelten und gesteiften Grandezza der Sprache so weit erlustieren als es Cervantes selbst zugibt, der diese Sprache nicht ohne ein Augenblinzeln, mit einer humorhaften Überlegenheit meistert, und wird endlich ohne Erstaunen, aber den Genius erkennend, den kraftvollen Zügen der Schilderung folgen, die zwischen Flandern, Sizilien und Kleinasien den Kreis der halben zivilisierten Welt ausschreitet, in starken, getreuen und bewegten Bildern, und deren Eindringlichkeit an Stätten ältester Kultur wie Rom, Venedig, Genua, sich schon mit jenen Vibrationen romantischer Gefühle durchsetzt, die erst durch die Deutschen des beginnenden 19. Jahrhunderts etwa in der Literatur heimisch werden. Aber er wird keinesfalls dem Beispiel einiger Literatoren folgen, die aus Prinzip und schlechter Gewohnheit ihrer eigenen Zeit stets das Ideal der Vergangenheit gegenüberstellen, weil solcherart zu revoltieren am bequemsten in den Geruch sublimer und superiorer Geisteseigenschaften bringt: er wird, ist gesagt, keinesfalls nach dem Muster dieser Ästhetiker die cervanteske Erzählungsform zu einer Art klassischen Kanons stempeln, zu dem die angeblich zerfahrene, zu krass individualisierende Novellenkunst unserer Zeit zum eigenen Besten zurückkehren müsste. Ihm erscheint es ein wenig inferior und pedantisch aus dem Genuss älterer Kunstdinge immer ein didaktisches Prinzip abzuleiten, das in den Fluss der Entwickelung geworfen dem Entstehen der neuen Formen zu gute kommen soll. Und diese archaisierende Pedanterie wird ihm leicht zum Laster, wenn er bedenkt, dass die erlauchte Allüre des Alten so beschränkten Lobrednern Sinn und Recht ihrer Didaxis im Grunde abspricht. Wenn es wahr ist, dass das Alter Ruhe braucht, um erhaben zu bleiben, wie das Neue des Enthusiasmus und der Bewegung bedarf, um geliebt zu sein, dann heisst es dem Geist und der Schönheit des Alten zu nahe treten, wenn es nicht einfach und selbstlos genossen sondern aus eigensüchtigen Interessen in den Hader literarischer Querköpfigkeiten gerissen wird.

Auch die Novellen des Cervantes sind selbstverständlich um nichts klassischer als die anderer grosser Erzähler; auch sie bedeuten im Entwickelungsgang der Novellenkunst nur eine Etappe. Diese Entwickelung setzt mit anonymen Typen ein, die in einem gewissen Schema pragmatische Dinge referieren, und gewinnt über die notwendigen Zwischenglieder rasch jene gepriesene, heut freilich wieder geschmähte Region, wo die Individualität, sich ihrer kostbaren Einzigkeit bewusst, herrisch und intolerant den Ausdruck zu einer delikaten Nuance der Subjektivität, zu einer vollkommenen Gebärde des reinen Selbst zu steigern trachtet und die menschliche Seele in ihren seltsamsten und ungewöhnlichsten

Formen zum Schauplatz der Begebnisse macht. Wie weit auf dieser Entwickelungsleiter die cervanteske Novelle fortgeschritten ist, lässt sich leicht aus einem Vergleich mit der italienischen Novelle des Trecento und Quattrocento ersehen, von der gleichfalls der *Inselverlag* eine stattliche Sammlung herausgegeben hat. Diese Novellen, zum Teil von ganz unbekannten Erzählern zum Teil von solchen, die der Literatur keinen Namen hinterlassen haben, zeigen sich gut im Namenlosen verwahrt, denn sie sind noch unvollkommen. Sie sind, wenn nicht reine Anekdoten, doch noch im Anekdotischen stark verhaftet, Chroniken, aber nicht von der Art, wie sie Stendhal gern hatte, der an den seinen die merkwürdige Begebenheit und also den Kontrast zwischen dem Abenteuerlichen des Stoffes und der Trockenheit des Stiles schätzte, Chroniken ohne festeren Stilumriss, die schon aus der engen Umschnürung des Pragmatischen herausstreben und breitere, schweifendere Formen persönlicher Nuancierung anzunehmen beginnen; kurz, naive und tappende Versuche einer Kunstübung, die erst zwei Jahrhunderte später in den Novellen des *Decamerone* ihre Vollendung finden sollen. Diese alten Geschichten zu lesen hat seine rührenden Reize; kommt man von Cervantes, der seine Kunst mit Bewusstheit handhabt und seine Diktion völlig durchsichtig für seine Launen, seine Stimmungen, seinen Humor, für das warme und prächtige Fluten seines Geistes zu machen weiss, so steht man vor diesen verkapselten und verschalten Frühtrieben einer werdenden Kunst, vor diesen befangenen und unfreien Ansätzen, die den Kunstgeist noch mitten in der Mühsal des Ringens mit dem Stoffe sehen lassen, mehr mit den Gefühlen einer nachsichtigen Neugier, die aus entwickelungsgeschichtlichen Interessen sich herschreibt, als mit den Bedrängnissen irgendwelcher Sensationen. Das Kuriose ist nur, dass nach der Meinung des Herausgebers das Unpersönliche und scheinbar Kanonische dieser Novellen, das Typische, Undifferenzierte, Materielle, das Gleichmässige und Unbewegte, das Pragmatische, Unpsychologische, kurz das, was ihnen eben zum Charakter eines Tatsachenberichtes oder einer matt pointierten Anekdote verhilft, wieder eine Qualität sein soll, die der neueren Kunst zu ihrem Schaden abhanden gekommen ist, die also wieder aufzuheben und sichtbar zu machen gleichsam ein Korrektiv wäre gegen allzu krasse Psychologismen, allzu hartkantige Problematik, und ein Wegweiser mehr zur angeblich verlorenen Kunst gut zu erzählen. Vielleicht wären die *Contes drolatiques* des Honoré de Balzac für diesen letzten Zweck eine bessere Hilfe; sicherlich ist es nur groteske Romantik unfertige Dinge, nur weil ihre Geburt Jahrhunderte zurückliegt, einer gereifteren und um ein Tausendfaches sensitiver gewordenen Kultur als Heilmittel gegen ihre aus Überreichtum hervorbrechenden Nöte anzupreisen; denn diese Nöte machen gleichzeitig dieser Kultur ganzen und unsäglichen Stolz aus, und sie werden, wenn ihnen je beizukommen ist, nur aus sich selbst heraus eine Harmonisierung erfahren oder aber an dem einmal kommenden Tag des Sturms weggefegt werden wie der ganze morsch gewordene Kulturstamm, dem sie einst Blätter und Blüten waren.

Und damit verzichtet der Schriftsteller auf jede weitere Diskussion. Ihm schmeckt der notgedrungene Streit der Gedanken nicht länger, das Gegeneinander der Worte und Meinungen, die nichts berühren als was eines Augenblickes träge Leere mit magerer, schnell verbrauchter Nahrung füllen könnte. Tiefer zieht es ihn hinab, dorthin, wo er im Anfang war, zu den anderen

Dingen aus dem volleren Strom des Lebens. Seelen will er belauschen, Stimmen hören der Kraft und des Blutes; will mitten inne sein zwischen Herzen, die gegen einander stehen oder für einander erbeben, stille werden im Brausen tausendfältiger Gefühle; will stumm, in schrankenloser Allgegenwart, den kreisenden Rhythmus des Menschlichen verfolgen, der von den Rufen des Glücks und der Liebe und von den verhallenden Schreien der Sehnsucht, der Angst und der todbringenden Einsamkeit wiederklingt. Nordwärts eilt sein Pfad, nordwärts, in das Land der wacheren Seelen und der weniger beglückenden Sonne. Er verlässt die alten Zeiten, lässt Italien hinter sich, Frankreich und das Spanien des Cervantes. Deutschland ist sein Ziel, der Rhein und das Städtchen Offenbach, eine der kleinsten wohl unter den Städten des Goetheschen Deutschlands, aber bevorzugt in ihren Mauern eine Seele heranreifen zu sehen, in deren beweglicher Laune nachmals die Welt sich wie im Urquell der Poesie selbst entzückt und verwundert spiegeln sollte. Es ist das Jahr 1800.

Um diese Zeit schreibt die zwölfjährige Bettine Brentano, Goethes göttliches Kind, ihrem Bruder Clemens, der unstet durch die Lande zieht, regelmässig Briefe, Berichte ihres Tuns und Gehabens im Hause der Grossmutter Sophie La Roche, der Freundin Wielands und Lavaters, die, alt und etwas blaustrümpfig, Bettinens Erziehung leitet und ihren phantastischen, aber früh selbstsicheren Mutwillen vergebens mit abstrakten Studien zu dämmen sucht. Diese Briefe — von Paul Ernst im *Inselverlag* herausgegeben —, die grammatisch und orthographisch die Billigung der Grossmutter nicht oft gefunden hätten, heimlich geschrieben, im Mondesschimmer oder beim Schein der Morgenwolken, und vollbepackt mit all den krausen Drolerieen einer ganz unverfälschten und merkwürdig tiefen Kindlichkeit, treffen das Herz des Empfängers mit einer Inbrunst, die im Verhältnis eines Bruders zur Schwester fast das Gefühl eines leisen seelischen Inzestes wachruft. Nie ist eine Schwester so geliebt worden wie die kleine Bettine. Er vergöttert, nein, er *vergottet* sie, um mit den Mystikern zu reden. Er liebt ihre Phantasie, aber das sagt wenig, ihren Mutwillen, aber das kann missverständlich sein, den Duft und den Schimmer ihrer Worte, jawohl, und das farbige und unerschöpflich wechselnde Spiel ihrer Einfälle, aber das alles geht nur nebenher: er liebt überhaupt nichts einzelnes an ihr, er liebt sie aus dem Ganzen, aus dem Innern eines leidenschaftlichen Glaubens, einer fanatischen Sehnsucht, mit all dem Selbsttrug und der Verblendung der idealen Ekstase, die sich aus eigenem Blut das Mirakel schafft, das sie braucht, um nicht zu verzweifeln. Bettine ist für Clemens ein Mirakulum, ein Wunder Gottes, die Inkarnation einer Idee, sein Engel, das bessere Teil seines Selbst: sie ist ihm das, was er selbst verloren, die glückliche Herzensreinheit, die ungebrochene Frische, das sorglose, blumenhafte Sein, das noch nicht den Mutterschoss verlassen und erdenstark und erdenfromm, ungespalten und in süssem Selbstvergessen, nur Freude strahlt, nur Duft und zarte Rührung. Wie eifersüchtig wacht Clemens über das Blumenhafte dieser Seele! Er schilt Bettine, dass sie sich für die abstrakten Freiheitsideeen der französischen Revolution enthusiasmiert, Mirabeau begeistert preist und sich heimlich selbst dem Beruf einer künftigen rhetorischen Volksbefreierin weiht. Ihn dünkt das eine Entwürdigung des Kindes, und er begreift nicht, dass Bettine alles mit dem Herzen umfasst, dem sie nahekommt. Ja, er versteht Bettinen im Eigentlichsten überhaupt nicht, denn er kennt sie

nicht. Liebt er nicht an ihr eine Geste, die ein ihm teures Symbol umschliesst? Sie sollte wie eine Heilige auf den Bildern mystischer Primitiven ewig im Garten der Natur sitzen, in ewiger Kinderunschuld mit Blumen und Tieren spielen und der seelenkargen Menschheit die tiefsinnige Sprache der Bäume deuten, die im abendlichen Winde rauschen. Bettine fühlt sehr wohl, dass der Grund der Bruderliebe noch mehr als in ihrer Natur in den Nöten dieser idealen Sehnsucht gelegen ist. So oft sie seine ekstatischen Glaubensbekenntnisse vernimmt, die er alle ihr, nur ihr widmet, wird etwas fremd in ihr, und sie wehrt ab. Sie ist nicht so wie er glaubt, nein, sie will das auch gar nicht sein, was er aus ihr machen will. Sie ist jung und ein Kind und — das vor allem — ein Weib, das heranreift; sie liebt ihren Clemens sehr, gewiss, diesen genialischen Bruder mit feurigen Augen und schwarzen, glänzenden Locken, der manchmal recht abenteuerlich zynisch und witzig unter den Leuten einherfährt und öfters wie ein Pfingstwunder über die erstaunte Menschheit mit einem Regen von Liedern und Rosen kommt. Ja, sie liebt ihn, aber sie fühlt das Fremde, das Verletzende seiner Idealisierung. Ist sie nur allzu wahrhaftig, nur ohne Eitelkeit? Zu stark in ihrer Natur, zu ursprünglich, um von der Lüge im Ideal getroffen zu sein? Gleichwohl macht sie sich selbst gern ein phantastisches Bild von Clemens, um ihn bewundern zu können. Nur dass sie dieses Bildes nicht so bedarf wie Clemens die Idee ihrer Seele braucht, um lieben zu können; denn ihre Liebe ist einfacher und natürlicher, schwesterlicher und flacher, mit einem Wort: weiblicher, eine schmiegsame Liebe, die aus den noch dunklen und ungeborenen Weibinstinkten nach dem Mann greift, der ihr Stütze sein kann, und zunächst nur den Bruder findet.

Und hier hebt das Moment der Tragik an, das Clemens' Schicksal umschattet. Bettine wird älter und reifer; sie greift aus und wird weltläufiger; Frauen und Männer treten in ihren Gesichtskreis, die von ihr entzückt sind; mehr und mehr fühlt sie den wachsenden Wert des Weibes in sich. Immer noch ist der Bruder ihr Vertrauter, aber sie hat schon weniger Zeit für ihn; die Welt ist sehr lustig, denn sie ist bunt und mannigfaltig, und bald sondert sich ein Mann aus ihr heraus, mit dem das tändelnde Spiel einen ernsteren Ton bekommt. Wie lange noch, und eines Tages wird der Geliebte da sein, der all die Responsorien der Liebe in sich aufnehmen wird, die einst dem Bruder galten, und noch viel mehr: denn er wird sie ganz besitzen, ganz, und so wie sie ist . . . . Clemens ahnt diesen Weg; er weiss ihn. Aber je deutlicher er ihn sieht, desto hitziger verleugnet er ihn. Er verbeisst sich in seine Inbrunst; seine Liebe wird krank. Die Frauen, denen er früher mit einem Feuer nachjagte, das sich nicht immer glücklich aus Sentimentalität und Sinnlichkeit mischte, sind ihm nichts, wenn nicht Bettine mitten inne steht. Er bittet die Schwester um Rat für seine Heirat und ist taub gegen die Weisheit des kleinen Weibes, das jede Einmischung deutlich abwehrt. Immer leidenschaftlicher werden seine Bitten ihn nicht vereinsamen zu lassen. Der Raub der Schwester, der sich ja doch vollziehen muss, hängt über ihm wie eine drohende Katastrophe. Am Ende dieser Briefe stehen die Worte: »Meine Einsamkeit erhöht sich immer mehr; ich bitte Dich herzlich, schreibe, ich bin traurig. Du hast ja doch auf der Welt nichts zu tun, schreibe mir doch, oder ich glaube, dass Du mich nicht mehr liebst.«

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Wirtschaft / Richard Calwer

Anleihepolitik Mit Ansprüchen von mehr als einer Milliarde sind in diesem Jahre Preussen und das Reich an den Geldmarkt schon herangetreten. Wenn man erwägt, dass die Kapitalbildung bei uns keineswegs so stark ist wie etwa in Grossbritannien und in Frankreich, so stellt ein so hoher Anleihebetrag an sich schon eine aussergewöhnliche Anforderung dar. Es fordert aber zur offenen Kritik heraus, wenn in Zeiten, in denen der Geldmarkt noch unter der Anspannung einer Hochkonjunkturperiode leidet, die preussische und die Reichsfinanzverwaltung eine Kraftprobe anstellen, die bei der Unterstützung der reichlich bedachten Grossbanken ja sicherlich gelingen wird, aber doch dazu führen muss, dass das Kapital aus älteren Anlagen herausgetrieben wird, diese also zum mindesten eine Entwertung erfahren müssen. Die Auslandspresse, vor allem die Englands, haben die Begebung der neuen Anleihen zum Anlass genommen die Bonität der deutschen und preussischen Anleihen zu bezweifeln. Ihre sachliche Kritik ist so fadenscheinig, dass es sich nicht lohnt darauf einzugehen. Das Motiv der Kritik ist höchstens die Besorgnis, englisches Kapital könnte in den neuen Anleihen eine äusserst vorteilhafte Anlage sehen. Trotz der hämischen Kritik wird dies ja wohl auch der Fall sein. Kritik muss vielmehr von einem ganz anderen Gesichtspunkt aus gegen die preussische und deutsche Anleihepolitik geübt werden. Es äussert sich in der Wahl des Zeitpunktes der Begebung sowohl als auch in der Bemessung der Höhe des Betrages eine so geringe Rücksichtnahme auf die allgemeine wirtschaftliche Lage und auf den Geldmarkt im besondern, dass man wohl sagen darf, der Egoismus des Fiskus steht mit dem Egoismus des rheinisch-westfälischen Kohlensyndikats so ziemlich auf der gleichen Stufe. Die Kapitalisten werden alle sich die günstige Anlage nicht entgehen lassen wollen. Man wird weniger rentierende Werte verkaufen, auf ihren Kurs drücken, man wird andere Kreditnehmer auf lange Zeit hinaus schädigen, da sie, um Kapital zu erhalten, mindestens gleich günstige Chancen, wenn nicht bessere, als das Reich und Preussen bieten müssen. Ist der Geldbedarf des Reiches und Preussens so dringend, dass die Begebung der Anleihen in der jetzigen Art und Weise vor sich gehen musste? Konnte man nicht noch einige Zeit zuwarten, bis die Mittel am Geldmarkt wieder flüssiger geworden wären? Und was soll es heissen, wenn der Reichsbank unterstellt wird, sie werde durch Herabsetzung ihres Diskonts den Anreiz zum Kauf der neuen Anleihen noch besonders steigern? Das klingt ja fast so, als ob der Reichsbank zugemutet werden sollte ihre Diskontpolitik nach den Finanzbedürfnissen des Reiches und Preussens einzurichten statt nach der jeweiligen Lage des Geldmarktes. Die Grossbanken haben im letzten Jahr stattliche Mittel in dem Diskontgeschäft investiert, weil hier bei dem hohen Zinsfuss gute Geschäfte zu machen waren. Diese Gelder dürften zurückgezogen werden und dem Anleihemarkt zuströmen, obwohl der Wechselumlauf noch keineswegs auf eine normale Grenze zurückgegangen ist. Die Erschwerung des Kredits für die mittlere und kleinere Geschäftswelt wird also dank der Anleihepolitik des Reichs und Preussens noch fortdauern, da der Zuwachs an neuen Kapitalien und Geldmitteln keineswegs so steigt, dass der Geldmarkt eine Entziehung von 850 Mill. M. in einem Jahre wie dem jetzigen ohne innere Schwierigkeit überwinden könnte.

X X

Deutsch-französische Annäherung Schon häufig sind Versuche unternommen worden eine Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich herbeizuführen: bisher leider immer ohne Erfolg. Wenn trotzdem wieder ein Komitee den Mut gefasst hat für eine Annäherung Propaganda zu machen, so wird man diese Bestrebungen begrüssen dürfen, ohne freilich grosse Hoffnungen auf sie zu setzen. Dass das gespannte Verhältnis zwischen den beiden ersten Ländern Mitteleuropas ein starkes Hindernis für ein geschlossenes Vorgehen Mitteleuropas auf wirtschaftspolitischem Gebiete ist und sich schon wiederholt als solches erwiesen hat, braucht nicht erst auseinandergesetzt zu werden. Dass die mitteleuropäischen Länder auf dem

Gebiet der Agrar- wie auf dem der Gewerbepolitik, aber auch in sozialpolitischer Hinsicht eine ganze Reihe grosser gemeinsamer Interessen haben, die darauf hindrängen manche zoll- und handelspolitische Fragen in gegenseitiger Übereinstimmung zu lösen, das allein schon müsste hinreichen, um eine gegenseitige Annäherung zu begünstigen. Die Spaltung der mitteleuropäischen Länder in Fragen der Handelspolitik muss notwendigerweise Grossbritannien sowohl als auch ganz besonders den Vereinigten Staaten ein Übergewicht über Europa verschaffen. Beide wirtschaftliche Rivalen können nach dem Grundsatze *Divide et impera* ihre Absichten auf handelspolitischem Gebiete leichter erreichen als wenn ihnen ein wirtschaftpolitisch mehr oder weniger nach aussen geschlossenes Mitteleuropa gegenübersteht. Dass ein Zusammengehen der mitteleuropäischen Staaten heute noch ein Zukunftsideal ist und bleibt, das liegt leider hauptsächlich an dem wirtschaftlich unnatürlichen Gegensatz zwischen Frankreich und Deutschand, den zu überwinden oder wesentlich zu vermindern bis heute noch nicht gelungen ist.

× ×

1906 und 1907 Dass die Lage der Arbeiterbevölkerung im Jahre 1907 keine Verbesserung mehr erfahren hat, das ist von mir an dieser Stelle und sonst so deutlich gesagt worden, dass die *Leipziger Volkszeitung* es wirklich nicht nötig gehabt hätte, gegen mich einen Handelskammerbericht, der das Jahre 1907 behandelt, auszuspielen und ihren Lesern gegenüber den Eindruck zu erwecken, ich hätte eine Besserung der Lage der Arbeiter auch im Jahre 1907 behauptet. Was ich behauptet habe und behaupte, ist 1. dass sich seit 1895 die wirtschaftliche Lage der Arbeiterbevölkerung im grossen und ganzen sehr kräftig gehoben hat, und 2. dass auch im Jahre 1906 gegen 1905 noch eine merkliche Besserung eingetreten ist. Was die *Leipziger Volkszeitung* aus dem Bericht der mittelfränkischen Handelskammer gegen mich anführen zu können glaubt, das ist mir sogar noch etwas zu optimistisch. Die Handelskammer, die gegen mich als Zeuge aufgerufen wird, sagt nämlich, dass bei den breiten Massen der Steigerung der Einkommen keine erhebliche Erhöhung der Konsumtionsfähigkeit entsprach. Also immerhin noch eine Erhöhung der Konsumtionsfähigkeit im Jahre 1907! In meinem Rückblick auf das Jahr 1907 sagte ich aber hier in den *Sozialistischen Monatsheften* (pag. 117): »Die wirtschaftliche und soziale Lage der Arbeiter konnte sich im allgemeinen gegen 1906 nicht mehr verbessern, aber umgekehrt ist auch keine merkliche Verschlechterung eingetreten, obwohl dies vielfach angenommen wurde. . . . Der Verbrauch der Massen war in der ersten Hälfte des Jahres noch äusserst kräftig, wenn auch kaum noch stärker als 1906. Im 2. Halbjahre machte sich dann aber eine Stagnation in der Konsumbewegung bemerkbar, die sich besonders deutlich in der Gestaltung der Weihnachtsumsätze äusserte.« Und in einem Jahresartikel meiner *Wirtschaftlichen Korrespondenz* heisst es: »Alles in allem war aber weder die Arbeitsgelegenheit noch die Lohnhöhe in solcher Zunahme begriffen wie in den beiden Vorjahren. Um so empfindlicher mussten daher die gestiegenen Warenpreise auf die Konsumkraft der Arbeiterbevölkerung einwirken. Und wenn auch nicht behauptet werden soll, dass im Jahre 1907 der tatsächliche Konsum der arbeitenden Bevölkerung gegen 1906 oder gar 1905 zurückgegangen ist, so ist doch sicherlich eine bedrohliche Stagnation eingetreten, die nur bei einer Belebung des Frühjahrsgeschäftes und bei einer Ermässigung der Warenpreise zu überwinden ist.« Die *Leipziger Volkszeitung*, die unter Verwechslung der Jahre 1906 und 1907 mich ihrem Leserkreise in angenehme Erinnerung bringen wollte, wird selbstverständlich ihre Leser über ihren Irrtum aufklären und ihnen sagen, dass mir der Bericht der mittelfränkischen Handelskammer etwas zu günstig gehalten ist.

× ×

Kurze Chronik Die oberschlesische Kohlenkonvention beschloss Anfang März, eine Ermässigung der Kohlenpreise nicht eintreten zu lassen. × Die Bank von England setzte am 19. März ihren Diskont von 3½ auf 3% herab. × Das Siegerländer Roheisensyndikat beschloss eine Betriebseinschränkung von 50%. × Der *Crédit Minier*, die *Banque Franco-Espagnole* und zahlreiche andere Unternehmungen, die von dem französischen Finanzier Rochette, einem ehemaligen Kellnerjungen, ins Leben gerufen waren, sind zusammengebrochen. × Die Sankt Galler Stickereiindustrie, die unter der Krise in

den Vereinigten Staaten ungemein leidet, hat neuerdings wieder Aufträge aus New York erhalten. × Die bekannten Armstrongschen Werke verteilen für das letzte Geschäftsjahr wieder eine Dividende von 15%, was auf die gegenwärtige Notierung ein Erträgnis von annähernd 5¾% ausmacht.

Politik / Max Schippel

Blockprobe Der Reichsvereinsgesetzentwurf hat in dieser Zeitschrift schon von anderer Seite seine Darstellung und Kritik gefunden (vergl. den Artikel Wolfgang Heines in diesem Bande der *Sozialistischen Monatshefte*, pag. 334 ff.). Seither ist noch ein Kompromiss in der Sprachenfrage zu stande gekommen, und in dieser Gestalt gelangte er, nach langen erbitterten Rede- und Geschäftsordnungskämpfen, am 8. April, kurz vor Ferienbeginn, mit 194 gegen 168 Stimmen, bei 5 Stimmenthaltungen, endgültig zur Annahme. Ähnlich am gleichen Tage die Börsengesetznovelle, mit 203 gegen 168 Stimmen. Der Blockgedanke hat über alle Bedenken und Quertreibereien triumphierend gesiegt, tönt es ziemlich selbstbewusst aus der Mehrzahl der freisinnigen Blätter heraus. Denn selbst Herr Schrader und Herr Naumann, die sonst der Richtung Barth am nächsten standen und zum Teil ehemals über sie nach links hinausgingen, haben zuletzt noch, ähnlich wie der süddeutsche Volksparteiler Herr von Payer, den Kompromiss als im wohlverstandenen Interesse des Liberalismus liegend verteidigt. Gegen das ganze Gesetz gestimmt haben von der bürgerlichen Linken nur Dr. Dohrn, Dr. Neumann-Hofer und Dr. Potthoff; den Abgeordneten Conrad Haussmann hatten Berufsgeschäfte in Stuttgart festgehalten.

Wird nunmehr die blocktreue Linke schwere Stunden vor ihren Wählern und ihren Parteiorganisationen überstehen müssen? Nichts spricht dafür, nachdem die vorangegangenen Auseinandersetzungen so glimpflich verlaufen sind und meist sogar mit Zustimmungskundgebungen, wenn auch oft sehr lauer Art, geendet haben. Dagegen ist nunmehr für die preussische Landtagswahlbewegung wohl der letzte denkbare Verbindungsfaden zwischen dem offiziellen Freisinn und der Sozialdemokratie zerschnitten. Es ist nach den gegenseitigen Anklagen und nach der tagtäglich sich steigernden Erhitzung der Gemüter ganz undenkbar, dass in den paar Wochen bis zum Wahltermin noch irgendwelche Brücken über den klaffenden Abgrund geschlagen werden könnten. Die entschlossenere Anlehnung nach rechts ist für den Freisinn der einzig noch mögliche Weg zur Erhaltung und Vermehrung seiner Mandate. War die Blockpolitik für den Freisinn bis vor kurzem noch Sache freien, jederzeit abänderlichen Entschlusses, so wird sie für die nächste Zeit zur fatalen und fatalistischen Notwendigkeit. Ob eine Sezession innerhalb des Freisinns etwa mehr nach links geneigte bürgerliche Kandidaturen hier und da hervorruft, wird die Sozialdemokratie ruhig abwarten. Besonders wahrscheinlich ist es nicht, da die zweite Blockerrungenschaft, die Abänderung des Börsengesetzes in börsenfreundlicherem Sinne, dem Blockfreisinn die unentbehrlichsten linksliberalen Wahlfondsquellen ausschliesslich vorbehält.

Doch wenn im Herbst und Winter die Reichsfinanzreform und bald darauf wahrscheinlich die preussische Landtagswahlreform aus der vorläufigen parlamentarischen Versenkung emportaucht, wird man dann noch Blocktriumphe erleben?

× ×

England: Ministerwechsel Durch die Niederlegung der Ministerpräsidentschaft seitens des lange leidenden, schwer herzkranken Sir Henry Campbell-Bannerman ist die keineswegs erquickliche Lage der englischen liberalen Parlamentsmehrheit nicht leichter geworden. Äusserlich hat sich zwar an dem riesigen Stimmübergewicht gegenüber den Konservativen, trotz der fast regelmässigen Nachwahlschlappen, nichts Wesentliches geändert. Aber das alte Gefühl der Sicherheit hat merklich nachgelassen. Man ist wohl auf ein gemeinsames Abwehrprogramm gewählt, aber für schöpferische Leistungen fehlt die Einheit; meist zeigt sich dabei der innere Zusammenhalt recht dürftig und gebrechlich. Die Furcht vor dem Sozialismus fängt an eine immer grössere Rolle zu spielen, und mit dem neuen schärferen Gegensatz nach links treten ganz von selbst die alten Rivalitäten nach rechts mehr und mehr zurück. Dazu weckt die Wirtschaftskrisis die Zollreformbewegung zu überraschend starkem Leben. In zahlreichen Wahlkreisen fühlen sich die Tarifreformer so sehr als Herren der konservativen und unionistischen Partei, dass sie systematisch darauf hinarbeiten auf den Kandidatenlisten für die nächsten

Wahlen Freihändler durch Schutzzöllner zu ersetzen, selbst um den Preis, dass altbewährte Vertreter und Politiker dabei über die Klinge springen müssen: kürzlich erhob Lord Hugh Cecil die sentimentalsten Klagen darüber, ohne mehr als gleichgültiges Achselzucken zur Antwort zu erhalten. Die letzte liberale Flottenvorlage war ein vorübergehender Waffenstillstand zwischen den Antimilitaristen, die auf Abrüstung und Ersparnisse drängen, und den Imperialisten, die das nach ihrer Meinung Versäumte beim nächsten Etat doppelt und dreifach nachzuholen gedenken. Unter so ungleichartigen Elementen war Campbell-Bannerman durch sein versöhnliches Wesen, seine allseits anerkannte Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit, durch seine langjährige Parteitätigkeit ein unersetzliches Bindeglied. Sein Nachfolger, der bisherige Schatzkanzler Asquith, zeigt einen stärkeren imperialistischen Einschlag, etwa nach dem Vorbild Roseberys; andrerseits schoben im Vorjahre die Kolonialvertreter wesentlich ihm den wenig erfreulichen Ausgang der letzten Kolonialkonferenz zu. Die Iren begrüssen ihn zunächst freundlich, doch mahnt die Erinnerung an die frühere Roseberyfreundschaft immerhin zur Vorsicht. Urteile der Arbeitervertreter, die im allgemeinen den gehenden Premier als lauteren Charakter und überzeugten Demokraten sehr hoch achteten, liegen mir noch nicht vor. Sollte jedoch eine grössere Umwertung der Einzelbestandteile des Ministeriums und der Parlamentsmehrheit eintreten, so ist es ein gutes Vorzeichen, dass die Abgeordneten der Arbeiterpartei und die *Trade-unionisten* soeben eine engere parlamentarische Fühlungnahme und ein Vermeiden aller Wahlkonflikte und Doppelkandidaturen beschlossen haben.

× ×

Portugal Die portugiesischen Wahlen sind noch nicht vollständig abgeschlossen. Doch war von den 107 bis zum 6. April gewählten Abgeordneten noch nicht ein einziger ein Republikaner, so dass die noch ausstehenden 30 bis 40 Entscheidungen an dem Siege der alten Kliquenparteien, der koalierten *Regeneradores* (Konservativen) und *Progressistas* (Liberalen) nichts mehr zu ändern vermögen. Zunächst scheint die erhalten gebliebene Francosche Wahlkreisgeometrie, die willkürliche Angliederung bäuerlicher, kulturell tiefstehender Bezirke an städtische Gebiete mit ausgesprochen republikanischer Gesinnung den Geschäften der Koalition sehr dienlich gewesen zu sein. Ferner sollen sich die wahlleitenden Behörden nicht bloss auf die übliche Einschüchterung sondern auch auf die Stimmenfälschungen vortrefflich verstanden haben. So liess sich der Wahlvorsteher in dem streng republikanischen lissabonischen Bezirk von Sao Domingo für die Nacht die Wahlurne anvertrauen, weil die Wahl noch nicht geschlossen und am nächsten Tage fortzusetzen sei. Die Erregung in Lissabon kam in heftigen Zusammenstössen zum Ausbruch, deren Provozierung die Republikaner abermals den Behörden und den alten Parteien zuschreiben. Indes wiederholte sich wohl auch die alte Erfahrung: Die Attentate haben die sonst Unzufriedenen eingeschüchtert und kopfscheu gemacht, während umgekehrt die sonst trägen und passiven bäuerlichen Massen in lebhafteste Gärung geraten sind und in ihrer Weise gegen den Umsturz manifestieren. Doch sind das bis jetzt alles Vermutungen; nur die Tatsache des Koalitionssieges steht bisher fest. Von einer Beruhigung des Landes ist unter solchen Umständen natürlich weniger denn je die Rede.

× ×

Kapland In der Kapkolonie ist nunmehr die Niederlage der Jamesonschen Politik durch die letzten *Assembly*wahlen klar und deutlich besiegelt. Schon vor einem halben Jahre kehrte sich bekanntlich der Legislativrat (das Oberhaus) gegen Dr. Jameson, der seit 1904 die Regierungsgeschäfte leitete. Seitdem waren die Vorbereitungen für die Ober- und Unterhauswahlen im Gange. Zu statten kam dem ehemaligen Freischärler transvaalischen Angedenkens, dass der *Redistribution Act* von 1904 den städtischen Bezirken mehr Mandate als früher zuerkennt. Doch erwies sich der Stimmungsumschwung als ein so kräftiger, dass sogar Städte wie Woodstock, Port Elizabeth und East London sich von den sogenannten *Progressiven* oder *Unionisten* abwandten. Die gegnerische Südafrikanerpartei wurde andererseits dadurch verstärkt, dass die Rebellen aus der Burenkriegszeit, denen auf 5 Jahre das Wahlrecht entzogen war, diesmal wieder etwa 10 000 Stimmen in die Wagschale werfen konnten. Von durchschlagender Wirkung war jedoch die wirtschaftliche Misere, die man immer

drückender empfand und in Gegensatz zu den hohen Staatsaufwendungen der Jamesonschen Verwaltung brachte. Ob Herr Merriman, der seit Februar die Geschäfte leitet, ein grosses Sparsamkeitsprogramm ernstlich durchführen kann, bleibt abzuwarten, denn gerade die allgemeine Depression stellt wahrscheinlich neue Staatsaufgaben, und gerade die Diamantindustrie, die sonst gern zu finanziellen Leistungen herangezogen wurde, liegt augenblicklich am meisten darnieder. Doch die Afrikanermehrheit ist da, und sie kann ihre Reformkünste voll entfalten. Kennzeichnend für die weitblickende britisch-koloniale Selbstregierungspolitik bleibt es jedenfalls, dass alle solche innerpolitischen Umwandlungen den Reichszusammenhalt kaum berühren. Transvaal hat sein Ministerium Botha, die Oranjekolonie Herrn Fischer als Premier. Dazu gesellt sich jetzt das Kapland selber. Und dennoch ist man des kommenden Vereinigten Südafrikas in London genau so sicher wie Australiens oder wie Kanadas, das dereinst gleichfalls einer starken französischen Opposition verfallen schien.

× ×

Kurze Chronik Die russische Regierung hat den finnländischen Landtag aufgelöst, der, auf grund des demokratischsten Wahlrechtes gewählt, etwa 80 sozialdemokratische Mitglieder zählte. Den Anstoss oder Vorwand gaben die Konflikte mit dem Senat, der in Finnland das Ministerkabinett ersetzt. Man befürchtet die Oktroyierung eines neuen Wahlrechtes; die Truppenzusammenziehung und Vereinigung der Zivil- und Militärgewalt in der Hand des Generals Böckmann deuten darauf hin. × In den Vereinigten Staaten erregte es den peinlichsten Eindruck, dass man in Berlin gegen den neuen amerikanischen Gesandten Hill das Bedenken erhoben habe: er sei zu arm, um seinen Platz voll auszufüllen. Den Kongress beschäftigt übrigens nunmehr ein Antrag den Botschaftern entsprechende Amtsgebäude neben den bisherigen Gehältern zu sichern. × In Hamburg wird ein Kolonialinstitut zur Vorbildung von Kolonialbeamten am 1. Oktober ins Leben treten.

Sozialpolitik / Robert Schmidt

Konkurrenzklausel Der *Deutsche Werkmeisterverband* hat im Hinblick auf die Novelle zur Gewerbeordnung eine Schrift herausgegeben, in der die Herren Dr. Potthoff und R. Lehmann eingehend darlegen, unter welchen vertraglichen Zwang die Konkurrenzklausel die Techniker und Werkmeister bisher gestellt hat. Zunächst fehlt für die Angestellten heute eine Begrenzung in der Anwendung der Konkurrenzklausel, denn unsere Gerichte haben eine so unsoziale Stellung eingenommen, dass die Bestimmung in § 133 f G. O., wonach eine Beschränkung nichtig ist, die eine unbillige Erschwerung im Fortkommen der Angestellten zur Folge hat, nur in sehr mässigem Umfange dem Angestellten zu gute kommt. Es werden in der Schrift aus Verträgen Vereinbarungen wiedergegeben, die Konventionalstrafen bis zur Höhe von 100 000 M. festsetzen. In einem Vertrag finden wir bei einem Monatsgehalt von 60 M. 5000 M. Konventionalstrafe. Verträge, die für ganz Deutschland den Eintritt in ein Konkurrenzunternehmen ausschliessen, gehören nicht zu den Seltenheiten, andere verbieten sogar die Annahme einer Stellung für ganz Europa und Nordamerika. Das Ungeheuerlichste bieten sicherlich die Verträge, die Angestellten untersagen die Verpflichtungen, die der Vertrag enthält, anderen Personen bekanntzugeben. Es wird ferner darauf hingewiesen, dass abgesehen von diesen Verträgen einige grosse Unternehmerverbände ihre Mitglieder verpflichtet haben keinen Angestellten aus der Branche ohne Erlaubnis des bisherigen Chefs des Angestellten zu engagieren. Der *Werkmeisterverband* verlangt daher Beseitigung solcher Vereinbarungen und die Aufhebung der Konkurrenzklausel, mindestens aber die Gleichstellung mit den Handelsangestellten, die auch durch die von der Regierung vorgeschlagene Änderung zur Gewerbeordnung den Werkmeistern nicht gewährt wird.

× ×

Arbeitskammern Zu dem Gesetzentwurf betreffend die Errichtung von Arbeitskammern haben eine Anzahl Unternehmerorganisationen und Handelskammern dahin Stellung genommen, dass die paritätische Vertretung zu verwerfen sei; es sollen in diesen Korporationen nur die Arbeiter vertreten sein. Diese Vorschläge klingen sehr entgegenkommend, jedoch darf man sich nicht irreführen lassen, denn sie beabsichtigen auch zugleich die Befugnisse der Kammern einzuschränken. Eine Arbeiterkammer, die nichts zu bestimmen

hat, ist den Scharfmachern lieber als eine paritätische Vertretung in der Arbeitskammer, die beachtliche Kompetenzen erhält.

Sehr bedeutsam sind mehrere andere Kundgebungen. Die Arbeitervertreter in der *Zentralstelle für Gewerbe und Handel* und die Arbeitervertreter in der Versicherungsanstalt in Württemberg haben in einer gemeinsamen Sitzung den Regierungsentwurf abgelehnt und sich grundsätzlich auf den Standpunkt der Arbeiterkammer gestellt. In einer Sitzung des Gesamtkollegiums der *Zentralstelle für Gewerbe und Handel* — der Korporation gehören neben 25 Unternehmern nur 4 Arbeiter an — wurde der gleiche Standpunkt vertreten und unter anderm verlangt, dass die Wahlen der Arbeiter durch die Gewerkschaften und die der Unternehmer durch die Berufsgenossenschaften erfolgen sollten. In der *Zentralstelle für Handel, Industrie und Gewerbe* für Bayern wurde der Meinung unseres Genossen Segitz zugestimmt, der für Arbeiterkammern plädierte. Die badische Regierung hat eine Anzahl Vertreter aus den verschiedenen Gewerkschaften eingeladen; in der Beratung fand der Entwurf keine Zustimmung. Das gleiche ist von einer Meinungsäusserung der hessischen Arbeitervertretung in der Ministerialabteilung für Landwirtschaft, Handel und Gewerbe zu sagen. Es wurde das Proportionalwahlrecht gefordert, ferner die Hinzuziehung der Landwirtschaft und der Hausindustrie.

Während in den süddeutschen Staaten die Arbeiter zu einer Meinungsäusserung von den Regierungen herangezogen werden, kennt man in Preussen einen solchen Versuch nicht; hier meidet man nach alter Gepflogenheit jede Berührung mit den Arbeitern.

× ×

Reichsversicherungsamt Nach den Berichten über die finanzielle Gestaltung der Unfall- und Invalidenversicherung ist nunmehr der Geschäftsbericht über die Tätigkeit des Reichsversicherungsamtes für das Jahr 1907 erschienen. Die auch im Reichstag vor kurzem wieder aufgestellte Behauptung, dass das Reichsversicherungsamt mit Streitsachen überlaufen werde, findet im Bericht keine Stütze. Zunächst ist die Zahl der Rekurse aus Unfallansprüchen von 19634 im Jahre 1906 auf 19604 im Jahre 1907 zurückgegangen. Auch prozentual zur Zahl der Schiedsgerichtsentscheidungen ergibt sich keine Erhöhung der Rekurse. Von 100 rekursfähigen Schiedsgerichtsurteilen wurden im Jahre 1907 durch Rekurs angefochten 27,99, 1906 28,73, 1905 27,91, 1904 28,45, 1903 29,32. Noch weniger rechtfertigt sich der Vorwurf, dass gegen die Bescheide der Berufsgenossenschaften so zahlreiche Berufungen bei den Schiedsgerichten eingelegt werden; denn von 100 berufungsfähigen Bescheiden der Berufsgenossenschaften wurden nur 16,98 angefochten, sicherlich ein sehr geringer Prozentsatz, wenn man bedenkt, um welche wichtige Ansprüche der Verletzten es sich handelt. In 20,47 % der Fälle hatten die Verletzten mit ihren Ansprüchen vor dem Schiedsgericht einen Erfolg zu verzeichnen; vor dem Reichsversicherungsamt betragen die Entscheidungen zu gunsten der Verletzten 20 %. Das Reichsversicherungsamt scheint nur deshalb überlastet, weil die Zahl der Beamten zu gering ist und vom Reichsschatzamt berechtigte Ansprüche zurückgestellt werden. Leider werden in der Finanzwirtschaft des Reiches die Kosten für die Sozialpolitik immer noch als eine Last empfunden. Der Bericht des Reichsversicherungsamtes beklagt die Verzögerung in der Erledigung der Streitsachen bei der Überlastung selbst und hofft durch die Errichtung eines neuen Senats und eine Vereinfachung der Geschäftsführung dem Übelstand abzuhelfen. Es darf wohl die Erwartung ausgesprochen werden, dass unter der grössern Schnelligkeit die Gründlichkeit des Verfahrens nicht leidet.

Sehr auffallend ist die im Bericht erwähnte Tatsache, dass die landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaften von der Übernahme des Heilverfahrens der Verletzten während der ersten 13 Wochen wenig Gebrauch machen und in ihren Leistungen zurückgehen. Nach Abzug der Ersatzleistungen der Krankenkassen wendeten die landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaften 1904 noch 155549,31 M. auf, im Jahre 1906 sank diese Summe auf 133790 M. Im Gegensatz hierzu zeigen die gewerblichen Berufsgenossenschaften eine Zunahme von 461837,14 M. auf 518875,34 M. Dieser Rückgang der Leistungen der landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaften wiegt um so schwerer, als die landwirtschaftlichen Arbeiter vielfach der Krankenversicherung nicht unterstellt sind, somit in den ersten 13 Wochen ausser der Heilbehandlung keine Unterstützung erhalten.

Von den Bescheiden der Landesversicherungsanstalten und der anderen Kasseneinrichtungen, die Invalidensachen betrafen, wurden 14,3 % bei den Schiedsgerichten angefochten und 18,7 % zu gunsten der Versicherten entschieden. Die Zahl der Revisionen ist von 6290 im Jahre 1906 auf 5555 im Jahre 1907 zurückgegangen. Von 100 Schiedsgerichtsurteilen wurde 1907 gegen 25,04 vor dem Reichsversicherungsamt Revision erhoben. Einen Erfolg hatte das Rechtsmittel für die Verletzten nur in 15,13 % der Fälle; die Versicherungsanstalten erzielten in 66,85 % der Fälle eine Änderung des Schiedsgerichtsurteils oder Zurückweisung an die Vorinstanz.

× ×

Kurze Chronik Das Reichsgesundheitsamt hat Merkblätter zum Schutz gegen Bleivergiftung bei Maler-, Lackierer- und Anstreicherarbeiten, für Arbeiter in Chromgerbereien, für Feilenhauer und für Schleifer herausgegeben. Die Verbreitung dieser Merkblätter in den betreffenden Arbeiterkreisen ist sehr zu empfehlen. × In Frankfurt a. M. ist am 1. April eine Ausstellung von Erzeugnissen der Heimarbeit eröffnet. Das Arrangement ist der Berliner Ausstellung nachgebildet; es soll ein Einblick in die sozialen Verhältnisse der Heimarbeiter gewährt werden. Von unseren Gewerkschaften ist die Ausstellung lebhaft gefördert worden. × Eine grosse Anzahl von Petitionen, die an den Reichstag aus Unternehmerverbänden und Handelskammern gerichtet werden, wendet sich gegen die Einführung des Zehnstundentags für Frauen. Eventuell wünscht man eine 60stündige Arbeitszeit für die Woche, um nach freiem Belieben an den einzelnen Tagen die Arbeitszeit festsetzen zu können. × Die Arbeitslosenvorlage, die die englische Arbeiterpartei im vorigen Jahre im Parlament einbrachte, ist in der Beratung am 13. März abgelehnt worden. Die Vorlage wollte im wesentlichen eine Regelung der Arbeitsvermittelung und die Ausführung von Notstandsarbeiten.

Kommunalpolitik / Hugo Lindemann

Wasserzins Über die Abwälzbarkeit der Belastungen des Grundbesitzes herrscht in der Theorie Streit. Während die Bodenreformer zum Beispiel es bestreiten, dass eine Belastung der Grundrente abgewälzt werden könne, und auf grund dieser theoretischen Auffassung die Einführung von Grundsteuern befürworten, wird von der entgegengesetzten Seite die Abwälzbarkeit aller Steuern auf Grundbesitz behauptet und die tatsächliche Abwälzung für abhängig von den wirtschaftlichen Machtverhältnissen erklärt. Bei der Behandlung des Problems wird man notwendigerweise in Einzeluntersuchungen einzugehen und insbesondere die Bevölkerungsklassen nach ihrer wirtschaftlichen Kraft und Unabhängigkeit zu unterscheiden haben. Ferner spielen dabei die Konjunkturverhältnisse auf dem Wohnungsmarkte eine sehr bedeutende Rolle. Kurz, das ganze Problem gehört zu den kompliziertesten und lässt sich nicht auf eine einzige Formel reduzieren. Auffälligerweise fehlt es auch trotz seiner grossen Bedeutung an den ausreichenden, tiefer in die Einzelheiten eindringenden statistischen Untersuchungen. Jeder neue Beitrag muss daher, sei er noch so bescheiden, mit Freuden begrüsst werden. Eine solche wertvolle Untersuchung über das Verhältnis zwischen Wasserzins und Mietssteigerung hat vor kurzem der sozialdemokratische Ortsverein Mockau angestellt. Anlässlich der Einführung der Wasserleitung in Mockau hatte der Hausbesitzerverein beschlossen den an die Gemeinde zu entrichtenden Wasserzins in Form einer Mietssteigerung zu erheben. Das gab der grossen Mehrheit der Hausbesitzer den Anlass nicht nur den Wasserzins auf die Mieter zu überwälzen sondern zugleich damit eine weitere Erhöhung der Mieten zu verbinden, obschon bereits in den letzten Jahren die Mieten stark in die Höhe getrieben worden sind. Der genannte Verein gab einen kurzen Fragebogen aus, in dem er die Beantwortung der folgenden Fragen erbat: 1. Sind Sie übersetzt? 2. Wie hoch? 3. Wie viel haben Sie bewilligt? 4. Wie hoch war Ihre Miete bis jetzt? 5. Haben Sie gekündigt? Die Fragen 6 und 7 interessieren uns hier nicht weiter. Für 1137 Mietwohnungen, zum Teil mit Geschäftslokalen, wurden die Fragebogen ausreichend ausgefüllt. Es ergab sich nun, dass 17 % der Mietwohnungen keine Steigerung erfuhren, 83 % dagegen, allerdings in sehr verschiedener Weise, gesteigert wurden. Die Hauptbeträge der Steigerung sind 10 bis 15 M. bei 148, 15 bis 20 M. bei 400, 20 bis 25 M. bei 204, 25 bis 30 M. bei 90 Wohnungen. In 2 Fällen betrug die Steigerung nur 1 bis 5 M. Auf der anderen Seite sind auch Fälle zu verzeichnen, in

denen eine Mietserhöhung bis zu 200 M. vorgenommen wurde. Grössere Mietssteigerungen, über 50 M. hinaus, wurden fast durchweg über die Inhaber von Geschäftslokalen verhängt. Leider sind in der Bearbeitung, auf grund deren wir diese Mitteilungen machen, die Mietssteigerungen nicht in Verbindung mit den alten Mietspreisen gesetzt worden. Erst dadurch wäre es aber ermöglicht worden die angegebenen absoluten Mietspreissteigerungen richtig einzuschätzen. Ebenso fehlt auch eine Angabe über die Höhe des Wasserzinses, so dass man nur ein unvollständiges Bild von der ganzen Angelegenheit erhält. Einige Beispiele zeigen aber, in welchem Umfang die Einführung des Wasserzinses von den Hausbesitzern benutzt wurde, um eine allgemeine Mietssteigerung daran zu knüpfen. In einem kleinen alten Häuschen wurde zum Beispiel eine Dachwohnung im Preise von 146 M. um 34 M. gesteigert, während der Wasserzins nur 10 M. beträgt. In vielen Häusern, in denen bereits Wasserleitung lag, liessen sich die Hausbesitzer die Wasserleitung noch neben dem Wasserzins bezahlen. Der Widerstand der Mieter ist in der Mehrzahl der Fälle erfolglos geblieben. Nur 174 mal gelang es wenigstens eine Reduktion der Steigerung herbeizuführen. Am stärksten waren die Mietserhöhungen dort, wo die Häuser von Hand zu Hand gehen; hier haben die Nachfragen auch die öftere Wiederholung der Mietssteigerung erwiesen. Wohnungen, die vor 10 Jahren 165 M. kosteten, werden jetzt um 260 M. vermietet. Die Mieter klagen daher über fortgesetzte Beunruhigung durch Mietssteigerungen. Die Bevölkerung des Ortes rekrutiert sich zum grössten Teile aus der Arbeiterschaft, die ja bekanntlich gegenüber Mietssteigerungen am wenigsten Widerstand zu leisten vermag. Das einzige Aushilfsmittel, das ihr in der Regel bleibt, ist Kündigung und Umzug. Davon ist auch in Mockau in grösserem Umfange Gebrauch gemacht worden. Nicht weniger als 152 Kündigungen ergab der Feldzug der Hausbesitzer, und nicht weniger als 66 Parteien sollen nach der Enquete entschlossen sein den Ort zu verlassen und sich anderswo eine billigere Wohnung zu suchen. Ob es durch den Umzug gelingt der Mietssteigerung zu entgehen, ist eine Frage, die nicht einmal für diejenigen beantwortet werden kann, die zum Verlassen des Ortes entschlossen sind. Die Mieter, die im Orte bleiben und ihre Wohnung wechseln, entgehen dem Schicksal der Mietssteigerung sicher nicht. Sie werden sich in der Regel eine billigere Wohnung nehmen müssen, die natürlich auch schlechter und unzureichender ist. Die ganzen Vorgänge illustrieren wieder einmal aufs deutlichste, was es mit den Klagen der Hausbesitzer über ihre steigende Belastung auf sich hat.

× ×

Betterment-beiträge Wir haben in der vorigen Rundschau (pag. 379) über die Erhebung solcher Beiträge zur Deckung der Kosten einer Brücke in der Stadt Mannheim berichtet und können nunmehr auf eine ähnliche Vorlage hinweisen, die der Berliner Stadtverordnetenversammlung seitens des Magistrates gemacht wurde. Danach sollen zu den Kosten der Verbreiterung der Universitätsstrasse zwischen Georgen- und Dorotheenstrasse die Besitzer von 4 Grundstücken Beiträge leisten, die 19 840, 35 439, 25 190 und 33 949 M. betragen. Die Stadt hat seinerzeit für die Erwerbung des Strassenlandes und die Regulierung des Bürgersteiges 740 600 M. ausgegeben. Seitens des Magistrats wurden 50 % des entstandenen Mehrwertes als Beitrag normiert. Der Antrag wurde nach kurzer Debatte einem Ausschusse überwiesen. Auch der Ende Januar bei der ersten badischen Kammer eingebrachte Entwurf eines Ortsstrassengesetzes will in § 20 den Gemeinden allgemein das Recht geben durch Gemeindebeschluss mit Staatsgenehmigung die Grundbesitzer zur Deckung der Kosten für die Erwerbung und Freilegung des Strassengeländes sowie die weitere Anlage der Strasse bei Verbreiterungen und sonstigen Änderungen von Strassen heranzuziehen, wenn ihnen aus dieser Änderung ein überwiegender Vorteil erwächst. Eine ähnliche Bestimmung ist auch in den Entwurf einer württembergischen Bauordnung aufgenommen worden, dessen Beratung in der Kommission kürzlich abgeschlossen wurde. Auch hier wird der Nachweis eines erheblichen Vorteils zur Bedingung der Erhebung gemacht.

× ×

Kurze Chronik Die direkte Verpachtung der Verkaufsplätze des städtischen Marktes in Mainz ergab eine Einnahme von zirka 40 000 M., während die bisherige Verpachtung an einen Unternehmer der Stadtkasse nur 15 100 M. gebracht hatte. × Um die unverhältnismässig hohen

Fleischpreise zu bekämpfen, hat sich der Magistrat der Stadt Erlangen entschlossen an die Fleischerinnung das folgende Ultimatum zu richten: Wenn sie nicht ohne Verzug die Verpflichtung übernimmt auf die Dauer von 5 Jahren keine höheren Preise für Fleisch zu verlangen als in Nürnberg und Fürth üblich sind, soll die städtische Freibank in eine Fleischbank zum Verkauf von bankmässigem Fleisch umgewandelt werden. Reicht diese Massregel nicht aus, so will der Magistrat eine Genossenschaftsschlächterei einrichten, die die finanzielle Unterstützung der Stadt geniessen soll, und an der sich jeder Einwohner mit einem Anteil beteiligen kann. × Die Leipziger Stadtverordneten haben die vom Magistrat beantragten Erweiterungsbauten der städtischen Gasanstalten genehmigt. × ×

Literatur In der Sammlung *Kultur und Fortschritt* /Leipzig, Dietrich/ ist eine Schrift W. von Kalcksteins *Deutsche Wohnungsordnungen* erschienen. Sie ist ein kurzer Auszug aus der umfangreicheren Abhandlung des gleichen Autors *Die im Deutschen Reiche erlassenen Vorschriften über Benutzung und über Beschaffenheit von Wohnungen.* Der Verfasser behandelt die Hauptgesichtspunkte, die bei dem Erlass von Wohnungsordnungen in Frage kommen, der Reihe nach, in 3 Gruppen: 1. Ordnung, Übersicht, Überwachung; 2. Anforderungen aus Gründen der Gesundheit der Bewohner und 3. Anforderungen im Interesse der Moral und Sittlichkeit. Soweit auf dem engen Raume möglich, wird auch das Material der grösseren Schrift mitgeteilt. Als Einleitung in die Materie der Wohnungsfürsorge kann die kleine Schrift ebenso empfohlen werden wie die Schrift des gleichen Verfassers in der gleichen Sammlung *Der öffentliche Wohnungsnachweis.* Nach einer kurzen Einleitung über die Bedeutung eines allgemeinen kostenfreien Wohnungsnachweises werden die bestehenden Wohnungsnachweise, meist unter Anführung der bei ihnen gebräuchlichen Formulare, dargestellt. Kommunale Wohnungsnachweise gibt es in Bonn, Kolmar, Köln, Barmen, Darmstadt, Dortmund, Elberfeld, Mülhausen i. E., Rosenheim, Strassburg i. E., Stuttgart und Ulm. Die Mehrzahl von ihnen beschränkt sich auf die kleineren Wohnungen. Einen allgemeinen Wohnungsnachweis hat Stuttgart eingerichtet, der in vieler Richtung vorbildlich geworden ist. × Unter dem Titel *Die städtische Bodenfrage* hat der Generalsekretär des *Deutschen Vereins für Wohnungsreform* Dr. K. von Mangoldt /Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht/ ein umfangreiches Werk veröffentlicht, das die städtische Bodenfrage nicht allein unter dem Gesichtspunkte der Wohnungsfrage behandeln will sondern sich zugleich bemüht dieses »ungeheure Problem nach verschiedenen Richtungen hin aufzurollen«. Vollständigkeit in der Behandlung des Gegenstandes wird aber nicht beabsichtigt, nur ein Teil der Gesamtaufgabe soll gelöst werden, nämlich die Behandlung des derzeit noch unbebauten Gebietes und die Reform der erst noch zu schaffenden neuen Quartiere. Das Kernstück des Buches bildet also die Darstellung der Stadterweiterung, wie sie sich heutigen Tages in unseren Städten vollzieht, die Kritik dieses Verfahrens und die auf grund dieser Kritik abzuleitenden Forderungen an eine Reform der Stadterweiterung. Wir begnügen uns den Inhalt der übrigen Kapitel kurz zu nennen, um mit einigen Worten auf dieses Hauptstück des Buches einzugehen. Der 1. Abschnitt stellt die Tatsachen der Wertentwickelung des städtischen Grund und Bodens dar. Das Ergebnis dieser Untersuchung ist nicht neu, es bestätigt nur das, was über die allgemeine Tendenz dieser Wertentwickelung von zahlreichen Autoren schon früher festgestellt worden war. Der 2., 3. und 4. Abschnitt bringen dann eine Darstellung der Stadterweiterung, und der damit im Zusammenhange stehenden Probleme. Das 11. und 12. Kapitel dieses Abschnittes handeln von der städtischen Dezentralisation und von den Gartenkolonieen als Bestandteilen der Ortsanlage. Das 7. Kapitel enthält die von Mangoldt schon früher entwickelte Theorie des schmalen Randes, durch die er die Bildung der Bodenpreise zu erklären sucht. Wir können in ihr keine Förderung unserer Kenntnisse über die Bildung der Grundrente sehen. Der wertvollste Teil des Buches sind, wie bereits gesagt, die Kapitel über die Stadterweiterung. Mangoldt macht die heutige Stadterweiterung für alle die schädlichen Zustände verantwortlich, die unser heutiger Städtebau und Wohnungswesen aufzuweisen hat. Das Mietskasernensystem, die Mietsbelastung mit ihren Folgen der hohen Wohnungsdichtigkeit, die Schädigungen der Volksgesundheit durch Säuglingssterblichkeit und Tuberkulose, das

Parvenutum der Bodenspekulation mit seinen üblen Einflüssen auf die Gemeindeverwaltung, die ungesunde Entstehung von Reichtümern durch die Bodenrente, die Verteuerung der Warenpreise im Detailhandel und die Belastung der Industrie durch die Grundrente, die Hässlichkeit unserer Städte: das sind nach Mangoldt alles eben so viele Wirkungen unseres heutigen Stadterweiterungssystems. Denn dieses ist charakterisiert durch die ungeheuren Produktionskosten der Baustellen, durch die scharfe Ausnützung monopolähnlicher Stellungen zum Schaden der grossen Masse der Konsumenten, durch die Tendenz der Baustellenpreise ständig bis an die Grenze der Leistungsfähigkeit der Nachfrage zu gehen. Eine Abhilfe aller mit ihr verbundenen Übelstände kann auch für den Verfasser nur die Verwandlung der privaten Stadterweiterung in die öffentlich-rechtliche bilden. Die öffentlichen Körperschaften, der Staat, die Gemeinde oder besondere für die neuen Zwecke zu schaffende Organisationen, müssen die Stadterweiterung in die Hand nehmen, und sie nach öffentlichen, vom Gesichtspunkte des öffentlichen Wohles diktierten Rechts- und Verwaltungsnormen führen. Dazu sind sie aber nur dann im stande, wenn sie neue und sehr weitgehende Rechte gegenüber dem privaten Grund und Boden erhalten. In dem idealen Bilde, das Mangoldt von der öffentlichen Stadterweiterung entwirft, gibt er der Gemeinde das unbedingte Recht jedes Stück Land innerhalb der Gemeindemarkung, das zum unmittelbaren Vollzug einer Stadterweiterung notwendig ist, zu enteignen und diese Enteignung auf der Grundlage einer mässigen Entschädigung vorzunehmen. Die Gemeinde soll dann nicht nur die heutige kommunale sondern zugleich die Tätigkeit der privaten Terrainunternehmer ausüben, also nicht nur Bebauungspläne aufstellen und Strassen bauen sondern auch das Land zusammenbringen, aufschliessen und verwerten. Da sich aber Mangoldt der Erkenntnis nicht verschliessen kann, dass die von ihm vorgeschlagene öffentlichrechtliche Stadterweiterung für die Gegenwart und nächste Zukunft unerreichbar ist, so schlägt er eine sofort mögliche und in Angriff zu nehmende Reform vor, die sich nicht nur auf die Stadterweiterung sondern auch auf das bebaute Gebiet und die private Aneignung der natürlichen Grundrente zu erstrecken hätte. Ausdehnung des kommunalen Enteignungsrechtes und Feststellung der Entschädigungen für das zu enteignende Land nach seinem heutigen landwirtschaftlichen Werte bilden auch hier den Kernpunkt seiner Vorschläge. Durch die von ihm sogenannte *Stadterweiterungstaxe* soll also verhütet werden, dass die in der Zukunft für die Zwecke der Stadterweiterung bestimmten Grundstücke, wenn sie später dafür verwendet werden, nach den durch die Stadterweiterung selbst enorm gesteigerten Grundstückspreisen abgeschätzt und von der Gemeinde übernommen werden müssen. Der Mangoldtsche Vorschlag bedeutet also: Aufhebung der Grundrentensteigerung in den noch unbebauten Stadterweiterungsgebieten, zunächst nur gegenüber der Gemeinde, dann aber implizite auch im privaten Grundstücksverkehr. Wie man sieht, sind die Vorschläge sehr radikal. Sie laufen tatsächlich auf eine Sozialisierung der privaten Rechte an Grund und Boden hinaus, ohne dass die Gemeinde sofort Eigentümerin des Grund und Bodens der Stadterweiterungsgebiete wird. Das private Eigentum bleibt mehr oder wenig lange Jahre bestehen. Es ist aber nur ein Scheineigentum, da die Gemeinde ein dauerndes Vorkaufsrecht zu bestimmten Preisen besitzt. Man kann Mangoldt ohne weiteres zugeben, dass seine Vorschläge die Gemeinden in die günstige Lage bringen würden die Stadterweiterung, unter Ausschaltung der entgegenstehenden privaten Eigentumsrechte, ausschliesslich nach sozialen, wirtschaftlichen, technischen und künstlerischen Gesichtspunkten vorzunehmen, und dass daher diese Erweiterung ihrer Rechte dringend zu wünschen wäre. Aber man darf sich darüber doch keinem Zweifel hingeben, dass bei den heutigen politischen und wirtschaftlichen Machtverhältnissen die Ausführung der Mangoldtschen Vorschläge ausgeschlossen ist.

Bildungsbewegung / Franz Lindheimer

Bildung und Regierung Die Augen des Gesetzes und der Verwaltung wachen und nehmen Ärgernis. Natürlich auch an volksbildnerischer Tätigkeit, wenn sie nicht ganz reaktionär oder, wie Herrn Holles verschämter Ausdruck lautet, nicht ganz *tadellos* scheint. Dann darf wohl zu den betroffenen Vereinen gesprochen werden: Sage mir, wie du mit dir umspringen lässt, und ich will dir sagen, wer du bist. Zwei Fälle, von denen wir zu berichten haben, lassen auf

eine bemerkenswerte Abstufung der Aufrichtigkeit und des Ernstes innerhalb der deutschen Bildungsbewegung schliessen. Der eine, der des *Ausschusses für Volksvorlesungen* in Frankfurt a. M., wurde schon im Jahrgang 1907 (I. Band, pag. 491) erwähnt, aber erst der letzte Jahresbericht des Vereins bringt Kunde vom Ausgang der Angelegenheit. »Wir haben«, heisst es da, »im letzten Jahre von den Schwierigkeiten berichtet, die der Registerrichter unserer Statutenbestimmung, dass auch nichtrechtsfähige Vereine [lies: Gewerkschaften] Mitglieder unseres Vereins sein könnten, gemacht hat. Der Standpunkt des Registerrichters wurde in allen Instanzen bestätigt, und so waren wir gezwungen diese Bestimmung, um überhaupt die Eintragung zu erreichen, zu streichen. Die Streichung hat nur formelle Bedeutung. In Wirklichkeit erreichen wir doch die Mitarbeit der nichtrechtsfähigen Vereine, insbesondere der Arbeiterberufsvereine dadurch, dass wir ihre von ihnen benannten Vertreter als Einzelmitglieder aufnehmen, die dann in dieser ihrer Eigenschaft als Einzelmitglied die Interessen ihres Vereins wahrnehmen.« Dieser Verein ist also geschlagen, aber nicht besiegt worden. Dies um so weniger als er, im Bericht fortfahrend, sich auf einen Aufsatz des Professors Dr. Gierke-Berlin berufen kann, der sich in der *Deutschen Juristenzeitung* mit der Angelegenheit befasst und von einzelnen Gründen der ergangenen Entscheidungen sagt: »Das sind polizeistaatliche Erwägungen, die folgerichtig zu einem allgemeinen Vereinsverbot führen müssten.«

Ein neuerer Fall, der anders verlief, ist der der *Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung*. Unter diesem Titel versorgen etwa 4500 Personen und etwa 5000 Korporationen, darunter Beamten-, Gewerk-, Jünglings-, Kriegervereine, Kirchen-, Schul-, Gemeindevorstände, Kreisausschüsse, Truppenteile, unter dem Vorsitz des Prinzen Schönaich-Carolath, das deutsche Volk respektive sich selbst mit geistiger Nahrung. »Wir verteilen«, sagte der Prinz auf einen Angriff im Reichstag, »patriotische, gute Bücher, welche die Heldengestalten unserer Regenten und unseres Volkes vor dem geistigen Auge vorüberziehen lassen.« In der Tat, die Kataloge der Gesellschaft strotzen von Hohenzollernliteratur usw. Die Gesellschaft geniesst die Protektion der Behörden sowie auch einen sehr unbedeutenden Zuschuss aus der kaiserlichen Schatulle. Da hat sie sich's nun einfallen lassen Schriften von Darwin, Haeckel, Carus Sterne, D. F. Strauss anzubieten. Allerdings nur in einem ganz untergeordneten *Nebenkatalog* und auch nur »versuchsweise«, wie Prinz Schönaich versichert. Aber die Regierungsbehörde in Liegnitz hat's doch gemerkt und in einem Erlass davor gewarnt; im Februar hat der Minister wiederholt im Abgeordnetenhaus den Liegnitzer Erlass gedeckt, und er konnte hinzufügen, dass der Vorsitzende der Gesellschaft die nicht *tadellosen* Bücher aus dem Katalog streichen werde.

Damit nicht zufrieden, fordern neuerdings die dem Ministerialdirektor Schwartzkopff nahestehenden protestantisch-orthdoxen Kreise, von denen allem Anscheine nach die ganze Reinigungsaktion inszeniert war, als abschliessenden Besenstrich die Entfernung des Generalsekretärs der Gesellschaft Tews. Sie werden ihren Wunsch wohl durchsetzen, und hierzu wird dann Herrn Tews zu gratulieren sein; denn nach solchen Vorkommnissen dürfte es ihm sehr schwer fallen in dieser Gesellschaft noch eine erspriessliche Tätigkeit auszuüben. Seine Publikationen, deren eine wir kürzlich erwähnten, zeigen, dass er aus anderm Holz geschnitzt ist als einem preussischen Kultusminister wohlgefällig.

✕ ✕

Breviere Angesichts zweier im Erscheinen begriffener Breviersammlungen, der von Brieger-Wasservogel herausgegebenen *Aus der Gedankenwelt grosser Geister* /Stuttgart, Lutz/ und der *Breviere ausländischer Denker und Dichter*, von Hagemann und Regener besorgt, /Minden, Bruns/ hat der sozialpädagogische Betrachter des Büchermarktes zu sagen, dass diese Herausgeber und Verleger im allgemeinen erkannt haben, was der Augenblick verlangt. Ausgaben früherer und auch zeitgenössischer Literatur in Auszügen sind, wie immer man auch den Anblick extrahierter Geistesschöpfungen empfinden mag, Hilfsaktionen, die sich heute sehr zur rechten Zeit einstellen, wo Bildungstrieb und Bildungsvermögen einer weit über den Kreis der arbeitenden Bevölkerung hinausreichenden Allgemeinheit unter der Last und Hast des kapitalistischen Industrialismus erdrückt liegen und zur Fristung ihres nur flackernden Lebens Nahrung im Extrakt und flüssig haben müssen.

Pathetischer sagt dies im Vorwort des *Carlyle* G. J. Wolf, Breviere seien Pioniere oder auch Sturmböcke, »die in die kalten Wände der Gleichgültigkeit breite Bresche legen«, Werbeschriften, Sendboten, Apostel! Doch könne, fügt er hinzu, die Erschöpfung eines Lebenswerkes durch solchen ein paar hundert Sprüche umschliessenden Brevierband unmöglich erwartet werden, auch der eifrigste Brevierkompilator wird stets nur ein vielseitiges, nie ein allseitiges Bild zu stande bringen. Vielleicht um uns für diesen doch so natürlichen Mangel zu entschädigen, haben nun alle diese neuen Breviere grössere Einleitungen erhalten, die Abhandlungen über den Autor und sein Werk darstellen. Früher war das, so viel wir uns erinnern, nicht üblich. Und das war entschieden besser, denn hier ist eine Klippe, die Verlockung zur kritischen Stellungnahme. Der Brevierherausgeber soll extrahieren, aber nicht viel reden. Bleibt er beim Biographischen, wie Kappstein in seinem *Lessing* und Fridell in seinem *Emerson*, so ist das allerdings eine dankenswerte Beigabe. Eine reine Erklärung, als Hilfe zu besserem Verständnis, nimmt der Leser auch noch gern hin, wenn es sich um einen Philosophen handelt wie den von Friedlaender bearbeiteten *Schopenhauer*. *Charakterisiert* aber ein Brevierherausgeber seinen Autor, so ist es nur gut, wenn er ihn preisen kann, wie Wolf den *Carlyle*. Was soll man jedoch denken, wenn er ihn in Grund und Boden kritisiert, wie der als Renaissancemensch empfindende Regener den armen *Tolstoj*? Auch wer Regener sachlich zustimmen wollte, müsste es doch seltsam und störend finden, dass jemand hier eine apostolische Sendung übernimmt, wo er sich so sehr zum Richter berufen fühlt. Noch möchten wir von den uns vorliegenden Bändchen den *Hegel* Georg Lassons erwähnen. Ihm kommt ein ganz besonderes Verdienst zu, und er ist vielleicht mehr als eine Hilfsaktion für das allgemeine Bildungsvermögen. Hegel ist heute selbst in gebildeten Kreisen in hohem Masse unbekannt und missverstanden, und ihm gegenüber finden sich, wie Lasson sagt, »mit ein paar Schlagworten, die einer dem andern nachschreibt, mit einer Reihe grober Missverständnisse oder gedankenloser Entstellungen, die von Buch zu Buch weitergegeben werden«, auch solche Schriftsteller ab, die sich sonst für verpflichtet halten die Autoren, von denen sie reden, aus eigener Kenntnis zu beurteilen. Dieses Brevier ist deshalb eine Art literarisch-philosophischer Rettung.

× ×

Kurze Chronik Am 22. Februar trat im Abgeordnetenhause zu Berlin eine Konferenz zur Förderung der sportlichen Leibesübungen der Grossstadtjugend zusammen, welche der Abgeordnete von Schenckendorff als Vorsitzender des *Zentralausschusses für Volks- und Jugendspiele* einberufen hatte. Die Zusammenkunft resultierte in der Einsetzung eines Arbeitsausschusses, dessen Tätigkeit nun abzuwarten ist. × Der Bericht der Berliner *Öffentlichen Bibliothek und Lesehalle* über das 8. Betriebjahr konstatiert ein beständiges Wachsen des Leserkreises, der sich über alle Stadtteile bis in die Vororte hinein ausdehnt und zu 52 % aus gewerblichen Arbeitern, zu 23 % aus Handlungsgehilfen und weiblichen Handelsangestellten besteht. Die Lesesäle waren von 70 361 Männern und 2932 Frauen besucht; nach Hause verliehen wurden 67 438 Bände, wovon 45 409 auf schöne Literatur entfielen. × In München haben nach dem Vorbilde anderer Hochschulen Mitglieder der Münchener *Freien Studentenschaft* und junge Akademiker im letzten Winter Fortbildungskurse für Arbeiter veranstaltet. Die Berichte besagen, dass es in kurzer Zeit sich zeigte, wie diese neuen Kurse in München einem dringenden Bedürfnis entgegenkamen. × Einen interessanten Einblick in das Leben einer nach modernen pädagogischen Grundsätzen geleiteten Reformschule gewähren die Berichte aus der *Erziehungsschule Friedenau*, welche die Leiterin K. Lotz veröffentlicht. Mit gutem Recht scheint das junge Institut den Namen einer *Erziehungsschule* zu führen, wodurch es schon äusserlich in Gegensatz zur alten Lernschule gesetzt ist. Die Schularbeit läuft hier darauf hinaus die Kinder (Knaben und Mädchen im Alter von 6 bis 11 Jahren) nicht durch Einprägungen zu belehren sondern alles Wissen in ihnen anschaulich und tätig erleben zu lassen.

WISSENSCHAFT

Psychologie / Otto Lipmann

Psychoanalyse Während es bei den sogenannten *organischen* Geisteskrankheiten mehr oder weniger gelingt die dem psychischen

Leiden entsprechende Erkrankung oder Verletzung des Gehirns nachzuweisen, gibt es eine Reihe von Geisteskrankheiten, bei denen dies bisher in keiner Weise als möglich erscheint, bei denen man daher als physiologisches Substrat der Erkrankungen nur ein fehlerhaftes oder mangelhaftes Funktionieren des Nervensystems anzunehmen gezwungen ist; man bezeichnet solche Krankheiten wie Melancholie, Hysterie usw. daher als *funktionelle* Geisteskrankheiten. Da für diese Krankheiten die gehirnanatomische Forschung zurzeit keinen Erfolg verspricht, so liegt es nahe, dass man sich um so intensiver ihrer psychologischen Erforschung gewidmet hat. Besonders das psychologische Wesen der Hysterie steht heute im Mittelpunkte des Interesses der Psychopathologen.

Von den vielen zum Teil einander widersprechenden Meinungen über das Wesen der Hysterie sei hier nur auf diejenige etwas näher eingegangen, die zuerst von Breuer und Freud /1895/ ausgesprochen wurde, und die heute hauptsächlich auch durch C. G. Jung vertreten wird. Danach liegt der Hysterie ein in der Jugend (noch vor dem Eintritt der Pubertät) erlittenes psychisches Trauma meist sexueller Art zu grunde. Zur Hysterie führt ein solches Trauma dann, wenn die Erinnerung daran aus dem Bewusstsein *verdrängt* wird, wenn der Affekt, der mit den entsprechenden Vorstellungen verbunden ist, somit keine Gelegenheit erhält *abzuklingen*. Der Vorstellungskomplex jedes gefühlsbetonten Erlebnisses führt somit im Seelenleben des Erkrankten eine im Unterbewusstsein verlaufende Sonderexistenz; jeder Versuch ihn ins Bewusstsein zu führen wird abgewiesen. Aber der Komplex bekundet dennoch sein Vorhandensein durch verschiedene Symptome; solche Symptome sind die eben erwähnten Abweisungsmassnahmen. Zu diesen gehört der Umstand, dass Erlebnisse, die an den Komplex erinnern könnten, leicht vergessen oder in einem irrelevanten Sinne aufgefasst werden, wie dies beim Versprechen, Verhören, Verlesen geschieht. Ferner gibt ein Komplex sein Vorhandensein in Träumen kund, aber nicht direkt sondern hinter Symbolen versteckt. Es ist Aufgabe der *Traumdeutung* das Wesen dieser Symbolik aufzudecken und den Komplex als solchen zu erkennen. Ist die Veränderung eines solchen Komplexes die Ursache der Hysterie, so kann die Heilung einer hysterischen Person nur dadurch bewerkstelligt werden, dass man ihn zum Abklingen bringt. Die Methode oder Therapie, die Freud hierfür empfiehlt, ist die der *Psychoanalyse* oder des *zwanglosen Assoziierens*. Sie besteht darin, dass der Arzt die Patientin (oder auch den Patienten) zunächst veranlasst alles das zu sagen, was ihr gerade einfällt. Merkt nun der Arzt, dass sie an gewissen Stellen abzuschweifen beginnt, so versucht er die Patientin gerade bei diesem Thema festzuhalten. Denn eben das Abschweifen deutet die Nähe des Komplexes an und beruht auf der erwähnten Verdrängungstendenz. So bringt es der Arzt mit Geduld und Geschicklichkeit schliesslich dazu, dass der Komplex *abreagiert* wird, und die Patientin ist geheilt. Auf eine weniger direkte Weise kann man versuchen, zunächst aus den Träumen der Patientin den Tatbestand des Komplexes zu eruieren. Noch anders verfährt seit einiger Zeit Jung, dessen *Diagnostische Assoziationsstudien* /Leipzig, Barth/ diesem Thema gewidmet sind: er macht mit einem Patienten sogenannte *Assoziationsexperimente*, das heisst er ruft ihnen Reizworte zu, auf welche der Patient möglichst rasch mit dem ihm zunächst einfallenden Wort zu antworten hat; die *Assoziationszeit* wird gemessen. Indem Jung nun von der Ansicht ausgeht, dass die Verdrängungstendenz des Komplexes sich auch hier bei allen denjenigen Worten, die an den Komplex anklingen, bemerkbar machen muss, vermag er sich den Tatbestand des Komplexes zu rekonstruieren. Er legt dieser Rekonstruktion alle diejenigen Worte zu grunde, bei denen entweder die Reaktion anormal lange dauerte, oder bei denen eine Reaktion ganz ausblieb oder eine sinnlose Reaktion erfolgte, oder bei denen das Reaktionswort sich bei einer Wiederholung des Versuches als vergessen herausstellte. Ist der Tatbestand des Komplexes so aufgedeckt, so wird das Gefundene der weiteren Psychoanalyse zu grunde gelegt.

Viele Freunde hat diese Theorie der Hysterie sich bisher nicht zu erwerben vermocht. Abgesehen von einer Reihe von mehr als skeptischen Referaten in verschiedenen psychiatrischen und psychologischen Zeitschriften ist ihr auf dem letzten Kongress für Neurologie, Psychiatrie, Psychologie und Irrenpflege in Amsterdam /1907/ im Anschluss an

einen Vortrag Jungs durch Aschaffenburg eine ausserordentlich scharfe, aber wohl nicht unberechtigte Abweisung zu teil geworden. Gibt man selbst zu, dass die Theorie richtig ist, so begegnet jedenfalls die auf ihr aufgebaute Therapie in der Praxis den grössten Schwierigkeiten und Bedenken. Zunächst ist ja unter allen Umständen die Rekonstruktion des Komplextatbestandes eine ausserordentlich schwierige und kann niemals ohne subjektive Zutaten des Arztes gelingen. Geht doch dieser an jede Psychoanalyse bei einer Hysterischen mit der vorgefassten Meinung heran, dass es sich um ein sexuelles Trauma, das in der Jugend erlitten wurde, handelt. Natürlich ist er nun derjenige, der infolge dieser Autosuggestion hinter den harmlosesten Träumen, Reaktionen usw. Beziehungen zu einem sexuellen Komplex wittert und sie für *Symbole* dieses Komplexes hält. Spricht er nun diese Vermutung wiederholt aus, und teilt er dem Patienten schliesslich sogar den von ihm rekonstruierten Komplextatbestand mit, so vermag er unter Umständen eine ausserordentlich gefährliche Suggestion auf den Patienten auszuüben: Der Patient träumt schliesslich wirklich nur sexuelle Dinge, und diese spielen nun in seinem ganzen psychischen Leben wirklich die Rolle, die der Arzt vorher mit Unrecht vermutete. So kann eine Hysterika, sollte sie selbst von ihrer Hysterie geheilt werden, durch die Psychoanalyse leicht andern Schaden nehmen.

Die Psychoanalyse wird von Freud auch zur Erklärung anderer psychopathischer Phänomene verwandt. So enthält eine neuere Arbeit *Zwangshandlung und Religionsübung* in der *Zeitschrift für Religionspsychologie* einen Versuch auch die Zwangshandlungen beziehungsweise das Zeremoniell, mit dem gewisse Nervöse manche Verrichtungen versehen, als Symbole für eine verdrängte Triebhandlung darzustellen; die Psychoanalyse soll auch hier den symbolisierten Komplex aufdecken und so zur Heilung führen können. Der Vergleich zwischen neurotischem und religiösem Zeremoniell ist, wie alles, was Freud schreibt, ausserordentlich geistreich durchgeführt.

Auch zu einer Psychologie des Künstlers haben die Freudschen Lehren neuerdings Veranlassung gegeben: Die Schrift *Der Künstler* von Otto Rank /Wien, Heller/ ist auf ihnen aufgebaut. Danach steht der Künstler zwischen dem Träumer und dem Neurotiker, dass heisst, die selben Konflikte, die einen Traum verursachen, machen den Menschen, in dem sie stärker vorhanden sind, zum Künstler und, wenn sie noch stärker sind, zum Psychopathen. Solche Konflikte entstehen durch die planmässige Unterdrückung gewisser sexueller (eventuell als *pervers* bezeichneter) Triebe. Die Psychologie des Künstlers ist auf diesem Wege kaum zu erforschen.

× ×

Kurze Chronik In Petersburg wurde kürzlich ein psychoneurologisches Institut mit den Rechten einer Hochschule eröffnet. × Dem ausserordentlichen Professor Messer in Giessen ist ein Lehrauftrag für experimentelle Psychologie erteilt worden.

KUNST

Bildende Kunst / Anna Plehn

Englische Ausstellung Die Berliner Ausstellungen des Jahres 1908 wurden eingeleitet durch die Vorführung englischer Künstler, die historisch interessant genug — da Reynolds, Gainsborough und ihre Gefolgsmänner, darunter der selbständige Raeburn, endlich der Landschafter Constable in Deutschland noch nicht so gut bekannt waren — doch ganz ungebührlich überschätzt worden ist. Man hat ein Vorbild für die heutige Malerei oder eine Gegenüberstellung zum Zweck des Abschätzens damit im Sinn gehabt und hat nicht gesehen, dass man völlig inkommensurable Grössen zu einander in Beziehung setzen wollte. Irgend eine Verbindung mit moderner Malerei innerhalb des Entwickelungsweges der Kunst haben von allem, was dort gezeigt wurde, nur Gainsborough und Constable. Letzterer als Vermittler zwischen der Landschaftsmalerei alter Holländer und Corot, Gainsborough aber, indem er dem schmachtenden, sich verfärbenden Kolorismus des Reynolds eine muntere kühlere Palette entgegenstellte, die zu der Bevorzugung des Blauen und was damit vermischt ist, hinüberleitet, zur Umwandlung der Farbe vom vorwiegend Warmen zum vorwiegend Kühlen. Aber auch Gainsborough hat mit seiner Bevorzugung der eleganten Linie vor der charakteristischen, mit seiner noch immer konventionell und gewissermassen gobelinmässigen Behandlung des Figürlichen im Verhältnis zur Umgebung kaum etwas,

das den neuzeitlichen Malern Anregungen geben könnte, die sich einen neuen Ansturm auf das Wirkliche und einen rein farbigen Ausdruck für die tatsächlichen Beziehungen zwischen Luft und Körper vorgesetzt haben. Man kann und muss die Eleganz und Leichtigkeit Gainsboroughs bewundern und man wird vor Reynolds seine Reverenz machen, der venezianische, holländische und vlämische Vorbilder noch mit einer persönlichen Note zu durchtränken wusste, aber wenn man Vorbilder für erspriesslich hält, so werden die ursprünglichen und unvermischten die bei weitem aussichtsvolleren sein. Tizian oder Rembrandt werden Auskünfte geben, die weniger missverständlich sind als die englischer Akademiker.

× ×

Greiner Otto Greiner hielt sich an die Kompositionsgesetze der Italiener, und er verdankt ihnen das, was seinen dekorativen Gemälden Bedeutung gibt: den Rhythmus der Flächenfüllung. Im übrigen eigentlich kein Maler, trotz einzelner koloristisch starker und vornehmer Naturstudien, bietet er in seinen Zeichnungen, wozu auch die Pastelle zu rechnen sind, das Intensivste an Verstehen des Körperzusammenhanges und des Organischen einer Bewegung, was heute in Deutschland geleistet wird.

× ×

Kollwitz An Wärme gegenüber allem Menschlichen ist ihm Käthe Kollwitz überlegen, die einige Wochen nach der Schulteschen Greiner-Ausstellung eine grössere Zahl von Handzeichnungen bei Cassirer sehen liess. Bleistift, Kohle, Feder und Tusche sind die Mittel dieser als Entwürfe und Vorstudien für Graphik entstandenen Blätter. Andere sind Selbstzweck. Beide Arten halten die Physiognomieen, Stellungen und Gebärden, die das Leben im Moment bringt, mit einer bewundernswerten Prägnanz und einem tiefen Verstehen des Ausdrucks fest. Es befinden sich Tuschzeichnungen darunter, die um fast 15 Jahre zurück datieren, und andererseits die mit wachsender Ökonomie behandelten Impressionen der letzten Jahre, welche das Wichtigste in wenige Linien und meist in blassere Töne legen. Ich unterstreiche den Ausdruck *Impressionen*, um hinzuzufügen, dass sie bei allem Betonen des Momentanen, trotz Übersehens und Auslassens des Unwesentlichen weit überlegen sind der andeutenden Allgemeinheit, der das Individuelle auslöschenden Oberflächlichkeit vieler als impressionistisch ausgegebener Zeichungen. Vom Stofflichen dieser Blätter so viel: Es befindet sich darunter der Kompositionsentwurf der neuesten *Bauernkrieg*platte, eine misshandelte, vergewaltigte Frau, die wie tot hingeworfen zwischen allem Gewächs eines Bauerngartens liegt, während ein paar Kinder über den Zaun nach ihr hinstarren. Dann eine Skizze: eine Mutter, die ihr elendes Haupt an das jubelnd in die Luft langende Kind legt, begleitet von anderen Figuren, mit aufwärtsschauenden Mienen. Einmal eine Stimmung des aufstrebenden Lebensgefühls.

× ×

Gogh Sonst brachte der Salon Cassirer noch eine van-Gogh-Ausstellung sowie die neuesten Werke Liebermanns, Corinths und Weiss', Fritz Gurlitt und das *Künstlerhaus* die Vereinigung *Scholle*. Vincent van Gogh war noch nicht so vielseitig hier vertreten. Neben ganz dunkeln Anfängen standen Bilder, die sich mit dem Renoir der achtziger Jahre berührten; ein Parkbild zum Beispiel von einer hellen Luftigkeit und doch körperlicher, mehr stofflich unterschieden als Renoir zu jener Zeit malte. Dann folgten die ganz auf Farbe gestellten Studien aus Südfrankreich. Die Bauernstube mit dem gelben Bett, wo er damals hauste, oder der mit Stroh beflochtene Stuhl als Stilleben behandelt. Es waren hier nicht die ganz extremen Farben, auch nicht die rabiate Technik mit aus der Tube direkt aufgetragenem Material, Sachen, die man früher vorzugsweise hier ausgestellt hat. Diesmal spielten auch Zwischentöne und gedämpftere Kolorismen eine Rolle. Ein kleines Arbeiterbild brachte in flimmernden, violetten und orangefarbenen Tönen die Mittagsruhe nach der Feldarbeit zum Ausdruck, ein bleiernes Daliegen in einem winzigen Schatten bei brütend heissem Licht. Auch lebensgrosse Halbfiguren und Köpfe waren vorhanden und vor allem Blumenstücke, die bei koloristischer Beschränkung auf einfache Gegensätze im höchsten Grade dekorativ wirken. Ein grosser Busch grünlichweisser Rosen vor heller Wand, wieder aus der Tube statt mit dem Pinsel gemalt. Er wirkte auf geringe Entfernung erstaunlich überzeugend. Dennoch fragt man sich vor diesen Farbenwülsten, die mit ihren Schlagschatten auf der Bildfläche an der Modellierung mitarbeiten, was aus solchem Gemälde wird, wenn man

es in ein anderes Licht bringt. Vielleicht etwas ebenso Schönes, aber sicher etwas ganz anderes, wie sich zum Beispiel ein Mosaik auf Goldgrund oder eine Lackarbeit verwandelt je nach ihrer Umgebung. Es scheint doch kaum mit grosskünstlerischen Absichten vereinbar die Wirkung des Bildes so den Zufälligkeiten der Unterbringung auszuliefern. Diese Bemerkung hätte man unterdrücken dürfen, wenn es sich allein um die Pionierarbeit dieses Verstorbenen handelte. Aber wenn man sieht, wie Deutsche in seine Fusstapfen treten, wie Christian Rohlfs seine Herbstbilder mit ebenso dickstreifiger Technik und genügenden Zwischenräumen für die Schattenbildung zusammenstreicht — auch er mit zuweilen überraschendem Effekt —, so erscheint die Aufwerfung solcher Fragen mindestens angebracht.

× ×

Weiss Neben Corinth — der diesmal grösstenteils gezähmtere Arbeit brachte, darunter ein schönes, zartes Stück, wo Hände in blassen Blumen spielen, mit ganz blassen, opalisierenden Tönen — ist diesmal namentlich Emil Rudolf Weiss bemerkenswert. Seine Farben sind wieder frischer geworden als sie eine Zeitlang unter dem augenscheinlichen Bestreben waren französischem Einfluss Raum zu geben. Das Hauptbild, zwei Mädchenakte, war mit einem zwischen Rosigem und Bräunlichem stehenden Fleischton sehr klar und energisch in eine ganz grüne Landschaft gestellt. Andere Halb- und Ganzakte zeigten die stärkeren Modellierungen des geschlossenen Raums, eine heute ungewöhnliche Grösse der Formanschauung und eine packende Einordnung in die Bildfläche. Ein Kinderbild und Selbstporträt waren zu intimem, persönlichem Leben durchgebildet. Ein Stilleben aus einem blumengeschmückten und einem tiefschwarzen Damenhut mit Feder — eine purpurschattige Rose verbirgt sich fast in dem glühenden Dunkel — erinnerte an die glänzendsten Farbenleistungen der früheren Blumenstücke, mit denen Weiss sich vor sechs Jahren bei Keller & Reiner vorstellte.

× ×

Erler Fritz Erler wählte für seine Wandgemälde im Wiesbadener Kurhause, zu denen wir die Entwürfe im *Künstlerhause* sahen, nicht die Farben und Beleuchtungen des wirklichen Lichts sondern aus der modernen koloristischen Auffassung erst abgeleitete Stilisierungen. Plakatmässig, flächenhaft vor allem durch vereinfachten Umriss sprechend, wirkten diese Gemälde durch die Beruhigung des Unkörperlichen und durch die rhythmische Wiederholung der Harmonie *Gelb-Weiss-Dunkelgrau* mit wenig Rosa und Hellgrün. Er hatte auch Naturstudien, die auf Beleuchtung hin gemalt sind, und ein schönes, ruhig wirkendes Bildnis des Geheimrats Neisser-Breslau, das letztere bei Gurlitt, ausgestellt.

× ×

Putz Es war hier vereinigt mit Leo Putz' farbig reizvollen, aber mit der Natur immer eigenwillig spielerisch umgehenden Frauenstudien und Adolf Münzers Gemälden, die bei gedämpfteren Tönen eigenartig selbständige Koloristik besitzen. Frauenbildnisse in grünem Waldlicht und Mädchenstudien in Weiss mit brauner Haut und hellgelben und zartrosa Zugaben sind hervorzuheben. Die Ausgleichung stärkerer Töne — ein grünes Kleid und ein rosig heller Akt vor dem Spiegel — erscheint dagegen in der farblosen Umgebung zu isoliert, um nicht die Augen zu reizen statt sie zu befriedigen.

× ×

Kurze Chronik Die Entscheidung des Wettbewerbs für die Ausschmückung der Universitätsaula in Kiel hat dadurch überrascht, dass von der Ausstellung der Preisbewerbungen, die in der Bekanntmachung verheissen war, Abstand genommen wurde, mit der Begründung, dass die Ausstellungsräume der Berliner Akademie nicht verfügbar seien. So erfährt die Öffentlichkeit von den Möglichkeiten, die diese Konkurrenz bot, nichts als dass Professor Ludwig Dettmann den ersten, Professor Albert Männchen den zweiten, Maler Hans Anker den dritten und Professor Karl Köpping den vierten Preis erhielten. Mehrere der genannten Herren gehören der Landeskunstkommission an. × Am 19. Februar ist der Düsseldorfer Historienmaler Peter Janssen gestorben. × Am 21. Februar starb der Berliner Professor Paul Thumann, dessen Illustrationen zu *Amor und Psyche* einmal berühmt waren. × Am 14. März starb Professor Julius Lessing, der seit 1872 Direktor der Sammlungen des Kunstgewerbemuseums war. Als sein Nachfolger wird Otto von Falke genannt.

× ×

Literatur Die Ausstellung van Gogh wird manchen veranlassen sich näher als bisher mit diesem Künstler zu befassen, und dazu kann das anziehende Büchlein mit Auszügen aus seinen Briefen dienen, das in deutscher Übersetzung bereits 1906 bei Bruno Cassirer erschienen ist. Es sind keine glänzenden stilistischen Äusserungen, wie die des Delacroix, vielmehr ist auch in der geschriebenen Rede ein ähnliches Ringen wie in der malerischen Technik dieses ganz auf sich selbst stehenden Menschen. Aus seiner eigenwilligen Einsamkeit bei Arles schreibt er seinem Bruder, dem Pariser Kunsthändler und einem befreundeten Maler über seine Fehlschläge und sein Gelingen. Er ist froh, dass er das Handwerkliche seiner Kunst nicht gelernt habe, weil er nun selbst ganz elementare technische Mittel erfinden muss, er rafft an Natureindrücken in diesen weiten Ebenen, die ihn an Holland erinnern, so viel zusammen wie er nur bekommen kann, und doch steht hinter all dem die Sehnsucht nach einer Ausdruckskunst, nach einem Stil, in dem sich die Grösse des Arbeiters, das Genie Christi und die dichterische Inspiration malerisch würde ausdrücken lassen. Er stellt sich kritisch gegen den Impressionismus, von dem er ausgegangen war, und er spricht tadelnd von den Bildern, die überall gleich hell sind, Malereien, in denen keine Luft und kein Raum sei. Auch heute noch nach einem Vierteljahrhundert sind in diesen Bemerkungen Dinge, welche zu denken geben. × In der Zeitschrift *Kunst und Künstler* sind Auszüge aus dem Buch *Noa-Noa* gegeben, in welchem Paul Gauguin seinen Aufenthalt auf Tahiti schildert.

DIVERSA

Notizen

Marx und die Sklaverei Unser Parteiwächter ist wirklich noch einmal wiedergekommen. Allerdings um acht Tage verspätet, wie die Redaktion der *Neuen Zeit* mitteilt, aus Versehen. Trotz der mehr als hinreichenden Überlegungszeit bleibt er aber bei seiner, nämlich der folgenden ›Fälschung‹: Wer das Marxsche *Unmöglich* vom Jahre 1847 und die Engelssche *Ruin*äusserung vom Jahre 1884 als ein *zögernderes* Urteil bezeichne im Vergleich zum Urteil vieler anderer, seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts reformschwärmender Abolitionisten — ich wiederhole nochmals: weiter steht in meiner, im ganzen 12 zeiligen Bemerkung ganz und gar nichts, und alles mir weiter Zugeschriebene ist nichts als fälschende Zutat anderer —, der mache — man staune über die Genialität der Schlussfolgerung! — der mache Marx-Engels zu ›Verfechtern‹ der Sklaverei, lasse sie die ›gegnerische [Sklavenhalter!-] Position‹ *anerkennen*, äussere (womöglich noch 1908!) Bedenken gegen die Abschaffung der südstaatlichen Sklaverei (durch den bürgerlichen Bürgerkrieg von 1861 bis 1865!) usw. usw. Ich bin, offen herausgesagt, nicht borniert genug, um auch nur die Möglichkeit einer solchen Schlussfolgerung verstehen zu können. Ich selber habe sie jedenfalls niemals auch nur andeutungsweise gezogen und verweise hier einfach nochmals auf die Seiten 280 und 393-394 dieser Zeitschrift. So viel über die ›Fälschung‹.

Unser Parteiwächter wählt aber selber ein so einleuchtendes Denkübungsbeispiel für die überaus einfache Unterscheidung zwischen der von mir gemachten Äusserung und der mir fälschend unterstellten Schlussfolgerung, dass ich daran, zum Überfluss, nochmals anknüpfen will. *Bekämpft* ein Republikaner, fragt unser Superklug, etwa erst dann und nur dann die Monarchie, wenn er die Einführung der Republik für *möglich* hält? Vortrefflich gefragt, ganz vortrefflich! Nein und abermals nein, das tut er nicht. Und deswegen, gerade deswegen, verehrter Parteiwächter, ist es also — vollkommen sinnlos, aus meinem Hinweis auf das Marx-Engelssche *Noch nicht möglich* irgendwelchen, darin eingeschlossenen Hinweis herleiten zu wollen auf *Verfechtung, Anerkennung* usw.; deswegen ist das alles nicht bloss Unterstellung sondern sinnlose Unterstellung. Doch nun die entscheidende Gegenfrage: Wenn der Kautskysche Republikaner — bei aller, gar nicht bestrittenen und gar nicht strittigen grundsätzlichen Gegnerschaft gegen die Monarchie — für einen bestimmten Zeitraum tatsächlich die Republik noch nicht für realisierbar erklärt, während gleichzeitig andere Republikaner das Ziel bereits viel näher sehen und dem auch kräftigsten literarischen Ausdruck geben: verehrter Parteiwächter, hat dann, im Vergleich zu den anderen, dieser eine *zögernder* geurteilt?

Verehrter Parteitag- und -nachtwächter, hat er *zögernder* geurteilt? MAX SCHIPPEL

VERANTWORTLICH FÜR DIE REDAKTION HERMANN REHLÄNDER IN REHFELDE · VERLAG DER SOZIALISTISCHEN MONATSHEFTE G. M. B. H. IN BERLIN · DRUCK: VEREINIGTE VERLAGSANSTALTEN GUSTAV BRAUNBECK & GUTENBERG-DRUCKEREI A. G. IN BERLIN

9. Heft | 30. April 1908

CARL LEGIEN · DIE TAKTIK DER UNTERNEHMERVERBÄNDE

WÄHREND die gewerkschaftlichen Organisationen der Arbeiterschaft regelmässig Rechenschaftsberichte veröffentlichen, die jedermann zugänglich sind, während die Statuten und Reglements dieser Organisationen allgemein bekannt sind, und die Verhandlungen auf Kongressen und Generalversammlungen in voller Öffentlichkeit geführt werden, ist über die Organisation der Unternehmerverbände, die den Zweck haben die Tätigkeit der Gewerkschaften zu unterbinden, wenig bekannt. Es mag dies in der Natur der Sache liegen. Die Unternehmerorganisationen umfassen nur eine geringe Zahl von Mitgliedern, die sich leicht verständigen können, ohne dass die Öffentlichkeit von ihren Zusammenkünften und Beratungen Kenntnis erhält. Die gewerkschaftlichen Arbeiterorganisationen mit ihrem grossen Personenkreis können keine Aktion unternehmen, ohne die jeweilig in Frage kommende Mitgliedergruppe zusammenzuberufen. Das gebietet nicht nur die demokratische Verfassung der Gewerkschaften, sondern es ist zum Gelingen jeder Aktion absolut geboten. Um ein erfolgreiches gemeinsames Vorgehen der Arbeiterschaft zu erzielen, ist Solidarität erforderlich, muss jedes einzelne Mitglied der Organisation über das zu Unternehmende unterrichtet und mit den zu treffenden Massnahmen einverstanden sein. Die für diesen Zweck notwendigen Beratungen werden fast ausnahmslos in voller Öffentlichkeit geführt werden müssen. Auch wenn einmal die Arbeiter die Absicht haben die Teilnahme an den Verhandlungen auf den Kreis der unmittelbar Beteiligten zu beschränken, werden sie durch unsere Gesetzgebung daran gehindert, denn sie werden gezwungen die betreffenden Versammlungen der Polizeibehörde zu melden und Vertreter der Behörde als Überwachende zuzulassen. Dass solche überwachende Beamte oder deren Vorgesetzte von dem Gehörten, das sie nur in ihrer amtlichen Eigenschaft erfahren, auch anderweitig Gebrauch machen, ist oft genug nachgewiesen worden. So sind also die Arbeiter genötigt ihre Angelegenheiten einschliesslich der beabsichtigten Arbeitseinstellungen und der hierbei zu verfolgenden Taktik mehr oder weniger in voller Öffentlichkeit zu beraten. Die Unternehmer dagegen können in Zusammenkünften, die von der Behörde nicht als Versammlungen angesehen werden, sich leicht verständigen, ohne dass man in anderen Kreisen irgend etwas davon erfährt.

Diese verschiedenartige Voraussetzung für die Beratung und Beschlussfassung in den Gewerkschaften und in den Arbeitgeberorganisationen kann aber nicht allein der Grund dafür sein, dass eine so geringe Kenntnis von den Einrichtungen, den Einnahmen und Ausgaben und der Taktik der Unternehmerverbände vorhanden ist. Wenn schon diese selbst vielleicht kein Interesse daran haben über den Mitgliederbestand und die Finanzverwaltung öffentlich zu berichten, so sollte doch eine solche Berichterstattung erfolgen, wenn eine Reichsbehörde darum ersucht. In dem *Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich* ist seit einigen Jahren eine Abteilung *Organisation der Arbeitgeber, Privatangestellten und Arbeiter* vorhanden, in der wohl über die Organisationen der beiden letztgenannten Kategorieen sehr eingehende Angaben gemacht werden, über die Organisation der Arbeitgeber aber nicht eine Zahl zu finden ist. Offenbar verweigern die Unternehmerorganisationen dem reichsstatistischen Amt jede Information. Dies kann doch nur in der Absicht geschehen über den Kreis der unmittelbar Beteiligten hinaus keinerlei Mitteilung über den Umfang und die Tätigkeit dieser Organisation gelangen zu lassen. Mit vollem Recht spricht deshalb Professor Brentano von den Organisationen der Arbeitgeber als von »wahren geheimen Gesellschaften«. Das Material, das der Landgerichtsrat W. Kulemann in seinem Buche *Die Gewerkschaftsbewegung* über Arbeitgeberverbände bringt, ist auch wenig umfangreich. Weit reichhaltiger ist die Arbeit Dr. G. Kesslers, die dieser im Auftrage des *Vereins für Sozialpolitik* veröffentlicht hat.[1]) Wenn auch der Verfasser selbst sagt, dass sein Material noch grosse Lücken aufweist, so bietet es doch eine Übersicht über die Unternehmerorganisationen, die einen genügenden Einblick in deren Wesen und Tätigkeit gestattet.

Wenn auch Material über diese Organistionen bis vor kurzer Zeit gar nicht vorhanden war und das jetzt vorliegende sich als recht dürftig erweist, so lässt sich doch an dem Auftreten der Unternehmerverbände bei Bekämpfung der gewerkschaftlichen Arbeiterorganisationen im Lauf der letzten zwei Jahrzehnte eine bestimmte Taktik nachweisen. Die Massnahmen zur Arbeiterbekämpfung sind im Laufe der Jahre geändert worden. Von der primitivsten Form der Behinderung der Streiks, der Massregelung der für die Gewerkschaften tätigen Personen ist man zur Streikversicherung und zur Beantwortung der Arbeitseinstellungen durch Massenaussperrungen gekommen. Es lässt sich bei dem Vorgehen der vereinigten Unternehmer gegen die Gewerkschaften eine gewisse Reihenfolge taktischer Methoden nachweisen. Diese sind: die Massregelung der einzelnen Gewerkschaftsagitatoren; die Ausgabe von schwarzen Listen, auf denen die für die gewerkschaftliche Bewegung Tätigen verzeichnet sind; die Anwendung von Entlassungsscheinen, durch die unverkennbar oder durch geheime, zwischen den Unternehmern vereinbarte Kennzeichen der Entlassene von der Aufnahme in eine andere Arbeitsstelle ausgeschlossen wird; die Vorlegung eines Reverses, laut dem sich die Arbeiter durch Unterschrift verpflichten keiner gewerkschaftlichen Organisation anzugehören; die Einrichtung von Arbeitsnachweisen, durch die nur solchen Arbeitern Arbeit vermittelt wird, die in keiner Gewerkschaft sind oder doch wenigstens für die Ausbreitung der gewerkschaftlichen Bewegung nicht Propaganda machen; die Gründung von unternehmerfreund-

[1]) Vergl. Dr. Gerhard Kessler *Die deutschen Arbeitgeberverbände* (Leipzig 1907).

lichen Arbeitervereinigungen, die neuerdings *gelbe Gewerkschaften* genannt werden; die Streikversicherung; schliesslich die Massenaussperrung, sofern die Arbeiterschaft eines Berufes oder eines Betriebes versucht ihre Forderung durch eine Arbeitseinstellung durchzuführen. Es lässt sich also bei den Unternehmerorganisationen eine ähnliche Entwickelung zu höheren Formen nachweisen, wie sie sich auch in den Gewerkschaften vollzog. Dort der versuchte Ausschluss einzelner Arbeiter, hier das Vermeiden bestimmter Arbeitsplätze als Anfang gemeinsamen Vorgehens. Primitive, sich als unwirksam oder ungenügend erweisende Kampfesmittel werden aufgegeben und neue zeitgemässere angewandt, die eine höhere Form der Organisation bedingen. Damit soll nicht gesagt sein, dass die älteren Kampfesmittel nicht mehr zur Anwendung gelangen. Genau wie die Gewerkschaften neben der Massenarbeitseinstellung noch das Mittel anwenden von bestimmten Betrieben die Arbeiter fernzuhalten, gelten auch bei den Unternehmerverbänden Massregelung der Agitatoren und schwarze Listen noch als Kampfesmittel, die neben der Massenaussperrung nicht verschmäht werden, sofern sie nur einigermassen Aussicht auf Erfolg bieten. Die Aufzählung der Methoden der Unternehmerverbände in vorstehender Reihenfolge soll nur dartun, wie die Taktik im Laufe der Jahre sich geändert hat, wie die Unternehmer immer mehr genötigt wurden grössere Opfer für ihre Organisation zu bringen und den vielgerühmten Standpunkt, sie wären *Herren im Hause* und wollten es stets bleiben, immer mehr aufzugeben, sich der Disziplin der Organisation zu unterwerfen und die Bestimmung darüber, ob der Betrieb längere Zeit zu schliessen ist, dem Verband zu überlassen.

Die Mehrzahl der Arbeitgeberverbände ist nach dem Fall des Sozialistengesetzes gegründet worden. Die Versuche, die am Anfang der siebziger Jahre gemacht wurden, Arbeitgeberorganisationen zur Bekämpfung der Streikbewegung ins Leben zu rufen hatten nur wenig Erfolg. Während der Dauer des Ausnahmegesetzes gegen die Sozialdemokratie hatten die Unternehmer kein Bedürfnis Organisationen zur Abwehr der Streiks zu schaffen, denn diese Abwehr erfolgte in ausreichendem Masse durch das Gesetz: dieses vernichtete die gesamte Gewerkschaftsbewegung, und als deren Aufbau Mitte der achtziger Jahre langsam wieder erfolgte und sich eine lebhaftere Streikbewegung bemerkbar machte, kam 1886 der bekannte Puttkamersche Streikerlass, durch den die Polizeibehörden angewiesen wurden die Bestimmungen des Sozialistengesetzes auf die Lohnbewegungen zur Anwendung zu bringen und die Leiter dieser Bewegungen aus den Gebieten des kleinen Belagerungszustandes auszuweisen. So durch die Behörden geschützt, hatten die Arbeitgeber es nicht nötig Organisationen zum Schutze des Unternehmergewinns zu schaffen. Es sind deshalb, nach Kessler, in dem Zeitraum von 1882 bis 1888 insgesamt nur 11 Arbeitgeberverbände entstanden. 1889 wurden deren 14 und 1890 29 gegründet. Als das Sozialistengesetz fiel, wurde von den Unternehmern erklärt, dass jetzt die Selbsthilfe platzgreifen, und dass in erster Linie alle sozialistischen Agitatoren aus den Betrieben entlassen werden müssten. Es wurde das System der Massregelung einzelner Personen durchgeführt, und gleichzeitig wurden auch die schwarzen Listen zur Anwendung gebracht. Auch der Versuch missliebige Arbeiter durch gekennzeichnete Entlassungsscheine von der Arbeit dauernd auszuschliessen wurde gemacht.

Besonders tat sich hierbei der *Verband Berliner Metallindustrieller* hervor.

In dem Statut dieses Verbandes war in § 1 Absatz 3 als Zweck der Organisation angegeben »gemeinsame Massregeln durchzuführen, falls in einem der vereinigten Betriebe die Arbeitnehmer versuchen sollten Lohnerhöhungen oder sonstige Forderungen im Wege der Arbeitseinstellung, Sperre, Verrufserklärung oder auf ähnliche Weise zu erringen«. Lag dieser Fall vor, so hatte der betreffende Unternehmer ein »Namensverzeichnis der betreffenden Arbeitnehmer« dem Verbandsvorsitzenden einzureichen, und dieser hatte es »sofort der Arbeitsnachweisstelle mit der Aufgabe zuzufertigen die darin bezeichneten Arbeiter von der Zuweisung an Arbeitgeber auszuschliessen, und zwar so lange, bis ihr von dem Vorsitzenden die Mitteilung zugeht, dass auf Beschluss der zuständigen Organe diesen Arbeitern der Nachweis an Arbeitsgelegenheit nicht länger vorzuenthalten sei«. Am 24. Juli 1890 sendet der Vorsitzende den Mitgliedern ein Exemplar des berichtigten Agitatorenverzeichnisses mit einem längeren Schreiben, in dem auch mitgeteilt wird:

»Durch einstimmigen Beschluss unserer Generalversammlung veranlasst hat die Vertrauenskommission dem königlichen Polizeipräsidium hierselbst 3000 Mark überwiesen mit der Bitte diese Summe denjenigen Beamten zuzuführen, die aus Anlass des 1. Mai über Gebühr angestrengt werden mussten, und deren tatkräftiger Unterstützung wir wesentliche Dienste verdanken.«

Am 12. Juli 1890 bestätigt der Polizeipräsident den Empfang der Summe und gibt über deren Verteilung Auskunft.[2]) In gleicher Weise operierte der *Verein der Metallindustriellen der Provinz Hannover und der angrenzenden Gebiete.* Hier wurden auch die gekennzeichneten Entlassungsscheine in Anwendung gebracht. Der Vereinsvorsitzende berichtete in einem Zirkular, dass die Arbeiter, die wegen dieser Scheine Klage beim Amtsgericht in Hannover führten, von diesem abgewiesen wurden, weil nur in Arbeitsbüchern keine Vermerke gemacht werden dürften:

»Es geht daraus hervor, dass die Entlassungsscheine eine Handhabe bieten können, um mit Leichtigkeit den guten Arbeiter von dem unruhestiftenden oder sozialistischen Arbeiter oder von einem Arbeiter mit sonstigen mangelhaften Eigenschaften sofort unterscheiden zu können.«

Das Vorgehen dieser beiden Verbände, über die authentisches Material vorliegt, zeigt zur Genüge das Bestreben der Unternehmerorganisationen sich der Arbeiter, die für bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen eintreten, zu entledigen, in dem Glauben damit die Entwickelung der Gewerkschaftsbewegung aufhalten und sich vor Arbeitseinstellungen schützen zu können. Dieses System erforderte keine disziplinierte Organisation und keine erheblichen materiellen Aufwendungen. Aber es war nur für ganz kurze Zeit wirksam. Die Gemassregelten waren genötigt sich einen anderen Erwerb für den Lebensunterhalt zu suchen und erlangten vielfach eine von den Unternehmern unabhängige Stellung, die es ihnen gestattete mit grösserem Erfolg als bisher für die Gewerkschaften Agitation zu betreiben. Darauf glaubten die Unternehmer die Arbeiter dadurch aus den Organisationen zu treiben, dass sie die Unterschrift unter einem Revers verlangten, in dem die Arbeiter sich verpflichteten den Gewerkschaften fernzubleiben. Wurde die Unterschrift versagt, so erfolgte die Aussperrung. Dieses System verursachte dem einzelnen Unternehmer erhebliche materielle Opfer, ohne dass er des Erfolges sicher war. Die Gewerk-

[2]) Die Aktenstücke über diesen Verband und den der Provinz Hannover sind im *Vorwärts* vom 12. April 1891 im Wortlaut veröffentlicht.

schaftsvertreter rieten den Arbeitern solche Reverse zu unterschreiben und getrost Mitglieder der Organisation zu bleiben. Auch im *Korrespondenzblatt der Generalkommission* wurde ein Hinweis darauf gegeben. In einem Artikel vom 21. März 1891 über die Beendigung der Aussperrung der Tabakarbeiter in Hamburg-Altona wurde gesagt, dass die Lohnkommission erklärt habe: »Wenn ihr Fabrikanten angelogen sein wollt, so sollt ihr angelogen werden«. Anschliessend daran wird bemerkt:

›Bei der momentanen allgemeinen Geschäftsstockung sind die Fabrikanten den Arbeitern gegenüber im Vorteil; wie im grauen Mittelalter die Raubritter den einsamen Reisenden überfielen, um ihm sein Eigentum abzunehmen, fallen heute, trotz Gesetz und Recht, die Raubritter der modernen Zeit, die Kapitalisten über die Arbeiter her, setzen ihnen die Pistole auf die Brust und erklären: wenn ihr uns euer Eigentum, das Recht der Vereinigung, nicht herausgebt, dann könnt ihr mit Weib und Kind verhungern. Die Arbeiter haben auf einen Schutz seitens der Behörden nicht zu rechnen, die Behörden sind den Kapitalisten gegenüber machtlos, das Gesetz bietet ihnen keine Handhabe die hochangesehenen Raubritter der modernen Gesellschaft zur Rechenschaft zu ziehen. Nun, Arbeiter, je mehr Wert die Fabrikanten darauf legen euch das Koalitionsrecht zu rauben, umsomehr ist es eure Pflicht, dasselbe hochzuhalten. Wir müssen alle unsere Kräfte daransetzen unsere Organisation zu stärken: würden wir ohne genaue Prüfung in jedem einzelnen Falle uns ohne weiteres auf Kämpfe während der jetzt obwaltenden Krisis einlassen, wir würden die Organisation schwächen. Wir müssen mit den Tatsachen rechnen und dürfen uns keinen Illusionen hingeben.‹

Es mag das hier vorgeschlagene Verfahren nicht als eine ehrliche Kampfesweise angesehen werden, jedoch, warum sollte man dem auf den Raub des Koalitionsrechtes ausgehenden Fabrikanten gegenüber ehrlicher handeln als gegenüber dem Raubritter? Jedenfalls hatte das Vorgehen der Arbeiter den Erfolg, dass die Unternehmer bald davon absahen den Revers allgemein als Kampfesmittel zu benutzen. Mit dem Erstarken der Gewerkschaftsbewegung wurde den Anforderungen auf Austritt aus der Organisation auch grösserer Widerstand entgegengesetzt, wodurch die materiellen Verluste, die den einzelnen Unternehmer trafen, erheblich erhöht und der Erfolg vermindert wurde. Deshalb nahm man von dieser Art der Bekämpfung Abstand. So wurden 1906 von insgesamt 3480 Streiks und Aussperrungen nur 16 wegen Angriffs auf das Koalitionsrecht geführt, während im Jahre 1897 von 578 Streiks und Aussperrungen 51 dem Schutz dieses Rechtes dienten.

Die Einrichtung von Arbeitsnachweisen, die dann in grösserem Masse seitens der Arbeitgeberverbände erfolgte, setzte schon eine höhere Solidarität der einzelnen Unternehmer voraus, sie erforderte auch grössere materielle Leistungen für die Organisation. Aber auch dieses Kampfesmittel versagte, weil es wohl gelang einzelne Arbeiter dauernd aus den Betrieben auszuschliessen, nicht aber die Gewerkschaften selbst zu schwächen. Da anerkanntermassen die organisierten Arbeiter durchgängig die qualifizierteren Arbeitskräfte sind, so ist es den Unternehmern nicht möglich Gewerkschaftsmitglieder durchweg von den Arbeitsstätten der Mitglieder der Arbeitgeberverbände fernzuhalten. Auf die Unterbindung der geschlossenen gewerkschaftlichen Tätigkeit der Arbeiter ist das Bestreben der Arbeitgeberverbände gerichtet, nachdem die Bemühungen den einzelnen Arbeiter aus der Organisation zu treiben vergeblich gewesen sind. Da ein erfolgreiches Vorgehen der Arbeiter auf deren Einigkeit beruht, so suchte man, weil weder Massregelung noch Ausschluss von den Arbeitsnachweisen diese Einigkeit wesentlich zu stören vermochten, ein anderes Mittel

anzuwenden: Zwist unter die Arbeiter selbst zu bringen. Man eröffnete den willfährigen Arbeitern den Zutritt zu den sogenannten *Wohlfahrtseinrichtungen* und suchte dem Organisationsdrang der Arbeiter durch Gründung unternehmerfreundlicher Organisationen Rechnung zu tragen. Da aber Arbeiter, die den *gelben Gewerkschaften* beitreten wollen, nicht bereit sind Opfer für die Organisation zu bringen, so mussten die Unternehmer selbst grössere Summen opfern, damit die Organisationen ihren Mitgliedern etwas zu bieten vermögen. Wenn auch die Aufwendungen, die die Unternehmer für diese Vereine machen, geringer sind als der Vorteil, den sie dadurch haben, dass sie nicht genötigt sind Lohnerhöhungen oder Arbeitszeitverkürzung eintreten zu lassen, so sind doch die aufgewendeten Summen an sich nicht klein. Und dabei hat der Unternehmer nicht einmal die Sicherheit, dass die Mitglieder dieser Organisationen dauernd für ihn zuverlässig bleiben. Es sind immer unsichere Kantonisten, die solchen Vereinen angehören. Wer gegen seine Arbeitsgenossen nicht Solidarität übt, kann auch bei dem Gegner der organisierten Arbeiterschaft kein rechtes Vertrauen finden. Deswegen scheint es mit der Entwickelung dieser Unternehmerschutzvereine, wie sie richtiger genannt werden sollten, weil sie die Bezeichnung *Gewerkschaft* nicht verdienen, nicht recht vorwärts zu gehen, trotz der Bemühungen des *Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie* und der wirksamen Unterstützung einzelner Unternehmerorganisationen.

Die Versuche antigewerkschaftliche Arbeiterorganisationen ins Leben zu rufen sind nicht neu. Neu ist nur die Einheitlichkeit des Vorgehens und die materielle Unterstützung, die diese Organisationsgebilde seitens der Arbeitgeberverbände erfahren. Sehr umfangreich scheinen die Vereine unternehmerfreundlicher Arbeiter nicht zu sein, trotz aller Bemühungen die Arbeiter in sie hineinzutreiben. Es ist nicht zu erwarten, dass durch diese Organisationen die Tätigkeit der Gewerkschaften gehemmt werden wird. Sie können im Einzelfall eine Arbeitseinstellung unwirksam machen, zu einer Desorganisation der Gewerkschaften werden sie jedoch nicht führen. Im Gegenteil, weil keinerlei ideale Gesichtspunkte solche Arbeiter verbinden, sie vielmehr rein materielle Vorteile durch die von den Unternehmern subventionierten Organisationen erhoffen, so ist anzunehmen, dass, wenn sie einmal hoffen durch Anschluss an eine Lohnbewegung mehr Vorteil zu erzielen, sie sich dem Unternehmer nicht verpflichtet fühlen werden, gerade so wie sie wegen des ihnen in Aussicht gestellten Vorteils keine Verpflichtung gegenüber ihren Arbeitsgenossen fühlten. Somit dürfte auch dieses Kampfesmittel gegenüber den Gewerkschaften sich nicht bewähren. Namentlich ist mit solchen Vereinen eine Verminderung der Finanzkraft der Gewerkschaften allgemein nicht zu erreichen.

Diese hoffen die Unternehmer nun durch Verlängerung der Streiks und durch umfangreiche Aussperrungen herbeizuführen. Da aber der einzelne Unternehmer oft nicht in der Lage ist seinen Betrieb so lange ruhen zu lassen, bis die einen Kampf führende Gewerkschaft finanziell lahmgelegt ist, so wurde wiederholt daran gedacht eine Streikversicherung einzuführen. Verschiedene Versuche eine solche Streikversicherung für einen grösseren Kreis von Unternehmern oder für alle Arbeitgeberverbände zu schaffen scheiterten. So ging auch die mit einem Kapital von 5 Millionen Mark 1897 gegründete Streikver-

sicherungsgesellschaft *Industria* in Berlin nach einjährigem Bestehen wieder ein. Für einzelne Arbeitgeberverbände wurde die Gewährung einer Unterstützung an die von einem Streik betroffenen Mitglieder eingeführt. Eine Vereinigung, die allen Arbeitgeberverbänden eine Versicherung gegen Streiks gewährt, existiert seit dem 1. Juli 1906 in der *Gesellschaft des Vereins deutscher Arbeitgeberverbände zur Entschädigung bei Arbeitseinstellungen.* Die Gesellschaft gewährt den Mitgliedern der angeschlossenen Arbeitgeberverbände für einen Jahresbeitrag von 50 Pfennig für je 1000 Mark der gezahlten Jahreslohnsumme bei Streiks und Aussperrungen eine Entschädigung von 12½ % des durchschnittlichen Tagesverdienstes der streikenden Arbeiter. Bei Aussperrungen wird dieser Unterstützungssatz nur für die ersten 1000 der Ausgesperrten gewährt; für weitere 1000 werden 10 %, für weitere 2000 7½ %, für weitere 4000 5 %, und für alle weiteren von einer Firma ausgesperrten Arbeiter 2½ % des durchschnittlichen Tagesverdienstes gezahlt. Nach diesen Bestimmungen würde eine Firma, welche 10000 Arbeiter ausgesperrt hat, die einen durchschnittlichen Tagelohn von 4 Mark hatten, eine Entschädigung von 2500 Mark pro Tag der Aussperrung aus der Kasse der Gesellschaft erhalten. Die hier geschaffene Organisation scheint geeignet die Unternehmer zu veranlassen eine Arbeitseinstellung möglichst lange hinauszuziehen und sie besonders geneigt zu machen dem Aussperrungsbeschluss des Arbeitgeberverbandes Folge zu geben. Beides entspricht der Taktik, die die Arbeitgeberverbände heute verfolgen, eine Taktik, die darauf hinausgeht die Gewerkschaften durch umfangreiche und langandauernde Aussperrungen finanziell so zu schwächen, dass sie ausser stande sind noch Streiks führen zu können. Die Absicht in dieser Weise die Tätigkeit der Gewerkschaften lahmzulegen besteht bei den Arbeitgeberverbänden schon seit mehreren Jahren, und es sind die verschiedensten Vorschläge gemacht worden diese Absicht zu erreichen, ohne den einzelnen Unternehmer zu sehr zu schädigen. Zunächst wurde bestimmt, dass bei einem Streik ein gewisser Prozentsatz der von den verbandsangehörigen Unternehmern beschäftigten Arbeiter ausgesperrt werden sollte. Da aber bei den Unternehmern der Trieb möglichst viel Gewinn zu erzielen immer noch grösser ist als die Solidarität gegenüber den Klassengenossen, so wurden bei der Durchführung dieses Beschlusses nur die Arbeiter ausgesperrt, bei deren Ausscheiden der Betrieb einige Wochen ungestört fortgesetzt werden konnte. Um die Lasten auf alle vereinigten Unternehmer gleichmässig zu verteilen, wurde dann vorgeschlagen die Arbeiter nach dem Alphabet auszusperren, das heisst je nach Beschluss des Arbeitgebervereins alle Arbeiter zu entlassen, deren Namen mit den Buchstaben von *A* bis *C* beginnen, bei weiterer Ausdehnung der Aussperrung dann die Arbeiter mit den folgenden Buchstaben usw. Diese rein schematische Aussperrung war für viele Unternehmer gleichbedeutend mit einer Stilllegung der Betriebe; der Vorschlag wurde daher nicht angenommen. Einleuchtender schien der Vorschlag zu sein die Arbeiter nach Altersklassen auszusperren, und zwar mit den ältesten Arbeitern dabei zu beginnen. Man kalkulierte, dass die ältesten Arbeiter weniger leistungsfähig und im Betriebe entbehrlicher wären, während von der Gewerkschaft mindestens der Unterstützungssatz an die älteren Arbeiter zu gewähren war, den die jüngeren erhielten. Da aber vielfach unter den älteren Arbeitern sich solche befinden, von deren Tätigkeit die Aufrechterhaltung eines

Betriebes abhängt, so wurde auch aus diesem Projekt nichts. Man entschloss sich deshalb, wenn irgend angängig, bei einem Streik alle Betriebe, deren Besitzer dem Arbeitgeberverband angehören, am Orte oder womöglich im ganzen Reiche zu schliessen, um so der Gewerkschaft eine Unterstützungslast aufzuerlegen, die sie nicht lange ertragen kann und sie dadurch zur Zurücknahme der gestellten Forderungen und zur Aufhebung des Streiks zu zwingen.

Diese Taktik wird von den Unternehmerverbänden in den letzten Jahren innegehalten, und die Zahl der Aussperrungen ist seit 1902 ganz erheblich angewachsen. Die Aussperrungen betrugen 1902 56 = 6,5 %, 1903 82 = 6,4 %, 1904 112 = 6,9 %, 1905 253 = 10,9 % und 1906 421 = 12,1 % aller Arbeitskämpfe, die in den genannten Jahren stattfanden. Die Aussperrungen endeten keineswegs sämtlich zu gunsten der Unternehmer. Besonders im Baugewerbe erwiesen sie sich vielfach als völlig verfehlt, und es sind Fälle zu konstatieren, in denen die Unternehmer bei Beendigung der Aussperrung sich zu höheren Zugeständnissen verstehen mussten als sie die Arbeiter vor der Aussperrung forderten. Dagegen waren die Gewerkschaften in anderen Berufen oftmals genötigt infolge einer Aussperrung einen begonnenen Streik aufzuheben und die Streikenden zu veranlassen die Arbeit zu den alten Bedingungen wieder aufzunehmen. Dies geschah in einzelnen Fällen, weil tatsächlich die Finanzkraft der betreffenden Organisationen erschöpft war, in der Mehrzahl jedoch aus taktischen Gründen. Infolge der Taktik der Unternehmerorganisationen sind die Gewerkschaften von der früheren Praxis einen Streik eventuell bis zum Weissbluten fortzusetzen abgekommen. Sie halten es für zweckmässiger einen Kampf zu gelegener Zeit abzubrechen und ihn mit voller Kraft nach kurzer Zeit wieder aufzunehmen, auch auf die Gefahr hin, dass die Unternehmer aufs neue eine Aussperrung durchführen.

Durch die Aussperrungstaktik ist die Entwickelung der Gewerkschaften nicht gehemmt worden. Ihre Mitgliederzahl stieg von 733 206 im Jahre 1902 auf 1 689 709 im Jahre 1906. Dieses starke Anwachsen der Gewerkschaften in dem letzten Jahrfünft ist sogar zum Teil direkt auf die Aussperrungen zurückzuführen. Die Arbeiter, die entlassen wurden, ohne der Unterstützung seitens der Gewerkschaften sicher zu sein, lernten den Wert der Organisation kennen und wurden deren Mitglieder, um bei einer späteren Aussperrung vor der Not geschützt zu sein. Aber auch die eigentliche Absicht, die die Unternehmer mit den Massenaussperrungen verfolgten, haben sie nicht erreicht. Eine Verminderung des Vermögens der Organisationen ist infolge der Aussperrungen nicht eingetreten. Im Gegenteil, die organisierten Arbeiter zeigten eine solche Opferwilligkeit, dass eine starke Erhöhung desGesamtvermögens der Gewerkschaften während der Aussperrungsperiode zu verzeichnen ist. Obgleich von 1902 bis 1906 für Streiks und Aussperrungen 37 101 385 und für Aussperrungen allein 13 485 800 Mark verausgabt wurden, stieg der Vermögensbestand der Gewerkschaften in diesem Zeitraum von 10 253 559 auf 25 312 634 Mark. Nach diesem Ausgang des Kampfes ist nicht anzunehmen, dass es den Arbeitgeberverbänden gelingen wird mit ihrer Aussperrungspraxis die Gewerkschaften zu schwächen. Bei der wachsenden Konzentration der Kräfte auf beiden Seiten ist jedoch zu befürchten, dass es in absehbarer Zeit zu einem gewaltigen Zusammenstoss der organisierten Arbeiterschaft mit dem

organisierten Unternehmertum kommen wird. Wie immer auch der Ausgang eines solchen Kampfes sein wird, er wird nicht zur Folge haben, dass die Gewerkschaften im Lohnkampf ohnmächtig und bei der Festsetzung der Lohn- und Arbeitsbedingungen ausgeschaltet werden, seine Folge wird vielmehr die Anerkennung der Gewerkschaften als Vertretung der Arbeiterschaft und als gleichberechtigter Faktor bei der Regelung der Arbeitsverhältnisse sein. Erst dann wird es allgemein zu Tarifabschlüssen von Organisation zu Organisation kommen.

Nach dem Verhalten der Unternehmerorganisationen ist nicht zu hoffen, dass sie ohne einen solchen Kampf zur Anerkennung der Gewerkschaften gelangen werden, denn alle Massnahmen die sie treffen, die ganze von ihnen innegehaltene Taktik geht darauf hinaus die gewerkschaftliche Organisation der Arbeiter zu beseitigen oder doch unwirksam zu machen. Ein solches Unternehmen ist nur töricht zu nennen. Die Gewerkschaften sind ein notwendiges Ergebnis der heutigen Produktionsweise. Der Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit beruht auf dem Bestreben aus dem Ertrag der Arbeit möglichst viel für den einen oder für den anderen Teil zu erhalten. Solange die heutige Produktionsweise besteht, kann dieser Gegensatz nicht aufgehoben werden, und er bedingt wiederum die Vereinigung der Arbeiter zu dem Zweck sich einen möglichst grossen Anteil am Ertrage der Arbeit zu sichern. Deshalb ist das Streben der Unternehmer die Gewerkschaften zu beseitigen aussichtslos. Diese können den weiteren Massnahmen der Arbeitgeberverbände ruhig entgegensehen. Sie werden mit erneuter Kraft sich für die kommenden Kämpfe rüsten müssen, sie brauchen indes über deren Ausgang und Wirkung nicht in Sorge zu sein.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

WOLFGANG HEINE · DIE BEDEUTUNG DES REICHSVEREINSGESETZES

DIE Verhandlung des Reichsvereinsgesetzes, die zu seiner Annahme noch vor Ostern führte, erfordert einige kritische Bemerkungen. *Verhandlung* sollte man eigentlich nicht sagen, noch weniger kann man von einer *Beratung* im Reichstage sprechen. Dies wichtige Gesetz, das vermutlich für Jahrzehnte die äusseren Formen der politischen Agitation in Deutschland bestimmen wird, hat nur e i n e Spezialberatung erlebt, nämlich die der ersten Lesung der Kommission. Hier konnte die Opposition die Tragweite der einzelnen Bestimmungen eingehend erörtern und die Notwendigkeit von Verbesserungen nachweisen. Namentlich die Sozialdemokratie hat dies gründlich getan. Trotz aller beschwichtigenden und ablehnenden Erklärungen der Regierung war es der Mehrheit der Kommission nicht möglich sich den durchschlagenden Argumenten der Opposition völlig zu entziehen. Das Ergebnis waren die Beschlüsse der ersten Lesung der Kommission, die, wie in dieser Zeitschrift bereits ausgeführt worden ist[1]), zwar nicht allen grundsätzlichen Anforderungen entsprochen, auch für erhebliche Teile Deutschlands einen Rückschritt bedeutet haben würden, die aber immerhin

[1]) Vergl. meinen Artikel *Die Aussichten des Reichsvereinsgesetzes* in diesem Bande der *Sozialistischen Monatshefte*, pag. 334 ff.

für Preussen, Bayern, Sachsen und eine Anzahl der Kleinstaaten eine nicht unwesentliche Verbesserung des Vereins- und Versammlungsrechts gewesen wären.

Da kam zwischen der ersten und zweiten Lesung der Kommission der berüchtigte Kompromiss zu stande. Die freisinnigen Führer, die heilig versichert hatten an ihren Beschlüssen festzuhalten, namentlich das Sprachenverbot unbedingt abzulehnen, ja die noch neue Verbesserungen des Gesetzes, zum Beispiel auf dem Gebiete des Plakatwesens, in Aussicht gestellt hatten, knickten zusammen. Von nun an war die parlamentarische Behandlung des Gesetzes eine Fiktion, um nicht zu sagen eine Komödie. Die zweite Lesung der Kommission wurde in zwei Sitzungen eilig durchgepeitscht. Im Plenum des Reichstags erforderte zwar die zweite Lesung, die geschäftsordnungsgemäss die Besprechung der einzelnen Bestimmungen bringen muss, vier Tage, aber es war eine völlig fruchtlose Tätigkeit. Die Blockführer verweigerten selbst die Abstellung offenkundigster Mängel, zum Beispiel einer sprachwidrigen Formulierung, und verteidigten ihr Werk nur mit allgemeinen Entschuldigungen. Von einer gemeinsamen Arbeit des Reichstags an dem Gesetz war keine Rede mehr. Man fragt sich, welchen Zweck die mehrfache Verhandlung in Kommission und Plenum noch haben soll, wenn der Block, nachdem er seine inneren Zwistigkeiten ausgeglichen hat, nur noch dekretiert, nicht mehr berät. Ein solches Treiben verletzt die parlamentarische Ehrlichkeit.

Dass dabei die Blockmehrheit nicht einmal den parlamentarischen Anstand besass die Kritik ihrer Gegner anzuhören, mag nur nebenbei erwähnt werden. Die Unsitte lauter störender Gespräche, die auf den Redner und die Abgeordneten, die ihn hören wollen, nicht die geringste Rücksicht nehmen, ist im deutschen Reichstag bei sämtlichen Parteien in einer unerträglichen Weise im Schwange. Der Leser eines Parlamentsberichts macht sich wohl keine rechte Vorstellung davon, dass viele Abgeordnete gegen ihre auf der Tribüne sprechenden Kollegen ein Betragen zeigen, das sie an keinem Biertisch wagen würden. Ich denke dabei nicht an Zwischenrufe, zu denen mancher Redner unmittelbar herausfordert, und die die Verhandlung gerade beleben können, sondern an das rücksichtslose Geschwätz, das jedem Menschen mit nicht abgestumpften Nerven, jedem, der der Diskussion mit Interesse folgen möchte, den Aufenthalt im Plenarsaal zur Qual und das Sprechen von der Tribüne zum Ekel macht. Diese Unmanier hat sich noch wesentlich gesteigert, seit das Diätengesetz eine weit grössere Zahl von Abgeordneten im Reichstage zusammenzuhalten pflegt, von denen viele nicht allzu grosses politisches Interesse haben mögen. Wie sich aber die Mehrheit bei der zweiten Lesung des Vereinsgesetzes im Plenum betrug, das überstieg das Übliche noch ganz bedeutend. Wenn schon die Blockabmachungen jede Möglichkeit von Abänderungen ausschlossen, so beseitigten sie damit nicht die Pflicht des Reichstags zu der geschäftsordnungsmässig vorgeschriebenen Spezialberatung. Wollten die Herren vom Block sich daran nicht beteiligen, so standen ihnen für ihre Gespräche die mustergültigen Klubsessel der Couloirs zur Verfügung. Das störende Betragen im Plenarsaal war nicht nur eine Missachtung der Kollegen von der Minderheit sondern des Parlamentes selbst und musste die Redner zwingen sich ihrerseits zu helfen, so gut es ging. Auf die Gefahr hin persönlicher Empfindlichkeit geziehen zu werden, halte ich es für nötig dies einmal in der

Presse auszusprechen. Ich kann es um so eher tun, als ich persönlich die Aufmerksamkeit des Hauses zu besitzen pflege und auch in diesem Falle — freilich durch vielleicht nicht ganz parlamentarische Gewaltmittel — die schlimmsten Schwätzer zur Ruhe gebracht habe.

Vielleicht hätte die Opposition erklären können oder auch sollen, sie hielte sich zu gut, um an einer solchen den Parlamentarismus herabwürdigenden Scheinberatung teilzunehmen und ihr durch Einbringung und Begründung von Anträgen noch den Anschein einer ernsthaften Verhandlung zu verschaffen. Indessen haben diese Anträge die Freisinnigen mehrfach in die Verlegenheit gebracht ihre Wortbrüchigkeit nochmals offen zu dokumentieren und gegen Reformvorschläge zu stimmen, die ihre eignen Anhänger gefordert hatten. Auch die konservativen und christlichen Arbeitervertreter sind dadurch gründlich enthüllt worden. Das Märchen von dem Liberalismus des Vereinsgesetzes und der ganzen Bülowschen Blockpolitik ist in dieser Diskussion gebührend zerstört worden. Allen Versuchen der Blockpolitiker die öffentliche Meinung irrezuführen muss noch einmal das tatsächliche Ergebnis entgegengehalten werden: Die Annahme des Reichsvereinsgesetzes ist eine Schmach, nicht weil nicht alles erreicht worden ist, was das deutsche Volk billigerweise verlangen kann, sondern weil, wenn man die Summe zieht, für die Freiheit so gut wie nichts erreicht worden ist, ja schlimmer, weil der gesetzliche Zustand in wesentlichen Punkten verschlechtert worden ist. Die Bureaukratie hat auf nichts verzichtet, das nicht bereits völlig veraltet und theoretisch wie praktisch unhaltbar gewesen wäre, wie die Mitgliederliste und das Verbot der Beteiligung von Frauen. Alle sogenannten *Konzessionen* der Regierung bestehen in wohlklingenden Erklärungen, deren Wert für die praktische Auslegung noch sehr problematisch ist, oder sie sind bedenklich verklausuliert, wie die Exemtion gewerblicher Versammlungen von der Meldepflicht (§ 6 Absatz 3) und die Zulassung der Verlegung von Versammlungen ins Freie (§ 8), so dass von einem sicheren Gewinn nicht die Rede sein kann. Alle wirklichen Opfer der Grundsätze und der praktisch vorhandenen Freiheiten hat der Liberalismus gebracht.

Eine Verbesserung ohne Vorbehalt ist nur für Mecklenburg, das rückständigste deutsche Ländchen, anzuerkennen. Für Preussen, Bayern, Sachsen, die Reichslande und die meisten Kleinstaaten sind gewisse Erleichterungen gewährt. Die Zulassung der Frauen kommt Preussen, Bayern und einer Anzahl kleiner Staaten zu gute. Sie hat aber mehr theoretische als praktische Bedeutung. In Preussen wenigstens wurde in den letzten Jahren das Verbot sehr lax gehandhabt. Frauen konnten an Gewerkschaften allgemein teilnehmen, in den Versammlungen eigentlicher politischer Vereine im Sinne des Preussischen Vereinsgesetzes wurden sie geduldet. Immerhin hat die Erhöhung der Rechtssicherheit ihren Wert. Die Abschaffung der Einreichung der Mitgliederliste befreit die Vereine in Preussen und ebenfalls den meisten Kleinstaaten von einer namentlich für die Gewerkschaften lästigen Fessel. Leider aber ist es trotz der Erklärungen des Staatssekretärs noch nicht völlig sicher, dass der Polizei nicht doch noch auf Umwegen das Recht zuerkannt wird Auskunft über die Namen der Mitglieder zu fordern. Gelingt es der Polizei einen solchen Anspruch durchzusetzen, so bringt das neue Gesetz in dieser Beziehung lediglich eine Erleichterung für die Polizei, keinen Schutz des

Vereins- und Koalitionsrechts. Diese Verbesserungen werden aber durch wesentliche Verschlechterungen mehr als aufgewogen. Wird doch sogar in Sachsen und Bayern, gar nicht zu reden von Baden, Württemberg und Hessen das Recht zu Versammlungen unter freiem Himmel der Polizeiwillkür anheimgegeben.

Für Preussen ist die ärgste Verschlechterung das Verbot der Teilnahme von jugendlichen Personen unter 18 Jahren an *politischen* Vereinen und Versammlungen. Preussen war bisher so glücklich eine solche Beschränkung nur für »Schüler und Lehrlinge« zu kennen, und auch nur für »Vereine, die bezweckten politische Gegenstände in Versammlungen zu erörtern«. Da jetzt das Verbot auf alle »politischen Vereine« und »sämtliche politischen Versammlungen« ausgedehnt ist, da die herrschende Judikatur die Begriffe *politisch* und *öffentlich* auf das weiteste auslegt, und die Mehrheit alle Anträge, die eine scharfe, klare Begrenzung forderten, abgelehnt hat, ist anzunehmen, dass die Praxis alle Personen unter 18 Jahren auch von den Gewerkschaften, von Bildungsvereinen, Turnvereinen und Sportklubs aller Art ausschliessen wird. Die Vorgänge in Sachsen und Preussen lassen in dieser Richtung das schlimmste befürchten. Diese Bestimmung widerspricht direkt den wirtschaftlichen Bedürfnissen und der ganzen Zeitentwickelung, die die Jugend früh selbständig macht; sie ist eine Versündigung an der geistigen und körperlichen Wohlfahrt der Jugend namentlich der Arbeiterklasse. Von geistigen Interessen, von gesundem Sporttreiben, jagt das Gesetz die Jünglinge in die Animierkneipen. Dabei ist hervorzuheben, dass die Gründung der Arbeiterturnvereine und Arbeitersportvereine nicht etwa der Absicht entsprungen ist in diesen Vereinen Politik zu treiben. Sie war vielmehr eine natürliche Folge der sich verschärfenden sozialen Gegensätze, die namentlich in mittleren und kleinen Städten sehr stark hervortreten, Gegensätze der Lebensführung und aller möglichen Äusserlichkeiten, die trotz der Hebung der Lebenshaltung der Arbeiterklasse nicht geringer sondern immer stärker werden. Dazu aber kam die in bürgerlichen Kreisen sich neuerdings einwurzelnde Mode byzantinisch serviler Sitten, an den Haaren herbeigezogener Loyalitätsdemonstrationen, kamen Reserveoffiziersallüren, der Antisemitismus usw.; alles Dinge, die früher in bürgerlichen Turn- und Sportvereinen kaum bekannt waren, jetzt aber so überwuchern, dass ein freidenkender Arbeiter solchen Vereinen vielfach nicht mehr angehören kann, wenn er nicht in peinliche, seine Selbstachtung verletzende Lagen kommen will. Ein solcher Gewissenszwang gilt ja aber im preussisch-deutschen Reich für anständig und politisch weise. Männer, die sich *freisinnig* nennen, haben beim Vereinsgesetz das ihrige getan ihn zu unterstützen. Das Jugendlichenverbot ist das Produkt eines Spiels mit verteilten Rollen, wobei die Regierung die dankbare Partie des Liberalen spielte, während der Liberalismus als Handlanger der konservativen Reaktion zu agieren hatte.

Württemberg, Baden und Hessen, die bisher das freieste Vereins- und Versammlungsrecht hatten, erfahren durch das Reichsvereinsgesetz lediglich Verschlechterungen ihres politischen Zustandes. Die Regierungen und die Blockpolitiker haben sich grosse Mühe gegeben zu beweisen, dass die bisherige Rechtslage in diesen Staaten miserabel gewesen wäre und sich durch das Reichsvereinsgesetz erheblich verbesserte, dass nur die liberale Praxis diese Übelstände nicht hätte hervortreten lassen. Für Hessen ist die Unwahr-

heit dieser Behauptung ganz unbestreitbar nachgewiesen worden. Im übrigen ist die Diskussion darüber sehr müssig. Eine alteingewurzelte freie Praxis ist mehr wert als das beste Gesetz mit schikanöser polizistischer Handhabung. Diese freie Praxis in Württemberg, Baden und Hessen wird durch das Vereinsgesetz nach vielen Richtungen eingeengt. Das günstigste, das man hoffen kann, ist, dass sie den norddeutschen Einflüssen zum Trotz sich nach Möglichkeit aufrecht erhalten liesse; wahrscheinlicher aber ist das Gegenteil: eine allmähliche Überwucherung durch preussische Polizei- und Justizpraxis.

Das Verbot nichtdeutscher Sprachen bedeutet für das ganze Reich eine Schädigung des politischen und gewerkschaftlichen Lebens von ungeheuerster Tragweite; zugleich eine Blossstellung Deutschlands vor dem Auslande.

Das schlimmste beinahe ist, dass die Blockliberalen es abgelehnt haben die kleinlichen und willkürlichen Einschränkungen des Vereins- und Versammlungswesens durch Polizei und Justiz für künftig durch klare Definitionen abzuschneiden; in dieser Beziehung wird alles beim alten bleiben. Die Behauptung der Blockanhänger, man würde später durch Diskussion im Reichstage schikanöse Auslegungen beseitigen können, ist irreführend. Da die Ausführung der Gesetze Sache der Einzelstaaten ist, hat die Reichsregierung keinen Einfluss darauf; übrigens hat auch, weil es an einer wirksamen Ministerverantwortlichkeit fehlt, der Reichstag keinen Einfluss auf die Reichsregierung. Wie solche Debatten zu wirken pflegen, wissen wir aus der völligen Fruchtlosigkeit der alljährlichen Erörterungen im Reichstage über die Handhabung der Reichsjustizgesetze und der Bestimmungen über den Arbeiterschutz. Dazu kommt, dass das Reichsvereinsgesetz nun auf Jahrzehnte hinaus jeder wirklich nennenswerten Reform auf diesem Gebiet ein Hindernis sein wird, und dass der Liberalismus diese erste ihm gegebene Gelegenheit zu ernsthaften, politischen Fortschritten schmählich verpasst hat. Mit ernstem Wollen hätte er viel mehr erreichen können und müssen.

Das Reichsvereinsgesetz ist also trotz der verschiedenen Verbesserungen, die es enthält, im ganzen praktisch ein Verlust für die Freiheit. Aus diesem Grunde — nicht etwa wegen prinzipieller Unzulänglichkeit — musste die Sozialdemokratie es ablehnen.

EDUARD BERNSTEIN · DIE OSTERN DER DEUTSCHEN EFFEKTENBÖRSE

BEI der Novelle zum Börsengesetz, die am 8. April dieses Jahres durch Beschluss des Reichstags zu stande kam, ist, wie allgemein zugestanden wird, die Getreidebörse zu gunsten der Effektenbörse geopfert worden. Indes, *Getreidebörse* steht hier nicht für die Kompanieschaft der grossen Getreidefirmen, die die massgebende Mitgliedschaft der Getreidebörse bilden. Wie die jetzt beseitigten Bestimmungen über das Effektengeschäft (den Handel in Staatspapieren, Industrie-, Bank- usw. -aktien) den grossen Banken und Bankiers keinerlei Schaden gebracht sondern im Gegenteil ihre Monopolstellung auf Kosten der Kleinen befestigt hatten, so sind es auch nicht die Grossen des Getreidehandels, die unter den Bestimmungen des Börsengesetzes über den Getreidehandel Verlust erleiden werden.

Insofern haben die Verteidiger des neuen Börsengesetzes recht. Die Strafbestimmungen, die es festsetzt, sind höchstens ein moralisches Kreuz für die Erlauchten unter den Getreidefirmen. Kein Kommerzienrat wird auf grund ihrer wirklich ans Kreuz müssen. Die kapitalkräftigen Firmen haben ihren Geschäftsbetrieb den bisherigen Bestimmungen angepasst und werden sich auch mit den neuen Bestimmungen abzufinden wissen. Es mag sie, wie der jetzt beliebte Ausdruck lautet, *kränken*, dass Sünden wider den § 63 des Gesetzes (Verbot von Börsentermingeschäften in Getreide und Erzeugnissen der Getreidemüllerei), und den § 66 (Verbot von Differenzgeschäften in Getreide) mit Geldstrafe bis zu 10 000 Mark bedroht sind, und dass, wer solche Geschäfte gewerbsmässig oder in der Absicht abschliesst den Preis von Getreide usw. »im Widerspruche mit der durch die allgemeine Marktlage gegebenen Entwickelung zu beeinflussen« nach den §§ 77a und 77b ausserdem mit Gefängnis bedroht wird, aber sie haben tausend Mittel sich über diese Gefahr hinwegzuhelfen. Wirklich gekreuzigt wird dagegen die Funktion des Getreidehandels, die volkswirtschaftliche Aufgabe, welche in der Gesellschaft des Privateigentums und der Konkurrenz die Getreidebörse als Preisregulierer zu erfüllen hat. Die Börse ist dazu da, um als Präzisionsapparat der Preisbildung zu fungieren, sie soll durch örtliche Konzentration von Angebot und Nachfrage die Bildung desjenigen Preises bewirken, der der Marktlage am genauesten entspricht, und in diese Funktion greift das Gesetz brutal hinein und stellt Hemmungen auf, die gegebenenfalls gerade das verhindern, was der § 77b schützen zu wollen vorgibt, nämlich eben die der Marktlage entsprechende Preisbildung.

Darüber darf man sich durch keine Beschönigung hinwegtäuschen lassen. In der Naumannschen *Hilfe* vom 19. April meint ein sachverständiger Mitarbeiter, Oskar Meyer, der die Abstimmung der Freisinnigen beim Börsengesetz zu verteidigen sucht, der § 77b des Gesetzes wende sich »gegen die von niemand heftiger als von der Börse verurteilten Preistreibereien, die man als *Corner* oder *Schwänzen* bezeichnet«; er könne aber »auf solide Deckungsgeschäfte schon deshalb keine Anwendung finden, weil er als Tatbestandsmerkmal die Absicht voraussetzt den Preis im Widerspruch mit der durch die allgemeine Marktlage gegebenen Entwickelung zu beeinflussen, die Absicht solider Deckungsgeschäfte indessen stets die ist gegen Verluste, die sich aus der Entwickelung der Marktlage ergeben können, zu versichern.« So der Sachverständige der *Hilfe*. Als ich das las, fiel mir ein alter Gassenhauer ein:

»Ach Gott, ach Gott, Herr Meyer,
Wie schön ist dieser Schleier!«

Gewiss, das blosse Deckungsgeschäft wird nach dem Paragraphen des Gesetzes nicht mit Strafe bedroht, so viel kann selbst der Laie aus ihm herauslesen. Aber mit der Straffreiheit der Deckungskäufe ist die Sache nicht abgetan. Die Frage, um die es sich handelt, ist die, ob nicht durch die auf den Terminhandel gesetzten Strafen und die Ächtung des Differenzgeschäftes selbst die von den Urhebern jener Bestimmungen als unanfechtbar anerkannten Geschäfte erschwert und verteuert werden. Welche Bürgschaft gegen eine Überteuerung bietet die Freigabe des Lieferungsgeschäfts, wenn das Termingeschäft unter dem Henkerbeil steht? Von Schutz gegen *Schwänzen* und *Corner* aber rede man nicht in einem Lande, wo ein Zoll von 50 und 55 Mark auf die Tonne

Getreide, die Reduktion der Transitläger und die Aufhebung des Identitätsnachweises das Aufschwänzen des Getreidepreises zum Gesetz des Landes erhoben haben. Die *Schwänzen* an den Börsen (die Ausnutzung übermässiger Leerverkäufe zur Erpressung hoher Deckungspreise von den Leerverkäufern) pflegen den Markt des Getreides selbst unberührt zu lassen, und die von Börsenspekulanten ins Werk gesetzten *Corner* haben sich, gerade wo Getreide in betracht kam, samt und sonders noch immer als äusserst kurzlebig erwiesen. Sie sind um so schwerer durchzuführen und um so weniger aufrecht zu erhalten, je grösser der Markt und je freier die Zufuhr ist. Das Beispiel des Leiterschen *Corners* in Chicago, der doch mit so riesigen Mitteln ins Werk gesetzt wurde, reizt sicher nicht zur Nachahmung an. Wäre es aber der Fall, so wäre es sehr fraglich, ob die Nachahmung durch den § 77b des neuen Gesetzes verhindert werden könnte. Weder dieser noch der § 66, der mit ihm in Verbindung steht, verbieten kapitalkräftigen Leuten so viel Getreide auf Lieferung zu kaufen als ihnen beliebt. Der *Corner* setzt sich aus einer ganzen Summe von Käufen zusammen, und jeden einzelnen davon so einzurichten, dass er gesetzlich unantastbar ist, wäre die leichteste Sache von der Welt. Den *Corner* aber strafrechtlich, etwa als wucherischen Aufkauf, ahnden zu wollen würde im Lande der staatlich subventionierten Kornhausgenossenschaften ein Schauspiel für Götter darbieten. Indes werden wir es schwerlich erleben.

Nein, nennen wir die Dinge beim richtigen Namen. Das Verbot des Börsenterminhandels in Getreide und Müllereierzeugnissen verfolgt andere Zwecke als solche Gelegenheitsauswüchse unmöglich zu machen. Unsere Agrarier sind keine volkswirtschaftlichen Genies, aber sie sind gute Geschäftsleute, die da wissen, was sie wollen. Nicht der Haussepartei sondern der Baissepartei der Getreidebörse soll durch das Verbot des börsenmässigen Terminhandels das Handwerk gelegt werden. Wer die Überzeugung hat, dass das falsch und verderblich ist, dass eine der Gegenmine beraubte Börse eine verkrüppelte Börse ist, der soll auch den Mut der Überzeugung haben und es offen heraus und konsequent vertreten. Die Antwort auf die Frage, ob die Blockfreisinnigen es entschuldigen können, dass sie, um wenigstens die Effektenbörse zu retten, die Getreidebörse am Kreuz zappeln lassen, wird dadurch noch nicht vorweggenommen, dass man rückhaltlos zeigt, welche Schäden dieser, und mittelbar der Volkswirtschaft, unter dem neuen Gesetz drohen.

»Nun kommen allerdings nach richtiger Ansicht Differenzgeschäfte in dem börsenmässigen Produktenzeithandel nicht vor«, lesen wir in dem Artikel des Herrn Meyer. Wäre das richtig, so müsste man fragen: wozu alsdann der Lärm? Es ist aber nur ein Spiel mit Begriffen, wie es bei der landläufigen Verteidigung der Börse zur Gewohnheit geworden ist. Eine Kuh ist kein Kalb, und da Differenzgeschäfte in Getreide verboten sind, so werden sie beim *börsenmässigen* Produktenzeithandel ja auch wohl nicht vorkommen. Aber Kuh und Kalb sind Rinder, und das Differenzgeschäft gehört zum Produktenzeithandel, es ist seine natürliche und notwendige Ergänzung, deren Fehlen jeweilig eine richtige Preisbildung unmöglich macht. Statt sich hinter die lendenlahme Ausrede zu verkriechen, sie mache solche Geschäfte nicht, muss die Getreidebörse den Mut haben ihre Notwendigkeit zu vertreten. Solange sie das nicht tut, begibt sie sich des Rechts über die jetzigen Strafparagraphen sich zu beschweren. Es erübrigt sich daher für diese Betrachtung auf die Strafbestim-

mungen und die Satzungen über das Untersuchungsverfahren näher einzugehen, die allerdings für die Magnaten des Getreidehandels sehr verletzend lauten. Verfolgung oder Untersuchung treten nicht bloss ein, wenn durch Weigerung des einen Teils seine Leistung zu erfüllen oder sonstige Umstände der dem Gesetz widersprechende Charakter des Geschäfts zu tage tritt, sondern nach § 77b auch auf mündliche oder schriftliche Anzeige beim Vorsitzenden der Börsenkommission. Damit sorgt das Gesetz dafür, dass der Antrieb zu Erpressungen ein neues Feld erhält. Unsere Gesetzgeber scheinen für Erpresser eine besondere Vorliebe zu haben. Die Arbeit fürs Erpressertum ist eine von moralisierender Gesetzgebung schier untrennbare Eigenschaft.

Soweit das Börsengesetz seinerzeit nicht von ganz bestimmten Klasseninteressen diktiert wurde, wie dies bei den Abschnitten über den Getreidehandel der Fall ist, war es das Erzeugnis einer Gesetzgebung aus moralisierenden Urteilen. Nach irgend welchen vernünftigen volkswirtschaftlichen Gründen für das Verbot des Terminhandels und selbst des Differenzgeschäfts in Effekten wird man vergeblich suchen. Das beste, was man für jenes Verbot ins Feld führen kann, ist, dass es dem Anreiz zum Spielen, der von der Börse ausgeht, einen Damm entgegensetzen, seiner Ausbreitung beim grossen Publikum entgegenwirken, dieses davor bewahren wollte seine Reserven in Börsenspekulationen aufs Spiel zu setzen. Hier wäre wenigstens ein Stück volkswirtschaftlicher Rücksicht mitbeteiligt, denn das Spielen kann, wo es gewisse Grenzen überschreitet, in der Tat wirtschaftsfeindlich wirken. Nur macht sich der Kampf gegen das Spielen etwas komisch in einem Lande, wo jährlich rund 235 Millionen Mark in Lotterielosen von Staats wegen an das grosse Publikum verkauft werden, von denen dieses nur 157 Millionen in Form von *Gewinnen* zurückerhält. In die Differenz von über 70 Millionen teilen sich Reich und Staaten zu ziemlich gleichen Teilen. Das Reich nahm 1905 allein für Stempel auf Lotterielose 36 Millionen Mark ein. Ausserdem legalisiert es noch andere Formen des Spiels, zum Beispiel das Spielen am Totalisator bei Pferderennen, und bestraft nur das gewerbsmässige Glücksspiel. Für alles das wird ins Feld geführt, dass eine vollständige Ausrottung des Triebs zum Spiel nicht möglich sei. Wer aber von dieser Ansicht ausgeht, der hätte sich auch sagen können, dass mit dem Verbot des Terminhandels und der Differenzgeschäfte oder ihrer gesetzlichen Beschränkung auf die ins Börsenregister eingetragenen Personen die Beteiligung des grossen Publikums am Börsenspiel noch keineswegs ihr Ende erreicht haben würde. Wo Objekte des Spiels sind, finden sich auch die Spieler ein, und das um so mehr in einer Epoche, in der die sozialen Ansprüche so rasch zunehmen wie dies in der Gegenwart der Fall ist.

So hat das Börsengesetz als Erziehungsmittel gegen die Neigung im Publikum am Spiel um die Konjekturalgewinne der Effektenbörse teilzunehmen vollständig versagt. Statt moralischer Hebung hat es, indem es die Verlierer anreizte, den sogenannten *Differenzeinwand* zu erheben, auf Untergrabung von Treu und Glauben im Geschäft hingewirkt. Aber die Erkenntnis von alledem würde nicht hingereicht haben die Regierung zu Abänderungsvorlagen zu veranlassen, wenn nicht die Einschnürung des Terminhandels immer sichtbarer sich als eine der Hauptursachen der zunehmenden Versteifung des Geldmarktes in Deutschland erwiesen hätte. An die Stelle des Termingeschäfts trat die Spekulation in Ankäufen *per Kasse* gegen Depositen, mit dem Resultat der

Bindung immer grösserer Kapitalbeträge. Sowohl der staatliche Börsenkommissar Hemptenmacher wie der seitdem zurückgetretene Reichsbankdirektor Koch haben im Jahre 1904 der damaligen Kommission des Reichstags es als ihre Überzeugung dargelegt und durch ziffernmässige Angaben aus der Entwickelung des Bank- und Börsenwesens erhärtet, dass das Verbot des Terminhandels die Spekulation nicht eingeschränkt, dagegen den Geldmarkt steigend belastet habe. Koch wies nach, dass der Wechselumlauf Deutschlands, der in der Epoche von 1874 bis 1888 sich zwischen 11,2 und 12 Milliarden bewegte, und 1896 sich auf 16,3 Milliarden stellte, von letzterem Jahre ab, das heisst nachdem das Börsengesetz eingeführt worden, in 4 Jahren auf 23,3 Milliarden stieg, also um 7 Milliarden zunahm. Und zwar, bemerkte er weiter, hätten in diesen letzteren Jahren gerade die grossen Wechsel steigend zugenommen, was den Zusammenhang mit der Zunahme des Kassageschäfts in Börsenpapieren ausser Zweifel stelle. Die Steigerung des Wechselumlaufs aber habe »naturgemäss eine Steigerung der Zinssätze herbeigeführt«.[1]) Koch fügte noch hinzu, dass unter gesteigerten Zinssätzen »zunächst die Industrie und dann die Landwirtschaft leiden«. Das waren Binsenwahrheiten. Aber er unterliess es hinzuzufügen, dass der hohe Wechselkurs auch der deutschen Reichsregierung, der ewig geldbedürftigen, immer unangenehmer wurde. Inzwischen ist nun gerade diese Folgewirkung noch viel stärker fühlbar geworden, und es ist kaum übertrieben zu behaupten, dass an der Lockerung der Fesseln der deutschen Effektenbörse schliesslich der Meistinteressierte die Reichsregierung selbst gewesen ist.

Mit einem Wort, das Werk der *Erlösung* der Effektenbörse war in Wirklichkeit nicht ein Zugeständnis der Regierung an den Liberalismus sondern ein in ureigenem Interesse der Regierung gelegenes Unternehmen, zu dessen Durchführung diese die Hilfe des Liberalismus gegen ihre konservativen Freunde und ihre nunmehrigen Gegner im Zentrum brauchte. Die Regierung brauchte die Liberalen gegen diejenigen, die aus wirklicher Verbohrtheit von keinem Zugeständnis an die Börse wissen wollen, wie zum Beispiel diejenigen Zentrumsmannen, deren geistige Leuchte Herr Schwarze-Lippstadt ist, sowie gegen die konservativen Agrarier, die es von jeher als ihr Privilegium betrachten sich die Zustimmung zu Reformen, selbst wenn sie ihnen mit zu gute kommen, gegen irgend welchen Tribut abkaufen zu lassen. Der Handel, der jetzt perfekt geworden ist, ward schon 1904 durch den Grafen Schwerin-Löwitz der Regierung und den Liberalen angeboten, nachdem Konservative und Zentrum sie in langen Kommissionssitzungen durch Obstruktionsanträge mürbe gemacht hatten. Es ist ganz falsch, das Zustandekommen der Börsengesetzreform als eine Frucht vom Baume des Blocks zu bezeichnen. In dieser Frage bestand zwischen Regierung und Liberalismus eine Interessengemeinschaft, die auch ohne Block das bisschen Reform schliesslich durchgesetzt hätte. Es ist noch kein Kompliment an die Adresse der Freisinnigen, wenn man erklärt, man glaube ihnen, dass sie Vereinsgesetz und Börsengesetz durchaus als getrennte Materien behandelt hätten. Sie haben sich beim letzteren die Rolle des begnadeten Supplikanten zuschieben lassen, wo die tatsächliche Lage der Dinge ihnen erlaubt hätte energisch als Fordernde aufzutreten.

Das wird indes auch weiterhin der Fall sein, es ist die naturgemässe Folge des

[1]) Vergl. die Drucksachen des Reichstags, Session 1903-1905, Nr. 835, pag. 18.

Eintritts der Freisinnigen in den Bülowschen Block. Ich halte es für verkehrt mit moralisierenden Urteilen unterschiedslos über die Freisinnigen herzuziehen, die bei ihm mitmachen. Ich werde eine Politik, die ich für falsch halte, nicht weniger scharf bekämpfen, wenn ich ihren Verfechtern das *beneficium* des guten Glaubens zugestehe. Man kann ein sehr ehrlicher Mensch sein und ganz erbärmliche Politik machen. Meines Erachtens ist es eine Illusion, dass der jetzige Block eine Etappe zur Erlangung einer parlamentarischen Regierung in Deutschland ist, und jedes Opfer, das ihm gebracht wird, scheint mir weggeworfen. Aber ich halte mich nicht für unfehlbar und nicht jeden für einen Narren oder Schurken, der eine Konstellation anders beurteilt als ich. Wir stehen am Vorabend der preussischen Landtagswahlen. Als vor etwas über zehn Jahren zum erstenmal auf einem Parteitag der Sozialdemokratie, in Hamburg /1897/, die Frage der Beteiligung an den Preussischen Landtagswahlen eingehend verhandelt wurde, da sagte unser Ignaz Auer:

»Es ist gesagt worden, welchen Eindruck wird es machen, wenn es einmal heisst *Dieser Schuft, dieser ehrlose Kerl!*, und nachher wählen wir ihn. Ja, ist es notwendig, dass wir im politischen Kampf zu derartigen Mitteln greifen? Wenn solche Praktiken . . . . auf diese Weise aufhören würden, so wäre das ein Erfolg, der immerhin auch etwas wert wäre.«

Der Kongressbericht verzeichnet hierbei: »Lebhafter Beifall.« Nun ist ja unzweifelhaft die Situation heute eine wesentlich andere als damals. Die Kluft zwischen Freisinn und Sozialdemokratie ist durch eine ganze Reihe von Vorkommnissen und zuletzt das Einschwenken der Liberalen in die Bülowsche Truppe eine immer tiefere geworden, so dass eine Wahlparole, wie Auer und Bebel sie 1897-1898 befürworteten, zurzeit sich nicht verwirklichen liesse. Die Wahlparole, wie das Zentralwahlkomitee der Sozialdemokratie Preussens sie unter dem 14. April bekannt gegeben hat, scheint mir vielmehr im gegenwärtigen Moment dem Gros der Freisinnigen gegenüber in ihren wesentlichen Bestimmungen die einzig mögliche, soll die Sozialdemokratie nicht geradezu noch Prämien für Schwäche oder Verrat ausstellen. Aber die Situation kann sich an manchen Orten im Verlauf des Kampfes noch ändern, die Partei muss sich für alle Einzelfälle die Freiheit der Entschliessung vorbehalten, und darum ist selbst unter den heutigen Umständen die Ermahnung Auers noch zeitgemäss.

Zum Schluss noch ein Wort über die voraussichtlichen Wirkungen der Ostern der Effektenbörse. Man darf sie sich nach keiner Seite hin übertreiben. Eine Anzahl der schädlichen Wirkungen des bisherigen Börsengesetzes werden sich, wenn überhaupt, nur sehr langsam wieder abstellen lassen, und manche schädlichen Wirkungen des Börsenspiels hat das Gesetz überhaupt nicht getroffen, an ihnen wird daher auch seine Beseitigung nichts ändern. So hat vor acht Jahren Genosse Calwer in dieser Zeitschrift nicht mit Unrecht auf die Schädigung hingewiesen, die der Arbeiterschaft aus der Kurstreiberei in Industriepapieren erwachsen kann. Ob Kassageschäft oder Termingeschäft, der Börsenkurs der Aktien ist die Anpassung ihres Preises an die Proportion zwischen Dividende und landläufigem Zinsfuss. Ist die Dividende eines Unternehmens doppelt so hoch wie dieser, so steigt auch in der Regel der Preis ihrer Aktien auf das Doppelte ihres Nennwertes, so dass sie für den neuen Käufer sich doch nur zum gewöhnlichen Zinsfuss rentieren. Hieraus erwächst ein zusätzlicher Antrieb zum Drängen auf immer höhere Dividenden, dessen Gegenstück erhöhter Druck auf die Arbeitsbedingungen heisst. Es liege also im Interesse

der Arbeiter der Kurstreiberei entgegenzuwirken, und das besorgt kein Börsengesetz. Dagegen könnten starke Gewerkschaften, deren Leiter die Vorgänge des Geschäftslebens aufmerksam und mit geübtem Blick verfolgen, hierin manches ausrichten.[2]) Das trifft unzweifelhaft in vielen Fällen zu. In anderen Fällen allerdings, wie zum Beispiel bei gewissen Montanunternehmungen, sind die hohen Dividenden Folge von bevorzugter Lage oder sonstigen Ausnahmevorteilen, und da die Gewerkschaften Einheitstarife für ihre Angehörigen aufstellen, würden sie am hohen Kurs solcher Aktien wenig ändern. Hier hätten je nachdem Staat oder Gemeinden einzugreifen, was sie indes, wie die *Hibernia*-affäre gezeigt hat, nur stümperhaft tun werden, solange ihre Parlamente von den Parteien der besitzenden Klassen beherrscht sind. So verweist auch diese Gedankenreihe auf die Notwendigkeit der Demokratisierung des Wahlrechts in Preussen.

Das Börsengesetz von 1897 war ein Versuch mit untauglichen Mitteln dem Börsenspiel da entgegenzuwirken, wo es die Volkswirtschaft zu schädigen schien, es suchte ausserdem das Übel am falschen Ort. Der Kampf gegen schädliches Spiel wird nur dann wirksam geführt, wenn er dem Spielobjekt selbst zu Leibe geht, das heisst, wenn er statt dem Objekt die Spieler entziehen zu wollen den Spielern das Objekt entzieht.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

JULIUS DEUTSCH · ÖSTERREICHS BALKANPOLITIK

VIELFACH fasst man in unserer Partei die auswärtige Politik eines Staates als einen blossen Reflex der wirtschaftlichen Verhältnisse in dessen Innern auf. Das ist sicherlich schematisch gedacht und darum verfehlt. Weit richtiger scheint es schon anzunehmen, dass eine innige Wechselwirkung zwischen der äussern und innern Politik besteht, die eine gegenseitige Abhängigkeit bedingt. Das innere Staatsleben wird, wenn man die beiden Arten staatlichen Lebens gegen einander abzuwägen unternimmt, vielleicht als der primäre Faktor erscheinen, keineswegs wird man aber der auswärtigen Politik eine entscheidende Rückwirkung absprechen können. Die auswärtige Politik hängt so innig mit den innerpolitischen Verhältnissen eines Staates zusammen wie diese wieder mit den bestehenden wirtschaftlichen Zuständen. Andererseits wirken, wie allbekannt, die wirtschaftlichen Momente auch direkt auf die auswärtige Politik ein. Nichtsdestoweniger erscheint uns aber weder die innere noch die auswärtige Politik unter allen Umständen nur als ein blosser Abklatsch wirtschaftlicher Verhältnisse. Es geht mit der Politik wie mit so vielen anderen Formen gesellschaftlichen Lebens: sie entspriessen auf wirtschaftlichem Grunde, erwachen aber mit ihrer Geburt zu selbständigem Leben. Vom Mutterboden empfangen sie normalerweise ihre Nahrung, aber es sind genug Fälle denkbar — und es ermangelt in der Geschichte nicht an Beispielen —, wo der Spross sich vom Stamme so weit entfernt, dass Konflikte zwischen beiden entstehen.

Es ist deshalb so schwer sich über Bedingungen und Möglichkeiten einer

[2]) Vergl. Richard Calwer *Börse und Arbeiterbewegung* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1900, pag. 439 ff.

auswärtigen Politik Klarheit zu verschaffen. Und um wie viel schwerer ist dies in einem so komplizierten Staatswesen wie Österreich. Das alte Österreich war bei Sadowa dem *preussischen Schulmeister* erlegen. Die bitteren Lehren des Krieges führten zu Konzessionen des Absolutismus und Bureaukratismus an die österreichischen Völker. Die Konzessionen waren spärlich, sie kamen nicht den breiten Massen sondern nur einem kleinen Teile Begüterter zu gute, genügten aber doch, um in dem polyglotten Staate die typisch österreichischen Schwierigkeiten erstehen zu lassen. Wie sollte den Völkern und Völkchen, die das weite Reich bewohnten, gleiches Recht werden, und wie sollten die so grossen kulturellen und wirtschaftlichen Verschiedenheiten sich in ein harmonisches Ganzes fügen? Der Gesamtstaat zerfiel in zwei Staatsgebilde, Österreich und Ungarn, zwischen denen ein Ausgleich nicht leicht zu bewerkstelligen war. Dazu erwuchs in Zisleithanien allmählich ein unfruchtbarer Sprachenstreit, der übrigens nun auch die transleithanischen ungarischen Länder erfasst hat. Die wirtschaftlichen Verhältnisse verschoben sich ebenfalls, indem Österreichs Industrie einen raschen Aufschwung nahm, während Ungarn trotz aller Industrieförderung ein agrarisches Land blieb. Unter diesen verworrenen Zuständen konnte die auswärtige Politik Österreich-Ungarns nicht einheitlich bleiben. Das alte Österreich der Habsburger wollte seine Feudal- und Fürstenmacht mehren und war landgierig wie jeder Absolutismus des Mittelalters. Das Österreich der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte mit neuen Tatsachen zu rechnen; wohl hielt der noch immer starke Feudalismus an dem alten Ziele fest, aber er konnte ihm nicht mehr so unumschränkt wie in vergangenen Zeiten folgen. Die einheitliche Politik alten Stils war nicht mehr möglich, für einen neuen fehlten die innerpolitischen und wirtschaftlichen Voraussetzungen. Der Zickzackkurs im Innern offenbarte sich als Schwäche nach aussen.

Man spricht jetzt davon, dass Österreich Russlands Schwäche ausnutze, indem es einen Vorstoss auf dem Balkan wage. Das ist nur zum Teil zutreffend, denn Russland war viel schwächer, als seine Soldaten zu Tausenden auf den mandschurischen Schlachtfeldern verbluteten und seine Schiffe bei Tsushima in den Grund gebohrt wurden, ohne dass Österreich damals einen Schritt nach vorwärts zu machen wagte. Das Wunder, das Österreichs auswärtige Politik befruchtete, kam nicht von aussen sondern von innen; die Wiederbelebung des alten Reiches durch die moderne Demokratie schuf die Möglichkeiten einer planmässig-unternehmungslustigen auswärtigen Politik.

Wie liegen nun gegenwärtig die Verhältnisse in Österreich, soweit sie für die äussere Politik von Bedeutung sind? Die zwei grossen selbständigen Teile des Reiches stehen sich als Antipoden gegenüber. In Ungarn besteht eine starke Strömung, die auf die vollständige wirtschaftliche Trennung von Österreich hinarbeitet. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, inwieweit diese Strömung den Bedürfnissen der breiten Massen der ungarischen Bevölkerung oder den einer bevorrechteten Grundbesitzerklasse Rechnung trägt. Es bleibe auch unerörtert, ob die Forderung nach wirtschaftspolitischer Trennung von ihren Verfechtern selbst nur als ein Schreckschuss aufgefasst wird, der Österreich mürbe machen soll, oder ob es ihnen mit der Durchsetzung dieser Forderung Ernst ist. Tatsache ist, dass Österreich mit der Möglichkeit einer wirtschaftlichen Trennung rechnen, dass es für alle Fälle vorbereitet sein muss. Bei dem

ungemein regen Handelsverkehr zwischen den beiden Ländern liegt hier ein Problem von weitesttragender Bedeutung vor. In den letzten Jahren hatte der Gesamtverkehr folgenden Umfang (in Kronen):

	1902	1903	1904
Einfuhr aus Ungarn (exklusive Edelmetalle und Münzen)	944 510 438	944 983 881	993 318 596
Ausfuhr nach Ungarn (exklusive Edelmetalle und Münzen)	873 849 335	903 212 047	974 455 925
Gesamtverkehr	1 818 359 773	1 848 195 928	1 967 774 521

Nach den letzten Daten, die vorliegen, hat der Gesamtwarenverkehr im Jahre 1905 bereits 2 Milliarden überschritten. Diese Zahlen über den Zwischenverkehr der beiden Reichshälften treten erst dann in die richtige Beleuchtung, wenn man sie mit den über den Aussenhandel der österreichisch-ungarischen Monarchie vergleicht. Im Jahre 1903 betrug der Gesamtverkehr (Einfuhr und Ausfuhr exklusive Edelmetalle) des Reiches mit dem Zollauslande 4006,9 Millionen Kronen, im Jahre 1904 4136,6 Millionen Kronen. Der Zwischenverkehr war also beinahe halb so gross wie der gesamte Verkehr mit dem Zollauslande. Österreich führt nach Ungarn vorwiegend Industrieprodukte aus, und zwar waren im Jahre 1902 77,8 %, 1903 77,2 %, 1904 76,1 % der gesamten Ausfuhr Industrieprodukte. An der Spitze der ausgeführten Industriewaren stehen die Produkte der österreichischen Textilindustrie mit mehr als der Hälfte aller nach Ungarn ausgeführten Industrieprodukte. Umgekehrt liefert Ungarn nach Österreich in erster Linie Produkte des Acker-, Wein- und Gartenbaues, der Forstwirtschaft und der Viehzucht. 84 % aller nach Österreich ausgeführten Waren betrug im Jahre 1902, 84,1 % im Jahre 1903, 84,4 % im Jahre 1904 der Export in diesen Produkten. Im Durchschnitt der letzten Jahre hat Ungarn zirka 20 % seiner gesamten Getreideernte nach Österreich verkauft, 92 % seines Überschusses an Brotgetreide nach Österreich und nur 8 % nach dem Zollauslande geliefert. Man sollte also meinen, dass diese beiden Länder wirtschaftlich so eng an einander geknüpft sind, dass ein Auseinanderreissen nicht leicht möglich erschiene. Und doch sind Trennungstendenzen in beiden Lagern vorhanden.

Im Österreich des Privilegienparlaments hatte jedweder Trennungsversuch Ungarns von Österreich furchtbar erschreckt. Allerdings waren es weniger wirtschaftliche als politische Momente, die diese Wirkung erzeugten. Die guten Patrioten, die damals österreichische Politik machten — oder wenigstens glaubten, sie zu machen — waren enragierte Anhänger der Grossmachtsidee. Wollten die Ungarn irgend ein Sonderrecht, so witterten sie ängstlich den Zerfall des Einheitsstaates und damit der habsburgischen Grossmacht. Zu jedem Opfer waren sie bereit um die Magyaren von ihren Selbständigkeitsbestrebungen abzubringen. Und diese merkten natürlich den Vorteil, den ihnen die Ängstlichkeit der österreichischen *Politiker* bot, und waren allezeit trennungslustig. Nur um viele gute Worte und um noch viel mehr wirtschaftliche Vorteile verkauften sie ihre Selbständigkeitsgelüste an die liebeswerbenden Österreicher. Mit dem Erstehen des österreichischen Parlaments des gleichen Wahlrechts hat auch diese Tragikomödie ihr Ende gefunden. Das österreichische Volk hat nicht das Zipperlein im Gebein und fürchtet nicht die Trennungsdrohungen der ungarischen Machthaber. Nun hat sich das Blatt

gewendet. Das österreichische Parlament ist gestärkt, das ungarische als Sammelort einer bevorrechtigten *Gentry* mit seinem Volke zerfallen und geschwächt. Das neue Österreich erwägt kühler die Chancen einer Trennung als das alte. Die Agrarier sind ja von vornherein auf die ungarische Konkurrenz nicht gut zu sprechen und brauchten eine Trennung am allerwenigsten zu fürchten. Die Industriellen sind allerdings auf den ungarischen Markt angewiesen, erkennen aber wohl dessen Unbeständigkeit und suchen neue Absatzgelegenheiten. Die grosse Welt der Kolonieen ward in den letzten Jahrzehnten von anderen Staaten in Besitz genommen. Engländer, Franzosen, Deutsche tummeln sich in den profitgesegneten Gefilden Asiens und Afrikas, während Österreichs Kaufleute noch zu einem grossen Teile am heimischen Herde sitzen. Da wendete sich nun der Blick nach dem Balkan, in ihm ein natürliches Hinterland österreichischen Exports erkennend. Die wirtschaftlichen Bedürfnisse eines grossen Teiles der Bevölkerung trafen sich hier mit der historischen Überlieferung habsburgischer Patrioten, die seit jeher bestrebt waren Österreichs Einfluss am Balkan zu vermehren. So erklang nun in Österreich das Schlagwort *Los von Ungarn, Anschluss an den Balkan!* In der ungarischen Reichshälfte, die vorwiegend agrarisch ist, war man nie für einen engen Anschluss an die ebenfalls agrarischen Balkanländer gewesen. Den ungarischen Agrariern zu liebe hatte die österreichische Industrie schon manche lohnende Absatzgelegenheit in Rumänien und Serbien verloren. Ein engerer Anschluss an den Balkan bedeutete so von selbst eine ebenso grosse Abkehrung von Ungarn.

Die Frage, die sich nun aber erhebt, ist die, ob der Balkan heute für Österreichs Export eine ähnliche Rolle spielen kann wie Ungarn. Österreich ist seiner wirtschaftlichen Verfassung nach auf einen beträchtlichen Export angewiesen. Im Auslande pflegt man Österreich mit Österreich-Ungarn zusammenzuwerfen und deshalb die Bedeutung des ersteren als Exportstaat zu übersehen. In Österreichs Wirtschaftsleben spielt aber der Export keine unwichtigere Rolle als in dem Deutschlands. Es sei nur darauf hingewiesen, dass im Jahre 1905 auf den Kopf der Bevölkerung eine Warenausfuhr (exklusive der Edelmetalle) von 110,77, im Deutschen Reiche von 111,26 Kronen entfiel. Und das wichtigste Absatzgebiet für den österreichischen Export ist Ungarn, das beispielsweise im Jahre 1905 zirka 30 % der gesamten österreichischen Ausfuhr absorbierte. Von allen ausgeführten österreichischen Industriewaren nahm dieses Land im gleichen Jahre sogar 41 % auf. Österreichs Industrie wächst aber so rasch, dass ihr auch das ungarische Absatzgebiet nicht mehr genügt. Wie sieht es nun mit dem österreichischen Export nach den Balkanländern gegenwärtig aus? Wir wollen zur leichteren Übersicht die absoluten Zahlen für 1905 vorführen:

Gesamtausfuhr	(exklusive Edelmetalle)	. . . .	3017,5	Millionen Kronen
Ausfuhr nach Ungarn	„ „	. . . .	1003,2	„ „
Ausfuhr nach den Balkanländern und der Türkei	„ „	. . . .	252,7	„ „

Die Ausfuhr nach Ungarn ist also vorläufig noch 4mal so gross wie die nach den Balkanländern und der Türkei. Und gerade mit Ungarn muss der österreichische Balkanexport verglichen werden — und nicht nur, wie es so geschieht, mit den Ländern des Zollauslandes —, wenn man zu gedeihlichen

Schlüssen kommen will. Ungarn soll ja in Österreichs Wirtschaftsleben durch den Balkan zu einem guten Teil ersetzt werden; weil Österreich von Ungarn möglichst unabhängig werden will, erstrebt es einen engeren Anschluss an den Balkan. Wie aber die oben angeführten Zahlen beweisen, ist es ziemlich ausgeschlossen, dass sich der österreichische Export nach dem Balkan in absehbarer Zeit so weit entwickelt, dass er einen namhaften Ausfall an Lieferungen nach Ungarn wettmachen könnte. Der Abstand zwischen den beiden Ausfuhrzahlen ist zu gross, die Entwickelung der wirtschaftlich und kulturell zurückgebliebenen Balkanländer zu gering und die Konkurrenz des Handels anderer Staaten zu mächtig, als dass allzugrosse Verschiebungen erwartet werden könnten. Damit soll natürlich nicht im entferntesten gesagt werden, dass der österreichische Handel nach dem Balkan überhaupt keiner weiteren Entwickelung fähig wäre, aber auf die Schwierigkeiten, die sich dem entgegentürmen, schien es uns notwendig hinzuweisen, um nicht der üblichen Überschätzung zu verfallen.

Ähnlich wie mit der Ausfuhr steht es mit der Einfuhr vom Balkan. Im Jahre 1905 wurden von dort Waren im Werte von 186,6 Millionen Kronen, das ist 8,69 % der Gesamteinfuhr, nach Österreich gebracht. Die wichtigsten Einfuhrartikel aus dem Balkan waren in den Jahren 1903 und 1904 (ihr Betrag in Tausenden von Kronen):

	1903	1904
Farb- und Gerbstoffe . . .	4 696	5 072
Felle und Häute	13 613	15 217
Wolle	4 828	5 678
Schlacht- und Zugvieh . . .	38 233	36 415
Getreide	27 593	55 449

Mit diesen verhältnismässig geringen Zahlen vergleiche man das, was wir über die Einfuhr landwirtschaftlicher Produkte aus Ungarn gesagt.

Österreich hat also, das ist ohne weiteres klar, noch sehr grosse Schwierigkeiten zu überwinden, wenn es seinen Balkanexport und -import auf eine hohe Stufe bringen will. Aber dass es überhaupt anfängt sich jetzt mehr als bisher um die wirtschaftlichen Beziehungen zum Balkan zu kümmern, ist der österreichischen Volkswirtschaft sicherlich sehr nützlich. Als der Minister des Äussern, Freiherr von Aehrenthal, in seiner bekannten Rede den Delegationen das Sandschakbahnprojekt vorgelegt hatte, was als ein erster Schritt planmässigerer Balkanpolitik gedeutet werden kann, erhob sich denn auch in Österreich so gut wie gar keine Opposition politischer Parteien; auch in der Arbeiterpresse war nichts davon zu merken. Im Ausland und in der Diskussion der Fachkreise erfuhr die wirtschaftspolitische Bedeutung der Sandschakbahn mannigfache Deutungen. Auf der einen Seite bezeichnete man diese Bahnstrecke als eine gewaltige Waffe wirtschaftlicher und militärischer Eroberungspolitik, als einen Vorstoss Österreichs von der grössten Bedeutung, während man auf der anderen Seite, in das andere Extrem verfallend, die Bedeutung der Bahn mehr als gebührend herabzusetzen bemüht war. Richtig ist allerdings, dass heute ohnehin eine ziemlich gute Verbindung Österreichs mit dem Balkan besteht und zwar durch die 1322 Kilometer lange Linie Wien-Budapest-Belgrad-Üsküb-Saloniki. Aber diese Strecke führt über Ungarn und Serbien, so dass die österreichische Industrie mit Recht befürchten

muss, im Falle eines wirtschaftspolitischen Konfliktes mit einem dieser beiden Länder dem Transporte österreichischer Waren tarifliche Schwierigkeiten in den Weg gelegt zu sehen. In Ungarn hat man wohl zum grössten Teile nur deshalb nicht viel von einer Opposition gegen die aus den gemeinsamen Mitteln Österreichs und Ungarns zu erbauende Sandschakbahn gehört, weil auch diese Linie den Anschluss an das ungarische Bahnnetz wahrscheinlich macht. Österreich will aber doch gerade von Ungarn unabhängig werden! Und von diesem Gesichtspunkte aus büsst das Sandschakbahnprojekt, so wie es jetzt vorliegt, allerdings erheblich an Bedeutung ein.

Wenn das Sandschakbahnprojekt verwirklicht würde — und dass das geschieht, unterliegt wohl keinem Zweifel —, wäre die Endstation der türkischen Bahn Mitrovica mit Uvac, der Endstation der österreichisch-bosnischen Bahn, zu verbinden. Serbien wäre damit vom Durchgangsverkehr ausgeschaltet, keineswegs aber Ungarn, denn die bereits bestehende bosnische Bahn führt von Uvac nach Ungarisch Brod, dort an das ungarische Bahnnetz anschliessend. Es käme bei der Beurteilung dieser Bahnverbindung auch noch der Umstand in betracht, dass die bosnische Bahn nicht normalspurig sondern schmalspurig gebaut ist, was zur Folge hätte, dass von Österreich kommende Waren dort, wo die normalspurige Bahn in die schmalspurige übergeht, das ist in Ungarisch Brod und beim Anschluss an die türkische Bahn in Mitrovica, immer umgeladen werden müssten. Die Kosten solcher Umladungen sind aber sehr beträchtlich. Auch wäre nicht zu vergessen, dass diese Bahnverbindung von Wien nach Saloniki etwa 1500 Kilometer Länge hätte, also um 180 Kilometer länger wäre als die über Serbien. Diese Erwägungen haben denn auch dazu geführt, dass nun von österreichischer Seite verschiedene Anschlusslinien an die bosnische und damit die Sandschakbahn propagiert werden, die das ungarische Gebiet möglichst wenig berühren sollen. Auf jeden Fall dürfte bei der Beurteilung der wirtschaftspolitischen Bedeutung der Sandschakbahn eine gewisse Vorsicht am Platze sein. Es scheint, als ob die österreichische Regierung einer militärisch zweifellos sehr wichtigen Bahn eine übertrieben grosse wirtschaftliche Bedeutung beizulegen bemüht wäre. Die Sandschakbahn ist für die österreichische Industrie wertvoll, aber noch ungleich wertvoller wären Handelsverträge mit den Balkanstaaten, die Österreichs Industriewarenexport förderten. Die österreichische Regierung wird aber auch die wirtschaftlichen Beziehungen zu den anderen Ländern des Weltverkehrs mehr als bisher pflegen müssen, soll das Wachstum der österreichischen Industrie das gleiche Tempo wie in den letzten Jahren einhalten können.

Phantasiebegabte haben in dem Projekte des Baues der Sandschakbahn den Beginn kolonisatorischer Eroberungen Österreichs, *Unterjochung* der Balkanslawen und dergleichen gesehen. Ich bin nicht dieses Glaubens. Bei den national leidenschaftlich erregten Südslawen wird nur derjenige fremde Staat Erfolge erzielen können, der als der Befreier von nationaler Unterdrückung erscheint. Wirtschaftliche und kulturelle Hebung allein vermag Sympathieen für Österreich zu erwecken und seinen Einfluss zu mehren. Je mehr Österreich demokratisiert wird, alle Völker seines Verbandes zu gleicher Entwickelungsmöglichkeit gelangen, desto weniger wird eine Unterdrückung anderer, noch dazu stammesverwandter Völker möglich sein. Die historische Mission Österreichs liegt darin, dass es eine Anzahl durch wirtschaftliche Notwendigkeit

aneinandergeketteter Völker auf die gemeinsame Bahn des Fortschrittes führt. Auch die kapitalistische Produktion kann nicht mehr blindlings die Völker unterdrücken sondern muss im Interesse ihrer eigenen Entwickelung gewisse Freiheiten gewähren. Dem Balkan muss Österreich als eine demokratische Föderation seiner Nationen und als ein Bringer dieser nationalen Freiheit erscheinen, soll der volkswirtschaftlich erstrebenswerte Anschluss ein fruchtbarer werden. Zu eng hängen Wirtschaft und Kultur zusammen, als dass Österreich erwarten könnte seine Wirtschaft zu fördern, wenn es die Kultur erdrückt. Freiheitlich zu sein in der inneren und äusseren Politik ist die einzige Möglichkeit andauernder Aufwärtsentwickelung. Wenn auch die Bourgeoisie in Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse zu Unterdrückungsmassregeln mitunter geneigt sein dürfte, wird sie doch die Macht der Tatsachen — wenigstens in den kitzlichen Gebieten der Balkanpolitik — bald eines besseren belehren. Die sozialdemokratische Arbeiterschaft in Österreich steht einer industriefördernden Balkanpolitik im allgemeinen nicht feindlich gegenüber, wird aber wohl darauf acht haben, dass sie nicht auf abschüssige Wege geleitet wird.

ETIENNE BUISSON · DIE DIREKTE AKTION UND DER SOZIALISMUS

MAN kann nicht sagen, dass die Idee der direkten Aktion, die seit einiger Zeit in den syndikalistischen und sozialistischen Diskussionen Frankreichs und Italiens einen so grossen Raum einnimmt, an sich neuesten Datums ist. Sie wurde zum ersten Male von Proudhon in seinen *Confessions d'un révolutionnaire* formuliert: »Das Proletariat verlangt nicht nur seinen Anteil an dem direkten Stimmrecht in den öffentlichen Angelegenheiten sondern auch an der direkten Aktion.«[1]) Die *Internationale Arbeiterassoziation* nahm diese Idee wieder auf und präzisierte sie in ihrem berühmten Wahlspruch: »Die Emanzipation der Arbeiterklasse kann nur das Werk der Arbeiter selbst sein.« Die Juraföderation der *Internationalen* gab dieser Idee endlich fast ihre jetzige Bedeutung, als sie von den durch »direkte Initiative« der Arbeiter bewirkten Veränderungen und der »Aktion« der zum Widerstand Vereinigten sprach, die den Arbeitgebern eine Reform »direkt« aufzwingen würden.[2]) Will man aber weiter zurückgehen und den psychologischen Ursprung der direkten Aktion erforschen, so muss man zugeben, dass diese zu allen Zeiten von Gemeinschaften ausgeübt wurde, die das Verlangen hatten einen Vorteil zu erringen, von dessen Genuss

[1]) Das vollständige Zitat lautet: »Das allmählich entjakobinisierte Proletariat verlangt seinen Anteil nicht nur an dem direkten Stimmrecht in den öffentlichen Angelegenheiten sondern auch an der direkten Aktion. Wie ist es aber möglich mit den alten Hypothesen von Regierung und politischer Konstitution diesen Wunsch zu erfüllen? Die Bourgeoisie, die durch die Logik der Reaktion vor die Wahl gestellt ist sich zwischen Revolution und Absolutismus zu entscheiden, wendet sich schaudernd von den Jesuiten ab und erklärt sich, ohne zu zögern, für liberal und revolutionär. Noch eine Weile, und sie wird sich mit uns zur Religion Hegels, Lessings, Anacharsis Cloots', Diderots, Molières und Spinozas bekennen, zu jener Religion, die weder Priester, noch Kaiser, noch Nichtschaffende anerkennt, zur Religion der Menschheit.« (Vergl. P. T. Proudhon *Les confessions d'un révolutionnaire pour servir à l'histoire de la révolution de février*, 3. Auflage /Paris 1851/, pag. 379.)

[2]) Zitiert von James Guillaume, ehemaligem Mitgliede der Juraföderation im Bulletin der Föderation vom 1. November 1874 und 28. Februar 1875.

sie durch die Gesellschaftsordnung, in der sie lebten, ausgeschlossen waren. Meutereien, Empörungen, Revolutionen sind direkte Aktionen gewesen.

Wie lässt sich nun der Beifall erklären, mit dem die Idee der direkten Aktion ganz neuerdings von einem Teile der französischen Arbeiterklasse aufgenommen wurde?

Hier muss vor allem auf eine tiefe nationale Ursache hingewiesen werden. Wenn die Geschichte des französischen Volkes in hundert Jahren vier Revolutionen aufweist, so liegt das ganz sicher mehr an seinem physischen Temperament und geistigen Ideal als an einfachen politischen Umständen. Man kann sagen, dass die direkte Aktion die republikanische Politik des 19. Jahrhunderts beherrscht hat; das französische Proletariat hat in der Tat eine revolutionäre Tradition. Wir haben also eine natürliche Erklärung dafür, dass verschiedene zufällige und augenblickliche Ursachen, deren hauptsächlichste ich hier aufzählen werde, auf einem so speziell vorbereiteten Boden rasch eine ernste Bewegung zugunsten der direkten Aktion bewirkt haben.

So hat es erstens zu lange gedauert, bis die von den Vertretern des Proletariats dem Parlament vorgelegten sozialen Reformen im Interesse der Arbeiterklasse zur Diskussion kamen; viele darunter sind noch jetzt unbestimmte Projekte. Daraus erklärt sich ganz natürlich die Ungeduld der Beteiligten und ihr Gedanke die zu langsame parlamentarische Aktion durch eine wirksamere und raschere Methode zu ersetzen. Zweitens wurde diese durch die Unvollkommenheit der Institution verursachte Unpopularität der parlamentarischen Aktion infolge der Differenzen zwischen den verschiedenen sozialistischen Gruppen Frankreichs durch persönliche Gründe noch verstärkt. Musste nicht zum Beispiel eine so heftige Polemik, wie sie dem Eintritt Millerands in das Ministerium Waldeck-Rousseau folgte, die Achtung einer gewissen Anzahl Arbeiter vor den Parlamentariern und dem Parlamentarismus stark erschüttern? Endlich aber tauchte sogar im Schosse mehrerer öffentlichen Verwaltungen infolge Missbrauchs der Amtsgewalt seitens gewisser Minister und offenbarer Günstlingswirtschaft der Wunsch auf der Zentralgewalt Opposition zu machen. Diese Tendenz fand rasch zahlreiche Anhänger unter den Beamten, die danach strebten die alleinigen Herren ihres Geschickes zu werden. Die Theorie der direkten Aktion gegen die Arbeitgeber und den Staat ohne Hilfe von *Mittelspersonen* war ganz nach dem Geschmack dieser verschiedenen Gruppen, denen sich eine bedeutende Fraktion der natürlich den Tendenzen der Bewegung sehr geneigten Anarchisten und einige Intellektuelle anschlossen, die als Gedankenrevolutionäre die Theoretiker der Bewegung wurden.

Die neue Partei, deren Elemente aus den verschiedensten Punkten des politischen Horizonts zusammengekommen waren, hatte anfangs, wie nicht anders möglich, eine unbestimmte, in mancherlei Hinsicht sogar widerspruchsvolle Doktrin. Wie es fast immer in solchen Fällen geschieht, trieb man es sofort bis zum Äussersten und operierte gleich zu Beginn mit den heftigsten Formeln. Einige vereinzelte Tatsachen boten gewissen Fanatikern Gelegenheit die Gewalt zu verherrlichen und die kecken *Sabotagen* und Gewalttätigkeiten zu rühmen, die unter den Arbeitgebern panischen Schrecken verbreiten sollten. Man schrieb sogar eine Philosophie der Gewalt, in der der Verfasser, um ihre Wohltaten besser hervorzuheben, sich nicht scheute mit gutem Beispiel vor-

anzugehen, indem er Ausdrücke und gewagte Wendungen anwandte, die man gewöhnlich nicht bei Wissenschaftlern findet.

Die tägliche Erfahrung jedoch, die Betrachtungen der Genossen, die Selbstkritik der Theoretiker, die sich zuerst von ihren Ideen zu weit fortreissen liessen, dieser ganze Prozess, den jede Theorie durchmachen muss, die sich der Praxis nähert, alles das trug dazu bei die Doktrin der direkten Aktion zu präzisieren und zu mässigen. Natürlich existiert noch immer unter ihren Anhängern eine überaus enthusiastische und lebhafte Linke, die die Gewalt für eine unvergleichliche Tugend hält; die bekanntesten Führer jedoch, die anerkannten Theoretiker haben ihre Ansichten in ihren neuesten Schriften, die wir hier prüfen wollen, bestimmter ausgedrückt.

Victor Griffuelhes, der Sekretär der *Confédération générale du Travail*, der einer der überzeugtesten Anhänger dieser Art sozialer Aktion ist, definiert die direkte Aktion folgendermassen:

»Direkte Aktion bedeutet Aktion der Arbeiter selbst, das heisst eine direkt von den Beteiligten ausgeübte Aktion. Der Arbeiter strengt selbst seine Kräfte an und richtet sie persönlich gegen die ihn beherrschenden Mächte, um die von ihm erstrebten Vorteile zu erringen. Durch die direkte Aktion schafft der Arbeiter selber seinen Kampf, er führt ihn mit dem festen Entschlusse die Aufgabe seiner Befreiung keinem andern als sich selbst zu überlassen.«

Das ist eine sehr gemässigte Definition; es gehen ihr aber Betrachtungen voran, die die wirkliche ihr von ihrem Urheber zugeschriebene Bedeutung genauer feststellen:

»Durch Gewalt zwingt die Bourgeoisie uns ihren Willen und ihre Launen auf, durch Gewalt hält sie ihre Ausbeutung aufrecht. Die soziale Welt beruht einzig auf Gewalt, sie lebt von der Gewalt und trägt die Gewalt in sich selbst. Die Autorität des Arbeitgebers wird nur durch Gewalt geschaffen, und nur Gewalt kann sie zurückdrängen. Und zwar nicht deswegen, weil man Gefallen an der Gewalt findet, sondern weil die Bedingungen des Arbeiterkampfes sie ihm aufnötigen . . . Diese Gewalt soll aber durch den Impuls der Beteiligten zu tage treten. Den Arbeitern kommt es zu ihre eigne Aktion zu leiten, weil sie den Zweck hat ihre Interessen zu verteidigen oder zu schützen . . . Dieses Resultat kann nur erreicht werden, wenn die Arbeiterklasse einen aus sich selbst gebildeten Organismus darstellt mit der einzigen Aufgabe für seine Interessen zu kämpfen. Dieser Organismus muss sich unserer Ansicht nach von jedem fremden Einflusse, mag er von den Besitzenden oder von der Regierungsgewalt ausgehen, fernhalten.«

Nachdem Griffuelhes in dieser Weise pathetisch die Notwendigkeit der Gewalt betont hat, erinnert er an die Definition Pougets, die der Mässigung die Tür öffnet:

»Die direkte Aktion ist eine Äusserung des Arbeiterbewusstseins und Arbeiterwillens; sie kann mild und sehr friedlich aber ebensowohl stark und heftig auftreten . . . Das hängt von den Umständen ab.«

Übrigens schrieb noch vor kurzem Griffuelhes selbst bei Gelegenheit des merkwürdigen, von der Regierung Clemenceaus eingeleiteten Prozesses gegen 12 der 77 Unterzeichner eines gegen die Regierung gerichteten Flugblattes *Un gouvernement d'assasins*, das während der Unruhen in Südfrankreich und der Narbonner Affäre verbreitet wurde:

»Uns selbst wird der Prozess vielleicht von Nutzen sein. Es gibt noch viele unter uns, die sich zu gern zu überflüssigen Gewaltakten hinreissen lassen, für die die schöpferische Energie in heftigen Worten liegt. Diese werden nachdenken, und wenn sie vorsichtiger werden, wird unsere Aktion sich nur intensiver gestalten. Diese Sprache aus meinem Munde setzt euch vielleicht in Erstaunen, und ich weiss auch ganz gut, dass ich mich dadurch der strengen Kritik einiger Schrei-

hälse aussetze. Manche sprechen gern von dem wachsenden Opportunismus der *Confédération générale du Travail.* Tut nichts! Ich bin mutig genug sogar dieser Demagogie zu trotzen.«[1])

Wir werden noch andere Beweise dafür finden, dass die Bewegung der direkten Aktion den Weg grösserer Mässigung in der Theorie einschlägt, besonders in Sachen des Generalstreiks, der Krönung der direkten Aktion.

Schon lange haben viele Sozialisten die naive, überall verbreitete Auffassung kritisiert, als genügte der gemeinsame Wille der Arbeiter auf einmal jegliche Arbeit einzustellen, um die kapitalistische Gesellschaft zu desorganisieren und den Wünschen des Proletariats den Triumph zu sichern. Vor ganz kurzer Zeit hat aber auch einer der intransigentesten Theoretiker des Generalstreiks, Hubert Lagardelle, selbst auf die Entwickelung dieser Idee in den letzten Jahren hingewiesen und den Generalstreik nicht mehr als eine durch die von den Theoretikern bestimmten, besondern Phänomene charakterisierte Krise, sondern einfach als den »Gipfelpunkt des Klassenkampfes« definiert. Er würde der Abschluss der genügend erstarkten gewerkschaftlichen Tatigkeit sein, um die Produzenten in stand zu setzen »aus eigener Kraft die Werkstatt von der Autorität des Arbeitgebers und die Gesellschaft von der Autorität des Staates zu befreien«. Wann und wie der Generalstreik sich ermöglichen liesse? »Darauf kommt es nicht sehr an.« Das ist eine merkwürdig unbestimmte und gemässigte Definition; sie läuft ganz einfach darauf hinaus, dass die Arbeiter dann triumphieren werden, wenn sie die Stärkeren sind. Und es war wirklich nicht nötig die direkte Aktion, den revolutionären Syndikalismus und den Generalstreik aufs Tapet zu bringen und alles desorganisieren zu wollen, was in Gewerkschaftsdingen existiert, um zu einer so einfachen Behauptung zu gelangen.

So formuliert und mit diesen Einschränkungen werden die direkte Aktion und der Generalstreik allmählich zu Theorien, zu denen sich schliesslich die grosse Mehrheit der Sozialisten bekennen kann. Diese haben gegen die gewaltsame direkte Aktion das eingewandt, dass sie in Widerspruch mit der Entwickelung der menschlichen Gesellschaft stehe. In der Tat haben die Fortschritte der Zivilisation immer darin bestanden die Anwendung von Gewalt in sozialen Konflikten zu beschränken. Die Ausdehnung der Gesetzgebung hat nur diesen Zweck. Wenn die modernen Gesellschaften dem Staate das Recht des Eingriffs zuerkennen, um die Steuern, das Recht usw. zu reglementieren, so geschieht es eben, damit sie selbst nicht kraft der ihnen zur Verfügung stehenden Macht alle vom sozialen Leben aufgeworfenen Fragen zu regeln haben. Man hat erkannt, dass die direkte Aktion des Stärkern gegen den Schwächern immer ungerecht ist; ihre Ausübung unmöglich machen bedeutet eine bessere Verwirklichung der sozialen Gerechtigkeit. Die direkte Aktion als einziges Mittel sozialer Wirkung unter Ausschluss jedes andern vorschlagen hiesse also die schon lange verurteilten Gewohnheiten der primitiven Völker wieder zur Geltung bringen und die Weltgeschichte rückwärts revidieren. Wenn sich jedoch die normale direkte Aktion hauptsächlich in milden und friedlichen, von mächtigen, zahlreichen, sowohl von der Regierung wie von Arbeitgebern unabhängigen Gewerkschaften sorgfältig vorbereiteten Manifestationen äussert, was ist sie dann anders als der ernste Ausdruck des Freiheitsstrebens der

[1]) Vergl. die *Humanité* vom 23. Februar 1908.

Arbeiterklasse, der kostbare Sauerteig des sozialen Fortschritts? Alle Sozialisten sind Anhänger einer solchen direkten Aktion.

Was die Sozialisten von den Syndikalisten trennt, wäre also nur die Anwendung der Gewalt in Ausnahmefällen? Hierbei handelt es sich ja auch nur um Nuancen und Grade. Tatsächlich lehrt die Geschichte, dass die Anwendung der Gewalt in gewissen Fällen gleichsam eine instinktive, spontane, in der Natur des Menschen und der Psychologie der Massen liegende Äusserung ist. Man könnte viele Beispiele solcher plötzlichen, ohne Überlegung vom Volke unternommenen, äusserst gewaltsamen Bewegungen anführen. Es ist daher noch nicht gesagt, dass die Anwendung der Gewalt unter allen Umständen und ausnahmslos zu verurteilen ist. Wenn die Sozialisten dennoch der Theorie der gewaltsamen direkten Aktion so abgeneigt sind, so liegt der Grund darin, dass sie es für eine Täuschung des Proletariats halten, wenn man ihm zu oft von der Wirksamkeit der Gewalt erzählt, auf die zu rechnen man ihm nicht zur Gewohnheit machen darf, selbst wenn man annimmt, dass sie auf dem »Gipfelpunkt des Klassenkampfes« nützlich werden könnte. Jedenfalls kann heute die Gewalt nicht die gewerkschaftliche Macht schaffen, diese *conditio sine qua non* jedes Befreiungsversuchs, die nur in Ruhe und durch stetige Bemühungen gebildet werden kann.

Theoretisch trennt also nur eine Sprachnuance den rechten Flügel der Syndikalisten von den Sozialisten. Die ersteren sprechen viel lieber von Gewalt als die letzteren. In der Praxis jedoch — ohne hier auf Polemiken einzugehen — sind diese theoretischen Differenzen in manchen Gewerkschaften die Ursache der heftigsten Streitigkeiten geworden und haben Spaltungen veranlasst, die für die Gewerkschaftsbewegung gewisser Berufskreise die traurigsten Folgen hatten. Noch heute und trotz der oben erwähnten Neigung zur Mässigung gibt es viele Syndikalisten, die in ihren Organisationen den Kampf für die naivsten und gröbsten Auffassungen der direkten Aktion und des Generalstreiks alten Stils führen.[4]) Und sogar die Führer bleiben in vielen Punkten, sowie es sich um Reformen handelt, intransigent.

Was die Syndikalisten von den Sozialisten sehr scharf scheidet, ist die Frage der parlamentarischen Tätigkeit. Bei den Syndikalisten stehen sich tatsächlich zwei Theorieen gegenüber. Die eine, direkt antiparlamentarische, verlangt eine eifrige Propaganda für Wahlenthaltung und gegen das allgemeine Wahlrecht. Ihre Anhänger sind hauptsächlich die anarchistischen Elemente. Die andere erklärt sich für aparlamentarisch und verhält sich absolut gleichgültig gegen die politischen Meinungen ihrer Anhänger, vorausgesetzt, dass sie sich nicht von den Meinungsstreitigkeiten *hypnotisieren* lassen und ihre kräftigsten Anstrengungen dem ökonomischen Kampfe widmen. Das ist speziell die Theorie der Syndikalisten, die sich noch Sozialisten nennen.

Es ist wohl nicht nötig darauf hinzuweisen, dass in der Praxis beide Theorieen — von gewissen Nuancen vielleicht abgesehen — gleichbedeutend sind, obgleich die Aparlamentarier protestieren, wenn man von ihrem Antiparlamentarismus spricht. Die Aparlamentarier sagen ihren Wählern: Die Arbeiterklasse darf

[4]) Eben ist ein neues Wochenblatt erschienen, das den symbolischen Titel *L'Action directe* trägt. Die verschiedenen Nuancen des revolutionären Syndikalismus sind dort vertreten. Drei Viertel der Artikel sind gegen die Sozialisten gerichtet, obgleich eine Anzahl von Anhängern unserer Partei an der neuen Zeitschrift mitarbeitet.

kein Vertrauen zu *Mittelspersonen* haben, sie muss sich in allen Dingen nur auf sich selbst, auf ihre eigene Aktion verlassen. Die Antiparlamentarier schreien: Nieder mit dem Parlamentarismus! Praktisch sind beide Unterweisungen gleichwertig; sie führen alle beide zur Gleichgültigkeit gegen das allgemeine Wahlrecht und zur Wahlenthaltung.

Die Majorität der Sozialisten kann natürlich diese Theorieen nicht akzeptieren, denn sie vergisst nicht, was das Parlament dem Proletariat geben kann, wenn es sich der Mühe unterwirft es seinen Bedürfnissen anzupassen. Es ist nicht zu leugnen, dass die allgemeine Stimmung der Republik sich seit dreissig Jahren sehr geändert hat. Gewiss haben wir noch immer eine bürgerliche Republik, aber sie ist von einem merklich anderen Geist beseelt. Wenn zum Beispiel durch eine geschickte Propaganda die Mitgliederzahl der sozialistischen Fraktion von 52 auf 100 steigen und die Kammer zum fünften oder vierten Teile aus Sozialisten bestehen wird, werden wir diese wirkliche Demokratisierung des französischen Parlaments noch bedeutend merklicher hervortreten sehen. Die sozialistische Partei würde der notwendige Stützpunkt einer wirklich republikanischen Mehrheit werden, und ihr Einfluss auf die Geschicke der Republik würde täglich steigen. Dieser Fortschritt des Parlaments hätte, um die Massen mit dem sozialistischen Ideal zu erfüllen, ein ganz anderes Prestige als die noch so zahlreichen Reden, in denen die Abgeordneten der Partei täglich den Bankerott der radikalen Partei und der bürgerlichen Republik verkünden. Er hätte den Wert eines positiven, auf den Geist der Massen unendlich tiefer als negative Kritik wirkenden Resultats. Das französische Parlament ist übrigens jetzt an einem kritischen Punkte seiner Geschichte angelangt. Nachdem es lange Jahre für die Existenz selbst der bürgerlichen Republik gegen boulangistische und nationalistische Komplotte gekämpft, nachdem es die grossen öffentlichen Einrichtungen, wie den allgemeinen Schulzwang, organisiert, nachdem es auch die Trennung von Staat und Kirche durchgeführt hat, ist es gezwungen endlich auch an die ökonomischen und sozialen Reformen zu gehen. Seine Gegner behaupten, dass es dies schon längst hätte tun sollen. Sie vergessen aber, dass Frankreich nicht nur aus Arbeitern besteht, und dass das Parlament sich selbstverständlich erst mit allgemeinen Fragen beschäftigen musste, bevor es soziale Reformen unternehmen konnte. Und gerade in dem Moment, wo die Vertreter des Proletariats im Parlament, die Sozialisten und die Sozialistischradikalen, mit allen konservativen Mächten der Nation wegen der Arbeiterversicherung, der Einkommensteuer, der Sonntagsruhe, des Ankaufs der Westbahn im Kampfe liegen, erklärt man den Bankerott des Parlamentarismus! Dieser Augenblick ist besonders schlecht gewählt; es wäre ungerecht und unvorsichtig gerade dann die sozialistischen Bemühungen im Parlament aufzugeben, wenn sie endlich die französische Politik auf einen ausgesprochen demokratischen Weg leiten können.

Das hat auch Jaurès am Schlusse einer sehr bedeutenden Rede über die Einkommensteuer am 27. und 28. Februar dieses Jahres in der Kammer auseinandergesetzt. Er sagte da:

»Wenn Sie wirklich wollen, was Sie wollen, wenn Sie die ganze Nation in die Debatte hineinziehen, wie es freien Regierungen ansteht, werden Sie mit der Reformpolitik das letzte Wort haben. Meine Herren, ich habe das Recht hier der Arbeiterklasse zu sagen, ich als Mann, der in der parlamentarischen und gesetzgeberischen Aktion

tätig war, der aber in dieser Aktion niemals sein hohes, strenges Ideal vergessen hat, habe das Recht, von dieser Tribüne herab ihr zu sagen, dass das Gelingen der Reform auch von ihr abhängt. Auch sie darf nicht einschlafen, darf sich nicht der Untätigkeit, der Mutlosigkeit hingeben, darf nicht den Wert der gesetzlichen Instrumente, die sie in Händen hat, herabsetzen. [Lebhafter Beifall auf der Linken und äussersten Linken.] Sie muss, wenn ich mich so ausdrücken darf, den ganzen Nutzertrag, den sie liefern können, aus ihnen herausschlagen. Kämpfe stehen bevor.[5]) Die 36000 Gemeindevertretungen müssen erneuert werden, und von ihnen hängt wieder die Politik des Senats ab. Möchte doch in diesem Gemeindewahlkampfe die ganze Arbeiterklasse bei allem Festhalten an ihren proletarischen Ideen und sozialistischen Idealen, an der jetzigen Debatte Anteil nehmen, ihre bestimmten Bedingungen stellen und all denen, die ein Mandat von ihr beanspruchen, sagen: Verlangt nachher vom Senat seine Stimme für die Einkommensteuer [Beifall links] und die Arbeiterversicherung! Dann, meine Herren, werden Sie die Macht der erweckten, organisierten, bewusst tätigen Nation für sich haben. Dann werden Sie keine unfruchtbare Politik getrieben sondern diejenigen zur mürrischen Ohnmacht gezwungen haben, die nur auf Ihre Unfruchtbarkeit spekulieren. [Lebhafter, wiederholter Beifall auf der Linken und äussersten Linken.]«

Was die so oft als einer der Hauptzwecke der direkten Aktion proklamierte vollständige Unterdrückung des Staates anlangt, so braucht man heute wirklich nicht mehr darüber zu diskutieren. Diese Frage wird erst dann mit einiger Bestimmtheit gestellt werden können, wenn die Klassenorganisation des Proletariats in Gewerkschaften, Genossenschaften usw. den Arbeitern eine wirkliche Machtstellung in der Nation gegeben haben wird. Ihre Lösung wird später erfolgen als selbst der Generalstreik. Zudem, irgend einen Mittelpunkt muss doch wohl die Nation, selbst wenn sie aus der Vereinigung aller Produktionsgemeinschaften besteht, haben. Mag man ihn nennen, wie man will, diese Zentralorganisation wird doch immer eine der Rolle des Staates in der heutigen Gesellschaft ähnliche Rolle spielen. Es ist, wie schon gesagt, unnütz über diesen Punkt zu diskutieren; damit werden sich unsere Enkel befassen.

Wenn wir das Gesagte zusammenfassen, so unterscheidet sich die Auffassung der Syndikalisten von der der Mehrheit der Sozialisten dadurch, dass die ersteren die direkte Aktion als das e i n z i g e Mittel der Emanzipation der Arbeiter betrachten, das an Stelle aller übrigen zu treten hat, während die Sozialisten, obwohl selbstverständlich Anhänger der wirtschaftlichen Aktion, der Meinung sind, dass die soziale Umwandlung mit allen den Bürgern verfügbaren Mitteln vorbereitet werden muss: allgemeines Wahlrecht, Parlament, Reformen, Genossenschaften, Gewerkschaften. Gewiss soll die gewerkschaftliche Tätigkeit eine sehr wichtige Stelle im Leben des Arbeiters einnehmen, er kann aber auch z u g l e i c h e r Z e i t mit grossem Vorteil Wähler und Genossenschafter sein, denn dadurch steigert er seinen Einfluss auf das politische und wirtschaftliche Leben der Nation. Entspricht es nicht tatsächlich der Mannigfaltigkeit des menschlichen Geistes, dass der Fortschritt oft verschiedene, manchmal sogar entgegengesetzte Wege einschlägt? Der Verschiedenheit der Temperamente und Umstände müssen verschiedene Arten der Politik und Wirksamkeit entsprechen. Es widerspricht dem Menschengeist zu behaupten, dass die soziale Entwickelung nur e i n e n Weg kennen darf, dass nur e i n e Kategorie sozialer Erscheinungen zu ihr führen kann und dass alle anderen im Widerspruch mit ihr stehen.

[5]) Die Gemeinderatswahlen für ganz Frankreich finden im Mai statt.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

SIGFRID SIWERTZ · DER TRAUM VOM KINDE

I

AN einem Septemberabend klopfte es bei Sven Borin . . . Er war Lehrer von Beruf und wohnte hoch oben in dem kleinen unbekannten Gemenge von ziegelgedeckten Baracken, roten Planken und kleinen Gärtchen, das Trosa heisst und zwischen der Kungsholmer Kirche und dem Clarasee liegt. Von seinem Schreibtisch oben in der Dachkammer hatte er eine freie Aussicht über eine luftige, aber vielleicht etwas geradlinig abstrakte Welt von Giebeln, Balustraden, Dachfenstern und Schornsteinen, und darunter kletterte das Gässchen steinig und steil bis zu seinem Haustor hinauf. Ich weiss nicht, ob er das Gefühl hatte, dass sie auch ihre Poesie haben kann, diese allein von den Vögeln bevölkerte Landschaft aus Eisen, Kupfer und Schiefer, mit ihren sausenden Wäldern von Telephondrähten, Sturmhauben und Flaggenstangen und ihren tiefen Cañons unten, durch die die Menschenströme fluten. Aber es war sicherlich nicht die Sehnsucht nach der Idylle, die ihn hinauf in die kleine Kleinstadt hoch über allem Lärm getrieben hatte. Er fühlte sich wohl in den baumlosen kerzengeraden Strassen der Nordstadt am heimischsten. Da machte er an stillen Sonntagsmorgen lange Spaziergänge, da sah er seine eigene Welt in der äusseren gespiegelt.

Die Stadt war für ihn angewandte Stereometrie.

Wenn er, den Kopf ein wenig schräg, die Hausnummern entlang schlenderte, dann war er mitten in einer Wirklichkeit, die seinen Gedanken entsprach. Mit geheimem Wohlbehagen trat er die aus Quadraten und Rechtecken bestehende Matte der Pflastersteine. Die Trottoirkanten waren die beiden parallelen Linien, die sich niemals schneiden. Es lag nichts Beunruhigendes in den Kubussen der Häuser, den Triangeln der Vordergiebel, den Kegeln der Türme.

Die Natur hingegen bedrückte und beunruhigte ihn, wenn er sich einmal zum Stadttor hinauswagte, weil er sie nicht so recht in seine Begriffe einpassen konnte. Er glaubte wohl, dass sie sich durch eine Gleichung ausdrücken liess, aber die Unbekannte war für ihn von zu hoher Dignität.

Und die Menschen! Da waren vor allem seine Kollegen. Er hasste sie nicht. Nichts lag ihm eigentlich ferner als Hass. Er hatte im Innersten einen Fonds von einfacher Güte. Aber er litt unter ihnen. Er verstand sie nicht, er irrte sich immer in ihnen. Die Knaben fürchtete er als grausame und unberechenbare Wesen. Er ging wirklich mit keiner Freude zu seinen Lektionen.

Wusste er wenig von den Männern, so wusste er noch weniger von den Frauen. In Upsala hatte er einige Erfahrungen von jener Art gehabt, wie man sie am liebsten wieder vergisst. In seinem tiefsten Herzen lebte vielleicht die bleiche Hoffnung, einmal einem Weibe zu begegnen, das ihn verstand, einem Weibe, mit dem er von — von höherer Mathematik reden konnte. Aber das war so fern, so tief in der blauen Zukunft . . .

Sven Borin war ein mathematischer Träumer, mit dem Blick und dem zerstreuten Wesen eines Träumers. Und er benutzte jede Gelegenheit in seine

Einsamkeit zu fliehen. Darum wohnte er dort oben in Trosa. Es gab nicht viele, die sich die unendlichen Holztreppen hinaufwagten.

Man klopfte noch einmal.

Er erhob mit einem Seufzer den Kopf von seinen Papieren und öffnete.

Ein paar Kameraden hatten sich verschworen ihn mitzuziehen.

Er wagte nicht *Nein* zu sagen, so gerne er auch gewollt hätte. Stumm ging er an dem stillen Septemberabend neben ihnen einher, mit dem Gefühl, feig gewesen zu sein und sich gegen seinen halbbeschriebenen Bogen versündigt zu haben.

Man schlug den Weg nach Skeppsholmen ein und beschloss im Restaurant Bläsut zu essen. Sven stimmte dem Plane widerwillig zu.

Die Gesellschaft liess sich unter den Linden am Wassersaume nieder. Ringsum sassen ehrsame Bürger, die an den Traditionen festhielten. Sie assen Krebse. Sie liebten das Lokal, weil sie einmal in der Welt mit ihren Bräuten hierher gegangen waren.

Bald ertranken alle Blicke in der verwirrenden Mannigfaltigkeit der kalten Schüsseln. Vom Nachbartisch ertönte gedämpft ein Kantus:

»Wein muss durch die Kehle laufen,
Drum soll man immer weiter saufen!«

Sven Borin sah sich gezwungen mit den anderen in den Refrain einzustimmen. Er suchte sich der besiegelnden Handlung zu entziehen, aber die Schändlichkeit wurde entdeckt, und er musste gründlich Busse tun.

Beim Kaffee lehnte er sich bequem zurück und griff sich mit einer Geste an die Stirn, die die anderen zum Lachen reizte. Er entdeckte plötzlich, dass der Mond an einem Himmel aus tiefblauem Samt ganz klar über der Katherinakirche hing. Wie kleine Smaragde funkelten die Steuerbordlaternen der eintreffenden Fähren, und viele dunkle Schiffsrumpfe lagen und wiegten sich, den Steven der Schleuse zugewandt. Ein Dampfschiff brauste dicht an ihnen vorbei, und der Wasserspiegel brach in tausend funkelnde Splitter; über seinem Kopf neigten die Bäume sich zusammen und flüsterten einander etwas vom Herbste zu, aber sachte . . . . . ganz sachte. Ein Blatt segelte in seinen Schoss hinab.

Man brach auf.

Die Bootreihen von Skeppsholmen wurden unter prahlerischen Reden über die Segeltouren und wilden Streiche der Knabenjahre passiert. Sven, der niemals auf einer Ruderbank gesessen hatte, wurde mild belächelt.

»Wer mit einem Boot nicht fertig werden kann, der kann auch nicht mit einem Frauenzimmer fertig werden«, wurde vor der Seekriegsschule behauptet. Man ging zu dem neuen Thema über und behandelte es saftig und mit Sachkenntnis.

Vor den Villenkolonieen kam ein spannendes Intermezzo. Einer der Gesellschaft stellte Wachen auf, die den Befehl hatten zu pfeifen, wenn jemand kam. Dann sprang er gelenkig über ein Staket, verschwand unter den Bäumen, wurde mit Spannung erwartet und kam mit einer gewaltigen, gestohlenen Sonnenblume im Knopfloch zurück, um dann als ein Held gefeiert zu werden. Es ging weiter in die Stadt hinein.

In einer alten Strasse der Nordstadt machte man unter lautem Gejohle vor einem Holzhaus mit herabgelassenen Rouleaus Halt. Eine Tür wurde aufgerissen, Sven weigerte sich hartnäckig mit den anderen einzudringen, wurde verhöhnt, gepufft und schliesslich losgelassen.

Er trieb sich lange in den Strassen herum und bereute beinahe nicht mit hineingeschlüpft zu sein. Der Gedanke an sein einsames Zimmer war ihm ausgesprochen unbehaglich.

Ihr wisst, was das ist: der Rausch der Müdigkeit. Man geht, bis man gleichsam einen kühlen Hauch um die Stirn fühlt und der Kopf leichter, leerer wird. Die Schritte schwanken, und man tritt manchmal auf dem Trottoirrand fehl. Die Gaslaternen bekommen eine andern und tieferen Glanz, alle Begegnungen werden bedeutungsvoller, die Schatten tauchen gleichsam aus dem Nichts auf. Da ist etwas, das sich aus einem loslöst und auf Kosten des Wollens wächst . . . Da gibt es einem plötzlich einen Stich, wenn man ein Weib sieht. Man macht instinktiv Kehrt, folgt ihr halb gelockt, halb erschreckt von ungewissen Möglichkeiten.

Sven Borin sah ein junges Mädchen mit Matrosenhut, kurzer Jacke und Ledergürtel aus einem Haustor treten. Er erhaschte auch im Laternenschein ein schmales, ein wenig blasses Gesicht und zwei grosse unruhige Augen. Da geschah etwas, worüber sein Innerstes ganz starr vor Staunen wurde. Er ging auf sie zu, nahm artig den Hut ab und fragte, ob er sie begleiten dürfe. Es sei so unsicher am Abend.

»Ja, wenn Sie artig sein wollen«, murmelte sie mit einer Miene, als dächte sie an alles eher als an ihn.

Sie ging rasch und stumm an seiner Seite, und selbst wusste er anfangs auch nichts zu sagen. Er bat nur jedesmal um Entschuldigung, wenn seine Hand ihr Kleid streifte.

Doch plötzlich packte ihn ein verstohlener Wunsch mit dem Mädchen an seiner Seite von sich selbst zu sprechen. Er begann vorsichtig, sondierend, auf Umwegen. Dann legte er richtig los. Er erzählte eine ganze Menge von der Einsamkeit und den unheimlich kalten Wintern in Upsala. Er gestand, dass er Lehrer war und mit den Jungen in der Schule nicht fertig wurde. Sie nannten ihn den *Besenstiel* . . . .

Sie schwieg noch immer, aber er sprach weiter. Seine Gesten waren ein wenig zu gross. Einmal legte er ihr die Hand auf die Schulter. Sie war weich unter dem dünnen Stoff.

Man ging an den Strassenbahnremisen vorbei, immer weiter.

Plötzlich blieb sie vor der Hintertüre eines alten Steinhauses mit schadhaftem Dach stehen, das unter all den hohen und lichten Parvenus der Strasse ganz einsam in seiner Bresthaftigkeit stand. Den Rücken an die Laterne gelehnt, griff sie nach seinem Arm. Er erkannte ihre Stimme nicht wieder.

»Wollen Sie mich wieder einmal treffen?«

Gewiss wollte er das.

Sie machte einen Schritt, unruhig und zögernd. Dann murmelte sie heftig zitternd:

»Nein, . . . es ist schlecht von mir . . . . Gehen Sie, gehen Sie!«

Er wollte nicht gehen.

»Ja, ja . . . . Sie wissen nicht . . . .«
Nein, er wusste nicht, sie würde ihm schon alles sagen.

Sie brach in Tränen aus und stand da, im Halbdunkel zitternd, den Kopf an seiner Schulter. Er wusste nichts zu sagen, streichelte sie nur, zuerst sanft und brüderlich tröstend, dann ein wenig kühner, durch ihre Hilflosigkeit ermutigt. Bis sie sich sachte seinen Händen entzog, das gewaltige knirschende Tor aufbrachte und verschwand, nachdem sie ihm einen Glockenschlag und einen Namen zugeflüstert hatte.

Er starrte einen Augenblick das verschlossene Tor an. Dann schleppte er sich heim, plötzlich todmüde und leer.

Am nächsten Morgen erwachte Sven Borin mit dem festen Entschluss, nicht zu dem Stelldichein zu gehen. Doch ein unnützer Tag steckt den folgenden an. Es gelang ihm nicht, sich für seine Arbeit zu interessieren; und als der Abend kam, schlenderte er unter den Laternen herum. Schlag acht spähte er das stille Nebengässchen hinab. Sie war schon da, aber nur um ihm zu sagen, dass sie gleich nach Hause gehen musste. Ihre Mutter war krank. Sie wusste nicht, wann sie wieder frei sein würde. Aber sie versprach ihn eines Nachmittags abzuholen, sobald sie Gelegenheit hätte.

Wieder stand er verlassen, hilflos und erfroren im Herbstwinde da.

Die Irrfahrten des Abends schlossen mit dumpfer Resignation im Nothafen der Kaffeehausecke.

Am nächsten Tag kam sie, atemlos von den Treppen.

Sie bewunderte die Aussicht, errötete, weil sie die wunderlichen Figuren auf seinen Papieren nicht verstand, fragte, wen die Photographieen an den Wänden vorstellten.

Er stürzte einen Augenblick hinaus, um die Bedienerin aufzuhalten, die er auf der Treppe hörte. Als er zurückkam, sass sie auf dem Sopha und weinte. Er suchte sie zu trösten, so gut er konnte. Sie schlang die Arme um seinen Hals und verstummte allmählich. Die Dämmerung schlich sich herein und schloss sie immer näher an einander an. Da begann sie schweigend ihre Kleider zu lösen.

Er starrte sprachlos vor Staunen ihre kleinen Hände an, die zitternd nach Nadeln suchten und an Knöpfen zerrten.

Sie errötete und lächelte matt.

»Ja, du sollst mich haben . . . . Deine Augen sind so gut . . . . Geschwind!«
Es war kein Gedanke mehr in seinem Hirn. Er riss nur die Kleider ab und zog sie an sich. Sie zitterte vor Angst unter seinen Händen. Er fragte nicht, warum sie sich so plötzlich gab, küsste nur wild. Einen Augenblick wurde sie ganz starr. Dann brach sie wie ein Bogen, der zu hart gespannt ist, und mit einem weichen und willenlosen Weibe glitt er in den heissen Nebel . . . .

Sie trafen sich fast jeden Abend.

Er verlor sich in dies mit geschlossenen Augen, ohne zu grübeln. Manchmal fühlte er wohl die Unruhe dessen, der über seinen Kreis hinausgegangen ist. Dann suchte er das Ganze zu bagatellisieren; er hatte doch die Mathematik in der sichern Hinterhand. Zuweilen, wenn sie gegangen war, hatte er sogar das Gefühl, dass alles aus war.

Aber am nächsten Tag erwartete er sie nervös. Dann blieb sie einige Tage aus. Und dann lag ein Brief in seinem Briefkasten, ein kleines verwirrtes Briefchen, mit mangelhafter Orthographie und Tränenspuren. Sie fürchtete, dass ihre Zusammenkünfte Folgen haben sollten. Sie bat ihn um Hilfe. Der Brief war unterzeichnet *Signe Virén*. Er hatte nie daran gedacht nach ihren Zunamen zu fragen.

Zum erstenmal fühlte er, wie der Grund unter seinen Füssen wankte.

II

SVEN Borin blieb auf der Treppe stehen . . . . Er war am Ziel der schwersten Wanderung seines Lebens. Lange Wochen angstvoller Erwartung waren vergangen, ohne dass er irgend eine Botschaft von ihr erhalten hatte. Aber jetzt war sie wieder heimgekommen, und er konnte seinen Sohn sehen, stand in dem Brief. Er atmete schwer und stützte sich mit der Hand auf das abgenützte Geländer. Das drückende feuchtdunkle Stiegenhaus war voll von dumpfer Dämmerung und bösem Flüstern. Was sollte er mit diesem Kind anfangen, das er von der unrechten Frau bekommen? Was für ein Gesicht würde man ihm dort drinnen zeigen? Der Gedanke, dass vielleicht Signes Bruder öffnen würde, jagte ihm einen kalten Schauer über den Rücken. Er fühlte sich wie ein Verbrecher vor der Konfrontation, ein elender Dieb, ein Narr. Der Glockenstrang knirschte bei seinem zögernden Griff, und die Tür ging auf. Es war Signe selbst. Sie führte ihn an der Hand durch das grabesfinstere Vorzimmer in ein kleines, halbdunkles Hofzimmerchen mit Fleckchenteppich, einem Spiegel, in dem man grün im Gesicht wurde, und einem Wandbrett mit einer brütenden Porzellanhenne, von zwei italienischen Gipsvasen flankiert.

Er sank stumm in einen Stuhl neben der Tür.

Signe trug einen alten roten Schlafrock. Sie sah mehr gehetzt und unruhig als eigentlich mitgenommen aus. Ihr Hals erhob sich voll und weiss aus dem kleinen Ausschnitt, und der Busen schwoll mütterlich unter den Carreaus des Kleides.

Sie fragte, ob sie Sten hereinbringen solle.

»Ja.«

Durch die halbgeöffnete Küchentür hörte man ein schwaches Wimmern. Stimmen sprachen gedämpft, auch eine männliche. Ihr Bruder war also zu Hause. Würden sie alle hereinkommen?

Nein, Signe kam allein zurück, mit etwas, das in einen Shawl gehüllt war. Er sah wie in einem Traum zwei schwarzblaue, leere, aber dennoch tiefe Kinderaugen, die ihn anstarrten. Dann sank er zusammen, die Hände an der Stirn.

»Sie hassen mich wohl, dein Bruder draussen und deine Mutter . . . .«

Sie wandte sich ab.

»Auf mich sind sie am meisten böse . . . .«

Wieder sah er den Kleinen an, nahm ihn ihr mit ängstlich bebender Hand ab, hob den Shawl ein wenig auf. Er hatte nie ein neugeborenes Kind gesehen, aber so viel wusste er, dass sie selten schön sind. Jetzt musste er sich wundern.

»Wie weiss und fein er schon ist . . . Sten. Wieviele Tage kann er alt sein . .?«

Sie antwortete nicht sondern machte sich etwas am Schrank zu tun.

Er sah noch immer den Kleinen an.
»Wie wunderliche Augen .... Man kann nicht glauben, dass man selbst einmal so gewesen ist .... Ich finde, er ist schön .... Mir sieht er nicht ähnlich, aber das kommt wohl noch ....«
»Ja gewiss sieht er dir ähnlich. Die Stirn, die Schläfen .... Denk nur, wenn er einmal gelehrt würde so wie du ....«
Sie lauschte an der Tür.
»Sie sind noch immer draussen .... Willst du unten auf mich warten. Ich ziehe mich an, und wir gehen aus, da können wir freier sprechen ...«
»Ja, wenn du schon kannst.«
Er strich dem kleinen Sten über den lichten Flaum des Köpfchens. Dann legte er ihn wieder hin, taumelte die Treppen hinunter und sank auf einer Bank im Hof unter dem kleinen knospenden Faulbaum neben der Planke zusammen.

Die Schatten der drei Fensterkreuze der Erdgeschosswohnung auf den holprigen Steinen machten den Hof zu einem Golgatha. Dahinter hob ein niedriges, modernes Fabrikgebäude seine Dachsilhouette wie eine gezähnte Sägeklinge von dem feuchtweichen Blau des Himmels ab. Über seinem Kopf strömte eine wechselnde Wolkenwelt lautlos durch den Maiabend.

Die Augen des Kindes starrten noch in die seinen, sie sogen seine Gedanken an sich.

Es war ein Mensch, den er in die Welt gesetzt hatte, ein Mensch mit unendlichen Möglichkeiten von Freud und Leid, von Gut und Böse. Mit einem Schauer fühlte er wieder die ganze Grösse der Verantwortung. Und der Lehrer in ihm erwachte zugleich mit dem Vater. Sein Auge sah tiefer als je zuvor. Es war, als hätte sich eine kleine unbeschriebene Seele in seinen Träumen reich und gross gewachsen.

Was war ein neues Leben? Ein kleiner Lehmklumpen. Aber ein göttlicher Geist konnte ihm eingeblasen werden. Das war eine lange und schwere Aufgabe. Er sah, wie sich die Dinge unter kleinen tappenden Händchen formten und in der Sonne immer mehr Farbe bekamen. Der Raum wuchs unter den Bewegungsempfindungen. Vieles konnte man erreichen und befühlen, anderes nur sehen, das war weit fort. Man fühlte wundernd alles rings um sich gleiten und strömen, bis man begriff, dass es still war und man sich selbst bewegte. Die Welt wuchs. Aus dem Zimmer des Heims wurde sie zu Treppe, Strassen und grünen Parks, wo es andere Wesen gab, die einem selbst glichen. Man spielte, raufte, weinte, unterhielt sich. Dann kam die Schule. Jetzt wuchs die Welt noch mehr. Sie wurde zu Städten, Ländern, Weltteilen. Meeren. Der Himalaja erhob seine eisblauen Firnen, La Plata rollte sein Silber, die japanischen Meerestiefen offenbarten ihre schwarzen Abgründe. Die Träume glitten wie weisse Sommerwolken über grüne Steppen, irrten durch die feuchte, rauschende Nacht der Urwälder, erstarrten in arktischer Einsamkeit, schaukelten sich auf langen, blanken Meereswogen.

Alles wurde schwerer, reicher, tiefer.

Der Himmel erschloss dem sich klärenden Blick seine blaue Wölbung, die Gedanken spannen ihre spröden Fäden wie ein Netz zwischen den Sternenmillionen der Milchstrasse. Sein Sohn würde einmal erschauernd und vernichtet vor

der Unendlichkeit stehen. Dann würde er ihn zu trösten suchen: Du bist darum nicht geringer, weil deine Welt grösser wird. Der Gedanke löst all das Äussere auf und macht es zu einem Innern. Der Raum wölbt sich in deinem Bewusstsein, und da ist das Gesetz für die Bahnen der Sterne geschrieben. Die Unendlichkeit der Welt spiegelt nur die Unendlichkeit der Seele, ist nur ein Ausdruck dafür, dass es nach innen keine Grenze gibt.

Sven Borin erhob sich und ging mit geballten Händen und glühenden Wangen auf den holprigen Steinen auf und nieder. Sein Traum teilte sich plötzlich, er glitt in ein neues Strombett, ohne dass das alte austrocknete.

Die Jahre in Upsala glitten an ihm vorbei. Dort oben in der kleinen kalten Stadt auf der Ebene hatte er einmal das unvergleichliche Wohlgefühl empfunden, sich an eine starke Seele zu lehnen. Sein Freund war Philosoph, ein unerbittlicher Rationalist. Des Abends sass er in olympischer Ruhe in eine Wolke von Virginiarauch gehüllt. Kant sah mit einem heimlichen Lächeln aus seinem Rahmen auf sie hinab, von Fichtes Porträt gingen Kraftlinien aus, Nietzsches Schnurrbart fiel wie eine Kaskade über den verachtungvollen Mund. Und der Freund sprach. Es war, als trüge er das Leben in der rechten Hand und wöge den Tod in der andern. Und Sven taumelte in der Winternacht heim, abgeklärt und sanft von dem Glück der Abstraktion erfüllt, das dem des Todes verwandt ist.

Jetzt träumte er für seinen Sohn ein solches Schicksal wie das des Freundes: ein starker einsamer Mann zu werden, eine ruhende Kraft, ein klares und stilles Licht. All das, was in ihm nur Nebelfleck war, sollte bei dem Knaben zu klaren Sternbildern werden.

Dafür musste er sich opfern.

Die Stunde wurde ihm zu einer stummen Selbstabrechnung. Er sah plötzlich, wie wenig er doch wert war, er, der Flüchtling und Zifferntäumer. Manche haben nicht das Recht, sich zu opfern. Das sind die Gesammelten und Festen. Andere haben das Recht. Das sind die Schwachen, Guten. Opfernd können sie gross werden, am stärksten leben. Er gehörte zu ihnen. Jetzt würde er sein ganzes Leben dem Sohne geben. Der alte geheime Traum von einem Weibe löste sich mit einem schmerzlichen Ruck aus seinem Geist. Ja, er würde sie dort oben nehmen, als ein notwendiges Zubehör zum Kinde. Sie war ja die Brust, die Milch gab, die Hand, die pflegte und trug. Es lag Selbstverzicht in diesem, aber in dem Selbstverzicht schwoll sein Herz wie nie zuvor. Er wurde leichter, indem er alles hingab. Der letzte Schleier fiel vom Leben: da lag es, nackt, schlicht, gross.

Sven Borin ging noch immer in der Dunkelheit auf und ab. Er stolperte über Steine, kleine Fieberschauer schüttelten ihn. Seine Gedanken wogten in schweren Wellen, im einen Augenblick war es, als lebte die ganze Welt in seinem Herzen, im nächsten Moment wurde er wie ein Tropfen von dem kalten Raum aufgesogen.

Er glitt zu einer Kellertüre hin und drückte seine heisse Stirn an die kalte Platte. Da sah er Signes Schatten im Treppenfenster. Einen Augenblick spähte er ängstlich nach irgend etwas im Wesen der Mutter, das Verheissungen für das Kind geben konnte. Wieder dachte er mit Angst, wie wenig er doch von ihr wusste.

Sie gingen in den Maiabend hinaus.

Sie war still, beinahe fremd, schien es ihm. Er konnte ihren Blick nicht erhaschen.

Sie setzten sich in einen öden Park. Die Sterne hingen matt und gross zwischen den schwellenden schweren Knospen der Kastanien. Laternen und Fenster leuchteten durch einen leichten Nebelschleier. Die Feuchtigkeit dämpfte den Lärm der Strassen.

Jetzt wollte er es sagen. Er fühlte sich scheu, beinahe ängstlich. Er fürchtete sich bei dem Gedanken an ihre Danksagungen. Es geschah ja nicht ihr zuliebe. Würde sie es verstehen?

Er sah sie lange an. Sie war wirklich als junge Mutter schöner geworden, fester, üppiger. Vielleicht war es doch ein wenig ihr zuliebe! Er ergriff ihre Hand und sprach von all dem, was er gefühlt, während er auf sie wartete. Von dem Blick des Kindes, der ihm bis ins Innerste gedrungen war, mit seiner geheimen Bitte und seinem Anspruch, von all den Möglichkeiten, die er bei dem Kleinen ahnte. Ja, und jetzt wollte er sie heiraten, um wirklich für seine Zukunft sorgen zu können.

Ihre Hand wurde kalt und starr. Sie sank zusammen, schluchzend und zitternd wie unter Peitschenhieben. Dann fuhr sie empor und küsste seinen Mund, seine Stirn, seine Wangen, wie eine Wahnsinnige küsste sie. Und dann löste sich die Wahrheit wie Frühlingseis auf ihrer Zunge, und sie überschwemmte ihn mit einem Geständnis, das ihn erstarrte und versengte und ihn vernichtet und leer an die Lehne der Bank zurücksinken liess.

»Ach, Liebster, Liebster, das darf nicht geschehen . . . Ich habe furchtbar unrecht an dir gehandelt, aber ich war in Not, ich sah keinen Ausweg, ich grübelte und durchweinte die Nächte . . . . Ich hatte einen . . . . einen Freund. Wir sollten zusammen fortfahren . . . . nach Amerika. Aber er fuhr ohne mich, verschwand, als er erfuhr, was ich befürchtete . . . . Ich glaubte, ich müsste vor Schreck sterben, ich weinte ganze Nächte . . . . Da begegnete ich dir, und da fuhr das Böse in mich, als wir vor dem Haustor standen. Du sahst so gut aus, darum wollte ich dich betrügen. Es ist schrecklich, aber ich musste leiden, o, wie ich litt, wenn ich dich belog und sah, welche Angst du vor dem Kinde hattest. Ich dachte: Ich werde ihn so glücklich machen wie ich kann, solange ich noch ein bisschen schön bin, ich werde ihm in allem zu Willen sein, wie eine Sklavin werde ich sein . . . . .! Du wolltest mich bis zuletzt, ja, du wusstest ja nicht, wie weit es schon war . . . . Wenn du ahntest, wie eine Frau darunter leiden kann. Aber ich hielt aus, ich versuchte dir zuzulächeln. Es hätte mir fast das Leben gekostet. Wenn du wüsstest, was für furchtbare Qualen ich litt, als ich das Kind zur Welt brachte. Aber jetzt will ich gehen . . . . Du brauchst mich nie mehr zu sehen . . . . Willst du mir verzeihen?«

Sie erhob sich, zitternd vor Ermattung, die Wangen feucht von Tränen. Aber ein unerschütterlicher Entschluss leuchtete aus ihren Augen.

Er sah sie an, stumm und gelähmt. Es war, als wäre alles rings um ihn versunken, und er schwebte einsam, ohne Schwere in einem kalten und leeren Raum.

Dann ergriff ihn plötzlich ein neuer Impuls.

»Hattest du mich nicht ein bisschen lieb . . . .?«
Sie strich über seinen Arm hin, mit ihrer armen, zitternden, kleinen Hand.
»Ja, ja . . . . Und ich werde dich nie vergessen, und dass du so viel für uns tun wolltest . . . .«

Damit ging sie. Er sah an ihren Schultern, wie sie schluchzte.
Sie wurde im Dunkel immer undeutlicher. Jetzt war sie unter den Bäumen. Jetzt schloss sich der Schatten um sie zusammen.

Und er war wieder allein, ganz allein.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

HENRIETTE FÜRTH · SEXUALPÄDAGOGIK UND SEXUALETHIK

NICHT nur eine naturkundliche, auch eine ethische Seite hat die erziehliche Aufklärung über die Dinge des Geschlechtslebens, und diese will mit grosser Behutsamkeit und Sorglichkeit behandelt sein. Denn hier wird die Entscheidungsschlacht darüber geschlagen, ob künftige Geschlechter in den Geschlechtsvorgängen eine blosse Befriedigung tierischer Sinnenlust oder aber ein feines Instrument zur fortpflanzenden Höherentwickelung der Art erblicken werden. Hier wird das Verantwortlichkeitsgefühl für kommende Geschlechter geboren oder unterdrückt, hier der Grund gelegt zu persönlicher Veredelung oder Herabwürdigung. Wer sich der ganzen Schwere der hier erwachsenden Verantwortlichkeit bewusst ist, der wird, bevor er sich zum Erklärer und Aufklärer im Gebiete der Moral berufen fühlt, zuerst Klarheit darüber zu erlangen und sich selbst Rechenschaft darüber zu geben suchen, was es denn im moralischen Sinne mit dieser Frage der Geschlechtlichkeit eigentlich für eine Bewandtnis habe.

Ist Geschlechtlichkeit oder, wie man so geschmackvoll sagt, ist Fleischlichkeit, ist Fortpflanzung und alles, was damit zusammenhängt, in der Tat ein Werk des Teufels, ein Sieg des Tierischen in uns, ist, wie Förster auf dem mehrerwähnten Kongress ausführte, die Natur ein Untermenschliches, ein Dämon, den nur ein Gott besiegen kann? Die so denken, müssten folgerichtig auf Fortpflanzung und alles, was irgendwie mit Sexualität zusammenhängt, verzichten. Wir aber sagen:

»Allen geschlechtlichen Dingen haftet der Erdgeruch der Körperlichkeit an. Sie sind die starken Bande, die uns an die tierische Welt ketten. Während aber beim Tiere alle diese Funktionen Selbst-, das heisst also alleiniger Daseinszweck sind, hat sich der Mensch im Laufe der Jahrtausende über das bloss tierische Dasein hinausentwickelt. Es sind ihm geistige und seelische Kräfte erwachsen, die in ständiger Steigerung dahin streben die Herrschaft über das Körperliche, das ist Tierische, anzutreten und zu behaupten. Und es ist ihnen dies heute schon bis zu einem solchen Grade gelungen, dass wir alle Beziehungen des menschlichen Lebens auf ihre Stellung zu den geistig-seelischen Regungen und Potenzen prüfen. Wir essen nicht nur, um zu essen. Wir haben angefangen unsere Nahrung darauf zu prüfen, ob sie der Leistungsfähigkeit des einzelnen und der Entwickelung der Rasse förderlich sei oder nicht (Antialkoholismus, Vegetarismus usw.). Und so ist oder sollte es uns auch nicht um die Arterhaltung an sich, noch um die Befriedigung eines unkontrollierten Triebes zu tun sein sondern um die Verwirklichung des Wortes von Nietzsche: »Nicht fort sollst du dich pflanzen sondern hinauf!«« [1])

[1]) Vergl. meine Schrift *Die geschlechtliche Aufklärung in Schule und Haus* (Leipzig 1903), pag. 11 ff.

Die Fortpflanzung kann und soll so zum immanenten Ausdruck des höherstrebenden Lebens selbst werden. Darum müssen wir alles tun sie, die natürlich und darum sittlich ist, als sittlich auch in unser Denken und Empfinden einzuführen und erst recht die von schiefen und falschen Vorstellungen noch undurchpflügte Seele unserer Kinder mit dieser Auffassung zu erfüllen. Unsere Aufgabe ist es die nach der seelischen Seite hier vorliegenden Entwickelungsmöglichkeiten zu erkennen, zu fördern und zu steigern. Der Weg dazu ist nicht so leicht auffindbar und gangbar wie der der rein anatomischen Belehrung. Denn hier verlassen wir den Boden des tierischen Lebens und begeben uns ins Reich der Psyche. Seelenkunde und Seelenpflege werden von uns verlangt. Und wenn wir auch allezeit eingedenk bleiben, dass auch unser seelisches Sein nur eine über sich selbst hinaus gesteigerte Leiblichkeit ist, so müssen doch neben der körperlichen Einwirkung auch alle die unwägbaren Einflüsse wirksam werden, die neben das Säugetier *Mensch* den geistig-sittlichen Menschen, den Herrn seiner selbst und der Welt stellen. Doch gilt es, das sei immer wieder betont, die Geschlechtsvorgänge nicht als ein von allen anderen Geistes- und Seelenfunktionen Verschiedenes hinzustellen, sondern sie zu fassen als ein organisches Glied in der Reihe der übrigen körperlich bedingten Vorgänge des Seelenlebens. Das bedeutet aber, dass wir mit ihnen nicht anders verfahren, als mit den sonstigen Aufgaben, die uns die Schulung des Geistes und Willens stellt.

Geistes- und Willenskultur in ihren allgemeinen Zusammenhängen und Erfordernissen, Erziehung des Kindes zur Herrschaft und Verantwortlichkeit auf allen Gebieten des Trieblebens. Vermitteln und üben wir sie, so haben wir damit zugleich den Boden für all das bereitet, was uns in Ansehung der Sonderaufgabe der geschlechtlichen Aufklärung zu tun und zu sagen obliegt. Ein näheres Eingehen auf die in diesem Zusammenhang sich ergebenden Forderungen erübrigt sich. So viel treffliche Werke über Willenskultur liegen vor, dass man das hier Wesentliche als bekannt, zumindest aber als leicht erreichbar voraussetzen kann. Nur auf das im allgemeinen und erst recht in unserem Falle wichtigste Hilfsmittel aller Erziehung sei hier nochmals nachdrücklich hingewiesen: auf das feste und unerschütterliche Vertrauensverhältnis zwischen Eltern und Kind. Wo das vorhanden ist, wird alles andere kinderleicht. Wem es vergönnt ist sein Kind fest in der Hand zu halten, wem zugleich das Leben so viel Musse liess, dass er eine feste Brücke zu der Seele seines Kindes schlagen konnte, dass er nicht nur der Erzieher, sondern auch der beste Freund und Vertraute seines Kindes ward, der bedarf auch zur Erfüllung der Erzieherpflicht auf sexualethischem Gebiet keiner weitläufigen und feierlichen Veranstaltungen. Die Frage und der Zweifel des Sohnes und der Tochter werden sich stets zuerst an die Eltern wenden und andererseits wird sorgliche Beobachtung den Eltern den Augenblick anzeigen, der zur Aussprache ruft. So mannigfach könnte ich das aus eigener und fremder Erfahrung belegen.

Es wäre indes müssig hier den etwaigen Gang eines solchen Gespräches oder dauernder Einwirkung wiedergeben zu wollen. Es gibt eben gar nichts, was nicht in diesem Zusammenhang gefragt oder gesagt werden könnte, denn, wie Salzmann mit so viel Recht sagt, Vorurteil und weiter nichts ist hier zu überwinden. Man kann von der Rekapitulierung der physiologischen Vorgänge zur Würdigung der geistigen und seelischen Triebkräfte und Unwägbarkeiten

kommen und, wenn der Frager reif genug dafür ist, mag man ihm von hier aus einen Ausblick eröffnen auf die Verantwortlichkeit des einzelnen als eines Gliedes der Gesamtheit, auf die reichen Entwickelungsmöglichkeiten, die der Menschheit hier mehr als sonstwo gegeben sind. Aber auch auf die Gefahren geschlechtlicher Zügellosigkeit und Erkrankung. Und es ist solcher Belehrung Tiefe und Farbe zu geben durch die Erläuterung der Geschlechtlichkeit als jener überragenden Macht, die den einzelnen und das von ihm ausgehende Geschlecht ebensowohl zu den Höhen des Menschentums als in die Niederungen hoffnungsloser Vertiertheit zu führen vermag. Es ist hier aufzuzeigen und am Beispiel zu erweisen, dass der Mensch an diesem Punkte mehr als an jedem anderen Herr seines Geschickes ist, dass nicht nur seine körperliche, sondern auch seine geistige Gesundheit und Leistungsfähigkeit, seine Lebensaussicht und seine Zukunft in hohem Grade von dem beeinflusst wird und abhängt, was er aus seinem geschlechtlichen Leben macht. Jede Höhe aber auch jede Tiefe menschlichen Geschehens ist hier beschlossen.

Die Erotik ist die zentrale Lebensmacht, in deren Dienst Kunst und Wissenschaft, Lebensschönheit und Lebensfreude stehen. Und über die Sphäre des Einzelpersönlichen hinaus erheben sich da volkliche und allgemein menschliche Notwendigkeiten und Verantwortungen. Das ist die Art wie man über das Geschlechtliche frei und offen mit seinen Kindern reden soll.

Es gibt Eltern, die das nicht können. Solche, denen es an Geistes- oder Herzensbildung fehlt. Andere, denen des Lebens Hast und Kampf nicht Musse und Möglichkeit liess zu ihren Kindern hinzugelangen. Und wieder andere, die entweder der seichten Oberflächlichkeit des Gehenlassens huldigen, sich auf die Erfahrungen ihrer eigenen Kindheit und Jugend berufend, die sie trotzdem zu, wie sie meinen, leidlich ordentlichen Menschen werden liessen, oder endlich solche, die über diesen Punkt in den Vorstellungsreihen eines Foerster und anderer befangen sind. Für sie muss wiederum die Schule eintreten. Das ist freilich auf einem so persönlichen und nach eingehender Individualisierung, wie sie der Massenbetrieb der heutigen Schule kaum je geben kann, geradezu rufenden Gebiete nur ein Surrogat, aber immerhin besser als nichts. Auch hat die Schule tausend Anknüpfungsmöglichkeiten zur ethisierenden Behandlung des erotischen Problems. Vorauszuschicken ist, dass eine solche Behandlung den Oberklassen der höheren Schulen beziehungsweise den Fortbildungsschulen vorzubehalten ist. Das gesunde, das ist normale Kind wird erotische Regungen erst mit eintretender, beziehungsweise sich vorbereitender Geschlechtsreife verspüren. Dann ist es Zeit einzugreifen, und es gibt kaum eine Disziplin, an die der rechte Lehrer nicht anzuknüpfen vermöchte. Daneben sollten sich dem naturwissenschaftlichen Unterricht eine Reihe von hygienischen Vorträgen eingliedern oder anschliessen, in deren Verlauf auch die Ausartungen des Geschlechtstriebes zu streifen, die gesundheitlichen Gefahren und Schädigungen geschlechtlicher Unordnung und Ausschweifung zu erläutern wären. Aber auch hier kein gesonderter sogenannter *Aufklärungsunterricht*. Kein grosser Apparat, keine klingenden Veranstaltungen, bei denen jeder sagt: Passt auf, da kommt was Besonderes!

Grosse Aktionen tunlichst zu vermeiden sollte das Bestreben jeder guten Erziehung sein. Ganz auszuschliessen sind sie ja wohl niemals. Aber nur als schwere Wetter sollen sie am Himmel der Erziehung aufziehen, als Gescheh-

nisse, die die Seele bis in die tiefste Tiefe aufwühlen, und die niemals vergessen werden. Die Sexualität aber, die wollen und sollen wir doch als ein Organisches, als eine natürliche Gerechtsame dem Sein des Menschen einverleiben. Darum muss sie, wie alles Organische, langsam werden und wachsen und sich in der Richtung entwickeln, die wir ihr zum Besten unseres Kindes weisen. Aus dem fruchtbringenden Erdreich des gegenseitigen Vertrauens und der Liebe soll der Eros empor wachsen zum Gnadenbringer des Menschen und zum glückvollen Träger alles dessen, was wahr, gut und schön ist in uns, was uns erhebt und was uns spornt.

Noch ist ein Wort zu einer Befürchtung zu sagen, die sich für viele im Zusammenhang unserer Schulbehandlung des sexuellen Problems auftut. Sie beschuldigen uns der Schamlosigkeit, der planmässigen Ertötung des Schamgefühls.

›Nichts ist falscher und unzutreffender. Freilich ist uns das Schamgefühl nicht gleichbedeutend mit der Scheu von etwas zu reden, uns mit etwas zu beschäftigen, das man uns als niedrig und herabwürdigend dargestellt hat, sondern unser Schamgefühl, das Schamgefühl, das wir unseren Kindern anerziehen wollen, ist die Scheu des feiner empfindenden Menschen einerseits über die selbstverständlichen Natürlichkeiten des Lebens andererseits über die persönlichsten, feinsten und zartesten Impulse und Empfindungen am offenen Markte zu reden. Weder körperlich noch seelisch mögen wir uns den Vielzuvielen offenbaren und der feiner organisierte Mensch empfindet nie mehr Scham, als wenn er sich hinreissen liess, ein Stück seines Seelenlebens solchen zu enthüllen, von denen ihm kein Widerklang kommt. In diesem Sinne, aber in keinem anderen wollen wir Scham üben und Schamhaftigkeit erziehen.‹[2])

Eine Auseinandersetzung über die Gestaltung und Behandlung der Frage der sexuellen Aufklärung und Erziehung wäre unvollständig, wollten wir nicht auch eine bestimmte Stellungnahme zu dem gewinnen, was unter sexueller Freiheit zu verstehen ist. Alles, was hier von Schule und Elternhaus geschieht und geschehen kann, ist nur Vorbereitungsdienst. Das schwerste Stück der hier zu leistenden Erziehungsarbeit hat der herangewachsene Zögling selbst zu vollbringen. Ein Fundament wird ihm gegeben. Seinen Lebensbau hat er selbst zu errichten. Wird die Grundmauer der voraussichtlich zu erwartenden Belastungsprobe standhalten und welcher Art wird die Belastung sein?

Von der Tatsache ausgehend, dass die Sexualität ein Recht auf der einen, eine Verpflichtung auf der anderen Seite umschliesst, kommen wir zu der Frage, wie beide, in dem für uns für richtig gehaltenen Sinne ausgebildet, sich zu der derzeitigen Umwelt verhalten werden. Wir treffen da sofort auf eine einschneidende Unstimmigkeit. Wir erklärten, dass die auf ihre natürliche Funktion eingestellte, in der Zeit der körperlichen, geistigen und sittlichen Vollreife sich geltend machende Geschlechtlichkeit ein volles Anrecht auf Befriedigung habe. Unsere heutige Gesellschaftsordnung stellt sich dem entgegen. Ihr ist die lebenslängliche Einehe die einzig legitime Form der Befriedigung geschlechtlicher Bedürfnisse. Die Gestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse verhindert aber Millionen von Personen beiderlei Geschlechts daran, sich dieser legitimen Form des Geschlechtsverkehrs zu bedienen. Dazu kommt die wachsende Abneigung eines Teiles der durch die Prostitution sich schadlos haltenden Männer die Sorgen und Lasten einer Familiengründung auf sich zu nehmen. So werden Millionen von Frauen dazu verdammt zeitlebens auf die Ehe, das

[2]) Vergl. meine oben erwähnte Schrift, pag. 254.

heisst also nach der geltenden Anschauung auf die Betätigung des doch als legitim geltenden Geschlechtstriebes zu verzichten.

Dieser Zustand tritt uns als eine Tatsache entgegen, die sonderbarerweise aller unbefangenen Gerechtigkeit zum Trotz von allen massgebenden Seiten gebilligt, verteidigt und verstärkt wird. Vom Manne aus sehr begreiflichen Gründen. Ihm gesteht man das Recht auf geschlechtliche Unregelmässigkeit zu. Von den Frauen aus unbegreiflicher Verblendung. Man sollte es kaum für möglich halten, dass Mütter, also lebende Beispiele betätigten Geschlechtstriebes, es widerspruchslos hinnehmen, dass man ihre Töchter um ihr Geschlechtsrecht betrügt und das zwar für sehr bedauerlich aber unausweichlich in all den Fällen halten, in denen aus irgendwelchen Gründen der Eintritt in den Verband der lebenslänglichen Monogamie versagt ist. Und anderes noch. Nicht nur das Sexualrecht des vollreifen Menschen steht hier zur Diskussion. Auch die entscheidungsschwere Zeit, in der mit der beginnenden Pubertät und ihren tiefgreifenden Einflüssen auf die körperliche, geistige und seelische Entwickelung auch der guterzogene, in der körperlichen und psychischen Anlage gute und unverdorbene Mensch schwere Konflikte auf dem Neuland unbekannter Empfindungen zu gewärtigen und auszutragen hat.

Ich darf an dieser Stelle auf ein Eingehen auf den hier sich ergebenden Fragenkomplex um so eher verzichten als dies Thema an der gleichen Stelle in so trefflicher Weise behandelt wurde, dass eine Neuformulierung der gleichen Inhalte kaum mehr sein könnte als eine Wiederholung.[3]) Das Ideal der sexuellen Freiheit, das dort entwickelt und auf seine Durchführbarkeit hin erwogen wird, ist tief verankert in jener Sittlichkeit, die nicht ein Produkt der Furcht und des Zwanges, sondern das freigewachsene Geschöpf des auf der Erkenntnis beruhenden, in sich selbst gefestigten Wollens ist. Der Natur zu Hilfe kommen, sie zur Selbstbesinnung, zu Selbstzucht und Verantwortlichkeit als zu selbstverständlichen Endpunkten hinführen: das ist der Erziehungsweisheit letzter Schluss auch auf dem Gebiete des Geschlechtslebens.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Politik / Max Schippel

Freisinnige Parteien Die Absplitterung in der *Freisinnigen Vereinigung* hat sich gleich nach Ostern auf dem Frankfurter Parteitag vollzogen. Der äusserliche Sieg ist dabei, wie zu erwarten, auf der Seite der Pachnicke-Heckscher, das heisst der Blockpolitik geblieben; die Blockmehrheit war sogar eine überraschend grosse.

Formell knüpfte sich die entscheidende Abstimmung an den Antrag Brabant-Hamburg die Stellung der Reichstagsfraktionsmehrheit zum Sprachenparagraphen des Vereinsgesetzes, bei aller Anerkennung der Motive, zu »bedauern«. Nachdem die Abgeordneten Mommsen, Heckscher, Naumann und Pachnicke auf die »notwendigen Konsequenzen« eines solchen Misstrauensvotums hingewiesen hatten, fiel es mit 315 gegen 98 Stimmen, bei 18 Stimmenthaltungen. Nach der Verkündigung des Abstimmungsergebnisses erklärten eine Reihe von Delegierten ihren Austritt, darunter Dr. Barth, von Gerlach, Dr. Breitscheid, Pastor a. D. Kötzschke, Kurt Bürger, Potter-Erlangen, Uhlfelder-Nürnberg, Ebner-Aachen. Dann kam, wie vorauszusehen, die gleich zu Beginn der Debatten eingebrachte Reso-

[3]) Vergl. Hope Bridges Adams Lehmann *Sexuelle Pädagogik* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1907, 2. Band, pag. 749 ff.

lution Korell-von Liszt zur Annahme, mit 371 gegen 33 Stimmen, bei 12 Stimmenthaltungen, in folgender Fassung: »Der Parteitag spricht sich für die Aufrechterhaltung der linksliberalen Fraktionsgemeinschaft aus in der Erwartung, dass sie den Liberalismus festigen wird. Er hält es für notwendig alle entschieden liberalen Elemente zusammenzufassen, fordert auf im Rahmen der liberalen Fraktionsgemeinschaft den entschiedenen Liberalismus zu vertreten, hält es aber im Interesse einer solchen Politik für geboten, dass alle Kritik, die in keiner Weise unterbunden werden soll, sich stets der Notwendigkeit des Zusammenarbeitens bewusst bleibt.« Sowohl Schrader wie Pachnicke betonten ausdrücklich, dass die Fraktionsgemeinschaft schliesslich zu gegebener Zeit in einer Verschmelzung mit der *Freisinnigen Volkspartei* enden müsse. Auf der Seite der Mehrheit stand auch Naumann: er halte zwar daran fest, dass der Linksliberalismus in Zukunft zum Bündnis mit der Sozialdemokratie, bei hinreichender beiderseitiger politischer Erziehung, gelangen könne, aber vorläufig sei ein Kartell von Bassermann bis Bebel ausgeschlossen und, selbst wenn denkbar, zur parlamentarischen Minderheit verurteilt; der Liberalismus könne also vorläufig eine einigermassen fruchtbare Wirksamkeit nur im Anschluss an die Blockpolitik und bei Vermeidung aller Fraktiönlizwistigkeiten entfalten.

Die ganze *Freisinnige Vereinigung* verfügte bei den letzten Reichstagswahlen über rund 360 000 Wähler bei über 11 250 000 im ersten ordentlichen Wahlgang abgegebenen gültigen Stimmen. Wollte man dem abgesplitterten Sezessionshäuflein den entsprechenden Bruchteil von Stimmen zuschreiben, so käme man zu einer ganz verschwindend kleinen Wählertruppe hinter den Führern der Richtung Barth. Andrerseits hat diese Führerschaft in der Presse und in Vereinen eine ausserordentliche Rührigkeit bewiesen, und ganz unmöglich wäre es deshalb nicht, dass sie bei den preussischen Landtagswahlen nicht vollkommen ausgeschaltet würde. Als Sauerteig in dem trägen, plumpen Brei der bürgerlichen Linken möchten wir sie jedenfalls nicht missen.

× ×

Türkei und Italien Die innerliche Aushöhlung der Türkei schreitet, wenigstens in Europa, unaufhaltsam fort. Dem österreichischen Sandschakbahnprojekt folgen konkurrierende Pläne, die den Druck und den Einfluss anderer Staaten auf türkisch gebliebene Gebiete gleichfalls verstärken würden. Italien hat sich neuerdings noch einen anderen Angriffspunkt gewählt. Da verschiedene Grossmächte eigene Postanstalten in den europäischen und asiatischen Verkehrszentren des Sultanreiches besitzen, so verlangte Italien die Zulassung seiner Postämter in Konstantinopel, Saloniki, Avlona, Smyrna und Jerusalem. Die türkische Ablehnung machte man durch eine ebenso rasch eingeleitete wie wieder beendete Flottendemonstration rückgängig. Die Konstantinopler Regierung in ihrer Ohnmacht konnte nur, der Form wegen, den einen Vorbehalt machen: sie bestreite das Recht jedes europäischen Grossstaates auf eigene Postämter, sie wahre sich deshalb für die Zukunft das Recht alle fremden Postämter wieder aufzuheben; aber solange andere Mächte sich noch des Privilegs erfreuen, solle auch Italien seine Postenklaven mitten innerhalb der türkischen Verwaltungsorganisation haben. In Ausnutzung seines raschen Sieges hat Italien gleich noch Zugeständnisse für den Grundbesitzerwerb und die Küstenschiffahrt in Tripolis verlangt.

Vor der Annahme der englisch-mazedonischen Reformvorschläge, die aus Mazedonien, der von Natur reichsten europäisch-türkischen Provinz, im wesentlichen ein zweites Kreta machen würden, scheint der kranke Mann am Bosporus allerdings vorläufig gesichert. Dafür hat England wiederum gedroht, es werde seine Zustimmung zur 3prozentigen Erhöhung der türkischen Zolleinnahmen vom Jahre 1907 wieder rückgängig machen. Wie viel schöner war es doch, als Russland und England genügend in Ostasien und an den indischen Grenzen beschäftigt blieben!

× ×

Amurbahn Dass das offizielle Russland in keiner Weise gewillt ist im fernsten Osten auf die Dauer zurückzuweichen, beweist die Zustimmung der *Duma* zum Amurbahnbau. Der geplante neue Riesenschienenweg würde im Westen von Tschita von der grossen sibirischen Bahn abzweigen und in grossem Halbkreis dem Amurflusslauf, in einer Strecke von mindestens 250 Meilen bis Chabarowsk folgen, wo die Ussuribahn bereits nach Süden die Verbindung mit Wladiwostok und dem Japanischen Meer herstellt. Gewaltige Berg-

länder, Haupt- und Nebenflussbetten, Frühjahrsüberschwemmungen setzen dem Werke ungeheure Schwierigkeiten entgegen, viel grössere als dereinst in den neunziger Jahren bei der Durchquerung der Steppen. Aber mindestens als Brückenbauer haben sich die russischen Ingenieure schon damals glänzend bewährt, wie überhaupt die trotz der Eingleisigkeit ermöglichte Leistungsfähigkeit der sibirischen Bahn einen der wenigen Lichtpunkte in der Kriegführung gegen Japan bildete. Auch die Kosten (440 Mill. M. für die erste Anlage, dann laufend jährlich 40 bis 60 Mill. M.) glaubt man aufbringen und tragen zu können. Als Ansiedlungsgebiet ist zwar das Gebiet des oberen Amur mit seinen sumpfigen Wäldern wenig oder gar nicht tauglich. Aber Blagowestschensk könnte wohl als Mittelpunkt eines emporstrebenden Goldminenbezirkes einen grossen Aufschwung nehmen; und von den Ussuriländern behaupten die russischen Siedelungskolonialpolitiker, dass hier Millionen von Ackern Landes nur der Erschliessung durch Zuwanderer harrten. Die Hauptziele sind jedoch zweifellos strategischer und allgemein reichspolitischer Art. Man will das äusserste Reichsglied im Osten nicht ohne Eisenbahnanschluss an Innersibirien und den Westen lassen. Man fühlt sich zudem des ständigen Besitzes der mandschurischen Schienenstrecken nicht unbedingt sicher, nachdem China ernstlich zu erwachen und sich auf seine eigenen, bisher schlummernden Kräfte zu verlassen beginnt. Das Rückkaufsrecht Chinas tritt zwar, betreffs der mandschurischen Eisenbahnen, gegenüber Japan im Süden wie Russland im Norden, erst in dreissig Jahren in Kraft. Doch hat erst neulich wieder der Zwischenfall mit dem Konsul der Vereinigten Staaten in Charbin gezeigt, dass die Geltendmachung grösserer chinesischer Souveränitätsrechte schon heute im Notfalle sehr energische Bundesgenossen findet.

X X

Kurze Chronik Die Umbildung des e n g l i s c h e n Kabinetts ist nunmehr vollendet. An Stelle von Asquith, dem jetzigen Premier, hat Lloyd-George, zuletzt der geschickte Chef des Handelsamtes, die Leitung der Finanzen übernommen; dafür ist Winston Churchill von der Kolonialverwaltung zum Handelsamt übergegangen. Morley hat das indische Ressort behalten, ist aber als neuernannter Peer in das Haus der Lords verpflanzt. Der unglückliche Briefempfänger Lord Tweedmouth bleibt im Ministerium, hat jedoch eine farblose Würde erhalten; statt seiner steht MacKenna an der Spitze der Admiralität. X Die p o r t u g i e s i s c h e n Wahlen ergaben für die *Cortes,* wie nunmehr endlich feststeht: 63 *Regeneradores,* 59 Progressisten, dazu 15 weitere sogenannte *Unabhängig-Gouvernementale,* 7 Dissidenten, 7 Republikaner, 3 Anhänger Francos, 1 Nationalist (Klerikaler). Es bestätigt sich, dass in Lissabon, in Oporto und auch noch in anderen Städten die Republikaner ansehnliche Stimmenziffern aufzuweisen hatten, jedoch durch die ganz widernatürlich-künstlich angegliederten Landbezirkswähler überstimmt wurden. X Die Vergewaltigung der Ruthenen durch die Polen führte zur Ermordung des g a l i z i s c h e n Statthalters Grafen Potocki durch einen jungen ruthenischen Studenten Siczynski. X Zwischen der deutschen und französischen Regierung wurde ein Vertrag abgeschlossen, der die Grenze zwischen K a m e r u n und dem französischen Kongogebiet bestimmter regelt. X Am 23. April wurde in Berlin das A b k o m m e n über die Nordsee von Deutschland, England, Frankreich, Holland, Dänemark und Schweden, in Petersburg das über die Ostsee von Russland, Deutschland, Schweden und Dänemark unterzeichnet.

X X

Literatur Fraktionsberichte und P a r t e i h a n d b ü c h e r finden heute nicht mehr die gleiche Beachtung wie früher; vielleicht mit Ausnahme unserer Partei, der Sozialdemokratie, die den Vorzug hat, dass sie sich ihren parlamentarischen Wirkungskreis noch immer neu schafft, und dass sie deshalb immer wieder vor neuen Problemen steht, die naturgemäss die Aufmerksamkeit stärker fesseln. Die Richterschen *ABC-Bücher* und *Sündenregister* haben bereits seit dem Anfang der neunziger Jahre ihre Bedeutung verloren und keine gleichwertige Nachfolge gefunden. Die freikonservativen und nationalliberalen Reichstags- und Landtagsüberblicke sind gleichfalls immer seltener und dürftiger geworden. Was vor den Wahlen massenhaft an Drucksachen hinausgeworfen wird, ist eigens auf ganz vorübergehende Agitationsbedürfnisse zugeschnitten und wird meist bereits mit dem letzten Wahltage zur wertlosesten Makulatur. Von Zeit zu Zeit fühlt man aber doch das Bedürfnis die Parteigenossen in umfassenderer Weise über die Gesetz-

gebungsfragen und die Parteistellungnahme zu unterrichten, und auch andere Parteien sollten alsdann an solchen Darstellungen nicht achtlos vorübergehen. Das Dezember 1907 abgeschlossene *Politische Handbuch der nationalliberalen Partei* ist noch viel umfänglicher geworden (über 1200 Seiten) als sein Vorgänger vom Jahre 1897. Unleugbar steckt viel Fleiss und Sachkunde in einzelnen Teilen. Andere Kapitel dagegen zeugen von einer hilflosen Verständnislosigkeit, wie zum Beispiel der Versuch die letztjährigen Strömungen in der deutschen Sozialdemokratie darzustellen. × *Die politischen Parteien in Deutschland* will Dr. Oscar Stillich in einer Reihe von Bänden »prinzipiell darstellen«. Der kürzlich erschienene 1. Band behandelt *Die Konservativen* /Leipzig, Klinkhardt/ nach ihren Grundsätzen und ihrer geschichtlichen Entwickelung. Einzelheiten sind dabei sehr gut herausgearbeitet, so der Umschwung in den handelspolitischen Fragen, das Schwanken in der Sozialreform. Ein Vorzug ist es auch, dass Dr. Stillich auf die grundlegenden materiellen Interessen als bewegende Kräfte für die Parteientstehung und Weiterentwickelung zurückzugehen sucht. Zu einer rechten inneren Belebung des Stoffes kommt er jedoch meines Erachtens nicht. Ich bezweifle überhaupt, ob man bei unserer eigenartigen deutschen Entwickelung gar so viel von Prinzipien, Weltanschauungen, Staats- und Gesellschaftsauffassungen unserer überkommenen bürgerlichen Parteien sprechen kann und darf.

Sozialistische Bewegung / Josef Bloch

Preussische Landtagswahlen Das preussische Zentralwahlkomitee hat am 14. April die offizielle Anweisung über die Taktik und das Verhalten unserer Partei bei der Landtagswahl an die Parteigenossen ergehen lassen. Es wird generell bestimmt, dass die Sozialdemokraten bei der Urwahl zunächst nur für sozialdemokratische Wahlmänner zu stimmen haben, in den Stichwahlen für bürgerliche dann, wenn deren Kandidaten mindestens 5 Tage vorher sich für Übertragung des Reichstagswahlrechts auf Preussen und für Neueinteilung der Wahlkreise schriftlich festgelegt haben, aber auch dies nur, wenn das Zentralwahlkomitee seine Zustimmung dazu gibt. In Wahlkreisen mit mehreren Abgeordneten, in denen die Sozialdemokratie den Ausschlag gibt, hat sie vor den Urwahlen die Abtretung eines Mandats zu fordern; wird diese Forderung nicht bewilligt, so ist eine Unterstützung der bürgerlichen Wahlmänner respektive Kandidaten verboten. Nachdem dieser Beschluss gefasst ist, erübrigt sich vor der Wahl eine Kritik, und wir wollen hoffen, dass es der energischen und leidenschaftlichen Arbeit der Parteigenossen gelingen wird eine gewaltige Zahl von Wählern, mindestens in der dritten Klasse, zusammenzubringen und in einer sehr grossen Zahl von Wahlkreisen eine ausschlaggebende Stellung zu erringen. Dem Eindruck dieser Demonstration wird man sich in den Kreisen, die über die Wahlreform zu entscheiden haben, dann nicht so leicht entziehen können.

Der Weg, der unter dem Gesichtspunkt der reinen Wahlreformpolitik gangbar schien: die Unterstützung aller Kandidaten, die sich für die geforderte Umgestaltung des Wahlsystems erklären, ist nicht beschritten worden. Das gemeinsame Vorgehen aller Wahlreformfreunde hätte, wie Freiherr von Zedlitz und Neukirch mit leise verachtendem Spott im *Tag* feststellt, »unzweifelhaft die meiste Aussicht auf Verstärkung der Anhänger des Reichswahlrechts« eröffnet. Doch war dieser Weg versperrt durch Beschränktheit auf der einen, durch Entrüstung auf der andern Seite. Der Erlass des Zentralwahlkomitees, der lediglich die Wahl selber regeln will, stellt nicht den Gesichtspunkt der Wahlrechtsreform in den Vordergrund, was sich durch die vorwiegend technisch instruierende Art der Anweisung erklärt. Die Parteigenossen aber werden stets dessen eingedenk sein, dass es sich hier nicht um eine beliebige Wahl handelt, bei der unser spezielles Parteiinteresse allein entscheidet, sondern um die Ermöglichung der Wahlrechtsreform, die den Beginn einer Umgestaltung der inneren Verhältnisse Preussens und den Beginn der Einflussnahme der Sozialdemokratie auf preussische Dinge ermöglichen soll. So wenig wir also mit den Liberalen der *Freisinnigen* und der *Vossischen Zeitung* gemein haben, und so scharf wir in grundlegenden Fragen uns ihnen entgegenstellen sollten: das eine müssen wir doch im Auge behalten, dass hier bei der Landtagswahl eine Gemeinsamkeit *ad hoc*, soweit sie jetzt noch möglich ist, der Wahlreform und damit der Arbeiterklasse zu gute kommt. Freilich liegt kein Anlass vor diese Erwägung allein den Freisinnigen gegenüber anzustellen, die bei dem Mangel an Bildung

und Kultur in ihren Kreisen noch nicht einmal die grössten Garantieen bieten. Nicht die Sympathie sondern die Antipathie kann hier zusammenführen. Vielleicht ist es auch für die freiheitlichen Elemente im Bürgertum noch nicht zu spät einen Druck auf die respektiven offiziellen Parteivertretungen auszuüben und den Rat zu befolgen, den Freiherr von Zedlitz ihnen geben zu können glaubte, da er dessen Befolgung für unmöglich erachtete. Einem ehrlichen Willen des Bürgertums gegenüber wird auch die Sozialdemokratie nicht versagen. Die Bedingungen, die sie offiziell stellt, sind in den meisten Fällen nicht unerfüllbar, und die diskretionäre Gewalt, die dem Zentralwahlkomitee gegeben ist, wird dieses sicher nicht zur Verstärkung der Wahlreformgegner ausüben. Auf dem Parteitag der *Freisinnigen Vereinigung* sagte der Abgeordnete D. Naumann am 23. April unter grossem Beifall: »Der Kampf um das preussische Wahlrecht muss eine Massenbewegung sein. Sozialdemokratie und Bürgertum müssen hier bis zum letzten Mann zusammenstehen.« Wenn er und seine beifallspendenden Freunde nun wirklich mit Energie sich ans Werk machen und die törichten Vorurteile in ihrer engern und weitern Umgebung zerstören, wird auch die preussische Sozialdemokratie den Weg der Verständigung, den das Zentralwahlkomitee offen gelassen, nicht meiden.

× ×

Holland: Parteitag Die holländische Sozialdemokratie bildet in ihren inneren Streitigkeiten ein verkleinertes, aber verbessertes Abbild der deutschen: Nachdem die kleine Gruppe, die sich *marxistisch* nennt, die *querelles d'Allemand* mit verstärktem Eifer und erhöhter theoretischer Unzulänglichkeit nach Holland verpflanzt hatte, erhielt sie auch die Gelegenheit in der praktischen Leitung der Partei ihre politische Unbrauchbarkeit zu erweisen. Zu längeren Experimenten hatte die Partei keine Lust, und das *marxistische* Interregnum nahm schnell ein katastrophisches Ende, so dass die Verelendungs- und die Zusammenbruchstheorie wenigstens für den *marxistischen* Körper eine gewisse Gültigkeit erhielten. Heute erkennt die holländische Partei den Reformismus als den Lebensnerv jeder sozialistischen Praxis auch offiziell an, und darin kann sie manchen grösseren Bruderparteien des Auslandes, die ja doch schliesslich alle die selbe Entwickelung durchmachen müssen, als Vorbild dienen.

Die holländischen *Marxisten* geben sich freilich mit dieser Entwickelung nicht zufrieden, und sie sind weit davon entfernt deren Notwendigkeit anzuerkennen. Sie schieben vielmehr, wie dies neulich in einer holländischen Korrespondenz der *Leipziger Volkszeitung* in komisch unbewusster Selbstkritik geschah, alle Schuld auf die Schlechtigkeit und Verschlagenheit der leitenden Personen. Es ist ja überhaupt eine internationale Eigentümlichkeit aller Ökonomisch-Historischen, dass sie gern eine ethische Entrüstung anfachen. Auch auf dem 14. Parteitag der holländischen Sozialdemokratie, der am 19., 20. und 21. April in Arnheim abgehalten wurde, suchte die *marxistische* Garde wieder gegen den herrschenden Reformismus mobil zu machen. Namentlich die Redaktion des Parteiorgans *Het Volk* wird von ihrem Hass verfolgt. Da man keine tatsächlichen Beschwerden vorzubringen hatte, und da die *prinzipiellen* Beschwerden doch allzu sehr diskreditiert sind, so versuchte man den Parteitag von der praktischen Seite zu nehmen; man klagte über das angeblich geringe Wachstum der Partei und gab die Schuld daran der revisionistischen Parteileitung. Leider entsprachen die Tatsachen nicht den Wünschen. Die Partei ist im Jahre 1907 von 7477 auf 8423 eingeschriebene Mitglieder angewachsen, die Anzahl der Organisationen stieg von 167 auf 176. In den Provinzialwahlen des Jahres 1907 kam man von 6 auf 21 Mandate, in den Gemeindewahlen eroberte man 60 neue Sitze; in Amsterdam stieg die Stimmenzahl von 8000 auf 13000 = 35% aller abgegebenen Stimmen. Mit ihren praktischen Vorwürfen konnten die *Marxisten* also kein Glück haben. Sie vereinigten sich nun auf einen Vorschlag die kollektive Redaktion des Zentralorgans durch einen Chefredakteur zu ersetzen. Der jetzigen Redaktion und vornehmlich dem Genossen Vliegen warf man allerhand Unterlassungssünden vor; zum Beispiel sollten sie zu wenig gegen die Kirche geschrieben haben. Viele Einzelheiten konnten die *Marxisten* freilich nicht vorbringen, aber die ganze Richtung passte ihnen begreiflicherweise nicht. Der Parteitag war anderer Meinung. Mit 204 gegen 86 Stimmen wurde die jetzige Redaktion bestätigt, und dies, nachdem Frau Roland Holst ausdrücklich ihre Kandidatur aufgestellt hatte, was übrigens auch der etwas gemässigte *Marxist* Mendels tat. Das geplante Misstrauensvotum gegen Vliegen und die Parteileitung ver-

wandelte sich in eine glänzende Anerkennung, und die *Marxisten* werden wieder ein Jahr Zeit haben, um neues Material gegen die Partei zusammenzutragen.

Abgesehen von diesem nun nachgerade zur Gewohnheit gewordenen Parteitagszwist wurden auch politische und soziale Fragen von Wichtigkeit behandelt: die Wahlrechtsfrage, die Unfallversicherung und die Frauenarbeit. Die Bedeutung dieses Parteitages für die holländische Sozialdemokratie und die Politik Hollands überhaupt wird in dieser Zeitschrift noch ausführlicher in einem besonderen Artikel gewürdigt werden.

× ×

Italien: Gewalttaktik Von grosser Bedeutung für die Entwickelung der Partei und der Gewerkschaften in Italien ist eine Konferenz der Parteileitung und der Leitung der *Confederazione del Lavoro,* die Anfang April in Rom stattfand. Die *Confederazione* hatte sie einberufen, um eine Amnestie von streikenden Arbeitern, die sich zu Gewalttaten hatten hinreissen lassen und zu harten Strafen verurteilt worden waren, in die Wege zu leiten, und sie hatte dazu die sozialdemokratische, die demokratische und die republikanische Parlamentsfraktion eingeladen. Die Parteileitung sah dahinter die Absicht ein Bündnis der drei Fraktionen für die nächsten allgemeinen Wahlen vorzubereiten, sie missbilligte daher diese Einberufung als einen Eingriff in ihre Befugnisse. Die Konferenz fand trotzdem statt. Merkwürdigerweise erschienen da auch die Syndikalisten, die weder Vertreter von Arbeiterkammern noch von Fachverbänden waren, also nicht die geringste Legitimation hatten. Selbstverständlich wurden sie auch zu den Beratungen nicht zugelassen, die nun in einem andern Saale stattfanden. Die Konferenz beschloss eine allgemeine Agitation für die Amnestie zu veranstalten. Es wurde aber dabei aus den Mitteln, die zur Anwendung kommen sollten, der Generalstreik ausdrücklich ausgeschlossen. Einige Tage später kam es bei einem Leichenzug, der einen verunglückten Arbeiter zur letzten Ruhe geleiten sollte, zu einem Zusammenstoss zwischen den Arbeitern, die die vorausbestimmte Route des Zuges abändern wollten, und der Polizei, die das nicht zuliess. Die Arbeiter warfen nach den Polizisten mit Ziegelsteinen, diese antworteten mit Revolverschüssen. Zum Zeichen des Protestes verhängte hierauf die Arbeiterkammer über Rom den Generalstreik, und drei Tage lang feierten die römischen Arbeiter. Die sozialdemokratische Parlamentsfraktion und die *Confederazione* rieten aber von einer Ausdehnung des Streiks auf andere Städte ab; die Bewegung blieb in der Tat, abgesehen von Bergamo, auf Rom beschränkt.

Das Blut, das in den Strassen Roms geflossen, hat aber diesmal einen gewaltigen Eindruck in den Kreisen der Partei gemacht. Man kommt allerorten jetzt zur Einsicht, dass es mit der Taktik der Gewalttätigkeit nicht weiter gehen könne, dass man endlich konsequent jedes Verlassen des friedlichen Weges verhindern müsse. Bissolati im *Tempo,* Turati in der *Critica Sociale,* Bonomi im *Avanti*: alle sprachen es offen aus, dass es unbedingt notwendig wäre die Arbeiterschaft vor jeglichen Gewalttätigkeiten zu warnen. Der neue Chefredakteur des Zentralorgans und Führer der Integralisten, der Abgeordnete Morgari, hat auch energisch Stellung genommen. In einer ganzen Artikelserie untersuchte er die Geschichte der bisherigen Zusammenstösse, er legte dar, dass die Arbeiter in den meisten Fällen mitschuldig waren. Er führte dann weiter aus, dass in einem modernen Staatswesen die Revolution in alter Manier nicht mehr denkbar wäre, dass man alles Gewaltsame endlich aufgeben sollte, um das Versammlungsrecht zu schützen. Seine Artikelserie lief auf das heraus, was Liebknecht schon vor Jahren gepredigt hatte: dass die Gewalt stets nur ein reaktionärer Faktor ist. Die Artikel Morgaris haben eine grosse Wirkung ausgeübt, und die Tatsache, dass die Integralisten jetzt so energisch den Kampf gegen den *Revolutionarismus* aufnehmen, beweist die immer schärfere Trennung der Sozialdemokratie von den Syndikalisten und Intransigenten jeder Gattung.

In der Kammer hat mittlerweile Bissolati einen Gesetzentwurf eingebracht, der die friedliche Beilegung von Streiks zum Zweck hat. Der Entwurf sieht Schiedsgerichte und unter gewissen Voraussetzungen den Streikzwang vor, hat also Ähnlichkeit mit dem Millerandschen Gesetz von 1900. Man wird sich damit noch zu beschäftigen haben.

× ×

Kurze Chronik Die Prozesse wegen der Wahlrechtsdemonstrationen in Preussen sind entgegen den Erwartungen

der Scharfmacher verhältnismässig harmlos verlaufen. × Die rumänische Regierung führt einen Vernichtungskrieg gegen die Sozialdemokratie; sie verhängt mit unerhörter Brutalität Ausweisungen über Ausweisungen. Genosse Ratkovski, der Führer der Partei, weilt zurzeit im Ausland; sein Bild ist in 40000 Exemplaren an alle Grenzwächter und Gendarmen verteilt. × Die sozialistische Parlamentsfraktion Italiens hat eine grosse Debatte über den Religionsunterricht in den Volksschulen angeregt; Bissolati wandte sich in einer schönen Rede gegen einen Erlass des Unterrichtsministers, der diesen begünstigt. × Genosse Keir Hardie ist nach seiner Rundreise um die Welt, die er am 12. Juli 1907 antrat, wieder in England eingetroffen. × In den Vereinigten Staaten von Amerika bereitet sich die Gründung einer selbständigen Arbeiterpartei nach englischem Muster vor; sie dürfte zur wichtigsten Tatsache der gegenwärtigen inneren Politik Amerikas werden. × Zwischen dem Vorstand der russischen Sozialdemokratie und der *Duma*fraktion gelangen zurzeit einige Unstimmigkeiten zum Austrag. Die in ihrer Mehrheit *bolschewistische* Parteileitung wünscht eine schärfere Tonart, während die Fraktion, in besserer Würdigung der tatsächlichen Verhältnisse, eine realistische Politik zu treiben sucht. Die Meinungsverschiedenheiten betrafen namentlich die Antwort der Fraktion auf die Regierungserklärung in der *Duma*.

× ×

Literatur Der *Referentenführer* Eduard Davids /Berlin, Buchhandlung *Vorwärts*/ hat bei seinem Erscheinen durch ein nebensächliches Versehen in einem Zitat in manchen Parteiblättern eine grosse Aufregung hervorgerufen. Eine Zeitlang schien es, als wäre die Stellung Goethes zum Kantianismus die aktuellste aller Parteifragen. In der 2. Auflage hat der Verfasser durch eine kleine Korrektur diese Frage für die Partei gelöst. Jene Parteiblätter können jetzt also ihre Aufmerksamkeit auf den übrigen Inhalt des Büchleins lenken und brauchen an dem Guten, das es enthält, nicht mehr vorbeizusehen. Die Schrift dürfte sicherlich vielen Parteirednern und solchen, die es werden wollen, gute Dienste leisten, soweit die Psychologie des einzelnen einer äusseren Belehrung nicht entgegensteht. Das, was beim öffentlichen Auftreten den meisten Eindruck macht, eine Massensuggestion erzeugt: die eigene Persönlichkeit, kann freilich durch noch so gut ausgedachte Regeln nicht ersetzt werden. Doch werden diese denen nützen, deren Natur sich für ihre Befolgung eignet. Dass die allgemeine Bildung an den Anfang gesetzt wird, ist durchaus richtig, und die Erfahrungen, die man in der Partei mit deren Ersatz durch die materialistische Geschichtsauffassung gemacht hat, lassen die Mahnung des Verfassers besonders beherzigenswert erscheinen. Eine philosophische Schulung ist für das Denken und die Tätigkeit eines jeden von höchstem Vorteil. Eine andere Frage ist, inwieweit die einzelnen ihrer überhaupt fähig sind. Immerhin ist die Beschäftigung wenigstens mit den Grundzügen der Geschichte der Philosophie schon aus dem Grunde zu empfehlen, weil sie den angehenden Referenten und Lehrer des Volkes zur Bescheidenheit erzieht, ihm von dem Wesen der Theorie wenigstens eine Ahnung gibt und eine Reihe von Hemmungen einschaltet bei der Aufnahme von allgemeinen Redewendungen, die als allgemeine Theorieen erscheinen wollen. Ob man dem Abschnitt *Philosophie und Religion* in der Davidschen Schrift vollständig beistimmen kann, ob im speziellen die paar Zeilen über das Kantische System bei ihrer Kürze dessen Wesen treffen konnten, sei hier nicht erörtert. In der Literaturangabe über Ethik und Religion wäre grössere Bestimmtheit im Interesse klarerer Stellungnahme zu wünschen gewesen. Der Mangel der Schrift scheint mir überhaupt der zu sein, dass in mehreren Abschnitten und namentlich in allen Literaturangaben die eigentliche Farbe fehlt. Bei den zugespitzten Richtungsgegensätzen in unserer Partei ist es freilich nicht leicht objektiv zu bleiben und doch die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Es liegt aber auch im Interesse der Ausbildung eines Referenten, dass ihm ein Wegweiser gegeben wird die pseudotheoretischen Schriften von den wirklich wissenschaftlichen zu scheiden. Eine gleichmässige und wohlwollende Titelzitierung und ein Verzicht auf die Erwähnung der charakteristischen Unterschiede kann gerade denen wenig nützen, die in erster Linie der Belehrung bedürfen. Es wird da wieder der Wunsch nach einer kritischen Bibliographie des Sozialismus rege, die uns noch immer fehlt, und die auch durch die ausgezeichnete, lebensvoll und gut geschriebene Schrift Paul Kampffmeyers *Die Sozial-*

demokratie im Lichte der Kulturentwickelung bei dem Zweck, für den sie verfasst, und bei ihrer geringen Ausdehnung nicht ersetzt werden kann. Wenn so der Davidsche *Referentenführer* einige Wünsche noch unerfüllt lässt, so kann man dem Autor daraus keinen Vorwurf machen, der die Aufgabe hatte eine offizielle Parteischrift zu schaffen und daher gerade in den Punkten sich Zurückhaltung auferlegen musste, in denen er von der immer noch offiziellen Parteimeinung dissentiert. Die Schrift, die, in lehrhaftem Ton geschrieben, eine Reihe trefflicher Ratschläge für die Praxis enthält, hat eine gute Aufnahme gefunden: die 2. Auflage wurde notwendig, weil die ersten 5000 Exemplare in wenigen Monaten vergriffen waren. Es sei ihr auch weiterhin guter Erfolg und weite Verbreitung gewünscht, und wir wollen hoffen, dass die durch sie Belehrten zur Befreiung der Parteiredekunst von einer veralteten Schablone und einer schädlichen Routine beitragen werden.

Gewerkschaftsbewegung / Ernst Deinhardt

Vereinsgesetz Das vom Reichstag nunmehr verabschiedete Reichsvereinsgesetz ist für die Gewerkschaften von tiefeinschneidender Bedeutung. Sie haben unter dem bisherigen, landesgesetzlich geregelten Vereinsrecht empfindlich zu leiden gehabt; es sei nur an die Verfolgungen des Fabrikarbeiter- und des Bergarbeiterverbandes wegen Vorlegung der Mitgliederliste am Verbandssitz für das ganze Vereinsgebiet, an die immer wieder beliebten polizeilichen Schikanen gegen die gewerkschaftliche Bewegung in Preussen und vor allen Dingen in Sachsen erinnert. Man konnte hoffen, dass eine reichsgesetzliche Regelung des Vereinsrechtes hierin Wandel schaffen würde; darin boten aber die Verhandlungen über das Reichsvereinsgesetz eine bittere Enttäuschung für die Gewerkschaften. Zwar ist es von den Gewerkschaften ohne weiteres als ein Fortschritt anzuerkennen, dass die Materie überhaupt reichsgesetzlich geregelt worden ist; ferner kann es als eine Verbesserung des geltenden Rechts für den grösseren Teil des Reichs bezeichnet werden, dass die Frauen sich politisch organisieren dürfen, dass die Vereinsvorstände zur Einreichung des Mitgliederverzeichnisses der Polizeibehörde künftig nicht mehr verpflichtet sind, und dass es einer Anzeigepflicht für öffentliche Versammlungen, »die öffentlich bekannt gemacht worden sind« sowie für Wahlversammlungen und Versammlungen im Sinne des § 152 G. O. künftig nicht mehr bedarf. Aber diese Verbesserungen des bisher geltenden Rechts besonders in Preussen, Sachsen und Mecklenburg werden aufgewogen durch die Verschlechterungen, die die §§ 12 und 17 des Gesetzes bringen. § 12, der es den Gewerkschaften direkt unmöglich macht die von den Unternehmern als Lohndrücker nach Deutschland gezogenen ausländischen Arbeiter durch Versammlungen aufzuklären und zu den Zielen der deutschen Gewerkschaften zu bekehren, und § 17, der den jugendlichen Personen unter 18 Jahren jede politische Vereins- und Versammlungstätigkeit verbietet. Beide Paragraphen bedeuten für die Gewerkschaften schwere Hemmungen, und das um so mehr als auch in diesem Gesetz den Polizeibehörden weitestgehende Befugnisse eingeräumt und damit die Möglichkeiten schwerer Schikanen gegen oppositionelle Bewegungen und Bestrebungen geboten werden. In gewerkschaftlichen Kreisen empfindet man diese Bestimmungen als einen Schlag gegen die freiheitliche, auch gegen die gewerkschaftliche Bewegung.

× ×

Baugewerbe Die Tarifbewegung im Baugewerbe ist auch jetzt noch nicht zum Abschluss gekommen, doch hat sich die Situation nicht noch weiter verschärft, und es besteht jetzt immerhin einige Aussicht auf gütliche Beilegung der Differenzen. Mitte März war die Situation allerdings sehr bedenklich. Die örtlichen oder bezirksweise geführten Verhandlungen waren allenthalben abgebrochen worden, weil die Unternehmer jedes Entgegenkommen auch den bescheidensten Wünschen der Arbeiter gegenüber ablehnten. Eine Aussperrung oder ein Streik auf der ganzen Linie war am 1. April, dem Ablauftermine der meisten Verträge, unvermeidlich, wenn es nicht im letzten Augenblick gelang, die Parteien zu Verhandlungen über eine bessere Fassung des von den Unternehmern verlangten Tarifvertragsmusters, das jede Einigung zwischen Unternehmern und Arbeitern unmöglich machte, zusammenzuführen. Es ist das Verdienst des Herausgebers der *Sozialen Praxis*, des Professors Dr. Francke, dass er diese Verhandlungen bei den beteiligten Organisationen angeregt und die Parteien einander genähert hat. Die Verhandlungen fanden am 25. und 26. März

in Berlin unter dem Vorsitz des Berliner Gewerbegerichtsvorsitzenden von Schulz statt, dem die im gewerblichen Einigungswesen wohlerprobten Vorsitzenden des Münchener und Essener Gewerbegerichts Dr. Prenner und Dr. Wiedfeldt assistierten. Nach 23 stündigen Auseinandersetzungen wurde auch zwischen den Unternehmer- und Arbeiterorganisationen über die allgemeinen strittigen Fragen (tüchtige Arbeit, Akkordarbeit, Agitations- und Beschäftigungsklausel), die bisher dem Abschluss von Lokaltarifen hinderlich waren, eine Einigung erzielt. Allerdings verzichteten die Arbeitervertreter auch auf die Forderung einer Verkürzung der Arbeitszeit für die nächste Vertragszeit und erklärten sich damit einverstanden, dass die neuen Verträge eine 2jährige Geltungsdauer, bis zum 31. März 1910, erhalten. Der in diesen Verhandlungen nunmehr vereinbarte Mustervertrag soll den örtlichen Vertragsverhandlungen zur Grundlage dienen. Solche Verhandlungen haben in den wichtigsten Orten und Bezirken bereits stattgefunden. Dabei ist es nur in München, in Dresden und in Posen zum Abschluss eines Vertrages gekommen, in den beiden ersten Orten auch da nur durch Schiedssprüche des Einigungsamtes des örtlichen Gewerbegerichts. Die Verhandlungen für Berlin, für das Untermain- und das Ruhrgebiet sind vorläufig als ergebnislos abgebrochen worden, weil die Unternehmer in der Lohnfrage Zugeständnisse nicht machen wollen. Die Situation ist nach wie vor recht gespannt, immerhin besteht jetzt doch mehr Aussicht auf eine gütliche Beilegung der Differenzen als vor einem Monat.

X X

Malergewerbe Im Malergewerbe ist eine Aussperrung vollzogen worden, wobei es sich ebenfalls um die von den Unternehmern geplante Durchführung eines Generaltarifs handelt. Die Unternehmer hatten diesen Generaltarif einseitig festgesetzt; als über ihn später Verhandlungen stattfinden sollten, scheiterten sie, weil den *gelben*, Hirsch-Dunckerschen und christlichen Gewerkschaften, die im Vertragsgebiet gar keine oder nur wenig Mitglieder haben, das selbe Recht der Vertretung eingeräumt werden sollte, wie der mit 12000 Mitgliedern in betracht kommenden freien Gewerkschaft. Die Aussperrung, die am 11. April begann, erstreckt sich in der Hauptsache über Süddeutschland. Anscheinend haben die Unternehmer hierbei stark ihre Kräfte überschätzt, da nur 2300 Arbeiter in Mitleidenschaft gezogen wurden.

X X

Holzindustrie Die grosse Tarifbewegung in der Holzindustrie, die von den Unternehmern für das Frühjahr 1908 inszeniert worden war, hat nunmehr ihren Abschluss gefunden. Die Vertragsverhandlungen an den in betracht kommenden Orten, Stuttgart, Kassel, Eisenach, Chemnitz, Stralsund, Jena, Elbing, Posen, Forst, Luckenwalde, Darmstadt, Essen, Detmold, Neumünster, Osnabrück, Wiesbaden, Potsdam, Frankfurt a. M., Magdeburg, Herford, Elberfeld, Zoppot und Hamburg, hatten trotz Eingreifens der Zentralinstanzen der Arbeiter- und Unternehmerorganisationen nur in einigen wenigen Fällen einen Erfolg gehabt. In der Hauptsache blieben die Differenzfragen betreffend Lohn und Arbeitszeit offen, weil die Unternehmer es zumeist an jedem Entgegenkommen den Wünschen der Arbeiter gegenüber fehlen liessen. So blieb es der interlokalen Schiedskommission, die unter dem Vorsitz des Freiherrn von Berlepsch vom 25. März mit einer kurzen Unterbrechung bis zum 6. April tagte (vergl. pag. 187), vorbehalten die Arbeitsbedingungen für die 23 an der Bewegung beteiligten Vertragsorte festzusetzen respektive einen *modus vivendi* für die neuen Verträge zu finden. Das ist nach mehrwöchigen, anstrengenden Verhandlungen, an denen auch Vertreter der beiderseitigen Zentralvorstände und der Arbeiter und Unternehmer der fraglichen Orte teilnahmen, auch geschehen. Am meisten setzten die Unternehmer dem Verlangen der Arbeiter auf Abschluss 3jähriger Verträge Widerstand entgegen, doch gelang es den Arbeitern für alle Orte mit einer Ausnahme den 11. Februar 1911 als Ablauftermin der Verträge einheitlich festzusetzen. Nicht weniger gross war der Widerstand der Unternehmer den rein materiellen Forderungen der Arbeiter gegenüber. Nur in wenigen Fällen ist es darüber zu einer Einigung zwischen den Vertragskontrahenten gekommen, zumeist musste darüber die Schiedskommission entscheiden, wobei wieder nur der Vorsitzende den Ausschlag gab. Mit Ausnahme von 4 Orten wurde allenthalben eine Arbeitszeitverkürzung von 1 oder 2 Stunden pro Woche und an allen Orten Lohnerhöhungen erzielt, die zwischen 2 und 5 Pf. pro Stunde schwanken. Berücksichtigt man, dass zurzeit die Ge-

schäftslage in der Holzindustrie recht ungünstig ist — in Berlin sind beispielsweise im April, einem der besten Geschäftsmonate, noch über 3000 Holzarbeiter arbeitslos —, so wird man diesen Abschluss als für die Arbeiter günstig bezeichnen müssen. Diese Bewegung, die im Spätjahr noch eine Fortsetzung findet, kann als eine weitere Etappe auf dem Wege zur Tarifgemeinschaft in der Holzindustrie bezeichnet werden. Die bedeutungsvollsten Tarifverträge dieser Industrie konzentrieren sich nun auf zwei verschiedene Ablauftermine, den 12. Februar 1910 und den 11. Februar 1911. Es dürfte nur eine Frage der Zeit sein, dass für alle Verträge ein gemeinsamer Ablauftermin bestimmt wird.

× ×

Kurze Chronik Der *Verband der Verwaltungsbeamten der Krankenkassen und Berufsgenossenschaften* und der *Zentralverband der Bureauangestellten* vereinigen sich am 1. Juli zu einer einheitlichen Organisation. Beide Organisationen zählen zusammen 4200 Mitglieder. × Der langjährige Redakteur und Expedient des Buchdrucker*korrespondenten*, Konrad Eichler, ist am 19. März in Leipzig gestorben. Er erfreute sich in gewerkschaftlichen Kreisen grossen Ansehens. × Der Verband der Zivilberufsmusiker nimmt eine Erhebung vor über die Erwerbs- und Einkommensverhältnisse der Musiker. × Eine internationale Schneiderkonferenz findet Ende August im Anschluss an den Schneiderverbandstag in Frankfurt a. M. statt. × Dem *Verband der Fachvereinigungen* Hollands, der neuen Gewerkschaftszentrale dieses Landes, gehörten am 1. Januar 24 Organisationen mit 32 270 Mitgliedern an.

× ×

Literatur Die Literatur über die Tarifverträge hat eine gute Bereicherung erfahren durch eine Abhandlung Adolf Brauns *Die Tarifverträge und die deutschen Gewerkschaften*, die zunächst in der *Holzarbeiterzeitung* als Artikelserie erschienen und jetzt vom Verfasser in Buchform herausgegeben worden ist /Stuttgart, Dietz/. Die ansprechende Schrift informiert recht gut über die gegenwärtige Art und Bedeutung der Tarife sowohl für die Arbeiter wie für die Unternehmer und für die Volkswirtschaft, aber auch über die Literatur, die rechtliche Seite der Sache wie über vieles andere, was mit dieser Frage zusammenhängt. × In Parvus' Broschüre *Der gewerkschaftliche Kampf* /Berlin, Buchhandlung *Vorwärts*/ wird das Wesen dieses Kampfes erörtert. Leider hat der Verfasser nicht unterlassen sich auch in dieser doch für die Agitation berechneten Schrift in unpassender Weise mit den Gewerkschaftsbeamten und *Kassenzahlenmenschen* über den Wert der Maifeier auseinanderzusetzen. Welches Geschrei über *Verrat* etc. würde man anstimmen, wenn die Gewerkschaften in ihrer Agitationsliteratur in analoger Weise sich mit den *Parteipäpsten* auseinandersetzen wollten! × *Über Streiks und Aussperrungen* verbreitet sich Professor Dr. Phil. Stein /Dresden, Zahn & Jaensch/. Man braucht nicht alles, was der Verfasser sagt, zu unterschreiben, und man wird doch zugeben müssen, dass er eine in der Hauptsache durchaus objektive und sachgemässe Würdigung der Arbeitskämpfe gibt. × Von Publikationen der Organisationen selber sind hervorzuheben: *Lohntarife und Tarifverträge im Schneidergewerbe 1906 bis 1907*, eine angesichts der grossen Bedeutung der Tarifbewegung im Schneidergewerbe wichtige Sammlung; weiter *Beiträge zur Kenntnis der Lage der Hüttenarbeiter Deutschlands*, *Statistische Erhebungen über die Lohn- und Arbeitsverhältnisse der Bauklempner und Installateure Deutschlands* und *Lohn- und Arbeitsverhältnisse der auf Werften beschäftigten Metallarbeiter*, sämtlich herausgegeben vom Metallarbeiterverband; ferner die Schrift des Schiffszimmererverbandes *Die Lage der deutschen Schiffszimmerer* und zwei Publikationen des Zimmererverbandes über die von dieser Organisation im August 1906 vorgenommenen statistischen Erhebungen über Organisationsverhältnisse, Arbeitszeit, Stundenlöhne etc. × Auch einige Agitationsschriften verdienen hier erwähnt zu werden: *Was will der deutsche Photographengehilfenverband?*, ferner *Was lehren uns die modernen Wirtschaftskämpfe?*, vom Bildhauerverband herausgegeben, schliesslich eine Aufklärungsschrift des Holzarbeiterverbandes über die Milzbrandgefahr.

WISSENSCHAFT

Philosophie / Franz Staudinger

Erkenntnistheorie Die bedeutendste Erscheinung der letzten Zeit, die auch besondere Aufmerksamkeit verdient, ist unstreitig das Werk

Ernst Cassirers *Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit* /Berlin, Bruno Cassirer/. Zwei riesige Bände von 600 und 700 Seiten, aber auch mit wirklichem Inhalt. Umfassende Gelehrsamkeit und scharfbohrender Verstand, eine Fähigkeit das scheinbar Weitabliegende je nach bestimmten Gesichtspunkten klar herauszuarbeiten und die Gegenstände, oft die scheinbar entlegensten, unter diesen Gesichtspunkten zu schauen, charakterisieren den Autor. Den Gedanken der wissenschaftlichen Methode, durch die die Gegenstände erfassbar sind, an Stelle der Gegenstände selbst zu setzen, die Gesetzmässigkeit der Dinglichkeit überzuordnen: dieser Methode, die heute auf den Einzelgebieten jeder Mann der Wissenschaft befolgt, will er wesentlich auf dem Boden Kantischen Denkens fussend auch der Erforschung des Erkenntnisproblems zu grunde legen. Und so arbeitet er dies nach einer kurzen, die Methodik und deren Entwickelung im Altertum behandelnden Einleitung im 1. Bande von Nikolaus von Cusa bis P. Bayle, im 2. von Spinoza bis Kant durch. Die Erfahrung, so heisst es am Schluss, ist endlich nach dem Ergebnis, unendlich im Hinblick auf die Gesetzlichkeit des Fortschritts. Die Auflösung des Gegebenen in die reinen Funktionen der Erkenntnis bildet das endgültige Ziel und den Ertrag der kritischen Lehre. Endgültig? Freilich an diesem Buche, das dies so eindringend auseinandersetzt, wird niemand, der weiter forschen will, vorübergehen dürfen: aber trotz allem bleibt eine Frage übrig, die weitere Zurückführung der Funktionen in der Wissenschaft auf die Frage nach dem Aufbau der gemeinen Naturerfahrung, die wir der wissenschaftlichen Erkenntnis zu grunde legen müssen. Hinter all den Feststellungen Cassirers erhebt sich vor allem das Problem: Was ist *Begriff?*

× ×

Ethik Das Büchlein O. Kirns *Sittliche Lebensanschauungen der Gegenwart* (*Aus Natur und Geisteswelt* /Leipzig, Teubner/) behandelt in 6 Vorträgen den Naturalismus, Utilitarismus, Evolutionismus, die ästhetische, idealistische und christliche Weltanschauung. Der christliche Jenseitsglaube ist nach Kirn der konsequente Abschluss einer idealistischen, sittlichen Anschauung des Lebens und der Welt. Darin, wie in manch anderen Theorieen des Leipziger Professors werden ja nun freilich andere anderer Meinung sein.

Nur halb der Ethik gehört das ebenda erschienene Werkchen J. Cohns *Führende Denker* an, als welche Cohn Sokrates, Plato, Descartes, Spinoza, Kant und Fichte ansieht, von denen schöne Abbildungen beigegeben sind. Den geschlossenen Handelstaat Fichtes stellt er mit einer gewissen Geflissentlichkeit dem Sozialismus entgegen. Da er aber doch die sittlichen Ideale dessen, was wir sollen, dem heutigen Leben angepasst und daraus entwickelt haben will, so wäre die Frage, ob man da nicht gerade wirtschaftliches Zusammenwirken an Stelle wirtschaftlichen Kampfes wollen — sollte.

× ×

Kurze Chronik In Heidelberg findet vom 31. August bis zum 3. September dieses Jahres der 3. internationale Kongress für Philosophie statt, der 1900 in Paris begründet ward und 1902 in Genf zum zweiten Male tagte. Nähere Auskunft über die Tagung gibt der Generalsekretär Dr. Elsenhans in Heidelberg. × Der *Deutsche Bund für weltlichen Moralunterricht* versendet seine erste Flugschrift *Weltlicher Moralunterricht in der Schule eine Forderung der Zeit.* Nähere Auskunft über den Bund gibt Dr. Penzig in Charlottenburg. × Am 12., 13. und 14. Juni findet in Frankfurt a. M. der diesjährige Freidenkerkongress statt. × Das *Kartell der freiheitlichen Vereine Münchens* hat sich ein eigenes Heim und ein Sekretariat geschaffen und gedenkt ein kulturpolitisches Seminar zu begründen. × Die *Kantgesellschaft* hat eine philosophische Preisaufgabe gestellt: Welches sind die wirklichen Fortschritte, die die Metaphysik seit Hegels und Herbarts Zeiten gemacht hat? Die Arbeiten, für die 2 Preise von 1000 und 600 M. ausgesetzt sind, sollen bis zum 22. April 1910 an das Kuratorium der Universität Halle eingeliefert werden. Nähere Auskunft erteilt Professor Dr. Vaihinger in Halle.

× ×

Literatur Von der bekannten, rasch in das Publikum gedrungenen trefflichen *Geschichte der Philosophie* Karl Vorländers /Leipzig, Dürr/ ist die 2. neubearbeitete Auflage erschienen. Äusserlich gleicht sie die früher an Umfang gar zu verschiedenen Bände dadurch aus, dass sie die Geschichte der mittelalterlichen Philosophie aus dem 2. in den 1. Band verweist.

Innerlich ist das Werk nicht nur durch die nötigen Nachträge verbessert und bereichert, sondern einige Partieen, besonders Leibniz, sind unter dem Einfluss des obengenannten Cassirerschen Werkes ganz umgearbeitet worden. Dass Vorländer die neuesten Erscheinungen, die sich ja einer systematischen Ordnung noch vielfach spröde entgegenstellen, trotz Abratens in kurzem Umriss behandelt, empfinde ich als Vorzug; das Werk soll doch auch ein Orientierungs- und Nachschlagewerk für solche sein, die sich den umfangreichen Ueberweg-Heinze nicht anschaffen können. Möge es auch in der neuen Auflage tüchtig wirken! × Sodann ist der 3. Band der *Geschichte der Philosophie* des Professors Ad. Mannheimer /Frankfurt a. M., *Neuer Frankfurter Verlag*/ erschienen. Der fleissige Verfasser bietet uns hier eine Übersicht über die Philosophie von Kant bis Hegel, wobei bei Kant gerade die kleinen praktischen Schriften ausführlich behandelt werden. Sein Sohn Franz Mannheimer, der das Werk für den schwer erkrankten Vater ergänzt hat, fasst die folgende Philosophie seltsamerweise unter der Allgemeinbezeichnung *Positivismus* zusammen, während er in Emerson, Nietzsche, Eucken, dem Ästhetizismus usw. Übergänge zu einem Idealismus erblickt, den er als einzig begeisternde Philosophie ansieht.

Naturwissenschaften / Bruno Borchardt

Ursache und Zweck in der Biologie

Als einer der wesentlichsten Vorzüge des von Darwin aufgestellten Selektionsprinzips galt die dadurch möglich gewordene Einsicht in die Zweckmässigkeit des Geschehens auf physiologischem und biologischem Gebiet. Das Kausalitätsbedürfnis hatte die *causae finales* aus der philosophischen Weltauffassung längst gestrichen, ohne doch irgendwie in auch nur einigermassen befriedigender Weise das zweckmässige Geschehen erklären zu können. Das Selektionsprinzip brachte hier scheinbar vollständige Klarheit, was wohl einer der Gründe war, die ihm zu einem so schnellen und umfassenden Erfolg verhalfen. In neuester Zeit ist aber die Selektionslehre vielfach angegriffen worden, ja, es gibt eine wissenschaftliche Richtung, die dem Selektionsprinzip überhaupt keine Geltung und Mitwirkung bei der Entstehung der Arten zugestehen will. Einer der namhaftesten Vertreter dieser Richtung ist Pauly; seine Anschauungen sind in einem Büchlein A. Wagners *Der neue Kurs in der Biologie* /Stuttgart, *Kosmos*/ dargestellt.

Der Neulamarckismus (so wird diese Richtung gewöhnlich bezeichnet) erklärt die Entstehung der Arten durch direkte Anpassung der Organismen an die Lebensbedürfnisse, wie sie sich durch die wechselnden äusseren Einflüsse gestalten. Jeder sich anpassende Organismus betätigt sich hierbei aktiv und wird geleitet durch ein — wenn auch nicht menschliches sondern unter Umständen sehr primitives — Bewusstsein, das eine Willensreaktion herbeiführt. Dadurch gewinnt, wie man sieht, die teleologische Auffassung von neuem Bedeutung, indem neben der mechanischen Kausalität eine für die lebenden Organismen spezifische teleologische Kausalität angenommen wird. Ausdrücklich wird auch den niedrigsten Organismen einschliesslich der Pflanzen bewusste Empfindung zuerkannt und eine aktiv psychische Reaktionsfähigkeit, welche eine bewusste Selbstumgestaltung der Organismen zur Erreichung des Lebenszweckes bewirkt. Nach dieser Auffassung ist die Änderung, die sich an einem sich anpassenden Organismus vollzieht, nicht nur durch vorhergehende sondern auch durch auf sie folgende Vorgänge ursächlich bedingt, die Abänderung erscheint als eine Funktion nicht nur des *antecedens* sondern auch des *succedens*. Durch diese Auffassung ist aber sicherlich nicht eine Lösung des teleologischen Problems gegeben, höchstens eine Umschreibung. Die *teleologische Kausalität* ist eben nichts weiter als ein Wort. Unter Kausalität verstehen wir doch eben die Bedingtheit des zeitlich folgenden Zustandes durch den vorhergehenden. Verwerfen wir diese Annahme, so geben wir damit zu, dass das Kausalitätsprinzip als einzige Grundlage der wissenschaftlichen Forschung nicht anzuerkennen ist. In der Tat schlägt Wagner auch vor, den Kausalitätsbegriff ganz auszuschalten und nur von *Gesetzmässigkeiten, Bedingungen, Zusammenhängen* zu reden. Nun ist es ja zweifellos richtig, dass wir nirgends Ursachen und Wirkungen beobachten sondern stets nur die Aufeinanderfolge von Erscheinungen; aber trotzdem bleibt doch das Kausalitätsbedürfnis bestehen, das die Ableitung des folgenden Zustandes aus dem vorhergehenden, nicht umgekehrt des vorhergehenden aus dem folgenden, verlangt. Wenn man übrigens auch bei den nie-

drigsten Organismen ein Mass von Bewusstsein annimmt, das ausreicht, um in *bewusster* Weise auf den Körper zu wirken, so müsste doch die Fähigkeit zu zweckmässiger Reaktion vorausgesetzt werden, also eine kausal zurzeit wenigstens ganz unverständliche Erscheinung; nimmt man sie aber als gegeben an, so dürfte man doch eine unzweckmässige Betätigung dieser Reaktionsfähigkeit in der Natur nicht beobachten, während solche doch zweifellos vorhanden sind: man braucht nur an die rudimentären, die Existenz des damit behafteten Wesens schädigenden Organe zu denken. Somit muss die teleologische Reaktionsfähigkeit beschränkt sein und zwar offenbar durch die ererbte Organisation. Für die Entstehung zweckmässiger Abänderungen kann also der Neulamarckismus keineswegs eine befriedigende Erklärung geben. In der Forderung der Ausschaltung des Kausalitätsbegriffs aus der naturwissenschaftlichen Erörterung stimmen die Neulamarckisten mit Max Verworn überein, der in seinem Vortrag *Die Erforschung des Lebens* /Jena, Gustav Fischer/ ausführt, dass kein Vorgang in der Welt existiere, der nur durch einen andern bestimmt wäre, dass jeder vielmehr stets von einer ganzen Reihe anderer abhängig sei, und dass man deshalb nicht einen einzelnen als seine *Ursache* bezeichnen dürfe: im Kausalbegriff liege überhaupt etwas Mystisches, besser sei es statt von *Ursachen* von *Bedingungen* zu sprechen; vollkommen erklärt sei ein Vorgang, wenn alle Bedingungen bekannt seien, von denen sein Eintritt abhänge. Zum Schluss seiner interessanten Darlegungen über die bisherigen Wege und Ergebnisse der Erforschung des Lebens wirft Verworn die Frage nach der Erklärbarkeit des Bewusstseins auf, die du Bois-Reymond bekanntlich mit dem berühmt gewordenen *Ignorabimus* beantwortet hat. Verworn betont nachdrücklich, dass hier eine falsche Fragestellung vorliegt. Man dürfe weder von einer gegenseitigen Beeinflussung psychischer und physischer Vorgänge noch von einem psychophysischen Parallelismus reden, in Wirklichkeit handle es sich nicht um Vorgänge zweierlei Art sondern nur um eine einzige Reihe von Vorgängen; eine wissenschaftliche Analyse der Bewusstseinsvorgänge habe die Aufgabe »sämtliche Bedingungen festzustellen, unter denen Empfindungen, Vorstellungen, Gedanken, Gefühle und Willensakte zu stande kommen. Sind diese Bedingungen sämtlich ermittelt, so ist der Bewusstseinsvorgang erklärt. Er ist nichts anderes als dieser Bedingungskomplex selbst . . . Könnten wir . . . das ganze Geschehen in den Zellen des Gehirns bis in jede Atombewegung hinein überblicken und wären uns zugleich alle ausserhalb des Gehirns gelegenen Faktoren des gesamten Bedingungskomplexes bekannt, so verständen wir auch, wie Bewusstsein entsteht.« Freilich könnte man auch dann in den Gehirnzellen die Empfindungen und Gedanken eines anderen nicht wahrnehmen, eine solche Erwartung wäre schlechthin widersinnig, denn die Empfindungen des andern sind ja von dem sie hervorrufenden Bedingungskomplex abhängig, der da, wo diese Empfindungen zu stande kommen, ein ganz anderer ist als bei mir, wenn ich das Gehirn des andern betrachte. »Stelle ich dagegen bei mir den gleichen Komplex von Bedingungen her wie er bei ihm besteht, . . . so entsteht auch bei mir die selbe Empfindung. Man hat also im Grunde nur einen einzigen kleinen Fehler gemacht, wenn man versucht hat, die Empfindungen eines andern in seinem Gehirn zu sehen: Man hat nur *Mein* und *Dein* nicht unterschieden. Nur wo gleiche Bedingungen sind, da sind auch gleiche Empfindungen. Unsere ganze Aufgabe bei der Erforschung der Empfindungs-, Vorstellungs-, Gedankenmechanik besteht wie überall bei der wissenschaftlichen Forschung nur in der Ermittelung ihrer gesamten Bedingungen. Das ist und bleibt der Weisheit letzter Schluss.«

Wenn das Fallenlassen des Begriffs der *Ursache* Verworn auch mit den Neulamarckisten gemein hat, so ist sein prinzipieller Standpunkt doch ein ganz anderer: Verworn erkennt als Bedingungen für einen Lebensvorgang nur die zur Zeit seines Eintritts gegebenen Bedingungen an, während die Neulamarckisten auch noch später eintretende Vorgänge als solche Bedingungen in Rechnung ziehen wollen: ein *neuer Kurs* in der Biologie, den die Mehrzahl der Biologen wohl ablehnen wird.

× ×

Kurze Chronik Der Senior der deutschen Physiker, der 84jährige Professor Johann Wilhelm Hittorf, in weiten Kreisen am bekanntesten durch seine Untersuchungen über den Durchgang der Elektrizität durch verdünnte Gase, überwies der Universität Münster i. W. zur Förderung

des mathematischen und naturwissenschaftlichen Studiums ein Kapital von 25000 M. als Geschenk. × Die *Naturforschende Gesellschaft* in Frankfurt a. M. hat den von Reinach-Preis den sie alle 2 Jahre für die beste Arbeit über Geologie, Mineralogie oder Paläontologie aus der weiteren Umgebung von Frankfurt verleihen kann, diesmal für eine Arbeit über *Oberpliozäne Flora und Fauna des Untermaintales* den Professoren Dr. F. Kinkelin in Frankfurt a. M. und Dr. H. Engelhardt in Dresden zuerkannt. × In München starb am 31. Januar Carl von Voit im 77. Lebensjahre. Mit Voit ist einer der letzten aus dem grossen Zeitalter der Blüte der biologischen Wissenschaften dahingegangen. Seine Arbeiten liegen zu einem grossen Teil auf dem Gebiet der biologischen Chemie, wo er an Liebig anknüpfte und im Verein mit Pettenkofer bahnbrechend wirkte. Die Ergebnisse, zu welchen die Arbeiten Voits über den Stoffwechsel führten, sind grundlegend geworden für unsere Erkenntnis einer rationellen Ernährung. × Professor Dr. Arnold Dodel, bekannt durch seine Streitschrift *Moses oder Darwin?* ist am 11. April in Zürich im 65. Lebensjahr gestorben. Dieser mutige Kämpfer für Volksaufklärung war aus dem Stande der Volksschullehrer hervorgegangen.

× ×

Literatur Der berühmte schwedische Chemiker Svante Arrhenius hat in seinem Buch *Das Werden der Welten* /Leipzig, *Akademische Verlagsgesellschaft*/ den Versuch einer einheitlichen Darstellung der Weltbildung unternommen, wobei in Einzelheiten neue Wege eingeschlagen werden, die allerdings zuweilen zum Widerspruch herausfordern müssen. × In H. Emdens *Gaskugeln, Anwendungen der mechanischen Wärmetheorie auf kosmologische und meteorologische Probleme* /Leipzig, Teubner/ wird nach der theoretischen Behandlung der Gesetze von Gaskugeln von der Grösse der Sonne in den Anwendungen die Entwickelung des Sonnensystems nach Lockyer und G. H. Darwin aus einer Staubwolke betrachtet. Die Schwierigkeiten der Meteoriten- oder Staubmassentheorie sind jedoch nicht immer mit voller Schärfe hervorgehoben. × *Ptolemäus oder Kopernikus?* von Karl Neisser /Leipzig, Barth/ ist ein interessant geschriebenes Werkchen, das jedoch in seiner Kritik der Beweiskraft der Zentrifugalkraft, des Foucaultschen Pendels, der Aberration und der Parallaxen der Fixsterne gegen die *Wirklichkeit* der Erdbewegung keineswegs überzeugend ist. × Sehr dankenswert ist die von T. E. Aschkinass besorgte deutsche Ausgabe des umfassenden Werkes des englischen Physikers E. Rutherford *Die Radioaktivität* /Berlin, Springer/, in dem der gegenwärtig das lebhafteste Interesse erregende Gegenstand übersichtlich und erschöpfend behandelt ist. × Die Schrift J. P. Kuenens *Die Zustandsgleichung der Gase und Flüssigkeiten und die Kontinuitätstheorie* /Braunschweig, Vieweg/ ist eine gute systematische Darstellung der Arbeiten, die in dem seit der epochemachenden Aufstellung der Zustandsgleichung verflossenen Menschenalter auf diesem Gebiete geleistet sind. × Das Buch O. Dziobeks *Die Grundlagen der Mechanik* /Berlin, Mittler/ hat den pädagogischen Zweck auf möglichst elementarem Wege in die wissenschaftlichen Begriffe der Mechanik einzuführen. Möglichst elementar heisst aber nicht etwa mit Verzicht auf die Infinitesimalrechnung.

Hygiene / Heinrich Grün

Sexualhygiene Über dieses schwierige Kapitel ist die Literatur in der letzten Zeit zwar sehr stark angewachsen, aber es wird nur wenig Brauchbares geboten. Spreu von Weizen zu sondern ist daher Hauptaufgabe des sozialen Hygienikers. Die Schwierigkeiten sind ja in der Tat nicht gering, wenn man bedenkt, dass die Gelehrten über einige Kardinalpunkte noch nicht einig sind. Während auf der einen Seite Hygieniker vom Range eines Max Gruber für vollkommene geschlechtliche Abstinenz sind, wobei sie diese als unbedingt unschädlich für Männer und Frauen hinstellen, verkündete auf der anderen Seite der Professor für Nervenkrankheiten Erb *urbi et orbi*, dass er die Abstinenz für schädlich halte. Was also soll man glauben? Es ist wohl nicht anmassend, wenn man als sozialhygienischer Praktiker erklärt, dass man in dieser Sache einmal zu einem Axiom gelangen muss, wenn man der Hygiene des Geschlechtslebens so die Wege ebnen will, wie man die Hygiene anderer Gebiete ausgebaut hat. Freilich wäre es richtig, dass die Enthaltsamkeit den besten Schutz gegen jede Geschlechtskrankheit bieten würde, und Gruber hat, als er an die

studierende Jugend Flugschriften verteilen liess, sie solle sich vom Geschlechtsgenuss enthalten, den besten Schutz vorgeschlagen. Aber diesem theoretischen Vorschlag fehlt es an — praktischer Erkenntnis. Es wäre gerade so richtig zu sagen, jede Bleiweiss- und Quecksilbervergiftung wäre unmöglich, wenn man sich nicht mit einer Arbeit abgibt, die diese Gefahren bringt, und es wäre ebenso zutreffend, dass jeder Unfall bei einem Gewerbe unmöglich wird, wenn man es nicht ausübt. Freilich wird man dem entgegenhalten, dass die genannten Gewerbe notwendig sind, während der Geschlechtsgenuss eben nur ein Genuss und keine Notwendigkeit sei.

Es fragt sich also: Ist es richtig, dass 1. der geschlechtsreife Mann, 2. das geschlechtsreife Mädchen ohne Schädigung die geschlechtliche Abstinenz üben kann? Wenn man die Tierwelt zum Vergleich heranzieht, so findet man, dass die Tiere, an denen ja die Kultur noch wenig Veränderung in ihren Trieben hervorgerufen hat, wenigstens 1 bis 2mal einen intensiven, kaum zu bezähmenden Geschlechtstrieb entwickeln, und dass sie zu der Zeit dieser *Läufigkeit* bösartig, ja dass einige Männchen und Weibchen unter diesem nicht befriedigten Triebe krank werden können. Wie ist es nun beim M a n n e ? Sicherlich wird die Abstinenz in vielen Fällen bis zum 24., ja sogar bis zum 30. Jahre ohne besondere Folgen ertragen, aber es ist eine Tatsache, dass bei einer grossen Serie abstinenter Männer gewisse nervöse Reizerscheinungen von verschiedener Intensität eintreten können, die oft die unangenehmsten Folgezustände hervorrufen. Beim M ä d c h e n kann die Abstinenz Bleichsucht, nervöse Reizbarkeit, Hysterie usw. hervorrufen. Daher haben einige Autoren wie Marcuse-Berlin bei jungen Mädchen sogar den Koitus als therapeutisches Mittel bei Gesundheitsstörungen, die er *Abstinenzerscheinungen* nannte, empfohlen. Wäre man also in einer tadellosen Welt, könnte man den normalen Geschlechtsgenuss dort, wo er als Begierde oder als unbezähmbarer Trieb auftritt, im m ä s s i g e n Grade bei gesunden Heterosexuellen empfehlen, das heisst, man könnte sich dann dem 1- bis 12mal im Jahre auftretenden Trieb nicht als Verbietender entgegenstellen. Es wurde nämlich nachgewiesen, dass dieser Trieb bei normalen Menschen höchstens 12mal als sogenannt *unüberwindbar* auftritt. Aber die Frage, bei wem die Männer ihrem Geschlechtstrieb obliegen sollen, und von wem die Frauen ihren Geschlechtstrieb befriedigen lassen sollen, ist bei Kenntnis der gesellschaftlichen Zustände beinahe unlösbar. Man kann unmöglich als Arzt dem Jüngling und Manne die Prostituierte anraten, und man kann beim besten Willen nicht so brutal sein die Defloration einer Jungfrau oder den Ehebruch bei einer gesunden Ehefrau zu empfehlen. Man überlässt es daher leider der Intelligenz, der Moral, dem Charakter des einzelnen, wie er sein Sexualproblem löst. Wenn man bloss Phrasen gebrauchen will, kann man ja dem geschlechtsreifen Individuum das Heiraten empfehlen, aber wer kann das Zölibat als Produkt der sozialen Verhältnisse durch eine Phrase als Ratschlag aus der Welt schaffen? Wenn sich der reiche Mann mit der bloss für ihn reservierten Maitresse hilft, so kann der arme Mann, wenn ihn der sexuelle Teufel plagt, leider nur zum Konkubinat oder zur Prostituierten greifen.

Es bleibt also dem Arzt als Sexualhygieniker nichts anderes übrig als die Abstinenz als kleineres Übel zu empfehlen, sofern sie halbwegs möglich ist, für den Fall jedoch, dass diese Abstinenz nicht zu erreichen ist, mit welchem Umstand der Praktiker rechnen muss, die nötigen Vorsichtsmassregeln beim ausserehelichen und ehelichen Geschlechtsgenuss anzuempfehlen. Warum aber werden diese Massregeln nicht in den weitesten Kreisen bekannt gemacht? Weil man in der Tat fürchtet, den Geschlechtsgenuss als zu Recht bestehend anzuerkennen und für ihn Stimmung zu machen. Das ist indes ganz falsch. Selbst diejenigen, die die Prostitution unter allen Umständen prinzipiell abolitioniert wissen wollen, sind nicht alle der Ansicht, wie sie einige dem praktischen Leben ganz entrückte ultraabolitionistische Katastrophenpolitiker hegen, dass man keine Vorsichtsmassregeln lehren dürfe, weil alle Männer und Frauen sich durch die Schutzvorrichtungen in Sicherheit wiegen könnten, während sie sich doch unbedingt der grossen Gefahr des ausserehelichen Koitus bewusst sein sollten. Solche Meinungen sind ja recht schön, aber der Arzt muss als Hygieniker nicht mit Gefühlen, Charakter, Drohungen usw. sondern mit den praktischen Verhältnissen rechnen. Wenn ein Familienvater trotz seiner Frau noch anderen Geschlechtsverkehr sucht, so wird der Arzt als Ethiker dieses vielleicht verdammen müssen, als

Hygieniker müsste er dennoch diese Sünde so viel als möglich gefahrlos machen; denn sonst ist es möglich, dass dieser Sünder sich ausserehelich infiziert, dass er ferner seine unschuldigen Familienangehörigen ansteckt, und dass er durch den gesellschaftlichen Verkehr auch für seine Mitmenschen zur Gefahr wird. Selbst Blaschko, der von einem reglementierungsanhängerischen Saulus zu einem abolitionistischen Paulus geworden ist, sagt, dass man demjenigen, der trotz aller Warnungen auf die stürmische Flut hinausfährt, dann, wenn er sich unbedingt nicht abhalten lässt, einen »Rettungsgürtel« mitgeben solle; er werde zwar nicht sicher helfen, aber es sei besser, wenn man ihn mithat.

Es folgt also aus diesem sehr gut gewählten Gleichnis des bedeutenden Syphilidologen, dass man die Prophylaxe der Geschlechtskrankheiten zwar mit sozialen Mitteln betreiben solle, dass man aber in unmittelbarster Linie auch medizinisch-prophylaktische Massregeln für den im Prinzip zu bekämpfenden ausserehelichen Geschlechtsgenuss treffen soll. Hierzu bedarf es ja weder beim Manne noch beim Weibe ausserordentlicher Intelligenz. Am besten wäre es freilich, wenn man, wie Hueppe-Prag anrät, die Jugend und selbst die Erwachsenen durch Sport und sonstige Ablenkungen dem Geschlechtsgenusse abspenstig zu machen versuchte, aber dort, wo es nicht gelingt, müssen die Verhütungslehren der Geschlechtskrankheiten gekannt sein. Was nützt es denn, wenn die geschlechtlich Erkrankten auf den Abteilungen und Polikliniken für Geschlechtskrankheiten Belehrungsblätter für sexuelle Erkrankungen erhalten? Dann ist es ja eigentlich zu spät. Man muss also direkt im Volke folgende Thesen verkünden: 1. Die geschlechtliche Abstinenz ist nach einer Reihe von Autoren im allgemeinen unschädlich sowohl bei Männern als auch bei Frauen und ist daher zu empfehlen. 2. Der aussereheliche Beischlaf ist mit grossen Gefahren für den einzelnen sowohl als auch für seine nächste Umgebung verbunden und kann unter Umständen ewiges Siechtum bringen, zum mindesten eine lange Zeit der Krankheit, ihm ist daher im allgemeinen zu widerraten. 3. Für den Fall jedoch, wo sich durch ausserordentliche Umstände die unüberwindliche Begierde oder Notwendigkeit eines ausserehelichen Beischlafes ergibt, sind folgende Vorsichtsmassregeln zu empfehlen: a) Unbedingte Reinlichkeit der Genitalien durch Waschung vor und nach dem Koitus, womöglich mit leicht erhältlichen desinfizierenden Mitteln (Borsäure, übermangansaures Kalium, Chinosol und vielen anderen Mitteln, da ja gerade die Industrie von Desinfizientien heute eine ungeheure ist); und zwar sollen Mann als auch Frau diese Reinigung vornehmen. Am besten wäre freilich Sublimatwaschung, allein das Sublimat ist eine stark giftige Substanz, die man Laien nicht gut anvertrauen kann. b) Instillation einer mehrprozentigen Lösung von Protargol, Argonin, Ichthargan oder eines anderen gonokokkentötenden antiseptischen Präparats in das *Orificium urethrale,* das ist beim Eingange der Harnröhre, da möglicherweise sich der Gonokokkus noch vorn bei der Harnröhrenmündung befinden kann. c) Am besten gegen die Infektion ist die Benutzung eines Condoms, obwohl der stete Gebrauch eines solchen nach fast sämtlichen Autoren sowohl beim Manne als auch beim Weibe ausserordentlich nervöse Reizerscheinungen und Erkrankungen der Genitalien nach sich zieht. In Kopenhagen sind beispielsweise an öffentlichen Plätzen Automaten aufgestellt, durch die man Präservativs gegen Einwurf eines kleinen Geldstückes erhält.

Die Folgen der Onanie zu schildern ist überflüssig, da sie selbst unter Mindergebildeten bekannt sind. Aber die Bekämpfung dieses Übels ist deswegen so schwer, weil unsere Sexualpädagogik bisher eine äusserst mangelhafte ist. Es wäre direkt eine Notwendigkeit, wenn Schulärzte in allen Schulen die Jugend in vernünftiger Weise über die Gefahren der Onanie aufklären würden, wie sie überhaupt in geschlechtlichen Dingen belehrend und aufklärend auftreten müssen. Es geht einmal nicht mehr an, dass die Kinder in sexueller Beziehung Autodidakten werden, oder dass sie im Heranwachsen von der trübsten Quelle ihre Aufklärung erhalten. Es ist nach den Berichten einer Reihe von Autoren möglich auch die Onanie zu bekämpfen, indem man die Jugend durch Jugendspiele, sportliche Veranstaltungen usw. von dem Laster entwöhnt.

Über die Gefahren des unterbrochenen Beischlafs sind die Meinungen nicht mehr geteilt: Alle Fachmänner wissen, dass bei beiden Geschlechtern der *Coitus interruptus* oder *reservatus* eine Summe von nervösen Reizerscheinungen und Störungen hervorruft. Der *Coitus*

interruptus erfolgt: 1. Um bei ledigen Frauen eine Konzeption überhaupt zu vermeiden; 2. um bei verheirateten den Kindersegen zu verhüten; 3. weil manchen der Gebrauch von Condoms ekelhaft ist. Man wird daher auch in dieser Beziehung aufklärend wirken müssen, dass der abgebrochene Beischlaf eine schwere Schädigung des einzelnen, eine Degeneration jedoch für die Nachfolger bedeutet. Die Literatur bietet uns zahlreiche Beispiele von spezifischer Degeneration derjenigen Familien, von deren Vätern neben dem normalmässig verlaufenen Koitus auch der *Coitus interruptus* vollzogen wurde. Man muss ferner dahin aufklärend wirken, dass man den Beischlaf nicht bis in die letzte Zeit vor der Entbindung vollstrecken lässt, weil hieraus schwere Schädigungen für die Frau resultieren können. Ebenso muss gegen den brutalen frühzeitigen Beischlaf nach der Entbindung überall Stellung genommen werden. Fälle, dass ein tollwütender Mann einen Tag n a c h der Entbindung eine Frau, an der die Dammnaht gemacht wurde, zum Koitus zwingt, dürfen sich ganz einfach nicht mehr ereignen. Das kann dann doch die Aufklärung bewirken.

× ×

Kurze Chronik Die *Österreichische Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten* veranstaltete eine E n q u e t e über die Geschlechtskrankheiten, die zwar nicht sonderlich ergiebig war, aber einige gute Referate brachte. × Der *Verband der Arbeiterschaft der chemischen Industrie* und die *Österreichische Gesellschaft für Arbeiterschutz* haben an die österreichische Regierung eine Denkschrift über die Notwendigkeit des W e i s s p h o s p h o r v e r b o t s gerichtet, an der der ebenso fleissige wie verständige Teleky hervorragenden Anteil hat. × In Giessen wird vom 3. bis 6. August ein Kursus über F a m i l i e n f o r s c h u n g und Vererbungstheorie abgehalten werden. Es wird hierbei die angeborene Anlage und ihre Bedeutung für das Gebiet der Psychiatrie und Psychologie, aber auch der Pädagogik (mit Berücksichtigung des angeborenen Schwachsinnes und der Kriminalpsychologie) gelehrt werden.

× ×

Literatur Eine wichtige Neuerscheinung ist das Buch des bekannten Sozialstatistikers A l f r e d v o n L i n d h e i m *Saluti iuventutis* /Wien, Deuticke/, das in der sozialpädagogischen Rundschau der *Sozialistischen Monatshefte* (1907, 2. Band, pag. 973) bereits erwähnt wurde. Es schildert den Zusammenhang körperlicher und geistiger Entwickelung in den ersten 20 Jahren des Menschen. Diese Arbeit des Verfassers, der schon durch sein Buch *Saluti aegrorum* /1906/ weiteren Kreisen bekannt wurde, ist deshalb so interessant und grundlegend, weil es die wichtigen Kapitel der Abstammung (Vererbung, Genie und Vererbung, Geistesstörungen und Vererbung, Alkoholismus und Abstammung) in amtliches Zahlenmaterial verwandelt, welches eine klare Sprache spricht. Er schildert die Gefahren und Krankheitsmöglichkeiten der ersten 2 Lebensjahre, das sogenannte *neutrale Kindesalter* bis zum Schulbesuch, die Hygiene der Schule, die Zeit der Reife (Erwachen des Geschlechtstriebes, Hang zur Selbstbefriedigung, Verbreitung der Geschlechtskrankheiten, Zusammenhang von Syphilis und Tabes und Paralyse), bespricht das schwierige Kapitel der Sexualpädagogik. In einem weiteren Kapitel stellt Lindheim den körperlichen und sittlichen Verfall der Jugend als Folgen der Verwahrlosung dar und leitet daraus die psychischen Störungen und moralischen Minderwertigkeiten ab, den körperlichen und geistigen Verfall der Jugend in den vermögenden Klassen. Als Hauptkapitel ist die Abhandlung über die Reform der Jugendfürsorge zu betrachten. Endlich stellt Lindheim konkrete Forderungen, die er als Notwendigkeiten von Staat und Gesellschaft verlangt. Jeder einzelne Abschnitt ist unter Mithilfe bedeutender Fachmänner ausgearbeitet. Das Buch ist für jeden fortschrittlich gesinnten und sozial denkenden Menschen eine Fundgrube von ausgezeichneten Thesen. Allerdings ist nicht alles neu, was der Verfasser verlangt und fordert, die Sozialdemokratie hat derartige Punkte schon längst in das politische Programm aufgenommen. Um so mehr muss der liberale Autor hierfür gelobt werden. × Das hervorragende, von Dr. Theodor Weyl-Charlottenburg herausgegebene *H a n d b u c h d e r A r b e i t e r k r a n k h e i t e n* /Jena, Gustav Fischer/ bringt zum erstenmal eine Zusammenfassung der Arbeiterkrankheiten, wie man sie in den letzten Jahren beobachtete. Die wissenschaftliche Bearbeitung der Berufskrankheiten ist freilich noch lange nicht vollkommen, die einzelnen Autoren, die sich damit beschäftigen, noch sehr dünn gesät. Weyl, der sich schon durch seine Schrift über

soziale Hygiene grosse Verdienste erworben hat, hat auch mit diesem Buche Vorzügliches geleistet. Allerdings sind nicht alle Kapitel gleich vollkommen, weil sich bei gewissen Berufszweigen erst die Beobachter der Krankheiten in dem letzten Quinquennium eingestellt haben. Nach einer allgemeinen sozialstatistischen Einleitung werden die Krankheiten der Bergleute und Tunnelarbeiter (Lindemann-Bochum), der Arbeiter in Blei-, Silber-, Zink- und Quecksilberhütten (Laureck-Gelsenkirchen), der Eisenarbeiter (Röpke-Solingen), Metallarbeiter (Zadek-Berlin), Klempner (Schütte-Magdeburg), chemischen Arbeiter, Petroleumarbeiter und Gummiarbeiter (Weyl), der Arbeiter in Margarine- und Kerzenfabriken (Schreiber dieses), der Phosphorzündhölzchenarbeiter (Teleky-Wien) usw. angeführt und beschrieben. Jeder Sozialhygieniker, Sozialpolitiker, jeder in politischen Stellungen befindliche Parteigenosse wird dieses Werk lesen und seine Konsequenzen daraus ziehen müssen. Ich werde darauf noch genauer zurückkommen. × Eine kurze kritische Besprechung der modernen Bekämpfungsarten der Prostitution will die Broschüre des Schreibers dieses *Prostitution in Theorie und Wirklichkeit* /Wien, Deubler/ sein.

KUNST

Dichtkunst / Max Hochdorf

Zolas Nachlass Eine tiefe Verstimmung liegt gegenwärtig über den französischen Geistern. Sie fühlen sich in die Enge getrieben durch den ethischen Reichtum, durch die herrliche Anbetungskraft des Wahren, die Emile Zola in seinem Leben bewegten; und in ihrer Angst werden die Armen zu aufsässigen, blinden Kampfhähnen. Noch vor kurzem hat Anatole France in der Vorrede zu seiner Jeanne d'Arc-Biographie, die jetzt im Verlag Calman Lévy zwei riesige Bände umfasst, ein hohes Lied des ewigen Friedens gesungen. Die humanitäre Lauterkeit hat er gefeiert und gesagt, wie sein ganzes Lebenswerk im Hinstreben zu solchen Zielen kreiste. Sein Buch ist in tausend Händen, seine Gedanken und seine Sehnsucht werden erfreulich gefunden, und man vergisst, dass dieser lebende Wahrheitsherold nur im Tone des grossen Seligen sprach, den man jetzt in Frankreich unglaublich schändet.

Zola soll in das *Panthéon* überführt werden, in jenen Friedhof der Kulturen und der Kulturträger, in jenes traurige Gewölbe, dessen ewiger Schatten die lichtesten Gemälde verdunkelt. Das ist die Absicht von Schwärmern, die nicht anders als mit dekorativem Prunken einen Grossen feiern können. Die Schwärmer sind jedoch gute, warmherzige Menschen, und darum sei ihnen solch Wille nicht gescholten. Nun nennen aber ekelhafte Hetzer diesen mächtigen, unsterblichen Zola einen Schmutzfinken, ein Gräuel und eine Schande, und zu seiner Kränkung übers Grab hinaus wird die französische Nation aufgerufen. Das ist so dumm, so gemein, wenn man sich zur Abwehr derartiger Vorwürfe noch einmal den Menschen und auch den Schriftsteller vor die Seele stellt. Gerade jetzt ist das möglich, da unveröffentlichte Arbeiten Zolas in mehreren Nummern der *Revue* stehen, da der Verlag Fasquelle Briefe des Toten an Freunde und Vertraute herausgibt. Zola ist nicht nur von den Moralisten nicht anzutasten, er ist auch für die strengsten Kunstrichter ein ganz Grosser. Er hat in diesen jetzt veröffentlichten Dokumenten die Skizzen gezeigt, die er seinen vier grossen Romanen von der Wahrheit, von der Gerechtigkeit, von der Fruchtbarkeit und von der Arbeit zu grunde legte. Und hier wird ein so umfassender Schöpfer, ein phantastisch so weit begabter Künstler offenbar, dass man bald oder fast versäumt in dem schon Vollendeten die Mängel zu sehen, insbesondere die mechanische Symmetrie im Roman von der Fruchtbarkeit, der ein Evangelium der Kaninchen ist, zu tadeln. Ferner staunt man in diesen Briefen über die leidenschaftliche Selbstzucht, die Zola an sich übte. Er opferte sich seiner Begabung, und so gelang ihm das meiste. Vor allem jedoch gelang es ihm die physische Existenz der Menschheit an kolossalen Beispielen zu dichten, am Leben verbleibend, in das Leben eintauchend und nicht in die Grübelei, die keine eherne Wahrheitsgründigkeit besitzt.

× ×

Kurze Chronik *Weltstimme* heisst der auf die *Steinerne Stadt* folgende Band ungebundener Verse Ernst Schurs; E. W. Bonsels in München gab dem Buche ein feierliches Gewand. × Bei Albert Langen in München sind in vollständiger Sammlung Björnstjerne Björnsons lyrische Gedichte erschienen. Die paar Worte, die Julius Elias zur Einleitung schrieb, sind schön gesetzt und klug.

KULTUR

Technik / Heinrich Lux

Gichtgase So gut wie alle technischen Probleme haben in dem vergangenen Jahrhundert wenigstens prinzipiell ihre Lösung gefunden. Notgedrungen muss sich der Erfinder unserer Tage deshalb darauf beschränken die grundlegenden Erfindungen des vergangenen Jahrhunderts weiter auszubauen und zu vertiefen, mühsame Kleinarbeit zu leisten, die dem Laien kaum beachtenswert erscheint, die aber nicht minder bedeutungsvoll ist als die Formulierung und Lösung der grossen Probleme selbst; denn diese Arbeit ist darauf hin gerichtet Energie, Stoff und Zeit zu sparen. Gar manche Erfindung erhält überhaupt erst durch solche Ersparnisse volkswirtschaftliche Bedeutung. So wäre beispielsweise die Leuchtgaserzeugung gegenüber der Elektrizitätserzeugung kaum konkurrenzfähig, wenn die Abfallstoffe und Nebenprodukte wie Koks, Teer und Ammoniak nicht rationelle Verwertung finden könnten. Fast die gesamte deutsche Eisenproduktion würde unlohnend sein, wenn noch in der gleichen Weise wie etwa vor dreissig Jahren mit dem Brennmaterial verschwenderisch umgegangen würde.

Noch in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurden die bei der Eisenverhüttung im Hochofen entstehenden Gase, die sogenannten *Gichtgase*, einfach verbrannt. Gewaltige Flammen loderten aus den Hochöfen zum Himmel, und Millionen Kubikmeter Gas wurden jahraus jahrein nutzlos vergeudet. Durch die rationelle Verwertung der Hochofengase könnten allein in Deutschland zirka 1 Mill. ständig wirkender Pferdestärken gewonnen werden, und in den Koksbrennereien noch ¼ Mill. Ganz neue Industrieen liessen sich in Deutschland begründen, wenn es gelänge dieser Verschwendung Herr zu werden, vor allem aber liesse sich die Eisenverhüttung selbst wesentlich rationeller und billiger gestalten. Die Ausnutzung der Gichtgase ist deshalb auch ein technisches Problem von gewaltiger, volkswirtschaftlicher Bedeutung. Die Lösung ist prinzipiell einfach, denn es ist nur nötig die Gichtgase in Gasmotoren zu verbrennen und die gewonnene mechanische Energie in Elektrizität zu verwandeln, die dann weiter verteilt werden könnte. In der Praxis stellten sich der Lösung dieser Aufgabe aber sehr erhebliche Schwierigkeiten entgegen. Die Gichtgase enthalten nämlich neben grossen Mengen schwefliger Säure, die überaus schädlich wirkt, vor allem noch Flugasche, die sehr bald die Gasmotoren vollständig verdirbt. Die grösste Schwierigkeit aber bestand darin, dass bis vor einigen Jahren Gasmotoren nur in kleineren Grössen hergestellt werden konnten. Durch die Konstruktion von Grossgasmotoren für Leistungen von 1000 bis 2000 PS, wie sie gegenwärtig von verschiedenen Firmen gebaut werden, ist die letztere Schwierigkeit nunmehr allerdings behoben, so dass jetzt ernstlich an die volkswirtschaftliche Ausnutzung der Gichtgase herangetreten werden kann. Hatten sich die Eisenhütten bisher im wesentlichen darauf beschränkt mit Hilfe von kleineren Gichtgasmotoren nur die für den Eigenbedarf benötigte motorische Kraft zu erzeugen, so können sie nunmehr daran gehen diese Kraft auch für grössere Bezirke rationell zu verteilen. Da hierfür natürlich nur die Elektrizität in betracht kommt, so wird in den rheinischen und westfälischen Hüttenbezirken eine wesentliche Verbilligung der Elektrizität die Folge sein. Damit ist aber auch die Möglichkeit gegeben in diesen Bezirken die bisherigen Lokomotiveisenbahnen in elektrische Eisenbahnen zu verwandeln.

× ×

Elektrische Vollbahnen Auf das gleiche Ziel steuern die schwedischen Eisenbahnen hin. Bei dem grossen Reichtum an kontinuierlichen Wasserkräften ist dieses Ziel in Schweden erheblich leichter als in anderen Ländern zu erreichen. Die grosse Bedeutung dieses technischen Umwandlungsprozesses liegt allerdings nicht auf technischem sondern auf sozialem Gebiete. Denn entschliesst sich ein Land, auf seinen Eisenbahnen durchweg den elektrischen Betrieb unter Ausnutzung vorhandener Naturkräfte einzuführen, so erscheint die Überführung dieser Naturkräfte in Gemeinbesitz die notwendige Voraussetzung, und die staatliche Monopolisierung der Elektrizitätserzeugung ergibt sich dann von selbst.

× ×

Kraftmaschinen im Schiffsbetrieb Die gegenüber der Dampfmaschine erheblich günstigere Ausnutzung des Brennstoffes in den Verbrennungskraftmaschinen, den Gas- und Petro-

leummotoren, hat bereits verschiedentlich den Gedanken nahegelegt, auch die Schiffsdampfmaschine durch den Gasmotor zu ersetzen, da bei gleichem Laderaume für den Brennstoff der Aktionsradius der Schiffe ganz erheblich vergrössert wird. Von besonderer Bedeutung ist hier der sogenannte *Sauggasmotor*, der sich, entsprechend seinem Verbrauch, die erforderliche Gasmenge in einem sehr einfachen Verfahren selbst erzeugt. Bei diesen Sauggasmotoren ist bei voller Leistung der Sauggasmaschine der Verbrauch an Brennstoff nur etwa 0,4 mal so gross wie bei der gewöhnlichen Dampfmaschine, und für den ganzen benötigten Raum ergibt sich eine Ersparnis von zirka 15 bis 20 %. Freilich eignet sich der Gasmotor nicht besonders gut als Schiffsmaschine, da er sich nicht umsteuern lässt, und da er vor allem nicht mit der Leichtigkeit, wie dies bei der Dampfmaschine der Fall ist, eine Veränderung der Umlaufsgeschwindigkeit zulässt. Bei kleineren Schiffsgasmotoren behilft man sich deshalb durch Einfügung von Zwischen- und Wendegetrieben, um die Geschwindigkeit und die Fahrrichtung einstellen zu können. Bei grösseren Maschinen zieht man zweckmässig elektrische Maschinen zur Erreichung des gleichen Zweckes heran, wodurch die ganze Anlage freilich wieder erheblich komplizierter und auch teurer wird. Aus diesem Grunde wird gegenwärtig eifrig daran gearbeitet der Gasmaschine die gleichen Eigenschaften zu verleihen, durch die die moderne Dampfmaschine sich auszeichnet, nämlich die direkte Umsteuerbarkeit und die Regulierfähigkeit. Wenngleich die zu bewältigenden Schwierigkeiten auch ausserordentlich gross sind, so sind sie doch nicht unüberwindlich; und da die Lösung des Problems von ganz gewaltiger Bedeutung für den Schiffsverkehr sein würde, so bietet der zu erwartende Gewinn in sich bereits Anreiz genug, die diesbezüglichen Versuche energisch durchzuführen.

X X

Stufenbahnen Auch in anderer Hinsicht stellt die Entwickelung des Verkehrswesen immer neue Aufgaben. Für die rapide Ausdehnung aller unserer Grossstädte wird die Ermöglichung des Schnellverkehrs innerhalb der Stadt selbst immer dringendere Notwendigkeit. Dazu müssen natürlich die Verkehrsmittel aus dem Strassenniveau heraus verlegt werden. Hochbahnen und Untergrundbahnen werden deshalb auch in allen modernen Grossstädten gebaut oder wenigstens projektiert. Aber auch diese Mittel können auf die Dauer nicht genügen, wenn man nicht von vornherein auf den viergleisigen Ausbau der Bahnen Rücksicht nimmt. Zwei Gleise dienen dann dem Schnellverkehr, die beiden anderen dem reinen Lokalverkehr. Zu dem viergleisigen Ausbau, besonders der Untergrundbahnen, kann man sich aber wegen der sehr erheblichen Steigerung der Kosten nur schwer entschliessen, zumal schon die zweigleisigen Untergrundbahnen nicht besonders rentabel sind. Abgesehen von der Berliner Hoch- und Untergrundbahn, die ein ausserordentlich rentables Unternehmen ist, verzinst sich das in Untergrundbahnen angelegte Kapital in New York und in London kaum mit 4 %. Es gibt nun ein Mittel sowohl die Anlagekosten als auch die Betriebskosten erheblich zu vermindern und dabei doch noch die Leistungsfähigkeit der Bahnen wesentlich zu steigern. Das ist der Ausbau der Hoch- respektive Untergrundbahnen als Stufenbahnen, bei denen sich mehrere, meist drei verschiedene, ununterbrochene Plattformen parallel mit einander aber in verschiedener Geschwindigkeit bewegen. Eine solche Stufenbahn hält niemals an. Es kommen also die bedeutenden Energieverluste, die für Bremsen und Anfahren der Züge in Kauf zu nehmen sind, vollständig in Fortfall. Es ist kein Luftwiderstand zu überwinden, und es ist ein erheblich geringeres Gewicht, auf den einzelnen Sitzplatz berechnet, zu bewegen als bei den gewöhnlichen Zügen. Dieses Gewicht beträgt beispielsweise per Sitzplatz bei der New Yorker Untergrundbahn 600 kg, bei der Hochbahn 400 kg. Bei der Stufenbahn würde es nur zirka 215 kg betragen. Die Brems- und Anfahrverluste, die bei den gewöhnlichen, elektrischen Strassenbahnen beinahe zwei Drittel der gesamten, aufzuwendenden Energie betragen, fallen bei der Stufenbahn gänzlich weg, dafür sind allerdings die Reibungsverluste wegen der höheren Räderzahl der Bahn etwas grösser. Trotzdem braucht eine Stufenbahn für je 26 Sitzplätze nur 1 KW, während bei Hochbahnen nahezu 30 KW, bei Untergrundbahnen nahezu 50 KW gerechnet werden müssen. Diese augensichtliche, wirtschaftliche Überlegenheit hat deshalb auch ein amerikanisches Konsortium veranlasst eine unterirdische Stufenbahn

für New York zu projektieren, die die ganze Manhattaninsel durchqueren sollte. Das Projekt war bereits vollständig gesichert. Der grosse amerikanische Finanzkrach hat aber leider die Ausführung wieder verzögert. Wahrscheinlich wird es aber doch noch eher zur Ausführung gelangen als die zahlreichen für Berlin projektierten Hoch- und Untergrundbahnen, deren Inangriffnahme vielleicht unsere Enkel erleben werden.

X X

Einschienenbahnen Ein anderes System die Anlagekosten unserer Eisenbahnen zu verringern besteht in der Beschränkung auf nur eine einzige Schiene, auf der die Wagen allerdings balancieren müssen, wenn ihr Schwerpunkt nicht unterhalb der Schiene wie bei den Schwebebahnen angeordnet wird. Das Mittel die Wagen auf der einzigen Schiene balancieren zu lassen gibt uns der rasch rotierende Kreisel an die Hand, der das Bestreben hat dauernd seine Rotationsebene zu erhalten. Nach einem Vorschlage Louis Brennans, der einen Modellwagen der *Royal Society* in London vorgeführt hatte, befinden sich im Wagen selbst zwei mit sehr grosser Geschwindigkeit, aber in entgegengesetztem Sinne rotierende, schwere Schwungräder, die von Elektromotoren angetrieben werden. Diese Schwungräder sind in luftleer gemachten Räumen angeordnet, um Luft- und Lagerreibung zu beschränken. Selbst nach Abstellung der Betriebskraft sollen die Kreiselräder noch mehrere Stunden lang rotieren, ehe sie zu völliger Ruhe kommen. Mit derartigen Kreiseln ausgestattet wird sich ein Wagen also, gleichgültig ob er sich in Ruhe befindet oder in raschester Bewegung dahinfährt, auf einer einzigen in der Wagenachse angeordneten Schiene im Gleichgewicht zu erhalten vermögen. Er wird aber auch mit voller Geschwindigkeit die engsten Kurven durchlaufen können. Die Versuche mit einem von einer Person besetzten Wagen sind sehr günstig verlaufen; trotzdem glaube ich nicht, dass sich dieses Prinzip bei Eisenbahnen rasche Einführung in die Praxis wird erzwingen können. Dazu erscheint es selbst Technikern doch zu fremdartig, obwohl die Bewegung aller unserer Himmelskörper gelehrt hat, dass es sich im Grunde ganz vorzüglich bewährt.

X X

Kurze Chronik Die Entwickelung der Elektrizitätswerke in Deutschland wird durch folgende Zahlen charakterisiert: Im Jahre 1895 waren 180 Zentralen mit einer Gesamtleistung von 46573 KW vorhanden. Im Jahre 1907 betrug die Zahl der Elektrizitätswerke 1530 mit einer Gesamtleistung von 858841 KW. Hiervon kommen allein auf Berlin 150700 KW, also mehr als ein Sechstel. Im Jahre 1895 waren an sämtliche Zentralen 602986 Glühlampen, 15396 Bogenlampen und 10254 PS Elektromotoren angeschlossen. Im Jahre 1907 betrug der Anschlusswert 9736563 Glühlampen, 178912 Bogenlampen und 582862 PS Elektromotoren. X An Stelle des bisher allgemein üblichen Antriebes von Maschinen vermittelst Lederriemen führt sich allmählich die Kraftübertragung durch Stahlbänder ein. Für Übertragung von rund 150 PS kann bei dem Stahlbandantriebe bis auf 10 mm Breite herabgegangen werden. In den Fällen, in denen Lederriemen bis 600 mm Breite verwendet wurden, werden jetzt Stahlbänder von 100 mm Breite verwandt.

X X

Literatur Vor einigen Monaten erschien das im Auftrage des *Vereins deutscher Ingenieure* verfasste, gross angelegte Werk C. Matschoss' *Die Entwickelung der Dampfmaschine* /Berlin, Springer/. Auf diese hervorragende und grundlegende Arbeit wird noch zurückgekommen werden. X Der Vorsteher des photometrischen Laboratoriums der *Physikalisch-technischen Reichsanstalt*, Dr. Emil Liebenthal, der persönlich grosse Verdienste an dem Ausbau der Photometrie hat, behandelt in seinem Buch *Praktische Photometrie* /Braunschweig, Vieweg/ in mustergültiger Weise deren wissenschaftliche Grundlagen und praktische Aufgaben. X In der verdienstvollen, in dieser Zeitschrift bereits mehrfach erwähnten populären Sammlung *Aus Natur und Geisteswelt* /Leipzig, Teubner/, die alle Wissenszweige in leicht fasslicher Weise behandelt, sind folgende Bändchen neu erschienen: Dr. R. Blochmann *Grundlagen der Elektrotechnik*, J. Bruhns *Die Telegraphie in ihrer Entwickelung und Bedeutung*, H. Thurn *Die Funkentelegraphie*, W. Brusch *Die Beleuchtungsarten der Gegenwart*.

VERANTWORTLICH FÜR DIE REDAKTION HERMANN REHLÄNDER IN REHFELDE · VERLAG DER SOZIALISTISCHEN MONATSHEFTE G. M. B. H. IN BERLIN · DRUCK: VEREINIGTE VERLAGSANSTALTEN GUSTAV BRAUNBECK & GUTENBERG-DRUCKEREI A. G. IN BERLIN